DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

Digitized by Google

WITH THE INCOME
FROM THE
DOWMENT FUND
THE GIFT OF
ry W. Sage
1891
2410/1898

Digitized by Google

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 087 700 567

Digitized by Google

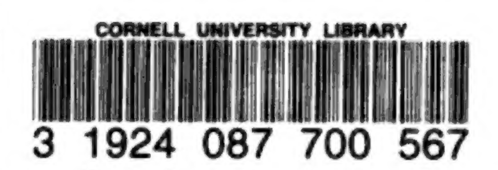
A.P
30
D486

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A.118098 24/10/1898

Digitized by Google


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 087 700 567

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang. — Dritter Band.

(April bis Juni 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

A.118098

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgang II.

(April bis Juni 1878.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Hermann Lingg: Die beiden Wagenlenker, Novelle 1
Emanuel Geibel: Zwei Episteln des Horaz 26
Heinrich Brugsch Bey: Die Mysterien der alten Aegypter 28
Justus von Liebig: Aus Briefen von Justus von Liebig an F. Wöhler . 43-54. 173-186
Paul Heyse: Die Judith des Cristofano Allori 141
Max v. Pettenkofer: Ueber Wasserversorgung 145
Levin Schücking: Ein Culturkämpfer, Erzählung 158-173. 281-298
H. Vambéry: Erinnerungen an Midhat Pascha 186
Richard Fleischer: Ein Abend beim Fürsten Bismarck 195
G. A. von Kloeden: Die untergegangene Atlantis 299
Heinrich Viehoff: Zur Realschulfrage 313
v. d. Goltz: Der christliche Staatssozialismus 322
Georg Rosen: Die Südslaven 340

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.

J. C. Bluntschli: Der russisch-türkische Friede und der europäische Friede 55
J. von Schulte: Der Papstwechsel kirchenpolitisch betrachtet 201
J. C. Bluntschli: Deutsche Träume über die orientalische Frage 363

National-Oekonomie und Statistik.

E. Laspeyres: Wirthschaftliche Rückblicke auf das Jahr 1877 58
— — Volkswirthschaftliche Enquêten 206
— — Einfluß der Getreide-Ernten auf die Getreide-Preise 406

Handel, Gewerbe und Industrie.

Josef Landgraf: Die ökonomische Bedeutung der Baarzahlung 65
— — Die Concentration der Baarzahlungsbestrebungen in Deutschland . . 210
— — Zur Geschichte eines „volkswirthschaftlichen Staatsraths“ in Deutschland 412

Landwirthschaft.

R. Birnbaum: Die höhere Besteuerung des Tabaks und die Landwirthschaft 69
— — Monopol oder Verbot des Tabakbaues 215
E. Werner: Ueber die landwirthschaftlichen Versuchsstationen 416

Staats- und Rechtswissenschaft.

C. Gareis: Ueber die Reform des Rechtsstudiums 76
Ph. Zorn: Zur Frage von der „besten Staatsform“ 219
C. Gareis: Deutsche Gesetzgebungszukunft 359

Digitized by Google

Seite

Geschichte.

Harry Breßlau: Das Testament Peters des Großen 79
— — Der deutsche Reichstag im 17. und 18. Jahrhundert 228
— — Die rumänische Frage 355

Geographie.

A. Kirchhoff: Zur Entwickelungsgeschichte der Seen in Deutschland . . . 84
— — Ziele der neugegründeten „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ 233
— — Wälder und Klima 375

Philosophie und Aesthetik.

M. Carriere: Ideendichtung und Wahrheit; Bibel und Naturwissenschaft 92
J. Huber: Die Philosophie der deutschen Socialdemokratie 240
H. Vaihinger: Die Platonischen Fragen in Vergangenheit und Gegenwart 368

Medicin und Gesundheitspflege.

F. Seitz: Die Ernährung und die Kost in öffentlichen Anstalten 98
— — Die niedern Pilze und ihre Beziehungen zu den Infectionskrankheiten 250
— — Bäder und Heilbrunnen sonst und jetzt 384

Naturwissenschaft.

A. Kerner: Beiträge zur Geschichte der Pflanzenwanderungen 104
G. Jäger: Neue Beweise für Darwin 245
J. Wiesner: Die Einheit im inneren Bau der Pflanzen 380

Bildende Kunst.

F. Reber: Die palatinischen Ausgrabungen 113
Max Schasler: Die öffentlichen Sammlungen als Förderungsmittel der modernen Kunst 256
F. Reber: Harlem und Franz Hals 391

Musik.

Emil Naumann: Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes . . 122
— — Die musikalische Bedeutung der Psalmen 262. 398

Literatur.

A. Strodtmann: Der Realismus und die poetischen Stoffe der Gegenwart 131
— — Ungedruckte Jugendbriefe Ferdinand Freiligrath's 267
— — Kritische Aphorismen 402

Rundschau über die Revuen des Auslandes . . . 137-140. 277-281. 421-424

Digitized by Google

Allgemeiner Theil.

Die beiden Wagenlenker.

Eine byzantinische Geschichte.

Novelle

von

Hermann Lingg.

I.

Justinian und Theodora herrschten in Constantinopel und über die Länder des Orients. Es war eine Zeit der Knechtschaft und Genußsucht, eine Zeit der Gewalt und Heuchelei. Das junge Christenthum mit den Keimen alles Guten, um die Menschheit einem bessern Zustande entgegenzuführen, war in den Staatsdienst getreten, und ganz und gar veräußerlicht geworden. Spitzfindige Auslegungen, unterschobene Bücher auf der einen Seite, auf der anderen die niederträchtigste Habsucht, das rücksichtsloseste Vorgehen, in der Absicht, die Güter der heidnischen Tempel zu plündern, Angeberei und Proselytenmacherei und das erbärmlichste Kriechen vor der weltlichen Gewalt, um sie als Deckmantel von Verbrechen zu benützen, das charakterisirt die Physiognomie jener Epoche. Justinian war gern bemüht, wie er die Rechtswissenschaft in ein Buch der Dogmen gesammelt hatte, auch die Dogmen des Glaubens zu einer Staatssache zu machen und ihrem Vollzug den Arm der strafenden Gerechtigkeit zu leihen. Theodora betete und zog alle wallfahrenden Magdalenen in ihre Umgebung; die Juden handelten mit christlichen Heiligenbildern, und diejenigen Christen, welche für heilig gelten wollten, handelten mit Glaubensartikeln. Ein zweiter Faktor der Umgestaltung des alten Culturzustandes und eines neueren und frischeren Lebens, die germanische Völkerkraft mit ihrer ungebändigten Freiheitslust und ihrem ursprünglichen Sinn für das Wackere und Rechte, auch dieses Element der Verjüngung war vergiftet und in den Todeskampf der absterbenden Welt hineingezogen. Viele der deutschen Stämme, welche auf der Wanderung neue Reiche gegründet hatten, waren durch Ueberlistung und wohl auch durch die noch immer überlegene Heereszucht der Oströmer erdrückt worden, viele der germanischen Edlen rechneten es sich zur höchsten Ehre, Kriegsdienste in Byzanz zu nehmen, oder sich um Hofstellen bei dem Kaiser Constantinopels zu bewerben. In Bälde waren sie nicht besser, als ihre Verderber. In dieser traurigen Zeit hatte sich um die Ueberreste Olympias in dem Thal, durch welches der Alpheios

noch immer seine bald klaren, bald aufgewühlten Bergwässer rollte, eine Colonie alter Anhänger und heimlicher Bekenner des heidnischen Gottesdienstes vereinigt, meistens Kaufleute aus den Seestädten Griechenlands und der Inseln, welche, nachdem Handel und Kauffahrtei durch räuberische Barbaren vernichtet waren, sich hierher zurückgezogen und die geretteten Trümmer ihres früheren Reichsthums darauf verwendet hatten, das alte Olympia wieder in würdiger Weise herzustellen. Die langjährige Verheerung der Provinz kam ihnen hierbei zu statten, denn keine der ins nördliche Hellas eingedrungenen Horden vermutheten hinter den menschenöden Gegenden diese Oase der Geflüchteten, sondern sie wandten, nachdem sie einige Tagmärsche gegen Olympia vorgerückt waren, sich anderen Theilen des Reiches zu, wo ihnen reichere Beute zu winken schien. Die Ansiedler waren nun weniger darauf bedacht, sich Paläste oder prachtvolle Villen zu bauen, als vielmehr die heiligen Stätten wieder in den früheren Stand zu setzen, die Tempel, die Schatzhäuser, die Altäre und die übrigen für die Tage der Festlichkeiten bestimmten Gebäude wieder aufzurichten. Durch ein Erdbeben waren vor Kurzem Bildsäulen und Tempel eingestürzt und vorher hatten hier die Gothen ihre Lagerfeuer angezündet. Aber gerade die Zerstörung verlieh den heiligen Orten ein eigenthümliches und wunderbares Aussehen Es waren die Statuen der Götter und Heroen, die einen von ihren Piedestalen weggerückt und an die Mauern und Felsen angelehnt, die anderen, die ganz herabgestürzt, schienen in dem hochaufgeschossenen Grase zu lagern; der Epheu hatte sie mit lebendigen Kränzen umwunden, und einige sahen sogar aus, als ob sie sich aneinander schmiegten, kurz, es war, als hätte ein Strahl des Lebens die marmornen und ehernen Gestalten durchblitzt, und sie wollten ihre Befreiung aus den starren Banden des Steines und Erzes zu feiern beginnen. Die gegenwärtigen Besitzer des Bodens aber ließen es sich angelegen sein, die Statuen wieder aufzurichten, sie hatten daher Künstler und Kenner aus Alexandria kommen lassen, welche die Bruchstücke zusammensetzten und an ihre früheren Stellen brachten, dadurch hatte sich ein lebhafter Verkehr und ein rühriges Zusammenleben gebildet, und bald kam man auch auf den Gedanken, die olympischen Spiele zu feiern wie in der Vorzeit. Der Versuch, schon der erste fiel glänzender aus, als man erwartet hatte. Nach zwei Jahren wurde das Fest in bedeutenderer Weise wiederholt, und bei einer der nächstfolgenden Feier waren die Söhne des Aristodämon, des ältesten und angesehensten der Ansiedler, zum erstenmal Sieger geworden. Diese Brüder hießen Abrast und Admet und waren Jünglinge von besonderer Schönheit und Kraft, die recht an die Kämpfer der altheleniscnen Zeit erinnern konnten. Sie waren auch in den nächstfolgenden Jahren nicht weniger glücklich und errangen den Kranz, der ebenso einfach war und ihnen ebenso ruhmvoll dünkte, wie er es in den vergangenen Zeiten gewesen. Fand sich auch kein zweiter Pindar, der ihr Lob verherrlichte, so wurden doch bei dieser Gelegenheit die alten Gesänge wieder vorgetragen, und der Ruhm, den die neuen Sieger sich erwarben, drang über Olympia und die nächste Umgebung hinaus, bis in die benachbarten Städte und weiter und weiter. Aber eben dadurch wurde das Unglück über sie hereingeführt und ihr Untergang vorbereitet. Mönche hatten sich seit einiger Zeit nicht unfern von Olympia niedergelassen und ein Kloster gegründet. Sie beschwerten sich in Constantinopel über die Einführung heidnischer Gebräuche in ihrer Nachbarschaft,

und die Folge davon war ein Edikt, durch welches bei Todesstrafe die fernere Feier der olympischen Spiele verboten wurde. Nun beschlossen die Ansiedler, eine Gesandtschaft nach Byzanz um Zurücknahme der harten Verordnung zu schicken, und die beiden Jünglinge wurden ausersehen, als Vertreter dieser Angelegenheit die Gerechtigkeit des Kaisers anzurufen. Was ihnen an Erfahrung und Weltklugheit fehlte, das sollten sie durch die Liebenswürdigkeit ihrer Erscheinung ersetzen, und man hoffte davon mehr als von jeder andren Weise die gewünschte Wirkung zu erzielen. Vorher aber trat ein anderes schreckenvolles Ereigniß ein: die frommen Männer, nicht zufrieden mit dem bloßen Verbote und weil sie schon auf eine ergiebige Verfolgung sich gefaßt gemacht hatten, hetzten einen der slavischen Stämme, die ins nördliche Griechenland eingedrungen waren, zu einem Raubzug gegen Olympia auf. Die Horde, durch Schilderung des dortigen Reichthums lüstern gemacht, zögerte nicht, der Aufforderung nachzukommen. Sie brachen in das wenig befestigte Thal ein, zerstörten und mordeten mehrere Tage lang schonungslos in den ewig denkwürdigen Stätten einer so ruhmvollen Vorzeit. Unter den Einzelnen, denen es gelang, sich zu retten, befanden sich auch die Brüder. Sie halfen sich gegenseitig, den greisen Vater in Sicherheit zu bringen, indem abwechselnd der Eine ihn trug, der Andere mit Schwert und Schild die nachfolgenden Feinde über den Felspfaden hin zurückhielt. So kamen sie zur nächsten Seestadt. Hier starb ihr Vater, erschöpft von den Anstrengungen der Flucht. Die Jünglinge mietheten sich in ein Fahrzeug ein, das nach der Hauptstadt fuhr, und waren entschlossen, wenn schon sie ihren eigentlichen Zweck, den Auftrag der Bewohner von Olympia nicht mehr erfüllen konnten, doch ihr Fortkommen dort zu suchen. Vielleicht würde ihnen das Glück lächeln, dachten sie. Es war Spätherbst und sie langten erst nach einer andauernd stürmischen Fahrt im Hafen von Constantinopel an. Eine der Herbergen in Nähe des Landungsplatzes nahm sie auf. Da es eben Festtag war, so folgten sie nach kurzem Ausruhen dem Menschenstrom in eine Kirche. Bald verharrten sie in Staunen vor vergoldeten Holzfiguren, welche in einer steifen harten Manier gebildet, die Apostel Petrus und Paulus darstellen sollten. „Glaubst Du nicht, daß es die Dioskuren, Castor und Polydeukos sind," bemerkte Admet, der Jüngere. „Wozu denn," wendete sein Bruder ein, „tragen sie Schlüssel und Schwert? Ich glaube vielmehr, daß sie Todtenführer und Richter der Unterirdischen vorzustellen bestimmt sind, sieh' nur wie ernst und furchtbar sie auf uns herabblicken." — „Oder Flurgötter," fügte der Jüngere hinzu, „sieh' nur wie sie bärtig sind; und außer hier die Wache zu halten, scheint ihnen alles gleichgültig." Die Brüder bemerkten nicht, daß, während sie so sprachen, eine ziemliche Anzahl Menschen sich um sie gesammelt hatte, daß mit Neugierde ihren Worten gelauscht wurde und daß ein Murmeln der erstaunten Menschen sie begleitete. Ein am Boden Knieender, der mit ausgebreiteten Armen Gebete hersagte, beobachtete sie besonders scharf. Endlich trat ein älterer Mann in einer dem Priesteranzug ähnlichen Kleidung auf sie zu und sagte sanft: „Ihr Jünglinge, die Ihr unterrichtet sein wollt über diese heiligen Gestalten, macht Euch auf, folget mir! Ich werde Euch belehren." Sie sahen sich gegenseitig an und gingen dann, da keiner etwas dagegen hatte, hinter ihm drein. Er führte sie in einen spärlich erleuchteten Raum hinter dem Altare und versuchte die Thüre zu schließen; allein die dicht nachdrängende Menge verhinderte ihn daran. Er öffnete aber rasch eine zweite Thüre, die in der Mauer völlig

unsichtbar gewesen war, und drängte den Jüngern mit sich hinein. Da ward ein Ruf, wie ein Warnruf gehört, und während Adrast sich umblickte, hatte sich die Pforte, durch welche der Alte seinen Bruder mit hineingezogen, wieder geschlossen. Im Begriffe nachzudringen, fühlte er sich von den Umstehenden ergriffen, und zurückgerissen. Eh' er wußte, wie ihm geschah, war Admet vor seinen Augen verschwunden, und selbst die Spur des Eingangs, in den er ihn eben hatte treten sehen, war nicht mehr wahrnehmbar. „O Knabe," riefen die Umstehenden ihm zu, „Dein Bruder ist verloren, danke Du Gott, daß wir Dich aus der Gewalt dieses Menschen errettet haben." „Wo ist er? — mein Bruder, helft mir ihn befreien!" schrie Adrast auf — „ich will nicht ohne ihn leben!" Er blickte starr und flehend um sich, aber kein Mitleid begegnete seinen Augen, keine Hülfe. Nach einer Weile, indeß Thränen ihm entstürzten, trat ein Mann, etwas älter als er und von hoher athletischer Gestalt, auf ihn zu und sagte: „Du verlangst Unmögliches, in diesem Augenblick ist nichts zu thun, aber komm mit uns, und wir wollen auf Mittel und Wege denken, Deinen Bruder zu befreien. Kannst Du Etwas? Hast Du eine Kunst, eine Wissenschaft gelernt, bist Du eines Gewerbes kundig?" Adrast blickte traurig zu Boden und schwieg, er hatte kaum gehört, was man ihn gefragt.

„Warum seid Ihr denn eigentlich hierher gekommen, Fremdlinge, denn das seid Ihr," frug Jener wieder. Jetzt blickte Adrast auf und erwiederte: „Wir wollten die Wagenrennen sehen und uns daran betheiligen — uns're eignen Pferde haben wir nicht mitgebracht, aber wir hatten vor, uns hier welche zu kaufen und sie für den Wettkampf einzuüben. „Ah," rief der Byzantiner, „da bist Du, indem Du uns gefunden, zu den rechten Männern gekommen. Wir sind Wagenlenker von der grünen Genossenschaft, halte zu uns, erwähle Dir die Farbe der Meeresfluth und des Frühlings!" „Ich verstehe Dich nicht," sagte der Fremde. „Nicht? Nun so höre denn! aber komm," damit faßte er ihn unter den Arm und führte ihn mit sich fort. „Wir sind die Diener reicher und vornehmer Herren und an jenen Tagen, an welchen die Wettrennen gehalten werden, lenken wir ihre Wagen, wir sind in Grün gekleidet, in ihre Lieblingsfarbe, sie bedeutet das Element des Wassers und den neu erwachenden Frühling. Unsere Siege bringen fruchtbare Jahre und glückliche Seefahrt." „Wie?" fragte Adrast, „Ihr ringt und wettstreitet nicht für Euren eignen Ruhm und den Ruhm Eurer Vaterstadt?"

„Nein! Wir sind nichts als Knechte!"

„Und was ist der Preis Eures Sieges?"

„Gold und Beifall der Zuschauer."

„Gold?" fragte der Hellene, „bei uns in Olympia waren wir glücklich genug, einen Oelzweig zu erringen, einen Kranz vom Fichtenbaum, freilich aber lohnte uns zugleich die Liebe der Mitbürger und ein unsterblicher Nachruhm."

„Auf den Nachruhm verzichten wir," lachte der Byzantiner, „und das Uebrige, Kränze, Huldigungen und so weiter, kaufen wir; hier in Byzanz ist alles Waare, der Beifall, das Verdienst, die Liebe. Aber nun sollst Du auch die Anderen Deiner künftigen Genossen sehen und kennen lernen; wenn Du wirklich Pferde zu lenken verstehst und bei uns eintreten willst." „Davon sollst Du bald Beweise sehen," rief Adrast. „Schön!" gab ihm sein Begleiter zurück, „und sei überzeugt, daß wir nichts versäumen werden, um Deinen Bruder zu befreien. Doch siehe, wir sind am

Ziele." — Hiermit wies er auf ein hohes Gebäude, das von Mauern umschlossen, in Mitte eines freien Platzes am Ende der Straße lag und ein etwas düsteres Aussehen darbot. Wenigstens auf Abrast schien es diesen Eindruck zu machen, und er hemmte beinahe unwillkürlich seine Schritte, als er seiner ansichtig wurde. Auf ein von Lykortas, so hieß nämlich sein neuer Freund, gegebenes Zeichen, öffnete sich ein gewaltiges Erzthor, worauf in getriebener Arbeit Pferdebändiger abgebildet waren. Er trat hinein, mehr geführt als aus freiem Antrieb. Stumpf und halb bewußtlos ließ er sich auf eine Steinbank in dem Hofe nieder, drückte den Kopf in beide Hände und heftiges Schluchzen brach aus seinem Innersten. Was war nicht alles in den wenigen Stunden seit seiner Ankunft in ihm vorgegangen, welche Erlebnisse hatten ihn bestürmt! Kein Wunder, daß sein ganzes Selbst aus den Fugen zu gehen drohte. — Schon dunkelte der Abend herein: sein Freund ließ ihn nicht warten, er trat auf ihn zu und klopfte ihm sanft auf die Schulter. „Es ist Zeit, daß ich Dich mit Deinem neuen Aufenthalt bekannt mache, Du wirst Dein Lager neben dem meinigen aufschlagen. Wir wollen vorerst dein Reisegeräth aus der Herberge holen und dann unsere Reise der Nachforschung antreten. Du darfst Dich nicht mehr allein in die Straße wagen, es muß Dich stets einer der Unsrigen begleiten, denn auch von uns geht keiner allein. Du sollst später hören, welche Gefahren Dir drohen." Abrast erhob sich, die Hoffnung, etwas von seinem Bruder erfahren zu können, schon die Aussicht, etwas dafür zu thun, belebte ihn auf's Neue. Nachdem sie die bevölkerten Stadttheile verlassen hatten, führte Lykortas seinen jungen Freund in ein Gebäude, dessen Innres sich ihm beim Eintritt als eine tiefe Halle mit mächtigem Gewölbe zeigte, welch' letzteres auf korinthischen Säulen ruhte. Ihr erster Blick fiel auf einen langen Zug von Männern und Frauen mit Körben auf dem Haupte, den Gestalten ähnlich, die zwischen den Säulen an den Wänden in erhabener Arbeit dargestellt waren. In Mitte des Zuges ging ein Mädchen von auffallender Erscheinung. Sie ragte an Größe über alle die neben ihr gingen und war in gleichem Maße von kräftiger und dabei graciös jugendlicher Gestalt. Aus dem vollen Oval des Gesichtes leuchteten dunkle Augen, lange schwarze Locken fielen über ihre Schultern, und von den blühenden Lippen kamen die Worte: „Gepriesenes Jahr, das uns die himmlischen Mächte schenkten, das sie mit solcher Fülle ihrer Gaben überschütteten! Alle diese Räume fassen kaum noch den Segen der heurigen Ernte". Während sie dieses sprach, ruhten ihre Blicke auf den Stellen und Lagen, welche ringsum an der Mauer angebracht und mit Getreide und Früchten aller Art belastet waren. Wie die beiden Eingetretenen ihr folgten und weiter in das Innere der Halle, die früher ein Dionysostempel gewesen zu sein schien, vorschritten, so gewahrten sie überall in Körben und auf Palmblättern aufgeschichtet lange Reihen von Datteln, Granaten, Mandeln und Feigen, zum Theil noch mit den grünenden Zweigen, bald geschmackvoll geordnet, bald in reizender Verwirrung durcheinander geworfen. Von allen Seiten her strömte der Wohlgeruch köstlicher Früchte. Das Mädchen hatte, nachdem es die halbe Länge der Halle durchschritten, in einer etwas erhöhten Nische, zu welcher einige Stufen emporführten, Platz genommen. Sie schien so ganz und gar in die Umgebung zu passen. Ueber und um sie hingen in Guirlanden die Trauben des Chersoneses, der alten Heimat des Weinstockes, und sie saß unter diesen üppigen Rebgewinden, wie die Schutzgöttin des Gartens, aus dem alle diese reichen Erträgnisse kamen.

Mit ihren großen, beherrschenden Augen sah sie auf die Fremdlinge, und um die vollen Lippen flog ein verwundertes Lächeln. Nachdem sie mit einem Kopfnicken Lykortas als Bekannten gegrüßt, erhob sie sich und geleitete die jungen Männer in ein an das Gewölbe stoßendes Gemach, wo ringsherum an den Wänden mächtige Amphoren standen; hierauf entfernte sie sich. „Mävo," rief hier Lykortas, „Mävo erhebe Dich, wir bedürfen Deiner!" — „Kommst Du immer," gab eine Stimme hinter den Steinkrügen zur Antwort, „wenn ich mir das Vergnügen gönne, die alten Inschriften auf dieser oder jener Amphora zu entziffern? Ist es nicht wohlthuend zu sehen, daß auch in vergangenen Tagen hier Zecher saßen und die Einfälle ihrer Weinlaune in diese Wohnungen des edelsten Geistes eingruben! „Ich hatte gedacht," erwiederte Lykortas, „ihr Inhalt beschäftige Dich mehr, als die Außenseite, aber komme hervor und ertheil' uns Rath und Bescheid." Auf dieß richtete sich eine kleine rundlichte Gestalt hinter einem der Mischkrüge empor, und frug: „Was heischt ihr von mir?" „Höre," versetzte Lykortas, „diesem Jüngling, der kaum in Byzanz eingetroffen ist, wurde sein Bruder auf unerklärliche Weise entrissen. Er war in die Kirche der Apostel getreten und einem der Kirchendiener gefolgt, als sich plötzlich eine Thüre öffnete, um ihn einzulassen, zu verschlingen hätte ich sagen sollen, denn er ist nicht mehr zurückgekehrt. Du bist der Mann, dem in dem unermeßlichen Constantinopel nichts unbekannt bleibt, erkunde, oder prophezeie uns meinetwegen, wohin der Unglückliche gekommen ist, denn ihm ist gewiß etwas Entsetzliches zugestoßen. „Nenne ihn vielmehr einen Glücklichen," antwortete Mävo, und seine wulstigen Lippen verzogen sich zu einem hämischen Lachen, während seine tiefliegenden Augen stechende Blicke unter den buschigen Augenbrauen hervorblitzten. „Der ist aufgenommen in den Schooß der Bevorzugten." „Glaubst Du," fiel ihm jetzt Adrast in's Wort, „glaubst Du, er lebt noch, wo vermuthest Du ihn?" — „Wo?" sprach Mävo gedehnt, „wo? — nun so wisset und es ist bald nirgends mehr ein Geheimniß, daß eine Verbindung von Bösewichtern besteht, deren einer Theil es sich zur Aufgabe macht, Fremdlinge in den Straßen zu überfallen und leicht zu verwunden. Die anderen eilen dann herbei und retten scheinbar die Getroffenen, die meist von Schrecken oder Schlägen betäubt daliegen, und bringen sie in eines der Hospitäler, welche unsre fromme Kaiserin Theodora gestiftet hat. Dafür erhalten sie reiche Belohnung und dies ist der gemeinschaftliche Lebensunterhalt dieser satanischen Bande, die schon so viel Kummer und Verwirrung über uns gebracht hat." „Und glaubst Du, daß mein Bruder in ihre Hände gerieth?" „Ich vermuthe es," erwiederte der Kleine. „Aber an einem so heiligen Orte?" „Sie haben überall ihre Mithelfer, unter allen Ständen und an allen Orten. In wenigen Tagen hoffe ich dir genügende Auskunft geben zu können." Das Mädchen trat ein, stellte einen Korb mit Früchten auf den Tisch und füllte die Becher. Adrast sah mit einer aus Verwunderung und Andacht gemischten Empfindung in ihr schönes Gesicht. Worte fand er keine, doch ihre Blicke begegneten sich neugierig und forschend, wie dies bei Menschen, besonders bei jugendlichen, die sich zum erstenmal sehen, der Fall ist. „Du bist traurig," redete sie ihn an, „darum will ich Dir kredenzen, trinke, damit Du Muth und Freude gewinnst aus dem Inhalt dieses Bechers. Und auch Du, — wandte sie sich an Lykortas, — auch Du ermuntre Deinen Freund; Euch beiden möge sich Alles zum Guten wenden!" Damit ließ sie die Freunde allein, die nun ihre Hoffnungen und Befürchtungen austauschten. Es währte nicht

lange, so wurde heftig an die Thore gepocht, die, wie Adrast jetzt erst bemerkte, von innen mit gewaltigen Eichenkloben gesperrt waren. Dem Pochen folgte bald ein wildes Geschrei, dem von der Halle aus nur das Heulen der großen Hunde Antwort gab; dann folgte ein Hagel geschleuderter Steine, so daß das Thor davon erbebte. Man hatte es offenbar darauf abgesehen, gewaltsam einzudringen. Alle sahen sich bestürzt an, der Kleine war eiligst hinter eine Amphora gekrochen, nur das Mädchen blieb ruhig und sagte: „Sie werden bald abziehen, da sie die Hunde hörten.“ „Es sind die Blauen,“ fügte Lykortas hinzu, „aber das Thor ist fest genug, um ihrem Angriff zu trotzen. Dir ist noch nicht bekannt, wandte er sich an Adrast, während der Lärm draußen seltener wurde und bald ganz aufhörte, daß unter den Blauen jene andere Genossenschaft von Wagenlenkern verstanden ist, welche unsre Wetteiferer, unsere Feinde, und da sie der besondern Gunst Justinians und des Hofes genießen, auch unsere Bedränger und Peiniger sind. Ohne Zweifel steht auch die Bande, von der Du eben hörtest, mit diesen unsern Widersachern im Bündniß. Es giebt keine Beleidigung, die sie uns nicht zufügen, wo sie können, und Gerechtigkeit gegen sie zu finden, ist unmöglich; ja, wenn wir uns endlich selbst rächen und unsre Mißhandler verdientermaßen züchtigen, so haben wir vor den Gerichten die Strafe zu gewärtigen, während jene stets freigesprochen werden. Nun findet nächstens ein großes Wagenrennen im Hippodrom statt — ungeheure Wetten über unsre Leistungen sind schon gemacht, und es heißt, wir werden diesmal Sieger bleiben, deßhalb sind sie uns doppelt aufsässig und besonders auf mich haben sie es abgesehen, einmal weil ich schon öfters Einen und den Andern überflügelt habe, und dann, weil jenes Mädchen mich als den Ersten unserer Genossenschaft ausgezeichnet und aus ihrer Vorliebe für uns keineswegs ein Geheimniß macht. Sie hat mir schon öfters bei den Wettrennen einen Kranz zugeworfen.“ „Wie glücklich Du bist!“ rief Adrast aus. Lykortas fuhr fort: „Sie schwebt deßhalb auch stets in Gefahr von ihnen beleidigt zu werden; ja ich fürchte sogar, man geht damit um, sie gefangen nehmen zu lassen, — denn“ — hier hielt der Sprecher plötzlich inne, und Adrast warf einen Blick der Verwunderung auf Dione und dann auf ihren Geliebten, denn als der galt ihm Lykortas, und ein wunderbares Gefühl bewegte sein junges Herz. Der Kleine kam wieder hervor, und wußte ebenfalls von Unthaten der Blauen und ihrer Straflosigkeit zu erzählen; „aber für Dione,“ rief er aus, „besorge ich nichts, sie hat einen überaus kühnen Muth und hält Sklaven und Hunde, welche sie vertheidigen werden.“ „Wenn aber eine geheime Anklage“ — warf ihm Lykortas ein, „sie vor Gericht fordern sollte, Du weißt, daß man schon einmal daran war, sie des Hochverrathes zu beschuldigen.“ „Und, wie damals“, sagte lachend der Kleine, „wird sie auch in Zukunft Vermögen genug besitzen, um einen günstigen Urtheilsspruch zu erkaufen.“ Lykortas hatte hierauf nichts einzuwenden, sondern saß vertieft in Gedanken und brütete vor sich hin. „Dieses Mädchen und eines Hochverrathes angeklagt,“ sprach Adrast verwundert zu sich selbst, „wie ist das möglich?“ Nach einigem Schweigen erhob sich Lykortas zuerst und ermahnte seine Freunde zur Heimkehr, da sie nun die Straße wieder sicher finden würden. Er führte den Jüngling entlang dem Meeresufer ihrem beiderseitigen Standquatiere zu; daselbst angekommen, warf sich Adrast auf sein Lager und sank voll Ermüdung bald in tiefen Schlaf. „Er schläft schon,“ sagte Lykortas, der nochmals an das Lager seines jungen Genossen gekommen war, „er

schläft schon — armer Knabe, Dein Erwachen wird nie wieder so süß sein, wie in deiner Heimat, bald wirst Du entweder so hart und stumpf, wie wir Andern, oder Verzweiflung wird Dein Herz zerreißen. Du bist schön und jung, ich will, so lang es geht, dein Beschützer sein!" Er ging und warf sich gleichfalls auf sein Lager. Tiefe Stille war. Kein Fenster in der dumpfen Zelle ließ auf die kräftigen Gestalten der beiden Schläfer einen Strahl des vollen Mondlichts ein, wie es draußen die Kuppeln und Zinnen der Hauptstadt Ostroms beleuchtete, keine Lampe warf ihren Schimmer auf sie, von allen den unzähligen, wie sie in den Kirchen die vergoldeten Gebeine der Märtyrer umflossen. In aller Frühe des nächsten Morgens ward Adrast durch den Lärm vor seinem Gemach, das Stampfen und Wiehern der Pferde, durch die Rufe der Diener und seiner neuen Freunde geweckt. Er trat hinaus und wurde allseitig begrüßt. Die Probe einer Umfahrt fiel glänzend aus. Man jauchzte ihm zu, man umarmte ihn, und Jedermann äußerte sich dahin, daß die Genossenschaft in ihm einen neuen Zuwachs, eine Errungenschaft erhalten habe, die ihr zum Sieg über die Gegenpartei verhelfen müsse. Bei dieser Gelegenheit vernahm er die Bestätigung all' der Klagen, Verwünschungen und Drohworte gegen die verhaßten Gegner, wie sie ihm schon von Lykortes anvertraut worden waren. Auch ihres hohen Beschützers wurde dabei in nicht sehr geziemender Weise gedacht. „Der meineidige Tyrann," rief Theophanes aus, „hätte nie sein Vater gelebt, der ihn der Welt zum Unheil erzeugte!" „Widerrufe!" schrie ihm ein Andrer zu, „er hat nie einen Vater gehabt!" „Nein," hohnlachte ein Dritter, „er ist von Anfang, wie Theodora, seine Gattin, ohne Ende!" Alle lachten, — dann rief ein Vierter: „Stille! Schweigt, wenn man uns verriethe, könnt es uns allen an den Hals gehen."

„Ha," rief Theophanes wieder, „das getraue ich mir, dem Kaiser in's Gesicht zu sagen, Ihr sollt mich steinigen, wenn ich es nicht wage." „Das wird nicht nöthig sein," ward ihm entgegnet, „man läßt Dich gar nicht zu Worte kommen." „Wir wetten, daß er es wagt," riefen einige seiner Freunde und boten hohen Einsatz. Viele reckten ihre Arme empor und leisteten Schwüre bei Göttern und Heiligen. Es war ein wilder und aufregender Anblick, diese Gestalten zu sehen: hier die schlanken gluthäugigen Araber, dort breitschulterige Thracier, alle von dem gleichen Hasse gegen ihre Verächter beseelt. In diesem Augenblicke trat eine Anzahl reichgekleideter Männer in den Hof. Es waren Senatoren, jene Vornehmen, auf deren Kosten die Partei der Grünen unterhalten wurde. Jeder derselben sammelte nun seine Wagenlenker um sich, fragte nach den Pferden, dem Gespannzeug, ihrem eigenen Befinden und welche Aussicht sie hätten, die Preise zu erringen und was sie etwa bedürften. Sie ließen es nicht an Geschenken und Versprechen fehlen, um die Leute anzufeuern. Adrast stand allein und etwas abseits und schaute mißvergnügt auf dieses, ihm nicht sehr ehrenvoll dünkende Schauspiel. Da näherte sich ihm Einer aus der Schaar der Vornehmen, ein junger Mann von höchst elegantem Aeußern. Er war ganz in die Tracht der Wagenlenker selbst gekleidet, das weite Uebergewand mit den enganliegenden Aermeln trug das barbarische Gepräge der Mode jener Zeit; über die gleichfalls nach hunnischer Art enganliegenden Beinkleider schlossen sich safranfarbene Stiefel und als Kopfbedeckung trug er eine der phrygischen ähnliche, oben abgestumpfte Mütze, unter welcher das lange Haar auf die Schultern herabfiel. „Wessen bist Du," frug er den Griechen, „wem gehörst Du?" „Ich gehöre Niemand," antwortete

Adrast, „ich bin ein freigeborner Hellene." „Wie kamst Du hierher?" „Ein Fremdling, und von diesen Männern gastlich aufgenommen." „Verstehst Du Dich auf ihre Kunst?" „Ja," riefen mehrere der Nebenanstehenden, als Adrast zu sprechen zögerte, „er ist vortrefflich." „Nun" — sagte der junge Mann im freundlichsten Tone, „möchtest Du nicht mein Gespann lenken, Du könntest bei mir bleiben, ich würde Dich mehr wie einen Freund, als wie einen Diener halten." „Die Noth zwingt mich, und Deine Worte erleichtern es mir, auf dein Anerbieten einzugehen." „Gut," sagte der Patrizier, indem er seine Hand auf die Schulter des Angeredeten legte und in einem etwas weniger angenehmen Ton seiner Stimme, „ich werde Dir das schönste Gespann aussuchen, das in Constantinopel aufzutreiben ist, übe Dich damit für den Tag des Wagenrennens, ich erwarte, daß Du mir und Dir Ehre machest. Hier meine Hand." Adrast schlug ein, und sein neuer Herr umarmte und küßte ihn. Dann entfernte er sich rasch, indem er mit huldreicher Handbewegung einigemal zurückwinkte. Alles drängte sich um Adrast und beglückwünschte ihn, einen solchen Gönner gefunden zu haben. „Es ist Hypathius, der Neffe des verstorbenen Kaisers," sagten sie, der mächtigste Mann im Reiche nach Justinian selbst. „Und sein Feind," fügten Einige mit Hohn hinzu. „Und vielleicht sein Nachfolger," rief ein Dritter. Lykortas kam ebenfalls auf seinen Freund zugeschritten und sagte, ohne seiner neuen Stellung zu erwähnen: „Erwarte mich heute Abend, wir werden die Nachforschungen nach Deinem Bruder fortsetzen." Adrast, der sich durch die vorhergegangenen Andeutungen unangenehm berührt gefühlt hatte, war froh, daß seine Gedanken wieder in eine Bahn gelenkt wurden, die seinen Erwartungen am nächsten lag, in der seine Aussichten und Wünsche sich wieder sammeln konnten. Um Mittag brachten ihm Diener des Hypathius die versprochenen Pferde, prachtvolle persische Renner und einen leichten goldverzierten Wagen, mehrere Anzüge, Trinkbecher, wohlriechende Salben und eine namhafte Summe Goldes. Die Anderen unterhielten sich indeß über den neu gewonnenen Gefährten. „Es ist etwas Heiliges, Göttliches um ihn," rief Georgius aus. „Ha," lachte Philemon, „warte nur bis er erst einige Monate lang unter uns zugebracht und Dienste gethan hat, dann wirst Du sehen, daß nicht mehr Heiliges an ihm sein wird als an uns Allen. „Nun," warf Timokrates dazwischen, „er ist gut genährt, wohl erzogen und kommt aus frischer Luft, das ist Alles." — „Aber er ist unser," begann Georgius hinwieder, „und damit Glück ihm und Heil!" Alle riefen es nach, und warfen ihre Mützen in die Höhe. — Am Abend schritten die Freunde dem Hause Dionens zu, in der Hoffnung, ihren Kundschafter zu treffen und günstige Nachrichten zu hören. Diese Hoffnung wurde getäuscht: Mävo war nicht erschienen.

Dagegen bemerkte Adrast, als sie das Gewölbe betraten, daß Dione, für die er so viel Bewunderung hegte, sich in vertrauter Weise mit einem Manne unterhielt, in welchem er den Verwandten Justinians zu erkennen glaubte, als dieser bei Ankunft der neuen Gäste, ohne sie zu grüßen, sich entfernte. Lykortas, dem er seine Beobachtung mittheilte, schien darüber weder erstaunt zu sein, noch sich in seinem Benehmen gegen Dione zu ändern; er sagte zu Adrast mit kalter Miene und einem eigenen, schneidenden Ton seiner Stimme: „Wundere Dich nicht, daß ich dem Mädchen, das ich liebe, deshalb nicht zürne — hier in Byzanz ist es Sitte und es gilt *sogar* für ehrenvoll, sich in die Gunst einer Schönheit wie Dione mit einem *Vornehmen* zu theilen. Wär' er ein Andrer, einer von unsern Gegnern, so säß

ihm mein Dolch schon längst zwischen den Rippen, aber Hypathius ist der unsre, unser Gönner, und Du hast gehört, daß er vielleicht noch dereinst den Thron der Cäsaren einnehmen wird." Während er dies sprach, entging ihm ein Ausdruck mitleidiger Geringschätzung nicht, die Adrast's Züge überflog, er sagte daher rasch: „Dir erscheint Dione wohl bemitleidenswerth, sie dünkt Dir in ihrer Lage nicht so geehrt zu sein, wie sie es verdient. Das will Deine Miene sagen." „Allerdings," antwortete Adrast, „gewiß ist sie nicht allzu glücklich, da sie mehr als Einem sich liebenswerth erzeigen muß, und in Gefahr ist, deshalb Schmach zu dulden, wie ich jüngst von Dir hörte." „Und doch ist es ihr eigener Wille so zu leben," sagte der Byzantiner, „die Eltern dieses Mädchens haben in Asien die größten Besitzungen, ihnen gehören Weinberge, Olivenhaine, Getreidefelder von solcher Ausdehnung und Ertragsfähigkeit, daß ihr Einkommen dem des Kaisers selbst gleichkommt oder es übertrifft, ja man sagt sogar, daß ihnen die Einkünfte des Staates auf Jahre hinaus verpfändet sind, daß sie überhaupt reicher sind, als irgend wer in diesem Reiche."

„Und warum wählte sie dennoch dieses beinahe sklavische Dasein?"

Lykortas bog sich zu seinem Freunde und flüsterte ihm ins Ohr: „Weil sie nichts Geringeres hofft, als einst an der Seite des Hypathius den Thron zu besteigen." Adrast sah ihn erstaunt an und lächelte ungläubig. Lykortas fuhr fort: „Sie wird es auch werden, sie hat einen großen Theil ihres unermeßlichen Vermögens darauf verwendet, einen mächtigen Anhang im Heere und unter den Beamten für Hypathius zu gewinnen. Viele würden lieber ihn in der Burg des Cäsaren herrschen sehen, als den verhaßten Justinian und jene Theodora, deren Vergangenheit so dunkel ist, während jenes Mädchen rein und makellos dasteht und in Allem doch dem Volk angehört." Er schwieg; Adrast fragte nach Mävo, er war den Tag über nicht gesehen worden und es ließ sich nicht erwarten, daß er noch kommen und ihnen Nachricht bringen würde. Sie erhoben sich also und schlugen den gewohnten Weg nach Hause ein, Dione hatte sich bei ihrem Weggehen nicht mehr eingefunden. Als sie wieder an das Meeresufer kamen, setzten sie sich auf eine Steintreppe nieder, die über den schmalen Pfad zwischen dem Meer und einer hohen Mauer zu einem großen eisernen Gitterthor in dieser Mauer emporführte, welches die Aussicht in einen prachtvollen Garten darbot. Reisige Pinien und Cypressen standen darin verstreut und darunter Lorbeer und Myrthengebüsche. Ganz in der Tiefe des Parkes schimmerte ein Lichtstrahl aus einem Fenster des Palastes. Ein Springbrunnen unterbrach mit träumerischem Geplauder die melancholische Stille. Die Sterne funkelten in wunderbarer Helle durch die Zweige, und die tiefsten derselben senkten sich weit draußen am Horizont ins Meer und ihr Wiederschein glänzte bis nah heran als bewegter Streif. Indem die beiden Männer so da saßen und ein Jeder, dem Gemurmel der Woge lauschend, seinen Gedanken nachhing, brach zuerst Lykortas das Schweigen und sagte: „Erinnerst Du Dich der schönen Verse im Homer, wo Achilles am Meeresufer sitzt und seiner Mutter Thetis klagt, daß ihm zwar ein kurzes, dafür aber ein ruhmvolles Dasein bestimmt worden und daß er nun durch Agamemnon auch um dieses gebracht werde?" „Du kennst den Homer?" fragte staunend Adrast. „Ganze Gesänge konnte ich einst — das Meiste habe ich vergessen, nur noch wenige Stellen blieben mir im Gedächtniß. Ja, auch mir schien ein glückliches und ehrenvolles Leben bestimmt zu sein, blick' hinter Dich, in jenem Palast stand meine Wiege. Mein Vater war ein reicher

Wechsler und Goldmakler aus Antiochia, ich erhielt eine glänzende Erziehung: Lehrer in Rhetorik, Musik, Philosophie bemühten sich um meine Ausbildung, ich ritt, jagte und übte mit Neigung und Eifer auch diejenige Beschäftigung, durch die ich mir jetzt mein elendes Leben friste. Ich lernte auf den im rasenden Schwung der Räder dahineilenden Wagen zu springen, die Pferde mitten im Lauf anzuhalten, die schwierigsten Bogen mit ihnen zu beschreiben, kurz Alles, was für einen Wagenlenker, der zu den besten gehört, nöthig ist. Ich hatte kaum das fünfzehnte Jahr überschritten, da starb mein Vater. Er hatte sich als reichgewordener Asiate manche Feinde und Neider zugezogen. Einer derselben, der sein ganzes Vertrauen besessen, trat nach seinem Tode mit Forderungen gegen uns auf und wußte sich zugleich bei meiner Mutter einzuschleichen, sich ihr angenehm, zuletzt unentbehrlich zu machen. Ich wurde um einen großen Theil des mir zukommenden Vermögens betrogen, so zu sagen — enterbt. Du würdest an meiner Stelle gehandelt haben wie ich: als ich bei den Gerichten umsonst Hülfe gesucht, denn das Gold meines Vaters half dem Todfeind seines Sohnes durch alle Instanzen sein Unrecht zu behaupten, da lauerte ich ihm eines Nachts an diesem Platze hier auf und als er aus seiner Barke stieg, streckte ich ihn leblos zu Boden. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich zu flüchten. Mein erstes Versteck war bei den Grünen, da wo Du mich noch jetzt siehst, sie beherrschten, von Anastasius begünstigt, damals die Hauptstadt, wer unter ihnen lebte, war straflos. Ich wurde aufgenommen, legte meinen Namen ab und blieb. Da gerade damals ein Aufruhr losbrach, so wurde ich nicht verfolgt. Der Patrizier Hypathius nahm mich unter seine Wagenlenker auf und ich war gesichert. Nun ist Dir auch das Geheimniß offenbar, warum Du mich ihm gegenüber heute so sahest wie Du mich sahst — glaube nur, fügte er mit halberstickter Stimme hinzu, indem er Adrast am Arm faßte und heftig drückte, ein Andrer hätte es büßen müssen." „Und Dione," fragte dieser, „liebt sie Dich oder Jenen?" „Sie liebt mich," stöhnte Lykortas, „mich, aber auf ihn zählt sie, auf ihn rechnet sie, die Thörin, sie will ein Diadem tragen, und er soll es ihr darreichen, darum glaubt sie, ihn zu lieben; ihn den Weichling, den selbstsüchtigen, kaltherzigen, glaubt sie zu lieben, sie macht es sich glauben, aber wo Liebe sein soll, muß Achtung sein, und mich achtet sie, ich bin ihr Mann. Sie weiß es nicht, daß ihr Herz mir gehört, sie übertäubt das heimliche Geständniß ihres Innersten mit stolzen Hoffnungen, aber es kommt noch ein Tag, ganz gewiß, an dem allein die wahre Stimme ihres Herzens von ihr wird gehört werden, an einem blutigen Tage wird es sein und ich werde mit meinem Gespann zerschellt und zerrissen vor ihren Füßen liegen, da wird sie in mein todtbleiches Gesicht starren und auffahren und einen Schrei ausstoßen und wissen, daß sie mich geliebt hat, mich und nur mich, den schweigenden, stolzen Lykortas, der sie nur einmal geküßt hat in seinem Leben, und der vor ihren Füßen liegt zuckend und sterbend, wie ein getödteter Löwe des Circus." — Er sprach das mit wildem Hohnlachen, das nach und nach in ein dumpfes Stöhnen überging. Heute hat sie mir aber den genannt und sein Aussehen beschrieben, der von den Blauen es ist, der ihr nachstellt und dessen Verfolgung sie schon einmal kaum entging; nun weiß ich ihn — und sobald es mir glückt ihn zu treffen, so werd' ich eine doppelte Rache in seinem Blute kühlen.

„Bedenke die Folgen, Rasender," sagte Adrast. „Folgen?" — höhnte Lykortas

— „der Tod ist mir gewiß und das Leben ist Nichts, aber den Todfeind erwürgen, das ist Etwas. O, das ist etwas unaussprechlich Süßes!“ Er sprang auf, seine herkulische Gestalt stand hoch emporgerichtet und beide Arme gegen das Meer ausstreckend, rief er die Verse der Ilias:

Mutter, die du mich für kurze Zeit nur gebarest,
Ehre sollte mir doch der Herscher des Himmels gewähren. —

Nachdem er dies mit weithinreichender Stimme gerufen, sank er wie leblos auf die Treppe nieder. Nach einigen Minuten erhob er sich und zog seinen Freund mit sich fort. „Komm,“ flüsterte er ihm zu, „komm, es ist Zeit, wir müssen uns rüsten.“

II.

Am Neujahrstage 532 n. Chr. schien die Wintersonne mit lieblicher Wärme über die Stadt des Constantin; sanft und heiter lachte das Meer, das ihre Mauern bespülte, blau wie der Himmel, der wolkenlos darüber lag; — nur die fernen Berge Asiens zeigten durch ihre beschneieten Gipfel, daß der Winter seine Herrschaft näher an die Gestade des Hellespont herangerückt habe. In den Stadttheilen, die dem Hippodrom nahe lagen, war alles Jubel und Festgedränge. Durch die langen Portikus, welche zu den Eingängen führten, strömte das Volk. In den entfernten Straßen war Alles wie ausgestorben, dennoch drang auch bis dahin das Geschrei und die Zurufe vom Schauplatz der Belustigung. Wettrennen zu Pferde und mit Wagen waren von jeher die große Leidenschaft der Griechen gewesen und sie äußerte sich auch im neuen Rom und unter den despotischen Kaisern nur um so wilder und rückhaltloser, als jede andere Theilnahme am staatlichen Leben dem Volke entfremdet war. Wochenlang vorher waren schon Aeußerungen über die muthmaßlichen Sieger ausgesprochen und große Wetten gemacht worden; jetzt gab sich die langzurückgehaltene Erwartung, erst noch in einem, wie fernes Sturmgebraus anwachsenden Gemurmel kund, dann in einem die Luft erschütternden Lärm, sobald man einen oder den andern der Wagenlenker oder die herangeführten Pferde wahrnahm. Ruhig, unbeweglich saßen der Kaiser und die Kaiserin in ihrer, über der Mitte der Rennbahn gelegenen Loge. Auf der einen Seite war das Thor mit dem goldenen Gitter und ihm entgegen der Obelisk, bei welchem umgewendet wurde; über dem Gitterthor befand sich ein Thurm, auf welchem eherne Pferde standen. Justinian und Theodora, ganz in Gold und Purpur gehüllt, saßen, umgeben von einem nicht minder glänzenden Hofstaat, unter ihm die Preisrichter, links und rechts waren die Geschenke ausgestellt. Zu beiden Seiten des kaiserlichen Thrones und an verschiedenen Stellen der Ein- und Ausgänge war die herkulische Leibwache sichtbar, riesige Gestalten, unter deren, mit Bären- und Wolfsfell überzogenen Helmen die blauäugigen, blondumlockten Gesichter finster und überlegen auf die zahllose Volksmenge herabsahen. Auf der Rennbahn selbst waren in einem stumpfen Winkel die bespannten Wagen derart aufgestellt, daß die hintersten zuerst, die vordersten zuletzt losgelassen wurden und so ohne Aufenthalt in gleicher Linie zu stehen kamen und ohne daß weder die zu äußerst rechts, noch die zu äußerst links stehenden einen zu weiten oder zu kurzen Bogen beim Umwenden zu machen hatten. — Fünfzig Wagen zählte die jauchzende Zuschauermenge und kaum waren die schnaubenden und stampfenden Pferde zurückzuhalten. Es war

Sitte, daß vor dem Ort des Auslaufens auf einer Stange anfangs ein Delphin sichtbar war, der in dem Augenblick, als losgelassen wurde, verschwand und einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln Platz machte. Jetzt erschienen die Lenker, die Einen in blaue, die Andern in grüne Tuniken gekleidet, rasch sprangen sie in den Wagen, ergriffen die Zügel und schwangen die Geißel über ihre Schultern. Die Trompeten erklangen, der Delphin tauchte unter, der Adler erschien, die Taue wurden weggezogen, und brausend hinaus in die Rennbahn stürmten die Gespanne. Endloser, wüthender Jubel begleitete sie. Tausende hoben die Arme, schwangen Bänder und Kränze; Zahlen, Namen wurden gerufen, Verwünschungen und Lobpreisungen ertönten, je nachdem der eine oder der andere der Wagen von beiden Parteien voran war. Ueber dem zu erreichenden Ziele erblickte man mehrere Stufen entlang ein Zelt ausgebreitet, darunter saß Dione. Diener und Dienerinnen gingen von hier aus und boten Erfrischungen in die Reihen der Zuschauer. Sie selbst blickte unverwandt auf die Wagen, welche jetzt allmählich von der entgegengesetzten Seite der Bahn gegen sie heranstürmten und mehr und mehr konnte sie die Farben der Parteien unterscheiden. Sie selbst trug die der Grünen. Ein meergrünes Oberkleid umschloß ihre hohe, volle Gestalt, ein Epheukranz schmückte ihre Locken, ihren Hals ein von Brillanten blitzender Schmuck, ein Geschenk des kaiserlichen Neffen Hypathius. Schon konnte man unterscheiden, wer von den Wettkämpfenden voraus war, die Vordersten kamen sich so nahe, daß sie hart hinter sich das Schnauben der nachstürmenden Pferde spürten, die ihre Köpfe auf und nieder warfen, bald den Boden mit den Mähnen streiften, bald sie hoch in den Lüften wehen ließen. Die Lenker aber schwangen unter fortwährenden Ermunterungen ihrer Pferde die Geißeln und gönnten sich kaum hie und da einen Blick auf die Zuschauer. Nach dem ersten Umwenden erreichten sie einen Durchgang, der in Form eines Triumphbogens gebaut war, denn wer glücklich gewendet hatte, ohne anzufahren, wer den richtigen Punkt getroffen hatte, der konnte schon auf einen Sieg hoffen. Beim zweiten Umwenden waren bereits weniger Wagen, und die Pferde kannten den Weg und die Stelle, wo sie am besten umwendeten und eilten darauf los. Waren sie durch den Triumphbogen hindurch, so empfing sie ein Trompetenstoß, der ihren Muth aufs Neue in Flammen setzte, so daß die Lenker nur Mühe hatten, sie zu zügeln und ihre Kräfte zu sparen. Bei der letzten Umfahrt zeigte es sich deutlich, daß zwei Wagen alle andern überholt hatten, einer gehörte den Blauen, der andere den Grünen. Sie kamen je näher dem Ziele, auch sich immer näher, die Lenker derselben unterschieden sich wesentlich von den Andern. In der Art ihrer Führung, in der Haltung und Geberde zeigte sich nichts von jener wilden Hast und rohen Begierde nach dem Siegesgewinn, sondern ruhig und lächelnd wie Götter standen sie auf ihren Wagen. Auf dem einen zügelte sein Gespann Adrast. Sein Gegner von der blauen Partei kam ihm so nahe, daß sich beider Stimmen trotz des Lärmes erreichen konnten. Adrast blickte hinüber und wie erschrak er, wen erblickte er in seiner nächsten Nähe als seinen gleich siegreichen Gegner? Seinen Bruder. Ein Taumel von Freude durchschauerte ihn, ein jubelnder Aufschrei entrang sich seiner Brust. Auch Admet hatte seinen Bruder erkannt, auch ihn bestürmte die Wonne des Wiedersehens, auch er mußte laut aufschreien. Keiner jedoch vergaß darüber seine Pflicht, dem Andern voran-

zueilen, ja es schien vielmehr, als sporne die Sehnsucht, sich einander wieder zu umarmen, beide noch mehr an, das Ziel aufs schnellste zu erreichen, als verdopple es ihren Eifer und beflügle ihre Pferde. Da geschah es, daß Admet mit einem flüchtigen Seitenblick bemerkte, daß seines Bruders Pferde etwas zurückgeblieben, und sei es nun, daß er nichts vor ihm voraus haben wollte, oder weil er wußte, daß die Partei der Grünen, bei der er seinen Bruder sah, ohnehin die weniger begünstigte war, — kurz er verstand es durch eine Bewegung seiner Hand seinen Pferden einen momentanen Aufenthalt und seinem Bruder damit einen Vorsprung zu geben. Dieser hatte die Absicht wohl bemerkt und lächelte jenem zu. Einen Augenblick lang blieben sie in gleicher Linie hart nebeneinander, triumphirend erhob Adrast seinen Blick und ihn traf aus Dionens Augen ein solch ermuthigender Blitz, daß er einen wilden Ruf des Sieges ausstieß und in der nächsten Sekunde am Ziel als Erster angekommen war. Fast zugleich kam auch Admet an. Beide nun, alles vergessend, sprangen von den Wagen und lagen sich in den Armen. Erst schaute Alles verwundert auf dies unerwartete Schauspiel, bald aber brachen die Grünen in Jubel aus, die Blauen dagegen in Verwünschungen gegen Admet, auf dessen Sieg sie schon gezählt hatten. Die Brüder bemerkten nichts davon, sprachlos und weinend vor Freude hielten sie sich umfaßt und nur stumme Blicke fragten sich: wie ist es möglich, daß wir uns wiederfinden und wie konntest du hierherkommen? Jetzt aber stürzten zuerst von den Blauen die nächsten auf Admet los, ergriffen ihn bei den Schultern und rissen ihn zurück. „Schurke," riefen sie, Du hast uns um den Sieg gebracht, Du Verräther, wir haben Deine Hand gesehen! „Nieder mit ihm", rief der Anführer, „werft ihn zu Boden!" und hundert Stimmen riefen es mit. „Zertretet ihn, den bezahlten Schurken," heulten hundert andre Stimmen nach. Sie umringten den Unglücklichen und schlugen nach ihm. Adrast eilte sogleich seinem Bruder zu Hülfe und hielt die Feinde von ihm ab. Nun aber richtete sich alle Wuth gegen ihn. „Er ist ein Grüner," hieß es, seht, „ein Manichäer, ein Heide! Werft ihn nieder, viertheilt ihn!" Adrast, der sich zu bedrängt sah, rief nach seinen Freunden, denn schon waren auch sie ans Ziel gekommen, Lykortas voran, der es beinahe zugleich erreicht hatte und der nicht sobald seinen Freund im Kampfe sah, als er ihm eilends beisprang und ausrief: „Laßt ihn, lasset sie beide, er ist sein Bruder!" „Sein Bruder, vielleicht auch Deiner, Du Hund!" scholl es ihm hohnlachend entgegen. „Nieder mit ihnen!" Grimmig blickte Lykortas in den tobenden Haufen, da Angriff und Wuth jetzt gegen ihn allein sich zu wenden schienen. Er sah seinen rohesten Feind, den Anführer der Blauen, sich vordrängen und rufen: „Wo ist der Verräther und sein Helfer? Greift Beide im Namen des Kaisers!" Als sie eben sich an ihn drängen wollten, um ihn zu binden, fiel ein Dolch von der Tribüne herab vor seine Füße nieder. Er sah auf und ihm begegnete ein dämonisches Lächeln Dionens, das ihm sagte: „Der ist mein Verfolger, der mir nachstellt, befreie mich für immer von ihm!" Er hatte sie verstanden, bückte sich, stürzte auf den Gegner los und war im nächsten Augenblick von Blut überspritzt, indeß jener leblos zu Boden sank. Alles wich zurück. „Mögen sie nun kommen und mich fesseln und tödten," rief Lykortas, „Dione hat es gewollt." „Wir werden dich nicht verlassen," riefen die tapfern Brüder und mit ihnen die ganze Partei der Grünen, die nun mit allen Gönnern und Freunden über die Schranken hereindrang. Einige eilten

vor den Kaiser, um ihm den Hergang zu berichten. Justinian sah sie mit finstern Blicken an. „Führt den Mörder zum Tode und alle diejenigen, welche sich an diesem Tumult betheiligten — in die Kerker, sogleich!“ „Sie haben nichts verbrochen,“ schrie das Volk, und die Nächststehenden baten für die Verurtheilten, indem sie sagten: „Es ist ein Unglück geschehen, kein Verbrechen.“ „Blut ist geflossen, hier vor meinen Augen, rief Justinian entrüstet, der Mörder sterbe! Ueber die Anderen aber soll später das Urtheil gefällt werden.“ Damit erhob er sich und wollte mit Theodora den Hippodrom verlassen. Aber überall stellte sich die Menge bittend entgegen, ja bald auch drohend und verwehrte die Ausgänge. — Die Leibwache war nicht im Stande durchzubrechen, Viele sanken im Gedränge zu Boden und man sagte, sie hätten vergifteten Wein bekommen. Justinian befahl, durch seinen Herold zu verkünden, das Fest sei beendet und ließ den Befehl ergehen, daß Alles den Hippodrom verlasse. Vergeblich, — Niemand hörte ihn und nur Verwünschungen und Schimpfreden waren die Antwort; man fand es unerträglich, daß ein Vergnügen mit Strafen und mit Hinrichtungen enden sollte. Einigen seiner Diener gelang es endlich und mit genauer Noth, ihn und die Kaiserin durch einen verdeckten Gang nach dem Palast zu bringen. Im Uebrigen aber wuchs der Aufruhr mit jeder Minute. Das Volk, dem der Bericht von dem Wiederfinden der Brüder wie ein Lauffeuer mitgetheilt wurde und dem es wie ein Wunder erschien, brach in immer drohendere Ausrufungen aus, besonders, als es hieß, Lykortas sei zum Tode verurtheilt. Es ist unglaublich, wie rasch sich bei großen Volksbewegungen Sympathien entwickeln, gleich rasend wie der Haß, ist auch die Liebe. Ein kühnes Wort, eine großmüthige That erwirbt in einem Augenblicke tausende von Herzen und verschafft Macht und Ruhm für ewige Zeiten. Auf die Nachricht, daß Lykortas verhaftet werden solle, entstand ein fort und fort anschwellendes Murren der Unzufriedenheit, das sich bald noch weiter in zornigen Aeußerungen kundgab; die Wachen, die sich seiner bemächtigen wollten, wurden zurückgedrängt, man hob ihn und die Brüder im Triumph empor und trug sie auf den Schultern nach der nächsten Kirche, und Gnade für sie rufend, wälzte sich die Menge vor den Palast des Präfecten von Constantinopel, woselbst sie mit einem Pfeilregen begrüßt wurde. Die Antwort war ein Wuthgeschrei, und bald stand der Palast in Flammen. Lykortas, dem von dem Geschehenen Kunde geworden, hatte sich, die Kirche verlassend, die Rüstung eines der gefallenen Herulers angelegt und besetzte mit einem Haufen der Seinigen den Hippodrom. Auf sein Zureden vereinigte sich ein Theil der Gegenpartei mit ihm und machte mit den Grünen gemeinschaftliche Sache. Man erkannte bald, daß es sich nunmehr um Größeres handle, als nur um einen Parteistreit. Die Auflehnung gegen die Grausamkeit des Herrschers, gegen Theodora und den ohnehin schon verhaßten Präfecten gewann eine immer furchtbarere Ausdehnung. Admet und Adrast hatten in dieser entscheidenden Stunde gleichfalls den Schutz der Kirche verlassen und waren im Begriff, sich zu Lykortas zu schlagen, als ihnen Hypathius begegnete. „Kommt mit mir,“ rief er ihnen entgegen, „ich hoffe, Euch zu retten. Ihr seid schuldlos und sollt nicht in dieses frevelhafte Thun mit hineingerissen werden.“ „Wie?“ frug ihn Adrast, „Du fällst von dieser Sache ab, die zum Theil für Dich unternommen wird, Du willst nicht die Gelegenheit nützen, Justinian abzusetzen und Dich auf den Thron zu schwingen?“ Hypathius deutete auf die Röthe am Himmel und

die aufsteigenden Feuer und Rauchsäulen. „Kennt Ihr diese Zeichen, wißt Ihr, welche Furien entfesselt sind, wißt Ihr, daß das Verbrechen frei einherschreitet und dazu soll ich die Hand bieten? Nein, kommt, ich führe Euch zum Kaiser, und hoffe ihn gütig für Euch zu stimmen, dann werden wir rasch die Ruhe herstellen und für Alle Verzeihung erwirken.“ Adrast schüttelte das Haupt und sah auf seinen Bruder. Dieser sagte: „Ich kenne Hypathius, er hat es stets gut mit mir gemeint, ich folge ihm.“ „Dann auch ich,“ rief Adrast aus, wir haben uns wieder gefunden, und nichts soll uns fortan trennen. Hypathius, dem es indeß weniger um die Brüder, als um sich zu thun war, hatte vor Allem die Absicht, Justinian sorglos zu machen und über seinen Plan zu täuschen. Da der Palast gegen den Hippodrom abgesperrt war, so mußten sie auf Umwegen den gegen das Meer zu gelegenen Theil des Gebäudes zu erreichen suchen. Ueberall sahen sie über sich am Himmel den Wiederschein der nahen und fernen Brände und vernahmen das Getöse des Aufruhrs. Als es ihnen endlich gelungen war, in den Palast zu kommen, fanden sie rings ein hastiges Hin- und Herrennen von Ankommenden und Abgehenden; Beamte eilten herbei, um ihre Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, einzelne Truppentheile trafen ein, Boten kamen an und wurden entsendet, die Palastdiener schlossen und verrammten die Thore nach der Stadt und setzten die Mauern des Hofes und der Gärten in Vertheidigungszustand. Hypathius führte seine Schützlinge durch mehrere Gänge, bis sie nach vielen Fragen endlich in die Kapelle des heiligen Theodor und durch sie in den goldenen Saal geleitet wurden, wo Justinian mit Theodora und den Räthen über die zunächst zu nehmenden Maßregeln sich besprach. Alles war in großer Bestürzung; Justinian hatte dem Volke verkünden lassen, seine Klagen würden abbestellt, der verhaßte Präfect abgesetzt werden, man möge sich beruhigen. Zu spät. Der Aufruhr wüthete fort und Hiobspost auf Hiobspost traf ein. Man hatte die Reliquien aus der Kapelle geholt, Theodora lag in andächtigem Gebet vor ihnen; Hypathius trat auf den Kaiser zu, jeden der beiden Jünglinge an einer Hand führend und warf sich nieder. „Der Eine dieser,“ sprach er, „ist Dir bekannt, den Anderen, seinen Bruder, nenne ich mehr einen Freund, als einen Diener, beide sind sie schuldlos an dem Verbrechen, welches verübt wurde; um sie zu bewahren, weiter in den Aufruhr hineingerissen zu werden, stelle ich sie, wie mich selbst zu Deiner Verfügung. Jeder Verdacht, als sänne ich auf Umsturz, als stünde ich mit den Empörern in Verbindung, wird durch meine Anwesenheit entkräftet, bestimme über mich.“

„Das werde ich,“ entgegnete Justinian mit fester Stimme, „entferne Dich sogleich, Heuchler und Verräther Du! Siehe hier die Säcke Gold, welche in voriger Woche von Dir, oder in Deinem Namen ausgegeben wurden, um meine Palastwache zum Abfall zu bringen. Ich könnte Dich sogleich tödten lassen, aber ich schone Deiner, gehe hin zu den Aufrührern, stelle Dich an ihre Spitze, zeige Dein wahres Antlitz, und lasse Dich zum Kaiser ausrufen, ich hindere Dich nicht, mein Vertrauen ist allein Gott und seine Gerechtigkeit. Die Unruhstifter, die Du mitbrachtest, sollen augenblicklich ins Gefängniß geworfen werden, da sie aber Brüder sind, wie Du sagst, so will ich es erlauben, daß beiden der Aufenthalt in einem und demselben Kerker gestattet sei. Und nun, Hypathius, hebe Dich hinweg aus meinen Augen, glaubtest Du, ich würde mich Meuchelmördern anvertrauen und mit Spähern umgeben? Hinweg

von mir!“ Damit erhob sich Justinian. Abrast und Admet wurden fortgeführt, Hypathius stürzte bleich und entsetzt durch die Thüre des Saales fort. Als hierauf der Kaiser allein war, gab er Befehl, ein Boot am Ufer vor dem Palastthore bereit zu halten, um ihn, die Kaiserin nebst dem Werthvollsten der Schatzgewölbe nach der asiatischen Küste in Sicherheit zu bringen. „Wenn es der Wille des Himmels ist, daß dieser Tag meine Herrschaft über Rom endigen soll, so will ich wenigstens nicht Schuld an weiterm Blutvergießen auf mich laden, mag jener an meine Stelle treten und das Diadem um seine Schläfe winden.“ „Nie geschehe das,“ rief Theodora und sprang von ihrem Betschemel auf, „flüchten sollen wir uns? Nein, und wenn auch Flucht das einzige Rettungsmittel wäre, dennoch würde ich lieber hier auf dieser Stelle sterben, als den Verlust der Majestät und unseres Reiches überleben. Jenem das Diadem, Jenem den Purpur? und wir? Nein, nimmer will ich den Tag erblicken, an dem man mich nicht als Kaiserin begrüßt. Aber als ob Flucht etwas helfen könnte! Glaube nur, auch in der Verbannung würde Dich der Tod erreichen, und zwar ein schimpflicher. Ich bleibe.“ „Nun meine Gattin, was willst Du, daß geschehe?“ „Vorerst,“ rief Theodora, „gilt es den Feind zu fassen, und zwar mitten in seiner Verschanzung, an dem Hauptplatze seiner Macht, im Hippodrom. Belisar hat noch dreitausend Tapfre, laß sie, wenn es dunkelt, auf dem Wege, den Hypathius kam, den Hippodrom erreichen, umstellen, erstürmen! Die überraschten Volkshaufen werden leicht niederzuwerfen sein, die Blauen sich mit uns verbinden, das ist mein Vorschlag.“ „Der Plan ist gut,“ sprach Belisar, der indeß herzugekommen, „möge sich immerhin das Gerücht Deiner Flucht verbreiten, es wird die Thörichten nur um so sicherer in unsere Hände liefern. Vertraue mir, o Herr, sie zu vernichten.“ „Geh,“ sprach Justinian, „und der Himmel sei mit Dir!“

Während sich dieses im Palast begab, hatte diesen Hypathius verlassen und war, alsbald vom Volk erkannt, sogleich zum Kaiser ausgerufen worden. Dione kam ihm entgegen, sie glich einer Mänade. Beide wurden in Sänften emporgehoben und zum Hippodrom getragen. „Weigere Dich nicht mehr Kaiser zu werden,“ rief ihm Lykortas zu, „alles ist Dein — was zögerst Du?“ Hypathius überschaute mit einem prüfenden, fast ängstlichen Blick die Menge unter ihm und nahm an der kaum von Justinian verlassenen Stelle mit leisem Schauder Platz. „Das Diadem!“ brüllte die Menge, „er nehme das Diadem!“ Hypathius sah sich verlegen um, es war Niemand da, der ihm dieses Zeichen der höchsten Macht gebracht hätte, denn bis jetzt trug es noch Justinian. „Das Diadem,“ schrie das Volk, „das Diadem!“ — Da stürzte Dione zu seinen Füßen nieder, band den kostbaren Schmuck von ihrem Halse los und reichte ihn ihm demüthig dar. Er erhob sie zärtlich, und während sie das Band um seine Stirne befestigte, brach das Volk in unbändigen Jubel aus. — „Die Spiele mögen wieder beginnen“, rief Hypathius, „der Tyrann und sein Dämon, jene Theodora, sind nach Asien geflüchtet. So eben brachte uns ein Bote die Nachricht.“

Ohne eine Ahnung von dieser Wendung der Dinge hatten indeß die Brüder über der Freude des Wiederfindens vergessen, daß sie sich in einem Kerker befanden. Nachdem sie sich oftmal mit den zärtlichsten Worten genannt und mit Thränen aus tiefgepreßtem Herzen aufgeathmet hatten, erzählte Abrast dem Jüngeren, wie schrecklich es ihm gewesen, als er ihn vermißt habe, wie er von den Grünen aufgenommen wurde, wie er nachgeforscht und welch' trübe Tage er erlebt habe.

Auch von Lykortas berichtete er. „Nun erzähle mir aber auch Du Dein Leiden," fügte er bei, „denn ohne Zweifel war Dein Geschick noch härter als meines." Admet begann sogleich: „Als sich in jenem verhängnißvollen Augenblicke, der noch so lebendig vor Deiner Seele steht, die Thür hinter mir geschlossen, als ich umblickte, Dich zu suchen, und mein Auge nur in eine tiefe Nacht hineinsah, da faßte der Mönch mich, der ich mich sträubte, bei der Hand und zog mich vorwärts, indem er sanfte begütigende Worte zu mir sprach. Bald traten wir vor eine matterhellte Nische, in welcher ein großes Kreuz hing, der Mönch setzte sich auf eine Steinbank nieder, ich lehnte mich halb sinnlos an die Mauer. Es war ein langer dunkler Gang, in dem wir uns befanden. Ich blickte auf meinen Führer, unschlüssig, was ich thun, was ich sagen sollte. Er beobachtete mich unabläßig, sein durchdringender Blick schien ins Innerste meiner Seele zu bringen. Da empfand ich eine mir unbekannte Bangigkeit und plötzlich durchfuhr meine Brust ein so unaussprechliches Weh, als würde mir das Herz mit tausend Messern zerschnitten, eine unsichtbare Gewalt riß mir die Arme auseinander und wie leblos stürzte ich zu Boden, mit einem Ausruf, dessen ich mich nur noch dunkel erinnere. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf einem prachtvollen Ruhebett, in einem mit Teppichen belegten und verhängten Gemach. Ich schlug den Vorhang zurück und genoß den Anblick des herrlichen Meeres, das vor meinem Fenster in seiner ganzen azurnen Reinheit ausgebreitet lag. Eine angenehme Musik erklang aus den anstoßenden Räumen, die Thüre öffnete sich und ein Knabe brachte mir einen Becher Wein. Ich trank und ein rasches Feuer durchströmte mich, aber ich schauderte zurück, als ich den Becher ein zweites Mal an meine Lippen setzen wollte, es hauchte deutlicher Blutgeruch aus ihm mir entgegen. Ich warf den Becher weg und sogleich spürte ich wieder jenen Schmerz in der Brust, diesmal jedoch nicht so heftig, und statt in Bewußtlosigkeit versank ich nur in einen angenehmen Halbschlaf, und gern ergaben sich meine Sinne den Träumen, die mich einwiegten. In diesem Wechsel von dämmerndem Erwachen und wachem Träumen vergingen, wie mir schien, mehrere Tage. Einmal kam es mir vor, als ob ein grimmiger Vogel mit goldenem Gefieder sich auf mich niederließe und seine Flügel über mich zusammenpresse, so daß ich schier zu ersticken glaubte. Ich erwachte und sah ein lächelndes Frauenantlitz hinter dem Vorhang verschwinden. Bald darauf erhielt ich ein glänzendes Gewand, und es wurde mir befohlen, mich damit zu bekleiden, da ich vor dem Kaiser Justinian erscheinen müßte. Ich erschrack und gehorchte; der Knabe führte mich in einen Saal, wo mehrere gleich mir Gekleidete aufgestellt waren, deren jeder etwas zu tragen oder zu bringen hatte. Der Kaiser erschien und nahm an einer kleinen Tafel in der Mitte des Saales Platz, ringsum an längeren Tischen saßen Feldherren und Würdenträger des Reichs. Ich sollte, wie Du wohl merken wirst, zu einem Mundschenk erzogen werden. Auch die Kaiserin Theodora bekam ich zu Gesicht und ihr Antlitz schien mir dasselbe zu sein, das kurz vorher mir erschienen war. Für diesmal hatte ich nur zuzusehen, später wurde mir das Amt, Justinian und seiner Gattin den Trinkbecher zu überreichen. Es waren Gesandte des persischen Königs angekommen, und eines Tages, als sie zur Tafel geladen waren und ich meines Dienstes warten sollte, begab es sich, daß wir durch einen Hof in die Empfangszimmer gehen mußten. Da nahm

ich wahr, daß einer der Diener in diesem Hofe sehr ungeschickt ein Zweigespann tummelte. Meine alte Lust, die Pferde zu lenken, erwachte plötzlich in mir, ich konnte der Neigung nicht widerstehen, meine Fertigkeit zu zeigen. Ich sprang auf den Wagen, riß jenem, der erschrocken vor mir entwich, die Zügel aus der Hand und begann nun die Pferde anzufeuern. Willig gehorchten sie mir; sie schienen zu fühlen, daß eines Kundigen Hand die Zügel führe. Aber zugleich mit ihrem Muth ergriff auch mich ein unwiderstehlicher Drang nach Freiheit, die Sehnsucht hinaus zu eilen, Dich wiederzufinden beherrschte mich ganz und gar, jetzt — sagte ich mir — jetzt ist der Augenblick gekommen, offen steht vor dir das Thor dort, jage mit deinen brausenden Rennern dahin und fort in die winkende Freiheit! Lockrer die Zügel fassend und die Peitsche schwingend, trieb ich die Pferde dem Thore zu, sie schienen mich zu verstehen und schon war ich meinem Ziele nah', schon erblickte ich vor mir die Straße draußen, da plötzlich gab ein Trompetensignal den Pferden das Zeichen innezuhalten und sie gehorchten, sie stunden wie angefesselt. Sie hörten nicht mehr auf meine Worte, sie blieben unbewegt. Unwillig warf ich ihnen die Zügel über den Hals und sprang vom Wagen. Elende, rief ich ihnen zu, obwohl ihr Thiere seid, denen Zeus Muth in die Nüstern gab, so seid ihr doch schon so schlecht wie die Menschen! Da war es wieder, als hätten sie mich verstanden, sie wandten ihre Köpfe nach mir um, wie voll Mitleid sahen sie mich an, und ich hätte damals darauf geschworen, daß in den Augen der armen Thiere Thränen geglänzt haben. Weinten doch auch dereinst die Pferde des Achill. Ich hatte nicht lange Zeit darüber nachzudenken, denn schon ward ich ergriffen und unter Faustschlägen nach jenem Theil des Gebäudes geführt, in dem die Gefängnisse lagen. Man wird dich gehorchen lehren, riefen sie, hast du nicht die Pferde noch angetrieben, als schon das Zeichen zum Halten gegeben war? Ich sollte meine Lust nach Freiheit schwer büßen. Als sie mich aber eben durch einen Bogengang schleppten, erschien auf einer Ballustrade Theodora. Ihr Gesicht, das einem steinernen Bildniß der Cybele glich, war von einem wohlwollenden Lächeln umspielt. Laßt diesen Jüngling, rief sie, laßt ihn los, ich wünsche nach den Proben, die ich eben von ihm gesehen, daß er ein Wagenlenker bei unsern Blauen werde. Wenn dir aber noch einmal gelüstet, wandte sie sich zu mir, auszureißen, so kostet es dich dein Leben. Morgen im Hippodrom sollst du weitere Beweise deiner Geschicklichkeit geben — vor uns und vor Justinians Majestät. So war ich also nicht nur einer Strafe entgangen, die mir härter als der Tod schien, der Entziehung der Freiheit, es sollte auch mein heißester Wunsch in Erfüllung gehen, ich sollte Wagen im Wettkampf lenken! Alle Erinnerungen an die Heimath traten wieder hervor, und ich sah mich schon als Sieger vor dem gesammten Volke und hohen unsterblichen Ruhm ernten. Wie sollte ich enttäuscht werden!"

„Ach," unterbrach ihn Adrast, „da ging es Dir wie mir." „Ich hatte keine Ahnung", fuhr Admet fort, „daß ich selbst nichts galt, daß meine Kunst nur dem Herrn zur Ehre gereichte, der mich bezahlte, daß mein Name nicht weiter dringen würde, als etwas über das Bereich der Garküchen und Schenken, in welchem die Wirthe und Besitzer der Wagen ihre Einkehr halten. Doch für diesen Abend sollte ich noch mein Mundschenkamt versehen und zwar in jenem Gemache des Palastes, welches

Daphne hies und worin der Kaiser mit den Vertrautesten seiner Umgebung zusammenkam. Alle für diesen Abend Geladenen hatten Gottheiten vorzustellen, jene Götter, an die sie selbst zwar nicht mehr glaubten, nicht mehr glauben durften, als die sie aber unter sich gerne erscheinen mochten. Selbstverständlich war Justinian Jupiter, sein erster Feldherr Mars, Apollo war der Vorstand einer jener Synoden, welche sich ganz besonders durch loyale Verfolgungswuth auszeichnete, und Hunderte von Opfern dem Henkertod überliefert hatte. Hypathius, den wir ja beide kennen und dessen angenehmes Betragen mir besonders auffiel, war Pluto und mußte als Herrscher der Unterwelt, bei dem sich die abgesetzten Götter befanden, für heute die Aufgabe lösen, den alten Götterdienst gegen die neue Religion in Schutz zu nehmen und ihre Wiederaufnahme in den Olymp zu beantragen. Da mein Amt als Mundschenk mir gestattete, ein wenig zuzuhören, so behielt ich manches von dem, was gesprochen wurde, im Gedächtniß. Hypathius sagte: Es scheint mir vernünftiger, an mehrere Götter zu glauben, als nur an einen, weil es mehrere Kräfte giebt, durch deren Zusammen- und Entgegenwirken die Vollständigkeit und die Ordnung der Welt bestimmt wird. Ebenso ist es auch unter den Menschen, hier walten das Recht und die Gesetze, auf der andern Seite stürmt der mächtige, alles zerstörende Krieg, hier werden die letzten Gründe der Wahrheit erforscht, dort gelten List und betrügerisches Wesen, Einiges wird durch das System der Zahlen, Anderes durch die Bedeutung der Worte ausgedrückt. Durch das Ineinanderleben und Entgegenweben dieser Mächte entsteht der Zufall und die Nothwendigkeit, letztere als dasjenige, in welchem sich alles vereinigt, denn auch in der Natur streiten die Elemente miteinander, Wasser gegen Feuer, Luft, von beiden durchdrungen, nimmt Theil am Sieg des Einen oder des Andern, und so entsteht Ernährung, Wachsthum, Leben, Sterben und Wiederwerden alles Erschaffenen. Wäre nur Ein Gott so würde Alles in einer gleichmäßigen Harmonie beharren, ja, wäre dieser Gott eine Persönlichkeit, so könnte außer seinem Selbst nichts bestehen. Justinian erhob sich nun sehr ernst und sprach, es ist ein anderes Licht in die Welt gekommen, wir haben höhere Begriffe von der Gottheit, als daß wir ihr zumutheten, sich in ewigen Verwandlungen zu äußern. Damit heftete der Kaiser seinen Blick auf den Bischof, welcher den Lichtgott vorstellte und darüber in einige Verlegenheiten gerieth. Nun stand aber ein Senator auf und sprach: Wie? sehen wir nicht die höchste Majestät selbst hier in seiner ihm zukommenden Gestalt? Er, vor dessen Augenwink Himmel und Erde beben, er ist in unserer Mitte und es wäre daher schwer zu entscheiden, welche von beiden Ansichten die richtige ist. Auf diese Schmeichelei antwortete der Herrscher Roms mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er zugleich einen zornigen Blick auf den verwegenen Sprecher warf.

Ja — Justinian ist ein Gott, rief einstimmig die ganze Versammlung. Höre sie nicht, Herr! die Lügner und Schmeichler, rief ich, meiner nicht mehr mächtig. Alles sah auf mich, da ich bisher unbeachtet dagestanden, und ich glaubte schon, eine harte Strafe würde mich treffen, allein der Kaiser sah mich gütig an und sprach: Sieh', das Kind hat uns gehört, sogleich gehe und fülle den Pokal unserem Sonnenlenker Phöbus, denn er ist durstig von vielem Erleuchten. Mein Amt rief mich ab, und so vernahm ich nichts weiter mehr. Nachdem alles zu Ende war und die Gäste sich entfernt hatten, suchte ich mein Lager auf und ver-

brachte die Nacht schlaflos mit den ehrgeizigen Hoffnungen für den kommenden Morgen beschäftigt. Der Palast war durch eine Treppe, die sich schneckenförmig bis zum Eingang des Hippodroms wand, mit demselben verbunden. Ich fand mich sehr früh ein. Man vertraute mir ein Viergespann und ich lenkte mit solcher Vorsicht und Festigkeit meinen Wagen, daß ich die schwierige Wendung um die Meta gerade an der richtigen Stelle vollbrachte. Ich konnte mich überzeugen, daß die Einrichtungen des Hippodroms genau dem Vorbild der Rennbahn zu Olympia nachgebildet sind. Staunen mußte ich aber, daß dem nach mir folgenden Lenker, jenem Eusebius, der heute ermordet wurde, allein alles Lob, das mir zukam, gespendet ward, obwohl er nicht eben geschickt sich gezeigt hatte. Aber Justinian überreichte ihm selbst einen silbernen Kranz, als gute Vorbedeutung, wie er sagte, für die künftigen Siege. Als ich hierüber eine satyrische Bemerkung nicht zurückhielt, wurde mir zugeflüstert, ich möge doch mein bisher errungenes Glück nicht verscherzen; jener Eusebius wäre der besondere Günstling des Kaisers und ihm würden alle Ehren zu Theil, auch diejenigen, die er nicht verdiene. Ich wußte nichts darauf zu erwidern und zuckte die Achseln, dem Eusebius aber war nichts entgangen. Voll Zornes über meine Bemerkung nahm er eine Geißel und schlug damit eines der Pferde. Schon wollt' ich ihn fassen, da trat Hypathius, der mit dem Kaiser gekommen war, dazwischen und sprach: Wie? du kannst ein Geschöpf Gottes, das dir nichts zu Leide gethan hat, schlagen? Eusebius schwieg beschämt, mich aber ließ er seitdem nicht mehr aus den Augen, wie er es auch war, der heut' entdeckte, daß ich meine Zügel etwas anhielt, um Dir den Sieg zu lassen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, man wolle die Grünen, wenn sie unterlägen, mit jedem ausgesuchten Schimpf behandeln, um sie zum Aufruhr anzureizen. Die Blauen hätten dann volles Recht gewonnen, über sie herzufallen und ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Statt dessen hat sich Alles anders gewendet. Es war aber nicht Eusebius allein, der an diesem Morgen mit meinem Verdienst belohnt wurde, ich bemerkte bald, daß jeder unter meinen Genossen seinen Gönner hatte. Ich lachte über das Unverständliche ihrer Lobsprüche und nahm mir vor, einst noch meine Geringschätzung dreister an den Tag zu legen.

„Nicht viel besser erging es mir," rief Adrast aus, „doch die Leute, unter welche ich gerieth, waren wenigstens von einem Gemeinsinn beseelt, sie freuten sich, einen wackeren und geschickten Genossen an mir gefunden zu haben, während dort, wo Du warst, der Neid es nicht einmal der Mühe werth hielt, sich zu verbergen." „Wahrlich, so ist es," rief Admet. Während dieses Gesprächs der Brüder war in der Mauer ihres Kerkers ein Gitter geöffnet worden, und es rief ihnen eine Stimme zu: „Bereitet Euch zum Tod, Ihr Urheber des Aufruhrs, der Kaiser hat vernommen, daß Ihr aus Olympia gekommen seid, wo Ihr, trotz dem Verbote, dem Dienst des Heidenthums anhingt. Er wird deshalb keine Gnade walten lassen, und Ihr müßt sterben." — Die Jünglinge sahen sich bestürzt an, dann aber brachen sie in Thränen aus, und beklagten ihr unglückliches Loos. „Welches Verbrechen," rief Admet, „haben wir begangen, daß uns so früh ein so schmähliches Ende bestimmt sein soll? Ach, mehr um Dich traure ich, Adrast, Dich nur bedaure ich, du bist der Jüngere: der du bisher Reichthum und Wohlbehagen um Dich gesehen, Dir hätte vielleicht noch eine glänzende Laufbahn sich eröffnet, ich hingegen

habe bereits so viel von der Welt erkannt und erlebt, daß ich sie ohne großen Schmerz verlassen kann." „Aber wir beide," rief der Jüngere wieder, „wir beide haben die Heimath verloren, ach und das Ideal von Ruhm und Ehre sahen wir vor unsern Augen hinschwinden, was sollen wir noch hier, was könnte uns noch erfreuen? Auch mich hält nichts mehr. Nur einen Freund, weiß ich, den ich gerne noch einmal sehen möchte: Lykortas, den Wackeren, Unbeugsamen, was wird wohl sein Schicksal sein, wenn er uns überlebt? Ha, wenn er uns zu Hülfe käme! — er würde es gewiß, wenn er es kann, wenn er Nachricht über uns erhält. Ach — vielleicht ist er selbst verloren — unrettbar verloren." Indem sie noch so sprachen, stützten sie traurig das Haupt in die Hände und versanken in ein dumpfes trostloses Schweigen. Aber der, um den sie mit ihren Gedanken beschäftigt waren, Lykortas, dachte mit gleichen Sorgen an sie, er suchte sie, und da er keine Spur von ihnen entdecken konnte, befürchtete er, sie könnten in die Gewalt der Feinde gefallen sein und beschloß daher sich vorsichtig dem Palast zu nähern, ob er nicht dort Nachricht von ihnen erhalten würde. Indem er an der Westseite sich dem Labyrinth von Gebäuden, Höfen, Säulengängen und Gärten nahte, welche zusammen die Burg Justinians bildeten, so vernahm er plötzlich Waffengeräusch und bemerkte, daß auf einem freien Platze, der gerade vor ihm lag, Truppen aufgestellt wurden und erkannte alsbald, daß hier eine energische Maßregel gegen die Aufständischen vorbereitet werde. Seine Vermuthung wurde durch Mävo bestätigt, der im Schatten der Häuser an ihn herangeschlichen kam und ihm zuflüsterte: „Es ist Belisar, er hat Befehl, gegen den Hippodrom zu marschiren, eile, wenn Du sie retten willst — Dione, mein ich — bist Du betäubt? zögere nicht!" — Damit verschwand er. Lykortas säumte nicht, seinem Rathe zu folgen. Nach wenigen Minuten war er im Hippodrom. Hier fand er alles in siegestrunkener Sorglosigkeit. Die Wenigen, die noch Waffen trugen, hatten sich auf die Stufen der Arena zu Trinkgelagen niedergesetzt, die meisten sich auf der Rennbahn selbst dem Vergnügen hingegeben — sie tanzten oder sangen in Chören. — Einige führten Scenen aus Komödien auf, andere ließen einfach in Sprüngen und Geberden ihrer Fröhlichkeit freien Lauf. Man sah, daß das freiheitsliebende Griechenvolk nach der langen Zurückhaltung vom Joche des Despotismus nun auf einmal sich erlöst fühlte und ganz seinem Hange bacchantischer Ausgelassenheit sich hingab. Mit dem Rufe: „Zu den Waffen!" sprang Lykortas mitten unter die Sorglosen. „Freunde die Gefahr ist nahe! Rüstet euch, rafft euch zusammen, folget meinen Befehlen!" Hierauf sprang er in raschen Sätzen die Stufen zu der kaiserlichen Tribüne hinan, wo Hypathius in nachlässiger Haltung und mit lächelnder Miene auf die Belustigungen seines Volkes herabsah. Dione hatte sich an ihn geschmiegt und betrachtete gleichfalls die Scene vor ihr mit Augen, die vor Stolz und Freude leuchteten. Sie schien vollkommen glücklich, sie sah sich am Ziel ihrer Wünsche, sie sah den Mann, den sie liebte, zu lieben glaubte, mit dem Purpur bekleidet, sie sah sich an seiner Seite zur erklärten Gemahlin erkoren. „Wollen wir nicht," sprach sie, „unter diese Glücklichen gehen, man wird uns begrüßen und uns'rer Gegenwart wird das Volk sich freuen." „Ich aber," erwiederte Hypathius finster, „ich könnte mich nur wenig darob erfreuen. Daß Du mir das Diadem umgebunden, war schön und herrlich, doch nicht dieser Menge will ich es verdanken, nicht einen Tag nur will ich es ihr zu danken scheinen!"

„Wie?" rief Dione staunend, „war ich voreilig, oder auf was sollten wir denn noch warten? Ich hätte an einem andern Tage Justinian zur Abdankung gezwungen — ich ganz allein an der Spitze seiner Palastwache hätte ihn abgesetzt und Niemand sollte das erfahren haben, Niemand, und am wenigsten dieser zügellose Pöbel, der es mich über kurz oder lang wird fühlen lassen, daß ich in seiner Schuld stehe, dieser blinde, blutige Pöbel, den ich hasse, verachte und verabscheue!"

Dione sprang auf und sah ihn an, als hätte sie etwas Unglaubliches, Ungeahntes vernommen. Da trat Lykortas ein. „Thörichter oder Feiger, wie soll ich Dich nennen?" rief er Hypathius an, „wisse, daß wir alle verloren sind, wenn Du Dich nicht aufraffst. Belisar rückt heran mit einer Truppenmacht, die stark genug ist, Deinen wehrlosen und taumelnden Pöbel in Stücke zu hauen und Dich mit." Hypathius starrte ihn an. „So ist Justinian nicht geflüchtet? Wahrscheinlich nicht — gleichviel, Belisar wird ihn entweder zurückbringen, oder rächen. Auf!" Hypathius antwortete nicht. Rascher als er, hatte Dione die Lage begriffen. Ihr erster Blick auf Hypathius hatte ihr Herz auf immer von ihm gewendet. Als er bleich und gelähmt vor Schrecken dastand, empfand sie erst Mitleid, dann Verachtung, und mit einemmal wich alles, was sie je für ihn gefühlt hatte, aus ihrem Herzen und ließ einer traurigen, unendlich traurigen, aus Reue und Spott gemischten Empfindung Raum. Aber sie begriff auch zugleich die Gefahr und die Nothwendigkeit, keinen Augenblick zu versäumen. Einige Minuten vorher wäre sie vielleicht lächelnd gestorben, jetzt war in ihr ein starkes Lebensbedürfniß, eine muthige Kraft der Selbsterhaltung erwacht. Sie bat sogleich die Umstehenden, die Eingänge zu besetzen und forderte zur Vertheilung von Waffen auf; sie selbst eilte voran; Lykortas folgte ihr. Sie sprachen nicht miteinander, aber Alles was sie thaten, schien der Vollzug eines Befehls, den unausgesprochen Eines dem Andren gab. Er suchte durch die Ergebenheit, womit er ihre Anordnungen vollzog, durch seine Unerschrockenheit der Enttäuschung, welche einzureißen drohte, vorzubeugen, sie aber schien nur anzuordnen, was sie aus seinen Mienen, seinen Bewegungen gewissermaßen herauslas.

Hypathius sah sich allein. „Das Verhängniß!" — murmelte er dumpf vor sich hin, das Verhängniß erreicht uns Alle!" Seine Augen suchten Dione, sie war verschwunden. Das Weib, das ihn erhoben, das sich glauben gemacht hatte, daß es ihn liebe, war von ihm weggegangen, ohne sich nur nach ihm umzusehen, und unterzog sich nun den Anforderungen, welche die Gefahr an sie stellte, gemeinschaftlich mit dem, den sie bisher als tief unter ihr stehend betrachtet hatte und dessen Liebe sie wie einen selbstverständlichen Tribut nahm, da sie sich ihrer innersten Hingabe an ihn gar nicht bewußt war.

Jetzt war es Tag in ihr geworden. Lykortas bemerkte die Verwandlung, die in ihr vorging, und ein unbegrenztes Wonnegefühl, ein trunkener Muth beseelte sein ganzes Wesen und hob ihn über sich selbst, über den, der er bisher gewesen. Alles, was er von sich gehofft und erwartet, und was er nie erreicht hatte, der erschien er sich jetzt: ein Held, ein geliebter Mann, ein Begünstiger des Glücks, ein Liebling der Götter. Beide verstanden sich und theilten sich in die Aufgabe zu handeln mit einer Umsicht und Raschheit, die beinahe übermenschlich war. Leider zu spät. Belisar erschien vor den Thoren und ließ die Blauen auffordern, sich zu unterwerfen, indem er ihnen vollkommne Verzeihung zusagte. Viele benützten es

und verließen die Sache des Hypathius. Nun kam die Reihe an die Grünen. Auch sie wurden aufgefordert, sich zu ergeben, aber ohne jede Bedingung. Da schleuderte Lykortas einen Stein auf den ausrufenden Befehlshaber, der zu Boden stürzte und dies war das Signal zum Angriff.

Die Tuba klang, und die Truppen stürmten gegen den Eingang. Zwei- und dreimal wurden sie zurückgeschlagen; endlich erklommen Einige trotz der tapfersten Gegenwehr eine Stufenreihe und sandten von da herab einen Hagel von Pfeilen. So gelangten auch die Schwerbewaffneten durch das Thor in den innern Raum. Nun hielt sich nur noch Verzweiflung. Hypathius hatte sich so weit aufgerafft, daß er den Seinigen wenigstens zurief: „Sieget, sieget!“ Aber im nächsten Augenblick schon traf ihn der Pfeil eines Herulers, der ihn, schwer verwundet, niederstreckte. Lykortas hatte sich mit Dione und den wenigen ihm Treugebliebenen, noch Kampffähigen, immer höher gegen die obersten Stufenreihen des Hippodrom zurückgezogen. Hier erwartete er den Feind und seinen Tod. Mit der Verwundung und Gefangennahme des Hypathius ruhte der Kampf ein wenig. Der Feldherr Justinians gönnte seinen erschöpften Truppen einige Rast, und die Vertheidiger, zum größten Theil verwundet, waren ohnehin kaum noch eines Widerstandes fähig. „Der Kampf ist vorbei, nun beginnt die Strafe“, rief Belisar den Seinen zu, und diese stürzten sich auf die fast wehrlose Menge Volks und hieben Alles nieder. Lykortas, einem sterbenden Fechter gleich, hatte, auf seinen Schild gestützt, sich niedergelassen, und Dione war beschäftigt, seine Wunde zu verbinden. Sie riß den kostbaren Purpurmantel, den man ihr umgeworfen hatte, in Fetzen und stillte damit das Blut, sie trocknete seine Stirne mit ihren Locken und den Blumen darin. Seine Hand ruhte auf ihrer Schulter, beider Blicke versenkten sich in einander, wie um die verlorenen, unausgesprochenen Geständnisse nachzuholen, um in den letzten Augenblicken noch, so kurz vor dem Sterben sich einander ganz und für immer zu gehören. „Lebe wohl, Dione!“ sagte Lykortas, „ich mußte und ich hab' es immer geglaubt, daß Du noch nicht einsehen würdest, wie Du mich geliebt hast und nicht ihn.“

„Nun sterb' ich gern, aber was soll aus Dir werden? Tödte mich nur sogleich!“ rief sie, „lebend will ich nicht in ihre Hände fallen, leben will ich nicht ohne Dich! Wie glücklich, ich ward es noch inne, daß ich Dir gehöre, nur Dir! Siehe, sie kommen!“ Lykortas sprang auf. Mehrere Heruler drangen die Stufen heran. „Den“, riefen sie, „müssen wir lebend einbringen, er soll unter Martern sterben! Ergieb Dich!“ — „Ihr könnt nachkommen, Barbaren“, rief Lykortas und stieß sein Schwert dem ersten, der herankam, in die Brust, daß dieser über die Treppen hinabtaumelte, dann umschlang er die Geliebte mit beiden Armen, und, sie fest an sich pressend stürzte er sich mit ihr zwischen den Säulen der Umfassungsmauer auf die Marmorplatten in die Tiefe nieder. Ein Aufschrei derer, die es sahen, — dann war eine Todtenstille.

Der Aufruhr war beendet, Tausende von Leichen bedeckten die Räume, welche kurz vorher von dem Eifer der Wettkämpfer, vom Jubel der siegreichen Aufständischen erfüllt gewesen.

In gleicher Stunde öffnete sich der Kerker des Adrast und Admet. Eine ganz in weiße Schleier verhüllte Gestalt erschien auf der Schwelle und winkte ihnen zu folgen. Gleich darauf, als sie den Hof betraten, wurden sie von Bewaffneten umringt und von ihnen durch die Gärten nach dem Meeresufer und an Bord

eines Schiffes gebracht, das bestimmt war, an demselben Tage noch die Anker zu lichten und nach Aegypten zu steuern.

Es war kaum ein Jahr nach diesen Ereignissen verflossen, als der Beherrscher des oströmischen Reiches heftige Reue über die Niedermetzelung jenes Tages empfand. Er genoß weder Zerstreuung in den Beschäftigungen mit Staatsangelegenheiten, noch den ersehnten Schlaf. Immer wieder standen die gräßlich zerfleischten Opfer des Neujahrstages von 532 vor seiner geängstigten Seele. In der Noth seiner Gewissensbisse hörte er von einem Heiligen, der in der Wüste der Thebais seit Jahren ein weltabgeschiedenes Leben führe und einer besonderen Gnade von Gott theilhaft scheine. Ihm sich anzuvertrauen, von ihm Trost und Hülfe zu erbitten, war seine einzige Hoffnung. Einige seiner Vertrauten machten sich auf den Weg, den Heiligen aufzusuchen.

Sie fanden ihn und brachten ihn glücklich nach Constantinopel. Justinian umarmte ihn, und eröffnete ihm seine Seelenqual: „Giebt es für mich noch Vergebung, kann ich des Himmels, der Genossenschaft der Seligen und Reinen, theilhaft werden?“ Der Heilige schwieg. „Giebt es keine Fürbitte, fallen meine guten Thaten nicht in die Waagschale? Hörtest Du nicht davon, daß ich alle früheren Gesetze, die ältesten wie die neueren gesammelt, und in ein Buch vereinigt habe, damit für alle Zeiten gewußt werde, was Rechtens ist, und immerdar Gerechtigkeit auf Erden walte?“ Der Eremit blickte ihn strafend an: „Und wann“, rief er, „ward jemals mehr Unrecht begangen, als unter Deiner Regierung, Unseliger! Wucher, Erbschleicherei, Betrug, Sklavenhandel, Ehebruch und betrügerische Fälschung stehen in üppiger Blüte seit Deiner Herrschaft.“ „Ach“, seufzte Justinian, „und kann es mir auch nichts nützen, daß ich aus Asien die Seidenzucht eingeführt und damit eine große Wohlthat unter den Menschen verbreitet habe, einen Nahrungszweig für den Fleiß und die Arbeit von Tausend und aber Tausenden?“ „Der Ueppigkeit und dem Laster nur gabst Du Mittel und Ausdehnung“, sprach mit fast tonloser Stimme der Einsiedler, „sieh' mich an, genügt mir nicht ein härenes Gewand, und willst Du, daß Deine Krieger bald in Seide, statt in Eisen und Thierfelle sich kleiden?“ —

„Waren es denn nicht Rebellen“, fuhr hier der Kaiser ungeduldig auf, „Empörer, die ich niederhauen ließ — und —“ setzte er sich selbst entschuldigend hinzu, „forderte es nicht meine Regentenpflicht, sie zu vertilgen?“ „Du könntest Recht haben, wenn es nur lauter Schuldige gewesen wären“, seufzte der Heilige. „Ach, ich weiß“, rief Justinian, „es waren auch zwei Knaben darunter, deren Unschuld sich später erwies, ich aber ließ sie ins Gefängniß werfen und wahrscheinlich wurden sie dort getödtet, denn man vernahm nichts mehr von ihnen“. „Wie?“ rief der Eremit, „Adrast und Admet?“ „Ja, so hießen sie!“ „Wurden sie nicht auf Deinen Befehl zu mir in die Wüste geschickt, damit ich sie dort zur Glückseligkeit der wahren Erkenntniß leiten sollte?“ „Nein, nein“, rief der Kaiser, „aber sie kamen zu Dir?“ „Sie kamen, und sie leben noch — sie leben als die Weisesten der Sterblichen, sie sind, nachdem ich sie gelehrt hatte, die Güter der Welt, Reichthum, Macht und Anseh'n für Nichts zu achten und in der Unabhängigkeit des Geistes allein das wünschenswertheste Gut zu sehen, nach Elis in Griechenland zurückgekehrt, um dort in ihrer Heimath unter den Ruinen des einst weltberühmten Olympia das heilige Leben fortzusetzen, das sie unter meiner Anleitung in der Thebais begonnen haben.“ „Dann war es ein

Engel Gottes, der sie zu Dir geführt hat", sagte Justinian, „und mir ist verziehen!" — Freudig erzählte er die glückliche Nachricht seiner Gattin Theodora, die ihn mit einem eigenen Lächeln anhörte, gleichsam als hätte sie diesmal den wahren Thatbestand besser gewußt, als der große Rechtsgelehrte auf dem Throne.

Ob nun Adrast und Admet wirklich das Leben der Ascese fortgesetzt oder dem Andenken einer theuren Vergangenheit gelebt und ihre Tage in Beschäftigung mit Landarbeit und Studien getheilt haben, darüber ist nichts bekannt geworden. — In Constantinopel aber ging noch lange die Sage von jenen Wagenlenkern aus Olympia. Die Einen behaupteten, wirklich ein Engel habe sie gerettet, die Andern wollten wissen, sie seien das göttliche Brüderpaar der Dioskuren selbst gewesen, das sich noch einmal zur Erde herabgelassen, um dann für immer zurückzukehren von dem unseligen Geschlecht der Menschen zu jenen Höh'n des Himmels, von wo sie noch als verbundene Sterne herniederleuchten.

Zwei Episteln des Horaz.

Verdeutscht von **Emanuel Geibel.**

An Torquatus.

Wenn bei Tafel ein Sitz dir genügt aus Archias' Werkstatt
Und du mit Hausmannskost von bescheidener Schüssel vorlieb nimmst,
Hoff' ich dich bei mir zu sehn mit sinkender Sonne, Torquatus.
Weine vom anderen Jahre des Taurus werden wir trinken,
Zwischen Minturnäs Sümpfen verzapft und der Burg Sinuessa's.
Wenn du Erles'neres hast, bring's mit; sonst füg' in die Wahl dich.
Blank schon funkelt mir Heerd und Hausrath, deiner gewärtig.
Komm denn und laß die Gedanken daheim an den Streit um die Erbschaft
Und an Moschus' Prozeß! Ist uns morgen an Cäsars Geburtsfest
Gründlich doch auszuschlafen vergönnt und wir dürfen die warme
Köstliche Nacht sorglos hindehnen mit trauten Gesprächen.
Wozu soll mir ein Gut, deß freier Genuß mir versagt ist?
Wer für die Erben nur spart und sich selbst nichts gönnet zum Wohlsein,
Däucht mir dem Wahnsinn nah. Nein, Blumen zu streu'n und zu trinken
Bin ich gelaunt und mög't ihr darum leichtfertig mich schelten.
Was vollbrachte der Rausch nicht schon? Das Geheimniß enthüllt er;
Hoffnungen sieht er erfüllt; in die Feldschlacht treibt er den Feigling,
Nimmt vom bekümmerten Herzen die Last und begeistert den Künstler.
Wem nicht löste der volle Pokal schon plötzlich die Lippen?
Wen nicht ließ er befreit aufathmen vom Drucke der Armuth?
Dies auch soll nach Gebühr und mit willigstem Eifer beschickt sein,
Daß kein schmutzig Gedeck, kein schäbig gewordener Teppich
Dein Mißfallen erweck' und du rings in Schüssel und Kanne
Ganz wie im Spiegel dich schaust, daß Keiner im traulichen Kreise

Sei, der Gesprochenes weiter verschwatzt, und den passenden Nachbar
Jeglicher finde bei Tisch. Den Septicius triffst du, den Butra
Sammt dem Sabin, falls diesen ein früherer Schmaus und ein Liebchen
Fest nicht hält. Auch wäre noch Platz für etliche Schatten,
Wenn du den Dunst nicht scheust bei allzu gedrängter Gesellschaft.
Schreib nur, wieviel Mitgäste du willst! Und dem Staube der Akten,
Wenn der Client dir die Thüre bewacht, entschlüpfe nach hinten.

An Mäcenas.

Glaubst du dem alten Kratin, schriftkundiger Gönner Mäcenas,
Wird niemals ein Gedicht auf die Dauer bestehn und gefallen,
Das beim Wasser erdacht. Seitdem zu den Faunen und Satyrn
Seines Gefolgs Gott Bacchus die schwärmenden Dichter gesellte,
Pflegen die Musen von Wein schon früh zu duften am Tage.
Als Weinzecher erweist sich im Lobe des Weines Homerus;
Vater Ennius auch hub stets nur trunkenen Muths an,
Waffen zu singen. „Den Markt und die Börs' am Gehege des Libo
Räum' ich den Nüchternen ein; nur singe mir Keiner der Biedern!"
Kaum, daß ich also gescherzt, so begannen im Nu die Poeten,
Nachts um die Wette zu zechen und Tags Weindünste zu gähnen,
Gleich, als wär' es genug, wenn Einer verwildert und barfuß,
Finsteren Blicks und im bäurischen Rock nachäffte den Cato,
Um schon Cato zu sein an Tugenden auch und Gesinnung.
Weil des Jarbas Sproß', um als modischer Redner zu glänzen,
Lauter zu donnern versucht', als Timagenes barst er. Ein Vorbild,
Das in den Fehlern bequem sich nachahmt, führt in die Irre.
Säh' ich einmal blaß aus, was gilt's, gleich tränken sie Essig.
O Nachahmergeschlecht, armselige Heerde, wie oft schon
Hat dein Lärm mir die Galle geweckt und wie oft das Gelächter!
Doch Ich prägte die bahnende Spur in ein neues Gebiet ein,
Das vor mir kein Fuß noch betrat. Wer kühn sich vertrau'n darf,
Lenkt als Führer den Schwarm. Ich habe zuerst den Latinern
Parische Jamben gezeigt, an Archilochus' Rhythmus und Geist mich
Haltend, doch nicht an den Stoff und die Worte zum Hohn des Lykambes.
Und nicht schmälere mir deswegen die Ehre des Kranzes,
Weil ich mich scheute, den Takt und des Versbau's Kunst zu verändern.
Greift nach Archilochus' Maß doch im Liede die männliche Sappho,
Greift doch Alcäus darnach; nur, anders in Stimmung und Inhalt,
Wählt er sich weder zum Ziel schwarzgalliger Strophen den Schwäher,
Noch auch dreht er den Strick für die Braut aus kränkenden Liedern.
Diesen, an den sich gewagt kein Früherer, führt' ich den Römern
Vor im Latinergesang. Und mich freut's, die eroberten Gaben
Heut' von den Besten gelesen zu seh'n und in Händen gehalten.
Fragst du mich aber, warum mein Lied mißgünstig so Mancher

Zwar im Geheimen verschlingt, doch öffentlich schmäht und herabsetzt?
Niemals konnt' ich die Gunst mir erkaufen des launischen Pöbels
Durch ein gebotenes Mahl und ein abgelegtes Gewandstück,
Nie — von den edelsten Meistern geehrt als Hörer und Anwalt —
Unserer kritischen Zunft schönthun um ein gnädiges Urteil.
Daher jener Verdruß! — „Unwürdiges möcht' ich im vollen
Saal nicht lesen und flüchtigen Scherz nicht bieten mit Anspruch".
Wehr' ich mich so, gleich heißt's: Ei freilich! Für Jupiters Ohren
Sparst Du es auf; Du triefst ja allein von poetischem Honig,
Einzig für Dich nur schön. — Hierüber empfindlich zu werden
Hüt' ich mich wohl und, die spitzigen Klau'n des Gereizten zu meiden,
Ruf' ich: es will mir der Ort nicht passen; ein anderes Mal denn!
Loses Gestichel erzeugt ja so leicht Wortwechsel und Jähzorn,
Jähzorn aber erbitterten Kampf und tödtliche Feindschaft.

Die Mysterien der alten Aegypter.

Von **Heinrich Brugsch Bey** in Cairo.

Trotz der unermeßlichen Zahl von Darstellungen und Inschriften, welche meistentheils in buntem Farbenschmuck der altägyptischen Denkmälerwelt ein so eigenthümliches decoratives Gepräge verleihen, von den großartigsten Tempelbauten an bis zur vergilbten splittrigen Papyrusrolle hin, haben die gelehrten Untersuchungen über die Natur und das Wesen der altägyptischen Gottheiten, welchen vorzugsweise jener Bilder- und Schriftenschmuck mit hervorragender Absicht geweiht ist, dem scheinbar unerschöpflichen Reichthume gegenüber verhältnißmäßig nur bescheidene, wenig befriedigende Aufschlüsse geliefert. Mehr als fünfzig Jahre sind seit der Entdeckung der Entzifferung des hieroglyphischen Schriftthums verflossen, die Erkenntniß und das Verständniß des altägyptischen Wortschatzes bietet heut' zu Tage kaum nennenswerthe Schwierigkeiten dem lesenden Forscher dar, und dennoch haben die wunderlichen Gestalten der ägyptischen Götterwelt das alte Geheimniß ihres Ursprungs und die Räthsel ihrer inneren Bedeutung so streng gewahrt, daß wir vorläufig nur den Schein an Stelle der Wahrheit zu setzen vermögen. Freilich hat die Wissenschaft bereits die Hauptvertreter des altägyptischen Olympes ihrem Namen und ihren Gestalten nach auf Grund äußerlicher Merkmale zu unterscheiden und ihre verwandte Gruppensonderung herauszufinden vermocht, aber die erhabene Gottesidee, welche diesen Gestalten Geist und Leben, diesen zahllosen Namen Gedanken verleiht, erscheint als ein tiefverborgenes Mysterium, in das einzudringen bisher keinem Sterblichen gelungen ist.

Wie es mit unserem Wissen von den Gottheiten jener längst entschwundenen Welt bestellt ist, so gleicherweise mit allem, was ihre Symbole und ihre Cultuszeichen betrifft, von den heiligen Thieren und Bäumen an bis zu den anscheinend unbedeutendsten Talismanen hin. Eine erdrückende Menge von Namen und Be-

zeichnungen gehört auch diesen symbolischen, uns in Bild und Form wohlbekannten Gestalten an, ohne daß wir im Stande wären, auch nur von Einer den ihr innewohnenden tieferen Sinn zu erkennen.

Würde ein Gelehrter sich allein der Aufgabe unterziehen, jene dunklen Namen, welche die Denkmäler den himmlischen Insassen der Tempel und Grabstätten, den ihnen geweihten Thieren, Bäumen und Pflanzen, Steinen und sonstigen Symbolen beizulegen pflegen (oftmals in doppelter und mehrfacher Bezeichnung des Einzelnen), in möglichster Vollständigkeit und mit ausdauerndem Fleiße zu sammeln und in alphabetischer Reihenfolge zu ordnen: ein Riesenwerk würde aus seinen Händen hervorgehen, wohl geeignet, das Suchen zu erleichtern und das Gewonnene zu erweitern, aber es würde immerhin ein mit sieben Siegeln verschlossenes geheimnißvolles Buch bleiben.

Die Schwierigkeit, zu jenen Räthseln den Schlüssel der Lösung zu finden, liegt keineswegs in dem Mangel an genügendem Verständniß der altägyptischen Schriftsprache. Der wirkliche Forscher liest heut' zu Tage beispielsweise einen rein geschichtlichen Text mit einer Sicherheit, welcher wenig und gar keine Zweifel übrig läßt. Ebensowenig vermag irgend ein dunkles, noch unbekanntes Wort oder Zeichen, welches gelegentlich als unbekannte Größe auftaucht, auf die Dauer den wiederholten Angriffen der sprachlichen Untersuchung Widerstand zu leisten. Denn was das einzelne Beispiel an Aufklärung versagt, gewährt schließlich die combinirte Masse gesammelter Texte, welche aus dem Bekannten zur Lösung des Unbekannten führen. Die Untersuchung ist einer Gleichung höheren Grades ähnlich, aus welcher der Mathematiker das unbekannte x mit aller nur wünschenswerthen Sicherheit zu bestimmen vermag. In dem gegebenen Falle jedoch haben die Schwierigkeiten eine tiefere Begründung, die wir dem Leser deutlich zu machen versuchen wollen.

Wenn ein Sprachforscher einen allgemein verständlichen Text, welcher in einer fremden Sprache und Schrift niedergeschrieben ist, in seine eigene Sprache wort- und sinngetreu übertragen hat, so wird der Leser, welcher jenes fremde Idiom und jene fremde Schrift nicht zu verstehen und zu entziffern in der Lage ist, mit Leichtigkeit die in dem Schriftstücke enthaltenen Gedanken begreifen und sie zu eigenem oder zu Anderer Nutzen verwerthen können. Anders gestaltet sich die Sache, stellen wir uns vor, daß einem Sprachforscher die Aufgabe gestellt wird, eine medicinische, mathematische oder eine sonstige wissenschaftliche Abhandlung aus einer fremden Sprache in die seinige zu übertragen. Selbstredend kann die Uebersetzung nur verständlich sein, wenn der Uebertragende mit der Kenntniß der fremden Sprache zugleich die Kenntniß der wissenschaftlichen Doktrin verbindet, auf welche das fremde Schriftstück Bezug nimmt. Die Möglichkeit z. B. einen altägyptischen Papyrus medicinischen Inhaltes in eine moderne Sprache zu übertragen, wird in erster Linie bedingt sein müssen durch die zuverlässige Gewißheit, daß der Uebertragende nicht nur ärztliche Kenntnisse besitzt, sondern auch, und vor allem zunächst, genau vertraut ist mit den altägyptischen Bezeichnungen der verschiedenen Heilmittel (Pflanzen, Mineralien, Säfte u. s. w.), der angewandten Maße und Gewichte, ja selbst mit den Namen der Krankheiten und Gebrechen des menschlichen Leibes. Im Gegenfalle würden die allergröbsten Irrthümer entstehen und das medicinische Schriftwerk, in seiner wörtlichen Uebersetzung, etwa den Werth eines von Löchern durch-

spickten Buches erhalten. Man stelle sich Beispiels halber vor, daß in dem ägyptischen Texte irgend eine beliebige Pflanze, etwa eine Nymphaea, die Benennung Blume der Sonne getragen habe. Indem der Uebertragende dafür „Sonnenblume“ einsetzt, verführt er den kunstverständigen Leser zu dem irrigen Glauben, als sei von der bei uns also benannten Pflanze die Rede, welche, nebenbei bemerkt, in Aegypten niemals vorkommt, noch in alten Zeiten vorgekommen ist.

Jede Wissenschaft und jede Technik hat ihre eigenthümlichen Ausdrücke, ihre Kunstausdrücke, welche in ihrer Gesammtheit die sogenannte wissenschaftliche oder technische Sprache bilden. Wenn auch dem allgemeinen Sprachschatze eines Volkes entlehnt, haben die beregten Kunstausdrücke eine besondere Bedeutung erlangt, die grundverschieden ist von dem gewöhnlichen Sinne des Wortes in der landläufigen Schriftsprache. Was die letztere nur mit Hülfe von Umschreibungen wiederzugeben vermag, ersetzt der Kunstausdruck durch ein einziges Wort.

Je abstrakter eine Wissenschaft, je reicher und zugespitzter die Begriffe ihrer Gedankenwelt sind, bis zur Höhe der speculativen Philosophie hin, um so schwieriger und dunkler wird dem gewöhnlichen Leser das Verständniß eines selbst in seiner eigenen Sprache abgefaßten Schriftstückes werden, in welchem die allgemein verständlichen Theile gleichsam nur als Bindemittel zwischen einer ganzen Reihe begrifflich festbestimmter Kunstausdrücke dienen. Handelt es sich außerdem dabei um eine fremde Sprache, welche als Träger der philosophischen Gedankenwelt entgegentritt, so wird das Verständniß derselben in das gerade Gegentheil verwandelt werden und die Uebertragung, so wörtlich genau sie sein mag, eine continuirliche Reihe von Irrthümern und Ungereimtheiten ergeben. Platonische Schriften und Hegel'sche Abhandlungen würden bei einer solchen Lage der Dinge unübertragbar sein. Uebersetzer und Leser müssen eben philosophisch gebildet und vollkommen vertraut mit der philosophischen Sprache sein.

Treten in ein wissenschaftlich geschriebenes Werk außerdem willkürlich gewählte Zeichen oder Bilder hinein, welche der Abkürzung halber einen bestimmten Begriff vertreten, wie in der astronomischen Schriftsprache die Zeichen der Planeten oder des Thierkreises, oder in der mathematischen die Zeichen für die Vorstellungen: Winkel, Wurzel, größer, kleiner u. s. w., so werden dem mit dem Sinne dieser symbolischen Zeichen unbekannten Uebersetzer und Leser neue Schwierigkeiten entstehen, die dazu beitragen müssen, ihm das Eindringen in den Sinn des Einzelnen und des Ganzen vollständig zu verdunkeln.

Die eigenthümlichen Hindernisse, welche sich dem Verständnisse wissenschaftlicher Schriftstücke, wenn sie selbst in uns bekannten Sprachen abgefaßt sind, für den Ausleger und Uebersetzer ergeben, werden sich dagegen in dem Maße vermindern, als es gestattet ist, Fachwerke oder Männer der Wissenschaft bei allen schwierigen Stellen um Rath zu fragen und um Belehrung zu bitten, vorausgesetzt, daß die Befragten vollständig vertraut mit ihrem Fache oder mit ihrer Wissenschaft seien. Je gründlicher, je gewissenhafter dies geschieht, um so vollkommener wird das Verständniß des Einzelnen und des Ganzen zu erreichen sein. Wo der Erklärer fehlt, wo guter Rath theuer ist, wo der Uebersetzer oder der Lesende auf sein eigenes Urtheil und auf eigene Muthmaßungen über die Bedeutung der Kunstausdrücke und der gewählten Zeichen angewiesen ist, wird und kann eine scharfsinnige Combination

möglicherweise zu manchen Aufklärungen führen, doch wird das Ganze niemals frei von Lücken und eine Zahl von Irrthümern unvermeidlich sein.

Nach diesen Vorbemerkungen, welche mir zum bessern Verständniß des Folgenden nothwendig erschienen, erlaube ich mir, den Leser zu dem Ausgangspunkte dieser Betrachtungen zurückzuführen, zu den Bildern der Götter der alten Aegypter, geschmückt mit allerlei Zierrath, umgeben von symbolischen Zeichen, alles das meist in bunter Farbenpracht und begleitet von längeren oder kürzeren Beischriften.

Mehr als dreißig Jahrhunderte waren unvermögend, die alten Formen, Symbole und Namen zu zerstören oder zu verändern. Wie Pflanzenwuchs vererbten sich die Schöpfungen der Urzeit bis auf die spätesten Menschengeschlechter fort, welche bereits mit der jungen griechischen Welt in Berührung traten. Keine Ueberlieferung hat uns Kunde hinterlassen von dem Ausgangspunkte jener unheimlichen Götterwelt mit ihren starren Gliedern und todten Formen, mit ihren Thierköpfen und ihrem sonstigen symbolischen Beirath, mit ihrem unverwüstlichen Canon des ewigen Einerlei. Wie verzauberte Gebilde einer längst verflossenen Vorzeit sahen sie still und stumm auf den Beschauer hernieder und scheinen der Mühen des Forschers der Neuzeit zu spotten, welcher die Kühnheit besitzt, die tiefen Geheimnisse ihres Ursprunges und Wesens zu enthüllen. Die Inschriften, selbst diejenigen längeren Inhaltes, welche die todten Gestalten begleiten, öffnen ihren Mund nur, um uns unverständliche Redensarten in denselben hundert- und tausendfach wiederholten Worten und Wendungen zu sagen, deren Allgemeinheit und Leere geradezu auf die Absicht der Priester schließen läßt, dem Laien den Zugang zum Verständniß der verkörpert erscheinenden Gottesidee zu versperren.

Steigen wir aus den offenen Tempelhallen in die stille Grabesnacht hinab, lesen wir die kürzeren oder längeren Auszüge und Abschriften des alten Urtextes von der Zukunft des Menschen nach dem Tode und von der Wanderung der Seele durch die Regionen der Unterwelt, so lesen wir auch da ohne zu verstehen, mit sehendem Auge bleiben wir blind. Geheimnißvolle Namen und dunkle Worte ersetzen den klaren Ausdruck, und von dem Titel jenes uralten Buches an: Pir em harn, d. h. „Ausgang bei Tage", sind es seltsame, unverständliche Zaubersprüche, deren Kenntniß und Hersagen, nach den Vorstellungen der Alten darüber, hinreichte, um die verschlossenen Thore der Unterwelt aufzusprengen, um zum Anschauen des ewigen Lichtes und der ewigen Wahrheit zu gelangen. An allen Stellen, an welchen die heiligen Namen und Sprüche in den Mund des Verstorbenen gelegt wurden, erscheinen sie wie hohler Klang und inhaltsleere Sprache, denn uns fehlt der Schlüssel, welcher ihren verborgenen Sinn öffnet.

In solcher Weise steht die heutige Wissenschaft einer umfangreichen Welt von Bildern und einer unerschöpflichen Fülle von Schriftthümern gegenüber, welche wie bloße Inhaltsverzeichnisse uralter Werke erscheinen, deren Text für immer verloren gegangen ist. Kaum zu ahnen ist uns aus den Titeln des Index vergönnt, was der Inhalt des betreffenden Kapitels als genießbaren Kern in sich geschlossen habe. Mit vollster Berechtigung gelangen wir zu dem Schlusse, daß die theologische Weisheit der alten Aegypter absichtlich in ein tiefes Dunkel gehüllt blieb, nur dem verständlich, welcher die Schriftsprache der Mysterien zu lesen und zu verstehen im Stande war, mit andern Worten: dem eingeweihten Jünger der großen Tempelschulen

des Landes. Denn daß es sich um ein wirkliches Mysterium handelte, das beweisen hundertfach einzelne darauf hindeutende Stellen in den Inschriften und Papyrusrollen. „Das ist ein Mysterium, kein Mensch darf es sehen, noch hören,“ oder: „laß es keinen Menschen sehen noch hören, nur du wisse es und dein Lehrer,“ oder: „nur der Vater überliefere es dem Sohne“, so lauten abwechselnd die Worte, welche manche Auszüge der Geheimlehren begleiten, und, wie gesagt, über das Bestehen des Mysteriums nicht den geringsten Zweifel übrig lassen.

Würde uns der Glaubensinhalt der gesammten Mysterien im altägyptischen Urtext vorliegen, wie es von gewissen Theilen der Geheimlehren thatsächlich nachweisbar ist, das alte Räthsel würde dennoch ungelöst bleiben, da wir uns in vollständiger Unkenntniß der theologischen Sprache der den Denkmälern eigenthümlichen Worte und Namen befinden. Die bisher versuchten Uebertragungen derartiger Texte gleichen ungefähren Schattenrissen lebender oder todter Wesen, deren leibhaftige Originale uns gänzlich unbekannt geblieben sind. Wir befinden uns in der Lage jenes Uebersetzers, der ein fremdsprachiges Werk medicinischen Inhaltes lesen und verstehen soll, ohne selber Arzt zu sein und ohne die medicinischen Kunstausdrücke der fremden Sprache zu kennen.

Die von den gebildetsten und aufgeklärtesten Völkern des Alterthums in Lied und Wort vielfach gepriesene Weisheit der alten Aegypter, die verbürgten Nachrichten von den Besuchen, welche ihre berühmtesten Weisen und Gesetzgeber den Tempeln von Heliopolis, Memphis, Saïs und Theben abstatteten, um von den ägyptischen Priestern in der Schule der Weisheit unterrichtet zu werden, lassen die natürliche Schlußfolgerung zu, daß die ägyptischen Weltweisen in ihren Lehren einen Schatz von Kenntnissen besaßen, welche, von praktischen Anfängen ausgehend, zuletzt in theoretische Formeln gekleidet waren. Auch die philosophische Forschung, welche am nächsten in unmittelbare Berührung mit den Mysterien trat, war ohne Zweifel in den Kreis ihrer Untersuchungen und Lehren gezogen worden.

Sind auch bis jetzt keine Werke gefunden worden, welche aus den Zeiten herrühren, als jene griechischen Philosophen das ägyptische Land besuchten, so bezeugen dennoch um tausend Jahre ältere Schriftwerke, welche ein glücklicher Zufall unseren Tagen erhalten hat, daß bereits in so entlegenen Zeiten alter menschlicher Geschichte ein wohlbefähigtes, mit Beobachtungsschärfe und Urtheilskraft ausgestattetes Menschengeschlecht es sich angelegen sein ließ, der wissenschaftlichen Forschung die ersten Wege zu bahnen. Und wie Wissenschaft und Kunst, das Wissen und das Können, auf gleichen Höhen nebeneinander ihre Bahnen zu durchlaufen pflegen, so darf auch nach dieser Seite hin die erstaunliche Technik der ägyptischen Künstler in Sculptur und Architectur, ja selbst in der auf Farbenwirkung berechneten Malerei, einen Maßstab für das Dasein und die Entwicklung der wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge abgeben.

Daß auch in den geheimnißvollen Mysterien jener altägyptische Geist seine spekulativen Forschungen auf das Erkennen der höchsten Wahrheit, auf das Wesen der Gottheit ausgedehnt habe, und zwar im Zusammenhang mit den Beobachtungen des ständigen Gesetzes der Natur im Werden und Vergehen der periodisch wechselnden Erscheinungen der irdischen und himmlischen Körperwelt darf um so mehr vorausgesetzt werden, selbst ohne die Thatsache der vorliegenden Beweise, als Aegypten

mit seinem sternbesäten, fast niemals von Wolken verdunkelten Himmel, mit seiner periodisch wiederkehrenden Nilschwelle, von der andererseits die regelmäßig zu denselben Zeitpunkten der Aussaat und der Ernte wieder aufgenommenen Feldarbeiten abhängig waren, fast unwillkürlich zu Beobachtungen und zu Vergleichungen der nach gleichen Zeiträumen eintretenden himmlischen und irdischen Erscheinungen einlud. Im ewigen Kreislauf der wechselnden Erscheinungen in der Natur wird alles, um zu vergehen, alles vergeht, um zu werden, in allem ist Gott, aber Gott war vor allem, bevor noch auf seinen Willen das Licht aus der Finsterniß heraustrat und die Schöpfung der Welt ihren Anfang nahm.

Ich habe in den vorstehenden Sätzen bereits einen, und zwar den hauptsächlichsten Theil des nackten Inhaltes jener geheimnißvollen Lehren verrathen, welche in den Mysterien den Eingeweihten enthüllt wurden, entkleidet von dem äußeren Gewande aller jener zahllosen bildlichen Darstellungen und symbolischen Zeichen, in welchem der große Haufe der Uneingeweihten ein Heer von Gottheiten erkannte und verehrte, denen er Opfer und Feste weihte, und welche er von einem Sagenkreise umgeben wähnte, der von ihrer Geburt, von ihrer Verwandtschaft, von ihrem Wirken und Walten und von ihrer Geschichte auf Erden, ja zuletzt gar von ihrem wirklichem Tode Kunde gab, als handele es sich um menschliche Wesen, welche geboren werden, um zu sterben. Dann vergessen wir nicht, es wohl ins Auge zu fassen, daß auch der theologische Mythos, die Göttersage, einen sehr wesentlichen und charakteristischen Theil in der Kunstsprache der Mysterien bildete. Gleichwie das reich geschmückte und mit bedeutungsvollem Beiwerk ausgestattete buntfarbige Götterbild dem Auge des Nichteingeweihten nur ein menschliches, mit vornehmen Gewändern und Zierrathen behangenes Conterfei erkennen ließ, so erschien auch die Göttersage als eine menschlich gedachte naive Erzählung, als die Geschichte einer Person, hinter welcher sich die Gottheit nach einer besonderen Richtung ihres Wirkens und Waltens wie die Auflösung hinter dem Räthsel verbarg.

Wenn uns die altägyptischen Inschriften (nebenbei gesagt, ganz im Einklang mit den griechischen Ueberlieferungen darüber) in nicht mißzuverstehenden Worten erzählen, daß eine Göttin Namens Ape oder Apet in Theben eines Kindes genesen sei, welches sie Osiris nannte, daß dieses Kind, zum Jüngling gereift, König von Aegypten geworden sei und seine leibeigene Schwester Isis geheirathet und zur Königin erhoben habe, daß der feindlich gesinnte Bruder beider, Set, dem Herrscher Osiris nach dem Leben getrachtet und mit bösen Gesellen einen Bund geschlossen habe, um den Bruder Osiris zu tödten, daß die schlechte Rotte diesen grausamen Plan in Ausführung gebracht und daß Set den Leib des Ermordeten in Stücke geschnitten und die einzelnen Körpertheile in den Nil geworfen, daß schließlich die jammernde Königin Isis die zerstreuten Glieder ihres getödteten Gemahles aufgesucht und an den einzelnen Fundorten bestattet habe, indem sie besondere Heiligthümer zu Ehren der begrabenen Gliedmaßen gestiftet habe: so klingt diese heilige Sage wie eine Erzählung, in welcher alle Begebenheiten nach menschlicher Auffassung gedacht und ausgeführt sind. Der gläubige große Haufe nahm sie in der That für baare Wahrheit hin, beklagte den getödteten Gott, verwünschte seinen feindlichen Bruder Set und pries die Schwester und Königin wegen ihrer Liebe und Hingebung gegen den Bruder Osiris mit lauter Stimme. Ganz anders dachte der

Eingeweihte darüber. Ihm erschien die Sage vom Osiris, in der beschriebenen Weise ausgeführt und überliefert, als ein schwaches Bild einer großen theologischen Wahrheit, als die symbolische Darstellung eines tieferen Gedankens göttlichen Inhaltes. Die alljährlich gefeierte Auferstehung des Gottes lieferte den Schlüssel zur versöhnenden Lösung des Mythus.

Wie sich das einzelne, dem Auge sichtbare Symbol dem einzelnen mystischen Namen (beide gleichsam Eigenschaftswörter eines göttlichen Begriffes) gegenüber verhält, so steht der Sage die religiöse Handlung gegenüber als sehr bedeutungsvoller Theil der altägyptischen Mysterien. Von Menschen dargestellt, führte sie den Inhalt der religiösen Sage den Zuschauenden vor Augen, etwa wie Schauspieler eine wirklich geschehene Begebenheit oder den Inhalt einer erdichteten Geschichte den Theaterbesuchern vorgaukeln, nur mit dem Unterschiede, daß das Schauspiel dem Zwecke der Unterhaltung oder des ästhetischen Genusses gewidmet ist, während die religiöse Handlung in der Erinnerung an das Göttliche und in der Erbauung der Zuschauer ihren ausschließlichen Beweggrund fand.

Fassen wir das bisher Gesagte zu einem kurzen Ganzen zusammen, so erscheint das altägyptische Mysterium als der Inbegriff einer Reihe von Lehren großer erhabener Wahrheiten, welche altüberlieferte Ansichten über das Wesen und die Natur des Göttlichen enthielten und, fügen wir es gleich hinzu, damit den Glaubenssatz von der Unsterblichkeit oder der ewigen Fortdauer der menschlichen Seele nach ihrer Trennung von der irdischen Hülle verbanden. Nur dem Eingeweihten offenbart, der, im Geiste und in der Wahrheit lebend, in den Dingen nur das schwache Spiegelbild des Göttlichen erkannte, erschienen diese geheimen Lehren dem großen Haufen unter der versteckten Form des Wortes und des Symbols, der religiösen Sage und der religiösen Handlung. Während Name und Symbol, Sage und Cultus dem Eingeweihten nur als Abbilder erhabener Wahrheiten galten und nur in dieser Weise gedeutet und verehrt wurden, sah die Masse in ihnen die Wahrheit selber, nahm die Form für den Inhalt und verehrte an Stelle der tausendnamigen Gottheit in den Namen tausende von Göttern.

Es liegt die Frage nahe, und wir müssen auch diese zu beantworten versuchen, weshalb die Stifter der ägyptischen Religion, wie sie in den Mysterien gelehrt wurde, oder wenn nicht sie, so doch wenigstens ihre Nachfolger, die Träger und Fortpflanzer des großen Geheimnisses, es nicht vorgezogen haben, die Lehren von der reinen Gottesidee zu offenbaren, sie zu einem Gemeingut des ganzen ägyptischen Volkes zu machen und dadurch der Vielgötterei mit einem Schlage die Spitze abzubrechen. Als Antwort darauf geben wir dem Leser folgende Erwägungen zu bedenken.

Die Stifter der altägyptischen Religion und ihrer Mysterien stellten das Uebersinnliche in seiner höchsten Potenz als Gottesidee der sinnlich wahrnehmbaren Welt in allen ihren Erscheinungen gegenüber und schlossen aus der unendlichen Fülle der Gegensätze auf die Eigenschaften des Uebersinnlichen. Das Göttliche galt als die unsichtbare Ursache der sichtbaren Wirkungen, welche die Welten erschaffen und allem, was in ihnen ist, Leben und Gedeihen verleiht. Das Göttliche, so ward ferner geschlossen und gelehrt, ist das Untheilbare und ganze Eine, unvergänglich, unveränderlich bleibend, ewig, allenthalben, ist das Sein selbst; das

Sinnliche dagegen ist Vielheit, Theil von einem Ganzen, vergänglich, sich wandelnd, absterbend, zeitlich und räumlich begrenzt. Gott ist das „Ich bin Ich", Anfang ohne Ende, Gatte seiner Mutter, eigener Vater ohne Mutter, Vater, Mutter und Kind zugleich.

Man wird zugestehen müssen, daß eine derartige Sprache und Lehre, welche sich zu den höchsten philosophischen Anschauungen erhebt und welche die Denkmäler durch klare und deutliche Beispiele belegen, den gebildeten Geistern der Priesterschulen faßbar und verständlich erscheinen konnte, daß aber der gewöhnliche Mann, zumal vierzig Jahrhunderte vor unseren Zeiten blutwenig davon verstanden haben würde. Das namenlose Göttliche unter den Bezeichnungen: Ich bin Ich, das Sein selbst, der Anfang ohne Ende u. a. m. zu erfassen und zu begreifen, ging über seine Kraft hinaus. Eine solche Lehre würde dem Priesterglauben wenig Anhänger gewonnen haben. Gott ist der Baumeister (altägyptisch: chnum) der Welten, der Bildner (patah oder ptah) aller lebendigen und leblosen Wesen, das Licht (ra), die Luft (schou), ist Herr des All's (neb-erter), ist der Verborgene (amun), das waren Vorstellungen, welche dem groben Geiste zugänglich waren und welche er in den heiligen Bildern und Bildsäulen verkörpert vor sich sehen und denen er seine Opfer und Gebete weihen konnte. Je nach den Landschaften und Oertlichkeiten ward dieser oder jener Gottesform der Vorzug gegeben und während in Theben das Göttliche unter dem Namen Amun (der Verborgene) an die Spitze aller Nebengötter gestellt ward, erscheint in Memphis Ptah (der Bildner), in Heliopolis Ra (das Sonnenlicht), in Esne Chnum (der Baumeister) als oberster Gott und Schutzherr der Bevölkerung.

Die priesterliche Weisheit hatte einen Ausweg gefunden, ohne ihre eigenen Lehren und ihre eigenen Glaubensartikel im mindesten zu verleugnen oder zu verändern, dem Volke in sichtbaren Gestalten als leibhaftige Götter vor Augen zu führen, was sie selbst nur als schwachen Abglanz und Schein der Wahrheit in symbolischer Auffassung der Eigenschaften des höchsten Gottes betrachtete, den sie selber als den „einzigen in Wahrheit lebenden" zu bezeichnen pflegte. Das Göttliche ward in menschlicher Weise dem Laien vorgeführt, Götter-Familien und Verwandtschaften mit Namen und Titeln geschaffen, und sagenhafte Geschichten erdacht und erfunden, in welchen die Götter und Göttinnen während ihres Lebenslaufes (denn sie wurden geboren an einem bestimmten Tage und schieden an einem solchen von hinnen) in Liebe und Haß, in Frieden und Streit nach Menschen Sitte ein wechselvolles Dasein führten. Aber das war und das konnte nicht der Inbegriff der altägyptischen Theologie sein. Es war die sichtbare äußerliche Hülle, die den unsichtbaren Kern der höheren Erkenntniß des Göttlichen barg.

Um sich diesen Unterschied zwischen Sein und Schein noch klarer vor Augen zu führen, wird es nicht überflüssig, noch unangemessen sein, auf verwandte Vorstellungen in den religiösen Anschauungen und Gebräuchen hinzuweisen, welche in auffallender Uebereinstimmung die Religionsgeschichte des gebildetsten Volkes des Alterthumes darbietet, ich meine die Bewohner der klassischen Erde Griechenlands. Auch hier begegnen wir von den nachweisbar ältesten Zeiten ihres Bestehens an einer ganzen Welt von Gottheiten und überirdischen Wesen, deren Namen, Gestalten, Symbolen und Attribute, deren Geschlechter und Geschichten nach mensch-

lichem Maßstabe gemessen sind und die in ihrer Gesammtheit nur eine stumme Bildersprache reden. Nicht einmal den dunklen Ursprung der Namensformen festzustellen, ist der vergleichenden Sprachforschung gelungen, welche in dem großen unsicheren Meere von Vermuthungen und Möglichkeiten die letzte Hoffnung nach Rettung bis zu den Wurzeln der Sprache des Sanskrit ausdehnen zu müssen glaubt. Selbst aber die richtigste Deutung des Ursprungs der Namen würde nur eine schwache Spur zu dem langen Wege gewähren, welcher den göttlichen Gedanken von seinem lautlichen, vieler Deutung fähigen Ausdruck trennt.

Daß die aufgeklärten Geister unter den Griechen aus innerster Ueberzeugung ihrer eigenen Götterwelt spotteten, welche von der großen Masse des Volkes in frommer Verehrung angerufen und angebetet ward, ist eine längst bekannte Thatsache. Mußte doch der weise Sokrates sein öffentliches Ableugnen der Götter durch den Giftbecher büßen. Und in den Mysterien fand der Eingeweihte die tröstende und beruhigende Lehre vor, daß die formenreiche Götterwelt seines Volkes, daß Sagen und Geschichten von dem Leben und Treiben der Götter und Göttinnen, oftmals von sehr anstößigem Beigeschmack von sittlichem Standpunkte aus, uralte Formeln tiefer Gedanken über die Natur des Göttlichen darstellten, deren ältester Kern von den Ufern des Nils nach der griechischen Erde übertragen ward. Als Herodot, einer der ältesten griechischen Reisenden, welcher Aegypten um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. Geb. besuchte, manche religiöse Handlung von den Priestern in den ägyptischen Tempeln und Städten verrichten sah, verfehlte er nicht, dieselben in allgemeinen Umrissen zur Kenntniß der Leser seines berühmten Geschichtswerkes zu bringen. Ueber das warum? und wem zu Ehren die heiligen Gebräuche verrichtet wurden, darüber beobachtet er ein beharrliches Stillschweigen, mit der entschuldigenden Bemerkung, er wisse das sehr wohl, scheue sich aber davon zu sprechen und den Namen des Gottes zu nennen. Eingeweiht in die Mysterien entging ihm nicht die inhaltsvolle Bedeutung jener Handlungen, aber als Eingeweihter fühlte er sich verpflichtet, darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren.

Nachdem um die Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Perser (um 527 vor Chr. Geb.) mit der Fremdherrschaft eine neue, frische Ideenwelt in Aegypten eingezogen war, welcher die helle Fackel des griechischen Genius in strahlendem Glanze voranleuchtete, als das ägyptische Priesterthum, der letzte Träger tausendjähriger Mysterien, sich den Kindern einer jungen neuen Welt gegenüber sah, welche in regsamem eifrigen Forschen das Licht der wissenschaftlichen Aufklärung und der philosophischen Erkenntniß durch die sich zusehends öffnende Welt trugen: da schien der Bann der alten geheimnißvollen Sprache der ägyptischen Mysterien gebrochen zu sein, denn vorher verborgene Texte und Inschriften fangen an die Tempelwände zu schmücken und die Gestalten der Göttergesellschaft in nie gekannter Ausführlichkeit zu begleiten. Fast gewinnt es den Anschein, als hätten sich die Priester-Collegien unter den fremden Fürsten persischer, griechischer und römischer Herrschaft von einem drückenden Zwange befreit gefühlt und als hätten sie den Muth empfangen, wenn auch in der alten Kunstsprache, die tausendjährigen Wahrheiten den geistigen Eroberungen „der Kinder von gestern“, d. h. der jungen griechischen Schule gegenüberzustellen. Um indeß den allzu leichten Zugang zur Erkenntniß der Offen-

barungen der Altzeit dem unberufenen Ausschwätzer zu wehren, ward der seltsame Kunstgriff angewendet, die herkömmlichen hieroglyphischen Zeichen des Alphabetes durch eine Unzahl von Charakteren zu vermehren und einem guten Theile derselben polyphone Werthe zu verleihen. Hatte, des Beispiels halber, das Bild einer laufenden Gans bis dahin den lautlichen Werth der Silbe sa, so erhielt von nun an dasselbe Zeichen nebenbei die polyphonen Werthe von u, m, n, r, s und vielleicht von noch anderen Lauten. Ein solches Schriftsystem scheint jeder Willkür in der Lesung und Erklärung Thür und Thor zu öffnen, doch ist dabei zu erwägen, daß derartige Schreibungen nicht jedem Worte der Denkmäler-Sprache zu Theil werden und daß Vergleichungen zweier oder mehrerer gleichlautender Texte auch über die schwierigsten Klippen der Auslegung hinweghelfen.

Die heutigen Tages noch erhaltenen Tempel von Dendera, Esne, Kum-Ombu, Edfu und Philae, sämmtlich der griechisch-römischen Epoche der Geschichte Aegyptens angehörend, enthalten die werthvollsten Beiträge zur Aufklärung dessen, was wir mit dem Namen der Urweisheit der Aegypter belegen möchten. Gehen die Inschriften auch häufig in die Breite, an Tiefe fehlt es ihnen dabei jedenfalls nicht, und dem Forscher bleibt ein schönes Werk aus dem vergleichenden Studium der zahllosen Texte zu thun vorbehalten. Als werthvollster Ausgangspunkt dürfte der von den persischen Königen Darius I. und II. in der Oase von El-Khargeh angelegte Amon's-Tempel angesehen werden, dessen Inschriften, — in Gestalt von Lobgesängen auf die Gottheit des thebanischen, nach der Oase übergesiedelten Amon, — eine wahre Fülle theologischer Glaubenssätze der alten Aegypter enthalten.

Nachdem ich unter andern die beiden wichtigsten Texte dieses von mir in Begleitung des Erbgroßherzogs von Oldenburg im Jahre 1875 (Januar) besuchten ansehnlichen Heiligthumes der libyschen Oasen in einer besonderen Publication*) zugänglich gemacht habe, darf ich mich auf das angezogene Buch berufen, um jeden Leser in den Stand zu setzen, die noch folgenden auszüglichen Angaben jener Texte genauer zu prüfen und meine Uebertragungen mit der Urschrift selber zu vergleichen.

Doch zunächst eine einleitende Vorbemerkung, welche dazu beitragen soll, dem Leser das Verständniß der für die Erkenntniß der altägyptischen Glaubenslehren so wichtigen Stellen jener beiden hymnenartigen Gesänge zu erleichtern. Die namen- und gestaltlose Gottheit, das philosophisch gedachte „Sein selbst", das „Ich bin Ich", „das große Mysterium", „der Eine, außer dem kein Anderer ist", und wie die Aegypter sonst noch in der geheimnißvollen Kunstsprache das höchste Wesen, Schöpfer und Erhalter aller Dinge, zu bezeichnen pflegten, bedarf für die rein menschliche Auffassung, außerhalb der Mysterien, des Namens und der sichtbaren Form. Thebanischen Ursprungs, gaben beide Hymnen den localen Sondernamen Amon (d. i. „der Verborgene") zur Benennung der Gottheit den Vorzug und lassen in dem Sonnenlichte das erste und vollkommenste sichtbare Abbild des unsichtbaren ewigen Lichtes der Wahrheit in den Vordergrund treten. Das Reich Gottes, wie der erste Hymnus es deutlich singt, ist:

---

*) Brugsch Bey, Reise nach der großen Oase von El-Khargeh in der libyschen Wüste. Leipzig. Man vergl. vor Allem die Abschnitte VII. und IX. des angeführten Werkes.

„Dort, wo die Wahrheit
„neben ihm thront,
„und wo zur Klarheit
„das Verborgene wird.“

Aber auch an anderen Namen fehlt es in den beiden Gesängen nicht. Die Bezeichnungen Ptah („der Bildner“), Schou („der Lufthauch, der Wolkenhimmel“), Chim („der Verschlossene“ oder „Verborgene“) u. a. m. sind aber nur andere Bezeichnungen derselben göttlichen Einheit nach einer bestimmten Richtung der Auffassungen von der Natur und dem Wesen des Allgottes hin, wie sie in einzelnen localen Culten einen besonders hervorragenden Ausdruck fanden, gleichsam locale Formeln, welche als Einsatz des Göttlichen dienen. Von diesem höchsten Wesen sagt der erste Gesang:

„Dieser herrliche Gott
„war von Anbeginn an.
„Nach seinem Ermessen
„ward die Welt.
„Er ist der Bildner,
„der Größte der Götter.
„Er wird zum Greise
„und verjüngt sich zum Kinde
„im kreisenden Laufe
„der ewigen Zeit.
„Dem Menschen verborgen,
„scharfsichtigen Auges,
„durcheilt seine Haine
„sein Körper als Lufthauch.
„Auf seinem Haupte
„ruht der Himmel,
„und die Fluthen verbergen
„seines Wesens Geheimniß.“

Von ihm, der „das Bleibende in Allem“ ist, singt derselbe Hymnus:

„Wunder sind es
„die Gestalten des Herrlichen,
„der nicht zu erfassen.
„Im Farbenglanze
„erscheinen die Dinge,
„wenn er sie beschaut
„mit seinen Augen.
„Verborgen, unfaßbar
„ist seines Wesens Geheimniß.“

Und ferner, in einem Anruf an dieselbe ewige Gottheit:

„Es sind verborgener
„Deine Gestalten
„als die aller Götter.
„Groß bist Du, erhaben
„unter den himmlischen Schaaren.
„Kein Gott erzeugt sich
„nach Deiner Art,
„und keine Symbole
„gleichen Deinem Wesen.
„Du bist der König
„(der Allgewaltige),
„Dein ist die Herrschaft,
„Herr des Himmels!

„Nach Deinem Ermessen
„wird die Welt.
„Es sind die Götter
„in Deinen Händen,
„es sind die Menschen
„zu Deinen Füßen.
„Wer ist der Gott,
„der Dir gleiche?“

Oder später, gegen den Schluß des Lobgesanges:

„Du bist der Himmel,
„Du bist die Erde,
„die Tiefe bist Du.
„Du bist das Wasser,
„die Luft bist Du
„und Alles, was weilet
„inmitten von ihnen.
„Es preisen Dich
„die Menschenkinder
„als den Unermüdlichen
„in der Sorge für sie,
„wann sie Mangel erleiden.
„Du schenkst ihnen Nahrung,
„wie Du sie erschaffen.
„Die Zahl ihrer Werke
„ist Dir geweiht.“

In derselben Ideenwelt bewegen sich die Gedanken, welche der zweite Hymnus **über das Wesen** der Gottheit in dichterische Formen gekleidet hat. Da heißt es **gleich am Anfang:**

„Gar mannigfaltig
„sind seine Namen,
„alle geheimnißvoll,
„welche umfassen
„seine Gebilde.“

Und bald darauf:

„Er gießet aus
„des Odem's Lüfte
„für Alles, was athmet.“

„Er ist der Leib
„des lebenden Menschen,
„der Schöpfer des Baumes
„mit nährender Frucht,
„der Bringer der Fluth
„für die Länder Aegyptens.
„Nichts lebt ohne ihn
„auf der Erde Umkreis.“

„Er ist der Gott,
„der da ist als das Sein.
„Er kommt, um zu rufen
„zur Auferstehung
„Millionen von Todten.“

In allen möglichen Formen und unter allen möglichen göttlichen Namen:

„Ist er nur der Eine,
„der sich selber schafft
„millionenfach.

„Der große Baumeister,
„der da ist von Anbeginn,
„ein Ebenbild,
„das selber modelt
„seine eigene Gestalt
„mit eigenen Händen,
„in allen Formen
„nach seinem Belieben.“

„Bleibend, dauernd,
„vergeht er nie,
„in Millionen
„und aber Millionen
„von Jahren.“

„Kein Anderer gleicht ihm.
„Man hört seine Stimme,
„doch unsichtbar
„bleibt er allen Wesen,
„die Odem einziehn.“

Und zum Schluß die kurzen, aber bezeichnenden Worte, gleichsam die Summa aller göttlichen Eigenschaften:

„Er ist das Leben.
„Man lebt nur in ihm
„in Ewigkeit.“

In ähnlicher Weise bricht sich in hunderten von anderen Beispielen, deren Menge die Wissenschaft noch nicht einmal zu sichten, geschweige denn zu übersehen begonnen hat, mitten durch die dunkle fast verwirrende symbolische Sprache voller Namen und voller gestaltenreicher Mythen, das Licht theologischer Weisheit hindurch, wie sie als geistiger Kern und Inhalt der uralten Mysterien dem Eingeweihten von Stufe zu Stufe seiner Entwicklung und seiner Erkenntnisse des Uebersinnlichen gelehrt ward.

Gott ist Alles und in Allem ist Gott, war der erste und höchste Satz von der Offenbarung des Göttlichen, dem wir als Ergänzung gleich den folgenden hinzufügen müssen: Gott ist das übersinnliche reine Sein im Gegensatze zum Werden, in welchem sich innerhalb der sinnlichen Welt die nie aufhörende göttliche Schöpfungskraft offenbart. In diesem Sinne aufgefaßt als das Göttliche in der Natur werden wir die oben mitgetheilten Worte des Hymnus verstehen:

„Er wird zum Greise
„und verjüngt sich zum Kinde
„im kreisenden Laufe
„der ewigen Zeit.“

Als ein sehr wesentliches Stück der Mysterien, man darf kühn behaupten, als ein Haupttheil ward die Lehre von der Bestimmung und der Zukunft der menschlichen Seele, im engsten Zusammenhange mit dem Wesen und der Natur der Gottheit angesehen. Innerhalb der Sphäre des Werdens lebend, ist der Mensch während seiner irdischen Laufbahn, von der Geburt an bis zum Tode hin, den Gesetzen der Natur unterworfen, während die selbstbewußte, nach freiem Willen handelnde Seele, ein Ausfluß des göttlichen Geistes, im Gegensatz zu den Eigenschaften der sinnlich wahrnehmbaren Welt in ihren mannichfaltigen Erscheinungen die Eigenschaften des unvergänglichen Seins theilt. Sie ist unsterblich, ewig.

Die Lehre von diesem Mysterium, tausendfältig in Bildern und Worten ausgedrückt, aber in einer Sprache, deren Verständniß in ein dichtes Dunkel gehüllt ist, bildete den Inhalt dessen, was ich mit dem Ausdruck der dunkelsten Kammer des Tempels der Weisheit bezeichnen möchte. Aus einer Reihe mysteriöser Handlungen, welche uns die Denkmäler in ihrer Reihenfolge beschrieben haben, ist es gestattet zu ahnen, was jedem erklärenden Verständniß absichtlich von den Alten verschlossen worden ist. In diesem Mysterium erscheint der Mensch in seiner geistigen und körperlichen Doppelnatur in der Gestalt des göttlichen Osiris personificirt. Der Osiris-Mensch, vom Vater erzeugt, von der Mutter geboren, König auf Erden, tugendhaft und edel, ein Wohlthäter im höchsten Sinne des Wortes (schon sein anderer Name, Uon-nofer, von den Griechen durch Onnophris umschrieben, bedeutet „das vollkommene Wesen") unterliegt am Schlusse seines irdischen Daseins der feindlichen, zerstörenden Macht der Vernichtung. Schwesterliche Liebe, voll bitteren Jammers erfüllt, klagt des Todten, bestattet ihn in dunkler Gruft, aber wie der neue Phönix aus der Asche des alten, und wie der Baum über seinem Grabe, so verjüngt sich der Gott zu einem neuen Dasein in Gestalt des jungen Horus. Das Wiedererstandene erscheint als Rächer des Vernichteten, das Leben triumphirt über den Tod. Die Auferstehung aus dem Grabe erringt den Sieg über die Zerstörung in der finstern Gruft. „Osiris lebt, er ist auferstanden!" Das war das große Wort, welches sich die Eingeweihten am Feste des Gottes einander zuriefen, um Zeugniß abzulegen von der fröhlichen Hoffnung auf die eigene Unsterblichkeit.

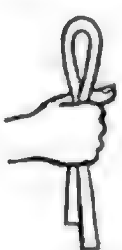
Alljährlich wann die winterliche Jahreszeit in Aegypten eintrat, wann die Stürme zu brausen und die vollen Fluthen des Nilos zu fallen begannen, wann das Gethier der Wüste sich in seine Höhlen zurückzog und das Gewürm in seine Schlupfwinkel kroch, um der winterlichen Kälte zu entgehen, mit einem Worte, wann die Natur zu sterben schien: da wurden in den sogenannten Osiris-Tempeln des ganzen Landes (Serapeen nannten sie die Alten) gar seltsame, mit Trauer und Klage verbundene Bräuche vollzogen. Osiris, so rief man, ist gestorben! Die Tempelkünstler verfertigten Todtenbilder des Gottes, legten dieselben in Särge und Todtenladen, welche mit dem Namen des Gottes und mit geheimnißvollen Sprüchen beschrieben wurden. Lampen wurden angezündet und das Trauerfest der Bestattung des Gottes „in der Höhle unter den Aschet-Bäumen (Persea? der griechischen Ueberlieferung) nahm seinen Anfang nach althergebrachter Sitte und Vorschrift. Zu gleicher Zeit wurden in thönernen oder steinernen Gefäßen Gärtchen angelegt, die darin gesammelte Erde ward mit Wasser aus dem Nilstrome befruchtet, Getreidekörner eingepflanzt und das Sprossen der Saat erwartet. An einzelnen Orten ward ein Stück Ackerland, unter Berücksichtigung der heiligen Satzungen darüber, mit Hülfe eines von reinen Kälbern gezogenen Pfluges umackert und die Saatkörner in die Furchen gestreut, wobei ein Priester „die Abschnitte des heiligen Buches von dem Sprossen der Felder" mit lauter Stimme vorlas. Das war das große Fest der Auferstehung des begrabenen Osiris, symbolisirt durch die dem Erdenschooße anvertraute und zu neuem Leben erweckte Frühlingssaat, die von dem gesammten Alterthume — ich erinnere nur an die sogenannten Adonisgärtchen der Römer — als ein bedeutungsvolles Bild der unsterblichen Natur und des eigenen Ich's angesehen und mit freudigem Zurufe begrüßt ward.

In einem der Osiris-Gemächer auf dem Dache des Tempels von Denbera (Tentyra im Alterthume) giebt ein Text von 159 enggeschriebenen Vertical-Columnen einen ausführlichen Bericht über jede einzelne (local verschieden gefärbte) der religiösen Handlungen, welche nach alter Vorschrift an dem großen Feste des Osiris-Mysteriums vollzogen wurden, ohne jedoch, wie oben bereits bemerkt worden ist, auch nur ein einziges Wort als Erklärung der inneren Bedeutung der Handlung hinzuzufügen. Nach überlieferten Satzungen war dabei alles genau vorgeschrieben, wobei die ziffermäßigen Bestimmungen der zeitlichen Abschnitte nach Tag und Stunde und der räumlichen Maße und Gewichte mit Rücksicht auf ihren uns unbekannten Sinn eine hervorragende Rolle spielen. Auch „die Grabkammer unter den Aschet-Bäumen auf dem heiligen Grunde“, in welcher der Osiriskörper im Bilde bestattet wurde, ermangelt nicht einer genauen Beschreibung in dem angedeuteten Sinne. „Sie werde aus Stein hergestellt“, — so berichtet die lange Osiris-Inschrift, — „ihre Länge betrage 16 Ellen, ihre Breite 12 Ellen. Sieben Thüren seien in ihr vorhanden, gleichsam Thüren zur Unterwelt. Eine Thür sei in ihr nach Osten hin. Man trete ein durch selbige. Eine andere Thür sei in ihr nach Westen hin. Man gehe hinaus durch selbige. Sand sei in ihr 7 Ellen hoch, darauf soll der Gott ruhen in seinem Sargkasten.“

Eine ganze Götterwelt in den landesüblichen symbolischen Gestalten, sowie ein vollständiger Apparat von Kästen, Körben, Gefäßen, kleinen Pyramiden und Obelisken, Schiffen, Thiergestalten, Zeugstoffen und dergleichen mehr, jedes einzelne als Sinnbild eines mit der Osiris-Feier in Zusammenhang stehenden tieferen Gedankens, begleitete den Osiris-Sarg in seine Grabkammer, um darin bis zum nächsten Jahre zu verbleiben. Gewissenhaft vollzogen die Eingeweihten die vorgeschriebenen heiligen Gebräuche, lasen in jeder einzelnen Handlung die symbolische stumme Sprache der Mysterien und schöpften aus der heiligen andachtsvollen Osiris-Feier die trostreiche Zuversicht der Fortdauer nach dem Tode.

Osiris, in dieser Auffassung, gehörte der Allgemeinheit, der ganzen Welt, an, denn in ihm zeigte sich das Spiegelbild des sterblichen und doch unsterblichen frommen Menschen, der nach seinem Hinscheiden in die Wesenheit des Gottes aufgeht und deshalb in den Todtenrollen selber ein Osiris genannt wird. Wir verstehen nun auch, weshalb Herodot aus jener Scheu, wie sie einem Eingeweihten durchaus wohl anstehen mußte, den Namen des Gottes zu nennen heiliges Bedenken trägt. Obgleich er dem ionischen Volksstamme angehörte, so entging ihm nicht bei der Osiris-Feier, wie er sie vor seinen Augen während seines Aufenthaltes in Aegypten von den Priestern ausführen sah, die tiefere Bedeutung aller bezüglichen Handlungen. Offen erzählt er, was hier und dort in den Tempeln als heilige Ceremonie vollzogen ward, aber der schwere Eid, welchen die Eingeweihten vor ihrem Eintritt in die Mysterien zu leisten hatten, legte ihm ein strenges Stillschweigen auf, das sich bis zu der Mittheilung des Namens des Gottes erstreckte. Herodot, wie alle Eingeweihten, war in diesem Sinne ein Gebundener. Ich gebrauche gerade diesen Ausdruck, da nach meinen noch nicht veröffentlichten Untersuchungen darüber, die Eingeweihten unter den Aegyptern auch ein äußerliches Erkennungszeichen an sich zu tragen pflegten. Es bestand dasselbe in einem knotenförmig zusammen-

gelegten Bande, welches in der rechten Hand getragen wurde, wie es die nachstehende Abbildung zeigt:



Den Besuchern ägyptischer Museen wird es nicht entgehen, wie eine große Menge von Statuen, Könige, Priester oder Todte vornehmen Ranges darstellend, jenes geheimnißvolle Band in der Hand tragen, um sie an diesem äußerlichen Merkmale als Eingeweihte und als Jünger der Mysterien erkennen zu lassen.

Aus Briefen von Justus von Liebig an F. Wöhler.*)

Gießen, 11. Februar 1829.

Lieber Herr Doctor!

Ihr geehrtes Schreiben vom 20. Januar habe ich durch Herrn Dr. Poggendorff richtig erhalten; als ein Beweis Ihrer fortdauernden freundschaftlichen Gesinnungen hat es mir das größte Vergnügen gemacht. Sie können versichert sein, daß ich sie auf's Herzlichste erwiedere und daß die wenigen Stunden, die wir in Frankfurt zusammen verlebten, mir stets eine sehr angenehme Rückerinnerung gewähren. Ich bin überzeugt, daß unser Freundschaftsverhältniß durch die Scharmützel, die wir uns geliefert haben und noch liefern können, nie eine Störung erleiden wird, indem die Neutralität unserer Person jedem Unbefangenen das Zutrauen beweisen muß, das wir gegenseitig hegen; um so weniger kann darauf das Hetzen des Herrn X. Einfluß haben, und nie hat es der Hochachtung Eintrag gethan, die ich für Sie hege.

Erst nach meiner Zurückkunft von einer Reise habe ich durch Ihre Abhandlung in den Annalen eine genauere Ansicht von den streitigen Punkten erhalten, die noch einiger Diskussion bedürfen. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß Ihre Versuche bei der Wiederholung mir ein gleiches Resultat gegeben haben — — —.

Mit Bedauern habe ich vernommen, daß Sie unwohl sind. Ich habe dasselbe Uebel Jahre lang gehabt und mußte alle Arbeiten im Laboratorium einstellen. Sie werden nicht eher sich zu schonen lernen, als bis Sie Frau und Kinder haben, was ich Ihnen von Herzen wünsche. Sie werden dann mehr Werth auf Ihre Gesundheit legen, für welche Jeder interessirt ist, dem die Wissenschaft

---

*) Dem Wunsche der Redaction entsprechend, hat Herr Prof. Wöhler die Gefälligkeit gehabt, aus einer fast fünfzigjährigen Correspondenz mit Liebig einige Briefe desselben zur Veröffentlichung mitzutheilen, die in Bezug auf dessen Persönlichkeit von allgemeinerem Interesse sein dürften. Es versteht sich, daß es nur Auszüge sind; der Hauptinhalt, meist der alleinige der 700 Briefe, bezieht sich auf gemeinschaftliche chemische Arbeiten und bleibt hier ausgeschlossen. Die Red.

lieb ist. Ich sehe mit Verlangen einer Zeile von Ihnen entgegen und bin mit unveränderlicher freundschaftlicher Gesinnung

hochachtungsvoll
Ihr
Just. Liebig.

Gießen, Juni 1830.

Die Nachricht, die Sie mir mittheilen, daß Berzelius zur Versammlung nach Hamburg kommen wird, hat mich bestimmt, mich ebenfalls zu dieser Reise zu entschließen. Ich muß, wenn es mich auch noch größere Opfer kostet, den Mann von Angesicht kennen lernen, dem ich schon seit Jahren in Deutschland zu begegnen hoffte. Denken Sie sich, daß ich ihm und Mitscherlich einstens bis nach Coblenz von Darmstadt aus nachgereist bin, unglücklicherweise, ohne ihn zu treffen.

Gießen, 12. October 1830.

Ich beeile mich Ihnen anzuzeigen, daß ich wieder hier bin, zu jeder Arbeit disponirt. Ich sehne mich nach Nachrichten von Ihnen, die mir ohne Zweifel Neues in Bezug auf unsere Untersuchung mittheilen werden. Meine Reise nach Hamburg hat mich sehr befriedigt. Berzelius hat mich sehr wohlwollend aufgenommen und mir erlaubt, ihm zuweilen Mittheilungen machen zu dürfen. Leider war ich nur gar zu kurz mit ihm zusammen und die Gelegenheit zu vertraulicher Unterhaltung zu selten. Ich fürchtete stets, ihm damit beschwerlich zu fallen, da der Zweck seiner Reise doch eigentlich Erholung und Vergnügen war. Seine anspruchslose und liebenswürdige Persönlichkeit hat mich ganz ihm zu eigen gemacht, dies ist etwas, was ich bei den Franzosen stets vermißt habe. Ich begreife jetzt auch, warum Ihr Leute so sehr an ihm hängt. Eben so sehr habe ich mich gefreut, Magnus persönlich kennen zu lernen; sein bescheidenes Wesen muß für ihn einnehmen; gegen mich war er weniger zurückhaltend, als man ihn mir geschildert hatte, und das hat ihm mein Vertrauen erworben. Poggendorff's Anwesenheit, die ich nicht vermuthete, hat noch mehr dazu beigetragen, mir diesen Aufenthalt in Hamburg unvergeßlich zu machen. Es wäre mir nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn auch Sie bei uns gewesen wären.

Gießen, 19. October 1830.

Ich kann Dir das Vergnügen nicht ausdrücken, welches mir Dein letzter Brief gebracht hat; ich brauche nicht zu sagen, daß ich Deinen Vorschlag mit ganzem Herzen annehme. Unser Verhältniß ist mir von jeher vorgekommen, als wäre es von Jugend auf geknüpft worden und es ist mir stets schwer gefallen, in Briefen an Dich die Sprache von ganz vertrauten Freunden nicht zu sprechen. Du darfst überzeugt sein, daß ich Dir mit ganzer Seele angehöre und daß mir unsere Verbindung eine wahre Erheiterung meines Lebens ist. Ich fürchte nur, daß ich mit der Zeit bei Dir verlieren könne, wenn Dir meine Armuth an erworbenen Kenntnissen bekannt sein wird.

Du beklagst Dich, daß die Uebersetzung der Berzelius'schen Werke Dir alle Zeit raube und daß Dir eigne Arbeiten kaum noch möglich seien. Liebster Freund,

schon längst hat es mir wehgethan, daß Du Deine Zeit an Arbeiten verschwendest, die Deiner nicht würdig sind; auch Deine Freunde in Berlin begreifen nicht, wie Du bei einer solchen Ueberladung mit Arbeiten nur athmen kannst. Ich beklage es um so mehr, als ich mich dadurch Deiner Mitwirkung an gemeinschaftlichen Arbeiten bald beraubt sehen werde. Wirf die Schreiberei zum Teufel und gehe in das Laboratorium, wohin Du gehörst.

Gießen, 18. November 1830.

Seitdem ich Deine Versuche erhalten habe, hat sich die ganze Geschichte aufgeklärt, und mit welcher Satisfaction für uns! Die Arbeit muß nun in einem Guß erscheinen, allein Du mußt sie noch ein Mal umschmelzen. Von einer Trennung unserer Arbeiten will ich durchaus nichts wissen. Ich bitte Dich dringend, statt des barbarischen: cyanichte Säure — cyanige S. zu schreiben; aber sollten wir sie nicht ohne Umstände wieder zum Rang der Cyansäure erheben? Ich bin ganz närrisch vor Freude, daß unser Kindlein nun fehlerlos in die Welt gesetzt wird, ohne Buckel oder Klumpfuß.

Gießen, 6. August 1831.

Wie leid thut es mir, daß ich jetzt, wo Du so nahe bist, Dich nicht sehen kann, denn auch mir gestatten es meine Vorlesungen nicht, nach Cassel zu kommen. Im Grunde wäre es auch ein Unrecht den Deinigen gegenüber, wollte ich kommen und dadurch die wenigen Tage schmälern, die Du bei ihnen sein kannst. Uebrigens hätte ich ganze Ballen schmutziger Wäsche mitbringen können, aber bis wir jeden Lappen mit gemeinschaftlicher Seife durchgewaschen hätten, dazu würde die Zeit nicht gereicht haben. — Für Deine Mittheilungen in Bezug auf mein Vorhaben, Berzelius und Gay-Lussac einander näher zu bringen, bin ich Dir wahrhaften Dank schuldig. Ich weiß jetzt, wie es in der That gekommen sein mag, daß Berzelius eine so sonderbare, so falsche Meinung von Gay-Lussac nach und nach sich aneignen mußte; denn ich mag nicht sagen, daß er sie sich von selbst angeeignet hat. Welch einen Blick hast Du mich aber in das Leben der Berliner Chemiker thun lassen! — — Du willst, daß ich Deinen Brief vernichte, es ist besser, ich schicke ihn Dir zurück.

Gießen, 28. December 1831.

Von den Resultaten meiner Arbeit schreibe ich Dir nichts; ich lege einen offenen Brief an Berzelius bei, worin Du sie findest. Siegele den Brief und schicke ihn sogleich ab. Berzelius hat mir geschrieben und wie es scheint gleichzeitig auch Dir. Er sagt unter Anderem: „Ich beneide Sie wirklich um die Nachbarschaft dieses liebenswürdigen Mannes". Ich wäre in der That zu beneiden, wenn dieser Mann ein Laboratorium hätte; aber so kann ich mich nicht recht freuen. Was thust Du nun in Cassel? Wahrlich weniger wie nichts. Du sagtest mir einmal, Du habest einen gewissen Hang zum Nichtsthun, was ich zwar nicht glaube, allein wenn es nur entfernt wahr ist, so muß Dich dieses Leben um so mehr für jede ernste Arbeit abstumpfen. Wäre es nicht tausendmal gescheidter, Du kämest nach Gießen und wir unternähmen etwas Großes. — Ich bin jetzt krank an Ver-

suchen über die Wirkung des Chlors auf Alkohol, und werde nicht eher gesund, als bis ich die Arbeit los bin. Meine Frau läßt Dich schönstens grüßen und bittet um die Dummheiten, die Du ihr versprochen hast.

Gießen, 2. Mai 1832.

Meinen langen, von schlechtem Humor dictirten Brief aus Darmstadt wirst Du erhalten haben. Gestern sind wir glücklich wieder hier eingetroffen, wo ich Deinen Brief vom 15. April fand, der mir ein merkwürdiger Beweis war, daß unsere Köpfe höchst ähnlich organisirt sind. Wenn Du in Cassel niesest, so sage ich in Gießen prosit, und wenn Du eine Pfeife anzündest, so rauche ich wahrscheinlich auch; jetzt glaube ich an das Unglaubliche. Ich kann Dir fast mit Deinen Worten antworten: auch ich habe eine Methode gefunden, wodurch nach einer einzigen Operation auf trockenem Wege das Nickel arsenikfrei wird, u. s. w. Die Veranlassung gab mein Schwager, der eine Fabrik von Silber- und Neusilbergeräthschaften hat und dem es von Wichtigkeit war, das Nickel zu letzteren selbst darstellen zu können. — — Ist die Sache so weit gediehen, so werde ich Dir meine Methode mittheilen, ohne zu verlangen, daß Du mich mit der Deinigen bekannt machst, im Falle beide verschieden sind.

Berlin, 3. October 1832.

Gestern früh Morgens sind wir hier angekommen, von Poggendorff und Magnus auf der Post empfangen. Trotz aller Remonstrationen gelang es mir nicht, mich Poggendorff's freundlicher Einladung, bei ihm zu wohnen, zu entziehen. Ich wohne bei ihm auf dem Dir wohlbekannten Thurm und fühle mich behaglich und gut aufgehoben. Die Reise hat mich übrigens ziemlich angegriffen und die unleidlichste Hypochondrie ist dadurch nicht wenig vermehrt worden; es ist wirklich ein trostloses Leben, wenn das kleinste und vielleicht unbedeutendste Uebel im Stande ist, durch die Phantasie so vergrößert zu werden, daß jeder Genuß verbittert und jede angenehme Stunde verdorben wird. Ich will aber, und sollte ich im Winter auf jede Arbeit verzichten, Alles anwenden, um diese nicht mehr zu ertragenden Grillen los zu werden. — Wir haben hier wie in Cassel das schönste Wetter, und die Stadt mit ihren imposanten und schönen Gebäuden hat in der That einen überraschenden Eindruck auf mich gemacht. Ich bin sehr froh, hierher gegangen zu sein, nur schade, daß kein einziger von den Leuten, die mich sonst interessiren würden, außer Magnus und Poggendorff, hier ist; selbst Humboldt ist vor 4 Tagen nach Teplitz zum König gereist, der Berlin verließ, um einer Begegnung mit Charles X. auszuweichen. — Deinem Onkel und Deiner Tante nochmals meinen herzlichsten Dank für die freundliche Aufnahme, die ich bei ihnen gefunden habe.

Gießen, 18. Februar 1834.

— Ich bin sehr ärgerlich über Dich, erst versprichst Du, auf Weihnachten zu kommen, dann erklärst Du ganz hochmüthig, Du habest Dich anders besonnen, ohne daß Du dafür einen Grund angiebst, also nur aus Laune. Ich hatte mich um so mehr auf Dein Kommen gefreut, da meine ganze Einrichtung jetzt ein wahrhaft süßes Arbeiten erlaubt, das Laboratorium warm, hell, reinlich, mit allen

Agrements und Comforts versehen. Ich hoffe, Du machst mir dennoch die Freude, die nächste Arbeit gemeinschaftlich mit mir zu machen. Die, von der Du eine Skizze kennst und die den Gegenstand bei unserem Zusammensein um Weihnachten ausmachen sollte, ennuyirt mich jetzt souverainement und besteht aus lauter abstrusen Sachen ohne praktisches Interesse.

Gießen, 8. März 1834.

Poggendorff ist ein Narr, mon cher, und Du ein halber mit Deinen Vorstellungen, die ich durchaus nicht übel nehme, weil sie gut gemeint sind. *** weiß, was er wissen soll und zittert, und dies ist genug. Alle Galle, die sich bei mir auf seine Rechnung concentrirt hat, habe ich vor ihm ausgeschüttet; ich fühle mich erleichtert, indem das verdammte halbe Verhältniß zu einer klaren offenen Feindschaft geworden ist. — — Niemand ist mehr geneigt als ich, einen Bock einzugestehen, wenn ich einen geschossen habe; auf der anderen Seite will ich aber meine Ueberzeugung bis auf's Blut vertheidigen. Das und weiter nichts habe ich gethan. — Schreibe mir bald, es ist für mich eine Wohlthat, etwas von Dir zu hören, sage, womit Du beschäftigt bist. Mit meiner Gesundheit geht es passabel, die krankhafte Aufregung, in die mich die letzten Arbeiten versetzt haben, hat aufgehört, aber das Laboratorium ist mir noch zum Ekel und ich arbeite nur mit den Füßen, das heißt ich gehe spazieren. Du kennst das nicht, Du hast keinen Sinn für chemische Sorgen und kennst nicht den Kummer einer getäuschten chemischen Hoffnung. Nichts desto weniger liebe ich Dich.

Gießen, 6. Mai 1834.

— Du weißt, ich bin verreist gewesen und habe alle wichtigen Fabriken im Bergischen besucht; ich habe sehr viel gelernt, viel mehr als ich erwartete, und werde in jedem Jahr eine solche Reise machen; es giebt kein besseres und bequemeres Mittel, um ohne Anstrengung im Niveau der Fabrikationen zu bleiben. Ich würde die einzelnen näher beschreiben, wärst Du nicht im Augenblick für Alles, was nicht wie die Schürze Deiner Braut aussieht, abgestorben. Herzliche Grüße an Buff.

Gießen, 29. Juni 1837.

Ich hätte über Deinen Brief lachen mögen, wäre die Sache nicht so ernsthaft. Lieber W., es giebt auf der Welt vielleicht keinen Lebenden, der die Verdienste eines Mannes wie Berzelius mehr zu würdigen weiß und anerkennt als ich, ich habe dies überall ausgesprochen, nicht etwa um ihn mir zum Freunde zu machen, sondern als Ausdruck der wahrsten und tiefgefühlten Hochachtung. Ich verehre ihn als Mensch, als Chemiker giebt es Niemand, den ich höher stelle; allein wenn der Mann, wie es meinen vielleicht trüben Augen scheint, einen falschen Weg einschlägt, der mir unbedingt schädlich scheint, soll ich deshalb meine Meinung nicht ebenso offenherzig aussprechen, soll ich weniger wahr sein und fürchten, ihm wehzuthun? Ich kann das nicht, es ist meinem ganzen Wesen entgegen. Weißt Du denn nicht, daß die Esel, welche in Deutschland Bücher schreiben, seine Idee, ohne zu prüfen, annehmen und unsern Kindern in den Kopf setzen werden, weil sie be-

quem und Faulheit begünstigend ist. Giebst Du nicht zu, daß, wenn das Salpetergas mit der Luft rothe Dämpfe bildete und die salpetrige Säure unbekannt wäre, daß der Proceß der Schwefelsäure-Bildung zu den katalytischen gerechnet werden müßte; giebst Du nicht zu, daß die ganze Idee von der katalytischen Kraft falsch ist? Und ich soll etwa nicht reden, wo das Reden eine Pflicht ist und das Zurückhalten eine Niederträchtigkeit an mir selbst wäre?

Gießen, 23. November 1837.

Ich bin seit einigen Tagen glücklich wieder hier, habe die Meinigen wohl gefunden und befinde mich selbst wohler, als ich mich seit 4 Jahren befunden habe, was unstreitig zu den besten Resultaten dieser Reise gehört. Ich habe England, Irland und Schottland in allen Richtungen durchstrichen, viel Erstaunenswürdiges gesehen, aber wenig gelernt; wo sollten wissenschaftliche Kenntnisse in England herkommen, da die Lehrer so schlecht sind.*) Unter den alten ist Thomson noch der beste, unter den jungen Graham; bescheiden und anspruchslos macht er die schönsten Entdeckungen. Uebrigens ein prächtiges Volk, zuvorkommend und wahrhaft aufopfernd in Gefälligkeiten. Es ist kein Wunder, daß es mir dort so gut gefallen hat.

Mein Aufenthalt in Paris war ebenfalls ein großer Genuß für mich. Ich ging sogleich zu Dumas und erklärte ihm, daß ich käme, unsere Streitigkeiten abzumachen und zu beendigen. Er kam mir auf dieselbe Art entgegen, und einige Discussionen über die streitigen Punkte reichten hin, um unsere Meinungen auszugleichen. Er hält die von mir vertheidigte Ansicht über den Aether nun für die richtigere und hat seine Elaylgas-Theorie verlassen. Wir haben uns vereinigt, ein Werk über die organische Chemie herauszugeben, worin alle Thatsachen, die man bis jetzt gefunden hat, niedergelegt und erweitert werden sollen. Er hat viele Feinde und nicht Jeder sah unsere Versöhnung gern; allein ich halte ihn nicht für einen kleinlichen Charakter, sondern für einen Mann, der, indem er sich seinen Weg bahnte, hier und da Rippenstöße geben mußte, die natürlich für die Getroffenen nicht angenehm waren. Im Verfolg der Ideen, die wir in dem neuen Werk zu entwickeln hätten, kam ich auf einige Versuche, deren Resultat das ganze System der Chemie verändern müssen. Ich bin schon seit Jahren von der absurden Idee beherrscht, daß alle organische Säuren Wasserstoffsäuren sind. Du erinnerst Dich solcher Aeußerungen von unserer Benzoyl-Arbeit her. Bei dieser Annahme würde die Idee von Salzen ganz wegfallen und alle Zusammensetzungen nähmen eine überraschend einfache Form an.

Gießen, 29. Januar 1839.

Ich bin untröstlich, daß ich Dir gerechte Ursache gegeben habe, mit mir unzufrieden zu sein. Mein Stillschweigen hatte keinen anderen Grund, als daß ich unwohl war, verstimmt, ja ganz abgestumpft. Die Chemie war mir ganz widerwärtig, die wichtigsten Geschäfte blieben bei mir liegen, die dringendsten Briefe ungeschrieben; wie auf einem Schiff im Sturm ließ ich fühllos die Wellen über

*) Vor 40 Jahren! D. Red.

mich hingehen ohne Schutz zu suchen. In solchen Zuständen ist man nicht zurechnungsfähig. Die Hauptqual ist die französische Ausgabe meiner organischen Chemie, die zu Ostern nicht fertig werden kann, während mir nach dem Contract für jeden Monat Verspätung in der Lieferung des Manuscripts die Zahlung von 500 Francs auferlegt ist. Ich habe also die Aussicht, ein Jahr lang ohne Entschädigung gearbeitet zu haben. Ich muß mich nothwendig durch eine Reise erholen und lade dich ein, um Ostern mit mir nach Wien zu gehen. Buff geht vielleicht auch mit.

Gießen, 26. Mai 1839.

Ich danke Dir für den Aufsatz von Berzelius, den ich mit großer Begierde längst erwartet habe; er wird noch im laufenden Heft gedruckt. Die zweite Abhandlung „Ueber einige Tagesfragen" werde ich natürlich ebenfalls aufnehmen und wahrscheinlich, da ich den Inhalt zu kennen glaube, ohne Anmerkungen dazu zu machen. Die Discussion über theoretische Principienfragen ist noch zu früh und jede Festhaltung an bestimmten Formen und Ansichten ein nicht lohnendes Streben. Es ist mir lieb, daß Du selbst die Uebersetzung machen willst, da der Gegenstand jedenfalls ein wichtiges Aktenstück bleiben wird. — Ich war einige Tage unwohl, zum Schreiben und Denken gleich wenig aufgelegt und sehr schlechten Humors. Dadurch, daß ich einen neuen Assistenten habe, der noch nicht eingeschossen ist, machen mir die Vorlesungen noch mehr zu thun als sonst. Ich verliere schrecklich viel Zeit. Dazu kommt das verfluchte Bücherschreiben, das mich in die größte Verzweiflung bringt; nie werde ich mehr Bücher schreiben und wenn Berge von Diamanten damit zu gewinnen wären.

Gießen, 12. August 1839.

Mache mir das Herz nicht schwer mit Pyrmont, Du weißt, daß ich nicht mitgehen kann, daß der Bau des neuen Laboratoriums, das jetzt unter Dach ist, mich zwingt, während der Ferien hier zu bleiben, um die neue Einrichtung zu machen, ich kann keinen Tag, keine Stunde von hier weg. Aber ich rechne darauf, Dich mit Deiner Frau hier zu sehen und mir das Leben genießbar zu machen. Wahrlich ich genieße es nicht; es ist nicht der Mühe werth zu leben, man arbeitet bis man krank ist und macht sich wieder gesund, um zu arbeiten, und so geht es fort.

Gießen, 29. Januar 1840.

Es ist entschieden, nach Wien gehe ich nicht. Meine Regierung hat mir — — fl. Zulage gegeben und den Fond des Laboratoriums um 500 fl. erhöht, was ungefähr so gut wie eine Zulage ist, da ich bisher genöthigt war, das Deficit aus meiner Tasche zu bezahlen. Gern hätte ich den Ruf nach Wien angenommen, der eine so außerordentlich begünstigte Stellung bot, allein ich konnte nicht von hier weg, ohne mich mit dem Flecken der Undankbarkeit zu beschmutzen und ehrlos zu machen. Du aber mußt hin, was ich in Deinem und im Interesse der Wissenschaft von Herzen wünsche....

Gießen, 17. Mai 1840.

In Eile will ich Dir nur meinen Dank für die Zusage Deiner Theilnahme an dem Wörterbuch sagen, Du hast mir damit ein schweres Gewicht vom Herzen genommen. Nur frisch an's Werk; ich hoffe, Du wirst Deine Freude daran haben. Die Wahl der Artikel steht ja ganz in Deinem Belieben. Ich wollte Dir schon gestern schreiben, allein mein ganzes Denken war von der Abfassung eines Aufsatzes „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen" absorbirt, von dem ich wünsche, daß er Dir nicht mißfallen möge.

Gießen, 1. Juni 1840.

Ich erhalte soeben Deinen Brief vom 19. Mai und darin ein Stück von Deiner Meinung über den Aufsatz (Chemie in Preußen). Es ist mir von großer Wichtigkeit sie ganz zu wissen, da mich eine Menge Gründe veranlassen, einige Tausend Exemplare davon als besondere Broschüre in die Welt zu schicken; viele Personen wünschen es; ich bitte Dich also dringend, Dich im ersten freien Augenblick hinzusetzen und mir eine vollständige Kritik zu senden; erwäge aber, daß ich als Autor Parthei bin, nämlich für die Chemie, und daß mir deshalb Manches zu gut gehalten werden muß, was ich Andern gegenüber zu sagen mich veranlaßt sah. Hätte ich es mit Dir und zwei oder drei andern zu thun gehabt, so wäre Vieles überflüssig gewesen; allein mein Zweck ist, auf das große Publikum und auf die Regierungen zu wirken. Der Himmel gebe seinen Segen dazu und emancipire uns. Die Chemie stand bisher den andern Fächern gegenüber in einer sonderbaren Lage, als Eindringlinge werden wir gewissermaßen betrachtet; allein dies soll sich ändern, sie soll neben oder über den andern stehen.

Gießen, 14. Juni 1840.

Was hast Du denn eigentlich an dem Artikel auszusetzen? Daß die Welt einmal von einer andern Seite als von der unberufener Schwätzer erfährt, was Naturforschung ist, kann man doch kein Unglück nennen. Du weißt eigentlich nichts dagegen zu sagen, willst aber an dem Kampf, der sich eröffnen wird, keinen Antheil nehmen, Du thust, als wenn Du mißbilligtest und bist doch im Innern einerlei Meinung mit mir. Alle die Gegner, die sich erheben können, sind nicht stark genug um zu siegen; die gute Sache ist stärker.

Dein Telluräthyl ist eine so unerwartete Entdeckung, daß ich mich anfänglich fragte, ob es nicht wieder eine Mystification von Dir sei.

Gießen, 26. August 1840.

Gmelin geht nicht mit (nach Wien), aber Buff reist mit uns. Die Reise in Deinem Wagen Extrapost wird uns großen Genuß gewähren. Ich freue mich, Erlangen und das alte Nürnberg und das schöne Frankenland wiederzusehen. In Regensburg können wir wohl den Wagen auf das Dampfschiff nehmen. Es ist fatal, daß Du nicht früher schließen kannst.

Gießen, 20. März 1841.

Dein Brief war eine große Erquickung für mich. Wenn Du erwägst, welchen großen Einfluß Du auf alle meine Arbeiten und auf meinen Ideengang hast, einen Einfluß, dessen Du Dich freilich nicht bewußt werden kannst, daß ein bloßes Fragezeichen von Dir für mich ein Gegenstand des Nachdenkens wird und Du am Ende der einzige bist, den ich um Rath frage, so kannst Du Dir denken, wie angenehm es mir war, daß Du nach Deinen Erfahrungen aus früheren Studien nichts gefunden hast, was man den Schlüssen, zu denen ich gekommen bin, direct entgegensetzen könnte. Wenn Dein Verstand mir nicht sagt, ich sei auf unrichtigem Wege, — und darüber wollte ich eigentlich Deine Meinung hören — so muß mich dies doch zum Fortfahren ermuthigen. Ich habe einen ganzen Tag damit zugebracht, Dir meine Ansichten über Ernährung und Respiration zu entwickeln und werde sie Dir bald schicken. Du wirst bemerken, daß sie Allem entgegen sind, was man bis jetzt annimmt und was ich früher angenommen habe; aber ich bin von ihrer Wahrheit durchdrungen und glaube, daß in ihnen die Grundlage der Physiologie und Pathologie liegt. Ich bin aber, aufrichtig gestanden, so furchtsam, damit hervorzutreten, daß ich die Idee, sie in einem kleinen Buche herauszugeben, von Deiner und Wagner's Ansicht abhängig machen will. Was spricht dagegen? das möchte ich wissen; was dafür, brauche ich nicht zu erfahren. — Ich bearbeite eben den Artikel Blut (für das Wörterbuch) und kann die Qual und den Ekel nicht beschreiben, den mir all' das Gematsch, das man damit gemacht hat, einflößt.

Gießen, 23. März 1842.

Ich wünsche meine physiologische Chemie Berzelius zu widmen und habe eine Zueignung entworfen, die ich Deinem kritischen Auge vorlege. Lies sie mit Verstand und versetze Dich in meine Situation, betrachte sie nicht mit kaltem Auge und bedenke, daß Du eine andere Individualität vor Dir hast. Ich drücke mich anders aus wie Andere, das mußt Du mir zu gut halten; allein dennoch möchte ich mir nicht gern eine Blöße geben in einer Huldigung, welche dem Manne gebracht werden soll, den ich auf's Höchste verehre.

Gießen, 30. October 1843.

Ich bin ganz beschämt von Deinem Fleiß, an dem ich mich spiegeln sollte; allein der Cursus fängt eben bei mir an, und, aufrichtig gestanden, bin ich durch die Arbeiten am Schreibtisch so sehr der praktischen Seite unseres Handwerks entwöhnt, daß mir zu schnell die Geduld ausgeht, wenn ich selbst Hand anlegen muß.

Gießen, 7. November 1844.

Gestern Abend bin ich glücklich wieder hier angekommen. Wenn man von Ehren fett werden könnte, so müßte ich einen Bauch wie Falstaff haben, aber satt bin ich bis zum Ueberdruß daran geworden. Ich schicke Dir beifolgend eine englische Zeitung, welche die Verhandlungen des Public dinners enthält und Dich vielleicht interessiren wird, und außerdem ein Papiermesser und 4 Diamante

zum Verbrennen. Was das Palladium betrifft, so habe ich dafür gesorgt. Sobald Du Dich schriftlich an die Royal-Institution wendest, erhälst Du 20 Unzen.

Gießen, 14. März 1845.

Die Reichenbach'schen Od-Entdeckungen halte ich für Selbstbetrug oder für das Beginnen eines Rasenden, um sich berühmt zu machen; bei manchen Aerzten wird es ihm wohl gelingen. Du kannst Dir denken, warum ich Dir nichts davon schrieb, ich schämte mich, die Annalen zum Schauplatz dieses Zeugs gemacht zu haben, ich war aber durch das zuletzt nicht mehr zu ertragende Quälen dazu gebracht. Nun habe ich durch die Beihefte die Einrichtung getroffen, daß Jeder nach Belieben anderweitigen Gebrauch von ihnen machen kann.

Warum sollte es nicht noch ein Dutzend Metalle mehr geben? Ich halte es sehr für der Mühe werth, alle Aufmerksamkeit auf die Aufsuchung zu verwenden, und wer einiges Gefühl für Ruhm hat, muß auch einsehen, daß unter allen Chemikern diejenigen schon nach einem halben Jahrhundert vergessen sind, die kein Metall entdeckt haben. — Die chemischen Briefe liegen für Dich bereit.

Gießen, 24. Mai 1845.

Es ist recht schade, daß Du nicht mit nach Lille gegangen bist, wo ich bei Kuhlmann mit Gay-Lussac, Pelouze und dem jungen Thenard einige sehr angenehme Tage zugebracht habe. Die Franzosen haben in der That etwas ausnehmend Ansprechendes und Liebenswürdiges, was den Deutschen im Ganzen abgeht. Obgleich ich Gay-Lussac seit 8 Jahren nicht gesehen und nicht mit ihm correspondirt hatte, so fand ich in seinen Gesinnungen die alte Treue und Freundlichkeit. Pelouze, bei allem Leichtsinn, ist ein guter Mensch. Thenard war von seinem Vater expreß geschickt, um mich zu begrüßen.

Gießen, 17. December.

Ich schreibe an einem Aufsatz, der die Methode der Pathologie und Physiologie in's Licht setzen soll; er ist für die neue Auflage meiner Thierchemie bestimmt; es ist keine Polemik.

Die Wiener reiben sich an mir, sie sind wie borstige Hunde; daß sie bellen, beweist nur, wie Goethe sagt, daß wir reiten. Kürzlich stand in einer Wiener Zeitung, daß ich in Wien wäre, um ein Patent auf eine Salbe zu nehmen, mit welcher man sich den Bart ohne Rasirmesser abnehmen kann.

Gießen, 4. Januar 1846.

Vorgestern Nacht bin ich glücklich wieder hier angekommen und habe Alles wohl gefunden. Ich habe Dir und Frau Julchen nochmals für Eure herzliche Aufnahme zu danken und gestehe Dir, daß ich wahrhaft erquickt durch das Wiedersehen heimgekehrt bin. — — Berzelius macht es in dem neuen Jahresbericht doch gar zu arg; Alles möge geschehen, aber bei der Wahrheit muß man bleiben.

Gießen, 6. Februar 1846.

Die Tarantel, der Gerhard, hat Dich denn endlich auch gestochen, eigentlich schon längst, nur bist Du es, wie es scheint, erst bei der Benzoësäure gewahr geworden. Es giebt in der That nichts Schamloseres, als wie diese Berichte von Gerhard, und wahrlich, es konnte mir Niemand verdenken, wenn ich die Galle, die sich seit drei Jahren in meinem Leibe angesammelt hatte, endlich ausbrach. Ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir ist, daß in der Abhandlung von Schwarz Deiner und Keller's nicht gedacht worden ist; es sieht so aus wie Eifersucht, und doch ist mein Herz so fern davon und so ganz das Gegentheil für Dich. Glaube mir, daß der Grund allein in meiner Nachlässigkeit zu suchen ist, die sich namentlich auf das Durchsehen von Abhandlungen bezieht, deren Gegenstand in meinem Laboratorium, und bis zum Ueberdruß, bearbeitet worden ist. Du hast mich schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht und nun soll es gewiß nicht wieder geschehen. — Es sind recht dumme Kerls, die von Göttingen nach Gießen gehen der Chemie wegen, vom Gaul auf den Esel, übrigens ist Platz da.

Gießen, 6. August 1846.

Unsere Studentenschaft ist in großer Aufregung über einen an sich elenden und bedeutungslosen Vorfall. Es muß die Hitze sein, welche die Menschen wie wahnsinnig macht. Heute sind 100 Dragoner hier eingerückt. Es ist zum Verzweifeln; wenn man meint, es wäre einmal ein guter Geist unter den Burschen und alles blühend und hoffnungsvoll für die Zukunft, so kommt eine solche verdammte Geschichte und ruinirt wieder Alles. Die Zeitungen thun dann das Uebrige, um die Sache noch schlimmer zu machen.

Gießen, 2. December 1846.

Jedes Wort in Deinem Briefe ist mir aus der Seele geschrieben und hat mich um so mehr erfreut. Es ist unmöglich für mich, auf jenes Zeug zu antworten, es ist zu dumm. Ich will durch neue, wunderbare Dinge antworten und auf keine andere Weise. Ich danke Dir dafür, daß Du, leidenschaftsloser wie Andere, die mich dazu drängen, mich in meinen Vorsätzen befestigt hast. Was wirst Du dazu sagen, daß ich, der erklärte Feind der Milchsäure im Thierkörper, gefunden habe, daß alle Flüssigkeiten des Thierkörpers außerhalb der Blut- und Lymphgefäße freie Milchsäure und freie Phosphorsäure enthalten.

Du könntest uns recht gut auf Weihnachten mit Deinem Besuch erfreuen. Ob Du in Göttingen frierst oder hier, kommt auf eins heraus. Aber Du mußt Deine Frau mitbringen. Wir sind so lange nicht behaglich zusammen gewesen. Die schönsten Grüße an sie.

Gießen, 22. October 1847.

Es ist mir sehr leid, daß Du mich um die Freude gebracht hast, Dich hier zu sehen; ich hätte so gern von der italienischen Reise, vom Vesuv und allen den Merkwürdigkeiten, die Du gesehen hast, mir von Dir erzählen lassen. Ich hoffe, Du wirst es zu Weihnachten wieder gut machen und auf einige Tage hierher kommen. Da ich in diesem ganzen Jahr nicht verreist gewesen bin, so bedarf ich einer Auffrischung durch Deine Unterhaltung, wofür ich Dir sehr dankbar sein würde.

Gießen, 5. März 1848.

Ich danke Dir für Deinen Brief und bitte Dich dringend, Alles zu thun, was Du kannst, um Scandal zu vermeiden, der nicht ausbleiben kann, wenn die Kritiken von Berzelius in ihrer anstößigen Form in das Publikum kommen. Ich kann zuletzt nicht schweigen und ich bin mir bewußt, ihm selbst nicht in Gedanken Unrecht gethan zu haben. — Die furchtbaren Ereignisse, die von Frankreich aus Alles aus den Fugen loszureißen streben, haben am Rhein ihren Wiederhall gefunden. Alles ist in der größten Aufregung und Spannung; gestern hat unser Großherzog Preßfreiheit, öffentliche Rechtspflege und Schwurgerichte, Landesbewaffnung und was damit zusammenhängt, bewilligt, und es ist zu hoffen, daß Alles in Ruhe bleibt, wenn der Kurfürst von Cassel den Krieg nicht beginnt. Einmal im Brand, ist die Verbreitung unvermeidlich. Louis Philipp scheint auf der Ueberfahrt über den Canal verunglückt zu sein. Nie hat das Schicksal eine Familie schwerer getroffen als die seinige. Welch' ein Umsturz, welch' ein Geschick! Wenn nur Euer König den Strom nicht dämmen will; hier kann von einem Widerstande nicht mehr die Rede sein.

Gießen, 18. Februar 1849.

Hier in der Gegend sind alle Gemüther in Spannung und erwarten einen kolossalen Putsch. Die demokratischen Essen bei Gelegenheit der Feier der Februar-Revolution zeigen, wie mächtig diese Parthei eben ist. Gnade den Regierungen und Fürsten, wenn es los geht und diese Menschen die Oberhand gewinnen. Die Diplomatie verdirbt Alles; Nirgends Aufrichtigkeit und Treue und Festhalten an dem Versprochenen. Wie schrecklich mag sich das Erwachen für sie gestalten. Der Himmel lenke Alles zum Guten. — Lasse doch den Freiherrn auf der Adresse der Briefe weg; der Titel ist lächerlich ohne eine Herrschaft hinter sich.

Gießen, 19. März 1849.

Ich befinde mich seit Monaten recht unwohl, habe keinen Schlaf, verdaue schlecht und fühle eine solche Stumpfheit im Kopf, daß ich nichts arbeiten, kaum einen Brief schreiben kann. Unsere Lebensweise, die Art unserer Arbeiten und Studien macht uns frühzeitig alt und altersschwach. Ich möchte gleich die ersten Wochen des Frühjahrs in einem wärmeren Klima zubringen, am Genfer See zu Montreux oder Vevay, oder in Avignon und der Provence. Es würde mich glücklich machen, wenn Du Lust hättest mitzugehen. Deine Ferien beginnen jetzt und ich bin jeden Tag bereit. Eine schöne Reise, die uns für das Sommersemester auffrischt und stärkt, machen wir gewiß. Schreibe mir umgehend, oder besser komme gleich selbst.

(Schluß folgt.)

Rundschau über das nationale Leben.

Der russisch-türkische Friede und der europäische Friede.

Von J. C. Bluntschli in Heidelberg.

Als die berühmte Rede des Fürsten Bismarck sowohl in Oesterreich als in Rußland gut aufgenommen wurde, sahen wir darin ein gutes Zeichen, welches auf eine Verständigung zwischen beiden Mächten hinwies. Wir nahmen an, daß man in Wien und in Petersburg die freundlichen Räthe wohl verstanden habe und geneigt sei, einander im Sinne derselben die Hand zu reichen. Diese Räthe hatten offenbar an Eindringlichkeit nichts dadurch eingebüßt, daß sie sorgfältig sich hüteten, eine Autorität sich anzumaßen und von jeder auch entfernten Drohung vollständig gereinigt waren.

Aber seither wurden doch wieder Besorgnisse aufgeweckt, daß die Leidenschaft dem Verstande die Zügel entreißen und zum Kriege treiben könnte. Die heftigen Kriegsrüstungen Englands, die Creditforderung des österreichischen Ministers, das wilde Kriegsgeheul zahlreicher Preßorgane und die gesteigerten Rüstungen Rußlands erschienen wie Sturmvögel an dem Horizont und verkündeten ein nahes Gewitter.

Der Friede Europa's hing wesentlich davon ab, daß das Einvernehmen der drei Kaiser sich in dieser schweren Krise bewähre. Hielten die drei Kaiserstaaten am Frieden fest, so blieb der europäische Continent selbst dann gesichert, wenn England sich zum Kriege wider Rußland hinreißen ließ.

Aber eben der Dreikaiserbund — nicht auf festem Vertrag, nur auf Freundschaft der Kaiser und der Kanzler beruhend — krachte in den Fugen. Oesterreich hatte nicht, was für seine Weltstellung vermuthlich das Beste gewesen wäre, die Befreiung der christlichen Nationen in der Balkanhalbinsel von der Türkenherrschaft als ein gemeinsames Werk im Bündniß mit Rußland unternommen und vollzogen. Jetzt erschrack es über die endlich russischen Erfolge und über das logisch und sachlich unvermeidliche Ansehen und Gewicht, das Rußland durch seine Opfer und seine Siege erworben hatte. Es konnte nicht mit Rußland die Früchte theilen, für deren Erwerb es nichts anderes gethan, als daß es sie nicht verhindert hatte. Die Doppel-

stellung Oesterreichs: einmal als Dritter in dem Dreikaiserbunde, und hinwieder als Bundesgenosse Englands, des Rivalen und Gegners von Rußland, machte die österreichische Politik unsicher und schwankend und reizte zum Mißtrauen. Es wurde für Rußland zweifelhaft, ob Oesterreich ein verlässiger Freund sei, und für England, ob Oesterreich, wenn es zum Kriege gegen Rußland komme, ein treuer Waffenbruder sei. Graf Andrassy in Wien, Graf Beust in London schienen keineswegs dieselbe österreichische Politik zu verfolgen. In Oesterreich selbst schlug der Haß der Magyaren gegen die Russen in hellen Flammen auf, sympathisirten die Slaven offen mit den Russen, den Serben und den Bulgaren und hatten die kühleren Deutschen Mühe, die Extreme zu ermäßigen und zusammen zu halten. Den christlichen Völkern in der Türkei wurde die Lust benommen, hoffend auf Oesterreichs Schutz und Hülfe zu sehen. An der ganzen Südostgrenze empfanden Rumänen, Bulgaren, Serben, Montenegriner, wie früher die Griechen, daß Oesterreich ihrer neuen Staatenbildung eher feindlich als freundlich gesinnt sei. Alle diese Völker waren daher lediglich auf Rußlands Protectorat angewiesen, das sie um so höher schätzen und um so theurer vergüten mußten, je weniger Oesterreich — obwohl auch ein halbslavischer Staat — ihnen beizustehen den Willen zeigte.

Das deutsche Reich muß wünschen, daß Oesterreich nicht auseinander breche, daß es ein möglichst kräftiges Reich im Südosten von Europa verbleibe, daß es in den Donauländern und bis ans ägäische Meer hin förderlich auf die Entwicklung der bisher geknechteten Völker einwirke und seine civilisatorische Mission übe. Aber eine sichere Einwirkung solcher Art ist im Frieden nur möglich im engen Anschluß an Deutschland und im freundlichen Verkehre mit Rußland. Ein Bruch Oesterreichs mit Rußland setzte auf einmal Alles in Frage und konnte verhängnißvoll werden für die Existenz von Oesterreich-Ungarn selber als einen Staatenverein, der aus mindestens drei großen Nationen zusammengesetzt war.

Glücklicherweise scheint die Besinnung wiedergekehrt zu sein, als die Gefahr des Bruchs am drohendsten war. Die Nachricht von dem Friedensschluß zwischen Rußland und dem osmanischen Reiche hat die Zuversicht auf die Erhaltung des Weltfriedens stärken müssen, da es offenbar wurde, daß kein Streitobject vorliege, das einen Weltbrand entschuldige, und alle ungewissen Hoffnungen von einem erneuten Kriege außer Verhältniß waren mit den viel größeren sicheren Uebeln. In der That alle europäischen Staaten, Rußland, Oesterreich und England, bedürfen des Friedens sehr und keiner von ihnen kann von einem Kriege, selbst wenn er siegte, irgend so viel gewinnen, als er viel leichter im Frieden erwerben kann.

Die Hauptsache, die Befreiung der christlichen Völker von der Herrschaft der Türken, ist erreicht und dieses große Resultat läßt sich durch keinen Krieg zwischen europäischen und christlichen Staaten wieder ungeschehen machen. Die Donau- und Balkanländer haben jetzt die Möglichkeit wieder erlangt, an den Segnungen und den Fortschritten der europäischen Cultur Theil zu nehmen. Wenngleich diese Völker größtentheils noch auf einer tiefen Stufe der Bildung stehen und nicht in einer Generation nachholen können, woran bei uns Jahrhunderte gearbeitet haben, so ist doch der Weg der Verbesserung der Zustände und der Erhebung nicht länger verschlossen und verlegt.

Auch das kann nicht bestritten werden, daß dieses weltgeschichtliche Ergebniß

ganz wesentlich mit Russischem Blut und Russischem Gut erstritten worden ist. Mit voller Wahrheit wurde in dem Telegramm des Großfürsten Nikolaus an den Kaiser Alexander darauf hingedeutet, daß das Urtheil der Geschichte wie die Befreiung der russischen Leibeigenen, so die Befreiung der Christen in der Türkei als zwei leuchtende und echt liberale Thaten dem Kaiser Alexander zum Verdienste anrechnen werde. Kein anderer europäischer Monarch und kein anderes Volk kann sich diesen Ruhm zuschreiben.

Verglichen mit diesem großartigen Resultate sind doch alle anderen Differenzen nur von untergeordneter Bedeutung. Die Conferenz wird dasselbe sicher anerkennen und gutheißen.

Noch sind die Friedensbedingungen nicht näher bekannt. Die Angaben der Zeitungen sind noch unsicher und sehr unvollständig.

Einiges scheint ziemlich fest geordnet:

1. Die Sicherung der freien Wasserstraßen auf der Donau, im schwarzen Meere, durch den Bosporus und die Dardanellen für Handelsschiffe aller Nationen scheint allseitig anerkannt und gesichert. Soweit noch mehr Garantieen nöthig werden sollten, sind dieselben wohl leicht zu erlangen. Ist dieses Hauptinteresse Europa's gewahrt, so wird auch die weniger wichtige Frage der Kriegsschiffe durch Einverständniß geordnet werden können. Ist nur Constantinopel vor einem Ueberfall gedeckt, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht russische Kriegsschiffe durch die Dardanellen nach dem Mittelmeere fahren dürfen, ebenso gut wie englische Kriegsschiffe aus dem großen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar. Für die sämmtlichen Mittelmeerstaaten ist die russische Flotte sicher keine größere Gefahr als die englische Flotte. Zur See ist noch lange nur die englische, nicht die russische Uebermacht bedrohlich.

2. Daß Constantinopel von keiner der europäischen Großmächte in Besitz genommen werden dürfe, erfordert die Sicherheit der anderen Mächte. Da das auch von Rußland anerkannt wird, so liegt hier kein Streitobject vor. Ein neuer Krieg würde dieses Interesse eher gefährden als wahren.

3. Die Unabhängigkeit Rumäniens darf ferner als ein gesichertes Ergebniß des bisherigen Krieges angesehen werden. Die Rumänen waren bis vor Kurzem in Europa wenig geachtet. Sie haben sich in dem Kriege viel tüchtiger erwiesen als man vermuthet hatte. Gewiß verdanken sie ihre militärische Ausbildung vorzüglich dem Fürsten Karl, welcher selbst in der preußischen Kriegsschule erzogen war. Es wäre ein großes Unglück für den noch jungen Staat, wenn der Fürst abdanken und den Staat den Intriguen und Streitigkeiten der einheimischen Bojaren und Parteien preisgeben würde. Es mag sehr schwierig und wenig lohnend sein, an der Spitze eines noch in der Kindheit begriffenen schwachen Staates zu stehen, der von Großmächten eingeklemmt und gedrückt wird. Es ist aber auch eine große, eines Mannes würdige Aufgabe.

Wenn es den Rumänen gelänge, eine europäische Garantie für ihre Neutralität zu erhalten, so daß sie in Zukunft wie die Schweiz und Belgien einen europäisch gesicherten Friedenszustand bewahren könnten, so würden sie ein politisches Gut von so hohem Werthe erringen, daß, verglichen mit dieser Errungenschaft, die von ihnen verlangte Abtretung eines Stückes Bessarabiens an Rußland ein leicht zu

tragendes Uebel wäre. Mir scheint, diese Abtretung ist auf beiden Seiten viel zu hoch geschätzt worden und hat für die Staatenverhältnisse der Zukunft nur eine untergeordnete Bedeutung. Ich verstehe nicht, wie man über das Recht Rumäniens an diesem Besitze streiten kann. Das Rechtsverhältniß ist ganz ebenso klar, wie das Recht jenes Müllers bei Potsdam, dessen Windmühle der König Friedrich II. zur Arrondirung von Sans-Soucis verlangte. Die heutige Frage ist keine Rechtsfrage, sie ist eine Frage der Politik. Rumänien kann nicht mit Recht zur Abtretung gezwungen, aber es kann politisch veranlaßt und thatsächlich bestimmt werden, in die Abtretung einzuwilligen, wenn der Kaiser Alexander von Rußland nicht vorzieht, das Beispiel Friedrich des Großen nachzuahmen und auf den Wiedererwerb von Bessarabien zu verzichten. Beharrt er in seinem Begehren, so wird die Rücksicht auf die freundlichen Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarreiche, das Interesse an der Sicherung des Friedens und der hohe Preis, den Rumänien erhalten kann, schließlich alle Bedenken gegen die Abtretung überwinden.

4. Die Unabhängigkeit von Serbien und von Montenegro ist ebenfalls ein natürlicher Fortschritt und von allgemein menschlichem Interesse aus nur zu wünschen, daß diese Länder für europäische Cultur gewonnen und insbesondere auch die tapferen Bewohner der schwarzen Berge nicht länger genöthigt werden, wie Räuber zu leben. Zu diesem Behuf ist ihre Verbindung mit dem adriatischen Meere auch im europäischen Interesse zu wünschen.

5. Die Frage über die Ausdehnung von Bulgarien wird wohl auch eine friedliche Erledigung finden, da wenigstens Adrianopel und Constantinopel ausgeschlossen worden sind. Bedenklicher erscheint die Ausdehnung des neuen Vasallenstaats bis an das ägäische Meer, wodurch die Verbindung sowohl der griechischen Küstenstädte mit Griechenland und Constantinopel als der Länder Bosnien und Albanien mit der Türkei abgeschnitten wird. Der europäische Congreß wird hier eine schwierige Aufgabe zu lösen haben und Rußland noch zu Aenderungen sich verstehen müssen im Interesse des Weltfriedens und seiner eigenen Ruhe.

6. Inwiefern Bosnien und Herzegowina als österreichisches Gegengewicht gegen das mehr von Rußland protegirte Bulgarien zu dienen habe, ist ebenfalls eine Frage, deren Bedeutung keinen Krieg werth ist und worüber sich daher die Mächte verständigen werden.

7. Die Befreiung der Griechen ist nun gleichfalls gesichert. Die Griechen sind doch bestimmt die endlichen Erben der europäischen Küstenländer an dem ägäischen und dem Marmara-Meere zu werden.

Wirthschaftliche Rückblicke auf das Jahr 1877.

Von E. Laspeyres in Gießen.

So lange die Wirthschaftsstatistik eines Landes noch so wenig ausgebildet ist wie die deutsche, hält es schwer, bald nach Abschluß eines Jahres ein wirthschaftliches Bild von Handel und Wandel in dem abgelaufenen Zeitraum zu entwerfen,

und selbst wenn man für dieses Jahr das Bild leidlich in den Umrissen wenigstens herstellen könnte, so wäre eine Vergleichung, durch welche allein die Statistik Leben erhält, nicht leicht zu machen, da wir eine Reihe von Erscheinungen erst für wenige Jahre statistisch erfassen.

Wir müssen uns für heute darauf beschränken, namentlich den auswärtigen Handel einiger Hauptländer kurz in den für 1877 vorliegenden Resultaten vorzuführen, weil es der einzige Zweig der Volkswirthschaft ist, über welchen wir verhältnißmäßig bald durch regelmäßige statistische Beobachtungen belehrt werden. In einigen Ländern sind diese statistischen Beobachtungen durch langjährige Praxis auf eine leidliche Stufe der Qualität gebracht worden, bei uns in Deutschland ist Alles in Bezug auf die Handelsstatistik noch äußerst unvollkommen, doch ist zu hoffen, daß in diesem Jahre in unserer Handelsstatistik wesentliche Verbesserungen eingeführt werden. Schon das Jahr 1877, von dem wir reden wollen, sah eine wesentliche Verbesserung in der Handelsstatistik eintreten. Seit Anfang 1877 publicirt das statistische Amt des deutschen Reichs nach Vorgang der anderen Culturstaaten, namentlich Großbritanniens und Frankreichs, monatliche Uebersichten über den Waareneingang und Waarenausgang des deutschen Reiches. Ein Industrieller in einem einzelnen Fabrikationszweig kann hier leicht die Bewegung in seiner Branche von Monat zu Monat verfolgen, sowohl was die fertigen Produkte betrifft, als was die Rohmaterialien und Hülfsstoffe angeht, auch kann er daraus erfahren, aus welcher Richtung besonders die Waaren kommen, d. h. über welche Landesgrenzen sie kommen und über welche Landesgrenzen sie gehen. Wir wollen nachher ein Beispiel aus der Baumwollenindustrie vorführen. Auch findet man in den Publicationen immer die Vergleichung mit dem gleichen Zeitraume des Vorjahres. Ja eines großen Vorzuges können die deutschen monatlichen Handelsausweise sich rühmen, nämlich, daß sie nicht nur angeben, wie viel im jedesmal abgelaufenen Zeitraume des Jahres die Einfuhr und Ausfuhr betrug, also z. B. zusammen in den ersten 6 Monaten, sondern daß auch jedesmal der letztverflossene Monat speciell aufgeführt wird, was z. B. in den englischen und französischen monatlichen Ausweisen nicht geschieht. Damit sind freilich leider die Vorzüge erschöpft; mit dem schlechten Material ist vom statistischen Amt gemacht, was irgend nur gemacht werden konnte; ist das Fabrikat untauglich, so liegt es nicht an schlechter Bearbeitung, sondern an der Schlechtigkeit des Materials, welches bearbeitet werden mußte. Zu den schlechten Eigenschaften dieses Materials gehört namentlich, daß wir nur erfahren, über welche Grenzstrecken die Waaren ein- und ausgehen, aber nicht nach welchen Ländern, weiter nur erfahren, was einerseits eingeht, andererseits ausgeht, aber nicht was in der Einfuhr resp. Ausfuhr nur Durchfuhr ist bei allen Artikeln, welche keine Eingangszölle bezahlen. Ein Bild des Handels erhalten wir also fast immer nur, wenn wir Einfuhr gegen Ausfuhr rechnen in der daraus folgenden Mehreinfuhr oder Mehrausfuhr. Das Schlimmste aber ist, daß wir die Handelsbewegung nur der Menge nach in Centnern, Stück, Tonnen kennen lernen, nicht zu gleicher Zeit dem Werthe nach in Mark. So können wir gar kein Gesammtbild uns machen, wie für den Handel anderer Länder, z. B. Englands und Frankreichs.

Nur ganz ungefähr können wir für Deutschland sagen, daß die Ausfuhren stärker gegen das Vorjahr gewachsen sind als die Einfuhren, denn wenn man für

jede der 229 Waarengruppen der Einfuhr berechnet um wie viel Procent dieselbe gegen das Vorjahr ab- oder zugenommen hat, und aus all diesen 229 Bewegungen das arithmetische Mittel nimmt und ebenso für die 201 Positionen der Ausfuhr verfährt, dann ergiebt sich, daß die Einfuhr durchschnittlich um 12 pCt., die Ausfuhr um $22^1/_2$ pCt. zugenommen hätte. Ist nun auch diese Berechnung eine sehr ungenaue, so scheint doch wenigstens die Ausfuhr stärker gewachsen als die Einfuhr.

Für England und Frankreich können wir den wirthschaftlichen Charakter, so weit er sich im auswärtigen Handel zeigt, viel genauer in Zahlen angeben. So hat die Einfuhr Englands an Waaren gegen das Vorjahr bedeutend zugenommen, von 7444 Millionen Mark auf 7890 Millionen Mark. Diese Steigerung der Einfuhr beruht zu einem nicht geringen Theile auf einem bedeutend größeren Bedarf an Hauptnahrungsmitteln, namentlich an Weizen, da die Erträge der englischen Landwirthschaft 1877 gegen 1876 einen starken Ausfall erlitten haben; die Ausfuhr Englands ist nur von 5100 Millionen auf 4995 Millionen herabgegangen. Rechnet man die Einfuhr und Ausfuhr an Edelmetall der Waarenbewegung hinzu, dann ergiebt sich sogar 1877 eine größere Ausfuhr als im Vorjahre, aber die gleiche Differenz in der Einfuhr. Das Interessanteste an der englischen Handelsbewegung ist wieder, daß in Waaren und Edelmetall die Einfuhr so sehr viel stärker ist als die Ausfuhr. Im 5. Hefte des ersten Jahrgangs der „Revue" zeigten wir, wie das Uebergewicht der Einfuhr in den Jahren 1874—75—76 von 25 auf 32, auf 44 pCt. gestiegen ist, in 1877 ist es nun gar 49 pCt., also fast die Hälfte, gestiegen. Diese Differenz wird gedeckt durch die Mehrausfuhr von Effekten, d. h. namentlich in Bezug von Zinsen aus dem Auslande und Rückforderung von Darlehen, welche England ins Ausland gegeben hatte, minus den von England neu ins Ausland begebenen Darlehen. In England streitet man sich lebhaft, ob die Ausfuhr von Effekten besonders Ausfuhr von Zinscoupons, d. h. Verbrauch von Zinsen oder Ausfuhr von Schuldscheinen, d. h. Verbrauch von Capital ist, wir können auf diesen höchst interessanten Streit hier natürlich nicht eingehen, meinen aber, daß die Mehreinfuhr Englands in höherem Grade durch Zinsenverbrauch als durch Capitalverbrauch gedeckt wird.

Was Frankreich angeht, so hat Waarenausfuhr wie Waareneinfuhr etwas abgenommen. Die Einfuhr von 3191 Millionen Mark auf 3005 Millionen, die Ausfuhr von 2860 Millionen Mark auf 2787 Millionen. Mit Hinzufügung der Edelmetalle ergiebt sich für 1877 bei Frankreich auch ein nicht unbedeutendes Ueberwiegen der Einfuhr um 22,5 pCt., dieses ist hier aber keine Steigerung gegen das Vorjahr, sondern eine Abnahme, denn die Mehreinfuhr war 1876 28 pCt.

Wenn der Zustand des Handels 1877 in Deutschland also noch immer nicht recht befriedigend wieder war, so theilt Deutschland das Schicksal mit anderen Staaten, es ist also zum Mindesten kein Rückschritt gegenüber den concurrirenden Staaten zu constatiren. Auch schon im Jahre 1876 war die Lage des auswärtigen Handels eine wenigstens relativ gute, d. h. die Lage war in anderen Ländern noch schlimmer gewesen.

Daß im Gesammthandel das Jahr 1877 kein ganz ungünstiges war (wenn man nur nicht verlangt, daß Handel und Wandel schwindelhaft bleiben sollen, wie im Jahre 1872), geht wohl auch daraus hervor, daß die Schiffahrt unserer Haupthafenplätze nicht ungünstig sich stellt. Im Jahre 1877 sind in Hamburg an-

gekommen 5473 Seeschiffe mit 2,233,596 Register-Tons Tragfähigkeit, d. h. eine Steigerung gegen alle Vorjahre, ja sogar in der Tragfähigkeit, was das Entscheidende ist, gegen das Hauptjahr 1872 mit 2,080,912 Tons eine Zunahme. Ebenso verhält es sich mit den abgegangenen Seeschiffen. Der Werth der hierin gemachten Ein- und Ausfuhren liegt freilich noch nicht vor, wohl aber für Bremen der Gesammt-Waareneingang oder nach Abzug des eigenen Consums von Bremen auch der Waaren-Ausgang. Darnach sind nach Bremen aus Deutschland eingegangen, resp. über Bremen ausgegangen für 105 Millionen Mark gegen 109 Millionen im Vorjahre, aus den andern Ländern aber für 338 Millionen nach Bremen eingegangen, gegen nur 332 Millionen im Vorjahre, also eine weitere Verschlimmerung der Lage ist nicht zu constatiren.

Für Danzig ist eine wesentliche Verbesserung der Schiffahrt im Jahre 1877 zu verzeichnen, nämlich im Eingang von 1712 Schiffen mit 610,986 Tons Tragfähigkeit, gegen nur 1646 Schiffe mit 514,173 Tons im Vorjahre. Freilich bedeutet dies nicht Hebung der deutschen Volkswirthschaft, sondern ist diese Zunahme wohl nur den orientalischen Wirren und der großen Durchfuhr aus Rußland und nach Rußland zuzuschreiben; es constatirt aber doch einen günstigen Stand im Handel dieses Platzes. Noch stärker ist die Zunahme der Schiffahrt in Pillau-Königsberg aus denselben Gründen.

Ein bedeutsames Indicium für die Lage der Volkswirthschaft ist ferner die Bewegung der Preise. Leider erscheint die hier besonders wichtige Zusammenstellung des „London Economist“ erst in nächster Woche und kann von uns also diesmal nicht mehr benutzt werden, wir müssen uns an die Hamburger Waarenpreise halten. Die Handelsbewegung der vielen in Hamburg gehandelten Waaren aller Länder haben allerdings die rückläufige Bewegung der Preise auch in 1877 noch nicht in eine neue allgemeine Preissteigerung verkehrt; die in den Spekulationsjahren künstlich in die Höhe getriebenen Preise müssen erst ihr natürliches Niveau wieder erreichen. Dies wird aber vielfach nur dadurch erreicht, daß, wenn die Preise eine Zeit lang sehr stark über das Niveau gestiegen sind, sie dann erst unter das Niveau sinken, ehe sie sich auf das Niveau stellen. Im Jahre 1877 haben allerdings noch weniger Preishebungen stattgefunden als 1876, nämlich auf je 100 Waaren im Jahr 1877 monatlich 9,6 gegen 10,7 im Jahr 1876, dafür sind aber auch die Preissenkungen nicht mehr so zahlreich, nämlich 15,1 monatliche Senkungen, gegen 16,1 im Vorjahre. Eine andere Frage ist, wie viel Procent durchschnittlich die Waarenpreise in Hamburg gesunken oder gestiegen sind. Der Durchschnitt von circa 800 Waaren ergab nur für 1877 gegen 1876 ein Gleichbleiben der Waarenpreise (genauer eine Preisminderung von 0,1 pCt.), während im Jahre 1876 gegen das Vorjahr eine durchschnittliche Preissenkung von 3,4 pCt. stattgefunden hatte. Jedenfalls ist auch hieraus keine Verschlimmerung der wirthschaftlichen Lage Deutschlands herauszupessimisten.

Viel schlimmer sieht die Lage der deutschen Volkswirthschaft aus, wenn man dieselbe nach der Lage der Aktiengesellschaften beurtheilen wollte. Zwar die Geschäftsresultate pro 1877 liegen erst für wenige Actiengesellschaften vor, von diesen wenigen haben nach dem Berliner Courszettel bis heute (5. März) 35 die gleiche Dividende gezahlt wie im Jahre 1876, 20 mehr und 27 weniger. Das

sind noch zu wenig Gesellschaften um daraus auf die durchschnittliche Rentabilität zu schließen. So verbleibt dann wieder die Preisbewegung, welche bei Actien ja nach den zu erwartenden Dividenden in erster Linie sich richtet. Die Course der Actien haben im Jahre 1877 einen weiteren bedeutenden Rückgang erlitten; im Januarheft 1878 der Revue haben wir schon darauf hingedeutet, hier sei nochmals erwähnt, daß von December 1875 bis October 1877 die Actien der Eisenbahnen von durchschnittlich 79 auf 61 gesunken sind. Die der alten Banken von 92 auf 80, die der alten Bergwerke von 85 auf 59, die der alten Industriegesellschaften von 75 auf 55. In den Actien der neuen Gesellschaften ist der Rückgang noch stärker gewesen, bei Banken von 65 auf 22, bei Bergwerken von 35 auf 20, bei Industriegesellschaften von 30 auf 15. Würde man nur hiernach die Jahre 1876 und 1877 beurtheilen, dann sähen dieselben allerdings sehr traurig aus, allein zum Glück sind die Geschäfte, welche in ihrem Werth so furchtbar zurückgehen, zum großen Theil die schlimmsten aller Schöpfungen der Schwindelzeit 1871 bis 1873. In diesen Coursen werden vielleicht noch länger starke Rückgänge stattfinden, bis alles Faule aus diesen Actiengesellschaften ausgeschieden ist. Daß auch die alten Gesellschaften, die im Durchschnitt sehr viel solidere Anlagen sind, mitgetroffen werden, ist nur zu natürlich, in allen Zweigen der Production, in welche die Actiengesellschaften sich einnisteten, hat eine starke Ueberproduction stattgefunden, und unter der Concurrenz so vieler neuer Anlagen müssen die Erträgnisse der alten mitleiden bis die Menge der Productionsanlagen und ihre Producte mit der Nachfrage nach diesen Producten sich wieder ins Gleichgewicht gesetzt haben. Kehren wir hiernach zu unserer Ausfuhr- und Einfuhrstatistik zurück: Das Material unserer Handelsstatistik wird schon brauchbarer, wenn wir einzelne der 229 resp. 201 Waarenarten oder Gruppen als solche betrachten. In der ersten Nummer der Revue besprachen wir einmal, wie sich in den letzten Jahren Deutschland aus einem Getreide exportirenden Ackerbauland in ein Getreide importirendes Industrieland verwandelt habe. Damals sagten wir, daß in Weizen Deutschland in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts noch 5 bis 6 Millionen Scheffel, in den sechsziger Jahren noch 4 Millionen Scheffel mehr aus- als eingeführt habe. In den fünf Jahren 1872 bis 1876 wurden jährlich schon 660,000 Centner oder 795,000 Scheffel mehr eingeführt. Im Jahre 1877 sind gleichfalls 484,236 Scheffel Weizen mehr eingeführt. Also selbst in Weizen decken wir nicht mehr ganz unseren Bedarf, und dabei waren nach den allerdings recht ungenügenden Ernteermittelungen im preußischen Staate, welcher hierin für Deutschland ausschlaggebend ist, die Weizenernten durchschnittlich gar nicht schlecht. Viel gewaltiger ist aber unser wachsender auswärtiger Bedarf an unserem Hauptbrodkorn, dem Roggen. Im Jahre 1877 haben wir mehr ein- als ausgeführt: 20,000,000 Centner Roggen oder 24,000,000 Scheffel gegen 17 Millionen in den fünf Jahren 1872 bis 1876 gegen nur 3 resp. 4 Millionen Scheffel in den fünfziger und sechsziger Jahren. Besonders stark ist weiter die Mehreinfuhr in Gerste und Hafer, ja unter 13 vegetabilischen Ackerbauproducten ist nur eines, die Kartoffeln, in denen wir noch nennenswerth mehr aus- als einführen. In diesem schweren und voluminösen Product, das wir vorzüglich nach Nordwesten, England, Holland und Belgien absetzen, können die entfernten Länder, Rußland und Amerika, welche uns im Getreidehandel mit England völlig matt gesetzt haben, noch nicht

concurriren. Auch in Bezug auf animalische Producte der Landwirthschaft führten wir 1877 nennenswerth nur an Schafen mehr aus und unbedeutend in Jungvieh und Kälbern. An Schweinen, Ochsen, Kühen, Spanferkeln führten wir mehr ein als aus, und zwar in Schweinen sehr bedeutend.

Was die Lage der Industrie angeht, so läßt sich im Allgemeinen darüber ein richtiges Urtheil überhaupt nicht gewinnen, denn direct wird eine Statistik über den Zustand der gesammten Industrie in jedem Jahre überhaupt nicht gemacht, und soweit über einzelne Industriezweige, wie über Bergbau und das Hüttenwesen eine Statistik aufgestellt wird, liegt sie heute noch nicht vor. Es bleibt also auch hier nur der Ausweg aus Indicien, welche wir in der Handelsstatistik finden, zu schließen. Am besten kann man dies bei Industrien, deren Rohproducte wir ganz aus dem Auslande beziehen, wie z. B. bei der Baumwollspinnerei. Im Jahre 1877 hat Deutschland an roher Baumwolle 3,262,410 Centner eingeführt, 831,740 Centner wieder ausgeführt, also ungefähr 2,430,670 Centner verbraucht, wenn nicht zufällig aus dem Jahre 1876 starke Lager auf das Jahr 1877 überkommen sind oder umgekehrt von der Einfuhr 1877 viel auf Lager für 1878 gespeichert worden ist. Im Großen und Ganzen pflegen aber in Zeiten, welche großer Spekulationen entbehren, wozu wohl 1877 gehört, die Uebernahmen aus dem Vorjahre der Abgabe auf das Nachjahr die Stange halten. Im Jahre 1876 waren 3,517,551 Centner eingeführt und 705,446 Centner wieder ausgeführt worden, was einen Consum von 2,812,105 Centner ergäbe. Die Baumwollspinnerei hätte hiernach gegen 1876 um mehr als 13 pCt. abgenommen: das wäre sehr traurig. Ob aber dafür mehr fremdes Garn eingegangen, also der deutschen Spinnerei bedenklichere Concurrenz als früher gemacht habe, ergiebt das Verhältniß der Garneinfuhr. An allen drei Garnsorten zusammen sind 1877 eingeführt worden 362,691 Centner gegen 465,495 Centner im Vorjahre, die Concurrenz des Auslandes war also geringer als im Vorjahre. Dagegen hat die Ausfuhr von Baumwollengarn zugenommen von 193,888 Centner auf 208,013 Centner. Darnach wäre 1877 verwoben worden (das Garn aus 2,430,670 Centner roher Baumwolle, sagen wir bei 10 pCt. Verlust an Gewicht von der rohen Baumwolle 2,187,603 Centner eigenes minus 208,013 Centner ausgeführtes Garn, plus 362,691 Centner fremdes Garn) 2,342,281 Centner gegen 2,802,501 Centner im Vorjahre, dieses genau ebenso berechnet. Die Abnahme ist recht stark und weist auf eine durch die letzten schlechten Zeiten verminderte Kaufkraft der letzten Jahre hin, aber die Conrurrenz des Auslandes war nicht, wie vielfach behauptet wird, Schuld an der schlimmen Lage der deutschen Baumwollspinnerei. Rechnen wir nun ebenso ganz roh den Consum von Baumwollenwaaren heraus, so kommen zu den aus circa 2,342,281 Centner Garn 1877 gewobenen Waaren noch 46,857 Centner importirte Baumwollenwaaren und davon ab 299,318 Centner exportirte Baumwollenwaaren. Das giebt einen Consum Deutschlands von 2,089,820 Centner gegen 2,566,162 Centner im Vorjahre, diesen wieder ebenso berechnet wie für 1877. Die geringen Einfuhren an fremden Garnen und fremden Geweben verglichen mit dem eigenen Product Deutschlands und die viel stärkere Ausfuhr an Geweben lassen für den Unbefangenen wohl kaum einen Zweifel aufkommen, daß die Concurrenz des Aus-

landes an der üblen Lage der Textilindustrie nicht Schuld ist, sondern der mangelnde Consum Deutschlands.

Die Lage anderer Industrieen von Bedeutung (etwa noch die Seidenindustrie ausgenommen) können wir leider nicht aus der Bewegung von Rohstoff, Halbfabrikat und Ganzfabrikat beurtheilen, weil wir das Rohproduct wie Flachs, Hanf, Wolle, theilweise selbst erzeugen. Von wichtigen Industrieen, deren Production direct jährlich ermittelt, aber ziemlich spät publicirt wird, sind vor Allem das Berg- und Hüttenwesen, sowie einige Hauptzweige der Weiterverarbeitung von Metallen, namentlich von Eisen zu erwähnen. Hoffentlich wird uns in der nächsten Zeit ein genaues Bild über die Entwicklung unserer Eisenindustrie im Vergleich mit Ein- und Ausfuhr geboten durch die Enquête über die Lage der Eisenindustrie, welche Preußen beim Bundesrath beantragt hat. Bisher ist es sehr schwer genau anzugeben, wie viel Procente im deutschen Eisenconsum die fremden Eisen betragen und wie viel wir vom eigenen Product ausführen. Die Thatsachen sind leider seit Anfang 1877 noch mehr verdunkelt worden, denn seit Wegfall der Eisenzölle figurirt, wie schon oben auch für andere Waaren angedeutet wurde, in der Eiseneinfuhr eine Menge Eisen, welche durch Deutschland nur durchgeführt wird und ebenso in der Ausfuhr. Hier können wir die Frage, ob die Aufhebung der Eisenzölle uns mit fremdem Material überschwemmt hat, also wieder nur daraus beurtheilen, ob Mehrausfuhr oder Mehreinfuhr in Deutschland vorliegt und wenn Mehrausfuhr das Resultat ist, ob diese Mehrausfuhr ab- oder zugenommen hat. Das Resultat unserer Untersuchungen, auf deren Einzelheiten wir hier nicht näher eingehen können (sie finden sich im deutschen Handelsblatt 1878), ist folgendes: Deutschland führte in den letzten Jahren an allen möglichen Eisenwaaren mit Ausschluß von Roheisen, das schon 1873 zollfrei geworden war, bedeutend mehr aus als ein. Diese Mehrausfuhr ist im Jahre 1877 also nach Aufheben der Eisenzölle noch bedeutend gewachsen. Im Jahre 1876 war nämlich in einigen wenigen Branchen die Ausfuhr von der Einfuhr um 137,504 Centner übertroffen worden, hingegen in allen anderen überwog die Ausfuhr mit 5,441,003 Centner. Die ganze Mehrausfuhr war also 5,303,499 Centner. Im Jahre 1877 war in einigen Branchen wieder eine Mehreinfuhr von 179,776 Centnern, in den anderen aber eine Mehrausfuhr von 6,399,040 Centnern, die ganze Mehrausfuhr betrug also 6,219,264, d. h. die Mehreinfuhr ist in einigen Branchen seit Aufhebung der Eisenzölle nur um 42,272 Centner gewachsen, die Mehrausfuhr aber um 958,037 Centner, d. h. fast eine Million gestiegen. Das ganze Uebergewicht der Mehrausfuhr bleibt nach Abzug des kleinen Postens von 42,272 Centnern Mehreinfuhr noch 915,765 Centner. Wenn die Eisenindustrie trotzdem im Jahre 1877 noch immer im Nothstand sich befindet, so ist das Jahr 1877 wieder eine recht deutliche Bestätigung dessen, was wir im Novemberheft v. J. der Revue ausgeführt haben, daß die deutsche Eisenindustrie an eigener Ueberproduction nicht an Ueberschwemmung durch fremdes Eisen leide. Vor Allem das gefürchtete England hätte 1877 bei eigener Ueberproduction gewiß den Absatz nach außen gern ausgedehnt, wenn durch Aufhebung der Zölle in Deutschland diese Erweiterung des Absatzes möglich geworden wäre. Allein Englands Eisenausfuhr nach Deutschland ist 1877 nur 1,561,359 £ gegen den Durchschnitt der letzten schlechten drei Jahre 1874—76 von 2,004,116 £ gewesen. Ja selbst wenn man in Anbetracht der 1877 weiter fort-

geschrittenen Entwicklung der Eisenwaaren die Menge pro 1877 zu den höheren Preisen von 1876 bei den 4 Waaren, welche diese Berechnung gestatten, berechnet, so bleibt die Einfuhr englischen Eisens nach Deutschland immer noch hinter den Einfuhren der drei letzten Jahre zurück. Auch dasjenige englische Eisen, welches möglicherweise durch Holland seinen Weg nach Deutschland gefunden hat, ist in der Einfuhr von 1877 weit hinter den drei Vorjahren zurückgeblieben. Außerdem ist vielleicht in der Einfuhr englischen Eisens nach Deutschland 1877 mehr als früher auf Durchfuhr zu rechnen, seit die Zölle weggefallen sind, wie wir dieses weiter oben ausgeführt haben.

Der Raum erlaubt uns nicht die Indicien, aus denen wir auf den wirthschaftlichen Character des Jahres 1877 schließen können, noch durch fernere Beispiele zu vermehren, es mögen diese wichtigsten genügen. Die Leser der Revue, welche durch uns auf solche Indicien und ihre Deutung aufmerksam gemacht sind, werden im Laufe dieses Jahres noch eine Menge solcher Indicien in der Tagespresse finden. Im Ganzen meinen wir, daß allerdings das Jahr 1877 volkswirthschaftlich kein glückliches gewesen ist, daß aber der ausgeprägte Character des Rückganges in den drei Jahren 1874, 75, 76 im letzten Jahre nicht mehr so stark ist, nur lerne man die Güte des Geschäftsjahres zu bemessen nach den soliden Jahren am Ende des vorigen Jahrzehnts, nicht nach den Schwindeljahren 1871—1873.

Die ökonomische Bedeutung der Baarzahlung.

Von **Josef Landgraf** in Stuttgart.

Die Darlegungen, welche wir in den letzten beiden Heften an diesem Platze gegeben haben, galten dem Nachweise, daß die deutsche Industrie nach Maßgabe der Einflüsse, welche ihre Geschichte in dem letzten Jahrhunderte beherrschten, in jene Sackgasse gerathen mußte, aus der sie heute, mit Aufbietung aller Kräfte, sich zurückzuziehen beginnt: wir arbeiteten billig, wenn auch, oder vielleicht vielfach „eben deshalb“ geschmacklos, ohne damit in thesi bestreiten zu wollen, daß das Einfache und Billige nicht auch schön sein könnte; im Gegentheil, wie ja Falke jüngst in dieser Zeitschrift so glücklich betont hat, unsere kunstgewerblichen Bestrebungen werden erst volksthümlich werden, wenn sie sich dieser Aufgabe zu assimiliren verstehen, nach dieser Richtung die Kluft zwischen dem modernen Künstler und Gewerbetreibenden überbrücken. — Wir arbeiteten aber auch, und das ging Hand in Hand damit, billig auf die Gefahr hin, schlecht, d. h. den Bedürfnissen, deren Befriedigung unsere Gütererzeugung im Auge haben sollte, nicht Entsprechendes zu fördern. Es ist nun eine selbstverständliche Folge, die wir als weitere Erscheinung dieser wirthschaftlichen Verirrung gewahr werden, daß jenes Phantom der absoluten G e l d billigkeit (im geraden Gegensatze zur Sachbilligkeit, welche das Verhältniß des Geldpreises zum Gebrauchswerthe der Waare, nicht das erstere allein zum Ausgangspunkte macht), welches sich aus der Massenhaftigkeit der Gütererzeugung ableitet, auch in Bezug auf den

Abschluß der Tauschverkehrsakte dieselbe falsche Nachgiebigkeit großzog, die wir in Bezug auf Geschmack und Gebrauchswerth der Waare beobachten mußten. Waaren, bei deren Herstellung nicht auch das Herz, das Gemüth, sondern nur der Verstand, vielleicht nur eine raffinirte, überlistende, kalt manchesterne Verstandesfunction mitgewirkt hat, — warum sollte man diese nicht rasch, vielleicht recht rasch, bevor die eilende Zeit den falschen Schein schon abgekehrt hat, von sich stoßen wollen, selbst auf die Gefahr hin, die Gegenleistung erst nach längerer Zeit zu percipiren! Wir freuen uns, auch auf diesem Gebiete dem ernstlichen Bestreben zur Einlenkung in gesundere Bahnen zu begegnen. Daß freilich zu dieser Erkenntniß erst eine so tiefgreifende Krisis, wie wir sie seit 1873 fühlen, führen konnte, ist bezeichnend genug. Es fehlte freilich auch vorher an dem guten Willen hierzu nicht. So hatte schon im November 1871 der würtembergische Handelsverein, das Aggregat eines großen Theils der würtembergischen einschlägigen Corporationen, eine Reihe von Resolutionen gefaßt, die ihrem Inhalte nach sich nicht wesentlich von dem all' jener Erklärungen unterscheiden, welche in den beiden letzten Jahren so viele deutsche Handelskammern gezeitigt haben. Aber natürlich mitten in jener goldenen Zeit, von der ein Berliner Bankdirector in einer zur Reichsbankfrage herausgegebenen Broschüre so unvergleichlich treffend sagt, daß in ihr der Credit betteln ging, hatte man für solche Fragen keine Zeit. Das Geld fand sich ja auf der Straße, wozu die Ressourcen in so kleinlichen Dingen, wie Ersparungen durch Baarzahlung zu suchen? — Es bedurfte erst des vollen Bewußtseins der Erbärmlichkeit unserer wirthschaftlichen Zustände in Deutschland, bis hier die Augsburger Handels- und Gewerbekammer im Januar 1878 durch ein, an alle gleiches Ziel erstrebende Vereine gerichtetes Cirkular den Anlaß zu einer allgemeinen Gewissenserforschung in dieser Richtung geben konnte. Schon im Jahre vorher hatte (freilich noch unbeachtet) auch eine der alljährlichen Wanderversammlungen der würtembergischen Gewerbevereine eine sehr belehrende Beleuchtung der Creditfrage in Bezug auf das Gewerbe und Handwerk gegeben, die schon deshalb in der Geschichte dieser Bewegung Anspruch auf Berücksichtigung verdient, weil der Referent in so klarer und musterhafter Weise den legitimen und illegitimen Functionen des Credits ihr Recht hatte angedeihen lassen. Er unterschied für das Bereich des eben präcisirten Beobachtungsgebiets drei Kategorien von Gewerben mit ebenso vielen Arten gesonderter Behandlung der Zahlungsausgleichung. In die erste fallen ihm alle diejenigen Gewerbe, welche für den unmittelbaren Verbrauch des Menschen erzeugend oder feilbietend arbeiten. Ist diese Begrenzung auch keine gerade scharfe, da er sich dabei keineswegs auf diejenigen Gewerbe beschränkt, bei welchen der Gebrauch der Erzeugnisse nur im Verbrauch liegt, meint er vielmehr, wie er selber sagt, alle Gewerbe, deren Erzeugnisse aus dem täglichen Einkommen zu beschaffen sind, deren Kosten sozusagen auf den Conto der laufenden Ausgaben gehören, — die Schlußfolgerung ist jedenfalls treffend: Der Verbrauch solcher Waaren soll mit dem laufenden Einkommen Schritt halten, ihr Verbrauch auf Rechnung künftigen Erwerbes ist für die Regel als ein unwirthschaftlicher zu bezeichnen. Hier gilt, was Schulze-Delitzsch einmal so drastisch hingestellt hat, dadurch, daß er gegen jene eifert, welche heut verzehren, was sie morgen verdienen. Hier ist die absolute Baarzahlung unerläßlich, und wir wissen ja, daß eben jener Schulze-Delitzsch in seinen Consumvereinen diese Forderung stets

gestellt und in der Hauptsache auch durchgeführt hat, so sehr man das auch in der gesammten Literatur mit Stillschweigen übergeht; die Jahresberichte des deutschen Genossenschaftswesens sind dessen Zeuge. Wenn erst in den letzten Jahren der Krise auch in diesen Vereinen der Reiz zum Borgen sich in größerem Umfange geltend machte, und 1875 die Baarausstände von 178 Vereinen 124.4, 1876 gar 142.7 Tausend Mark betrugen, während sie in der höchsten Ziffer früher 90 Tausend Mark nicht zu übersteigen pflegten, so wirft dieses nur einen starken Schlagschatten auf die wirthschaftlichen Zustände unserer minderbemittelten Klassen und zeigt, daß die jetzige Zeit zwar sehr geeignet sei zur Selbsteinkehr, daß dagegen ihr Beruf zur unmittelbaren Besserung dieser Zustände in allernächster Zeit wohl angezweifelt werden kann. — Einen Gedanken aber können wir hier bei dieser Kategorie von Kaufgeschäften im Bereiche der laufenden Tagesausgaben nicht ganz von uns weisen, der bisher zu wenig ins Auge gefaßt wurde und der jedenfalls beweist, daß nicht blos der Initiative des Einzelnen allein die Sorge der Reform überlassen werden darf, daß hier vielmehr eine hochwichtige Aufgabe der gesammten Volkswirthschaft gegeben erscheint. Wer heute verzehrt, was er morgen verdient, wer heute schon abhebt, wozu er erst morgen die Vollkraft seiner geistigen und körperlichen Leistungen ausbietet, befindet sich durchaus in der Lage desjenigen, der im Voraus Zahlung empfängt. Nun ist aber die Vorauszahlung ökonomisch in der Regel eine höchst zweifelhafte Erscheinung. Alle Intensität der Arbeit ist ja wohl bedingt von dem Maße des Einkommens: wir haben in diesem Sinne die höchsten Anstrengungen gemacht, die raffinirtesten Lohnformen zu finden, mit deren Hülfe wir die zu Gebote stehenden Arbeitskräfte potenziren. Zahlen wir vorher, so fällt dieser Sporn vollständig weg und diese Thatsache wird in der Qualität der vorausbezahlten Arbeit ihren treuen Reflex selten vermissen. Das trifft also auch zu, wo die gewöhnlichen laufenden Ausgaben der großen Menge aller jener Wirthschaften, deren Einkommen mehr oder minder ausschließlich das Resultat der Ausbietung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte ist, ohne Baarzahlung, mit Anweisungen auf die künftige Arbeitsleistung bestritten werden. Wo solche Zustände in einer Volkswirthschaft einmal Platz gegriffen haben, besteht also die ernstliche Gefahr, die Qualität der gesammten einschlägigen Arbeit auf ein geringeres Niveau herabgedrückt zu sehen. Die weiteren Folgen daraus zu ziehen, können wir hier unterlassen, der Wink dürfte genügen, alle Kräfte der Nation nach dieser Seite hin anzuspornen. Aus den Kreisen der in solcher Weise systematisch zum Borgen verleiteten, und dann, weil in ihrem Einkommen durch die voraufgegangenen Schulden geschmälerten arbeitsunlustigen Wirthschafter rekrutirt der Produktivstaat und der Communismus seine besten Soldaten. Welch' drastischer Widerspruch! Unsere Gesetzgebung machte den Arbeiter juristisch von der Beschlagnahme seines Lohnes frei, faktisch aber schafft der ungemessen gewährte Consumtivcredit täglich neue Schuldenfesseln, welche eben denn doch, um mit v. Hermann zu reden, gleich Gespenstern, welche der Erlösung harren, den ehrlichen Arbeiter umfangen, bis vielleicht die Mitternacht der Zahlungsunfähigkeit sie zum Verschwinden zwingt. — Eine zweite Kategorie bilden diejenigen Gewerbe, welche die Gegenstände des längeren Gebrauchs erzeugen und feilbieten, also welche die Erzeugung von Nutz- und Produktivkapitalien aller Art bezwecken. Statt sogar einen Zahlungsvorschuß, wie er ja bei der Herstellung von Bauten und Ma-

schinen manchmal üblich ist, zu begünstigen, hat sich auch hier aus Concurrenzfurcht eine große Lässigkeit der Zahlung eingeschlichen. Nur der Gesichtspunkt, daß es sich in diesem Punkte vielfach um größere Summen handelt, mag kurze Creditfristen noch entschuldigen, schon deshalb, weil ja auch noch eine gewisse Erprobung der hier einschlägigen Produkte auf ihren inneren Gebrauchswerth sich räthlich macht. — In dritter Reihe endlich stehen unserem Gewährsmann alle Gewerbe, welche nicht unmittelbar mit dem Consumenten, sondern vielmehr mit dem Detailleur, dem Stoffe verarbeitenden und Waaren veredelnden Handwerker oder Fabrikanten verkehren. Hier ist die Waare Handelsobjekt, Gegenstand zeitlicher oder räumlicher Bewegung. Hier hat der Verkäufer ein Interesse an dem Geschäfte, welches der Käufer mit dem Consumenten macht; er ist daher geneigt, durch Creditirung die Gefahr in gewissem Sinne mitzutragen. Hier ist es natürlich nicht der Credit als solcher, der ja dabei im Dienste produktiver Zwecke steht, sondern der gemißbrauchte Credit, die ungereimte Fristdauer. Auch hier hat man ein sehr erhebliches Moment fast völlig übersehen, welches mehr, wie alle anderen dieserhalb in den Vordergrund geschobenen Thatsachen, gegen unrationelle Creditfristen beweiskräftig ist. Untersuchen wir einmal, aus welchen einzelnen Posten sich die Handelskosten, die Produktionskosten der örtlichen und zeitlichen Bewegung der Güter, wie wir es eben ausgedrückt haben, combiniren, so finden wir folgende: 1) Den Ankaufspreis der Waare oder doch dessen Nutzung bis zu deren Uebergang an den schließlichen Consumenten, also der Capitalzins während der Zeit, in welcher sich unser Handelsobjekt in dem kaufmännischen Prozesse befindet. 2) Nutzung, Reparatur und Vernutzung von Speichern, Verkaufslokalitäten, Geräthen u. s. w., Assekuranzprämien für deren Erhaltung, Verlust an Waaren durch elementare Zufälle und menschliche Unredlichkeit. 3) Die Fracht- und Verpackungskosten und der dabei entstehende Verlust an der Waare. 4) Kosten des Bezugs des Gegenwerthes der Waare. 5) Bureaukosten und Correspondenz. 6) Unternehmergewinn des Handelsmanns selbst. Es springt auch dem Laien in die Augen, daß der wichtigste Summand außer dem Kaufpreis die Nutzung des Capitals ist, welches in der Form der Waare als Handelsgut fungirt und daß daher die gesammte Concentration der kaufmännischen Intelligenz sich auf die thunlichste Abkürzung der Dauer des Handelsgeschäftes vom Ankauf der Waare bis zum Absatze richten muß. Nun ist es aber der unrichtige Credit, der gerade dieses Moment unberücksichtigt läßt, der hindernd im Wege steht, daß sich das Waarenkapital des Kaufmanns so rasch wie möglich in die neutrale Gestalt des Geldkapitals zurückziehen und den commerciellen Kreislauf von Neuem beginnen kann. Die Eindämmung des Credits in geordnete Bahnen ergiebt sich deutlich genug aus diesen Prämissen. Wir brauchen kaum zu betonen, daß auch ein recht drastisch negatives Resultat solcher unlimitirter Creditirung sich herausschälen muß. Kann es ermuthigend auf die Industrie und den Handel — beide sind ja bekanntlich in Deutschland so häufig in einer Hand — wirken, in Bezug auf die verschiedenen oben aufgeführten Posten der Handelskosten Fortschritte zu machen, wenn sie sehen müssen, daß alle diese Bemühungen sich brechen und reichlich aufgewogen werden von der Einbuße, welche der Creditschlendrian zur Folge hat, haben muß? Auch eine gewisse durchschnittliche Gleichmäßigkeit des Capitalzinses ist in hohem Maße von den Creditverhältnissen und Gepflogenheiten einer Volkswirthschaft abhängig. Offenbar wird der Capitalzins in verschiedenen Ge-

schäften um so leichter sich ausgleichen, je beweglicher das Capital ist, je rascher dasselbe aus der Waarenform in die neutrale Geldform zurückkehrt und dadurch für andere momentan höher lucrirende Geschäfte verwendbar ist. Zu lange oder gar unsichere offene Ziele bewirken aber die Unmöglichkeit, den Conjuncturen Rechnung tragen zu können, und beeinflussen so den Zinsfuß.

Haben uns die bisherigen Ausführungen gezeigt, wie verschieden die Aufgabe der Baarzahlung im praktischen Leben aufgefaßt sein will, so dürfte doch auch noch die Frage einer kurzen Würdigung werth sein, warum denn das Bedürfniß zur Reform erst in neuester Zeit so rasch zur Geltung gelangt sei. Es wäre irrig, einzig und allein die Empfänglichkeit, welche die Periode nach der Krisis erzeugt hat, dafür verantwortlich machen zu wollen. Ein bekannter Agitator in der vorliegenden Frage, Leo Geiger in Frankfurt a. M., mit dessen Plänen wir in einem späteren Artikel nähere Fühlung suchen wollen, hat dafür jüngst in einer am gleichen Platze zu besprechenden öffentlichen Versammlung auf die durchschlagenden Wirkungen hingewiesen, welche in Deutschland die Aufhebung des alten Zunftwesens Hand in Hand mit einer hochgradigen Veräftung des gesammten Verkehrsmittelwesens hervorgerufen hat. Die große Summe kleiner Marktkreise, wie sie den voreisenbahnlichen Zeiten eigenthümlich waren, sind in große Kreise aufgegangen. Dem Großhändler, der vormals nur für die kleinen Marktgebiete arbeitete, steht der Weltmarkt offen; die arbeitstheilige Masseninduſtrie habe die Konkurrenz wesentlich verschärft, die Gewinne seien dabei kleiner, die Geschäftsansprüche durch die Entwicklung des Reisendengeschäfts größer geworden, die Jahre 1856 (Ende des Krimkrieges), 1857/1858 (Hamburger Wechselkrise), 1859 (italienischer Krieg), 1866 (deutsch-österreichischer Krieg), 1870 (deutsch-französischer Krieg), 1871 und 1872 die Periode des Bettelcredits, 1873 der Maikrach und die schiefe Ebene auf der Kehrseite des Berges, können nur als sehr verschroffende Faktoren dieser Zustände betrachtet werden. Habe man daher auch schon früher ungesunde Creditfristen gekannt, die nicht mit Unrecht an die jährlich zweimaligen Messen zurückdatirt werden können und damit naturgemäß zu sechs-, ja theilweise zwölfmonatlichen Zielen Anlaß gaben, so ließ der relativ geringe geschäftliche Wettbewerb solches Gebahren noch ertragen. Jedenfalls läßt sich dieser Erklärung ihre innere Berechtigung nicht absprechen. Die Wege, die man zur Hebung dieser Zustände in Deutschland gewählt, und insbesondere der Centralisationsversuch, den die einschlägige Bewegung als erstes Stadium zu verzeichnen hat, soll uns demnächst weiter beschäftigen.

Die höhere Besteuerung des Tabaks und die Landwirthschaft.

Von K. Birnbaum in Leipzig.

Die Absicht der Reichsregierung, den Tabak zu einer ausgiebigeren Quelle für die Einnahmen des Reiches zu benutzen, hat, wie bekannt, nach und nach dahin geführt, das Monopol als den geeignetsten Weg dazu zu empfehlen. Die an sich schon nicht leicht zu lösende Aufgabe ist dadurch noch complicirter geworden

und hat zugleich einen überwiegend politischen Charakter erhalten. Bei den ersten Verhandlungen über eine Erhöhung dieser Einnahme durfte vom Monopol nur ganz schüchtern gesprochen werden; wenige Jahre haben genügt, um für diese Besteuerungsform doch mindestens so viel Stimmen zu gewinnen, daß offen dafür eingetreten werden kann. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß darunter die gewichtige Stimme des Fürsten Reichskanzlers ist und daß auch nationalökonomische Autoritäten ersten Ranges für das Monopol sich erklärt haben. Man sagt, daß namentlich das Interesse der Landwirthschaft diese Form bedinge, wenn aus dem Tabak eine erhebliche Summe gewonnen werden soll, und daß bei uns in Deutschland die verschiedenen Interessentengruppen sich über diese Erhöhung in anderer Form niemals zu verständigen vermöchten, so daß nur das Monopol übrig bleibe. Verfasser ist allerdings auch der Ansicht, daß der Tabak so sehr zur hohen Besteuerung sich eignet, wie kaum irgend ein anderer Consumtionsartikel, und daß man deshalb, falls wirklich andere Wege nicht zum Ziele führen könnten, selbst das Monopol befürworten müßte. In Wirklichkeit steht jedoch für uns in Deutschland die Sache nicht so und namentlich ist es nicht wahr, daß die Landwirthschaft bei nennenswerther Erhöhung das Monopol haben muß, ja selbst überhaupt nicht wahr, daß sie in dem Grade, wie dargestellt wird, am Tabakbau interessirt ist.

Verfasser möchte in dieser Beziehung berichtigend, den Uebertreibungen der Producenten gegenüber, wirken; er weiß sehr wohl, daß solche Darstellungen im politischen Interesse mißbraucht werden können und daß das letztere unbedingt verlangt, daß Jedermann klar über alles Zubehörige selbst urtheilen kann.

Leider versteht man es bei uns in Deutschland außerordentlich schlecht, dem großen Publikum, ja selbst nur Denen, welche über solche Fragen zu entscheiden haben, das zur Beurtheilung erforderliche Material, übersichtlich geordnet, in möglichster Kürze zugänglich zu machen. Mußte doch selbst im Reichstage gerügt werden, daß die Motive zum vorgelegten Gesetzentwurf höchst dürftig bearbeitet waren.

Noch viel mehr ist es wohl zu beklagen, daß unsere Statistiker noch gar zu wenig gethan haben, um für die Entscheidung in solchen Fragen vorzuarbeiten. Stellt man gleich die Vorfrage, ob der Tabak überhaupt hoch besteuert werden soll oder nicht, so kommt sofort seitens Vieler die Antwort, daß der Tabak ein unentbehrliches Bedürfniß sei, von der Gegenseite aber dann die Antwort, daß in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung am wenigsten gesteuert, in allen anderen Ländern aber sehr viel mehr an Steuern für Tabak entrichtet werde, während der Consum in Deutschland am größten sei — 3,9 Pf. pro Kopf. Diese geradezu thörichten Berechnungen haben denn auch zu dem wunderlichen Vorschlag geführt, die Steuer in Form von Erlaubnißkarten zum Rauchen (ähnlich wie die Jagdkarten) aufzubringen und wurde dazu angenommen, daß 10 Millionen Raucher zu rechnen seien. Wolle man also 50 Millionen Mark Ertrag haben, so müßte die Karte 5 Mark kosten u. s. f. Der Vorschlag selbst kann nicht weiter in Betracht kommen, die Zahl der Raucher aber wäre wohl von Bedeutung; sie läßt sich bis jetzt nur ungefähr berechnen. Nach unserer letzten Volkszählung kamen von den 42,727,260 Einwohnern genau 21,740,417 auf das weibliche Geschlecht; von diesen

werden an der Tabaksteuer direkt nur wenige interessirt sein; unter den Interessentinnen dürften die Schnupfenden überwiegen. Zieht man von den verbleibenden 20,887,843 männlichen Einwohnern für Kinder unter 14 Jahren ein reichliches Tritttheil ab, und berücksichtigt man, daß unter den über 14 Jahre alten männlichen Einwohnern noch sehr viele sind, welchen das Rauchen, sei es durch die Schule, oder die Eltern oder durch Convenienz u. s. w. nicht gestattet ist, so blieben wohl nicht viel mehr als 10 Millionen für Diejenigen, welche rauchen könnten, übrig. Von dieser Zahl sind aber wieder diejenigen abzuziehen, welche nicht rauchen, schnupfen und Tabak kauen wollen, so daß die wirklichen Tabakconsumenten sich kaum auf 6—7 Mill. Köpfe beziffern dürften, oder auf etwa 16 pCt. der Bevölkerung. Ist diese Annahme richtig, dann ist ohne Weiteres die Steuer gerechtfertigt; ein Gegenstand, an welchem 84 pCt. der Bevölkerung gar nicht betheiligt sind, ist gewiß eines der besten Steuerobjekte. Daß aber der Tabak ein wirklicher Luxusgegenstand ist, beweist am sichersten die große Zahl derer, welche diesen Luxus gar nicht kennen. Niemand wird behaupten können, daß diese weniger oder nur Schlechteres zu leisten vermöchten als die Rauchenden, sei es in Bezug auf geistige oder körperliche Arbeit. Verfasser (nebenher bemerkt, selbst Raucher und zwar großer Consument) hat in seiner vieljährigen landwirthschaftlichen Praxis, sowie als Studirender und später in seiner Lehrthätigkeit Gelegenheit genug gehabt, Vergleiche anstellen zu können. Die Gegner der Steuer verweisen gerne auf die Soldaten im Kriege, um beweisen zu wollen, daß der Tabak unentbehrlich sei. Abgesehen davon, daß für den Soldaten im Kriege der Tabak eine ganz andere Rolle spielt als im Frieden, muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß es auch unter den Soldaten sehr viele giebt, welche nicht rauchen; man hat nicht das Mindeste darüber gehört, daß diese weniger tauglich als ihre rauchenden Kameraden gewesen seien. Die Militärbehörden würden vielleicht am ehesten das Verhältniß der Rauchenden zu den Nichtrauchenden ermitteln können. Für die Civilisten fehlt uns vorderhand die Ermittelung dieses Verhältnisses ganz und ebenso die aus anderen Ländern, so daß über die Consumtionsgröße derer, welche den Tabak genießen, zur Zeit noch gar nichts gesagt werden kann. Daß die Berechnung pro Kopf der Bevölkerung hierzu sich nicht eignet, beweisen obige Zahlen. Es sei z. B. nur darauf aufmerksam gemacht, daß in England in solchen Bevölkerungskreisen, welche bei uns vielleicht am stärksten rauchen, vielfach noch der Tabak gesellschaftlich verpönt ist, und doch gewinnt die englische Regierung aus dem Tabak weit mehr Geld, als die des deutschen Reiches. Unsere Statistik gestattet uns bis jetzt nur die Vergleichung der Einnahmen und deren Berechnung pro Kopf. Vollständig hat man aber noch nicht einmal die Zusammenstellung dafür gegeben; es wird nur immer auf einzelne Länder verwiesen und daher kommt es, daß je nach Standpunkt bald dieses, bald jenes Land zum Vergleich citirt wird. Die nachfolgende vollständigere Tabelle sei allen Denen, welche sich noch gegen die Erhöhung der Einnahmen aus dem Tabak sträuben, zur gefälligen Beachtung empfohlen. Sie ist nach den neuesten statistischen Ergebnissen entworfen worden und bezieht sich meistens auf die Volkszählungen und die Budgets aus den Jahren 1876 bis spätestens 1872. Die Rechnung ist ganz in Mark gestellt. Die Monopolstaaten sind mit * gezeichnet.

Uebersicht über die Tabakbesteuerung.

Name des Landes.	Einwohnerzahl.	Staatseinnahme aus Tabak. ℳ	Betrag pro Kopf der Bevölkerung. ℳ	Betrag für das deutsche Reich bei gleich hohem Steuersatz. ℳ
*Costa-Rica	185,000	1,588,868	8.50	363,181,710
San Salvador	600,000	56,661	0.01	427,272
Belgien	5,336,634	1,360,000	0.25	10,681,815
*Frankreich	36,102,921	239,656,000	6.69	285,845,369
England	33,450,237	156,704,180	4.70	200,818,122
*Italien	27,482,174	108,224,120	3.86	164,927,223
*Oesterreich (Westhälfte)	20,394,980	117,000,000	5.80	
(Osthälfte)	15,509,455	57,317,268	2.29	
Zusammen	35,904,435	174,317,268	4.045	172,831,766
Portugal	4,677,562	10,976,370	2.35	100,409,061
Rußland	86,586,000	71,625,880	0.82	35,036,353
*Spanien	16,835,506	50,392,456	3.00	128,181,780
Türkei	48,283,400	29,700,000	0.60	25,636,356
*Serbien	1,567,145	8,216,000	5.87	250,809,016
Aegypten	17,000,000	5,354,336	0.32	13,672,723
Vereinigte Staaten von Nordamerika	38,925,598	169,400,000	4.35	185,863,581
Deutsches Reich	42,727,260	14,886,400	0.34	

Zu dieser Tabelle sei bemerkt: Die Staaten mit Monopol umfassen 118,077,181 Einwohner und gewähren an Einnahme aus dem Tabak zusammen 582,394,712 Mark oder pro Kopf im Durchschnitt fast 5 Mark.

England hat nur Zoll und den Tabaksbau im Inlande verboten; der Zoll ist sehr hoch, 3,3 M. pro Pfund; der Ertrag ist 4,7 M. pro Kopf.

Rußland und die Verein. Staaten von Nordamerika haben die sog. Fabrikatsteuer, ein ziemlich complicirtes System der Besteuerung, welches man als „das System der Zukunft" auch bei uns zur Einführung empfiehlt. Leider ist aber bis jetzt die Defraudation in beiden Ländern (in den Ver. St. neuerdings in geringerem Grade) noch so bedeutend, daß die Reichsregierung nicht daran denken kann, diesem System zuzustimmen, ehe nicht die Mittel und Wege gefunden sind, die Defraudation en gros wirksam zu verhindern. Diese beiden Staaten haben zusammen 126 Mill. Einwohner und der Steuerertrag aus Tabak ist über 240 Mill. Mark, oder pro Kopf etwa 2 Mark; wie hoch er ohne Defraudation sein sollte, kann nicht angegeben werden.

Alle übrigen Staaten mit gemischtem System, oder auch nur mit Zoll, aber zu mäßigen Sätzen, zählen zusammen noch 151 Mill. Einwohner; an Steuern aus dem Tabak nehmen sie 208 Mill. Mark ein; das macht pro Kopf kaum 1,4 M. In Deutschland allein ist der Ertrag nur 0,34 M. Deutschland hat in Elsaß-Lothringen noch das Monopol, welches man, weil dort sehr beliebt, nicht gerne aufgeben möchte; im übrigen Deutschland giebt es für den inländischen Tabaksbau eine Bodensteuer, d. h. ein pro Morgen oder Hektar mit Tabak bestellter Fläche zu zahlendes Fixum, und außerdem noch einen Zoll für ausländischen Tabak.

An diese Verhältnisse mußte in Kürze erinnert werden. Unter allen Ländern

sind die Dinge in Deutschland am complicirtesten und hier giebt es unter den Interessenten die widerstrebendsten Anschauungen hinsichtlich einer Reform der Tabakbesteuerung. Einig sind diese alle nur darin, daß sie es am liebsten beim Alten belassen möchten. Sie rühren sich natürlich am meisten. Es ist nothwendig, die Interessentengruppen und deren Wünsche genau kennen zu lernen.

Als solche kommen in Betracht:

1. Die Handelswelt, und zwar
   a) Engros-Kaufleute und Schiffsrheder; diesen ist das Monopol am unbequemsten; es läßt ihnen nur noch höchstens die Speditionskosten und Provisionen. Wieviel Köpfe am Tabakhandel betheiligt sind, welche Werthe diese repräsentiren, läßt sich nicht genau angeben; der Localität nach gehört diese Interessentengruppe vorzugsweise in die Seestädte;
   b) die Detailverkäufer, d. h. die Tabak- und Cigarrenhändler. Ihre Zahl ist in Deutschland überaus groß. Tausende haben in jüngster Zeit, wenn nichts anderes mehr helfen wollte, einen Cigarrenladen etablirt, und viele Andere, welche nicht gerne schwere anstrengende Arbeit verrichten wollen, thaten dasselbe. Man wird im Publikum nicht gerade sehr daran interessirt sein, deren Forteristenz gesichert zu wissen; Tausende darunter werden die sichere Anstellung durch den Staat als Verkäufer dem unsicheren Schicksal mit ungenügenden Mitteln vorziehen. Da die Mehrzahl aber sich sagt, daß sie nicht sicher ist, vom Staate angestellt zu werden, so kann man sie ebenfalls zu den Gegnern des Monopols rechnen.
2. Die Fabrikanten; in Deutschland soll es über 4000 Tabakfabriken geben und in diesen sollen an 80,000 Arbeiter beschäftigt sein. In Frankreich mit zur Zeit nur noch 16 Fabriken (die in Metz und Straßburg sind jetzt in deutschen Händen) rechnet man etwas über 16,000 Arbeiter und etwa 40,000 Verkäufer. Deutschland brauchte nach dem Verhältniß der Bevölkerung etwa 18 große Fabriken und etwa 20,000 Arbeiter für diese.

   Die Fabrikanten sind die natürlichsten Gegner des Monopols. Sie wissen zwar, daß sie ohne Entschädigung ihre Anlagen nicht aufzugeben brauchten; der Fortbetrieb wird ihnen aber doch in der Regel lieber sein, als selbst eine sehr gute Entschädigung. Am wichtigsten wird für sie die baldige Gewißheit darüber, was werden soll. Leider haben schon Viele in schlimmster Weise speculirt; sie müssen große Verluste erleiden, wenn die Reform ganz unterbleibt. Geschahen die Käufe in der Hoffnung auf Expropriation, dann mag man das nicht bedauern, obschon namhafte Verluste in dieser Branche bei der Empfindlichkeit des Geldmarktes in unseren Tagen auch viele Andere in Mitleidenschaft ziehen würden. Um welche Summen es sich handeln müßte, wenn die Ablösung zu Gunsten des Monopols stattfinden soll, kann zur Zeit Niemand genau angeben. Der Staat brauchte außerdem noch das erforderliche Kapital zur Anlage und zum Betrieb der eigenen Fabriken; man hat 4—500 Millionen Mark als die Gesammtsumme angeben zu können geglaubt; bei nur 4 pCt. Zins und 1 pCt. Amor-

tisation müßten dafür jährlich 20 bis 25 Mill. vom Ertrag des Tabaks abgezogen werden; die Gesammtsteuer beträgt bis jetzt an 15 Mill.; es könnte also erst das, was beim Monopol über 35 bis 40 Mill. Mark erlöst wird, als Gewinn gegen jetzt gelten, vorausgesetzt, daß es gelingen würde, die erforderliche Anleihe ohne Verlust unterzubringen. Das Privatpublikum würde freilich eine sichere Geldanlage (Rente) mit Freuden begrüßen; für den Geldmarkt käme jedenfalls in Betracht, daß sehr beträchtliche Fonds, welche bis jetzt aus Furcht zurückgehalten werden, in den Verkehr zurückgebracht würden. — Die Ansichten im Publikum sind getheilt; man weiß einerseits die hohen Vortheile dieser Industrie zu schätzen, andererseits aber sagt man sich doch, daß die Fabrikanten eine besondere Sympathie nicht gerade erwarten dürfen.

Die Landwirthschaft ist an dem Schicksale dieser Herren gar nicht interessirt; sie verkauft der Regierung ebenso gerne, wie den Fabrikanten, und zum Theil sogar lieber.

3. Die Arbeiter; außer den in den Fabriken beschäftigten Arbeitern kommen bei uns noch zahlreiche Arbeiterfamilien in Betracht; die nämlich, welche zu Hause mit der Cigarrenfabrikation sich beschäftigen. Um wie viel Köpfe es sich hier im Ganzen handelt, ist nicht genau genug festgestellt worden; man spricht sogar von einigen Hunderttausenden. Gleichgültig immer, wie groß die wirkliche Zahl ist, so steht doch so viel fest, daß sehr viele Arbeiter durch das Monopol brodlos werden würden und es ist deshalb auch schon davon die Rede gewesen, daß diese ebenfalls entschädigt werden müßten. Die Tabaksindustrie ist in Deutschland räumlich sehr weit verbreitet und arbeitet, was nicht zu vergessen ist, immer noch, trotz der erschwerten Einfuhr nach Nordamerika, sehr viel für das Ausland; die Mehrzahl der Orte, in welchen sie sich angesiedelt hat, müßte die blühende Industrie verlieren, da nur noch wenige Fabriken vom Staate zu unterhalten wären. Nicht Jeder kann dahin wandern und nicht Jeder zu einem anderen Berufe übergehen; in jetziger Zeit würde das den Meisten sehr schwer fallen, da überhaupt nur in beschränktem Maße Arbeit zu vergeben ist. — Wünschenswerth mag es vielleicht sein, daß der so leichte Erwerb durch Cigarrenfabrikation, zu welchem weder besondere Kenntnisse, noch Fertigkeiten gehören, welcher aber in der Familie dazu führt, auch die jüngsten Kinder auf das Aeußerste anzustrengen, soliderer Arbeit Platz macht, allein eine solche für das Wohl vieler Tausende so tief einschneidende Maßregel könnte man doch nur dann befürworten, wenn die Zeiten den Uebergang zu anderer Arbeit gestatten und außerdem ist es doch sicher jedem Arbeiter zu gönnen, wenn er für sich und die Seinigen lohnende Beschäftigung findet. Der Ausbeutung der Kinder kann durch Gesetz gewehrt werden, besonders durch die Schulgesetze. Das Arbeiten in der Familie hat auch gegenüber dem in den Fabriken viele gute Seiten und sollte eher gefördert, als gehindert werden.

Die Hauptschwierigkeit liegt für diese Interessentengruppe ent-

schieden darin, daß sie jetzt in Deutschland an sehr vielen Orten sich findet, mit dem Uebergang zum Monopol aber nur noch an 18—20 Hauptplätzen Beschäftigung finden könnte. — Die Landwirthe haben für diese Gruppe wenig Sympathie; ihnen wäre es sogar lieb, wenn durch Arbeitslosigkeit in den Städten das Angebot von Arbeitskräften auf dem Lande sich vermehrte.

Unter unseren heutigen politischen Zuständen kommt dieser Gruppe aber insofern eine größere Bedeutung zu, als die socialdemokratische Partei sich ihrer lebhaft angenommen hat und, trotzdem deren Princip ja die durch den Staat in die Hand genommene Production ist, den Uebergang zum Monopol dazu benutzen würde, um die Unzufriedenheit für sich zu verwerthen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die sub 1—3 genannten Gruppen der Natur der Sache nach gegen das Monopol sich erklären werden.

4. Die Consumenten; mit der Nothwendigkeit eines durch höhere Besteuerung vertheuerten Consums haben diese sich schon so ziemlich vertraut gemacht. In Bezug auf das Monopol sind sicher sehr viele Consumenten als solche nicht principielle Gegner, zumal sie dadurch sicher sein können, auch wirklich nur Tabak und nicht Surrogate zum Rauchen zu bekommen. Ohne Monopol wird bei wesentlicher Erhöhung der Steuer der Verbrauch von Surrogaten in bedenklichem Grade zunehmen, wenn nicht diese ebenfalls und relativ höher besteuert werden könnten.

Im Uebrigen zerfallen die Consumenten, je nach politischen Anschauungen, in verschiedene Classen. Alle Diejenigen, welche der liberalen Anschauung huldigen, können sich nicht für das Monopol oder doch nur in letzter Linie erklären. Abgesehen von dem Steuerverwilligungsrecht würde das Monopol in der Form von Beamten, Arbeitern und Verkäufern wohl an hunderttausend Wähler in bedenkliche Abhängigkeit bringen und zwar in einer Zeit, in welcher das Interesse des Reiches die Staatsbahnen bedingen kann, wodurch die Zahl der Abhängigen abermals bedenklich vermehrt würde.

Es liegt im Interesse der liberalen Parteien, sich so lange als möglich gegen das Monopol zu wehren. Ob das auf die Dauer möglich sein wird, hängt wesentlich davon ab, ob die letzte der Interessentengruppen, —

5. die der Landwirthe, mit für den Kampf gegen das Monopol gewonnen werden kann, oder nicht. Davon im zweiten Artikel, in welchem nachgewiesen werden soll, daß die deutsche Landwirthschaft des Monopols nicht bedarf und daß zum mindesten die Landwirthe, welche Tabak bauen, weit leichter, im Falle ihnen das künftig nicht mehr mit gleichem Erfolg ermöglicht würde, ihre Entschädigung finden können, als die Gruppen 1—4, wenn man das Monopol einführte.

Ueber die Reform des Rechtsstudiums.

Von **C. Gareis** in Gießen.

„Die Nation ist der wissenschaftlichen Juristen überdrüssig. Die Ahnung, das dunkle Empfinden des Widerspruches zwischen Recht und Wissenschaft ist vorhanden, nur die klare Einsicht des Volkes fehlt noch. . . . . Ganze Nationen haben gelebt und sind groß geworden, ohne gelehrte Juristen, ohne jene künstlichen Gebäude positiver Gesetze, namentlich für das Privatrecht. Die Griechen hatten selbst in ihren glänzendsten Zeiten dergleichen nicht; Volksrichter entschieden nach dem Rechte, was die Sitte geheiligt hatte, was in ihrer Brust seine Stimme erhob. . . Auch bei den Römern bis tief in die Kaiserzeit, wo gewiß großer Handel und Verkehr, wo man die Verwickelung der Verhältnisse nicht leugnen wird, war die Rechtspflege nur in den Händen ungelehrter Richter. . . . Ich habe — in Preußen — der Fälle mehrere erlebt, wo die Faulheit und der Leichtsinn des Einzelrichters so weit gediehen war, daß die Rechtspflege völlig stillstand. Trotzdem, daß solcher Zustand Jahre gewährt hatte, waren die Leute in solchen Bezirken nicht ärmer, das Land nicht wüster als anderswo. Die Leute hatten sich mit Vergleichen beholfen, hatten statt des Richters Schulmeister und Dorfschulzen benutzt. In England ist ein ähnlicher Zustand, Dank seinem Reichthum an Parlamentsakten, nicht blos die Ausnahme, sondern die Regel; die Justizpflege ist dort nur ein Luxusartikel für Reiche; der wichtige Friedensrichter ist kein studirter Jurist, und doch hat dies das Land nicht gehindert, das größte und wichtigste der Erde zu werden.“

Diese und viele andere merkwürdige Dinge sind zu lesen in dem nur durch Berücksichtigung seiner Entstehungszeit vollkommen begreiflichen Schriftchen, welches den Titel führt: „Die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft.“ Ein Vortrag gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Berlin vom Staatsanwalt v. Kirchmann. (Dritte Auflage. Berlin, 1848. Seite 27 ff.)

Heute nun noch die von thatsächlichen Unrichtigkeiten strotzende Schrift (ich erinnere z. B. gerade an die juristische Bildung der Hellenen und der Römer) in der vorliegenden Zeitschrift zu widerlegen oder auch nur zu kritisiren, dürfte unpassend sein.

Wenn dem aber so ist — höre ich den Leser dieses staats- und rechtswissenschaftlichen Berichts befremdet fragen — weshalb dann heute und hier in dieser Revue des Neuesten auf Abgethanes zurückkommen?

Leider sind die erwähnten Behauptungen noch heut zu Tage nicht für Jedermann abgethan: der im gegenwärtigen Momente wiederum lebhaft entbrannte Streit über die Reform der juristischen Studien zeigt dies klarer, als Vielen angenehm ist; auf der einen Seite ist schlagend nachgewiesen, daß eine wissenschaftliche Bildung der Juristen durch ein nur dreijähriges Studium nicht zu erreichen ist, — auf der andern Seite wird das dreijährige Studium mit zäher Energie festgehalten und also indirect der obige Standpunkt noch heute als der richtige bezeichnet; es ist damit von letzterer Seite gesagt: wir brauchen keine juristisch-gebildeten Beamten, wir brauchen keine Juristen, es sind uns Routiniers

angenehmer und zweckentsprechender zur Verwaltung der Staatsgeschäfte, zur Rechtspflege insbesondere.

Die Alternative ist in der That eine Alternative, jedes Dritte ausschließend: man wende nicht ein, es wäre ja doch möglich, in 6 Semestern sich wirklich wissenschaftliche juristische Bildung anzueignen. Ziffermäßig ist bewiesen, daß dies — von höchst seltenen, ganz enorme Strebsamkeit voraussetzenden Fällen abgesehen — nicht möglich ist, wenn wirklich das gesammte staats- und rechtswissenschaftliche Studium vollendet werden soll. Man vergleiche zum Nachweise hierfür, z. B. den Aufsatz von Felix Dahn, ord. Professor der Rechte in Königsberg: „Zur Reform des Rechtsstudiums an den preußischen Hochschulen"; er zeigt, daß bei einem nur 6 Semester umfassenden Rechtsstudium eine pädagogisch-verwerfliche Ueberhäufung von durchschnittlich 18 Collegstunden auf die Woche sich ergeben müssen, fügt aber mit Recht hinzu: Hierbei sind ganz außer Acht gelassen: die so unentbehrlichen Quellen-Interpretationen in exegetischen Vorlesungen, das Pandecten-Prakticum, das Practicum des Civil- und Strafprocesses, die Vorlesung über Verwaltungsrecht und die Stunden und Arbeiten für die Seminarien, welche die Pandectisten, dann die Vertreter des deutschen Privat- und Handelsrechts, der deutschen Rechtsgeschichte, des Strafrechts und Strafprocesses, des Civilprocesses, des Staatsrechts und des Kirchenrechts halten; erwägt man dies, so stellt sich die absolut unzulässige Ueberbürdung klar heraus.

Die Literatur über die angedeutete Frage hat bereits eine ziemlich große Ausdehnung erreicht, die neueste Schrift hierüber ist die von Dr. L. Goldschmidt (ord. Professor in Heidelberg, dann Reichsoberhandelsgerichtsrath, nun ord. Professor in Berlin); diese Schrift („Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften". Von Dr. L. Goldschmidt. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer. 1878. 82 Seiten), in welcher die ganze einschlägige Literatur berücksichtigt und (Seite 9) zusammengestellt ist, spricht eine so energische Sprache, daß wir fast zweifelhaft waren, ob der Ton derselben wirklich indicirt ist; wir glauben: ja, indem wir voraussetzen, daß die „Tradition" der preußischen Bureaukratie ohne eine sehr deutliche Sprache nicht mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden könnte, und uns zur Rechtfertigung dieser Voraussetzung auch auf den von Goldschmidt ebenfalls angeführten Satz des Fürsten Bismarck berufen: „Es spricht wesentlich für die Tüchtigkeit der Menschenrace, die Preußen bewohnt, wenn die aus ihr hervorgehenden Beamten durch die bestehenden Einrichtungen nicht verhindert worden sind, dem Staate so wesentliche Dienste zu leisten, wie sie geleistet haben." (Siehe Goldschmidt, Motto seiner Schrift und Seite 38.) Der in der Theorie und Praxis gleich trefflich geschulte Verfasser plaidirt in scharfer Deduction für die Nothwendigkeit der Ausdehnung des Universitätsstudiums der Juristen auf vier Jahre und für Aenderung der Examina und Examenscommissionen. Wir sind der Ueberzeugung, daß ihm nicht mit Grund entgegengetreten werden kann, und hoffen, daß seine von den Juristenfacultäten allerorten mit Beifall begrüßten Ideen von Erfolg gekrönt sein werden — serius — ocius!

Goldschmidt hat zunächst die preußischen Zustände, die Vorbildung der preußischen Juristen und ihre Examina im Auge. Allein seine Deductionen haben theoretisch wie praktisch Bedeutung auch für andere deutsche Staaten; im Großherzogthum

Hessen z. B. ist ebenfalls nur ein dreijähriges Universiätsstudium erforderlich; ein Unterschied gegenüber den preußischen Verhältnissen liegt jedoch insoweit vor, als die hessischen Staatsdienstadspiranten behufs Absolvirung der Universität ein außerordentlich mühevolles Examen vor der Gießener Juristenfacultät und dem Professor der Staatswissenschaften abzulegen haben. (Dieses Examen ist ein schriftliches und ein mündliches, die schriftliche Prüfung umfaßt aus dem römischen Rechte drei Fragen, worunter ein practischer Fall aus dem Pandectenrechte, aus dem deutschen Privatrechte drei Fragen; aus Staats-, Kirchen-, Straf-, Civilproceß-, Strafproceß- und Völkerrecht, und aus Nationalöconomie und Polizeiwissenschaft je eine Frage, im Ganzen demnach 14 Arbeiten, welche unter Genehmigung der gesammten Prüfungscommission von den einzelnen Fachdocenten gestellt, unter Clausur und Aufsicht desselben Prüfungsmitgliedes angefertigt, und zwar regelmäßig innerhalb je 2 Stunden, und von diesem Mitglied provisorisch, von der ganzen Commission aber definitiv censirt werden; darauf folgt das mündliche Examen, welches öffentlich in der Weise stattfindet, daß regelmäßig je 3 Candidaten zur Prüfung während 4 Stunden gemeinschaftlich geprüft werden, und zwar vor der gesammten Commission, jemalen durch den Examinator in demjenigen Fach, aus welchem dieser auch die schriftlichen Arbeiten gegeben hat. Nach zweijähriger Vorbereitungspraxis findet alsdann das ebenfalls mündliche und schriftliche zweite Examen, die praktische Staatsprüfung, vor Praktikern statt.) Die bedeutenden Anforderungen, welche in Hessen an die Rechtscandidaten gestellt werden und welche nun durch die in diesem Jahre erst angeordnete Verlegung der Nationalöconomie und der Polizeiwissenschaft aus dem zweiten in das erste Examen noch erhöht worden sind, werden es thatsächlich den Rechtsstudirenden in der Regel unmöglich machen, in drei Jahren ihr Universitätsstudium zu vollenden.

Die Abhandlung Goldschmidts ist aber auch von Bedeutung in Bezug auf die Frage, ob nicht durch das Reich das in Rede stehende Examenwesen geregelt werden soll. Im Principe sind wir ganz entschieden der Ansicht, daß die Ausführung der §§ 2, 3 und 5 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877 einheitlich sein, also ebenfalls reichsrechtlich geregelt werden soll; wenn der eine Staat Werth darauf legt, daß die erste Prüfung nur durch Professoren vorgenommen werde, während der andere Staat nur durch Praktiker examiniren läßt, so paßt die eine wie die andere Auffassung nicht zu der in § 3 d. G. V. G. ermöglichten Gleichstellung der bestandenen ersten Prüfungen der einzelnen Bundesstaaten. Allein wenn die von Goldschmidt bekämpfte preußische Auffassung des Universitätsstudiums und des Examenwesens von der preußischen Regierung wirklich festgehalten wird, so besteht Gefahr, daß diese Auffassung in die Reichsgesetzgebung eindringt und damit für mehrere allerdings in der Minderheit befindliche Bundesstaaten (z. B. Bayern) ein Rückschritt bewirkt wird. Diesen Rückschritt möchten wir jedem deutschen Bundesstaat erspart wissen.

Die Motivirung dieser Haltung wird man in der Goldschmidt'schen Schrift finden, deren reichem Materiale wir nichts Wesentliches beizusetzen haben, deren Lectüre wir aber allen sich für die Bildung des Juristenstandes Interessirenden dringend empfehlen.

Will der Staat nur „Routiniers“ oder „Juristen“ von dem Eingangs

angedeuteten Stile, so giebt es sicher einfachere Mittel; man braucht zu deren Erziehung weder ein Gymnasium noch ein dreijähriges Universitätsstudium. Ein Beispiel hierfür bietet die Erziehung der Notare im Canton Bern; wer dort Notar werden will, besucht ein paar Jahre hindurch eine Secundarschule (Real-, Mittelschule), „schreibt" dann ein Jahr lang auf dem Büreau eines Notars, und besucht schließlich 1 oder 1½ Jahr lang die Universität; daselbst hört er Vorlesungen über bernisches oder französisches Civilrecht, Wechselrecht, Rechtsencyclopädie und, wenn's die Zeit erlaubt, auch sogar noch bernischen Civilproceß und etwas Staatsrecht. Ein vor einer gemischten Commission abgelegtes kurzes Examen krönt dann das Notariatsstudium und bewirkt, wenn bestanden, daß die Regierung dem Absolvirten sofort das Notarspatent ausstellt; der somit in etwa 2 Jahren zum Notar herangediehene Realschüler macht nun seine Sache recht und schlecht, wie man es eben von einem „Routinier" erwarten kann, der „Skablriter" (d. i. „Schämelreiter", wie der Volksmund hie und da noch den Notar nennt) ist stark in seinen Formularen, stark im Naturrecht, stark im Volksrechtsbewußtsein, aber ein **Jurist** ist er seinem ganzen Bildungsgange nach selbstverständlich nicht.

Die heutige Zeit fordert von den Staatsbeamten und insbesondere den Juristen dermalen mehr als jede andere Zeit Klarheit über das Wesen und den Zweck des Staates und seines Rechtes. Sowohl die ultramontanen als die socialdemokratischen Angriffe gegen den heutigen Staat und das Staatsrecht zwingen uns, auf die tiefsten Grundlagen und Grundbegriffe unserer Jurisprudenz einzugehen; versucht man dies, so zeigen sich nicht selten enorme Schwierigkeiten; die Verwechslung von Naturrecht und Rechtsphilosophie, der Mangel rechtsphilosophischer und rechtsencyclopädischer Studien, sowie der Mangel der Rechtsvergleichung sind Ursachen der betrübenden Thatsache, weshalb außerordentlich viele Juristen, die erstaunliche Detailkenntnisse und erstaunlichen Scharfsinn in Sachen des Civilprocesses und des Strafprocesses u. s. w. entwickeln, nicht im Stande sind, einem socialistischen Programm oder den Prätensionen des Syllabus mit juristisch-wissenschaftlichen Gründen entgegen zu treten. Diesen Zustand zu ändern, sind die deutschen Rechtsfacultäten ebenso sehr berufen, wie dazu, die systematische Kenntniß der neuen Reichsgesetze zu fördern und zu verbreiten. Garantirt man ihnen die zur Einwirkung auf die heranwachsende Juristengeneration nöthige Zeit und den hierzu ebenfalls nöthigen Einfluß nicht, so wird den Nachtheil hiervon das gesammte deutsche Gemeinwesen gerade in den eben angedeuteten Richtungen schwer empfinden. Gegenüber dem Satze, mit dem ich diesen Bericht eröffnete, darf ich demnach damit schließen: „Die Nation ist der wissenschaftlichen Juristen nun mehr als je benöthigt." —

Das Testament Peters des Großen.

Von **Harry Breßlau** in Berlin.

So oft in den letzten Jahrzehnten die orientalische Frage eine etwas akutere Gestalt angenommen hat, ist wie ein Schreckgespenst für furchtsame Zeitungsleser das vielberufene Testament Peters des Großen aus der Vergessenheit wieder aufgetaucht;

und wie es immer noch Matrosen giebt, die an die Seeschlange glauben, so oft auch dieselbe wissenschaftlich todt gemacht worden ist, so verfehlt auch die Geschichte von dem Testament des ersten Kaisers aller Reußen, wenn nicht in den Sälen des Parlaments, so doch in den Meetings der englischen Parks und in den Spalten der clerikalen und magyarischen Zeitungen auch heute noch selten ihre Wirkung.

Die wenigsten der Leitartikelschreiber und Volksredner, welche von dem Testament Peters des Großen sprechen, dürften das Schriftstück gelesen haben, welches sich dafür ausgiebt; noch kleiner ist der Kreis derjenigen, die da wissen, auf welche Autorität sich dies Schriftstück stützt, und die von den historischen Forschungen über dasselbe Kenntniß genommen haben. Ist unser Wissen über dasselbe gerade in den allerletzten Wochen durch einige wichtige und neue Zeugnisse bereichert worden, die eine bisher vielfach adoptirte Vermuthung über seine Entstehungsverhältnisse als unhaltbar erscheinen lassen, so wird es dadurch gerechtfertigt sein, wenn wir den Lesern der Deutschen Revue über den gegenwärtigen Stand dieser Frage Bericht erstatten.

Das Testament Peters des Großen ist in der publicistischen Literatur, so viel bis jetzt bekannt ist, nicht vor dem Jahre 1812 aufgetaucht. Damals veröffentlichte ein Herr Lesur, ein Beamter beim französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und zwar, wie man als bewiesen betrachten darf, im Auftrage seines Chefs, des Herzogs von Bassano, ein umfangreiches Buch von über 500 Seiten unter dem Titel „Des progrès de la puissance russe depuis son origine jusqu'au commencement du XIXme siècle“ (Ueber die Fortschritte der russischen Macht von ihren Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts), ein Werk, das wie schon einige andere französische Schriften vorher den Zweck verfolgte, Europa über das rapide Wachsthum Rußlands zu allarmiren, und das sich trotz des Gewandes einer ernsten historischen Untersuchung auf den ersten Blick als eine gewöhnliche politische Tendenzschrift entpuppt. Auf S. 176—179 dieses Buches findet sich der erste veröffentlichte Text des Testaments mit folgender Einleitung: „Man versichert, daß in den Privatarchiven der Kaiser von Rußland geheime, von Peter dem Großen selbst niedergeschriebene Memoiren existiren, in welchem die Projekte dieses Fürsten ohne Umschweife auseinandergesetzt seien, Projekte, auf welche er die besondere Aufmerksamkeit seiner Nachfolger gerichtet hätte, von denen auch einige mit geradezu gewissenhafter Beharrlichkeit beflissen gewesen wären, sie auszuführen. Wir geben nachstehend ein Resumé dieses Planes.“ Dieser Einleitung schließen sich 14 Artikel an, deren Inhalt ungefähr der folgende ist: 1. Rußland muß mit Beihülfe aller Höfe und Gelehrten Europa's die europäischen Sitten und Gewohnheiten annehmen. 2. Rußland muß beständig Krieg führen, um die ganze Nation stets kriegerisch und marschbereit zu erhalten. 3. Rußland muß sich auf jede mögliche Weise nach Norden längs des Baltischen und nach Süden längs des Schwarzen Meeres ausdehnen und zu diesem Zweck 4. die Eifersucht Englands, Dänemarks und Brandenburg's gegen Schweden nähren, bis dieser Staat geschwächt und unterworfen ist. 5. Rußland muß Oesterreich für die Verjagung der Türken aus Europa interessiren und sich selbst allmählich bis nach Constantinopel hin ausdehnen. 6. In Polen muß die Anarchie unterhalten, müssen der Reichstag und die Königswahlen beeinflußt werden, bis das Land zerstückelt und endlich ganz unterworfen ist. 7. Mit

England muß vermittelst der diesem Staate einzuräumenden Handelsvortheile eine enge Allianz unterhalten werden. 8. Besonderer Beachtung wird die Wahrheit empfohlen, daß der Handel Indiens der Handel der Welt ist: wer ihn beherrscht, beherrscht Europa; man muß also Persiens Untergang beschleunigen, bis zum Persischen Meerbusen vordringen und dann durch Syrien den alten Handel der Levante herstellen. 9. Rußland muß sich bei jeder Gelegenheit mit List oder Gewalt in die inneren Streitigkeiten Europa's, besonders Deutschlands einmischen. 10. Deshalb muß es das Bündniß mit Oesterreich aufrecht erhalten, seinen ehrgeizigen Absichten schmeicheln, es öffentlich unterstützen, ihm aber insgeheim Feinde erwecken. Anmerkung dazu: Man muß allmählich die Ungarn umgebenden Provinzen, zuletzt dies Land selbst annektiren. 11. Die russischen Prinzen sollen sich immer mit deutschen Prinzessinnen verheirathen, um so unseren Einfluß in Deutschland zu vermehren. 12. Durch religiöse Mittel muß man die „nicht unirten und schismatischen Griechen" in Ungarn, der Türkei und Südpolen an die russische Schutzherrschaft und an seine geistliche Oberhoheit gewöhnen. 13. Danach muß der große Schlag folgen. Man muß den Höfen von Versailles und Wien, jedem besonders, vorschlagen, mit ihnen die Weltherrschaft zu theilen; die Folge davon wird ein Krieg auf Tod und Leben zwischen beiden sein, der sich bald in einen europäischen verwandeln wird. 14.*) „In Mitten dieses allgemeinen Blutbades wird Rußland sich bald von der einen, bald von der anderen der kriegführenden Mächte um Hülfe bitten lassen, und nachdem es lange geschwankt hat, um ihnen Zeit zu geben sich zu erschöpfen, und während dessen die eigenen Kräfte zu sammeln, wird es sich endlich scheinbar für das Haus Oesterreich entscheiden. Es wird seine Linientruppen bis zum Rhein vorrücken lassen, diesen wird ein Schwarm seiner orientalischen Horden folgen; und während diese in Deutschland vorrücken, werden zwei Flotten, die eine aus dem Asowschen Meere, die andere aus dem Hafen von Archangel absegeln, welche mit einem Theile ebenderselben Horden bemannt sind; die Kriegsflotten des Schwarzen Meeres und der Ostsee werden sie begleiten; sie werden unerwartet in dem Mittelländischen Meere und der Nordsee erscheinen, um alle jene wilden und beutegierigen Nomadenvölker auszusetzen und Italien, Spanien und Frankreich damit zu überschwemmen. Diese werden einen Theil der Einwohner niedermetzeln, einen anderen in die Sclaverei abführen, um die Einöden Sibiriens damit zu bevölkern, die übrigen außer Stand zu setzen, das Joch abzuschütteln. Alle diese Diversionen werden der Linienarmee völlige Freiheit geben, um mit der größtmöglichen Kraft und Sicherheit zu siegen und den Rest Europa's zu unterjochen."

Sehen wir einen Augenblick von jeder Kritik dieses Textes ab und halten wir fest, daß derselbe nicht auftritt als Testament, sondern als Resumé eines Projektes, das, „wie man versichert", in den geheimen russischen Archiven ruhen soll.

Vierundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches von Lesur veröffentlichte ein französischer Literat, des Namens Gaillardet, der sich durch ein in Gemeinschaft mit Al. Dumas verfaßtes Drama und einen sich daran knüpfenden Scandalproceß bereits

*) Ich gebe diesen Artikel wörtlich wieder.

einen Namen gemacht hatte, Memoiren des Chevaliers d'Eon, angeblich nach den Papieren des auswärtigen Amtes im Pariser Archive. Der Held dieser Memoiren ist eine auch jetzt noch vielfach mysteriöse Persönlichkeit, der Ritter d'Eon de Beaumont, der unter Ludwig XV. in Petersburg und London als diplomatischer Agent thätig war, die letzten Jahrzehnte seines Lebens aber auf Befehl seiner Regierung weibliche Kleider tragen mußte — sein wirkliches Geschlecht steht noch nicht authentisch fest. Nach Gaillardet's Erzählung habe d'Eon ein kostbares Document „in den geheimsten Archiven der Zaren“ (nachher wird das Archiv des Schlosses von Peterhof*) genannt) aufgefunden. „Es enthält eine wörtliche und treue Copie des von Peter dem Großen seinen Nachkommen und Nachfolgern auf dem russischen Thron hinterlassenen Testaments.“ Diese Copie, die Gaillardet mittheilt, beginnt allerdings wie ein wirkliches Testament. „Im Namen der Heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Wir Peter, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ u. s. w.; aber sehr bald geht es aus der directen in die indirecte Rede über, und man ist erstaunt zu bemerken, daß die 14 Artikel des Testaments mit einigen nicht sehr wesentlichen Abweichungen nichts anderes enthalten, als der Lesur'sche Text, daß sogar die Form — in den ersten 12 Artikeln der Infinitiv — genau übereinstimmt. Nun steht fest, daß Gaillardet keine Geschichte, sondern einen historischen Roman geschrieben hat: er selbst hat das in einer zweiten Auflage seines Buches reumüthig eingestanden, hat zugegeben, daß er sich zahlreiche Fälschungen erlaubt habe. Zwar sagt er dann, in dieser zweiten Auflage wolle er nun lautere und reine Geschichte, kein falsches Document mehr geben und wiederholt dann unser Testament; aber nach seinen Antecedentien kann der überwiesene Fälscher auf historische Glaubwürdigkeit keinen Anspruch machen. Eine genaue Vergleichung läßt keinen Zweifel, daß die Quelle des Gaillardet'schen Textes entweder die Publication Lesur's oder, was für unsere Zwecke auf eins herauskommt, die Vorlage war, aus der Lesur schöpfte. Die Verwandlung des Resumé in eine getreue Copie darf man so gut wie sicher auf das Conto der Phantasie des Herrn Gaillardet setzen.

Auf Gaillardet gehen direct oder indirect alle späteren Publicationen des Testaments zurück und kommen für uns nicht in Betracht.

Nun bedarf es keines langen Nachweises, um zu zeigen, daß dieser Lesur-Gaillardet'sche Text kein echtes Testament Peters des Großen sein kann. Abgesehen von der Ungeheuerlichkeit des Planes, abgesehen davon, daß man einem großen Theil der Artikel (so z. B. 2. 6. 11) auf den ersten Blick ansieht, daß sie vaticinia post eventum, Prophezeiungen und Vorschriften sind, die erst entstanden, nachdem die prophezeiten und vorgeschriebenen Ereignisse eingetreten waren: so hat der Fälscher sich ein paar jener Flüchtigkeiten zu Schulden kommen lassen, die fast in jedem apokryphen Document, welche Sorgfalt auch auf seine Entstehung verwandt sein mag, glücklicherweise vorzukommen pflegen. Daß Peter der Große in einem von ihm herrührenden Document die Heere seiner zukünftigen Nachfolger als Schwärme wilder und beutegieriger Nomaden, asiatische Horden u. s. w. betitelt haben sollte, wird man schwerlich glauben; und es ist unzweifelhaft sicher, daß nur ein römischer

*) In Schloß Peterhof hat es niemals ein Archiv gegeben, wie gleich hier bemerkt werden mag.

Katholik, und nicht das Haupt der griechisch-orthodoxen Kirche, deren Bekenner als „nicht unirte Griechen" und Schismatiker bezeichnen konnte. Der letztere Punkt ist ganz entscheidend, er läßt keinen Zweifel, daß nicht Peter der Große das angebliche Testament verfaßt haben kann. Auf diese Punkte hatte schon 1863 Dr. Berkholz, Stadtbibliothekar in Riga, hingewiesen*); er war dann aber weiter gegangen und hatte bestimmt behauptet, das Testament sei eine Erfindung Napoleons I., eine Vorbereitung des Feldzuges von 1812, und es sei von Napoleon dictirt. Eine Vermuthung, für die mancherlei zu sprechen schien und die vielfach adoptirt wurde, ohne daß die von Berkholz für sie angeführten Momente irgendwie volle Beweiskraft hatten.

So stand die Angelenheit, bis im vorigen Jahre eine deutsche Uebersetzung der Berkholz'schen Schrift erschien, deren Besprechung in der „Historischen Zeitschrift" einem scharfsinnigen, jüngeren Gelehrten, Dr. R. Koser, Veranlassung gab aus Berliner Archivalien einige auf das Testament Peters bezügliche Mittheilungen zu machen. Es giebt zunächst einen Bericht des preußischen Ministers v. Podewils an Friedrich den Großen (vom Jahre 1749) über eine Unterredung mit dem russischen Gesandten Graf Kaiserlingk. Podewils schreibt: „Kaiserlingk sagte mir, er erinnere sich, ein eigenhändiges Manuscript des verstorbenen Kaisers Peter über die Grundmaximen seines Hauses gesehen zu haben, in welchem dieser seinen Nachfolgern die Freundschaft mit Preußen anempfehle." Es giebt weiter einen Bericht eines gewissen Baron Leutrum über eine Unterredung, die derselbe 1754 mit Friedrich dem Großen hatte, und während welcher der König ihm gegenüber das Testament des Kaisers Peters I. „glorreichen Andenkens" erwähnte. Endlich hat im Jahre 1798 Friedrich Wilhelm III. seinen Ministern eine Denkschrift überschickt, welche ein Jahr vorher ein gewisser Sokolnicky, angeblich Deputirter der polnischen Nation, der französischen Regierung eingereicht hatte. Als Beilage dazu erscheint das Testament Peters des Großen. „Der Plan", sagt Sokolnicky, „wird aufbewahrt in den geheimen Archiven der Herrscher, ich habe nur die Hauptartikel desselben meinem Gedächtniß einprägen können." Es folgt ein „Resumé des Planes zur Vergrößerung Rußlands und Knechtung Europa's, entworfen von Peter I." in 13 Artikeln, die bis auf gewisse stilistische und redaktionelle Aenderungen genau den 14 Artikeln des Lesur'schen Textes entsprechen; nur Art. 8 und der letzte Satz von Art. 14 fehlen bei Sokolnicky.

Dr. Koser begnügt sich, diese interessanten Thatsachen mitzutheilen, ohne eine andere Folgerung daran zu knüpfen, als daß damit die Hypothese Berkholz' über Napoleons Autorschaft hinfällig wird. Und das ist unbestreitbar; aber man darf noch einen Schritt weiter gehen. Zunächst ist nun sicher, daß es ein Testament Peters des Großen mit Vorschriften über die zukünftige Regierung gegeben hat, daß sein Text um 1750 russischen Staatsmännern zugänglich, seine Existenz auch außerhalb Rußlands bekannt war. Daß dies Testament nicht mit dem Lesur'schen Texte identisch sein kann, ergiebt sich nun, auch abgesehen von der oben erwiesenen Unechtheit des letzteren, aus dem Umstande, daß gerade der einzige Punkt, der aus

*) G. Berkholz, Napoléon I. auteur du testament de Pierre le grand, 1863, deutsch St. Petersburg 1877.

dem Inhalt des echten Testaments ziemlich fest steht, die Empfehlung der Allianz mit Preußen sich bei Lesur nicht findet. Aber man begreift leichter, wie Jemand auf die Fälschung eines Testamentes verfallen konnte, wenn das Dasein eines echten bekannt war.

Weiter scheint mir schon nach Koser's Mittheilungen ziemlich sicher zu sein, daß die officiöse Publication Lesur's auf der von Sokolnicky der französischen Regierung eingereichten Denkschrift beruhte, die man im Pariser Archive besaß. Hier wie dort die „geheimen Archive der Souveräne", die Vorsicht, nur ein Resumé zu geben, dieselben Artikel. Und gerade die Abweichungen beider Texte machen es um so wahrscheinlicher, daß Napoleon I. zwar nicht selbst der Autor des Testaments ist, wohl aber dessen Veröffentlichung befohlen hat, nachdem er den von dem Polen eingereichten Text revidirt hatte. Artikel 8, der bei Sokolnicky fehlt, enthält den Gedanken, daß der Handel Indiens der Handel der Welt sei und über die Weltherrschaft entscheide — ein Gedanke, der schwerlich im Kopfe eines Polen entsprungen, Napoleon aber, wie man weiß, seit vielen Jahren sehr geläufig war. Und leicht erkennt man nun auch in dem Texte von Lesur, daß der Artikel 8 nachträglich eingefügt ist. Die Artikel 1—12 beginnen jedesmal mit einem Verbum im Infinitive, nur Art. 8 macht eine Ausnahme, er fängt an „er (Peter) empfiehlt allen seinen Nachfolgern, sich von der Wahrheit durchdringen zu lassen, daß u. s. w." Die Einschiebung dieses Artikels ist offenbar eilig und ungeschickt geschehen, man hat es versäumt, ihm dieselbe Form wie den andern elf zu geben. Gaillardet hat später bei seiner Ueberarbeitung des Textes diese Unebenheit empfunden und beseitigt.

Demnach scheint nach den bis jetzt bekannten Ergebnissen die Vermuthung berechtigt, daß das angebliche Testament Peters des Großen in den Kreisen der polnischen Agitation gegen Rußland in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstanden, und daß der von einem polnischen Agenten der französischen Regierung überreichte Text 1812 auf Veranlassung der letzteren mit Zusätzen, die wahrscheinlich von Napoleon herstammen, veröffentlicht ist. Läßt sich das nicht zur Gewißheit erheben, so ist es doch eine Hypothese, die sehr große Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Zur Entwicklungsgeschichte der Seen in Deutschland.

Von A. Kirchhoff in Halle a./S.

Ein eigenthümlicher Zauber umspielt alle Seen. Die ödeste Landschaft belebt sich für uns, wenn ein Seespiegel aus ihr hervorblinkt; und selbst einer in herrlicher Gebirgsscenerie, in schönstem Pflanzenwuchs prangenden Gegend verleiht noch wesentlichen Reiz ein See. Die Seen erzeugen auf der friedlich ruhenden Fläche ihres Gewässers treue Spiegelbilder ihrer Umgebung ähnlich dem menschlichen Auge, dessen Glanz sie auch theilen. Daher wird es kommen, daß die verschiedensten Völker dies- und jenseit des Weltmeeres die Seen mit Augen verglichen, ja danach

benannt haben. Im Ausdruck des Auges liegt das tiefe Geheimniß der menschlichen Seele; beim Beschauen der Seeaugen träumen wir uns gleichfalls gern in Ahnungen verborgener Geheimnisse hinein, oft mischen sich Volkssagen flüsternd in das sanfte Anplätschern des stillen Seewassers an die Ufer; und ein lösungswerthes Räthsel erkennt die geographische Wissenschaft unserer Tage in jeglichem Seebecken: das Räthsel seiner Entstehung.

Gerade unser deutsches Vaterland ist an Seen besonders reich; in Europa wird dasselbe in dieser Hinsicht nur von dem nordwestlichen Rußland und von Schweden übertroffen. Dabei gewinnt die geographische Betrachtung unserer Seen von vornherein tiefere Bedeutung, weil man alsbald gewahr wird, daß sich ihre Vertheilung nach Zahl wie Art eigenthümlich anschließt an die allein naturgemäße Dreitheilung unseres Bodens in die nördliche Tiefebene, das Mittelgebirgsland und die deutschen Alpen nebst ihrem bis zum Jura und zur Donau reichenden hochflächigen Vorbau.

Weitaus die größte Seenfülle überrascht uns in unserer nördlichen Niederung ostwärts der Elbe, selbst wenn wir nur eine Karte kleineren Maßstabes zur Hand nehmen, die uns doch Hunderte von mindergroßen Seeaugen unbezeichnet lassen muß. Unschwer erkennen wir in der scheinbar wirren Masse dieser nordostdeutschen Seebecken zwei verschiedene Gattungen in genauer Absonderung von einander: eine Reihe einförmigerer Strandseen und eine bunte Menge oft durch zackenreichste Gestaltung auffallender echter Binnenseen.

Bei jenen Strandseen ahnen wir schon in Folge ihrer regelmäßigen Langstreckung in Richtung der stets dicht benachbarten Küste ein innigeres, nicht bloßes Lagenverhältniß zum Meere. Und diese Ahnung trügt gewiß nicht. Wo der baltische Landrücken auf der jütischen Halbinsel an die Ostsee dicht herantritt, verschwinden die Strandseen, wo dagegen die Küste ganz flach ins seichte Meer sich herabsenkt, da treten sie vielfach auf. Pommerns langgedehnter Flachstrand von der Dievenow gen Osten ist eine besonders geeignete Strecke zum Studium der Natur solcher Strandbecken. Selten sind es nur vom Regenwasser oder kleinen Bächlein gespeiste Weiher; in der Regel sind es Sammelbecken von Flüssen, deren Gewässer entweder zuletzt auch noch den kurzen Ausweg zum Meere findet oder vom Spiegel des aufnehmenden Sees in demselben Maße abdunstet als es einmündet, so daß ein abflußloses Seebecken dadurch entsteht. Immer aber ist ihr Boden nur ganz geringfügig unter die Höhe des benachbarten Meeresspiegels eingesenkt und stets verläuft ihr dem Meere zugekehrter Rand noch eintöniger als der Binnenrand: es ist die Stranddüne, welche alle gleichmäßig vom Meere isthmisch trennt und daher seewärts mit ihrer wenig gewellten Böschung, bisweilen annähernd gradlinig abgrenzt.

Zweierlei lernen wir aus dieser Betrachtung: einmal, daß Seen sich immer dann bilden müssen, wenn fließende Gewässer Bodenstellen erreichen, welche tiefer sind als die Meereshöhe, zweitens aber, daß die Strandseen leicht dereinst Meereseinschnitte gewesen sein können, so gewiß die trennende Düne erst allmählich sich aufhäufte durch Milliarden ausgespülter Körnchen von Meeressand. Unsere ganze Ostseeküste besteht fast ausschließlich aus dem erst zu Menschheitszeiten emporgehobenen Boden jenes Diluvialmeeres, welches einst von Norden her bis an den

Fuß der deutschen Mittelgebirge reichte. Da diese Hebung keineswegs in allen Theilen gleichmäßig von Statten ging, kann es uns nicht wundern nahe der Küste, wo die Kraft der Hebung den ehemaligen Seeboden überhaupt in nur sehr geringe überseeische Höhe aufrichtete, einige flachmuldige Vertiefungen zu finden, denen ein oder ein paar Meter noch fehlt, um trocknes Land darzustellen, die jedoch durch Süßwasserüberflutung ihre Zugehörigkeit zum Festlandmassiv hinlänglich darthun. Am unzweideutigsten erscheint dieses Verhältniß im Stettiner Haff ausgesprochen, dessen Flachbecken von Oder, Peene, Uker gespeist und durch die großen Inseln Usedom und Wollin vor dem Zudrang des Salzwassers geschützt wird. Könnte indessen dieser Schutz nicht auch fehlen, beziehentlich durch Senkung verloren gehen, so daß dann Stettin ähnlich wie Hamburg an der innersten Spitze eines schmal einschneidenden Meerbusens liegen würde? Gewiß aber wäre der Zustand nicht von Dauer; am Außenrand der im letztgedachten Fall als Untiefen fortlebenden zwei Inseln würden sich allmählich Dünenwälle bilden und das schon vordem nur brakische d. h. schwachsalzige Wasser müßte dann alsbald wieder ausgesüßt werden, kurz ein Haff mit Nehrung wäre das Ende der Entwicklung.

Ganz sicher erwiesen ist ein derartiger Vorgang an der preußischen Küste. Er hat zur Ausbildung des größten aller Süßwasserseen Mitteleuropa's geführt, den man regelmäßig in der Reihe derselben freilich aufzuführen vergißt, obgleich er mit 29½ Quadratmeilen Flächeninhalt Boden- und Genfer See etwa dreifach an Größe überbietet: des Kurischen Haffs. Jetzt sieht dieses Haff dem Leba-See oder jedem anderen der hinterpommerschen Strandseen wesentlich ähnlich; aber es hat wie sein Zwillingsbruder, das Frische Haff, bis in die jüngste Zeit seltsame Wandlungen durchgemacht. Es glich einst in Dreiecksgestalt dem Stettiner Haff, nur daß seine Spitze ostwärts auslief an die Stätte des heutigen Tilsit; seewärts lagen ihm drei Inseln vor, ganz wie Usedom und Wollin flach überseeische Stücke des Diluvialgrundes, der noch zur Stunde das seichte Wasser des Haffs und die ihm mit der Zeit abgerungene morastige Deltaflur der Memel unterteuft. Da trat eine langsame Senkung ein, deren Spuren man noch in eingewurzelten Baumstümpfen außerhalb der Kurischen Nehrung, in Mauerresten von Deutschritter-Schlössern innerhalb derselben, nämlich im Haffwasser erblickt. Man sieht: bis in die jüngsten Jahrhunderte muß diese Senkung fortgedauert haben; was Pytheas von dem großen Meerbusen Mentonomon und der Bernsteininsel Abalus, eine Tagereise von der Teutonenküste entfernt, vor mehr denn zwei Jahrtausenden berichtete, kann sich also sehr wohl auf unser Haff und eine, vielleicht die damals letztverbliebene seiner Randinseln beziehen. Endlich versank bis auf einen unbedeutenden Rest der höher ragenden Kuppen alles Inselland; nur die Außenlinie der einstmaligen Inseln sehen wir noch in annäherungsweiser Treue und in nunmehrigem Zusammenhang erhalten durch den aufgeworfenen schmalen Damm der Nehrung, welcher die blendend weiße hohe Dünenkette trägt, am Anfang seines südlichen Drittels, wo das Dörfchen Rossitten steht, auch noch ein Stück röthlichen Diluvialmergels eingebacken zeigt und nun das Meerwasser mit seinen Seefischen völlig scheidet vom Haffwasser mit seinen Dorschen und Aalen.

Weit kann man in das Kurische und Frische Haff hineinschreiten, ohne mehr als knietiefes Wasser zu treffen; bis gegen 6 m steigt bei beiden die Tiefe fast

nirgend. Der Meeresboden vor ihren Nehrungen senkt sich dagegen auf die fünffache Tiefe, jedoch in so sanfter Abschrägung, daß die beständig hier aus Nordost treibende Strömung den losen Sand dieser schrägen Ebene an die Küsten wirft, Lücken daselbst ausfüllend und die Absturzkanten der zum Festland eigentlich gehörenden Untiefen mit ihrem naturgemäß ruhigeren Wasser langsam erhöhend und zugleich abglättend. Bedenken wir, daß ebenfalls aus Nordosten die gefährlichsten Sturmfluten der Ostsee heranzubrausen pflegen, weil allein ein Nordoststurm den Wogenschwall dieses Meeres in seiner ganzen Länge vor sich herzutreiben vermag, so wird man wohl geneigt sein, die gradlinige Ausbildung des größten Theiles unserer baltischen Flachküsten in ungefähr südwestlicher Streichung auf Meeres- und Luftbewegung zurückzuführen, sicher mindestens den glatten Verlauf der Außenküste beider preußischen Nehrungen im Gegensatz zu ihrer ein- und ausgebogenen Binnenseite. Aber wir werden auch nicht fehl greifen, haffähnliche Gebilde an der Küste Vorpommerns und Mecklenburgs durch den Antrieb von Meeressand auf die vom Salzwasser so zu sagen widerrechtlich überschrittene Kante von unterseeischen Depressionen des Festlandes zu beziehen, die nur darum nicht von vornherein Süßwasserseen waren, weil sie unmittelbar ans Meer stießen. So denken wir uns die sandige Landzunge vor dem Breitling wie einen Baumast aus der Rostocker Haide vorgewachsen, daß die Warnow jetzt nur noch einen engen Ausweg ins Meer sich offen hält und der Breitling ausgesüßt wurde; so die „Wustrow“, d. h. im Wendischen „Insel“, landfest geworden, daß jetzt eine südwestlich ausgereckte fingerförmige Halbinsel das sehr bezeichnend sogenannte Salz-Haff neben dem Eingang zur Bucht von Wismar einseitig abdämmt; so auch die merkwürdige stumpfwinklige Halbinsel mit dem Darser Ort als Ellenbogen entstanden aus Verkittung der drei Inseln Fischland, Dars, Zingst. Als in der ersten Hälfte des Mittelalters die Wenden in die dortige Gegend einzogen, muß der Saaler Bodden (slav. sal = Fischwasser) noch doppelte Berührung mit dem Meere gehabt haben, denn Mecklenburgs nordöstlichster Ort auf jenem Fischland vor dem Bodden ist wieder ein Wustrow und bewahrt in seinem Namen Erinnerung an die swante wustrow („heilige Insel“), auf der es liegt und wo gegenwärtig nicht einmal so ein schmaler Wasserweg nach dem Meere erhalten ist, wie der Prerowstrom zwischen dem Dars und der „Insel“ Zingst. Grabow mit Saaler Bodden hat somit völlige Haffnatur; seine gen Südwest an Mecklenburg angewachsene Inseltrias gemahnt an die Vorzeit des Kurischen Haffs; von Osten dringt zwar das Seewasser bei geeigneter Windrichtung durch seichte Rinne ein, dennoch ist das Binnenwasser kaum brakisch und zählt somit wie dasjenige der preußischen Haffe zu den deutschen Lagunen, wo man entsprechend der Zwitterstellung zu Festland und Meer eigenartig flinke Fahrten zur Winterzeit treibt, wie sie den trüben Lagunen der Dogenstadt nimmer beschieden sind: Bootfahrten auf Schlittenkufen mit Segeln und Piekstangen statt Steuerrudern.

Schreiten wir weiter in das Innere der ostelbischen Ebene, so umgibt uns gar bald die dichteste Seenschaar des deutschen Bodens. Zumal der baltische Landrücken zeigt den Seenschmuck überall, so daß er hier bis in das östliche Schleswig-Holstein hinein den Landschaftscharakter wesentlich mit bestimmt; namentlich der ostpreußische Antheil verdient in dieser Beziehung den Namen des deutschen Finnland.

Einige dieser Seen unterscheiden sich durch ihre größere Tiefe, andere durch ihre Zackung von den Strandseen. Erstere beruhen vielfach erwiesener Maßen auf Erdfällen. Kreide derselben Art, wie sie den stolzen Felsen der Stubbenkammer ausmacht, ist nämlich die Unterlage des nordostdeutschen Diluvialbodens; wo der Njemen den baltischen Höhenrücken quer durchschneidet, hat er viele Meilen weit sein Bett in solche Kreide eingesenkt. Wo nun Regen- oder Thauwasser einsickernd auf die Kreideschichten stößt, bildet es in Folge der Löslichkeit des kohlensauren Kalkes Klüfte und Höhlen in diesem Untergrund, bei deren steter Erweiterung letzterer schließlich die gleichmäßige Tragkraft einbüßen muß. Dann stürzen über der am weitesten ausgehöhlten Stelle die Decklagen ein, so daß oberflächlich eine trichterförmige Vertiefung, nicht unverwandt einer Karst-Doline, entsteht, die sich sodann in unserem quellenreichen Norden bald mit Wasser füllt. Ein kleines, durch seine reizende Lage in Rügens Buchengrün, sowie durch die (unverbürgte) Beziehung zum Götterglauben unserer Väter weit berühmtes Beispiel mag der Herthasee abgeben: den Umring schmückt ein voller Kranz von Seerosen, aber rasch sinkt sein kraterförmiges Becken gegen die Mitte bis zu 8,4 ^{m}, aus der keine Nymphäe mehr aufkeimen kann.

Der (gar nicht trichterähnliche) salzige See bei Eisleben ist nicht, wie man behauptet hat, durch Erdsturz verursacht; seinen mäßigen Salzgehalt scheint er nur unterseeischen Soolquellen der ihn unterlagernden salzreichen Zechsteinformation zu entlehnen. Die eben genannte Formation hat indessen durch Auslaugung ihrer öfteren Gipseinschlüsse zu tieferen Einsturzseen sonst mehrfach Veranlassung gegeben, so bei Segeberg im östlichen Holstein und bei Sperenberg südlich von Berlin.

Nicht ohne Grund also ist weit in die Mark hinein die Sage von untergesunkenen Ortschaften verbreitet, deren Kirchenglocken am Ostermorgen aus tiefem See dumpf emportönen; manche der im Volksmund „unergründlichen" Seen reichen wenigstens tief genug ins felsige Erdgezimmer, daß sie bei gewaltigen Erdbeben, z. B. dem Lissaboner, in heftigste Aufwallung gerathen. Ganz ruhig verhalten sich dazu natürlich die weit zahlreicheren Flachseen, die in ihrer oft so bizarren Formung nichts anderes darstellen als überschwemmte Thäler. Die mannigfaltigere Oberflächenplastik des nördlichen Landrückens läßt sie ebenda sich häufen, und die winzigen Bäche oder Flüßchen, welche kaum dem Erdreich entquollen, diese Seen durchfließen, haben weder Kraft noch Zeit genug gehabt, die geologisch so jugendliche Höhenplatte durch Einführen von Sinkstoffen ihrer Seenreize zu entkleiden; auch das märkische Flachland ihr zur Seite behauptet noch manchen solchen Kindheitsschmuck, wenngleich seine eintönigere Oberfläche der Seen weniger trägt.

Wie arm ist hingegen unser Nordwesten, der ebenste Theil unserer großen Ebene, an Seespiegeln! Die Römer kannten noch den großen Lacus Flevo, vom nördlichen Rheinarm vor seiner Mündung durchflossen; Nordseefluten rissen sich im 12. und 13. Jahrhundert Bahn zu ihm und gestalteten ihn zur Zuider-See um. So mag mancher küstennahe See hinter der durch seculare Senkung mehr und mehr zusammenschwindenden Barriere der friesischen Inseln im Schooß des hier erfolgreich angreifenden, mit der furchtbaren Waffe täglicher Flut kämpfenden oceanischen Gewässers verschwunden sein. Und binnenwärts schloß sich ein Seeauge nach dem anderen in diesem Gebiet unseres schläfrigsten Wasserabflusses durch

Vermoorung oder durch Herüberwachsen der umgebenden Sumpfwiesen, unter denen noch lange das Seewasser sich verborgen hielt. Der Dümmer und das Steinhuder Meer verfallen unter unseren Augen auf diese Art langsam der Energie des Pflanzenwachsthums.

Das mittelgebirgige Deutschland ist vormals erst recht nicht der Raum höchstens kleiner Weiher gewesen wie meistentheils heutzutage. Indessen haben auf diesem ältesten Boden unseres Vaterlands die bei starkem Gefälle hurtig dahineilenden Flüsse mit ihrem zermahlenen Felsschutt in äonenlanger Arbeit selbst tiefere Seebecken ausgefüllt. Aus dem Tertiäralter kennen wir noch den mächtigen Süßwassersee zwischen Wasgau und Schwarzwald, eine ganze Schnur von Seen, perlenartig aufgereiht an die Donau, — die letztere hat hier, der Rhein hat dort die Zuschüttung ausgeführt, beide Ströme schlängeln sich nun daselbst im eigenen Alluvium. Besonders interessant sind die in Folge von keinerlei Flußdurchzug erhalten gebliebenen Maare der Eifel, kesselartige Seebecken, welche vulkanischen Explosionen ihren Ursprung verdanken. Der bedeutendste unter ihnen stiftete dem an ihm erbauten Kloster den Namen ad Lacum und empfing ihn tautologisch von der Abtei zurück als „Laacher See"; er ruht ganz friedsam in übrigens von ihm nicht gestörten Schichten devonischer Grauwacke — der einzige größere und zugleich tiefere See unserer außeralpinen Gebirgswelt, denn bei einem Umfang von etwa zwei Stunden reicht sein Becken über 60 m unter die Umgebung hinab.

Den letzten und den räthselhaftesten Gürtel von Seen finden wir in den Alpen und ihrem nördlichen Vorland. Eine Art von Seen zunächst ist allein an die Alpennatur gebunden: die Eisseen, wie man in Tirol die Anspannung eines Gebirgsbaches nennt, vor dessen Thalaustritt Gletschereis einen Riegel vorgeschoben hat. Unter ihnen überbietet der Langthaler See an genauer Periodicität den Zirknitzer mit seinem Schöpfen des Regenwassers ins Danaidensieb seines schluftigen Kalkgehäuses bei weitem. Er liegt wie selbstverständlich alle Eisseen hoch im Gebirge, über 2800 m hoch im Hintergrunde des Tiroler Oetzthals; sein Keeswasser entstammt dem Langthaler Gletscher und trifft im nordwestlichen Abfluß auf den viel mächtigeren, daher in dieser Seehöhe noch nicht abthauenden Gurgler Gletscher: vor dessen Eiswall sammelt sich nun vom Frühjahr ab das eiskalte Langthaler Keeswasser, steigt höher und höher, bis durch sommerliche Erwärmung es demselben gelingt, einen Tunnel im vorlagernden Gletscher zu bohren, auf dessen Grundfläche thalwärts zu fließen und mit dem Gurgler Keeswasser gemischt zum Gletscherthor als Gurgler Aache auszutreten; so mindert sich der Wassergehalt des Eissees alljährlich vom Juli unablässig bis zum September, wo neues Eis den Tunnel schließt und die Stauung wieder beginnt. Wunder nehmen kann es uns ferner nicht, daß in dieser nahezu niederschlagreichsten Gegend Europa's kleine Austiefungen auf der Höhe des Gebirges sich zu Seen ausfüllten, auch nicht, daß sie sich unverschüttet hielten, wo sie nur Ausfluß oder Zufluß bloß geringfügiger Quellbäche haben; damit wird ihr Vorkommen als „Jochseen" bei wasserscheidenden Gebirgsübergängen, z. B. in der Nähe des Gotthard-Hospizes, zusammenhängen, namentlich wo sie in der Mehrzahl an denselben Flußfaden angereiht erscheinen, wie die am obersten Laufe des Inn und der Etsch, schützt jeder höhere den oder die niederen vor dem Erlöschen durch Auffangen der Flußsinkstoffe.

An ausgestorbenen Seen ist das Alpengebirge auch nicht arm, wir müssen sie nur mehr flußabwärts suchen. Abfließende Gewässer werden stets einen See bilden, wenn sie durch plötzliche Erhöhung ihres Thalbodens gezwungen werden zur Aufstauung, die ihnen ein höheres Niveau zu erreichen und somit vielleicht die hemmende Schranke zu überwinden ermöglicht. Solche Stauungen erfuhr die Drau bei Lienz, die Mur bei Bruck, der Inn bei Kufstein, die Salzach und Enns vor der Stelle ihrer heutigen Kniebiegung. Die Drau erreichte dabei schließlich den Weiterweg in der alten Richtung ihres alpinen Längsthals, die übrigen genannten Flüsse durch seitliche Abschwenkung in ein Querthal, dessen Austiefung seitdem ihre tägliche Arbeit wurde. Inzwischen hatte sich aus dem seemäßig verbreiterten Stauwasser oberwärts der Hemmung durch die Ruhe des Wasserstandes die vom Fluß herbeigetragene Schuttmasse auf den Boden gesenkt, denselben also ununterbrochen erhöht und arbeitete nunmehr dem Auswetzen des unteren Thalstücks gewissermaßen in die Hände; denn die stete Aufhöhung des Seebodens mußte zusammen mit der steten Abzapfung des Seewassers in Folge der Tieferlegung des Seeabflusses zuletzt den See völlig trocken legen, so daß heute alle jene Alpenflüsse an den bezeichneten Stellen ihren Lauf im selbstgeschaffnem Schwemmboden verfolgen. In der That sind alle noch bestehenden Alpenseen durch solche Doppelwirkung ihrer Durchzugsflüsse vom Tode bedroht, sie zeigen alle einen Rückzug ihrer Küste an der Flußeinmündungsstelle (wodurch der Genfer See, einst bis St. Maurice reichend, die Symmetrie seiner Mondsichelgestalt einbüßte), und die Senkung ihres Spiegels verräth sich außerdem durch Hervortreten der von seitlichen Zuflüssen bis zur Zerschneidung des einstmaligen Seebeckens herbeigeführten Schuttmassen. So schnürte die Lütschine durch Anschwemmen des herrlichen „Bödeli“ von Interlaken den Brienzer vom Thuner See ab, die Adda den Mezzola vom Comer See, die Linth den Walen vom Züricher See, welche beide einst einen einzigen langen Nordwestarm des vormals so viel größeren Bodensees von der Sarganser Gegend aus bildeten, bis beim Einschwinden des „schwäbischen Meeres“ gen Nord der Rhein, gesetzmäßig stärker geneigtem Weg folgend, den Zusammenhang mit ihnen ganz verlor.

Glücklicher Weise wird sich der Mensch noch eine lange Reihe von Jahrtausenden am Anblick der schönen Seen vor und in den Alpen laben können, denn es weist ihre oft staunenswerthe Tiefe auf ganz absonderliche Ursprungsverhältnisse. Im Attersee des österreichischen Salzkammergutes, im Würm- oder Starnberger See, vollends in allen größeren Schweizerseen könnte man den Straßburger Münster versenken; der Bodensee ist bis 276, die Ostmulde des Genfer Sees bis 334 ^{m} tief, und noch weit beträchtlichere Tiefen erreichen die langgestreckten blauen Seen der italienischen Seite. Wer uns die Naturgeschichte solcher Wundergebilde erzählen könnte! Strömendes Wasser vermag wohl harten Fels, noch viel leichter also mürberes Erdreich auszuhöhlen, niederstürzend aus jäher Höhe unter Umständen auch eine Grube hervorzubringen, hinter der es beruhigt ablaufen mag. Doch man müßte Erosions-Fanatiker sein, wollte man z. B. den gewaltigen Garda-See von der kleinen Sarca erzeugt ansehen. Solche Tiefseen können Flüsse wohl zum Abzug benutzen und dabei mit immer frischem Wasser versehen, nicht aber erschaffen. Als man in neuerer Zeit die nun vollgesicherte

Entdeckung machte, daß, während bereits das deutsche Mittelgebirgsland von Menschen bewohnt wurde, unsere Alpen eine grönländische Vergletscherungsperiode zu bestehen hatten, in welcher förmliche compacte Eismeere von den Alpenthälern her das Schweizer Flachland erfüllten, hoch oben am Jura ihre Moränenblöcke absetzend, ja gegen München wie gegen Mailand hin das weit über Bord drängende Alpeneis sich vorschob, — da meinte man vielleicht in den Alpengletschern jener Eiszeit die seebildenden Mächte erkennen zu dürfen. Indessen die Alpenseen sind älter als die Eiszeit; im Verbreitungsgebiete der eiszeitlichen Gletscher finden sich wohl, durch Aufstauen des Wassers seitens der Moränendämme verursacht, hie und da kleine Weiher, sonst jedoch ist die auffällige Deckung der alpinen Seenzone mit jenem Raum vormaliger Vergletscherung nur darauf zurückzuführen, daß die Gletscher, zunächst innig allen Furchungen sich anschmiegend, die Seebecken durch Ausfüllen mit ihrem Eis beschützten vor der Zuschüttung mit dem Abraum des Hochgebirges.

Die Alpen sind durch eine bis in die jüngste Vergangenheit fortgesetzte Aufrichtung der Bodenabsätze vorweltlicher Meere und ihrer granitischen oder granitähnlichen Unterlagen entstanden. Nirgends in Deutschland finden wir so kühne Zusammenfaltungen, selbst noch von tertiären Felsschichten, wie hier. Zweifellos ist unter diesem Emporpressen und Aufspalten eine Vielzahl von parallelwandigen oder unregelmäßig zackigen Schluchten mitentstanden, die, wenn sie unter den Spiegel des umspülenden Meeres reichten, zu Meereseinschnitten wurden. Das ist der Ursprung wenigstens der oberitalischen Seebecken, die sämmtlich tief unter das Niveau der Adria sich senken und in denen noch heute Fischarten und kleine Garneelenkrebse mariner Herkunft leben; zur Eiszeit sowie noch geraume Zeit nach dem Rückzug der Gletscher eiserfüllt, blieben sie dadurch und noch dauernder durch die Moränenbarrikaden vor ihrem südlichen Ende vor der allgemeinen Zuschwemmung des Innengolfs der Adria, dem die Poebene entstieg, verschont. Man ist danach wohl zu der Vermuthung berechtigt, daß auch auf dem diesseitigen Alpensaum der Schweiz tief ins Gebirge einschneidende Seen oder Seetheile, wie das beinahe verwischte Osthorn des Lac Leman, der Brienzer See, der Osttheil des Vierwaldstätter Sees und der Walen See Einschnitte des Tertiärmeeres darstellen, welches einst die flache Schweiz bis zum Jura bedeckte und die Molasse absetzte. Es bedurfte zur Zeit der Hebung dieses molassischen Meeresbodens nur eines geringen Zurückbleibens seiner alpinen Ausläufer, um die letzteren als Binnenseen abzuschnüren. Die Luzerner Flachspitze des Vierwaldstätter Sees ist indessen allem Anschein nach ein späterer Zuwachs in die Land gewordene Molasse hinein, ganz ähnlich dem eigentlich allein so zu nennenden Genfer See, d. h. der flacheren Verschmälerung des Leman nach der Stadt Genf hin; ja der ganze Boden- und Züricher See lagert nebst der Neuchateler Seengruppe in mehr oder weniger söhligen Molasseschichten. Hier müssen wir entschieden mit dem verdienstreichen Desor von Auswaschung im größten Maßstab reden, offen lassen aber die Frage: woher kamen die wilden Wasser, die so Großes vollführten?

Ideendichtung und Wahrheit; Bibel und Naturwissenschaft.

Von **M. Carriere** in München.

Der als Professor in Marburg leider früh verstorbene Friedrich Albert Lange ist durch seine Geschichte des Materialismus berühmt geworden. Er betonte mit gleicher Entschiedenheit das Erfahrungswissen, die exacte Forschung, wie die Nothwendigkeit der ästhetischen und ethischen Ideale für unser Leben, er führte wieder auf den Standpunkt Kants hin: alle Erkenntniß von Dingen aus bloßem reinen Verstand oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein, und nur in der Erfahrung ist Wahrheit; er pries die Materialisten, daß sie, auf die Naturgesetze gestützt, der Umkehr der Wissenschaft zum Wunderglauben sich widersetzten, wie das damals von einer kirchlich-politischen Reaction gefordert wurde. — Aber neben dem kritischen Kopf besaß Lange ein warmes Herz für die Menschheit und ihre idealen Güter, die er einem großen Theil des Volkes durch die materielle Nothlage verkümmert sah. Nur Eines ist ihm nicht gelungen: Kopf und Herz in Einklang zu bringen. Indem er den Einfluß erkannte, welchen die Phantasie auf die Bildung unserer Ideale hat, sprach er von Ideendichtung, und wollte solcher keine wissenschaftliche Wahrheit zuerkennen, und doch sollte unser sittliches Handeln auf jene sich stützen. So hat sich an ihn eine Schaar von Skeptikern angeschlossen, welche die Ideale des Gemüthes für Illusionen erklären, ja eine objectiv giltige philosophische Weltanschauung überhaupt leugnen; ein erträumtes harmonisches Weltbild soll uns für die rauhe Wirklichkeit entschädigen, aber wir sollen uns bewußt bleiben, daß es eine Täuschung ist. Daß eine gewußte Täuschung aber nicht lange auf unser Herz einen tröstlichen, nicht lange auf unser Thun und Lassen einen versittlichenden Einfluß üben könnte, sondern vor dem Verstand in Nichts zerinnen mußte, daß der theoretische Materialismus vielmehr, wenn er wissenschaftlich berechtigt wäre, sehr bald auch zum praktischen werden würde, daß Selbstsucht, Gewaltthat, Genußsucht an die Stelle der Liebe, der Rechtsordnung sich setzen, das haben uns ja die Schrecken der Commune in Paris hinlänglich gezeigt. Einige Jahre vor denselben hatte Lange selbst geschrieben: „Wenn der Gang der Geschichte uns mit der drohenden Katastrophe verschont, so wird sich vorher unter einem allgemeinen Aufschwung des Idealen auch die Philosophie im Bunde mit den exacten Wissenschaften neu erheben müssen. Fruchtbarer Gedankenaustausch in Wort und Schrift muß an die Stelle des kleinlichen Streits treten. Der Philosoph aber wird vor allen Dingen einsehen müssen, daß sein Ziel kein anderes ist, als die fortschreitende Umgestaltung unserer Lebensverhältnisse zur Verwirklichung des Idealen, soweit jedes Zeitalter es fassen kann.“ Dagegen erklärte Dietzgen im Volksstaat dies als seinen Fundamentalsatz: „Kein ideales Princip, keine Offenbarung, keine nationale Begeisterung, keine Schwärmerei, weder der Idee des Göttlichen, noch des Gerechten, noch die des Freien, sondern materielles Interesse regiert die Menschenwelt; weit entfernt das zu bejammern, erkennen wir es als vernünftig an.“ Und wenn die Ideen Illusionen sind, so könnte ja auch nur ein Narr sie verwirklichen wollen!

In seiner Schrift „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart“ ist

Eduard von Hartmann der Behauptung einiger Neukantianer entgegengetreten, daß die Philosophie als Wissenschaft unmöglich sei, daß sie das Bewußtsein haben soll, nur Dichtung, nicht Wahrheit zu geben. Wir haben den Drang der Wirklichkeit zu erklären, und dies geschieht in stufenweiser Thätigkeit: wir ordnen und classificiren die vielfältigen Erscheinungen nach Aehnlichkeit und Verschiedenheit, wir betrachten sie dann nach den Beziehungen von Ursache und Wirkung, von Zweck und Mittel, und forschen endlich nach dem Grunde und der Bedeutung der Wirklichkeit überhaupt. Die erste Stufe heißt Kunde, die zweite Erfahrungswissenschaft, die dritte Philosophie. „Die schöpferische Gestaltungskraft des Menschen, das sicherst erkannte apriorische Element unsres Geistes ist der in allem wirkende Trieb, das gegebene Mannigfaltige zur Einheit zu bringen und Harmonie in den Erscheinungen zu schaffen." An das Wort Vaihingers anknüpfend erklärt Hartmann: daß eine von fester Basis der Erfahrung ausgehende und von Kritik begleitete Geistesarbeit echte Wissenschaft sei, auch wenn sie über das Gegebene hinausgehe, und aus demselben seinen Grund und seinen Zweck vernunftgesetzlich erschließe. Wären die höchsten Güter der Menschheit, Sittlichkeit, Kunst, Religion gleich der Philosophie nur bewußte Illusionen, so wären sie Lügen, und es wäre Unsinn, unser Verhalten zu den Menschen darnach zu bestimmen. Hartmann sagt von Lange: „Sein Verstand erblickt in der Welt der Ideen nichts weiter als subjective Gestaltungen ohne Erkenntnißwerth, aber sein Herz läßt es sich nicht nehmen, mit aller Begeisterung an diesen Träumen der Phantasie zu hangen. Sein Herz spottet seines Verstandes und der verschrobenen Schulmeinungen, und es hat Recht das zu thun, weil es mit der unbewußten Vernunft des Instinctes [oder lieber: nach der ethischen Natur des Menschen] eine höhere Gestalt der Wahrheit ergriffen hat, als der Verstand mit seiner Reflexion." Mag man Dichtung nennen, was wir durch productive Geisteskraft, mit Hilfe der Phantasie gewinnen, nur spreche man darum den Ideen nicht die Wahrheit ab. Die Dichtung ist so wenig ein Gegensatz zur Wahrheit, daß alle Kunst erst dann ihren Namen verdient, wenn sie uns ein Bild des Wirklichen giebt, wo sie uns die Wahrheit des Lebens, seine allgemeine typische Natur und seine Bildungsgesetze in der Einzelerscheinung veranschaulicht. Die Wissenschaft ermittelt das Gesetz an den Einzelerscheinungen, und die Poesie stellt es in individuellen Charakteren und Ereignissen dar; sie befriedigt uns nur dann, wenn die psychologische Wahrheit in der Zeichnung der Charaktere, wenn das sittliche Gesetz im Verlauf der Handlungen offenbar wird.

Hartmann rühmt in seinem Buche, daß er mehr, wie irgend ein anderer Philosoph seine Weltansicht in Zusammenhang mit den Denkern vor ihm und neben ihm entwickele, daß er stets auf die Behauptungen der Gegner eingehe und ihnen zeige, wie sie eigentlich auf seinen Standpunkt herüberkommen müßten. Allein, das wird er schwerlich leugnen, daß er sich seine Gegner zur Verhandlung aussucht. Was Huber und ich gelegentlich seiner „Selbstzersetzung des Christenthums" in Bezug auf die religiöse Frage ihm erwiedert, darauf hat er ebenso geschwiegen, wie auf alle die Einwände, die ihm Haym in den preußischen Jahrbüchern und dann in einer besonderen Schrift, und die ihm Karl Grün in seiner „Philosophie der Gegenwart" gegen die Philosophie des Unbewußten gemacht. Ich meinerseits finde in einigen späteren Büchern Hartmanns einen großen Fortschritt über sein Jugend-

werk und nenne als solche: „Das Ding an sich" — „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus." Ich stimme mit ihm völlig überein, wenn er sagt: „Eine schöpferische Productionskraft muß mit besonnenem Kriticismus Hand in Hand gehen, und von allen Producten des synthetischen Factors darf die kritische Analyse keinen gelten lassen, den sie nicht geprüft und ausreichend legitimirt gefunden hat; diese Arbeit zu leisten, ist Sache der Menschheit in der geschichtlichen Entwicklung der Philosophie, zu ihr mitzuwirken, Aufgabe eines jeden, der sich zu philosophischer Bethätigung und philosophischen Kundgebungen berufen glaubt."

Suchen wir in diesem Sinne nach der einleitenden geschichtlichen Darlegung die Sache selbst zu erörtern. Wir müssen immer wieder auf den einzig zweifellosen und unmittelbar gewissen Ausgangspunkt zurückkommen, auf unser Selbst, auf unsere Empfindungen und Gedanken; daß wir sind und diese haben, unsre Subjectivität ist das Unleugbare. Von unseren Empfindungen schließen wir nach dem Causalgesetz in uns auf Ursachen außer uns, sobald wir inne werden, daß wir jene nicht mit eigenem Willen hervorrufen, sondern daß wir sie unter gewissen Bedingungen haben müssen, wie das Gefühl von Licht und Wärme beim Sommersonnenschein. Hier kann nun der Skeptiker behaupten, und Neukantianer thun es wieder: Die Kräfte außer uns, die Dinge an sich, die wir zur Erklärung unsrer Innenwelt annehmen, sind etwas von uns Erschlossenes, Gedachtes, sind Gedankendinge, und wir haben kein Recht, sie als etwas Wirkliches außer uns vorauszusetzen. Alsdann aber ist thatsächlich nur der Einzelne, und er muß annehmen, daß alles Andere nur als Blase in ihm aufsteige, nur seine Einbildung sei. Im Buche von der sittlichen Weltordnung habe ich darüber gesagt: Eltern, Weib und Kind existiren für einen Mann in seiner Vorstellung; es könnte sie einer blos für eine solche erklären, für ein Gaukelspiel seiner Einbildungskraft. Die Mannigfaltigkeit unsrer Wahrnehmungen im Wachen ist zusammenhangsloser als die Bilder im Traum, denn es kommen in uns nur verschiedne Bruchstücke des Weltlaufes zur Empfindung, welche außer uns und nicht in uns ihre ursächliche Verknüpfung haben; doch könnte Jemand dies für das Durcheinander blos innerlicher Bilder halten, für die er den Zusammenhang in einer äußerlichen Objectivität nur ersinne. Es könnte Einer sagen: was er aus Büchern zu lernen scheine, das lese er in sie hinein, er erfinde die Hieroglyphen, aus denen er die ägyptische Geschichte enträthsele, die Manuscripte der Bibliothek, aus denen der Text Homers hergestellt werde, und ergötze sich am selbsterfundenen Schauspiel der Schlacht von Sedan; denn alles dies sei ja für ihn doch nur in seiner Vorstellung vorhanden, die Welt sei seine Vorstellung, sage er mit Schopenhauer. Ebenso schaue er die Sterne an dem Himmel, und zwar kraft seiner Vernunft nach den Entfernungen, welche die Astronomie berechnet, und mit den Bewegungen gemäß dem Gravitationsgesetz, und zaubere mit seinem Blick die Infusorien in den Wassertropfen und die Zellen in den eignen Leib mit der vermeintlichen Verschärfung des Auges durch das Mikroskop. Aus sich heraus sehe er den Kölner Dom, die Sixtinische Madonna, die Ruinen Roms und die Genregemälde der Niederländer, und ersinne dazu eine Kunstgeschichte. Diese Ungeheuerlichkeit wäre für mich nicht größer, als der von materialistischer Seite so vielfach behauptete Aufbau des menschlichen Organismus aus anorgani-

schen Stoffen und Kräften, die blind wirken ohne bildendes Princip, ohne Plan, Zweck und Gedanken, und durch bloße Ortsveränderung das einheitliche Bewußtsein, Shakespeares Lear, Platons Ideen und Jesu Bergpredigt hervorbringen.

Noch vor allem selbstbewußten Denken hat jeder seine inneren Wahrnehmungen sich als äußerlich vorgestellt, die Bilder, die er aus den Erregungen seiner Sinnlichkeit entwirft, als außer ihm vorhanden angeschaut; so nothwendig erörtern wir nach dem Causalitätsgesetz, daß wir an der Realität der Erscheinungswelt gar nicht zweifeln, daß erst das philosophische Nachdenken und die Naturforschung darthun müssen: so wie die Welt uns erscheint, existirt sie außer uns nicht, sondern in dem Zusammenwirken der Kräfte außer uns; mit der Kraft in uns entsteht Ton und Licht, und das Weltbild in uns, das wir auf die Gegenstände außer uns übertragen; und was die Dinge an sich sind, das können wir dadurch erfahren, daß wir von der Erscheinungswelt das abziehen, was unsere Subjectivität hinzugethan. Hier gehen wir über Kant hinaus, welcher wohl annahm, daß Dinge an sich vorhanden seien, welche unsere Empfindungen erregen, aber wir sollten nicht wissen können, was sie sind. Und Hieronymus Lorm hat jüngst geglaubt, mich und E. v. Hartmann zu Dogmatikern machen und verspotten zu dürfen, weil wir gesagt: als auf uns und auf einander wirkend sind die Dinge an sich thätige Kräfte; und doch steht die ganze gegenwärtige Naturforschung auf unserer Seite, und Physik wie Chemie erzielen ihre Resultate durch die Annahme, daß Atome, individuelle Kräfte, mannigfacher Art in ihrer gesetzlichen Wechselbeziehung durch ihre Bewegungen die Welt außer uns bilden und die Welt in uns bedingen, daß das Ding an sich für die rothe Farbe z. B. die Aetherwellen sind, die in bestimmter Breite und Schnelligkeit unser Auge treffen, daß Atombewegungen eines Körpers, daß Dinge an sich für seine Temperatur, für die Wärme sind, die wir fühlen.

Hier halten wir fest: auch die Atome und den Aether hat Niemand gesehen oder getastet, sondern der Verstand hat sie zur Erklärung der Naturerscheinungen erschlossen, sie sind also ein Gebilde unserer Phantasie, eine Dichtung, und wir bleiben uns ja dessen bewußt, daß sie unsere Hypothese sind. Aber wir können die Atome, die Wellenlehre nicht mehr in der Naturerklärung entbehren, und daß das Licht durch Schwingungen bedingt ist, ward durch Fresnel's Interferenzversuche dargethan. Wir haben eine Thatsache, und machen uns einen Vers darüber, wie der Volksmund sagt, wir ersinnen kraft unserer Phantasie eine Erklärung; aber nun prüfen wir durch Beobachtung und Experiment, ob sie sich bewährt, da sie der Wirklichkeit entspricht, und wo dies der Fall ist, da hört sie auf Hypothese zu sein und wird zur Theorie, zur Wahrheit, wenn das Zeugniß der Sinne übereinstimmt mit den Schlüssen der Vernunft, wenn die zwingende Gewalt der Thatsachen und die Denknothwendigkeit zusammenwirken. Wie sehr unsere gegenwärtige Naturwissenschaft von Hypothesen durchwoben ist, das hat gerade Ulrici in seinen umfassenden Büchern dargethan; Naturforscher wie Justus Liebig, wie Johannes Müller haben aber auch ausdrücklich betont, daß sie der Phantasie bedürfen, nur sei es Gebot, sie von der gesicherten Grundlage der wirklichen Erkenntnisse aus voranschreiten zu lassen und zuzusehen, daß ihre Annahmen solchen nicht widersprechen, und es sei die fortwährende Aufgabe der Forschung, darnach zu trachten, daß die Dichtung bewährt, zur Wahrheit werde.

Die Naturforschung bestätigt uns mit jedem Schritte, daß wir Recht haben,

die Causalität nicht nur als eine Kategorie in uns, sondern auch als ein Weltgesetz außer uns anzunehmen. Wie die Betrachtung der Dinge nach dem Verhältniß von Ursache und Wirkung eine Form unseres Denkens ist, gerade so ist es der Gesichtspunkt von Zweck und Mittel, und ich habe mich in den ersten Artikeln dieser Zeitschrift gegen die Scheu der Naturforscher erklärt, um eines längst veralteten Mißbrauchs willen den richtigen Gebrauch dieser Kategorie zu verwerfen. Denn eine Entwicklung schließt in ihren Begriff die Richtung und das Ziel der Bewegung ein, der Keim trägt als Anlage den Organismus in sich, und alle Vorgänge des Stoffwechsels und Wachsthums haben den Zweck, den Organismus zu vollenden. Es ist erfreulich, daß ein Bewunderer des Zweckhassers Häckel, Friedrich von Bärenbach, so eben „Gedanken über die Teleologie in der Natur“ veröffentlicht, die an jene Erörterungen anknüpfen und auf geistreiche klare Weise dazu anleiten, die falschen Wahnvorstellungen mit der richtigen Verwerthung des Zweckbegriffs zu vertauschen. Ebenso unleugbar ferner wie die Sinnesempfindungen ist unser Freiheitsbewußtsein, ist die Unterscheidung von Falsch und Wahr, von Recht und Unrecht, von Gut und Bös in der Menschheit. Wir erkennen uns als endlich und unvollkommen, und vermögen das doch nur, wenn die Kategorie des Unendlichen und Vollkommenen uns als Unterscheidungsnorm im Denken gegenwärtig ist. Wir wissen damit noch nicht, was falsch und wahr, was gut und böse ist, aber indem wir die innere und äußere Erfahrung, das menschliche Denken und Handeln nach diesen Gesichtspunkten betrachten und beurtheilen, kommen wir zur Erkenntniß des Wahren und Guten, und bilden nach dem Gesichtspunkte des Vollkommenen die Ideen des Rechts, der Wahrheit, des Guten und des Schönen als die Zielpunkte und Normen unseres Denkens, Handelns und künstlerischen Schaffens. Wir erfahren, daß unser eigenes Lebensgefühl durch das Gute, Wahre, Schöne gefördert und beglückt wird, und werden dadurch inne, daß durch die Verwirklichung dieser Ideen unser eigenes Wesen zu seiner Ausbildung kommt, daß unser Heil an sie geknüpft ist. Es ist allerdings unsere eigene productive Thätigkeit, welche im Einklang mit der Vernunft diese Ideen bildet, und man mag darum die Vernunft als Ideendichterin bezeichnen; aber sind darum die Ideen eine Illusion? Sie gleichen der Hypothese des Naturforschers, und wie wir in der Natur die Bewährung unserer Vorstellung durch die Beobachtung verlangen, so fordert die Vernunft die Bewährung der Ideen durch ihre Verwirklichung in der Wissenschaft und im Leben, im Handeln und im künstlerischen Schaffen. Das Recht ist unsere Idee, und der Staat verwirklicht sie im Fortschritte der Geschichte durch die Rechtsordnung; die Schönheit ist unsere Idee, und Homer wie Phidias, Mozart wie Rafael realisiren sie in ihren Werken; das Gute ist unsere Idee, und jede sittliche That, jede Empfindung der Liebe ist ihre lebendige Darstellung. Jedes erkannte Gesetz der Natur oder des Geistes ist eine Erfüllung des Wahrheitstrebens.

Frei und selbstbewußt können wir weder von Natur sein, noch geschaffen werden, denn Freiheit ist Selbstbestimmung, Bewußtsein ist Selbsterfassung; frei und bewußt können wir also nur durch eigene That werden darum kann der Geist nicht als fertiges Wesen, sondern nur als Keim ins Leben treten, seine Anlagen muß er entwickeln, zur Vollentfaltung muß er sich bilden. Dazu trägt er die Bildungsgesetze, wie die Ziel- und Richtpunkte seiner Thätigkeit ebenso nothwendig in sich

wie der leibliche Organismus, und weil die Ideen für ihn als das Seinsollende innerlich gegenwärtig sind, darf man sie, darf man das Sittengesetz so wenig für unwirklich erklären, wie das Gesetz der Blattstellung, das auch nicht außer, sondern in der Pflanze existirt und durch ihr Wachsthum realisirt wird. Illusionen sind Irrthümer, Täuschungen, die der Wirklichkeit widersprechen und nicht realisirbar sind; Ideen sind Wahrheiten, welche wir nach unseren Denknormen und Erfahrungen allerdings bilden, aber die sich in der Wirklichkeit bewähren, und von uns selbst — darauf beruht ja der Culturfortschritt der Menschheit — immer voller und klarer erkannt, immer reicher und reiner verwirklicht werden. Das Gefühl der Pflicht, wie der Liebe sind unmittelbar gewisse Thatsachen innerer Erfahrung, und darum nicht unwirklich, nicht Illusionen, wenn sie nicht wie Dinge gegenständlich erscheinen; auch Anziehung und Abstoßung existiren nicht für sich, sondern nur als die Bethätigungsweise realer Kräfte. Und wie wir, um unser Empfindungswerk zu erklären, auf solche reale Kräfte außer uns schließen, so auch auf eine einheitliche reale Kraft in uns, welche das Organisationsprinzip des Leibes wie der Gedankenwelt, der bleibende Träger aller wechselnden Gefühle, der Seele ist; und in unserem Selbstgefühl haben wir zugleich die Bestätigung von der Wahrheit unseres Schlusses.

Aber die Seele soll ja nur eine Function des Gehirns, nur das Ergebniß von selbstlosen Atombewegungen sein! Hier haben wir in der That eine Illusion der Materialisten, eine Hypothese, die weder durch die Thatsachen gefordert wird, noch die Thatsachen erklärt. Ich erinnere an ein Wort von Lotze: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß er dahin kommen mußte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln, oder es sich als Erzeugniß einer äußeren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den man leugnete." Allerdings vollzieht sich unsere Denkthätigkeit mittels des Gehirns, erfahren wir die Welt mittels der Atombewegung; aber weil etwas an sie geknüpft und durch sie bedingt ist, darum wird es doch nicht durch sie bewirkt, so wenig wie der Maler durch den Pinsel und die Farben, mit denen er das Bild darstellt.

An diese Erörterungen möge sich die empfehlende Hinweisung auf zwei Werke aus theologischen Kreisen anschließen, die bei der Sprach- und Begriffsverwirrung unserer Tage um so willkommener sind, als sie dazu hinleiten können, daß die sogenannten Wissenden und Gläubigen einander nicht ganz unverständlich werden. Die Titel sind: „Bibel- und Naturwissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältniß von Gustav Zart"; — „Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft von O. Zöckler."

Beide Werke sind von Theologen verfaßt, welche sich mit der Naturwissenschaft befreundet haben; das erstere ist eine Darlegung der Gedanken des Verfassers, das zweite eine ausführliche Betrachtung der Geschichte, erläutert durch die einsichtige Auffassung und Kritik des Darstellers. Zart begründet und verfolgt den Satz in seine Consequenzen: daß die Aussagen der Bibel über physische und medicinische Dinge keine Verbindlichkeit haben, sondern daß hier die Naturwissenschaft gilt, die aber sehr verschieden ist von der Dogmatik des Unglaubens, welche die Materialisten aufstellen. Mit aller Anerkennung der sittlichen und religiösen Ideen im alten und

neuen Testament dringt er darauf, das Bildliche bildlich zu nehmen. In einem Volksliede hieß es: „Sonne in Gibeon stehe still, und Mond im Thale Ajalon! sprach Josua, — und die Sonne stand still und der Mond hielt an bis Israel gesiegt hatte." Das ist doch nichts anderes als der dichterische Ausdruck, daß die Juden, wie Josua betend gewünscht hatte, vor Einbruch der Nacht die Feinde überwanden. Darauf das Dogma vom Sonnenlauf zu begründen, war ein Mißverstand, der zum Unsinn wird, wenn halbwissenschaftliche Ausleger sagen: Scheinbar habe die Sonne, thatsächlich die Erde still gestanden. Denn dann wären die lebendigen Geschöpfe fortgeschleudert worden und wäre eine ungeheure Hitze entstanden.

Zöckler betont den Natursinn, die Naturfreude im alten und neuen Testament, zeigt, wie die biblische Schöpfungslehre weniger phantastisch und mehr harmonisch mit den gegenwärtigen Vorstellungen ist, als irgend eine Kosmogonie der alten Welt und andrer Völker. Seine vielseitig gelehrte, unbefangene Darstellung, wie sich die Naturideen und die Theologie entwickelt haben, ist erst bis zu Newton hingeführt; mit vollem Beifall weilt der Verfasser bei der Hoffnung Keplers auf den Anbruch des Tags, „da man die Wahrheit sowohl im Buch der Natur, wie in der Bibel erkennen und sich bei den Offenbarungen freuen werde." Wenn der Abschluß des Werkes, die Behandlung der neueren Zeit, erschienen ist, werden wir darauf zurückkommen und auf die Sache selbst näher eingehen.

Die Ernährung und die Kost in öffentlichen Anstalten.

Von F. Seitz in München.

Unter den ärztlichen Disciplinen hat besonders die Physiologie große Fortschritte gemacht, seit man die exacte naturwissenschaftliche Methode auf das Leben angewendet hat. Das Dunkel, das auf seinen Vorgängen lag, ist in den letzten Jahrzehnten durch genaue Beobachtungen und geplante Versuche mehr und mehr aufgehellt worden. Wie das Leben durch stetige Bewegung sich äußert, so ist es auch durch einen beständigen Fluß und Wechsel der Stoffe, aus denen der Leib aufgebaut ist, bedingt. Dieser Stoffwechsel ist die Bedingung des Lebens, jede längere Unterbrechung oder Störung desselben führt zum Tode. Die Stoffe, welche den Körper zusammensetzen, werden im Lebensprozeß fortwährend verbraucht, es ist darum zur Erhaltung desselben, entsprechend dem Verlust an leiblichen Substanzen, die Neuzufuhr derselben in der Nahrung nothwendig.

Durch die neuere Chemie, als deren Schöpfer Lavoisier zu betrachten ist, wurden die Bedingungen des allmählichen stofflichen Zerfalls und Wiederaufbaues des thierischen Körpers schrittweise kennen gelernt. Die Grundlage unserer Kenntniß desselben verdankt die Wissenschaft den Untersuchungen des genannten Naturforschers über die Sauerstoffaufnahme im Athmungsproceß bei Menschen und Thieren. Das Luftbedürfniß der thierischen Organismen erklärte er durch die an die Athmung gebundene Sauerstoffaufnahme, durch welche ein Verbrennungsvorgang, der die Quelle der thierischen Wärme ist, unterhalten wird. Die beim Athmen ausgeschiedenen Gase: Kohlensäure und Wasserdampf erschienen ihm als Verbrennungs-

producte der Organ- und Säftebestandtheile des Thierkörpers. Die Ernährung hat die Aufgabe, die durch diese Verbrennung entstandenen Verluste durch Stoffe zu ersetzen, welchen die Fähigkeit zukömmt, Sauerstoff in sich aufzunehmen und durch Oxydation im Organismus Kohlensäure, Wasser und stickstoffhaltige Zersetzungsproducte zu liefern.

Auf dem Grunde der Darstellung Lavoisiers von dem thierischen Stoffumsatz als einer durch die Sauerstoffaufnahme vermittelten Verbrennung und den später durch Versuche verschiedener Physiologen gewonnenen Erfahrungen über die Verschiedenheit im Nährwerth stickstoffarmer und stickstoffreicher Substanzen baute Justus Liebig seine geniale Theorie der Ernährung. Nach derselben zerfallen die Nahrungsstoffe in plastische, organbildende und respiratorische, wärmebildende; erstere sind die Albuminate, letztere vorzüglich die Fette und Kohlehydrate. Neben der Theorie hatte Liebig auch die Untersuchungsmethoden zur Anstellung exacter Ernährungsversuche gelehrt. Er gab an, wie man durch chemische quantitative und qualitative Bestimmung aller in einer gewissen (gewöhnlich vierundzwanzigstündigen) Ernährungsperiode aufgenommenen festen, flüssigen und luftförmigen Nährstoffe und Vergleichung derselben mit den während dieser Zeit abgegebenen Zersetzungsproducten zu mathematischen Gleichungen des Stoffwechsels und für alle Nahrungsgemische und Nahrungsmengen sowohl bei normalen wie krankhaften Körperzuständen gelangen kann. Nach dem Vorgange Liebigs wurde die Methode der Untersuchung der Ernährung durch Versuche an Thieren und Menschen von seinen Collegen von Bischoff, von Pettenkofer und von Voit auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht. Um alle Stoffe, die aus dem Körper ausgeschieden werden, genau qualitativ und quantitativ berechnen zu können, construirte von Pettenkofer für die Bestimmung der durch Haut und Lunge ausgeschiedenen, einen den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechenden Apparat, der den Namen Respirationsapparat erhielt. Professor C. von Voit hat die Ergebnisse umfassender Untersuchungen über die Ernährung in zahlreichen Abhandlungen in der seit dem Jahre 1865 im Verlage von R. Oldenburg zu München erscheinenden Zeitschrift für Biologie veröffentlicht.

Während sich die deutsche Wissenschaft seit lange ernstlich mit der für den Einzelnen wie das Gemeinwohl so wichtigen Frage der Ernährung befaßte, kümmerte man sich bis in die neueste Zeit außer in den landwirthschaftlichen Kreisen, in welchen man die Tragweite der richtigen Fütterung des Viehs von jeher sorgfältig erwog, wenig um die Verwerthung der in dieser Richtung gewonnenen Resultate der wissenschaftlichen Forschung. In richtiger Erkenntniß der hohen Bedeutung der Bestimmung der Kost in öffentlichen Anstalten: Waisenhäusern, Kasernen, Gefängnissen, Volksküchen, hatte die dritte Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in ihrer Sitzung am 13. September 1875 diese wichtige Frage als ersten Gegenstand der Tagesordnung zur Verhandlung gebracht. Nach einem ausführlichen Referate des Professors von Voit über dieselbe beauftragte die Versammlung den Ausschuß des Vereins zu den geeigneten Schritten, daß nach den von dem Referenten dargelegten Methoden von sachverständigen Männern die in staatlichen und städtischen Anstalten gereichte Kost einer genauen Untersuchung unterzogen werde und daß die erlangten Resultate dem

Verein zur weiteren Verwerthung zukommen. Nach Mittheilung des Professors von Voit in der von ihm vor Kurzem veröffentlichten Schrift: „Untersuchung der Kost in einigen öffentlichen Anstalten für Aerzte und Verwaltungsbeamte, München 1877, bei R. Oldenburg," sind auf die Aufforderung des genannten Vereins bereits von dem sächsischen und dem großherzoglich badischen Ministerium des Innern Berichte über die Untersuchung der Kost in den Strafanstalten Waldheim und Bruchsal eingesendet worden. Besonders für die Gefangenenanstalten war die Anwendung der über Ernährung gewonnenen Kenntnisse ein Bedürfniß. Viele der in solche gebrachten Verurtheilten magerten früher rasch mehr und mehr ab und verfielen in Folge der ungenügenden Ernährung und des daher rührenden Mangels und fehlerhafter Mischung des Blutes der Abzehrung und Wassersucht. In vielen Strafanstalten wurden die Gefangenen im Verhältniß zu der von ihnen verlangten Arbeit nicht genügend mit Fleisch ernährt und erhielten statt desselben eine zu schwere, ihre Verdauungsorgane belästigende Kost. Eine Verurtheilung zu vieljährigem Gefängniß war für Manche gleich einer langsamen Hinrichtung durch Hunger. Außerdem sind noch von den Magistraten mehrerer Städte Angaben über die Kost in städtischen Arbeits- und Armenanstalten und Krankenhäusern eingelaufen. Für Kranke ist die Bestimmung der richtigen Kost noch wichtiger als für Gesunde, dabei aber viel schwieriger.

Ehe wir das von Voit und seinen Schülern, den Doctoren Forster, Renk und Schuster, in der obengenannten Schrift mitgetheilte Ergebniß ihrer Untersuchungen der Kost in den Volksküchen, im städtischen Krankenhause und im Waisenhause, in zwei Gefangen- und in zwei Pfründneranstalten in München und in Arbeits- und Armenhäusern einiger andern Städte besprechen, schicken wir die von Voit über die Anforderungen an die Kost des Menschen überhaupt aufgestellten Sätze in gedrängter Kürze voraus. Er legt Gewicht auf die Unterscheidung von Nahrungsstoff, Nahrungsmittel und Nahrung. Erstere sind Stoffe, die zur Verhütung des Verlustes eines zur Zusammensetzung des Körpers nothwendigen Bestandtheiles dienen. Ein Nahrungsmittel ist ein aus mehreren Nahrungsstoffen bestehendes Gemenge, Nahrung eine Summe von Nahrungsstoffen oder Nahrungsmitteln mit den nothwendigen Genußmitteln, welche den Körper auf seiner Zusammensetzung erhält oder auf eine gewünschte Zusammensetzung bringt. Die Ernährung hat die Aufgabe, den Bestand des Körpers an Stoffen, aus welchen seine Organe aufgebaut sind, an Eiweiß, Fett, Wasser und Aschenbestandtheilen zu erhalten. Diese Stoffe bestehen aus eigenthümlichen Verbindungen einer Reihe von Grundstoffen oder Elementen: von Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und den Elementen der Aschenbestandtheile. Der Organismus hat jedoch nicht die Fähigkeit, aus diesen Elementen seine zusammengesetzten Stoffe, das Eiweiß oder das Fett zu bereiten. Zur Erhaltung des Eiweißes im Körper muß unter allen Umständen Eiweiß zugeführt werden. Andere Stoffe wie z. B. die stickstofffreien Kohlenhydrate, Fette und der stickstoffhaltige Leim machen, ohne daß aus ihnen Eiweiß wird, den Verbrauch an diesem etwas geringer. Zur Erhaltung oder Ablagerung des Fettes am Körper dient das in der Kost Zugeführte oder das beim Zerfalle des Eiweißes Entstehende. Die Kohlenhydrate: Stärkemehl, Dextrin, Zucker ersparen das Fett, indem sie leichter als dieses zerlegt werden, setzen aber nicht

Fett an. Der Bestand an Aschenbestandtheilen im Körper wird nur durch die Zufuhr der betreffenden Stoffe, eben so zum größten Theile der Bestand im Wasser nur ein kleineres Theil desselben durch sein Entstehen bei den Zerlegungen im Körper erhalten. Der Sauerstoff ist beim Nahrungsstoff auch nicht die nächste Ursache des Zerfalls der Stoffe im Organismus. Indem er in gewisse Zerfallsprodukte desselben eintritt, werden die letzten leicht ausscheidbare Verbindungen im Thierkörper erzeugt und dabei die Wirkungen, welche man die Lebenserscheinungen nennt, auf die Dauer ermöglicht. Das Körpergewicht oder das subjective Wohlbefinden ist kein Maßstab für den Werth einer Kost als Nahrung. Ein zehn Pfund Kartoffeln verzehrender Irländer wird sich seiner Meinung nach ganz gut befinden, obgleich er schlecht genährt ist. Die übeln Einflüsse einer unrichtigen Ernährung, der zu geringen oder der übermäßigen Aufnahme des einen oder andern Nahrungsstoffes machen sich häufig erst nach längerer Zeit geltend.

Das erste Erforderniß an eine Kost, um den Menschen dauernd auf seinem Bestand an Eiweiß, Fett, Wasser und Aschenbestandtheilen zu erhalten, ist die genügende Quantität an diesen Stoffen in der täglichen Nahrungsaufnahme. Es genügt nicht ein großes Volum des einen oder andern zu geben. Man kann aus Mangel des einen dieser Nahrungsstoffe bei reichlichster Zufuhr aller übrigen zu Grunde gehen. Die Größe des Bedarfs ist für den einzelnen Menschen nach der Beschaffenheit des Körpers und nach den Umständen, unter denen er lebt, außerordentlich verschieden. Ein kräftiger Mann, der eine tüchtige Arbeit leistet, braucht ungleich mehr als ein schwächlicher, der sich keinen Anstrengungen unterzieht. Die Erzählungen von ganzen Völkerschaften, welche nur sehr wenig Nahrung aufnehmen und doch thatkräftig bleiben sollen, haben sich bei näherer Untersuchung als Fabeln herausgestellt. Es hat sich ergeben, daß der Hindu und Chinese so viel an Nahrungsstoffen brauchen, als wir und ebenso der italienische Arbeiter, von dem behauptet worden ist, daß er nur eine sehr geringe Menge an Maismehl täglich verzehrt.

Neben der genügenden Quantität ist die richtige Mischung der einzelnen Nahrungsstoffe eine Anforderung, die an unsere Nahrung zu stellen ist. Fettarmes Muskelfleisch für sich allein giebt für den Menschen keine günstige Nahrung. Die von der Jagd lebenden Stämme sind darum gierig nach Fett, sie schlagen die Knochen auf, um das fettreiche Mark zu erhalten. Die fetten Tatzen des Bären sind für sie ein Leckerbissen. Im Gegensatz zu dem fettarmen Fleisch enthalten die stickstoffarmen Nahrungsmittel: der Reis, die Kartoffeln, die Rüben zu wenig Eiweiß. Wenn man wirklich so viel von ihnen verzehrt, daß die Menge des letztern genügt, so begeht man eine Verschwendung an der zu großen Quantität stickstofffreier Substanzen, deren kaum zu bewältigende Masse weitere Beschwerden im Körper nach sich zieht. Das Mehl der Getreidearten kommt von allen Nahrungsmitteln am nächsten der richtigen relativen Zusammensetzung. Doch ist das aus dem Mehle bereitete Brod nur mit anderen Nahrungsstoffen zusammen ein vorzügliches Nahrungsmittel. Zur ausschließlichen Nahrung ist es nicht dienlich, weil man davon zu viel (ein robuster Mensch täglich 1750 Gramm) zu sich nehmen müßte, um den Eiweißbedarf zu decken. Ein andauerndes auf Wasser und Brod Setzen kommt daher dem allmählichen Verhungern gleich. Noch viel mehr

braucht man von den gepriesenen Kartoffeln, um mit ihnen (neben etwas Eiweiß in Milch oder Häringen) den Körper zu erhalten, nämlich bis zu 5000 Gramm oder 10 Pfund. Es ist am besten die Kost des Menschen aus animalischen und vegetabilischen Substanzen zu mischen. Dasjenige Gemisch an Nahrungsmitteln, welches den Menschen mit der geringsten Menge der einzelnen Nahrungsstoffe auf seinem Bestand erhält und ihn dabei am wenigsten schädigt und abnützt, ist die richtige Nahrung.

Es ist nicht genügend, die richtige Menge der nothwendigen Nahrungsstoffe in allerlei Nahrungsmitteln zu sich zu nehmen, es müssen dieselben auch von dem Darm aus in die Säfte übergehen können, wenn sie dem Körper zu Gute kommen sollen. Es besteht in der Beziehung ein großer Unterschied nach der Form, in der die Nahrungsstoffe dem Darm dargeboten werden. Die animalischen und vegetabilischen Nahrungsmittel enthalten im Großen und Ganzen die gleichen Nahrungsstoffe, aber es besteht in der Mehrzahl der Fälle eine gewaltige Differenz in der Ausnützung derselben im Darm. Darin liegt der Hauptunterschied der Nahrungsmittel aus dem Thier- und Pflanzenreiche in ihrem Verhalten zur Ernährung. Das Eiweiß wird aus animalischen Nahrungsmitteln, z. B. aus Fleisch, Milch, Eiern leicht bis zu einer gewissen Grenze vollständig und in kurzer Zeit in den Kreislauf aufgenommen. Der nach dem Genuß derselben in sehr geringer Menge entleerte Koth enthält kein Eiweiß mehr. Eben so verhält es sich mit Zucker, ähnlich mit dem Fett, das bis zu einer bestimmten Grenze ebenfalls leicht resorbirt wird und dann nur in geringer Menge im Koth erscheint. Nicht so geschieht es bei den meisten pflanzlichen Nahrungsmitteln, welche im Allgemeinen das Eiweiß neben einer bedeutenden Menge von Stärkemehl zum Theil in schwer zugänglichen Gehäusen aus Zellstoff eingeschlossen enthalten. Meist wird nach ihrem Genusse eine ansehnliche Quantität von Koth entleert, der noch viel unverwendetes Eiweiß und Stärkemehl enthält. Neben der genügenden Menge und der zur Aufnahme durch den Darm geeigneten Form der Nahrungsmittel kommen bei der Ernährung auch noch die Genußmittel, welche unseren Speisen den ihnen eigenthümlichen Geschmack und Geruch verleihen, in Betracht. Häufig entstehen letztere erst durch die Zubereitung der Speisen, z. B. beim Braten des Fleisches. Zu den Genußmitteln rechnet man auch neben den Gewürzen den Käse, Thee und alkoholische Getränke, welche wir zu den Mahlzeiten genießen. Die Genußmittel haben eine große Bedeutung für die Verdauung und Ernährung. Schon die Vorstellung eines angenehm schmeckenden Gerichtes macht, daß uns das Wasser im Munde zusammen läuft, d. h. die Speicheldrüsen reichlich den Saft absondern, welcher gewisse Nahrungsstoffe umwandelt und für die Aufnahme in die Säfte vorbereitet. In gleicher Weise wird auch durch die Annehmlichkeit des Geschmackes und Genusses der Speisen und Getränke die Absonderung der Magensaftdrüsen und weiter der Drüsen und Blutgefäße des Darmes angeregt. Wird eine Anfangs wohlschmeckende Speise in zu großer Menge oder zu oft hintereinander vorgesetzt, so stumpft sich die Empfindung dafür ab. Sie hört auf uns angenehm zu sein, ja widert uns zuletzt an. Darum ist Abwechslung in der Kost nothwendig.

Der Werth der Genußmittel tritt besonders in der Krankenkost hervor. Die dem Kranken gereichten Nahrungsmittel müssen von der besten Qualität, und

die daraus bereiteten Speisen so schmackhaft als möglich hergestellt sein. Für den Kranken und den Reconvalescenten ist Abwechslung in den Speisen noch viel nothwendiger als für Gesunde. Die große Verschiedenheit der Individuen und der Krankheiten, die in einem großen Spitale sich zusammenfinden, erfordern eine Mannigfaltigkeit der Speisen und ihrer Zubereitung, so daß sich über die Krankenkost in qualitativer wie quantitativer Beziehung schwer bestimmte Ansätze aufstellen lassen. Dr. Renk hat für die drei Viertel Kost mit Rindfleisch und Bier im allgemeinen Krankenhaus in München 63 Eiweiß, 48 Fett, 195 Kohlenhydrate und für die ganze Kost mit Bier 93 Eiweiß, 54 Fett und 211 Kohlenhydrate berechnet. Es scheint ihm bei letzterer die Menge der Kohlenhydrate zu gering zu sein (wie denn auch manche Kranke von größerem Körpergewicht sich mit der ganzen Kost nich befriedigt finden), er schlägt darum vor, durch Zusatz von Brod den Gehalt der ganzen Kost an Nahrungsstoffen zu erhöhen. Der Berechnung des Gehaltes an Nahrungsstoffen in der Kost der Volksküchen legt Professor von Voit den Bedarf an Eiweiß und Kohlenstoff in Fett und Kohlenhydraten für einen Arbeiter zu Grunde, nach dem in denselben vorzüglich der ärmere Theil der arbeitenden Bevölkerung eine ausreichende Mittagskost, d. i. die Hauptmahlzeit zum Selbstkostenpreise erhalten soll. Es braucht ein rüstiger Arbeiter im Mittel bei der gewöhnlichen gemischten Kost für den Tag 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenhydrate. Nach den Professor Voit vorliegenden Berichten einer Anzahl von Volksküchen aus mehreren großen deutschen Städten fehlt es bei den meisten in den als Mittagsmahlzeit abgegebenen Portionen an der genügenden Quantität von Eiweiß, Fett oder Kohlenhydraten. Um zu zeigen, wie man genügende Mittagsmahlzeiten zusammenstellen kann, werden 20 in ihrem Gehalte nur wenig schwankende, dabei große Abwechslung in der Form und Zubereitung der Speisen bietende Recepte angegeben. Die Kost in dem Münchener Waisenhause für Kinder von 6—15 Jahren und die der alten Leute in den Pfründneranstalten zum Heiligen Kreuz und im Heiligengeistspital, welche nahezu gleiche Mengen, nämlich 79 Eiweiß, 35 Fett und 251 Kohlenhydrate täglich erhalten, wurde dem geringen Bedürfniß jugendlicher und greiser Körper für entsprechend erkannt.

Nicht zureichend wurde dagegen die von Dr. Ad. Schuster in zwei Münchener Gefängnissen untersuchte Kost gefunden. Sie betrug in dem Gefängnisse in der Badstraße bei den nicht arbeitenden Verhafteten 87 Eiweiß, 22 Fett, 305 Kohlenhydrate; in dem Zuchthaus in der Vorstadt Au bei Arbeit 104 Eiweiß, 38 Fett und 521 Kohlenhydrate. Diese Zahlen streifen an das Minimum des Bedarfs, besonders bei den arbeitenden Gefangenen, denen wohl dieselbe Menge an Nahrungsstoffen gereicht werden soll wie dem freien Arbeiter. Dabei kommt noch in Betracht, daß bei Gefangenen, welche größtentheils Vegetabilien genießen und zwar vorzüglich schwarzes Brod und Kartoffeln, bedeutende Kothmengen entleert werden und so die Ausnützung der Speisen im Darm nur unvollkommen geschieht. Der Mangel an Abwechslung in der Form der reizlosen Gerichte (mit geringen Ausnahmen dickflüssige Suppen) führt bei Gefangenen zu einem unüberwindlichen Ekel vor denselben und zu Verdauungsstörungen, wie sie ein langjähriger Gefängnißarzt, Dr. Baer, in seiner Schrift: „Die Gefängnisse,

Strafanstalten und Strafsysteme, Berlin 1871," geschildert hat. Im Jahre 1872 ward der Kost in den Straf- und Gefangenanstalten Preußens eine Verbesserung. Es erhalten die Gefangenen dort nun mehr Fleisch, wöchentlich 210 Gramm, noch mehr in Bruchsal, nämlich 437 Gramm. Baer hat dargethan, daß mit der Einführung der neuen Kostordnung, die bei Gefangenen, welche die gewöhnliche Kost nach einiger Zeit nicht mehr ertragen, eine bessere Ernährungsweise mit Milch und Fleisch gestattet, die Gesundheitsverhältnisse günstiger geworden sind. Nach ihm sind die Gefangenen in den englischen Staatsgefängnissen am besten beköstigt. Sie erhalten reichlich Fleisch und weniger Kartoffeln als in den meisten deutschen Gefängnissen.

Beiträge zur Geschichte der Pflanzenwanderungen.

Von A. Kerner in Innsbruck.

Der Entwicklungsgang der Forschung im Bereiche der naturwissenschaftlichen Disciplinen ist der Wanderung in einem unbekannten Gebirgslande vergleichbar. Die ersten Stufen des Berglandes werden erreicht, ohne daß man sich eines Zieles schon klar bewußt ist und ohne daß man den Zusammenhang der einzelnen Rücken und Kämme des Gebirges zu ahnen vermöchte. Eine Folge von weiteren Stufen wird überwunden und eine Bergkuppe wird erstiegen, von der aus sich ein Ueberblick über einen Theil des durchwanderten Gebirges darbietet; zugleich kommt aber jetzt auch eine neue kühn geformte Bergspitze in Sicht, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht und als neues anzustrebendes Ziel zum Besuche einladet. Noch ist dieses Ziel vielleicht nicht in allen seinen Umrissen und mit aller Schärfe erkennbar; Nebelstreifen verdecken einzelne Theile, manche verschwommene Contouren müssen noch durch Combination ergänzt werden und es ist möglich, daß bei dieser Ergänzung die eine oder die andere Linie unrichtig gezogen wird. Mancher hält vielleicht die ganze Bergspitze nur für ein Nebelgebilde, für ein unerreichbares Phantom, Andere meinen, das Erklimmen der aufragenden schroffen Wände sei ein waghalsiges Unternehmen, suchen vor dem schwindelnden Wege warnend zurückzuhalten und rathen, sich mit dem Erreichten zu begnügen. Wieder Andere aber lassen das lockende Ziel nicht aus den Augen und suchen sich unverdrossen — wenn auch vielleicht langsam und auf weiten mühsamen Umwegen — demselben zu nähern, weil sie von der Zuversicht getragen sind, daß sich von der endlich einmal erreichten Spitze des Berges nicht nur ein weiter Ausblick auf das durchwanderte Gelände, sondern auch eine Einsicht in den Zusammenhang aller einzelnen Rücken und Kämme des ganzen Gebirgssystems wird gewinnen lassen.

Wer die über die Verbreitung pflanzlicher Organismen angestellten Forschungen von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag verfolgt, wird gestehen müssen, daß dieselben genau den hier skizzirten Entwicklungsgang durchgemacht haben.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Verhältnisse der Verbreitung der Pflanzen nur nebenbei beachtet, und was beobachtet wurde, ward regel-

los aufgehäuft. Als sich endlich in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Botaniker und Geographen diesen aufgespeicherten Erfahrungen zuwendete, als man anfing, die beobachteten örtlichen Erscheinungen unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, und als auf diese Weise eine besondere Disciplin erwuchs, war der Rahmen der Forschung noch immer ein eng geschlossener. Die Aufgabe, welche sich die neue Disciplin stellte, war am bündigsten durch den Titel jener kleinen Schrift, die A. v. Humboldt im Jahre 1817 in Paris publizirte, „De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium" gekennzeichnet. Man suchte die Grenzen der Verbreitungsbezirke sowohl einzelner Pflanzenarten, als auch die Grenzlinien der natürlichen, durch das Vorkommen bestimmter Typen charakterisirten Floren, die statistischen Verhältnisse dieser Floren, die Vertheilung der Vegetation in ihren Beziehungen zu Boden und Klima, die Anordnung der Gewächse zu Beständen, den physiognomischen Ausdruck dieser Pflanzenbestände und den landschaftlichen Charakter, der durch das Vorwalten solcher zu Beständen vereinigten Arten bedingt wird, festzustellen. Das Ziel war also eine Uebersicht der Vegetation nach ihrer räumlichen Anordnung, die so entstandene Disciplin ein Zweig der physischen Erdkunde und der für dieselbe geschaffene Name Pflanzengeographie nicht gerade unglücklich gewählt.

Wie sich aber bei dem Anblicke der nationalen und politischen Grenzen der Länder eines Erdtheiles der Wißbegierde die Frage aufdrängt, wie diese Grenzen sich herausgebildet haben, ebenso machte sich alsbald, nachdem man kaum in den allgemeinsten Zügen die Vertheilung und Anordnung der Gewächse im Raume festgestellt hatte, das Bedürfniß geltend, zu erklären, wie diese Vertheilung und Anordnung zu Stande gekommen, wie die Grenzen der einzelnen Arten sowohl als auch die Grenzen der Pflanzengesellschaften und der Florenreiche entstanden sind. — Daß die Individuen, welche zu einer Pflanzenart gehören, nicht alle an jenen Punkten entstanden sind, an welchen sie dermalen angetroffen werden, kann wohl als eben so selbstverständlich angesehen werden, als daß das gegenwärtige Vorkommen von den Wanderungen und Ansiedlungen, welche die Art ausgeführt hat, von den Schranken und Hemmnissen, die sich ihrer Ausbreitung entgegenstellten und von den Einflüssen, welche zu verschiedenen Zeiten eine theilweise Vernichtung der Individuen zur Folge hatten, bedingt ist. — Wo, wann und wie sind aber die Pflanzenarten in ihrer gegenwärtigen Gestalt entstanden, wo haben sich insbesonders jene Formen herausgebildet, welche die charakteristischen Elemente einer Flora bilden. Wie und wann haben sich diese Arten von den Orten ihres Entstehens ausgebreitet, um überall dahin zu gelangen, wo wir sie derzeit finden; welche Pflanzen sind stellenweise oder ganz aus ihren einstmals eingenommenen Wohnorten verdrängt worden; haben alle Pflanzenarten ihre Wanderungen abgeschlossen; sind die Grenzlinien aller Florenreiche, welche wir gegenwärtig verzeichnen, unveränderlich und unverrückbar oder finden auch jetzt noch Wanderungen der Pflanzenarten, Verschiebungen der Florengrenzen statt?

Indem wir diese Fragen aufwerfen und zu beantworten suchen, sind wir aber über den Rahmen der Pflanzengeographie herausgetreten und sind auf das Feld der Pflanzengeschichte gelangt, auf das Feld einer Disciplin, welche sich zwar zunächst auf die Pflanzengeographie als wichtige Grundlage stützen muß, deren

Probleme aber nimmermehr als Probleme der ihrer Natur nach in die Reihe der descriptiven Wissenschaften einzuordnenden Pflanzengeographie gelten können.

Ich habe an anderer Stelle in einer gedrängten Uebersicht der Geschichte der Botanik darauf hingewiesen*), daß bei den Bestrebungen auf dem Felde der descriptiven Pflanzenkunde vorzüglich Italiener und Franzosen die Führung übernommen hatten, daß die späteren Erfolge der Morphologie und Pflanzenphysiologie in erster Linie als ein Ergebniß deutschen Fleißes anzusehen sind und daß es den Engländern vorbehalten war, eine neue hochwichtige Frage, welche jetzt die ganze wissenschaftliche Welt bewegt, nämlich die Geschichte der pflanzlichen Organismen und überhaupt die Geschichte der organischen Welt mit Erfolg an die Tagesordnung gebracht zu haben. — Daß neben den Resultaten, welche wir der Paläontologie danken, insbesonders auch die Ergebnisse pflanzengeographischer Forschung als wichtige Bausteine für die Geschichte der Pflanzenwelt benützt werden können, wurde eben auch zuerst von dem Engländer Forbes**) ausgesprochen. Gestützt auf die in Großbritannien und den zunächst liegenden Geländen beobachtete Verbreitung der Gewächse, entwarf derselbe ein Bild der Wandlungen, welche die Vegetationsdecke des großbritannischen Inselreiches im Laufe der Zeiten erfahren. Das größte Gewicht wird hierbei auf solche Pflanzenarten gelegt, die nicht über ein einheitliches Areal ausgebreitet erscheinen, sondern zwei, drei, viele oft weit von einander entfernte Areale bewohnen, auf Pflanzen, die gegenwärtig auf zwei entfernten Eilanden, auf zwei durch hohe Gebirgszüge geschiedenen Flachländern oder auf den durch weite Niederungen getrennten Hochgebirgen, also beispielsweise gleichzeitig in Portugal und an der Westküste Irlands, auf der Sierra Nevada und den Abruzzen, auf den Pyrenäen und den östlichen Karpaten, den östlichen Alpen und dem Altai, auf dem Himalaja und den circumpolaren Gestaden und Inseln angetroffen werden, ohne doch auf den zwischen diesen entfernten Punkten sich breitenden Geländen vorzukommen. Forbes glaubt, daß die Wanderungen der Pflanzen nur schrittweise stattfinden können, hält es für unmöglich, daß durch gegenwärtig thätige und unter unseren Augen die Verbreitung der Pflanzen vermittelnde Kräfte die Keime aller dieser Arten auf so weit von einander entlegene Punkte gebracht werden konnten, und kommt zu dem Schlusse, daß diese zerstückten Pflanzenareale Bruchstücke früher zusammenhängender Florenreiche seien. Dieses Zerbröckeln eines Florenreiches ist aber entweder durch Senkung weiter Länderstrecken und theilweise Ueberfluthung vom Meere oder durch klimatische Veränderungen und ein dadurch bedingtes Vordrängen und Einbürgern einer benachbarten, den neuen Verhältnissen besser angepaßten Flora veranlaßt worden. Ein Theil der früheren Vegetation erliegt der Ungunst der neuen Verhältnisse und wird durch die eingedrungenen dem neuen Klima angepaßten Ansiedler gänzlich unterdrückt und ersetzt, ein anderer Theil der alten Flora, welcher durch die neuen äußeren Verhältnisse in seiner Existenz nicht bedroht ist, verbleibt auf dem Schauplatz und wird zu einem Gemengtheil der neuen

*) Die botanischen Gärten, ihre Aufgabe in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung (1874), S. 13.

**) Report of the meeting of the British association hald at Cambridge in Ann. nat. hist. 16. p. 126.

sich herausbildenden Flora, und ein dritter Theil der ehemaligen Vegetation erhält sich zwar auch, aber nur unter besonderen Bedingungen an einigen günstig gelegenen Stellen, die jetzt wie Enclaven in dem neuen Florenreiche erscheinen und gewissermaßen Bruchstücke der einstigen Flora darstellen. — Die gegenwärtigen Floren sind demnach nicht besondere Schöpfungen, sondern sind aus früheren Floren hervorgegangen und die zeitlich aufeinander folgenden Florenreiche stehen in einem genetischen Zusammenhange.

Dies im Wesentlichen der Gedankengang, welchen Forbes bei seinen Forschungen einhielt. Daß er bei der Anwendung seiner leitenden Ideen auf ein kleines Gebiet, bei der Schilderung der Veränderungen, welche die Flora des britischen Inselreiches im Laufe der Zeiten erfahren hat, mitunter auf Irrwege gerieth, daß manche Linien in dem Gemälde, das er zu entwerfen versuchte, verschwommen, unsicher und einzelne sogar unrichtig sind, wird Niemand in Abrede stellen, aber unberechtigt ist es, die Forschungen von Forbes ein Spiel mit Hypothesen und ein Einschmuggeln trügerischer Bilder der Phantasie an Stelle von Thatsachen zu nennen. Die Thatsachen waren Forbes von der Pflanzengeographie gegeben, und indem er sie zu einer Geschichte der Pflanzenwelt verwerthete, indem er sie combinirte und in Einklang zu bringen suchte, handelte er wie jeder Geschichtschreiber. Der Historiker hat den Vorgängen vergangener Zeiten, die er schildert, nur selten beigewohnt und sie nicht mit eigenen Augen gesehen, er schildert sie eben nur auf Grund der vorliegenden Blätter, seien es die vergilbten Blätter alter Codices und Pergamente, oder die braunen fossilen Blätter in den Kohlenschiefern oder die grünen Blätter der lebendigen Pflanzenwelt. — Der Vorwurf einer absichtlichen Fälschung der Thatsachen zum Behufe des Aufputzes einer blendenden Hypothese kann Forbes nicht gemacht werden. Wenn dem englischen Geologen, der mit seiner Arbeit damals ein ganz neues Feld betrat, beim Combiniren der von der Pflanzengeographie gebotenen Thatsachen hie und da nicht Alles gelungen, wenn sich in seiner Arbeit Lücken und Unsicherheiten finden, so ist es Sache späterer Forscher, zu berichtigen, zu ergänzen und manche verschwommenen Contouren des Gemäldes durch schärfere Linien zu ersetzen. Mängel in der Ausführung beeinträchtigen aber nicht die Theorie im Großen und Ganzen und sie sollen uns auch nicht abhalten, auf dem von Forbes angebahnten Wege vorzuschreiten.

Einen entschiedenen Gegner fand die Forbes'sche Theorie an dem Göttinger Professor Grisebach, den Verfasser der „Jahresberichte über die Fortschritte der Pflanzengeographie"*) und des in vielen Beziehungen nicht genug zu rühmenden zweibändigen Werkes „Die Vegetation der Erde."**) — Grisebach glaubt, daß die Vertheilung der Pflanzenarten, wie sie sich dermalen darstellt, aus den noch jetzt wirksamen Kräften zu erklären ist. Luftströmungen, Wasser, Vögel 2c. haben die Samen der Pflanzen über das Areal verbreitet, auf dem wir dieselben gegenwärtig finden Auch die zerstückten Areale lassen sich durch diese jetzt noch wirksamen Verbreitungsvorgänge erklären. Ausnahmsweise könnten zerstückte Areale auch dadurch entstanden sein, daß die betreffende Art ihrem Untergang entgegengeht und nur unter besonderen

*) Im Archiv für Naturgeschichte 1840—1853 und in Behn's geograph. Jahrbuch seit 1866.

**) Die Vegetation der Erde. Leipzig, Engelmann, 1872.

Bedingungen an vereinzelten Orten ihre Existenz zu behaupten vermag. Die Grenzen der Areale einzelner Arten sowie der Florenreiche liegen da, wo das Meer, weite Wüsten, vor allem aber bestimmte klimatische Werthe die Ausbreitung gehemmt oder ihr eine unüberwindliche Schranke gesetzt haben. Pflanzenformen mit sehr beschränkter Verbreitung sind durch örtliche Schranken an ihren ursprünglichen Wohnort gebannt. Alle Hypothesen, welche von der Voraussetzung ausgehen, daß die Pflanzen der Vorwelt durch Familienbande mit jenen der Gegenwart verknüpft sind, weist Grisebach zurück. Er will die heutige Anordnung der Vegetation nur aus physischen und physiologischen Kräften erklären, die innerhalb des Bereiches unserer Erfahrung liegen und „die Thatsachen nicht durch bloße Vorstellungen ersetzt“ wissen. Indem er aber den Ursprung der natürlichen Floren darzustellen sucht, muß er doch selbst den Boden der Thatsachen verlassen, zu einer gewagten Hypothese seine Zuflucht nehmen und Kräfte voraussetzen, welche wir in der Gegenwart nicht wirksam sehen. Jede natürliche Flora ist ihm nämlich eine besondere Schöpfung und ist durch den Austausch der von bestimmten schöpferischen Orten („Schöpfungscentren“) ausgegangenen Pflanzenarten entstanden. Diese Schöpfungscentren, deren jedes die Fähigkeit hatte, bestimmte organische Gestaltungen hervorzubringen, sind der Zahl nach unbestimmt, dem Raume nach zwar bestimmt, aber ohne Symmetrie vertheilt. Wie die Pflanzenarten an den „schöpferischen Orten“ hervorgebracht wurden, will Grisebach nicht erörtert wissen. — Auch nahe verwandte Arten sind unabhängig von einander entstanden und haben sich von ihren Ausgangspunkten bis zu ihren heutigen geographischen Grenzen verbreitet. Der Nachweis eines genetischen Zusammenhanges solcher nahe verwandten Arten, die wir jetzt an räumlich weit getrennten Punkten finden, oder des Zusammenhanges jetzt lebender Arten mit nahe verwandten Arten, die zeitlich weit getrennt sind, hält Grisebach für jenseits der Grenzen unserer Forschung liegend.

Grisebach's Ansichten stehen demnach jenen von Forbes in zwei Punkten schroff gegenüber. 1. *Nach Forbes lassen sich viele Erscheinungen der räumlichen Vertheilung der Pflanzen durch aktuelle Kräfte nicht ausreichend erklären; nach Grisebach dagegen gestatten alle diese Erscheinungen eine Erklärung durch die gegenwärtig wirksamen Kräfte.* 2. *Nach dem englischen Forscher sind die gegenwärtigen Floren durch Familienbande mit den Floren vergangener Perioden verknüpft und aus diesen hervorgegangen, nach Grisebach sind sie besondere Schöpfungen.*

Was den *ersten Differenzpunkt* anbelangt, so scheint mir die Entscheidung nur auf Grund zahlreicher Erfahrungen über die in historischer Zeit erfolgten Veränderungen der verschiedenen Floren und nur durch eigens angestellte Versuche möglich. Die Fragen, die hier gestellt werden müßten, lauten: Welche Erfahrungen liegen über die Veränderungen der Floren, über die Erweiterung, Verengerung und Zerstückelung der Verbreitungsbezirke und über das Aussterben einzelner Arten in historischer Zeit vor; welche sind die Verbreitungsmittel der Pflanzen und: können alle jene zahlreichen Pflanzenarten, welche zerstückte Areale bewohnen, durch diese Verbreitungsmittel und durch die jetzt wirkenden Kräfte an ihre jetzigen oft weit getrennten Wohnorte gelangt sein oder nicht.

Zur Beantwortung der ersten Frage finden sich zwar unzählige Daten in der botanischen Literatur, aber dieselben sind sehr zerstreut. Was insbesonders aus älterer Zeit über Wanderungen der Pflanzen vorliegt, ist meist nur nebenbei in floristischen Werken aus ganz andern Gründen mitgetheilt worden. Um der Verzettelung einschlägiger Notizen vorzubeugen und um einen Sammelpunkt für Einzelbeobachtungen, die für sich kaum der Veröffentlichung werth scheinen, aber in ihrer Gesammtheit unschätzbare Beiträge zur Lösung eines der wichtigsten Probleme der Naturforschung bilden, habe ich vor 7 Jahren dem Redakteur der „Oesterr. botanischen Zeitschrift" den Vorschlag gemacht, in seinem Blatte eine eigene Rubrik mit der Ueberschrift „Chronik der Pflanzenwanderungen" zu eröffnen und die Botaniker, welche sich für die Sache interessiren, dringendst gebeten, alle Entdeckungen und Beobachtungen über Pflanzenwanderungen und Veränderung der Floren in historischer Zeit in dieser Chronik zu verzeichnen. Es wurde in Folge dieses Aufrufes auch eine Reihe sehr werthvoller einschlägiger Erfahrungen in der genannten Zeitschrift publizirt. Auch in dem 3. Jahrgange des Just'schen botanischen Jahresberichtes findet sich eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung von zerstreuten Einzelbeobachtungen über die Veränderungen der Floren durch Einwanderungen und es ist zu erwarten, daß diesen Mittheilungen noch zahlreiche andere nachfolgen werden. — So weit sich bis jetzt die in letzterer Zeit erfolgten Veränderungen in der Zusammensetzung der Floren übersehen lassen, ist der Grad der Umänderung in verschiedenen Florenreichen ein verschiedener. Manche Floren sind gerade gegenwärtig in einem ziemlich lebhaften Umgestaltungsproceß begriffen und es finden stellenweise äußerst mannigfaltige Verschiebungen und Aenderungen der Grenzen sowohl einzelner Arten als auch ganzer Gruppen von Arten statt. Wie vorauszusehen, gilt dies insbesondere von jenen Floren, welche dermalen die Besatzung weit ausgedehnter, weder durch hohe Gebirge noch durch weite Wasserflächen geschiedener Gelände bilden. Im mittleren Europa z. B. ist ein Vordrängen zahlreicher östlichen Arten unverkennbar und die verhältnißmäßig rasch vor sich gehende Einwanderung solcher östlichen Typen schrittweise zu verfolgen. — Und während so in dem einen Gebiete unzweifelhafte Grenzverschiebungen stattfinden, welche sich, nebenbei bemerkt, ohne direkten Einfluß des Menschen vollziehen, bleiben gleichzeitig andere Floren fast unberührt. Die Pflanzenwelt, welche gegenwärtig die Besatzung der Hochgebirge bildet, zeigt dermalen kaum nennenswerthe Veränderungen, was nun freilich nicht ausschließt, daß nicht unter geänderten äußeren Verhältnissen, wenn einmal die Schranken, welche der Pflanzenwanderung an den Grenzen der Hochgebirgsfloren gezogen sind, fallen, sich erweitern oder verengern sollten, auch diese stabilen Floren wieder in Bewegung und Fluß kommen, so wie andererseits nicht ausgeschlossen werden kann, daß nicht jene Floren, welche gegenwärtig durch Einwanderungen so wie durch Zurückdrängen und Aussterben einer Anzahl von Arten einen Umgestaltungsproceß durchmachen, durch klimatische und andere Schranken, die sich möglicherweise einmal wieder bilden, auf eine Zeit lang stabil werden.

Was die Verbreitungsmittel der Pflanzen betrifft, so sind dieselben in neuerer Zeit von Hildebrand übersichtlich zusammengestellt worden.*) Mit Recht

*) Die Verbreitungsmittel der Pflanzen. Leipzig, Engelmann, 1873.

unterscheidet dieser Autor die Ausrüstungen zur Wanderschaft mit Rücksicht auf die Verbreitungsagentien (Wind, Wasser, Thiere und Menschen) in drei Gruppen und reiht diesen dann noch die Springfrüchte an. Hildebrand erörtert übrigens die Ausbildung der Samendecken zu Transportmitteln vorwaltend nur mit Rücksicht auf ihr Aussehen und nicht auf Grundlage von Versuchen. — Eigens angestellte und planmäßig durchgeführte Versuche sind überhaupt nur wenig in dieser Richtung angestellt worden, und doch ist dies der einzige sichere Weg, auf dem zum Ziele zu gelangen ist. — Die meisten bisher bekannt gewordenen einschlägigen Experimente beziehen sich auf die Verbreitung der Samen durch Vermittlung des Wassers. Schon im Jahre 1853 hat H. Hoffmann zu erproben versucht, ob und wie lange Pflanzensamen im Wasser ihre Keimkraft bewahren. Auch Darwin, Berkeley, Martins haben in dieser Beziehung später Versuche angestellt. Neuerlich hat Thuret in Antibes durch Experimente zu ermitteln gesucht, wie sich die Pflanzensamen im Meerwasser verhalten und hat in mehreren Briefen an A. De Candolle auf Grund dieser Experimente seine Ansicht dahin formulirt, daß der Transport von Pflanzen durch die Meeresströmungen nur für gewisse weit verbreitete Arten, welche Bewohner des Strandes sind, von einigem Belang sein kann, daß jedoch die Samen jener anderen Arten, welche auf Inseln und Continenten entfernt vom Strande ihre Standorte haben, durch Vermittlung der Meeresströmungen nicht an diese ihre Standorte gelangt sein können.*)

Zu einem analogen Resultate gelangte ich bei Untersuchungen über die Verbreitung der Pflanzensamen durch Vermittlung der Luftströmungen**). Ein sehr schwacher Luftstrom vermag jene Samen, deren Decken zu Flugapparaten ausgestaltet sind, nur auf sehr kurze Entfernungen zu übertragen, zumal die bei schweigenden allgemeinen Winden durch Erwärmung des Bodens eingeleiteten schwachen lokalen Luftströme aufsteigende oder in den Gebirgen längs den Bergabhängen emporgleitende sind und am Abend, wenn sich die Richtung der Luftströmung umkehrt und sich ein abwärts gerichteter Luftzug einstellt, die Samen wieder zur Tiefe sinken und an einer Stelle auf dem Boden ankommen, der von dem Punkte der Auffahrt nicht sehr weit entfernt ist. Stärkere allgemeine, über weite Strecken sich geltend machende Winde, Stürme und Orkane wirken aber stoßweise, fluthen wellenförmig über die Erdoberfläche dahin und setzen die aufgehobenen und fortgerissenen Samen nach kurzer Reise an irgend einer zum Auffangen der Samen geeigneten Stelle ab, so daß auch auf diese Weise eine Verbreitung über hohe Gebirge, ausgebreitete Ländereien und das weite Meer nicht stattfindet. — Auf den Höhen unserer Alpen, wo unzählige Insekten, Samen und andere Pflanzentheile von den über die Schneefelder und Gletscherreviere hinfluthenden Stürmen oder von den am Abende nach Untergang der Sonne niedersinkenden lokalen Luftströmungen abgesetzt und in den Firn eingebettet werden, fand ich auch niemals aus weiter Ferne stammende Gebilde, sondern nur Früchte, Samen, Blätter, Insekten aus den zunächst angrenzenden Thalgründen oder von den nächststehenden Bergzügen. Grisebach hat zwar (in seinem Berichte über die

*) Archives des sciences physiques et naturelles. Tome XLVII, Nr. 187 (1873).

**) Einfluß der Winde auf die Verbreitung der Samen im Hochgebirge. Zeitschr. d. Deutschen Alpenvereins 1871.

Fortschritte in der Geographie der Pflanzen 1871, S. 27) die von mir gewonnenen Resultate in Frage gestellt und meint, eine einzige positive Thatsache wiege schwerer, als alle meine Beobachtungen mit negativem Ergebnisse. Aber man wird sich eben vergeblich bemühen, auch nur eine einzige positive Thatsache aufzubringen. Der Fall, welchen Grisebach anführt: daß Berthelot nach einem Orkan auf Teneriffa eine dort vorher unbekannte südeuropäische Pflanze (Erigeron ambiguus) sich ausbreiten fand, kann doch kaum ernstlich als Widerlegung in Betracht kommen; denn es ist kaum zweifelhaft, daß diese Pflanze, auf Teneriffa mit Waarenballen, Heu oder Ballast eingeschleppt, sich zunächst der Küste an einem Landungsplatze der Schiffe angesiedelt hatte und dann durch Stürme weiter über die Insel verbreitet wurde. In Dalmatien, wo dieselbe Pflanzenart früher auch unbekannt war, hat sie sich wenigstens nachgewiesenermaßen auf diese Weise im Laufe der letzten zehn Jahre eingebürgert. Ich glaube daher richtiger zu erklären, wenn ich annehme, daß Berthelot auf Teneriffa das Erigeron ambiguus, nachdem es sich an irgend einer zur Ablagerung von Waaren u. dgl. benutzten Stelle im Hafen in wenigen oder vielleicht auch nur in einem Stocke angesiedelt hatte, nicht sogleich bemerkte und erst dann, als es sich von da aus aussäete und an mehreren Punkten der Insel auftauchte, beobachtete. Irregeführt durch den so häufigen Trugschluß „post hoc propter hoc“ glaubte er dann, ein Orkan, welcher seiner Entdeckung vorhergegangen war, habe die Samen direkt aus dem südlichen Europa nach Teneriffa herbeigeführt. Ich halte daher daran fest, daß durch Luftströmungen die Ausbreitung vieler Samenpflanzen zwar auf geringe Entfernungen, gewissermaßen schrittweise, nimmermehr aber sprungweise über viele Hunderte von Meilen stattfindet.

Wesentlich anders verhält es sich mit der **Verbreitung der Samen durch Vermittlung der Thiere und zwar insbesondere der Zugvögel.** Bei der staunenswerthen Schnelligkeit, mit welcher viele dieser Thiere ungeheure Strecken in kurzer Zeit fliegend durchmessen, kann die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der sprungweisen Verbreitung mancher Samen nicht in Abrede gestellt werden. Insbesondere ist es nicht zweifelhaft, daß die winzigen Samen einiger an schlammigen Ufern wachsender Pflänzchen mit den in geringen Mengen an die Füße der Sumpf- und Wasservögel anklebenden Schlammtheilchen verbreitet werden. Auch an das Gefieder der Wandervögel heften sich die Samen gewisser Pflanzen an und werden so in kürzester Frist auf weit entfernte Orte übertragen. Die Angabe A. De Candolle's, daß die Vögel sich einer überaus großen Reinlichkeit befleißigen und sich aller anhaftenden Gegenstände vor Beginn ihrer Wanderungen entledigen, ist nur theilweise richtig. Sie wird von allen erfahrenen Waidmännern widerlegt und ich selbst kann dieselbe durch eine Reihe von Beobachtungen an Zugvögeln, welche auf ihren Reisen gefangen oder getödtet wurden, widerlegen. — Auch im Darmkanale der Vögel können die Samen beerenfrüchtiger Pflanzen weite Reisen machen und dann mit den Excrementen an Orten abgesetzt werden, welche von jenen, wo die Vögel die Beeren verzehrten, sehr entfernt sind. Ueber die Keimfähigkeit solcher Samen, welche den Darmkanal der Thiere passirt haben, ist zwar auch viel geschrieben, aber nur sehr wenig experimentirt worden. Die Resultate der wenigen von Caspary und Anderen angestellten Experimente hat man zudem vorschnell verallgemeinert und es herrschen daher gerade über diesen Punkt die

abweichendsten Ansichten. Auf Grund von mehr als einem halben Tausend Fütterungsversuchen mit den Samen der verschiedensten Pflanzen und mit den verschiedensten Vögeln kann ich auf das Bestimmteste versichern, daß die Samen, welche durch den Darmkanal jener Vögel gehen, die einen dicken muskulösen Magen haben, in der Regel vollständig vernichtet werden, daß aber andererseits der größte Theil jener Samen, welche den Darmkanal der Amseln, Drosseln 2c. passiren, ihre Keimfähigkeit durchaus nicht verlieren. — Aber trotz dieser Ergebnisse, welche ich demnächst in den Schriften der Wiener Akademie ausführlich zu publiziren gedenke, muß ich die Verbreitung der Pflanzen durch Vermittlung der Zugvögel doch nur als eine ziemlich beschränkte bezeichnen und habe gerade aus den angestellten Experimenten die Ueberzeugung gewonnen, daß die zerstückten Areale vieler Pflanzenarten sich auf diese Weise nicht erklären lassen. Um hier nur ein paar Beispiele anzuführen, möge darauf hingewiesen werden, daß die Wanderungen der Zugvögel aus dem Süden nach dem Norden zu einer Zeit stattfinden, in welcher im Süden gewisse Pflanzenarten, die in Frage kommen könnten, erst im Aufblühen und noch weit entfernt sind, reife Früchte zu tragen. Wenn dagegen die im Herbste aus dem hohen Norden kommenden Wandervögel unsere Alpen passiren, deckt die alpine Region bereits Schnee; die Wanderzüge überfliegen auch nicht die bereits schneebedeckten Rücken und Kämme, sondern immer die tiefsten noch schneefreien Einsattlungen des Gebirgslandes, und gerade diese tragen eine Vegetation, von welcher keine einzige Art auf eine Einschleppung aus dem arktischen Gebiete hinweist. Die Samen vieler jener Pflanzen, welche zerstückte Areale bewohnen und die uns hier besonders interessiren, werden zudem von keinem der Wandervögel als Nahrung angenommen. Manche derselben, wie z. B. die Samen der Weiden, verlieren ihre Keimkraft schon binnen wenigen Tagen und viele reifen und lösen sich ausgereift von der Mutterpflanze zu einer Zeit ab, welche von der Periode der Wanderzüge des Federvolkes noch fernab liegt.

Ich möchte mit diesen flüchtigen Bemerkungen nur andeuten, daß bei der Lösung der Frage, ob das zerstückte Areal einer Pflanzenart oder einer ganzen Flora durch Vermittlung der Wandervögel erklärt werden kann, allgemeine Regeln keine Geltung haben. Es muß für jede in Frage kommende Pflanzenart eine spezielle Untersuchung vorgenommen werden und müssen alle Verhältnisse derselben nach Maßgabe der hier entwickelten Gesichtspunkte auf das Sorgfältigste erwogen werden. — Das ist allerdings sehr mühsam, führt aber allein zu einem sicheren Ziele.

Die spärlichen Resultate, welche bisher auf diesem Wege gewonnen wurden, sind der Grisebach'schen Annahme nicht günstig, sondern drängen zu der Auffassung, daß sich die zerstückten Areale vieler Samenpflanzen weder durch wandernde Thiere noch durch Wasser- und Luftströmungen, überhaupt nicht durch jetzt wirksame Transportmittel und Wanderungen erklären lassen.

Auf den zweiten Differenzpunkt zwischen den Forbes'schen und Grisebach'schen Ansichten, die Frage betreffend: ob jede natürliche Flora eine besondere Schöpfung ist, oder ob die gegenwärtigen natürlichen Floren mit den in früheren Perioden die Erdoberfläche schmückenden Floren in einem genetischen Zusammenhange stehen, beabsichtige ich hier nicht, näher einzugehen. Nur

beiläufig dürfte in Betreff dieser Frage darauf hinzuweisen sein, daß die Verneinung der Familienbande der Pflanzen von Einst und Jetzt einer unberechtigten und unwissenschaftlichen Geringschätzung aller neueren phytopaläontologischen Forschungsergebnisse gleichkommt. Arbeiten, wie sie z. B. Unger in seiner Geologie der europäischen Waldbäume*) geliefert hat, beweisen, daß derlei Probleme durchaus nicht jenseits der Grenzen unserer Forschung liegen. Sie haben im Gegentheile den Anspruch als vollgültige historische Nachweise der Abstammung der jetzt lebenden von den vorweltlichen Arten angesehen und bei dem Entwurfe einer Geschichte der Pflanzenwelt verwendet zu werden.

Die palatinischen Ausgrabungen.

Von F. **Reber** in München.

Größere Veränderungen, als die Gestalt Roms in den letzten Jahren, hatten wohl wenige Hauptstädte im gleichen Zeitraume zu erfahren. Durch die moderne Umgestaltung der politischen Verhältnisse aufgeschreckt aus der gravitätischen Ruhe von Jahrhunderten, hatte die ewige Stadt plötzlich versucht, auch ein modernes Gewand anzulegen und sich gleichsam des weiten Mantels erinnernd, den der aurelianische Mauerring um die greisenhaft verschrumpfte Gestalt legt, suchte sie sich wieder ausfüllend zu verjüngen. Es ist hier nicht der Ort, über die Ersprießlichkeit und den Erfolg dieser Bestrebungen mich zu verbreiten, und es muß die Andeutung genügen, daß zwar das Maß genommen und das neue Gewand zugeschnitten worden ist, daß es aber dem alten Körper nicht recht anpassen will und deshalb wohl nie vollendet werden wird, weil es eben an der Möglichkeit fehlt, den Organismus selbst entsprechend zu regeneriren. Oder ohne Bild gesprochen, ist das Ergebniß, daß die neuangelegten Stadttheile, an Umfang ein Drittheil der Altstadt erreichend, über das wirkliche Bedürfniß weit hinausgehen, weshalb es unter empfindlichen Bankerotten der überspannten Bauunternehmungen und Gesellschaften trotz der sumtuosesten Nivellirungs- und Wasserleitungs- wie Abzugsarbeiten, in der Hauptsache bei der Tracirung der Straßen und Herstellung der Trottoirs geblieben ist, während an denselben nur einzelne Häusergruppen inselartig entstanden sind.

Dafür sind die reizenden Vignen und wohlbestellten Gemüsegärten des nordöstlichen Roms verschwunden, und statt der selbst in sanitärer Beziehung vortheilhaften Vegetation, starrt jetzt von S. Maria Maggiore bis an den Lateran eine Wüste, die über alle Beschreibung trost- und hoffnungslos wahrhaft erschütternd auf jeden wirkt, welcher früher einmal Gelegenheit hatte, etwa von dem verschwundenen Monte di Giustizia, das esquilinische und vincinalische Gebiet zu überblicken. Möchte ich zu schwarz sehen, wenn ich glaube, daß die riesigen Erdarbeiten, mit welchen die Fläche geebnet worden ist, geradezu zum Nachtheile der Stadt gereichen?

In wissenschaftlicher Hinsicht freilich konnten sie nicht ohne Nutzen sein. Antike Straßen und Wohngebäude kamen hin und wieder zum Vorschein, selbst

*) Geologie d. europäischen Waldbäume. Graz, Leuschner & Lubensky, 1869 ff.

Bauten von geschichtlichem Interesse, wie der Agger des Servius Tullius oder das Auditorium des Mäcenas, aber einerseits verlangt die Straßenanlage wieder sofortige Verschüttung, andererseits erfordert die Nivellirung ein Tiefergehen unter den antiken Boden, womit das eine wieder aufgegeben, das andere gänzlich vernichtet oder wenigstens in seinem Bestande gefährdet werden mußte. Wenn aber z. B. der Anlage der Via Nazionale selbst Paläste zum Opfer fallen müssen, so läßt sich natürlich nicht denken, daß dürftige Ruinen geschont werden können.

Anders verhält es sich da, wo lediglich aus wissenschaftlichen Gründen Ausgrabungen veranstaltet wurden, wie namentlich am Forum Romanum. Hier, wo die Schuttdecke eine Höhe von 12 Meter erreicht, gelangte man bereits nahezu an den Abschluß, den einige im Wege stehende Kirchen und die Verkehrsbedingungen gebieten. Ob aber auch hier die Resultate im richtigen Verhältniß zu den Opfern stehen, ist zu bezweifeln. Es war dabei keine Divination mehr nöthig, denn man kannte in der Hauptsache die Topographie des Forum voraus, dafür fehlte es auch ganz an dem märchenhaften Glück, das eines Schliemann Wünschelruthe begleitete. Die Gebäude kamen da, wo man sie vermuthete, zum Vorschein, aber abgeplündert bis beinahe auf das letzte Marmorstück der Verkleidung. Diesen mäßigen Ergebnissen steht nun gegenüber, daß, abgesehen von dem ungeheuren Aufwande (jeder Karren Erde muß 5 Kilometer weit geschafft werden), im Herzen der Stadt eine bedenkliche Senkung entstand, die trotz der durchziehenden Cloake an Regentagen in breiten Lachen sich mit Wasser bedeckt und ihre miasmatischen Einflüsse bis auf das Capitol äußert. Ich selbst kehrte wiederholt sehr unwohl zurück, wenn ich bis gegen Mittag mit Vermessungen in der Tiefe beschäftigt war, und begriff es vollkommen, obwohl es mir sonst gegen die Gefühle ging, als ein gebildeter Mann sich dahin äußerte, es wäre das Beste, nach sorgfältigen Aufnahmen und Modellherstellungen, wie nach Entfernung alles Beweglichen, das Ganze wieder zuzuschütten.

Alle diese Uebelstände lagen der Aufdeckung der Kaiserpaläste des Palatin ferne, wo wenig weiter verloren ging, als einige Acres Gemüseareal. Freilich auch verschiedene reizende Plätzchen à la Berghem und Roos, an denen Bäume und Gebüsche aus halbverschütteten Backsteinruinen hervorquollen und durch ihre Laubkronen nur ein Stück des tiefblauen Himmels schauen und nur gedämpftes Licht in die Gewölbgrotten bringen ließen, während an sonnigen Plätzen die apollinische Lacerte unter Brombeerhecken huschte, das einzige Geräusch verursachend, das hier das Ohr des Landschaftsmalers, des Dichters, des Gelehrten oder sonst sich hierher verirrender empfindsamer Seelen berührte. Ich erinnere mich noch, vor zwanzig Jahren in dem Gestrüpp herumgeirrt zu sein, im beständigen Kampfe mit der Elegie, welche in meinem damals noch romantischen Herzen die mir vorgesetzte Forschung zu überwuchern drohte, wie Epheu, Schlinggewächs und wilde Rosen die Ruinen überwuchert hatten. Jetzt ist der elegische Duft größtentheils vom Hügel verschwunden, und die poetische Dämmerung hat dem Lichte wissenschaftlicher Forschung den Platz geräumt.

Ein Gang über den Hügel ist verwirrend: ein prunkvoller Aufgang aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (von der palatinischen Villa Farnese) führt zu romulischen wie caligulanischen Gründungen; domitianische Anlagen liegen über augustinischen, die über 6 Meter tief verschüttet wurden, um das Areal zu gewinnen

Tufquadermauern gemahnen an die Königszeit, unmittelbar daneben Freskenreste an die der Kaiser: ein Schritt verändert oft die Scenerie um ein Jahrtausend. Nirgend hat der Hügelrand seine ursprüngliche Gestalt: Spuren von der romulischen Roma Quadrata werden von spätem Backsteinbau und von Gußwerk durchkreuzt und zum Theil verborgen, Gemächer aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., zur Hälfte herabgestürzt, sind auf die alten palatinischen Stadtmauern gegründet, Privatgebäude, an den Halden des Hügels, vermischen sich unentwirrbar mit den Resten des Plateau's selbst. Locale Führung ist daher selbst an Ort und Stelle sehr unerquicklich, und wäre sie geradezu unerträglich, wenn nicht unmöglich. Wir wollen daher den geschichtlichen Gang einschlagen.

Von der romulischen Zeit konnte man sich wenig Reste mehr versprechen, da sie ja schon in der Kaiserzeit zum größten Theil verschwunden sein mußten. Denn wenn auch der Palast oder die Hütte des Romulus als Reliquie noch in Constantins Zeit unterhalten wurde, so war schon durch die tausendjährigen Ausbesserungen von dem Ursprünglichen wohl nichts mehr übrig geblieben. Auch das Lupercal, ein Grottenheiligthum des Wolfabwehrers, das man schon als Cultstätte der vorromulischen Hirtencolonie annehmen darf, war nach dem Monumentum ancyranum von Augustus neugebaut worden, und es würde jetzt wohl unmöglich sein, eine der beiden Grotten nahe an der Westecke mit Bestimmtheit damit zu identificiren, während Gori geradezu geirrt hat, indem er eine nahe Cloake zum Lupercal machte. Reste des romulischen Mauerringes aber sind vorhanden, und unter diesen als die unzweifelhaftesten ein großer Tract an der Westecke, ein mächtiges Befestigungsstück aus gewaltigen, am Hügel selbst gebrochenen Tufquadern, ähnlich den bekannten Resten der servischen Mauer, aber ungeschlachter und technisch unvollkommen. Sind aber diese Mauern zumeist abgetragen oder verbaut worden, so mußten noch mehr die Thore verschwinden, obwohl sich die drei Aufgänge durch die gefundenen Straßen, wie durch die Hügelformation noch nachweisen lassen. Von dem ursprünglichen Hauptthor an der einzigen, nicht steil abfallenden Hügelstelle, da wo der Vorberg Velia eine sanfte Ansteigung bildet, ist sogar die Stelle über die Straße, welche, vom Titusbogen aufwärts führend, theilweise wieder aufgedeckt worden ist, mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Sein Name Porta Mugonia aber beurkundet, wie das Lupercal und die Sage von Faust über den Hirtencharakter der palatinischen Colonie an Schiller's Verse in der Abendschilderung des Landstädtchens (Lied von der Glocke) erinnernd:

Und der Rinder breitgestirnte glatte Schaaren
Kommen brüllend, die gewohnten Ställe füllend.

Doch auch anderes Getöse erschütterte an dieser Stelle die Luft, wilder Waffenlärm mit dem Kreischen heroischer Weiber und dem Angstgeschrei der Kinder, als die Sabiner in lang verhaltener Rache siegreich bis vor das Thor gedrungen waren und Romulus verzweifelnd den Gott anrief, seinen weichenden Palatinern ein Halt zu gebieten. Daß die göttliche Intervention den Ausschlag gegeben, dürfen wir bezweifeln, gewiß aber ist, daß neben dem Thore das Heiligthum des Jupiter Stator, des Haltgebieters, dem Gelübde gemäß sich erhob und daß ein wüster, völlig schmuckentblößter Tempelunterbau rechts von der Stelle des Thores mit jenem

Heiligthum, freilich von einem später vergrößernden Umbau herrührend, zu identificiren ist.

Mehr ursprüngliche Erhaltung findet sich an dem gegenüberliegenden Aufgang, dessen Thorname verloren ist, während der Aufgang selbst als die Cacus-Treppe auf einen uralten Ortsmythus hinweist. Welchen Mißverständnissen aber Namen unterliegen können, zeigt gerade diese Scala Caci, die als καλὴ ἀκτη griechisch aus Scala Caci verballhornt bei Plutarch erscheint, wie dies Bethmann so ansprechend erklärt hat. Freilich ist es bis jetzt noch nicht gelungen, Zusammenhang in die dort auftretenden Mauerreste von Tufquadern ältester Fügung zu bringen.

Kürzere Geltung aber als die palatinische Befestigung haben wohl wenige Stadtmauern gehabt, denn schon deren Gründer mußten es erleben, daß sie wieder wenigstens theilweise obsolet wurden. Sobald nämlich Rom durch Heranziehung des Capitoliums zur Doppelstadt wurde, mußte die Bedeutung der palatinischen Umschließung um so mehr verlieren, als gerade der Capitolinus zur Akropolis eingerichtet ward und die Haupttempel wie die Burg aufnahm. Man dachte auch garnicht daran, die beiden Höhen durch Schenkelmauern mit einander zu verbinden und setzte seit Numa sogar gerade die wichtigeren Gebäude in die ganz unbefestigte Tiefe zwischen den beiden Höhen, wie namentlich die Anlage des Forum Romanum beweist. Besonders aber, als die servische Mauer entstand, scheint die palatinische Sonderumschließung ganz auflässig geworden zu sein, so daß sich das Volk bei der Gallierinvasion, als der ganze Stadtumfang unhaltbar geworden, zwar theilweise auf das Capitol, aber ohne alle Berücksichtigung des Palatin, lieber in die Nachbarstädte Veji und Caere zurückzog.

In der That ist die monumentale Bauthätigkeit auf dem Palatin seit Numa und bis ans Ende der republikanischen Zeit sehr untergeordnet. Selbst von den Königen residirte nur Tarquinius Priscus auf oder vielmehr am Palatin, bei der erwähnten Porta Magonia. Nur zwei größere Heiligthümer wurden seit Gründung des Statortempels erwähnt, ein zweiter Jupitertempel und das Heiligthum der Magna Mater Idaea (Cybele), zu welchen angeblich die nackten Substruktionen gehören, die man bei den Ausgrabungen an der Circusseite gefunden, alle übrigen Cultstätten waren lediglich Altäre oder höchstens Kapellen. Dagegen war und blieb der Palatin das dichtbesetzte Stadtviertel der Urrömer, d. h. erst der Patrizier und als aus den hundertjährigen Kämpfen der Stände in Rom ein neuer aus Patriziat und Plebs zusammengesetzter Amtsadel sich entwickelt hatte, der Nobilität. Aus den Hunderten von Hütten des von Romulus zur Stadtgemeinde gesammelten Gesindels waren jedoch im Laufe der Zeit Paläste geworden, wobei sich auch die Zahl der Besitzthümer erst durch das allmähliche Aussterben des Patriziats, dann auch durch die Concentration des Besitzes der Nobilität in den Zeiten der Bürgerkriege in Folge von Erbschaften, Kauf oder Gewaltthat erstaunlich und bis auf einige Dutzend von Palästen verminderte. Doch kennen wir namentlich durch Cicero's Reden noch eine Anzahl berühmter Besitzer palatinischer Häuser, wie Cn. Octavius, den Besieger des Perseus von Macedonien, dessen Haus wahrscheinlich verschieden von jenem des C. Octavius, Vaters des Augustus, erscheint, ferner Lut. Catulus, Scaurus, Cicero, Clodius, Milo, Crassus, Hortensius, M. Antonius, dessen Besitzung später an Agrippa und Messala gelangt, und Tiberius Claudius Nero, dem Vater des

Kaisers Tiberius. Leider sind die Nachrichten über den Besitzwechsel nur so spärlich, daß der Besitzstand in den einzelnen Zeitabschnitten überhaupt nur bruchstückweise und noch seltener topographisch nachgewiesen werden kann.

In raschem Wechsel finden wir z. B. im Besitz des Hauses des M. Livius Drusus den Crassus, den Cicero, den Censorinus und den Statilius Sisenna, während wir sonst lesen, daß Scaurus das Haus des Cn. Octavius, Catulus, das Areal der Gracchen, zu dem eigenen Grundstück annektirte. Ueberhaupt jeder neue Besitzer arrondirte und veränderte, und zwar in zunehmend prachtvolleren Umbauten. Seit hierbei Crassus, damals den Spottnamen der „palatinischen Venus" sich verdienend, zum erstenmal überseeischen (hymettischen) Marmor zum Umbau seines Atrium verwandte, wodurch der Werth des Anwesens auf die von Cicero bezahlte Summe von 3,500,000 Sesterzen (614,000 ℳ) sich erhob, stieg der Luxus des palatinischen Privatbaues in schamlosestem Wetteifer, wie denn schon Scaurus eine solche Masse von Kunstwerken und Prachtmaterialien in seinem Palaste aufhäufte, daß Clodius für die Besitzung 14,800,000 Sesterzen (2,596,000 ℳ) bezahlen konnte.

Die aufgedeckten Ruinen des Palatin bieten, abgesehen von den tiefverschütteten Gemächern der sog. Bäder der Livia, nur mehr ein verständliches Specimen von diesen vorkaiserlichen Privatgebäuden, übrigens ziemlich bescheidener Art. Es ist einiger Grund vorhanden, die Ruinen, welche hinsichtlich ihrer an Pompeji erinnernden Erhaltung einen Glanzpunkt der palat. Ausgrabungen bilden, für das Haus des obenerwähnten Tiberius Claudius Nero, Vaters des Kaisers Tiberius, zu halten. Seine im Hauptheil 5 Meter unter die Umgebung gesenkte Lage beweist, daß es in einer Zeit angelegt war, in welcher man das coupirte Terrain des Hügel-Plateau's noch nicht durchgreifend geebnet hatte, die Adaptirung des Zuganges zeigt, daß man es eine Zeit lang als halb unterirdischen Raum benutzt habe, die ungewöhnliche Erhaltung seiner aus der besten Zeit stammenden Fresken aber läßt schließen, daß es (aus Nivellirungsgründen) spätestens im 2. Jahrhundert zugeschüttet worden sei.

Es besteht in den erhaltenen Theilen aus einem mäßigen säulenlosen Atrium, gegen welches sich drei Gemächer öffnen, während ein viertes, durch einen Corridor getrennt, sich an die rechte Seite lehnt. Die vier Gemächer bieten reichen Schmuck kostbarer Wandmalereien dar, die den pompejianischen zwar verwandt, aber von diesen doch dadurch unterschieden sind, daß der architektonische Theil noch nicht jene hochgradige Schlankheit und Magerkeit in Säulen und Gebälken zeigt, welche in der flavischen Epoche in Mode war, in augusteischer Zeit aber, wie wir durch Vitruv erfahren, erst in Aufnahme zu kommen begann. Eines der Gemächer zeigt Früchtefestons, von einer Säule zur anderen gespannt, die, vollkommen realistisch aufgefaßt, sogar über das natürliche Größenverhältniß hinausgehen, übrigens in einer Breite und Kühnheit behandelt, die in Pompeji schwerlich ihres Gleichen findet. Ist aber demnach auf eine vorpompejianische Entstehungszeit dieser Malereien zu schließen, so kann das durchschnittliche Höherstehen der bildlichen Darstellungen im palatinischen Hause diese Annahme doch nicht weiter befestigen, weil zu erwägen ist, daß in der Hauptstadt bessere Kräfte zu Gebote standen, als dies in der Regel in der Provinz der Fall war.

Man darf annehmen, daß in der Zeit, als Augustus mit der Besitzergreifung des Palatin für kaiserliche Wohnzwecke den Anfang machte, der Hügel noch ganz mit Gebäuden dieser Art bedeckt war, die nach dem vorliegenden Beispiel wohl zumeist von etwas ansehnlicheren Dimensionen und namentlich Höhenverhältnissen waren, als die pompejanischen, von denen aber manche nach den klassischen und besonders ciceronianischen Notizen an Prachtentfaltung ungleich mehr leisteten. Aehnlich unserem erhaltenen Beispiel aber mag namentlich das „unscheinbare" väterliche Haus des Augustus gewesen sein, welches er nach der Schlacht bei Actium durch Einverleibung mehrerer anderer Besitzungen, wie des Hortensius und Catulus, standesgemäß zu erweitern strebte. Nun verschwand allerdings die frühere Einfachheit, sowohl in den ererbten, wie in den nachträglich erworbenen Theilen, von welchen letzteren der hortensische Bestandtheil durch seine altbürgerliche Schlichtheit, die sich in den Säulen von Albanerstein wie in dem Mangel aller Marmorzierden an Wänden und Fußböden aussprach, von den übrigen Patrizierhäusern wahrhaft republikanisch abgestochen hatte. Doch benutzte Augustus keineswegs das ganze, wohl annähernd auf ein Achtel des Hügels zu schätzende Areal für Privatzwecke, sondern grenzte in weiterer Erkenntniß seiner Ziele den größten Theil davon für öffentliche Gebäude ab, indem er an einer vom Blitze getroffenen Stelle dem Apollo, an einer anderen der Vesta einen Tempel errichtete und den Tempelhof des ersteren mit zwei Bibliotheksälen verband. Von der Pracht und Ausstattung dieser Monumentalbauten haben wir zahlreiche Notizen, — aber bis zur Stunde sind wir über ihre Lage völlig im Unsicheren. Es ist hier nicht der Ort, mich über die Gründe zu verbreiten, warum ich mich der seit einem Jahrhundert vulgären Annahme, daß der Palast an der Stelle von Villa Mills gestanden habe, nicht anschließen kann, und ich kann hier nur andeuten, daß die Domus Augustana mit jenen Prachtgebäuden wohl mehr nach der Mitte des Hügels zu vermuthet werden müsse, vielleicht zum Theil absorbirt durch den domitianischen Palast, der ebenso, wie das Haus Augustus, ausdrücklich zum aedes publica erklärt worden war, vielleicht aber auch ganz außerhalb des bisherigen Ausgrabungsgebietes der farnesischen Gärten. Apoll und Vesta haben jedenfalls bis zur Stunde noch keine entsprechende Stätte auf dem Hügel gefunden.

Gesichert ist dagegen Lage und Umfang des Palastes des Tiberius an dem gegen das Capitol lehnenden nordwestlichen Hügelrande. Eine reizende Gartenanlage bedeckt noch jetzt die darunter ruhenden Gemächer und Höfe, deren Beseitigung der Schönheit des Hügels großen Abtrag, der Forschung und Kunst aber vielleicht, wenn die Wände nicht durchgängig ihrer Stuck- und Marmorbekleidung beraubt sind, großen Vortheil bringen würde. Eine aufgedeckte nackte Kammerreihe aus Backsteinen, muthmaßlich Wachstuben der Prätorianer, schließt den Complex nach Südwest, ein Kryptoporticus, neuestens wieder gangbar gemacht, gegen Südost ab. Man wandelt mit Behagen in der Mittagszeit in diesem etwas unter dem Niveau des übrigen Hügels liegenden, durch etliche Luminarien spärlich beleuchteten Corridor, der an einigen Stellen des Tonnengewölbes noch Reste reizender Stukkatur zeigt, welche unsere Nachkommen der rasch auftretenden Versickerung wegen schwerlich mehr werden genießen können.

Seitengänge, die hier münden, waren aber wie gemacht zu Hinterhalt und

Ueberfall, und wirklich befinden wir uns hier am Schauplatze einer blutigen That der Kaisergeschichte, welche Sueton und Flav. Josephus erzählen. Caligula, von den Ludi palatini (die wahrscheinlich in der Gegend des nachmaligen Titusbogens gegeben wurden) in den Palast zurückkehrend, war von dessen Hauptthor in diesen Corridor (Krypta) abgebogen, um der Probe eines asiatischen Cultgesanges und Tanzes anzuwohnen, die in der Nähe desselben abgehalten werden sollten. Da tritt Cassius Chäreas auf ihn zu, ersucht ihn um die Parole, und als Caligula wegwerfend antwortet, versetzt ihm Chäreas den ersten Dolchstoß, worauf sämmtliche Verschworenen ihre Waffen entblößen. Vergebens sucht Caligula zu entfliehen, ein Verfolger wirft ihn zu Boden und der Tyrann endet, mit Wunden bedeckt. Die Verschworenen fliehen in das nahe Haus des Germanicus, wahrscheinlich dasselbe, welches wir als das väterliche Haus des Tiberius kennen gelernt haben. Caligula hatte in den Palästen seiner Vorfahren Augustus und Tiberius keinen genügenden Raum gefunden und den des Tiberius nach der Nordecke des Hügels zu erweitert, um einerseits die Verbindung mit seinem Vater, dem capitolinischen Jupiter, andererseits mit seinen Brüdern, den Dioskoren in ihrem Tempel am Forum herstellen zu können. Denn bekanntlich hatte dieser wahnsinnige Kaiser, um zu Conferenzen über Regierungsmaßregeln (resp. über caligulanische Thorheiten) auf geheimem Wege zu seinem göttlichen Vater gelangen zu können, eine Brücke vom Palatin über die Bas. Julia hinweg nach dem Capitolinus erbaut, während er andererseits den Castortempel geradezu zu einem mit seinem Palaste in Verbindung stehenden Empfangssaal machte, um, in Mitte der beiden Götterstatuen sitzend, sich göttliche Verehrung erweisen zu lassen. Das Merkwürdigste ist freilich, daß es wirklich Leute gab, die adorirten, selbstverständlich aber, daß nach seiner Ermordung die Verbindungen mit dem Capitol und dem Castortempel niedergerissen wurden. Die Ruinen seiner Palasterweiterung aber gehören zu den wohlerhaltensten des ganzen Hügels, wenn auch Verputz und Bekleidung von den Backsteinmauern verschwunden sind. Vielleicht ist aber Caligula bei den Plänen selbst betheiligt gewesen, wenigstens sind sie confus und nur in wenigen Fällen hinsichtlich des Ensembles, der Beleuchtung ꝛc. verständlich.

Claudius fand in den bestehenden Palästen Raum genug für seine etruskischen Studien wie für seine Messalinen, sein reges bauliches Interesse dagegen war Ostia, dem Fucinersee und Wasserleitungen, im Ganzen wahrhaft gemeinnützigen Unternehmungen zugewendet. Nero aber liebte die Düsterkeit und etwas winkelige Unregelmäßigkeit der palatinischen Palasträume nicht und zog die esquilinischen Lustgärten aus der Agrippa'schen Erbschaft und andere Erwerbungen vor. Als daher der neronische Brand auch den Palatin sehr geschädigt, scheint er sich mit dessen Wiederherstellung nicht eben beeilt zu haben. Auch ist es falsch, daß ihm der Hügel zu klein war, denn die Hälfte des Palastes war damals von den Kaiserpalästen noch gar nicht in Anspruch genommen und besonders der Thalspalt, welcher in dieser Senkung nach Art des Capitols den Hügel in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte zerlegte, nur wenig (vielleicht durch Augustus) überschritten worden. Doch wollte Nero eine Verbindung seiner esquilinischen Besitzungen (domus aurea) mit den palatinischen, woraus am östlichen Abhang der Velia und in der Tiefe zwischen Palatin, Esquilin und Cälius die domus transitoria und, den weitschichtigen

Verhältnissen dieser Anlage entsprechend, der riesige Sonnencoloß als Thürhüter, der neronische Teich (an der Stelle des nachmaligen Colosseums) u. s. w. entstand. Es ist Grund anzunehmen, daß nach Nero's Untergang ein Theil des Palatin noch in Ruinen lag, indem alle künstlerischen Kräfte auf die domus aurea und d. transitoria concentrirt worden waren. Es blieb daher den Flaviern vorbehalten, nach Auflösung der außerpalatinischen Palastanlagen, das Zerstörte wieder aufzubauen, und man darf voraussetzen, daß der erst von Domitian ausgeführte Bau (Vespasian residirte zumeist in den sallustischen Gärten, und Titus war durch die Vesuvkatastrophe, durch Thermen und Kolosseum, wie durch einen gleichzeitigen Rombrand in Anspruch genommen) an die Stelle eines verbrannten ältern Palastes trat. Da nun der Palast des Tiberius wie der des Caligula in der Hauptsache unbeschädigt geblieben zu sein scheinen, so müssen wir an die augusteische domus denken, und ich werde in dieser Annahme noch bestärkt durch den schon erwähnten Umstand, daß der domitianische Palast ebenso als aedes publica auftritt, wie es der augusteische gewesen war.

Der domitianische Palast aber liegt in erfreulicher Klarheit vor uns, wenigstens dem Plane nach, da leider die erheblichen Reste der künstlerischen Ausstattung, welche sich bis in die neuere Zeit erhalten haben, bei der Ausgrabung Bianchini's, 1720—1726, abgeplündert worden sind. Der Neubau war von einer vorher auf dem Palatin nicht erreichten Großartigkeit, sowohl durch die riesigen Verhältnisse der einzelnen Räume, wie durch die mächtige Substruction, welche jetzt nach dem Vorgange der Thermen des Titus, über die alten Palastruinen weg, den obenerwähnten Thalspalt gänzlich schloß. Obwohl die Säle insgesammt nach der Schmalseite des Complexes situirt und gegen Nordost (Titusbogen) gewandt sind, wo doch der Haupteingang an der nordwestlichen Langseite dem tiberianischen Palaste gegenüber, mit welchem auch eine unterirdische von dem erwähnten Kryptoporticus abzweigende Verbindung entdeckt ward. Dieser Hauptzugang, der wegen des hier schon beträchtlichen Ansteigens des Areals nur eine mäßige Freitreppe erforderte, führte durch kleinere vestibulartige Räume in einen großen peristylen Hof, an den sich zur Rechten und Linken Saalbauten anschloßen. Sie sind schon bei der Entdeckung des Tablinum oder richtiger Empfangs- und Thronsaal, als Basilika oder Gerichtssaal, als Lararium oder Hauskapelle, als Triclinium und als Nympheum unterschieden worden. Muß ich mir hier versagen, sie im Einzelnen zu beschreiben, so kann ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß sie das älteste Beispiel einer der von Vitruv erwähnten Hausbasiliken darbieten, welche erhöhtes Interesse gewonnen haben, seit Meßmer nachgewiesen, daß die christliche Basilika aus der Hausbasilika hervorgegangen sei. Ich habe von der Entdeckung der domitianischen Hausbasilika aus constructiven Gründen dargethan, daß der Unterschied des Plans der christlichen Basilika von den forensen Gerichtsbasiliken, nämlich die Einsetzung des Schiffsystems mit überhöhtem Mittelschiff statt der Ringsumführung der Nebenräume schon in der Hausbasilika vorgelegen haben müsse, und war entzückt, diese Annahme durch diese älteste und einzig sichere Hausbasilika bestätigt zu finden.

Wahrscheinlich bildete aber der in den ehemaligen farnesischen Gärten ausgegrabene Palast nur einen Theil der ganzen domitianischen Anlagen. Denn das große wohlerhaltene Stadium auf der südöstlichen Hügelhälfte läßt durch einige flavische

Backsteinstempel vermuthen, daß es gleichzeitig mit jenen aedes publica entstand, und vielleicht ist der Zwischenraum zwischen beiden von jenen in der Vita des Apollonius von Tyana erwähnten Adonäischen Gärten besetzt gewesen, welche nach einem capitolinischen Planfragment von nicht geringem Umfange und in Septimius Zeit vorhanden angenommen werden müssen. Ist das richtig, so würden wir es mit zwei parallelen Gebäudeflügeln zu thun haben, von welchen der eine der Repräsentation, der andere den Spielen gewidmet war. Sind dann vielleicht die angeblichen Reste der domus Augustana (Villa Mills) als die kaiserlichen Thermen zu betrachten, dann würden die beiden Flügel ihre abschließende Verbindung erhalten.

Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstand nur ein nachweisbarer Neubau auf dem Palatin, der Palast des Commodus, von welchem sich neuestens Reste bei S. Bonaventura dem Cälius gegenüber gefunden haben, Exedren, Corridore u. s. w. mit zierlichen Malereien, durch Ziegelstempel aus Commodus' Zeit in diese Epoche gewiesen.

Nach dieser ist aber nun noch eine größere bauliche Leistung zu constatiren, nämlich die des Septimius Severus, welcher es unternahm, die bisher vernachlässigte Südecke zu den Palastanlagen zu ziehen und zu würdiger Erscheinung zu bringen. Es wird berichtet, daß es ihm darum zu thun war, seinen auf der Via Appia kommenden afrikanischen Landsleuten durch den ersten Anblick des Palastes zu imponiren, was ihn namentlich bestimmte, einen luxuriösen Façadenschmuck aufzuführen, der zum Theil bis ins 15. Jahrhundert unter dem ursprünglichen Namen Septizonium erhalten war. Der Name hat die irrthümliche Vorstellung hervorgerufen, als sei eine sieben Etagen hohe, in Risaliten und Exedren senkrecht gegliederte Wand in der Weise durch vorgestellte Säulenreihen mit ihren entsprechenden Gebälken dekorirt gewesen, wie sich dies thatsächlich in einem Fragment der drei unteren Etagen bis zum 16. Jahrhundert erhalten hat. Allein, dies wäre constructiv unmöglich gewesen, da die Rückwand schon an dem erhaltenen Stücke oben nur mehr von so mäßiger Stärke war, daß man an Darüberbauen von 4 weiteren Stockwerken unmöglich hätte denken können, abgesehen von der Unthunlichkeit des Uebereinanderthürmens von sieben Säulenreihen besonders mit geraden Gebälken. Unzweifelhaft war daher der Façadenschmuck des Septizoniums die Verkleidung von zwei oder drei Terrassen, die in der Ansicht einen ähnlichen Effekt machen mochten, als wenn die Säulenreihen übereinander ständen, aber in deren selbständigem Aufbau von 2 bis 3 Terrassenwänden jede constructive Waghalsigkeit ausschlossen, überdieß dadurch an perspectivischer Wirkung nur gewinnend. Wahrscheinlich standen Wasserwerke damit in Verbindung, wie dies bei anderen Septizonien der Fall war, wodurch dann unzweifelhaft ein grandioser Eindruck erzielt wurde.

War aber einst die Ansicht der severischen Palastecke von imposanter Schönheit, so gehört jetzt die Aussicht von deren Ruinen zu den entzückendsten Panoramen der Welt. Durch den Rahmen der riesigen, von mächtigen Bogen überspannten Backsteintrümmer oder von anscheinend einsturzdrohenden Platformen aus, welche man über Schuttmassen erklettert, breitet sich ein herrliches Bild der Höhen des Aventin, der antoninischen Thermen, des Cälius, der Via Appia, der aurelianischen Mauern und der Campagne aus, welches durch die wundervollen Wellen des

Albanergebirges in einer Linienschönheit abschließt, die nur durch den unaussprechlichen Farbenzauber, der sich über das Ganze ergießt, übertroffen wird. Einen Tag des palatinischen Studiums auf dieser Höhe beschließen und von hier aus die Wandelungen beobachten zu können, welche der Sonnenuntergang bis zur Dämmerung hervorbringt, entschädigt für alle Mühen des Tages und wären sie auch viel erquickungsloser gewesen, als Forschungen auf einem so denkwürdigen Boden sind.

Was Sept. Severus Nachfolger noch baulich leisteten, ist gering oder sinnlos. Durch die Verlegung des Thrones nach Byzanz verloren die Palastanlagen den Glanz ihrer Ausstattung, und nachdem Rom auch aufgehört hatte, die Hauptstadt des Westens und die gelegentliche Residenz der lateinischen Kaiser und byzantinischen Exarchen zu sein, auch Zweck und Mittel ihrer Erhaltung. Gothen und Vandalen werden indeß hier weniger gewüthet haben, als ihnen gewöhnlich von italienischer Seite zugeschrieben wird, denn Odoaker wie Theoderich bewohnten und restaurirten noch wenigstens einige Gebäude, ja selbst nach mehr als 100 Jahren später (629) konnte Heraklius in demselben, wahrscheinlich im Thronsaal der domus Domitiana gekrönt werden. Allein schon im 8. Jahrhundert muß nach den Ausdrücken des Anonymus von Einsiedeln der Palast im Wesentlichen ein Schutthaufen gewesen sein. Er wurde verlassen, weil der Schutt zu massenhaft war, um ihn noch bewältigen zu können.

So traten endlich stille Klöster und noch stillere Nutzgärten an die Stelle der einstigen Pracht, bis endlich die Forschung hauptsächlich seit 1860 sich des verödeten Schauplatzes bemächtigte, und besonders die Aufdeckung der damals vom Kaiser Napoleon III. gekauften farnesischen Gärten systematisch und durch die sachkundige Hingebung Pietro Rosa's musterhaft besorgte. Sie hat eine Fülle von topographischen Entdeckungen, aber auch eine Fülle von topographischen Räthseln zu Tage gefördert. Man konnte es freilich bei dem vorauszusetzenden Neben- und Uebereinander einer zwölfhundertjährigen Bauthätigkeit wie der darauffolgenden nicht kürzeren Periode verwüstender Gewaltthätigkeit und Vernachlässigung nicht anders erwarten. Die einst so stolze, jetzt buchstäblich im Staub vor uns liegende Gestalt muthet uns an wie ein verwittert zerfallenes Skelett, das Objekt eines architektonischen und historischen Paläontologen, welcher die Gerippe und Knöchelchen wieder zusammen zu fügen strebt, oder wie ein oft überschriebenes Palimpsest, dessen Schriftschichten nur mit Mühe zu sondern und zu entziffern sind. Nichtsdestoweniger wird nicht blos der Forscher, sondern jeder, der Sinn für historische Landschaft besitzt, diesen Schauplatz nicht ohne Ergriffenheit, jeder, der nicht historischer Empfindung bar, dieses aufgedeckte Grab nicht ohne ehrfurchtvollen Schauder betreten.

Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes.

Die Verächter der Sonate.

Von **Emil Naumann** in Dresden.

Was würde man zu einem Poeten oder zu einer Dichterschule sagen, die den Satz aufstellen wollte: Die epische Form sei eine schwerfällige und veraltete, sie gehöre der Vergangenheit an und habe nichts mehr mit der Empfindungsweise der

Dichtung unserer Tage zu thun. — Jedermann würde sich berechtigt glauben, dergleichen etwa auf eine Linie mit der Behauptung zu stellen: Die Menschen hätten so lange zu ihren Mahlzeiten Brod gegessen (auch das Epos ist das uranfängliche gesunde Brod der Poesie), daß man nunmehr endlich etwas Anderes, den Anforderungen der Neuzeit Entsprechenderes an die Stelle dieses ewigen Einerlei zu setzen habe. Noch wahrscheinlicher aber würde man einen solchen literarischen Reformator einfach für unzurechnungsfähig erklären, da das Epos beseitigen und die Dichtkunst fernerhin nur auf Drama und Lyrik beschränken, die Poesie verstümmeln und um eins der drei großen Ausdrucksgebiete ärmer machen heißen würde, auf denen sie sich von jeher bewegt hat und die erst in ihrer Gesammtheit alle die Formen, Stimmungen und Stile erschöpfen, deren diese Kunst fähig ist. —

Da nun aber in der Literatur und in den bildenden Künsten die Sinnlosigkeit derartiger oder ähnlicher Behauptungen Jedermann sofort ersichtlich sein würde, so dürfte man dergleichen dort nicht so leicht zu hören bekommen; der Vorzug, solche sich selber verurtheilende Sätze aufzustellen oder bekämpfen zu müssen, sollte allein den Musikern zu Theil werden. Schon vor mehr als 20 Jahren erklärte ein viel gelesenes Organ des musikalischen Jung-Deutschlands: Das Oratorium sei eine sich selbst überlebt habende Kunstform und wer auf diesem Felde noch zu wirken fortfahre, breche mit den Bestrebungen der Neuzeit! — Da nun aber das Oratorium die epische Stilform in der Musik vertritt, wie ich schon damals bemerklich machte, indem ich Händel den größten musikalischen Epiker nannte (eine Bezeichnung, die heute dieselben Leute als landläufig gewordene Phrase im Munde führen, die mich zu jener Zeit wegen derselben heftig angriffen), so ist der ungeheuerliche Satz, daß die Tonkunst eines ihrer drei wichtigsten Ausdrucksgebiete ganz aufzugeben habe, musikalischerseits, wie man sieht, schon vor ein Paar Jahrzehnten alles Ernstes ausgesprochen worden. Trotzdem fuhr jedoch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Tondichtern fort, Oratorien und Cantaten zu componiren, d. h. sich auf epischem Gebiete, wie bisher, ohne Arg zu ergehen; und als nun schließlich sogar einer der Matadore der Partei, von welcher das Verdikt gegen die epische Stilform ausgegangen, zum Oratorium zurückkehrte, so begann jener früher so leidenschaftlich behauptete musikalische Unsinn, wie so manches Andere allmählich zu verklingen. Freilich nicht, ohne zu seiner Zeit eine grenzenlose Begriffsverwirrung, besonders in den Köpfen der Jünger der Tonkunst anzurichten, so daß manche dieser jetzt älter Gewordenen daran noch bis zum heutigen Tage zu büßen haben.

Demungeachtet trugen solche trübe und beschämende Erfahrungen im Ganzen so gut wie keine Frucht. Der musikalische Nihilismus unserer Tage, der, wie manche in der Gegenwart ihm verwandte Elemente, weil es ihm an der Kraft zu positiven Neubildungen fehlt, seine eigentliche Existenz in der nackten Negation sucht, hat im Gegentheil seit einigen Jahren an die Stelle des kaum abgethanenen alten Irrthums nur einen anderen treten lassen. Mit dem gleichen Dünkel nämlich, mit dem man früher das Oratorium für abgesetzt erklärte, haben unsere Himmelstürmer seitdem die Sonate abgeschafft! Auch hier muß Beethovens vielberufene neunte Sinfonie wieder einmal herhalten, mit welcher der Meister die Sonatenform für immer zerschlagen haben soll, wie die bekannte Phrase im Jargon

der ihn mißverstehenden Schule lautet. Wenn irgendwo, so fällt uns hier das Goethe'sche Distichon ein:

Im Auslegen seid frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Denn es grenzt fast an's Unglaubliche, in welcher Weise die neuromantische Schule, seit ihrem Bestehen, Beethoven's neunte Sinfonie commentirte und ihren Zwecken gemäß zustutzte, oder was sie alles diesem Werke und seinem Meister an Tendenzen, Umsturzideen und besonderen Absichten angedichtet und in die Schuhe geschoben hat.

Mit Ausnahme des ersten Allegro's der C-moll-Sinfonie hat Beethoven kaum jemals einen Sonatensatz geschrieben, der eine gleiche Strenge in der Durchführung seiner Motive, in der wiederholten diametralen Gegenüberstellung seiner beiden Hauptthemen und seiner beiden miteinander correspondirenden Seitensätze, sowie in der scharfen Markirung der Gliederung seiner Theile gewahren ließe, wie das erste Allegro der neunten Sinfonie. Und dieser in den schönsten regelmäßigsten Proportionen sich aufbauende Satz, der deshalb auch in Beziehung auf klare Uebersichtlichkeit für den Kenner der strengen musikalischen Kunstform nichts zu wünschen übrig läßt, gilt den Wortführern der einen Hälfte der neuromantischen Schule für die gewaltige Keule, mit welcher der Herakles Beethoven die alt und hinfällig gewordene Sonate, zum Heile der Welt und der Kunst, zerschmettert habe.

Man sollte sich hierüber jedoch eigentlich gar nicht wundern und sich vor allen Dingen die Mühe sparen, jene Herren von der Classicität der Kunstform, wie sie gerade in der neunten Sinfonie in so überraschender Weise waltet, überzeugen zu wollen. Denn wie kann man Jemand von etwas überführen oder mit ihm über etwas streiten wollen, was er ebensowenig kennt, wie versteht. Ich will hiermit nicht sagen, daß nicht unter denjenigen, welche die neunte Sinfonie als finis sonatae proclamiren, auch eine Anzahl solcher Musiker sich befände, die die Kunstform der Sonate sich zu eigen gemacht und dieselbe ebensowohl zu analysiren, als selbst handzuhaben verstände. Diese trifft aber ein noch schlimmerer Vorwurf, als jenen größern Haufen unwissender Nachbeter, denen die Kunstform ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Denn jene Wissenden können entweder nur Heuchler sein, wenn sie die ebenso musterhafte wie geistvolle Durchführung des Sonatensatzes im ersten Allegro der neunten Sinfonie leugnen, oder ein verstockter Fanatismus und Parteiwahnsinn hat sie dermaßen verblendet, daß sie mit offenen Augen nicht sehen und mit eigenen Ohren nicht hören wollen. Für diese also nicht, sondern für diejenigen meiner Leser, die zwar nicht selber Musiker, aber doch nicht ganz unbekannt mit musikalischen Dingen sind, seien hier einige wenige Andeutungen über die wundervolle Geschlossenheit der Kunstform im Allegro der neunten Sinfonie gegeben.

Nach 16 Takten Vorbereitung, die dem ersten Motiv des Hauptsatzes entnommen ist, tritt dieser Hauptsatz selber in der Tonica D-moll ein. — Er entwickelt sich 18 Takte lang, um hierauf (mit dem abermaligen Ertönen der Grundtonart) aus dreien seiner Motive den ersten Seitensatz sich hervorspinnen zu lassen. Mit dem Eintritt des Septimen-Accordes über F-dur beginnt der in B-dur stehende Mittelsatz. Derselbe contrastirt nicht nur durch seinen ganzen Charakter

mit dem Hauptsatz, indem er weihevoll und beruhigend wirkt, während jener einen kühnen, herben und leidenschaftlichen Ausdruck trug, sondern er steht auch, während der Hauptsatz einer Moll-Tonica angehörte, in einer der nächstverwandten Dur-Tonarten dieser Tonica, d. h. er erfüllt alle Bedingungen des auf einem dualistischen Princip ruhenden strengen Sonatensatzes, da er nicht nur hinsichtlich seiner musikalischen Stimmung, sondern auch in Bezug auf sein Klanggeschlecht das reine Widerspiel seines Gegenübers, des Hauptsatzes, darstellt. Damit aber nicht genug, steht der Mittelsatz zum Hauptsatz auch noch in dem Verhältniß einer schönen, sowohl äußerlich wie innerlich hervortretenden Symmetrie, da er, ebenfalls wie jener, durch mehrere vorbereitende Takte eingeleitet wird, und auch der ihm sich anschließende zweite Seitensatz (gleich dem früheren, dem Hauptsatz folgenden) fast nur aus Motiven entwickelt ist, die dem Thema selber entnommen oder verwandt sind. —

Nachdem der erste Theil des Allegro's durch eine kleine Coda von 14 Takten in höchster Regelmäßigkeit abgeschlossen worden ist, und Beethoven, der nach seinen jungdeutschen Auslegern in der neunten Sinfonie doch gerade die Trennung des Sonatensatzes in zwei Theile für immer aufgehoben haben soll, diesen wichtigsten Abschnitt auch äußerlich, nämlich durch die bekannten beiden Parallelstriche markirt hat, beginnt die Durchführung. Dieselbe entwickelt sich 28 Takte lang aus Motiven des Hauptsatzes, um hierauf ein selbständiges drittes Thema zu bringen, wie unser Meister ein solches auch schon in der Durchführung des Allegro's der Eroica und der Es-dur-Sonate Op. 7 auftauchen läßt; also bereits in Werken seiner mittleren und frühesten Periode. Durch seinen Rhythmus schließt sich jedoch dieses dritte Thema ebensowohl einem von den Motiven des Hauptsatzes, als auch der Begleitungsfigur des Mittelsatzes an, beide hierdurch in formaler Beziehung noch enger verknüpfend, als ihr auf Ergänzung beruhender Gegensatz sie bereits miteinander verbindet. Wiederholt benutzte kühne Motive aus dem Hauptsatz und der kleinen Coda verdrängen nunmehr das klagende Thema der Durchführung; aber nur für 12 Takte, worauf dasselbe zum zweiten Mal seine rührende Stimme erhebt. Im neunten Takte von hier aus schließt Beethoven in geistvollster Weise die charakteristische Sechszehntelfigur des 3. Themas derjenigen Periode des Hauptsatzes an, welche dieselbe Figur enthält, und läßt hierzu als Gegenstimme einen figurirten doppelten Contrapunkt eintreten. An diesem, sowie an, in verschiedenen Stimmen einander antwortenden Eintritten des ersten Thema's, zwischen welchen zum dritten Mal das Durchführungsthema ertönt, spinnt sich die gewaltige Entwicklung weiter, um sich gegen ihren Schluß zu einem heftigen Conflikt der Hauptthemen zu steigern, zwischen denen das dritte Thema, obwohl es beiden verwandt ist und sich daher trefflich zu einer Vermittlerrolle zwischen ihnen schickt, vergeblich mildernd und besänftigend einzutreten versucht. Der hier sich bis zu einer, an das Furchtbare grenzenden Erhabenheit steigernde Hauptsatz verdrängt endlich sowohl den Mittelsatz als das Durchführungsthema, um schließlich, wie ein mitleidsloser Triumphator, das Feld allein zu behaupten. Bei diesem Punkte angelangt, beginnt die Reprise des ersten Theils und zwar, höchst genial, nicht in der ursprünglichen Tonlage, sondern über dem Sechstenaccord von D und unter dem erschütternden Ansturm eines Tremolo der Contrabässe, des Donners der Pauken und wildschmetternder Trompeten, gleichsam, als müsse sich das die Sinfonie

eröffnende Thema diesmal durch eine Welt von Feinden Bahn brechen. Der, den Gesetzen der Sonate gemäß in der Tonica wiederkehrende Mittelsatz behauptet hierauf, gleich dem Mittelsatz in der Reprise der C-moll-Sinfonie, sein Dur-Klanggeschlecht; zeigt also, daß er sein eigenes Dasein noch nicht schrankenlos an das seines Widerparts hingegeben hat, sondern sein Wesen noch bis zu einem gewissen Punkte hin behauptet.

Der Reprise folgt die, gerade von Beethoven so mächtig weitergebildete große Coda, die in ihrem gewaltigen Umfang, sowie in dem sich entwickelnden abermaligen Kampf von Motiven aus sämmtlichen drei Themen, eine, sowohl in formalem als ideellem Sinne schöne Ergänzung zu der großen, von uns oben besprochenen „Durchführung“ bildet. Mit dem Eintritte endlich des unheimlichen Basso ostinato erlischt das Toben widerstreitender Elemente scheinbar in Nacht und Klage, erhebt sich aber dann noch einmal in drohendster Gestalt, bis sich der Vorhang über der ungeheuren, von Kampf titanenhafter Größe und düsterer Leidenschaft erfüllten Scene rasch und in plötzlich abbrechender Weise schließt. —

Aehnlich wie Beethoven in dem besprochenen Allegro den großen Grundsatz des Sonatenstils durchführt: mit Ausnahme der, gerade durch ihren direkten Gegensatz wirken sollenden Hauptthemen alles Uebrige streng organisch auseinander hervorgehen zu lassen, und zwar in der Weise, daß nichts Neues auftaucht, was nicht schon an ein Bekanntes anknüpfte oder in diesem bereits mit enthalten gewesen wäre — behandelt der Meister auch die folgenden Sätze seiner neunten Sinfonie. Es würde zu weit führen, auch dies hier näher darzuthun, doch dürfte es genügen, auf das Scherzo hinzuweisen, welches, aus nur 4 Takten hervorgehend, an formaler Abrundung und Geschlossenheit selbst die so glänzend durchgeführten Scherzi der Eroica und der Pastoralsinfonie noch übertrifft. —

Und von einem Werke, das als ein solches Muster unübertroffener Meisterschaft in der Form glänzt, hat die Unwissenheit behaupten dürfen, es stehe als der Markstein des Uebergangs aus dem Gebiete engherziger Ueberlieferung in das Reich der Freiheit da! Gewiß — die Luft der Freiheit weht uns nicht weniger aus diesem, wie aus allen übrigen sinfonischen Werken Beethovens an! Aber es ist eine andere Freiheit, als sie von jenen, durch die Fesseln ihrer eigenen Subjectivität gebundenen Jüngern der Tendenz verstanden wird, eine andere, als sie diejenigen träumen, die dem großen Meister ihre eigenen Schwächen und Fehler andichten.

Die Freiheit, welcher wir in der 9. Sinfonie begegnen, ist die des Künstlers, dessen Meisterschaft so hoch gestiegen ist, daß ihm die Grenzen, welche alles Schöne in Kunst und Natur zu seiner Voraussetzung hat, keine beengenden Schranken mehr sind, sondern die geebnete und offen daliegende Bahn, auf welcher er völlig zwanglos dahin schreitet, so daß wir glauben, er folge nur dem Drange seines Innern, wolle nur dem Schmerz seiner Seele Ausdruck und Stimme leihen. Einen solchen Eindruck empfangen wir aber darum, weil Beethoven völlig Herr über alle Mittel seiner Kunst ist, so daß diese ihn nicht mehr hemmen, sondern seine Empfindung im Gegentheil steigern und ihr Flügel verleihen. Damit aber dem Künstler eine solche Freiheit innerhalb der Kunstschranken zur zweiten und höhern Natur werde, bedarf er des Charakters und des Willens; denn nur der Willensstarke ist, wie überall, so auch in der Kunst frei, d. h. nur derjenige, der seinen Kahn,

widrigen Winden und Strömungen zum Trotz, mit sicherer Hand durch das Meer der Kunst steuert, nicht aber derjenige, der sich und sein gebrechliches Schiff der Gefahr aussetzt, auf Klippen, Untiefen oder ans Ufer geschleudert zu werden.

Doch hierüber giebt es ja unter Vernünftigen keine Meinungsverschiedenheiten. Fragen wir uns daher lieber, was die eine Hälfte unserer Neu-Romantiker zu dem ungeheuerlichen Ausspruch trieb: die 9. Sinfonie, in welcher der Sonatenstil einen seiner glorreichsten Triumphe feiert, bedeute die Auflösung eben dieser Kunstform? — Ich sprach es schon vor zehn Jahren aus, daß ich in dieser seltsamen Verirrung der Geister nur einen der schlagendsten Beweise für das nunmehr auch in der Tonkunst angebrochene Zeitalter der Epigonen erkennen könne. Nach einer Epoche so unvergleichlicher Blüthe in der Musik, wie wir Deutschen sie im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten, mußte, ebenso gewiß wie dies bei allen anderen Völkern Europa's unter gleichen Verhältnissen geschah, auch bei uns eine Erschöpfung oder doch ein Nachlaß der produktiven Kraft auf musikalischem Felde eintreten. So weit wir nun aber in der Kunstgeschichte zurückgehen, so wenig finden wir, daß sich ein Zeitalter der Nachgeborenen jemals sein Epigonenthum ehrlich eingestanden hätte oder desselben überhaupt deutlich bewußt geworden wäre. An die Stelle eines solchen Bewußtseins tritt vielmehr nur eine dunkle und instinktive Ahnung vom Stande der Dinge, und zwar besonders im Fühlen und Empfinden der Talente einer solchen Spätzeit. Da nun meist auch gerade diesen Begabteren das Gefühl irgend welcher Inferiorität gegen die ihnen vorausgegangenen Meister am unerträglichsten ist, so wird die Ursache davon, daß man es den großen Alten nicht mehr gleich zu thun scheine, nicht in der eigenen bescheideneren Beanlagung, sondern in weit davon abliegenden Dingen gesucht. Namentlich sind es die Kunstformen, die bei solchen Gelegenheiten herhalten müssen. Ihnen, sowie der blöden Vorliebe des Publikums für jene — wie man sich und Andere glauben machen möchte — „verknöcherten Schemata“ wird die Schuld davon aufgebürdet, daß die hervorragenden Geister der Neuzeit nicht der unbedingten Anerkennung unter den Mitlebenden genießen, die ihnen gebührt und nicht zur freien Entfaltung ihres Genius zu gelangen vermöchten. „Werft diese verstäubten Ueberlieferungen ab“, — heißt es daher — „die den Schlag Eurer Flügel lähmen und Ihr werdet, wie die Adler, gegen die Sonne fliegen!“ Weg darum vor Allem mit der Sonate, dieser verbrauchtesten Schablone einer anderen Zeit, in welcher die Musik, noch eingefriedet in spießbürgerliche Enge, nichts weiter zu sein begehrte, als eben Musik und es weder schon wagte, sich als Dichtung zu geben, noch den erhabensten Ideen der Menschheit Ausdruck zu leihen. Hat doch die Vergangenheit endlich selbst den Druck gefühlt, mit dem jene formalen Fesseln auf unserer Kunst lasteten und dieselben gesprengt, als Beethoven den alten Götzen aller Capellmeister und musikalischen Pedanten: die Sonate, von ihrem Throne herabstürzte und sein hohes Lied „an die Freude“ anstimmte!

Es erscheint mir sehr beziehungsvoll und lehrreich, mit einem derartigen Wüthen gegen den Sonatenstil und seine Formen die souveraine Verachtung zu vergleichen, mit welcher man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Architektur, dieser der Musik so nahe verwandten Schwesterkunst, den gothischen Stil und seine Formen verunglimpfte. Man erklärte damals die Gothik in ähnlicher Weise, wie

heute die Sonate, für abgethan, nannte sie den in Formalismus verknöcherten Stil eines längst in seinen Tendenzen überwundenen, ebenso primitiven als bornirten Zeitalters. Ja, jener edele christliche Baustil ward in mancher Beziehung sogar noch schnöder behandelt, indem man ihn roh und ungeschlacht schalt und die Begriffe „gothisch" und „barbarisch" als synonyme bezeichnete.

Der 24jährige Jüngling Wolfgang Goethe, einer der Wenigen, die ihren eigenen Augen mehr trauten als dem damaligen Modegeschmack, sagt hierüber in seinem 1773 herausgegebenen Bogen „von deutscher Baukunst" mit beißendem Spott: „Der Italiener geht am Straßburger Münster vorüber und meint: „Es ist im kleinen Geschmack! — Kindereien, lallt der Franzose und schnellt triumphirend auf seine Dose à la Grecque! —" Der junge Dichter gesteht sogar. daß auch er, ehe er den Münster selber erblickt, soweit von den Vorurtheilen seiner Zeit beeinflußt gewesen, daß ihm, als er sich das erste Mal dem erhabenen Bau genähert, vor demselben, wie „vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers" gegraut habe.

Nichts kann uns deutlicher darthun, was wir von den modernen Verächtern der Sonate zu halten haben, als ein Blick auf den Geschmack ihrer Vorgänger im 18. Jahrhundert, die der Gothik den Krieg erklärten. Was setzten denn jene Herren an die Stelle des von ihnen verurtheilten Stils und was priesen sie selber der Welt als höchste Kunstweise an? — Bekanntlich nichts anderes, als eine der schlimmsten Verirrungen der Kunst, jenen dürftigen und steifen Zopf, der als das Produkt der gründlichsten Verkommenheit gelten kann, welche die Architektur jemals erlebte. Wir dürfen daher, bei der Geistesverwandtschaft der Fortschrittler der zweiten Hälfte des 18. und 19. Jahrhunderts, sowie bei einem Blick auf die gleiche Lage der Verhältnisse, die uns damals wie heute eine Partei zeigen, die einen der edelsten Kunststile verketzert, um denselben durch einen höchst stil- und formlosen Mischmasch zu ersetzen, mit einer gewissen Sicherheit behaupten, daß auch das, wodurch man heute die Sonate verdrängen will, Zopf ist, gleichwie schon die Angriffe auf den Sonatenstil nichts als Zopf waren.

Es wird hierdurch abermals bewahrheitet, worauf ich oben bereits hindeutete, daß aller Zopf in der Kunst aus einem Abirren des Geschmacks von der Natur (daher auch von gewissen, der Natur durch ihren organischen Aufbau verwandten Kunstformen), sowie aus der Verfolgung eines falschen Princips hervorwachse. Das falsche Princip, von dem man ehemals wie neuerdings ausging, lag in dem Streben nach künstlerischer Ungebundenheit und in der damit verbundenen Verwechslung von Willkür und Freiheit; die organisch und in geistvollster Consequenz sich aufbauenden Kunstgebilde, denen man beiderseits verächtlich den Rücken zukehrte, waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der gothische Dom, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Sonate. Damals wie jetzt berief man sich dabei, von einem völligen Mißverstehen des classischen Alterthums ausgehend, auf die Griechen, als auf die uns in der Kunst überlegenen Söhne eines von allem Conventionellen freigebliebenen Zeitalters. Um nun selber nicht conventionell zu sein, mauerte man Halbsäulen ein, die nichts trugen und erfand man in unseren Tagen musikalische Themen, aus denen sich nichts entwickelt. Beiderseits aber bezeichnete man dergleichen als Durchbruch zur künstlerischen Freiheit;

benannte also gerade das mit dem Namen jener hohen Himmelstochter, was seinem innersten Wesen nach nichts als architektonischer oder musikalischer Schnörkel ist. Dem Verschnörkelten aber ist stets eine extreme künstlerische Manier, wie wir sie bei jenen alten und jungen Fortschrittlern so ausgebildet finden, eigen, und sie gerade ist die größte Feindin aller Freiheit in der Kunst, worüber sich die ihr Verfallenen nur darum täuschen, weil sie allerdings ihrem rein subjektiven Gebahren keine Schranke mehr setzt.

Noch toller jedoch, wie alles bisher Erwähnte, ist die in ihrer Art einzige Thatsache, daß diejenigen, deren künstlerische Ausschreitungen die sämmtlichen Kennzeichen des Zopfes an sich tragen, gerade jene, von allem Verschnörkelten ganz freien Stile, gegen die sie ihre Angriffe richten, als „Zopf" bezeichnen. Es liegt hierin eine — man möchte fast sagen, beißende Ironie der Geschichte, die eine von Dünkel erfüllte Kunstrichtung in eine so unverbesserliche Selbsttäuschung versetzt, daß sie nur sich, obwohl sie bereits den Keim der Verwesung im Innern trägt, für das Gesunde hält, während sie das Ewige und allen Zeiten Angehörende für das Altersschwache und Vergängliche erklärt. Dergleichen wirkt um so tragikomischer, als solchen Ueberhebungen fast immer die Enttäuschungen unmittelbar auf dem Fuße folgen. Was ist aus der Architektur des 18. Jahrhunderts geworden, welche die französischen und italienischen Abbés so hoch priesen und in deren Manier die Jesuiten ihre Kirchen bauten? — Die darüber richtende Nachwelt nennt jetzt die Baustile damaliger Zeit bei ihrem rechten Namen, die Gothik aber, die man in jenen Tagen begraben zu haben meinte, feierte seitdem eine glänzende Auferstehung im Verständniß der Künstler und Nationen. Auf die Apotheose Erwin von Steinbachs durch Goethe und die Feier des ganzen Stils durch den großen Dichter in seinen Wahlverwandtschaften folgte die romantische Schule der Stolberge, Novalis, Fr. Schlegel, Eichendorff und Brentano, die mit dem Sinn für die Blüthen mittelalterlicher Poesie auch die Empfänglichkeit für die Wunder des Spitzbogenstils wieder unter den Menschen weckten. Weitere Vorkämpfer erstanden der mittelalterlichen Kunst in Männern wie die Gebrüder Boisserée, wie Schnaase, Lasso und Zwirner, bis endlich, gegen die Mitte unseres Jahrhunderts, die Zeit kam, in der das deutsche Volk nicht nur die Ruine seines Doms zu Cöln zu einem Nationaldenkmal auszubauen beschloß, sondern auch hunderte von neuen gothischen Kirchen bei uns und anderwärts aus dem Boden wuchsen. — Man kann fest überzeugt sein, daß, wenn es jemals gelingen sollte, den Sonatenstil für eine kurze Zeit aus der Tonkunst zu verdrängen (ein Fall, den ich trotz aller in dieser Richtung gemachten Anstrengungen für unmöglich halte), die Sonate ihrerseits eine ebenso glänzende Wiedergeburt im Verständniß der Menschen erleben würde, wie sie der Gothik zu Theil ward.

Die Feinde der Sonate treten übrigens in unserem Jahrhundert nicht zum ersten Mal auf. Schon Jean Jacques Rousseau brach in den Ruf aus: Que me veux tu Sonate? — Ein Stoßseufzer, der damals wenigstens nicht ganz so unmotivirt erscheint, als heute, nachdem wir die höchsten Muster dieses Stils vor Augen haben. Zur Zeit des großen französischen Dichters und Denkers dagegen, in welcher die Italiener Sammartini (1700—1775) und Sacchini (1735—1786) zu den vornehmsten Vertretern des aus dem 17. Jahrhundert stammenden neuen

Instrumentalstils zählten, glich die Sonate, bei manchen sinnlich bestechenden Reizen im Einzelnen, im Ganzen noch einer schüchtern in sich verschlossenen Knospe, namentlich in Bezug auf ihre spätere, den musikalischen Dualismus zur reinsten Darstellung bringende Blüthezeit. Vorläufig vermochte sie noch nicht über die Anordnung und Gliederung ihres technischen Gefüges und die Errichtung des Gerüstes ihres damals mehr zierlichen als großangelegten formalen Aufbaues hinauszukommen, welchen weiter zu bilden und mit einem hohen ideellen Gehalt zu füllen erst der Schule Deutschlands vorbehalten sein sollte. — Wäre es Rousseau noch vergönnt gewesen, die Sonate und Sinfonie Haydns, Mozarts und Beethovens kennen zu lernen, so würde er in gleicher Weise, wie er nach der Bekanntschaft mit der Oper Glucks alles zurücknahm, was er in seinem Dictionaire de Musique über den Vorrang der italienischen Oper gesagt, auch der Sonate Abbitte geleistet und seine Zweifel an deren hohen Bedeutung belächelt haben. Denn es ist eine der edelsten Eigenschaften großer Geister, daß sie sich nicht scheuen, einen überwundenen Irrthum oder die Thatsache, daß sie bezüglich früherer Anschauungen eines Bessern überführt worden, offen vor aller Welt einzugestehen. Den Neuesten unter unseren Neuen dagegen kommt es nicht einmal im Traum bei, zu glauben, daß ihre Unfehlbarkeit jemals nach irgend einer Seite hin nicht Stich halten könne. Von der Sonate sagen sie nach wie vor:

Das muthet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan,

im Uebrigen aber fährt jeder Einzelne unter ihnen damit fort, ein solches Bekenntniß durch den alten, früher in der Literatur und heute in der Musik eingebürgerten Spruch zu ergänzen:

Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt!

Einer der ehrlichsten, aber zugleich rabbiatesten Vorkämpfer solcher, mehr einem Mephisto als einem davon überzeugten Kunstjünger zu entstammen scheinender Anschauungen sagte mir, in Anknüpfung an dieselben, eines Tages ganz naiv: „Ich gestehe, daß mir der in Mozart'schen Sinfonien und Sonaten herkömmliche Uebergang vom ersten zum zweiten Thema nicht mehr Eindruck macht, als der durch den Kellner einer table d'hôte zwischen den verschiedenen Gerichten vorgenommene Tellerwechsel!" Worauf der geistvolle Ambros, dem ich diese Fanfaronnade mittheilte, meinte: „Nur daß sich auf dem neuen Teller, den uns Mozart vorsetzt, immer etwas ganz Vortreffliches, wenn nicht gar eine Delicatesse befindet, während wir bei unseren Neueren, nach allen die Erwartung spannenden und steigernden Vorbereitungen, entweder mit nichts, oder mit ein Paar hohlen Phrasen abgespeist werden."

Wenn nun aus solchen Erlebnißen hervorgeht, wie wenig Ahnung selbst hervorragende Mitglieder jener Schule der Auflösung aller musikalischen Kunstform (denn zu diesen gehörte mein Beurtheiler Mozarts) von dem besitzen, was die Sonate darstellen und ausdrücken will — wenn sogar ungewöhnlich begabten Musikern dieser Richtung der, mittelst eines wundervollen Geistesprozesses sich vollziehende innere Hergang im Sonatensatze und die darin aus den tiefsten Tiefen des Gemüthes sich hervorspinnende Entwicklung ein Räthsel bleibt — eine Entwicklung, deren Abschluß das Dichterwort:

Nur wenn der Pol den Pol berührt,
Wird die endliche Ruhe verspürt, —

so tief wie herrlich bezeichnet, so mag man sich vorstellen, wie es mit dem Verständniß der Sonate erst bei dem blöden Haufen aussieht, der nur blind nachbetet, was ihm jene Chorführer in den Mund legen.

Richard Wagner hat uns vom Zopfe der „Capellmeistermusik" befreit, wer erlöst uns vom Zopfe falscher und mißverstandener Genialität?! —

Der Realismus und die poetischen Stoffe der Gegenwart.

Von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.

Wiederholt war in diesen Blättern von dem gewichtvollen Umschwung die Rede, der sich während der letzten fünfzig Jahre auf dem Gebiete der poetischen Literatur vollzog. Wir fanden als charakteristische Eigenschaft der modernen Dichtung eine principielle Abkehr von den Stoffen und Formen der Antike wie von den phantastischen Träumereien der Romantik und eine immer selbstbewußtere Hinwendung zu den unmittelbaren Interessen der Gegenwart. Es ist natürlich, daß eine solche Umwandlung des ganzen Charakters einer Literaturepoche langsam und allmählich von Statten geht und mancherlei unerfreuliche Erscheinungen schwankenden Umhertastens mit sich bringt. Der neue Inhalt verlangt gebieterisch eine neue Behandlungsart, deren Kunstgesetz selbst der hochbegabte Genius häufig erst nach manchem vergeblichen Anlauf glücklich entdeckt, um es sodann mit untrüglicher Sicherheit in seinen Schöpfungen anzuwenden. Dieser Umstand erklärt zum großen Theil die spröde, ablehnende, ja feindselige Haltung der professionellen Kunstrichter gegenüber der modernen Literatur, deren Vorzüge nicht selten von ihren Mängeln verdeckt werden, und deren Erzeugnisse oftmals eher der stachlichten Knospenhülle als der voll entfalteten Blüthe gleichen. Jede Uebergangsperiode hat unter der Ungunst solcher Verhältnisse zu leiden, — die unsrige vielleicht mehr als jede andere, weil die gesammte Lebensanschauung der Menschheit im Laufe dieses Jahrhunderts, unter dem Einflusse der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntniß, eine ungewöhnlich tiefe und bedeutsame Veränderung erfahren hat. Dieselbe umfaßt gleichzeitig das religiöse, das politische und das gesellschaftliche Gebiet, das innerste Gemüthsleben wie das nach außen gekehrte öffentliche Leben, die geheimsten Ideale des Herzens wie die Ansprüche des Verstandes auf eine angemessene Neugestaltung der staatlichen und socialen Institutionen. Und, was vor Allem nicht außer Acht zu lassen ist, dies rastlose Streben befindet sich noch in einer unruhig fluktuirenden Bewegung, auf all' diesen Feldern wogt der Kampf der Parteien unentschieden hin und her, weder über die Ziele desselben, noch über die Mittel zu ihrer Erreichung herrscht annähernde Einigkeit — es ist ein Dämmerungszustand, ein fahles Morgengrauen, aus dem die Sonne des neuen Tages noch immer nicht mit sieghafter Klarheit hervorbrechen will. Was Wunder, daß auch der Dichter in solcher Zeit nicht sofort den sicheren Punkt des Archimedes findet, von wo aus er mit seinem Zauberstabe die Welt zu bewegen vermag!

Zu diesem Chaos der Gedanken, das der Entwirrung harrt, gesellt sich als

scheinbar paradoxer Gegensatz die schroff realistische Richtung unserer Tage. Der glänzende Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung hat zu einer Reihe ungeahnter Entdeckungen und Erfindungen geführt, welche seit einem halben Jahrhundert den Charakter des menschlichen Lebens mehr und mehr verändern. Die Fortschritte der Industrie erleichtern die Arbeit und den materiellen Erwerb, Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen spannen ein Netz über die Erde, das die Länder zusammenrückt und den Verkehr der Völker beflügelt, und Geldgewinn um jeden Preis heißt die freche Losung der heutigen Welt. Armer Künstler der Gegenwart, der du all' diese Gegensätze versöhnen sollst, welch schweres Loos ist dir gefallen! Nicht wahr, es erstickt dir oft den frischen Odem in der Kehle und betäubt dir das Hirn, dies Gerassel des Räderwerks der Maschinen, der gelle Pfiff der Locomotive, der qualmige Kohlendunst der rauchenden Schlote, das Gefeilsche um Actien und Staatspapiere, die wilde Jagd nach Gold und Sinnengenuß, dies ganze nüchterne, selbstsüchtige Treiben, das jedes höheren Zwecks ermangelt? Wie soll die sanfte Stimme deines Liedes sich inmitten dieses lärmenden Geschnarrs in Werkstatt und Gassen, auf Markt und Börse vernehmlich machen, und was hat die Poesie überhaupt noch mit solcher widerwärtigen Prosa des modernen Lebens zu schaffen?

Gemach, lieber Künstler! bezähme deinen Groll, und blicke ruhigen Herzens und hellen Auges in den anscheinend so tollen Wirrwarr dieser aufgeregten Zeit! Du lebst einmal in ihr, und mußt dich in ihr einrichten, und wer weiß: vielleicht gelingt es dir bei besonnener Betrachtung, einen tieferen Sinn, ein höheres Ziel in dem entfesselten Kampf ihrer Kräfte zu entdecken. Schau hin! Ahnst du nicht, daß die Maschine, welche heute schon einen großen Theil der schweren, rohen, entnervenden Arbeit der menschlichen Hände verrichtet, ein wohlthätiger Erlöser vom Fluche der Armuth und Unbildung ist, daß sie im Laufe der Zeit eine immer menschenwürdigere Gestaltung des Lebens ermöglichen wird? Und die Wissenschaft, welche die ewigen Gesetze der Natur erforscht, gießt sie durch ihre fortschreitende Erkenntniß nicht ihren Segen auch über die früher verwahrlosten und enterbten Stiefkinder der Gesellschaft herab und erhellt ihren Pfad mit dem Lichte der Bildung, das sie aus dem bleiernen Schlafe der Verkommenheit und Rohheit zu einem neuen Streben erweckt? Und die Macht des Dampfes, welche das Eisenroß über die Länder und das eiserne Schiff über die Wellen des Oceans treibt, ist sie nicht der Odem des Weltgeistes, der erfrischend über die Erde weht und ihre Oberfläche verwandelt, Wüsteneien urbar macht, öde Steppen in bewohnte, fruchtbare Heimstätten umschafft?

Halten wir uns einen Augenblick bei diesem letzten Beispiele auf und sehen wir zu, wie die Dichtung der Neuzeit in einigen ihrer hervorragendsten Vertreter das anscheinend so nüchterne, praktisch trockene Thema der Dampfkraft künstlerisch zu bewältigen sucht. Nikolaus Lenau, der schwermüthig gedankenvolle Sänger des Naturlebens, sieht im Frühling die Eisenbahn durch den grünen Wald brechen; Bäume fallen rechts und links —

„Auch die Eiche wird gefällt,
Die den frommen Schild
Ihrem Feind entgegen hält,
Das Marienbild.

Pfeilgeschwind und schnurgerad
Nimmt der Wagen bald
Blüth' und Andacht unter's Rad,
Sausend durch den Wald."

So ist das Erste, was sich dem gefühlvollen Dichter entgegendrängt, ein Bild der Zerstörung, und er klagt um die entheiligte Waldeinsamkeit. Allein bald er-

mannt sich sein Geist, und ihm dämmert die Ahnung auf, daß aus diesem Werke der Verwüstung ein neues Heil für die Menschheit erwachsen wird:

„Lieber Lenz, ich frage dich:
Holt, wie er vertraut,
Hier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersehnte Braut?

Lohnt ein schöner Freudenkranz
Deine Opfer einst,
Wenn du mit dem Sonnenglanz
Ueber Freie scheinst?

Oder ist dies Wort ein Wahn,
Und erjagen wir
Nur auf unsrer Sturmesbahn
Gold und Sinnengier?

Zieht der alte Fesselschmied
Jetzt von Land zu Land,
Hämmernd, schweißend Glied an Glied
Unser Eisenband?

Braust dem Zug dein Segen zu,
Wenn's vorüber schnaubt?
Oder, Frühling, schüttelst du
Traurig einst dein Haupt?

Doch du lächelst freudenvoll
Auf das Werk des Beils,
Daß ich lieber glauben soll
An die Bahn des Heils.

Amselruf und Finkenschlag
Jubeln drein so laut,
Daß ich lieber hoffen mag
Die ersehnte Braut.“

Frei von aller kleinmüthigen Skepsis verherrlicht Anastasius Grün die Poesie des Dampfes. Er spottet mit siegesgewissem Humor über die kurzsichtigen Tröpfe, welche befürchten, daß jetzt ein Weltreich der Prosa anbrechen, und die Poesie entsetzt vor Eisenbahn und Dampfschiff entfliehen werde. Er findet es durchaus nicht poetisch, auf Holperstegen zu kriechen, wenn uns zu fliegen vergönnt ist, das edle, freie Roß vor den Wagen zu knebeln, sich die Gebeine im Staubgewölk auf sandigen Wegen durchrütteln zu lassen, im Boot die Ruderknechte schwitzen zu sehen, oder auf dem Segelschiffe von jeder Laune des Windgotts abhängig zu sein. Jubelnd ruft er aus:

„Ich will indeß hinab die Bahn des Rheines
Auf schwarzem Schwan, dem Dampfschiff, singend schwimmen,
Den Becher schwingend voll des goldnen Weines
Dir, Menschengeist, den Siegeshymnus stimmen!

Wie dir der Feuergeist die Flammenkrone
Herab vom stolzen Haupt hat reichen müssen,
Wie du dem Erdengeiste, seinem Sohne,
Das eh'rne Herz kühn aus der Brust gerissen;

Wie du zu beiden sprachst: Ihr sollt nicht rasten!
Daß fürder Mensch nicht Menschen knechten möge,
Geh', Feuer, du, und trage seine Lasten!
Leb', Eisen, du, und wandle seine Wege!

Ich weiß, daß deines Wandelns Flammengleise
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heil'genscheines Gluthenkreise
Kein Löckchen am Madonnenhaupt versengen.

Nein, Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegfest zu verschönen,
Wie der Victoria Goldbild über'm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen. —

Schon seh' ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetriebnen Wagenburgen fliegen,
Wie scheu gewordne Elephantenmassen
Thürm' und Geschwader tragen fort zu Siegen!

Der schwarzen Rüssel Schlöte hoch erhoben,
Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke!
Die Mannen, siegestrunken, jauchzend oben!
Weitum gelichtet alle Bahn vom Volke!

Wenn auch aus seinem alten Lindenfrieden
Sie dort den Dorfespatriarchen stören,
Nicht schadet's, muß er, was der Geist beschieden,
Die Mütze lüftend, staunend jetzt verehren;

Wenn er das muß, was er vorbei sah tosen,
Als wandelnden Altar des Geists erkennen,
Wenn er im Rauchkoloß, dem flücht'gen, losen,
Die Gluth, die ew'ge, die ihn zeugt, sieht brennen!

Und wenn er betend fleht, daß die Minerve,
Die jetzt des Volks olymp'schem Haupt entsprungen,
Nie gen den Vater die Geschosse werfe,
Nie sei von seiner Dränger Sold gedungen!

Und wenn er ahnt, daß sie in schönern Tagen,
Wofür er selbst einst fest stand im Gefechte,
Dem Enkel werde zu ersiegen wagen
Ein glorreich Vaterland und heil'ge Rechte!

Laßt beten ihn, und ahnen so im Stillen,
Bis sich gesenkt vor uns des Dampfes Wolke,
Als heil'ger Tempelvorhang, zu verhüllen
Der Zukunft Schickungen dem jetz'gen Volke."

In gleichem Sinne singt Herwegh vom Dampfe der Feuerwagen, die man zahllos durch die Länder jagen sieht:

„Auch dieser Dampf ist Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn hasse!"

und Karl Beck ruft den in Eisenbahnactien speculirenden Philistern zu:

„Die Papiere — feilgeboten —
Steigen, — Fallen, — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere — Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blank gegossen,
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! Du bist zahm geworden,
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben festzuhangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen,
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus im Rauch der Flammen."

Während die genannten Poeten meist in polemischer Stellung die Segnungen der Dampfkraft gegen die Anfeinder des Neuen und gegen die nüchtern prosaische Auffassung des Spießbürgerthums vertreten, weiß Emanuel Geibel in einem formvollendeten Gedichte die Beherrschung der wilden Naturelemente durch den Menschengeist zu einem tiefsinnigen Mythus zu gestalten:

„Es ruht auf klarem Perlenthrone
Die Meerfei im Krystallpalast,
Der Feuergeist mit güldner Krone
Durchschweift die Lüfte sonder Rast.
Sie meiden sich mit finsterm Grollen,
Sie stören, was des Andern ist;
So lang' des Erdballs Achsen rollen,
Währt unversöhnt ihr grimmer Zwist.

Da fängt in erzgetriebnen Schranken
Der Mensch, der Schöpfung Herr, die Zwei,
Daß dienstbar seines Haupts Gedanken
Ihr ungestümes Walten sei;
Er bändigt ihren Grimm gelassen,
Er giebt dem dumpfen Trieb das Ziel;
Ins Brautbett zwingt er, die sich hassen,
Zu unerhörtem Minnespiel.

Und sieh, aus ihrem dunkeln Bunde,
Aus Lieb' und Abscheu, Brunst und Kampf,
Erwächst in mitternächt'ger Stunde
Das starke Riesenkind, der Dampf.
Mit wildem Tosen hochgestaltig
Entspringt er aus der Wiege Haft,
Durch all sein Wesen gährt gewaltig
Des Vaters Zorn, der Mutter Kraft.

Er fühlt's in seinen Adern sieden,
Ihn dünkt kein Werk zu schwer, zu groß.
Doch ach, es ward ihm nicht beschieden
Ein Feld des Ruhms, ein Heldenloos.
Nicht darf er in die Wolken greifen,
Nicht spielen mit des Blitzes Loh'n,
In Lüften nicht die Welt durchschweifen,
Ein freigeborner Königssohn.

Nein: wo der Mensch von Eisenschienen
Sein unabsehbar Netz gespannt,
Da muß in hartem Frohn er dienen,
Ein Herkules im Knechtsgewand;
Da muß er mit des Windes Flügel
Wettlaufen in erglühter Hast,
Und über Haide, Strom und Hügel
Dahinziehn die gethürmte Last.

Des Mühlrads ungeheure Speichen
Muß er im Schwunge rastlos drehn,
Ans Schiff geschmiedet, muß er keichen
Als Ruderknecht bei Sturmeswehn;
Er muß den Riesenhammer führen
Zu ewig wiederholtem Schlag,
Des Webstuhls Spulen sausend rühren;
Ein neues Werk bringt jeder Tag."

Aber nur knirschend trägt er sein Joch und grollt den klugen Menschen, welche die alten Naturgötter vom Throne gestoßen und zu unwürdigen Knechtesdiensten erniedrigt haben. „Einst," so klingt sein wildes Drohlied, „hat auch euer Reich ein Ende, und euer Bau zerfällt in Graus:

„Wenn ihr dereinst in Eisenbande
Des letzten Eilands Wildniß schlugt,
Wenn prunkend ihr durch alle Lande
Die Fackel stolzer Weisheit trugt;
Wenn dann von euern Königssesseln
Ihr greifet nach des Himmels Schein:
Dann springen jählings unsre Fesseln,
Dann bricht der Tag des Zorns herein.

Dann wird des Vaters Krone blitzen,
Und jeder Blitz ist Weltenbrand;
Dann wird bis zu der Berge Spitzen
Die Mutter ziehn ihr Schaumgewand;
Dann will ich selbst auf freier Schwinge
Durchs All, Zerstörung brausend, wehn,
Und überm Trümmersturz der Dinge
Aufjauchzen, und ins Nichts vergehn."

Von Dichtern der jüngsten Tage hat unter Andern F. Brunold wiederholt die Eisenbahn besungen. Einmal schildert er, wie der endlose Zug sich, einer Schlange gleich, durch die wildgezackten Bergschluchten wälzt und im säulengetragenen Tunnel verschwindet:

„Das ist die Poesie der neuen Zeit,
Romantik unsrer heißbewegten Tage.
Was gilt die Liebe noch? Was gilt das Leid?
‚Wie komm' ich vorwärts?' ist der Menschheit Frage!"

Ein andermal läßt Brunold beim Anhalten auf einer Station den Zugführer erzählen, wie er zur Zeit des Krieges gegen Frankreich während der Schlacht von Spichern einen Zug von hundert Munitionswagen in einer wilden Sturmnacht nach dem Kampfplatze zu befördern hatte. Die Blitze zuckten wie ein Flammenmeer zwischen den Felsen herab und jeder drohte zündend in die pulverbeladenen Waggons zu schlagen. Fürwahr, eine schreckenvolle Situation, in der auch dem Furchtlosesten das Herz stärker klopfen mag!

„Kämpft der Soldat siegreich für's Vaterland,
Ich werd' den Muth gering nicht halten —
Doch als ich einlief, die Maschine stand,
Ich hab' nach oben doch den Blick gesandt,
Mußt', wie ein Kind, die Hände falten."

Wir sehen, der Dichter der Gegenwart braucht, dafern er nur ein echter Künstler ist und die Stoffe seiner Zeit in die rechte Beleuchtung zu rücken weiß, nicht zu verzagen. Er greife nur, wie Altmeister Goethe lehrt, in's volle Menschenleben hinein, und er wird um poetische Stoffe nicht in Verlegenheit sein. Mögen die Lobredner des Alten ihre Köpfe über die neue Zeit schütteln und ihre feigherzigen Klagen heute wie vor zwei Jahrtausenden erschallen lassen — der wahre Poet wird ihnen antworten, wie Ovid ihnen schon vor zwei Jahrtausenden geantwortet hat:

Prisca juvent alios: ego me nunc denique natam
Gratulor, haec aetas moribus apta meis —

oder wie der norwegische Dichter Björnstjerne Björnson ihnen vor einem Jahrzehnt in seiner Parallele zwischen „Vormals und jetzt" antwortete:

„O, welche kalte, prosaische Zeit!"
Seufzt der Liebende. „Schöner doch weit
War's, als der Ritter sein Lieb hoch zu Rosse
Unterm Schleier der Nacht entführt aus dem Schlosse."
Nachmals, — als klirrend Schlag auf Schlag
Des Vorurtheiles Fessel zerbrach,
Und jeglicher Wahn dem Fortschritt erlag,
Bei Nacht nicht, sondern bei helllichtem Tag, —
Was sagte er nun?

„O, welche kalte, prosaische Zeit!"
Seufzt der Dichter und denket mit Neid,
Wie das Kampfspiel gewettert bei Aeschylos' Tönen,
Und Ilion sank, ihn mit Lorbeer zu krönen.
Nachmals, — als gottbegeistert sein Sang
Sich in Hoher und Niederer Herzen schwang,
Durch die Lande brauste wie Sturmesdrang,
In Häusern und Kirchen wiederklang, —
Was sagte er nun?

„O, welche kalte, prosaische Zeit!"
Seufzte Napoleon, sinnend voll Leid,
Wie der Onkel, verklärt vom Ruhmeslichte,
Fortlebt im Gedächtniß der Weltgeschichte.
Nachmals, — als selbst in der Feldschlacht Wuth
Ihn umzuckte der Freiheitsblitze Gluth,
Austria hinsank in Schmach und Blut,
Und schwellend stieg die gelbliche Fluth, —
Was sagte er nun?

„O, welche kalte, prosaische Zeit!"
Sprach Garibaldi, ermüdet vom Streit
Für die Sache der Völker in zweien Welten;
Und baute den Kohl jetzt, den grollend bestellten.
Nachmals, — als er an Palermo's Strand
Mit Kriegern bewehrte Felucken fand,
Die Jugend auf seinen Ruf erstand,
Und zwei Reiche legte in seine Hand, —
Was sagte er nun?

„O, welche kalte, prosaische Zeit!“
Seufzest du oft in Verzagniß und Leid;
Doch über dich selbst und dein kleinlich Gelüsten
Vergißt du die Kräfte, die heute sich rüsten.
Des Herren Wort erklingt überall,
Der Blitz muß reden mit menschlichem Schall,
Rings brachen die Völker der Knechtschaft Wall, —
Gedenkst Du an Sherman und Richmond's Fall:
Was sagst Du nun?

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

Das Märzheft der „Revue des deux mondes“ d. J. enthält in seinem ersten Halbtheile die Fortsetzung eines Aufsatzes von M. Othenin d'Haussonville über Madame Dudevant, genannt George Sand, speciell über deren erste Romane, die Liebe und die Philosophie, die sie darin zur Anschauung bringt. Darauf folgt eine Abhandlung von M. Emile Blanchard, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, über Neu-Seeland und die kleinen benachbarten australischen Inseln, zunächst deren erster Abschnitt, der über die Entdeckung, die ersten Erforschungen sowie die Natur auf jenen Eilanden und deren Bevölkerung sich ausläßt. Daran schließt sich der zweite Theil des geistreich geschriebenen Feuilleton-Romans: „Ein Gewissensbiß“ von M. Th. Bentzon. Die vierte Abhandlung, von M. Maxime du Camp, schildert das Marine-Ministerium während der Pariser Commune, speciell als ersten Abschnitt die Besitznahme vom Marine-Ministerialgebäude und die Seineflotille. Die neuen dem Welthandel eröffneten Häfen in China bespricht danach M. Edmond Planchut, und hierauf folgt ein Aufsatz von M. Cucheval-Clarigny über England's Orientpolitik. — M. George Bousquet giebt ferner eine Schilderung von den neuen Gerichtshöfen in Aegypten, von ihrer Einrichtung, ihrem Prozeßgange und ihrer Zukunft, worauf eine Abhandlung von M. George Bousquet über die wissenschaftlichen Verwendungen der Photographie folgt, und zwar als zweiter Theil über die Benutzung der Photographie zum Studium der Erscheinungen auf unserem Erdball. Speciell für uns Deutsche ist der jetzt sich anreihende Aufsatz von dem bekannten französischen Schriftsteller M. G. Valbert von Interesse, auf welchen wir uns vorbehalten noch ausführlicher zurückzukommen. Die übliche halbmonatliche politische und literarische Chronik beschließt den inhaltreichen ersten Theil des Märzheftes.

Spanien.

Die „Revista de España“, 11. Jahrgang, 60. Band Nr. 240 vom 28. Februar, Madrid, enthält folgende Aufsätze: von D. José Lopez Dominguez: „Denkschrift und Commentar über die Lage Cartagena's; von D. Manuel Becerra: „Bemerkungen über das geschriebene Wort“; sodann ein Gedicht von D. Gaspar Nuñez de Arce „ein Jovellaros“. Es folgen die Abhandlungen von D. M. Menendez Pelayo: „Antoniana Margarita de Gomez Pereira“ und von D. Fran-

cisco de Asis Pacheco: „Pius IX.". Ein Gedicht: „Descartes" von D. Manuel Ortiz de Pinedo reiht sich daran, und hiernächst schließen sich D. Luis Vidarts: „Ein militärischer Proceß" und D. Eusebio Blascos: „William Shakespeare" an. Es folgt der Aufsatz von D. Aureliano Linares Rivas über die „erste Kammer zur Zeit der Restauration" und eine „Rundschau über die innere Politik" von D. Federico Pons y Montels und ebenso über „die äußere" von D. J. Ferreras. Eine literarische und wissenschaftliche Chronik bilden den Schluß.

Italien.

„Rivista Europea", „Rivista internazionale", 9. Jahrgang, 5. Band, 4. Heft vom 16. Februar, Florenz, bringt folgende Abhandlungen: Zunächst „eine Uebersicht über die Correspondenz von Ferdinando Raggi, Agenten der Republik Genua in Rom", von Achille Neri; ferner von A. Ademollo: „Das Ableben der Päpste", sodann von Pietro Fea den Nekrolog: „Alfonso Lamarmora". Es folgen die Aufsätze des Artillerie-Obristen G. F. Bianchi über die Gußstahl-Kanonen, und von Bartolomeo Fontana über die Pflege der Wissenschaft in den technischen Instituten des Königreichs Italien. Daran schließt sich C. R. Massa's: „ein neues Werk über Rabelais und eine Uebersetzung des Aufsatzes aus dem englischen Cornhill Magazine: „die Schwächen der Geschichte", sowie aus dem Holländischen von W. M. De Jongh die Schilderung: „Florenz, Reisenotizen von Corrado Busken Huet." Eine literarische und bibliographische Uebersicht aus der deutschen und italienischen Literatur und eine politische Rundschau beschließen das Heft.

Schweiz.

Die „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse", 83. Jahrgang, neue Periode, Band 61, Lausanne, enthält im Februarhefte Nr. 242 folgende Aufsätze: Milton, der blinde Dichter. Von Marc-Monnier. — Liebe durch den Telegraphen. Novelle von Louis Favre, II. Theil. — Die Rechte der Frau. Von Ernest Lehr. — Xavier de Maistre, aus noch nicht veröffentlichten Urkunden und seinem Schriftwechsel. Von Fréderic Baille. — Scenen aus dem schottischen Landleben. Die zwei Schwestern, II. Theil. Novelle. — Chronik aus Paris — Italien — Deutschland — England. — Literarischer Rückblick und Bücherschau.

Belgien.

„La Revue de Belgique", welche Mitte jeden Monats in Brüssel erscheint, enthält im zweiten Hefte folgende Aufsätze, zunächst von F. Laurent: „Die Kirche und der Staat", nach Minghetti den ersten Theil; sodann den zweiten Abschnitt von H. Pergameni's Roman: Mira Tavernier's Schicksal. Es folgt die Betrachtung Max Sulzberger's über „den Kirchhof der Juden" und die Schilderung von Goblet d'Alviella: „Ein belgischer Reisender in's innere Afrika im siebzehnten Jahrhundert." Daran schließt sich Emile Lefèvre's: „Eine Conferenz Tyndall's (des berühmten Physikers in London).

Das Heft schließt mit der Chronik der niederländischen Literatur in Belgien, speciell „der Dichtkunst im Jahre 1877" von W. de Vlaemink und mit Eugen van Bemmel's allgemeiner literarischer Rundschau.

Rußland.

„Russische Revue.“ Monatsschrift für die Kunde Rußlands, herausgegeben von Carl Röttger, Petersburg, enthält im 1. Hefte des 7. Jahrganges folgende Abhandlungen: Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. Von Prof. A. Brückner. — Wege und Stege im Kaukasus. Von N. v. Seidlitz. — Die Bewohner des Ob. Von Ed. Kretschmann. — Allgemeines Reichs-Budget für das Jahr 1878. — Rußlands auswärtiger Handel im Jahre 1876. — Kleine Mittheilungen. — Literatur-Bericht. — Revue russischer Zeitschriften. — Russische Bibliographie.

Amerika.

„The North American Review“, herausgegeben von Allen Thorndike Rice, Nr. 260, New-York, hat in ihrem Januar- und Februar-Doppelhefte folgenden Inhalt: Carl Sumner. Von George F. Hoar. — Ein Krümchen für das „moderne Symposion“. Von John Fiske. — Die Kunst der dramatischen Dichtung, Theil I. Von Dion Boucicault. — Allgemeine Amnestie. Von John Randolph Tucker. — Die englische Aristokratie. Von W. E. H. Lecky. — Erinnerungen aus dem Bürgerkriege. Von Richard Taylor. — Der Ursprung der italienischen Sprache. Von W. Story. — Ephesus, Cypern und Mycenae. Von Bayard Taylor. — Die Einnahme von Kars und der Fall von Plewna. (Mit Abbildungen.) Von George B. Mc. Clellan. — Geldnoth und die Silberbill. Von Manton Marble. — Literatur der Gegenwart.

„The International Review“. Band V. Nr. 1, New-York, enthält in dem Doppelhefte Januar-Februar: Thiers ein Sonnett von John Greenleaf Whittier. — Die Elemente des National-Reichthums. Von David A. Wells. — Die zweite Ausbeute in Olympia. Von Ernst Curtius aus Berlin. — Erste Eindrücke Athens. Von Edward A. Freeman. — Sumner's Stelle in der Geschichte. Von Major Ben. Perley Poore. — Das Geld und seine Gesetze. Von Professor W. G. Sumner. — Kaiserlicher Föderalismus in Deutschland. Von Baron Franz von Holtzendorf in München. — Moderne Liebe. Von Dr. Samuel Osgood. — Die Zählung der Wahlstimmen. Von Alexander H. Stephens. — Die Kunst in Europa. XIII. Von Philip Gilbert Hamerton. — Literatur der Gegenwart. Amerikanische, englische, deutsche, französische und italienische neue Bücher.

England.

„The Quarterly Review“, die bei John Murray in London erscheinende Vierteljahrsschrift, bringt in ihrem ersten Bande Nr. 289 auf 276 Seiten die Besprechung der nachfolgenden neu erschienenen Schriften, zunächst John Addington Symond's Werk „über die Renaissance in Italien“, sodann Professor Tyndall's: „Der Mensch und die Wissenschaft“, Professor Virchow's: „Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate; Lord Erzbischof Wilhelm von York's: „Der Werth des Daseins“, und Dr. Heinrich Schliemann's: „Mycenae“. Es folgen drei Jahresberichte über die „Geburten, Heirathen und Sterbefälle in England“. Darauf kommt die Besprechung von Sir Thomas Erskine May's: „Die Demokratie in Europa“, dann Edmund Scherer's: „Goethe in kritisch-literarischen Studien.“ Drei Berichte über „Eisenbahn-Unfälle in England“ schließen sich

daran, denen das W. M. Torrens'sche Buch „Die Memoiren Wilhelms des zweiten Viscount Melbourne" folgt. Den Schluß bildet die Besprechung der amtlichen Berichte der Parlaments-Commissionen über die öffentlichen Geschäfte und zweier Depeschen des Lord Derby und des Fürsten Gortschakoff an den Grafen Schuwaloff, und des Buches von Theodor Martin: Leben des Prinz Gemahls.

„The Westminster and foreign Quarterly Review." Neue Serie, Nr. 105, London, bringt folgende kritische Aufsätze im Januar-Vierteljahrshefte: Die Demokratie in Europa. — Charlotte Bronte. — Die Töchter, ihre Erziehung und Zulassung an Universitäten. — Lessing. Sein Leben und seine Werke. — Die Hungersnoth in Ostindien. Wie man im westlichen Theile verfuhr. — Carl Sumner. Memoiren und Briefe. — Das Telephon. — Indien und das englische Colonial-Kaiserthum. — Literatur der Gegenwart: Theologie. — Philosophie. — Politik, Sociales, See- und Land-Reisen. — Wissenschaft. — Geschichte und Lebensbeschreibung. — Schöne Wissenschaften. — Vermischtes.

„The Nineteenth Century", „das neunzehnte Jahrhundert", herausgegeben von James Knowles, London bei C. Kegan Paul & Comp., bringt in seinem Märzhefte ein Gedicht: „Die Rache" von Alfred Tennyson und folgende Abhandlungen, zunächst vom Generalmajor Sir Garnet Wolseley: „England als eine Militärmacht im Jahre 1854 und im Jahre 1878", ferner von R. W. Dale „Eindrücke Amerika's, Erster Abschnitt: die Gesellschaft"; ferner vom Pfarrer Charles Wordsworth: „Schottische Vertreibung und papalistischer Angriff", demnächst vom Professor Tyndall „über die spontane Erzeugung, ein letztes Wort", hierauf von dem Pfarrer J. Guinnes Roger's: „Forster's Vertheidigung der Kirche" und endlich vom Dr. W. G. Ward: „Die vernunftgemäße Grundlage der Gewißheit." Den Schluß bilden eine Abhandlung über „die moderne Wissenschaft" und drei Aufsätze von Mr. John Lemoinne und M. E. Grant Duff „über die actuelle politische Situation" und endlich von W. E. Gladstone: „Die Wege der Ehre und der Schande".

Schottland.

„The Edinburgh Review or Critical Journal", eine kritische Vierteljahrsschrift, Edinburgh, veröffentlicht in der im Januar erschienenen Nr. 301 folgende Aufsätze: Die Grafen von Cromartie. Von Will. Fraser. — Harvey und Cesalpino. 5 Schriften. — Die Franzosen im hinterindischen China. — Die Briefschaften Carl Sumner's. — Tizian. — Der dritte Band von der Lebensgeschichte des Prinz Gemahls. — Stanley's Entdeckungen und Afrikas Zukunft. — Rußlands Militärmacht. — Dr. Schliemann's Ausgrabungen in Mycenae. — Das künftige Conclave. — Die Grundsätze und die Aussichten der liberalen Partei.

„Blackwood's Edinburgh Magazine", Nr. 799, enthält im Märzhefte den neunten Theil des Romans: „Mein ist Dein", sodann eine Abhandlung über „die nordamerikanischen Fischereien und die Halifaxer Commission" und die Besprechung von fünf neu erschienenen belletristischen Novitäten. Darauf folgt die zweite Serie der Abhandlung: „Französisches häusliches Leben", Nr. II. „Der Einfluß der Frauen", eine kleine Erzählung: „Nur Johann", und als Schluß die Aufsätze: „Der Sturm im Orient, Nr. 10, Rückblick" und „England und Rußland".

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Allgemeiner Theil.

Die Judith des Cristofano Allori.

(Palazzo Pitti in Florenz.)

Von

Paul Heyse.

Siehst du das schöne Weib im falt'gen, gelben
Gewand, die schwarzen Locken wirr gekraus't,
Mit dunklen Lippen, die sich üppig wölben?

Sie trägt ein Mannshaupt in der linken Faust,
Die rechte hält des Schwertes Heft umschlossen,
Doch nicht ein Zug verräth, ob ihr gegraus't,

Da übers Bett des Stolzen Blut geflossen,
Das eben noch in wilder Lust geflammt,
Als ihre Blüte der Barbar genossen.

Hat sie gefeit ihr furchtbar Rächeramt,
Daß ohne Schauder sie den Feind bezwungen,
Der Israel und sie zur Schmach verdammt?

Hat der Triumph, daß ihr das Werk gelungen,
Wie sie's von ihrer Väter Gott erfleht,
Mit so erhabner Stille sie durchdrungen?

Nein, auf der schmalen Weiberstirne steht
Ein kühles Räthsel, diese Blicke leuchten
Nicht von des Sieges heitrer Majestät.

Wer hebt den Schleier? Lodert in dem feuchten,
Lustmüden Aug' ein Qualgedanken auf,
Den alle Psalmen ihres Volks nicht scheuchten:

Daß sie hat sünd'gen müssen, um darauf
Des Menschenopfers Preis sich selbst zu nehmen?
Dünkt ihr, betrogen sei sie doch beim Kauf?

Wie? oder fühlt sie mit geheimem Grämen,
Daß ihr im Blut ein heißer Wunsch entfacht,
Den nur der Schnee des Alters wird bezähmen?

Daß sie hinfort auf jene Gräuelnacht
Noch manche Nacht sich wird zurückbesinnen
Und deß begehren, was sie schaudern macht?

Daß Sünde Pflicht ward, — hat sie das tiefinnen
Irr an sich selbst gemacht, getrübt den Quell,
Aus dem die lautren Hochgefühle rinnen?

Wird, was in ihrem Busen streng und hell
Sie schied wie Tag und Nacht, hinfort sich mischen,
Sich wandeln Gut in Bös gedankenschnell?

Nichts kann den Kuß von ihrem Mund verwischen,
Der ihn entehrt, — und ach, ihn erst erschloß
Zum vollen Blühn, verderblich zauberischen.

Wie wenn ein Jäger einen Pfeil verschoß
Und sieht ihn auf die eigne Brust sich wenden,
So staunt ihr Blick. War das ihr Bettgenoß,

Deß Haupt sie trägt? Hat sie — mit eignen Händen —?
Sie faßt es nicht. Und käm' es noch einmal,
Vermöchte sie's noch einmal zu vollenden?

Nun ist's geschehn, wie es ihr Gott befahl.
Doch kann sie je der Stimme wieder trauen,
Die das Gewissen aus der Brust ihr stahl?

Stumm blickt die Räthselhafteste der Frauen
Dich traurig an, und wie sie selbst empfand,
Mischt sich in ihrem Bilde Lust und Grauen.

Doch höre nun, was ich berichtet fand
In einem alten Kunstgeschichtenbuche,
Wie dies geheimnißdunkle Bild entstand.

Das ewig junge Lied vom Schlangenfluche
Der Weiberschönheit, die den Mann bethört,
Ob er sich beug', ob sich zu retten suche.

Du hast von den Allori wohl gehört,
Dem Vater Stefano und den drei Söhnen,
Vier wackren Künstlern, aller Ehren werth.

Der Jüngste lag in Banden einer Schönen;
Die Mazzafirra kannte ganz Florenz,
Wo sie die Jugend schmachten ließ und stöhnen.

Denn nicht an edle Lieb' und Jugendlenz
Verlor sie je ihr Herz; kein hoher Name,
Und glänzt' er wie ein Stern des Firmaments,

Verlockte sie: das Gold nur, das infame,
Das immer sich dem Dienst der Sünde lieh,
Ruchloser Thaten Frucht zugleich und Same.

So warb denn auch Cristofano um sie
Mit fürstlichen Geschenken, goldnen Gaben
Und bog den Nacken unter ihrem Knie;

Bis sie herab sich ließ, auch ihn zu laben,
Der halb verlechzt war. Die Sirene schien
An seinem Wahnsinn ihre Lust zu haben.

Zu tief verstrickt' er sich, um zu entfliehn.
Doch ward er auch zum Bettler, — nicht getreuer,
Als gegen Reich're, war sie gegen ihn.

Und während der Besitz das kranke Feuer
Der Leidenschaft nur schürt' in seiner Brust,
Sann sie bereits auf neue Abenteuer.

Sie sagten's ihm — er hatt' es längst gewußt —:
„Die Mazzafirra führt dich an der Nase;
Man konnte denken, wie es enden mußt'.

„So mach' ein Ende! Seufze nicht und rase!
Was dir geschah, ist Tausenden geschehn!" —
Er schwieg und nickte zu der blöden Phrase.

Drei lange Monden ward er nicht gesehn.
In seinem Studio saß er über Tage,
Um nur bei Nacht verstohlen auszugehn.

Dann schlich er tiefvermummt — so ging die Sage —
Zum Haus der Falschen, die mit Andern nun
Die Nacht verschwelgt' in üppigem Gelage.

Und durfte nur von fern sein Auge ruhn
Auf diesem Reiz, der ehmals ihn entzückte,
War es ihm Wollust noch, sich wehzuthun.

Doch während sie für Andre jetzt sich schmückte,
Ließ er wie Büßer wachsen Haar und Bart,
Auf daß ihm besser seine Rache glückte.

Dies Weib, das seiner ird'schen Höllenfahrt
Urheb'rin ward, wollt' er den Menschen zeigen,
Wie sie als Teuf'lin ihm sich offenbart;

Den unentrinnbar'n Zauber, der ihr eigen,
Im Blick und Lippenspiel den eis'gen Hohn,
Vor dem die süßesten Gefühle schweigen.

Doch so verstört war seine Seele schon,
Daß dem Assyrer er die blassen Züge
Verlieh von seiner eignen Mutter Sohn,

Damit sie dessen Haupt in Händen trüge,
Der erst zum Narrn und dann zum Bettler ward
Um eines Weiberkusses flücht'ge Lüge.

Und mit dem Blick der Habgier, kalt und hart,
Ließ er die Mutter ihr zur Seite schreiten,
Die stets den Preis der Buhlschaft eingescharrt.

Zurufen sollte dieses Bild von Weiten
Den armen Thoren: Seht, dies that ein Weib!
Wer noch Verstand hat, rette sich bei Zeiten! —

Und war noch selber so mit Seel' und Leib
Im Bann, daß er den Schlaf sich abgebrochen,
Entsagend jedem andern Zeitvertreib.

Als dann das Werk vollbracht nach kurzen Wochen,
Da strömte ganz Florenz in seinen Saal;
Nur von Allori's Judith ward gesprochen.

Nun heißt's, von Rom ein Fremder sei einmal
Gekommen, auch das Bildniß zu beschauen,
Ein würd'ger Greis, die Stirn gefurcht und kahl,

Weltkundig, hochgebildet, einst den Frauen
Nicht feind; der hab', in Sinnen tief, den Kopf
Geschüttelt und gerümpft die weißen Brauen

Und dann gesprochen: „Traun, ein blöder Tropf
Muß dieser Maler sein, der seiner Dirne
Noch in die Faust gemalt den eignen Schopf.

„Ein Fältchen furcht die kaum erblichne Stirne,
Als zucke noch ein Blitz der Zärtlichkeit,
Ein Traum der Lust im blutenden Gehirne.

„Wohl bringt den Klügsten selbst ein Weib so weit,
Daß er den Kopf verliert. Doch sich zu rächen,
Wer schafft der Henkerin Unsterblichkeit?

„Wer stellt noch ihrer Macht und seinen Schwächen
Ein Zeugniß aus, ein Maler seiner Schmach,
Als Freibrief aller Tücken und Verbrechen?" —

Da so der Alte noch voll Eifer sprach,
Ging auf die Thür; im falt'gen gelben Kleide
Erschien das Urbild, ihren Fersen nach

Ein schlanker Jüngling, ihr Galan, sie Beide
In ein Gespräch vertieft, gleichgültig kühl,
Wie vor der ersten besten Augenweide.

Zur Seite wich der Schauenden Gewühl,
Der Heldin hier den ersten Platz zu lassen,
Und Manchem ward es unterm Wammse schwül.

Sie aber maß ihr Conterfey gelassen
Vom Scheitel bis zum Knie. Nichts regte sich
Auf ihrer Stirn, der alabasterblassen;

Kein Zug, daß Reu' und Antheil sie beschlich.
Nur zu dem Jüngling hörte man sie flüstern:
„Mich dünkt doch, sie ist garstiger als ich."

Er raunt' ein Wort ihr zu und lachte lüstern,
Sie aber ließ die weißen Zähne seh'n,
Und leise zitterten die schlanken Nüstern.

Dann sprach sie: „Poveretto! Laßt uns gehn!"
Und rauscht' hinaus. Doch jener Fremde wiegte
Das Haupt und sprach: „Nun kann ich ihn verstehn.

„Wer je den Arm um diesen Nacken schmiegte,
Dem drang das Gift so tödtlich wohl ins Blut,
Daß rettungslos die Mannheit ihm versiegte.

„Ja, hätt' ich selbst in erster Jugendglut
Dies Weib geschaut, wer weiß, gering geachtet,
Gleich dem Allori, hätt' ich Hab und Gut,

„Und auch, gleich ihm, verdammt zu sein getrachtet
Um diese Teuflin und dazu gelacht,
Wenn mich die Welt und ich mich selbst verachtet.

„Denn wahrlich, könnt' ich jetzt für Eine Nacht
Jung sein und sie besitzen, — meines Lebens,
Wenn es der Preis wär', hätt' ich wenig Acht.

„Doch solche Träume träumt ein Greis vergebens!"

Ueber Wasserversorgung.*)

Von

Dr. Max v. Pettenkofer.

In der leblosen und in der belebten Natur spielt das Wasser eine hervorragende Rolle. Es bedeckt nicht nur mehr als drei Viertheile unseres Erdkörpers, auch unser eigener Leib besteht zum größten Theile aus Wasser: unsere Muskeln sowie das Fleisch der Thiere, das wir zur Nahrung nehmen, besteht zu drei Viertheilen aus reinem Wasser und nur zu einem Viertheile aus fester Substanz. Ein bestimmter und verhältnißmäßig sehr hoher Wassergehalt bedingt die Funktionsfähigkeit aller Organe, und das Leben erlischt bekanntlich überall, wo das Wasser fehlt. Ohne Wasser wäre die ganze Erde eine todte Sand- und Steinwüste.

Nichts ist daher natürlicher und näherliegend, als daß der Mensch die Wasserversorgung seiner Wohnorte als eine seiner Hauptaufgaben für ein ersprießliches, gesundes Dasein betrachtet. Instinktmäßig lockt uns die frische, klar sprudelnde Quelle zum Niederlassen, zur Ansiedelung, und wo der Weg vom Wohnhause zur Quelle zu weit ist, dort erfindet der Mensch bald die Leitung des Wassers zu seiner Wohnstätte oder das Graben eines Brunnens. Schon vor Jahrtausenden haben sich die Culturnationen der Inder, der Aegypter, der alten Griechen und Römer durch großartige Wasserleitungen und Bewässerungsanlagen ausgezeichnet. Selbst bei der Entdeckung Amerika's mußte man staunen, daß gerade bei jenem Theile der Ureinwohner, bei welchem die menschliche Cultur sich verhältnißmäßig am höchsten entwickelt hatte, bei den Peruanern unter Herrschaft der Inkas, auch schon große Wasserleitungen und Bewässerungsanlagen sich vorfanden.

Wir brauchen das Wasser zum Trinken, zum Kochen, zum Waschen und Baden unseres Körpers, zum Reinigen des Hauses und zahlreicher Utensilien, zum

*) Vortrag, gehalten im Volksbildungsverein zu München.

Bespülen des Hofes, der Wege und Straßen und zu einer großen Menge gewerblicher und landwirthschaftlicher Verrichtungen. Wenn von Wasserversorgung gesprochen wird, denkt man aber in der Regel nur an Trinkwasser, und glaubt, daß es genüge, nur für dieses strenge Forderungen bezüglich Reinheit und Menge aufzustellen; das Wasser, welches wir für andere Zwecke brauchen, und welches man gewöhnlich mit dem Ausdruck Nutz- oder Brauchwasser im Gegensatz zu Trinkwasser bezeichnet, erfordere weniger Sorgfalt. Ich werde zeigen, daß in dieser Trennung zwischen Trink- und Nutzwasser Gefahren liegen, die man umgeht, wenn man Trink- und Nutzwasser aus ein und derselben Quelle nimmt. Daß das Trinkwasser rein und wohlschmeckend sein muß, dafür verlangt man keinen Beweis, denn dafür liegt ein instinktmäßiges Verlangen in uns. Das Trinkwasser ist für uns sowohl unentbehrliches Nahrungsmittel, als auch Genußmittel. Unsere Nahrungsmittel sind dazu bestimmt, die Organe unseres Körpers auf ihrem normalen Bestand an Eiweiß, Fett, Salzen und Wasser zu erhalten. Da nun das Wasser einen so großen Bestandtheil aller Organe ausmacht und fortwährend durch die Thätigkeit des Organismus verloren geht, so muß für dessen Ersatz gesorgt werden.

Der tägliche Wasserverbrauch des Menschen ist ein sehr großer. Aus den umfassenden Stoffwechselversuchen von Prof. von Voit wissen wir, daß ein erwachsener Mann binnen 24 Stunden bei ruhigem Verhalten und mittlerer Kost etwas über 2 kg Wasser verliert. Selbst im Hungerzustande erreicht dieser Verlust 1¾ kg und steigert sich bei andauernder Bewegung und körperlicher Arbeit auf nahezu 3 kg oder 3 L. im Tage. Dieses Wasser verläßt den Körper theils in den Ausdünstungen durch Haut und Lunge, theils in den Ausscheidungen der Nieren und des Darmes. — Bei ruhigem Verhalten gehen von der täglich ausgeschiedenen Menge Wasser etwa 50 Procent durch die Nieren, 5 Procent durch den Darm und 45 Procent durch Haut und Lungen. Bei starker Bewegung und anstrengender körperlicher Arbeit ändert sich dieses Verhältniß sehr, da geht das meiste Wasser durch die Hautausdünstung fort. In einem Versuche, wo der der Beobachtung unterliegende Körper in 24 Stunden über 3 L. Wasser nach Außen abgab, gingen durch die Nieren nur 35 Procent davon, durch den Darm nur 2 Procent, hingegen durch Haut und Lungen 63 Procent. Es ist eine alte Erfahrung, daß Hitze und Arbeit durstig machen.

Denken wir uns zwei Flaschen vor uns stehen, die mit Wassermengen gefüllt sind, wie sie dem größten (3220 g) und kleinsten (1700 g) beobachteten täglichen Verluste des Körpers eines kräftigen erwachsenen Mannes entsprechen, und diese Mengen müssen dem Körper wieder ersetzt werden, wenn er nicht bald seinen normalen Wassergehalt verlieren und funktionsunfähig werden, wenn er schließlich nicht verdunsten soll.

Wir genießen allerdings das uns nöthige Wasser nicht lediglich in der Form von frischem Trinkwasser, sondern vielfach schon gemischt mit anderen Nahrungsstoffen und Genußmitteln, welche Wasser enthalten. Selbst wer nur Bier trinkt und gar kein Wasser, genießt doch Wasser, denn selbst die stärksten Biere bestehen aus 90 Procent reinem Wasser, in welchem nur 10 Procent andere Stoffe enthalten sind, die dem Wasser den Biergeschmack geben. Aehnlich ist es mit Thee und Kaffee, mit Wein, mit Suppen rc., ja selbst das trockne Brod, welches wir

täglich genießen, enthält nahezu 50 Procent Wasser, das durch Trocknen an warmer Luft sich entfernen läßt. Wir alle zweifeln nicht daran, daß wir ein Recht haben, zu verlangen, daß das Fleisch und Brod, die Fette und andere Nahrungsstoffe, die wir genießen, um das im Lebensprocesse zu Verlust gehende Eiweiß und Fett unseres Körpers wieder zu ersetzen, rein und unverdorben seien: mit demselben Rechte müssen wir auch darauf bestehen, daß das von uns genossene, zur Nahrung dienende Wasser ein reines und unverdorbenes sei, und wenn das Wasser nicht so billig, sondern theuer wäre wie andere Lebensmittel, wie Fleisch, Milch, Käse, Butter, Brod, Bier, Wein u. s. w., so würden die Grundsätze einer strengen Victualienpolizei schon längst darauf angewandt worden sein.

Das Wasser ist aber nicht blos eines der wichtigsten Nahrungsmittel, sondern für die Mehrzahl der Menschen auch eins der beliebtesten Genußmittel. Der Unterschied zwischen Nahrungs- und Genußmittel ist zuerst von Karl von Voit richtig dahin definirt worden, daß Nahrungsmittel Stoffe seien, welche unserem Körper den Verbrauch an Eiweiß, Fett, Salzen und Wasser wieder zu ersetzen vermögen, Genußmittel hingegen solche Stoffe, welche die Nerven der Geschmacks-, der Verdauungs- und der Assimilationsorgane oder das Central-Nervenorgan, das Gehirn in einer die Aufnahme, Verarbeitung und Ausnützung der Nahrung fördernden Weise anregen oder andere Funktionen des Körpers erleichtern. Die Genußmittel spielen bei der Ernährung eine höchst wichtige Rolle; was uns schmeckt, bekommt uns fast immer gut, und was uns widersteht, fast immer schlecht. Gerade so, wie Mißgeschmack den Magen zum Erbrechen, zum plötzlichen Auswerfen alles Genossenen bestimmen kann, ebenso befördert der Wohlgeschmack, das behagliche Gefühl beim Genusse die Aufnahme des Genossenen im Organismus. Eine Kost ohne Genußmittel wäre wie ein Leben ohne alle Freude unerträglich. Alle unsere Getränke sind — abgesehen von dem Wasser, das sie enthalten — fast nur Genußmittel, und keine Nahrungsmittel, und das Geld, welches sie kosten, wird nur für das Behagen aufgewendet, welches ihr Genuß verursacht. Einige enthalten allerdings auch etwas Nahrungsstoffe, z. B. das Bier, aber um mit gutem Lagerbier die für einen Erwachsenen nöthige Menge von Eiweißstoffen zu erhalten, die in 480 Grammen Fleisch enthalten sind, wären täglich 24 L. nothwendig, welche mehr als 6 ℳ kosten, während man 1 Pfund Fleisch bester Qualität um 70 ₰ haben kann. Wir zahlen für Bier und Wein, für Kaffee und Thee nicht als Nahrungsmittel, sondern als Genußmittel so hohe Preise, und dokumentiren dadurch, wie viel uns Genußmittel werth sind, und deshalb ist es gewiß gerechtfertigt, auch für ein gutes Glas Wasser, das uns schmeckt, etwas zu bezahlen, und jede Stadt handelt ganz vernünftig, wenn sie nicht nur auf gutes Bier, sondern auch auf gutes Wasser etwas hält. Dem Wasser auch unter den Genußmitteln eines Ortes eine hervorragende Stelle zu verschaffen, lohnt sich im Interesse der öffentlichen Gesundheit; denn das Wasser gehört zu den allernatürlichsten und unschuldigsten Genußmitteln. Wir alle wissen, wie leicht mit anderen Genußmitteln, namentlich mit den geistigen Getränken, ein der Gesundheit verderblicher Mißbrauch getrieben werden kann, diese Gefahr ist beim Wasser auf das geringste Maß zurückgebracht.

Wir wollen nun zunächst die Frage besprechen, wie ein Wasser beschaffen ist, das uns schmeckt und zuträglich ist.

Man sagt ganz allgemein, das Trinkwasser müsse frisch und rein sein, und man deutet damit, wenn auch sehr unbestimmt, auf eine gewisse physikalische und chemische Beschaffenheit eines solchen Wassers hin. Von physikalischen Eigenschaften kommen Klarheit, Farblosigkeit und Temperatur hauptsächlich in Betracht. Das Wasser darf keine suspendirten ungelösten, nur schwimmenden Theilchen enthalten, darf nicht trüb sein. Die trübende Substanz kann zwar etwas ganz Unschädliches sein, — aber wir haben einen angebornen Widerwillen, trübes Wasser zu trinken. Eine Spur Lehm, einige Millionstel im Wasser vertheilt, machen es trüb. Manches Wasser wird beim Stehen, fast jedes beim Kochen trüb durch Niederschlag von kohlensauren Erden, beide Stoffe, Thon und kohlensaurer Kalk, schaden uns in der Menge, in welcher sie Trübungen im Wasser hervorrufen, nicht im geringsten, aber schon der Anblick der Trübung wirkt durch ein angeborenes Gemeingefühl auch auf unsere Geschmacksvorstellung. Dieses Gemeingefühl hat sich wahrscheinlich aus der Erfahrung entwickelt, daß hie und da eine Trübung auch durch schädliche Stoffe, z. B. durch kleine niedrige Organismen bedingt sein kann, die unserer Gesundheit schaden. Bei einem klaren Wasser haben wir die Garantie, daß weder schädliche noch unschädliche Stoffe darin suspendirt sind.

Die Farblosigkeit des Wassers ist keine unbedingte. Das reinste Wasser hat in einer 3 m hohen Schicht eine blaue Farbe. Spuren gelb- oder braunfärbender Substanzen darin gelöst, lassen es grün erscheinen, und werden diese färbenden Substanzen (meistens Huminsubstanzen) mehr, so verschwindet die blaue und grüne Farbe und stellt sich dafür eine unbestimmte helle, hie und da gelbliche, oft eine ganz dunkle, wie in unserem Moorwasser ein. Aber in Schichten von 1 und $^1/_2$ m Tiefe erscheint reines Wasser stets farblos. In einer großen Flasche von weißem Glase, welche einige Liter faßt, darf Wasser nie gefärbt erscheinen. Es giebt zwar manchen Brunnen und manche Wasserleitung, welche dieser Anforderung nicht entspricht, und es wird viel Wasser daraus getrunken, ohne schädliche Folgen für unsere Gesundheit zu haben, aber man geht auch da am sichersten, wenn die Forderung der Farblosigkeit aufrecht erhalten wird.

Die Temperatur des Wassers anlangend, bezeichnet der Ausdruck frisch allerdings keinen bestimmten Wärmegrad, aber er sagt doch so viel, daß der Trunk zur warmen Jahreszeit kühlend wirken soll. Diese Eigenschaft haben alle Quellen und Brunnen, deren Wasser aus Tiefen kommt, in welchen die Temperatur Sommer und Winter gleich bleibt, wo also die mittlere Jahrestemperatur herrscht. Das Wasser solcher Brunnen und Quellen behält daher auch das ganze Jahr hindurch so ziemlich die gleiche Temperatur. Für München dürfen wir als mittlere Jahrestemperatur etwa 8° R. oder 10° C. über Null annehmen, und Wasser von dieser Temperatur auch als frisch erklären. Will man in München im Sommer noch kühleres Wasser, so kann man es nur durch künstliche Abkühlung, durch Lagern auf Eis ꝛc., erreichen. Viele Leute glauben, daß ein künstlich gekühltes Wasser der Gesundheit nicht so zuträglich sei, wie Wasser aus einer Quelle von der gleichen Temperatur, aber dieser Glaube ist sicher nur ein Vorurtheil, und kann sich auf keine beobachteten Thatsachen stützen.

Nicht so einfach, wie die physikalischen sind die chemischen Verhältnisse, welche die Reinheit des Wassers bedingen. Unter Reinheit versteht man eigentlich nur

die Abwesenheit von Stoffen, die schädlich sind, oder den Wohlgeschmack des Wassers beeinträchtigen. Eigentlich chemisch reines Wasser, die reine Verbindung von 1 Gewichtstheil Wasserstoff mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff, verträgt unser Magen gar nicht, das erregt den meisten Menschen Druck im Magen und bewirkt bei Vielen sogar Erbrechen. Das Wasser, wie wir es aus Brunnen und Quellen am liebsten schöpfen, enthält stets andere luftförmige Stoffe verdichtet, und mineralische aufgelöst. Jedes Trinkwasser entwickelt beim Kochen Luft. Diese Luft besteht aus Stickstoff, Kohlensäure und Sauerstoff in wechselnden Mengen, die zusammen gewöhnlich 50 bis 80 kcm im Liter ausmachen. Frisch destillirtes luftreines Wasser, ohne jeden Zusatz genossen, wird in der Regel wieder erbrochen. Wo man destillirtes Wasser trinkt, z. B. hie und da auf Schiffen bei Mangel an sonstigem süßen Wasser, da muß es zuvor mit atmosphärischer Luft wohl geschüttelt werden, damit es wieder Luft absorbire. In der Regel herrscht in der aus Wasser durch Kochen entwickelten Luft die Kohlensäure vor, die uns sehr behagt und die man früher auch Brunnengeist genannt hat. Regenwasser enthält stets Luft aus der Atmosphäre, aber noch sehr wenig Kohlensäure, entsprechend dem geringen Kohlensäuregehalt der freien Atmosphäre, erst beim Durchgang durch größere Erdschichten nimmt es mehr und mehr Kohlensäure auf, entsprechend dem viel größeren Gehalt der Grundluft an diesem Gase, und giebt dafür Sauerstoff, den es aus der Atmosphäre in viel größerer Menge, als die Kohlensäure mitbringt, zu verschiedenen Oxydationsprozessen im Boden ab. Gerade sehr frisches Quellwasser, das uns am meisten mundet, enthält oft nur Stickstoff- und Kohlensäure-Gas absorbirt; der ursprünglich im Regenwasser enthaltene Sauerstoff ist oft ganz oder nahezu ganz verschwunden. Außer Kohlensäure, Stickstoff und etwas Sauerstoff darf das Trinkwasser keine anderen Gase und keine riechenden Stoffe enthalten, also keinen Schwefelwasserstoff, keine Kohlenwasserstoffe 2c. Andere Gase dürfen stets als ein Anzeichen betrachtet werden, daß das Wasser Wege gewandelt ist, die bedenklich sind.

Ebenso wie das vom Himmel fallende Wasser auf seinem Wege durch die Erde seinen Gasgehalt verändert und vermehrt, so löst es auf diesem Wege auch einige mineralische und organische Stoffe auf, je nachdem die Bodenschichten beschaffen sind, durch welche es geht. Das auf die Erde fallende Wasser vereinigt sich schließlich großentheils zu Bächen und größeren und kleineren Flüssen, um ins Meer zu gehen, aus dem es stammt. Darin besteht der große Kreislauf des Wassers auf Erden, daß die Wasserflächen des Meeres Wasser verdunsten, daß diese Wasserdünste von der Luft fortgeführt und in anderen Gegenden nach meteorologischen Gesetzen wieder zu Wasser condensirt werden und niederfallen. Man kann sagen, das süße Wasser unserer Quellen und Flüsse ist destillirtes Meerwasser. Wir können das Meer als einen ungeheuren Dampfkessel betrachten, unsere Gebirge als Kühlfässer, welche den Wasserdampf condensiren, unseren Erdboden als einen Gegenstand, welcher mit condensirtem Wasserdampf gewaschen und ausgelaugt wird, unsere Flüsse als Leitungen, welche das Condensationswasser mit den ausgelaugten Stoffen wieder dem Meere oder dem großen Dampfkessel zuführen. Diesem Bilde folgend wird es selbstverständlich, daß das Meerwasser abgedampftes süßes Wasser ist, in welchem sich die Bestandtheile allmählich ansammeln und vermehren, welche das süße Wasser aus der Erde auflöst und mit sich ins Meer führt. Da dieser Prozeß seit

Aeonen von Jahren vor sich geht, so darf es uns nicht wundern, daß das Meerwasser nicht mehr süß, sondern salzig schmeckt, gerade so wie der Inhalt, wie die Lauge eines Dampfkessels, der mit süßem Wasser lange Zeit gespeist worden ist, ohne daß man ihn ausgeblasen hat.

Süßes Wasser ist für uns trinkbar, Meerwasser nicht mehr, obschon es keine anderen Bestandtheile enthält, als solche, die sich auch in unseren besten Quellen und Flüssen finden. Wir verdursten auf dem Meere im Wasser schwimmend, wenn wir kein süßes Wasser mitführen, oder Regenwasser sammeln, oder Seewasser destilliren können. Man sieht daraus, daß der Unterschied zwischen Meerwasser und süßem Wasser kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer ist, der in der Concentration der aus der Erde ausgelaugten Stoffe besteht. — In dieser Beziehung sind uns daher bei der Auswahl der Bezugsquellen für eine Wasserversorgung gewisse Grenzen gesteckt.

Diese Grenzen sind allerdings nicht durch scharfe Linien zu ziehen, sie sind individuell und lokal verschieden — da es aber eine feststehende Thatsache ist, daß unser Organismus von einem Wasser, welches die im süßen Wasser enthaltenen Bestandtheile in einem hohen Concentrationsgrade enthält, sich nicht mehr zu ernähren vermag, so thun wir jedenfalls gut und gehen sicher, wenn wir uns bei der Auswahl des Wassers von dem Bestreben leiten lassen, das beste, das reinste zu nehmen, das man haben kann und nicht zu fragen, wie schlecht oder unrein es sein darf, bis es ungenießbar wird. Wir müssen da einem uns eingeborenen hygienischen Takt folgen, etwa wie wir bei unseren moralischen Handlungen dem uns angeborenen Gewissen folgen. Derjenige geht im Leben am sichersten und kommt in der Regel am weitesten, der stets dem Guten und Besten nachstrebt und nicht fragt, wie viel Schlimmes er thun darf, bis man ihn empfindlich strafen kann.

Um aber über die Menge der im Meerwasser und im süßen Wasser aufgelösten Bestandtheile doch ein etwas bestimmteres Bild zu erhalten, wollen wir fragen, wie viel gewöhnlich das Meerwasser, wie viel gutes Trinkwasser enthält. Man bestimmt diese Mengen insgesammt durch Abdampfen des Wassers, und durch Wägung des bei 100° bis 110° C. getrockneten Rückstandes. Man geht nach meinem Dafürhalten am besten vom Liter Wasser aus, dessen Gewicht man gleich 1 kg nimmt; zwar wechselt, je nach den darin gelösten Stoffen und der Temperatur des Wassers, sein Gewicht etwas, aber es kommt stets nahezu doch einem Kilo gleich. Den Rückstand, welchen ein Liter Wasser liefert, giebt man dem Gewichte nach in Milligrammen an. Da 1 mg der millionste Theil eines Kilo ist, so giebt man also bei dieser Art des Ausdrucks eigentlich Milliontel an.

Es ist freilich nicht von Allen zu verlangen, daß sie eine bestimmte Vorstellung damit verbinden, wenn ich sage, ein Wasser hinterläßt pro Liter 100 oder 200, oder 1000, oder 6000 mg Rückstand. Wer nicht gewohnt ist, mit feinen Wagen und so kleinen Gewichten umzugehen, dem wird es schwer, sich eine anschauliche Vorstellung zu bilden, was jedoch leicht gelingt, wenn man an die Stelle der Gewichte das Längenmaß, den Meter setzt, welchen, mit seinen Unterabtheilungen, Decimeter, Centimeter und Millimeter, Alle kennen. Man denke sich nun ein Stück Wasser 1 m lang, so entspricht 1 mm, der kleinste Theilstrich an dem Maßstabe, 1000 mg, d. i. 1000 Milliontheln im Liter. Wenn man also von 500 mg Rückstand in 1 L. Wasser, wie es durchschnittlich als

Grenzwerth für gutes Trinkwasser gilt, eine Vorstellung haben will, so muß man sich auf ein 1 m langes Stück Wasser einen $^1/_2$ mm langen Rückstand denken. Daraus wird sofort klar werden, wie klein die Menge der im Trinkwasser gelösten Stoffe zu sein hat.

Selbst das absolut untrinkbare Meerwasser besteht weitaus zum größten Theile aus Wasser. Das Atlantische Meer hat ein Wasser von durchschnittlich 35 pro Mille Salzgehalt, die Nordsee von 33, das Kategat und der Sund von 15, die Ostsee bei Königsberg von 5 pro Mille, was sich, entsprechend der Länge eines Meters, durch 35, 33, 15 und 5 mm oder 35,000, 33,000, 15,000 und 5,000 mg auf ein Kilo oder Liter Wasser ausdrückt. Das Ostseewasser schon ist nicht mehr trinkbar, wenigstens nicht mehr in Königsberg, — nur in einzelnen Buchten, in welche große Flüsse münden, wie z. B. die Newa in den Finnischen Meerbusen bei Kronstadt, herrscht das süße Wasser so vor, daß es trinkbar ist, da aber giebt 1 L. Ostseewasser auch nur 600 mg Rückstand, etwa so viel, wie der in München so beliebte Stadtgerichtsbrunnen. Aus all dem geht mit großer Bestimmtheit hervor, daß unser Instinkt uns ganz richtig leitet, wenn wir, um von der Grenze des Ungenießbaren möglichst fern zu bleiben, bestrebt sind, uns auch unter den Wassern, die wir noch süß nennen, das süßeste auszuwählen, das wir haben können. Es ist gewiß ein gerechtfertigtes Verlangen, daß Quell-, Brunnen- oder Flußwasser, das zum Trinken dienen soll, nicht mehr von Bestandtheilen enthalte, als das Meteorwasser aus dem natürlichen Boden, auf den es fällt, unvermeidlich auflöst.

Da nun aber der Boden verschieden ist, je nach der geognostischen Formation, aus welcher er besteht, so wird man in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Anforderungen an die Reinheit des Wassers stellen müssen. In einer Granitformation kann man verlangen, daß ein gutes Trinkwasser nicht mehr als 100 mg Rückstand per Liter lasse. In einer Kalkformation, wie München liegt, kann man eine derartige Forderung nicht stellen, da muß man sich wenigstens zwischen 200 und 300 mg gefallen lassen. Es giebt Gegenden, wo man den Grenzwerth auf 500 mg stellen, ja wo dieser selbst noch überschritten werden muß, wenn man überhaupt Wasser haben will; aber es empfiehlt sich gewiß, den Gehalt an mineralischen Stoffen überall so weit zu beschränken, als es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, ohne andere Gesichtspunkte, z. B. Luftgehalt, Temperatur und Menge des Wassers außer Acht zu lassen, — denn mit der Beschränkung des festen Rückstandes allein schon ist in der Regel auch eine Beschränkung anderer Verunreinigungen des Wassers verbunden.

Die Commission für die neue Wasserversorgung Münchens hat als Grenzwerth für den festen Rückstand 300 mg per Liter angenommen und dadurch alle Quellen ausgeschlossen, deren Wasser einen von Menschen dichter bewohnten und von den Abfällen des menschlichen Haushaltes merklich verunreinigten Boden durchzieht. Es ist damit nicht gesagt, daß ein Wasser mit 299 mg Rückstand noch als rein und eines mit 301 mg schon als unrein und unbrauchbar anzusehen sei, aber es ist unerläßlich, eine Zahl aufzustellen, die als Richtpunkt dienen kann.

Die nächste Frage ist nun, woraus der Rückstand eines guten Trinkwassers *bestehen* darf? Es würde mir an Raum gebrechen, diese Frage jetzt erschöpfend

zu beantworten, aber einige wesentliche Punkte derselben glaube ich doch berühren zu müssen. Man findet hauptsächlich nur Salze der alkalischen Erden, Kalk und Magnesia und der Alkalien Kali und Natron mit Spuren von Eisenoxyd und geringen Mengen Kieselerde und etwas organische Substanzen. Von den Säuren, welche in diesen Salzen enthalten sind, sind Kohlensäure, Schwefelsäure, Salzsäure und hie und da auch Salpetersäure zu nennen, salpetersaure Salze dürfen nur in sehr geringer Menge vorhanden sein. Andere Salze, z. B. phosphorsaure Salze, dürfen in reinem Trinkwasser nicht, oder nur in solcher Verdünnung enthalten sein, daß Spuren davon erst durch Abdampfen von 30 und mehr Litern nachzuweisen sind. — Auch salpetrigsaure Salze sollen in einem Trinkwasser nicht nachweisbar sein, und das Gleiche ist mit Amoniak der Fall.

Von der Menge an Kalk- und Magnesia- (Bittererde-) Salzen wird die sogenannte Härte des Wassers bedingt. Es klingt sonderbar, bei einer Flüssigkeit von Härte zu sprechen. Eigentlich hart wird das Wasser erst, wenn es aufhört, Flüssigkeit zu sein, wenn es zu Eis wird. Der Ausdruck kommt aber vielleicht davon her, daß sehr kalkreiche Wasser beim Sieden und Abdampfen viel Kessel- oder Pfannenstein absetzen, der bei uns hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Bittererde, anderwärts aus diesen und auch aus schwefelsaurem Kalk (Gyps) besteht. Es liegt nahe, ein Wasser, das beim Gebrauche viel Stein absetzt, hart zu nennen, und eines mit der entgegengesetzten Eigenschaft weich. Andere glauben, daß der Ausdruck davon herkomme, daß in solchem Wasser manche Hülsenfrüchte nicht weich zu kochen sind. — Die Härte und Weiche eines Wassers drückt sich aber auch noch in seinem Verhalten gegen Seife aus, und es frägt sich, ob der Ausdruck nicht von daher genommen ist. Ein von Kalk- und Bittererde-Salzen freies Wasser giebt mit der geringsten Menge Seife einen Schaum, hingegen je mehr von diesen Erdsalzen in einem Wasser enthalten ist, desto mehr Seife muß man aufwenden, bis es einen Schaum giebt, bis man ordentlich mit Seife waschen kann, bis sich der eingeseifte Gegenstand im Wasser nicht mehr hart, sondern weich schlüpfrig anfühlt. Diese Wirkung von hartem und weichem Wasser auf unser Gefühl kann jeder Mensch an sich leicht erproben. Man stelle zwei Schüsseln vor sich und fülle die eine mit destillirtem Wasser oder mit Regenwasser, die andere mit gewöhnlichem Brunnenwasser. Man seife sich nun die Hände gut ein und wasche sie zunächst im destillirten oder Regenwasser rein. Man wird bei Gebrauch von Regenwasser ein schlüpferiges Gefühl von den Händen nicht losbringen. Sowie man aber die Hände in Brunnenwasser legt und wäscht, verschwindet es sofort, die Haut hört auf, weich und schlüpfrig zu sein, sie fühlt sich hart an, sie knirscht beim Reiben. Der Grund davon liegt darin, daß im Wasser gelöste Seife mit Kalk- und Magnesia-Salzen unlösliche Verbindungen bildet.

Man unterscheidet bleibende und vorübergehende Härte, und beide zusammen geben die Gesammthärte eines Wassers. Vorübergehende Härte nennt man, was beim Kochen an Erdsalzen herausfällt und wesentlich aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia besteht, die in Kohlensäure gelöst waren, welche beim Kochen entweicht. Aus diesem Grunde ist gekochtes Wasser in der Regel weicher, als frisches. Die bleibende Härte rührt von Salzen her, welche sich beim Kochen nicht ausscheiden, hauptsächlich von einem Gehalte an schwefelsaurem Kalk (Gyps),

schwefelsaurer Bittererde (Bittersalz), oder von Chlorcalcium oder Chlormagnesium, hie und da auch von den entsprechenden salpetersauren Salzen. Die Härte des Wassers wird nach Graden angegeben. In Deutschland heißt 1 Gewichtstheil Kalk oder ein Aequivalent Magnesia in 100,000 Gewichtstheilen Wasser 1 Härtegrad; in Frankreich 1 Gewichtstheil kohlensaurer Kalk in 100,000 Theilen Wasser, in England 1 Gran kohlensaurer Kalk in 1 Gallone Wasser. 1 deutscher Härtegrad ist annähernd 1³/₄ französischen und 1¹/₄ englischen Härtegraden gleich. Das Münchener Wasser hat gewöhnlich 12—16 deutsche Härtegrade, und weitaus der größte Theil ist vorübergehende Härte, die bleibende macht bei reinem Wasser nur einige Grade aus, so daß gekochtes Münchener Wasser als sehr weich bezeichnet werden kann. Reines Wasser aus einer Granitformation ist allerdings noch viel weicher, als gekochtes Wasser aus einer Kalkformation.

Zu einigen Bemerkungen veranlaßt noch der Gehalt des Wassers an organischer Substanz. Organische Stoffe können im Wasser suspendirt und gelöst sein, und es können ganz ungefährliche Stoffe sein, aber auch schädliche. Ganz frei von organischen Stoffen ist selten ein Wasser zu finden. Bei vollkommener Klarheit des Wassers sind suspendirte, darin schwimmende Stoffe ohnehin ausgeschlossen, und gerade sie müssen als die gefährlichsten betrachtet werden, denn es können organisirte Stoffe, kleine Organismen sein, welche möglicherweise Träger von Infektionsstoffen sind. Das ist also ein weiterer Grund, von dem Wasser, womit ein Ort versorgt werden soll, Klarheit zu verlangen.

Die in Wasser gelösten organischen Substanzen können gleichfalls sehr verschiedener Art sein, harmlose und gefährliche, und man thut deßhalb auch bei diesen am besten, sie auf das möglichst geringste Maß zu beschränken. Vorwaltend besteht der organische Theil der in gutem Trinkwasser gelösten Stoffe aus Huminsubstanzen, wie sie bei der Vermoderung von vegetabilischen Stoffen über und unter dem Boden sich bilden. Sie sind zwar unschädlich, aber doch ein nutzloser Ballast, und man drängt daher auch sie mit Fug und Recht möglichst zurück. Wo sie einmal in einer Menge auftreten, daß sie von ihrer gelben oder braunen Farbe dem Wasser etwas mittheilen, z. B. im Moorwasser, da wenden wir uns instinktmäßig von einem solchen Wasser ab. Das Wasser kann aber auch von Abtrittjauche etwas enthalten und davon gefärbt sein, und leider ist dieser Fall nicht so selten, als zu wünschen ist. Gegen solches Wasser nun dürfen wir den ausgesprochensten Widerwillen haben, denn, wenn wir solches Wasser genießen, ist es nicht viel anders, als wenn wir einen Theil unserer leiblichen Ausscheidungen wieder in uns aufnehmen. Ob ein Wasser merkliche Mengen von organischen Substanzen enthält, erkennt man am leichtesten, wenn man 100 oder 200 Kubikcentimeter in einer Porzellan- oder Glasschale abdampft. Der Rückstand soll weiß sein, oder darf höchstens schwach gelblich gefärbt sein. Man kann die organische Substanz auch quantitativ bestimmen, und man duldet durchschnittlich höchstens 50 Milligramm im Liter Wasser. Die Münchener Wasserversorgungs-Commission ist sogar noch strenger gewesen, und hat in ihr Programm nur 20 Milligramm organische Substanz im Liter Wasser aufgenommen, und die Gegenwart von fäulnißfähigen Stoffen gänzlich ausgeschlossen.

Die Beziehungen eines Wassers zu organischen Substanzen und zur Ent-

wicklung von niedern Organismen, namentlich zu Pilzen, kann auch noch dadurch geprüft werden, daß man Wasser längere Zeit stehen läßt und abwartet, was sich Alles in ihm bildet. Auf diese Untersuchungen der Botaniker und Mykologen näher einzugehen, bin ich gegenwärtig nicht in der Lage.

Nach den Anschauungen des Herrn Prof. von Naegeli, einer Autorität ersten Ranges in diesen Dingen, scheint unserer Gesundheit von daher keine große Gefahr zu drohen.

Wasser von der erforderlichen Reinheit finden wir in Quellen, Flüssen, Seen, im Grundwasser, zu dem uns gegrabene oder gebohrte Brunnen führen. Wasser, welches auch die für den Genuß wünschenswerthe Temperatur das ganze Jahr hindurch wesentlich gleich behält, kann man nur im Grundwasser oder in Quellen erwarten, letztere sind ja nur an die Oberfläche kommendes Grundwasser.

Wenn man irgend eine Quelle der Wasserversorgung wählen will, so muß man die Frage nicht nur auf die Qualität, sondern auch auf die Quantität des Wassers stellen. Man muß wissen, wie viel man braucht. Da wir im Hause Wasser nicht blos zum Trinken und Kochen, sondern zu verschiedenen Zwecken und in sehr verschiedener Menge brauchen, so muß man sich von vornherein schlüssig machen, ob man in der Qualität zwischen Trink- und Brauchwasser einen Unterschied machen, oder ob man nur einerlei Wasser, das für beide Zwecke geeignet ist, zuführen will. Der Glaube, daß es für unser Wohlbefinden genüge, reines Wasser zum Trinken zu haben, und daß man sonst schon sich allerlei im Wasser könne gefallen lassen, ist noch sehr verbreitet. Ich halte ihn aber für ganz falsch. Wenn uns ein Wasser beim Trinken durch schädliche Stoffe schadet, dann kann es uns auch schaden, wenn wir es zum Reinigen der Zimmer, der Geschirre, der Wäsche u. s. w. benützen, namentlich wenn schädliche organische Keime, vor deren Verschlucken sich so Viele fürchten, in einem Wasser enthalten sind. Das Wasser, womit wir den Boden fegen, die Straße spritzen, verdunstet, sein Rückstand geht in Staub und dieser in die Luft über, und wir athmen im Staube eines Zimmers, eines Ganges, einer Treppe u. s. w. mehr von diesen gefürchteten Keimen ein, als in 1 oder 2 L. Wasser getrunken wird, denn wir athmen in 24 Stunden etwa 9000 L. Luft ein. Mir erscheint es immer als ein Nothfall, wenn ein Ort mit reinem Wasser fürs Trinken und für andere Zwecke mit einem Wasser versorgt wird, welches man wegen seiner Unreinheit nicht trinken dürfte. Wo zwei Quellen so neben einander fließen, hat man auch nie eine Garantie, daß viele Menschen bald aus Unachtsamkeit, bald aus Bequemlichkeit auch fürs Trinken nicht aus der unreinen schöpfen. Eine doppelte Wasserversorgung ist nur dann zulässig, wenn beide Wasser rein, aber das in geringerer Menge zum Trinken zugeführte nur frischer und schmackhafter als das andere ist. Eine doppelte Wasserleitung empfiehlt sich auch aus ökonomischen Gründen nur selten, da die doppelte Leitung auch doppelte Kosten für Gemeinde und Hauseigenthümer verursacht.

Wenn eine Wasserversorgung soll eine gute genannt werden können, so muß laufendes Wasser in jedem Hause und in jedem Stockwerke eines Hauses zu haben sein. Die Zwecke der Reinlichkeit im Hause, welchen das Wasser wesentlich zu dienen hat, werden nie erreicht, wenn man jeden Tropfen Wasser am Brunnen, im Hofe oder auf der Straße holen muß. Was leicht geht, thut man leicht, und was

nicht leicht geht, geht schwer: — das ist eine alte menschliche Erfahrung; was mit besonderer Mühe verbunden ist, nimmt man, nur so weit es die Noth gebietet, in die Hand.

In der großen Mehrzahl der Orte, und auch in München, wird man am besten alle Menschen und alle Häuser und Stockwerke, die Gewerbe, die Straßen und Plätze mit Wasser von gleicher Reinheit versorgen, und es fragt sich, wie viel man dazu braucht? Zum Trinken und Kochen würde man allerdings sehr wenig brauchen. Zum Trinken genügen durchschnittlich per Kopf und Tag 1½ L., zum Kochen 3½ L., zusammen 5 L. Es wurde dahier in mehreren Haushaltungen, in welchen auf herkömmliche Reinlichkeit gesehen wird, erhoben, wie viel Wasser täglich vom Brunnen in die Wohnung getragen wird, und der Durchschnitt berechnet sich auf 32 L. per Kopf und Tag. Dabei sind aber Operationen, welche mehr Wasser verzehren, wie z. B. eine größere Wäsche oder Bäder, oder gründliches Putzen nicht inbegriffen. In England wurde in einigen Kasernen genau erhoben, wie viel Wasserverbrauch man auf einen Soldaten im Tage rechnen muß. Nach einer Mittheilung von Dr. Parkes, dem verdienstvollen jüngst verstorbenen Professor der Hygiene an der militärärztlichen Schule zu Netley, rechnet man:

4½ Ltr. für die Küche,
18 „ „ Reinigen der Zimmer und für Bäder,
10 „ „ Putzen der übrigen Kasernenräume,
11¼ „ „ Waschhaus und die verheiratheten Leute,

43¾ Ltr. zusammen.

Ebenso hat Parkes Erhebungen in den der Mittelklasse angehörigen englischen Haushaltungen gepflogen und folgenden Wasserverbrauch gefunden per Kopf und per Tag:

3½ Ltr. für Kochen,
1¼ „ „ Trinken (Wasser, Thee, Kaffee),
22½ „ „ Leibeswaschungen, darunter eine tägliche gründliche Waschung mit einem großen Schwamme, ein sogenanntes Schwammbad, wozu 11—14 Ltr. verbraucht werden,
13½ „ „ Reinigen der Geräthe und Zimmer,
13½ „ „ Waschen des Leinenzeuges,

54¼ Ltr. zusammen.

Liebigs berühmtes Wort, der Culturzustand eines Volkes könne nach dem Verbrauch von Seife bemessen werden, läßt sich auf den Wasserverbrauch im Hause ausdehnen und auf die hygienischen Zustände ihrer Bewohner anwenden.

Nimmt man zu der Menge Wasser, welche die einzelnen Haushaltungen schon beanspruchen, noch die Bedürfnisse der öffentlichen Reinlichkeit, der Feuersicherheit, der Gewerbe und der Industrie hinzu, so steigert sich der Wasserverbrauch erfahrungsgemäß noch um das Doppelte pro Kopf und Tag. Nimmt man 50 L. für die Haushaltungen, so darf man für öffentliche Zwecke und für Gewerbe und Industrie noch 100 L. pro Kopf und Tag rechnen, also für Alles in Allem 150 L. Daß das nicht zu hoch gerechnet ist, ergiebt sich aus den Erfahrungen, die man von 1861 bis 1874 in Paris gemacht hat, wo der Verbrauch der Wasserwerke

ermittelt und nach Privatconsum und öffentlichem Consum ausgeschieden ist. Der Privatconsum umfaßt die Haushaltungen, Industrie und Gewerbe, der öffentliche Consum Straßenreinigung, Spritzen, öffentliche Brunnen u. s. w. Im Durchschnitte macht der Privatconsum von der ganzen verbrauchten Menge 44 Procent, der öffentliche Consum hingegen 56 Procent aus.

Es steht uns übrigens noch ein anderer ganz unzweideutiger Maßstab zur Beurtheilung der nothwendigen Wassermenge zu Gebot. Es giebt viele Städte, in welchen schon seit einigen Decennien alles nöthige Wasser von außen zugeführt wird, und da hat sich herausgestellt, wie viel man bedarf, um alle Bedürfnisse zu befriedigen.

Die Wasserwerke von London liefern

durchschnittlich pro Tag und Kopf	128	Ltr.,
die von Southampton	159	„
„ „ Glasgow	227	„
„ „ Edinburgh	159	„
„ „ Liverpool	136	„
„ „ New-York	1360	„

Die Commission, welche der Magistrat München für Wasserversorgung der Stadt niedergesetzt hat, hat die Menge des der Bevölkerung zuzuführenden reinen Wassers zu 150 L. pro Kopf und Tag angenommen und, wie ich glaube, mit vollem Rechte. Die Motive dieser Zahl liegen in dem, was ich Ihnen aus der Erfahrung hier und anderwärts mitgetheilt habe. Diese Forderung dünkt Vielen zu hoch und bin ich schon öfter der Ansicht begegnet, sie sei blos deswegen so hoch gestellt, um das nöthige Wasser für die Durchspülung der in Aussicht genommenen Canäle oder Siele und für die Abtritte mit Waterclosets zu erhalten. Sie können nun selbst beurtheilen, daß diese Ansicht ganz falsch ist. Wir brauchen überhaupt sehr viel Wasser, wenn wir uns selbst, Haus und Hof und die Straßen rein haben wollen. Die Waterclosets anlangend, muß zugegeben werden, daß sie mehr Wasser brauchen als Abtritte, die in Fässer münden und nicht gespült werden, aber die Menge des Wassers wird sehr überschätzt. Erhebungen in England und in Zürich haben ergeben, daß man mit 6 L. pro Tag und Kopf mehr als ausreicht. Wenn man daher auch diese 6 L. in Abzug bringen wollte, so wären anstatt 150 L. 144 zuzuführen, was also am Ganzen kaum etwas ändern würde.

Die letzte Frage nun, die ich noch aufwerfen will, ist, woher München dieses Wasser nehmen soll? Die Qualität des Wassers anlangend ist München in einer sehr glücklichen Lage. Das Grundwasser der Hochebene, auf welcher wir liegen, und welches viele Quellen und Brunnen speist, genügt allen Anforderungen. Selbst filtrirtes Isarwasser wäre hinreichend rein, um als Trink- und Nutzwasser verwendet zu werden, aber es würde den Nachtheil für den Genuß haben, daß es im Winter sehr kalt und im Sommer sehr warm sein und deshalb und wegen seines geringen Gasgehaltes weniger gut schmecken würde. Ich bin kein principieller Gegner der Versorgung mit Flußwasser, aber da nach meiner Anschauung das Glas Wasser, das getrunken wird, nicht nur ein Nahrungsmittel, sondern auch ein Genußmittel ist, was auch dem Aermsten zugänglich sein soll, so stimme ich für Quellwasser, und ich glaube, einer großen Majorität sicher sein zu dürfen, falls in

München einmal darüber abgestimmt würde. Aber woher es nehmen? Die Qualität, wie schon erwähnt, macht keine Schwierigkeiten, gute Quellen sind in der nächsten Nähe zu haben, — aber die Quantität, und die ausreichende Quantität auch zu Zeiten des niedersten Wasserstandes, die Schwierigkeit oder Leichtigkeit der Zuleitung und die damit verbundenen Kosten sind sehr schwere Fragen, auf die man zur Zeit noch keine entscheidende Antwort geben kann. Es liegen der Stadt mehrere Projecte zur Prüfung vor, die von tüchtigen Kräften bearbeitet sind, aber die Prüfung ist noch nicht beendigt. Unter Leitung des Herrn Oberbergraths Dr. Gümbel und des Herrn Bauraths Zenetti sind bereits zahlreiche Erhebungen gemacht, wobei mit ebensoviel Umsicht als Energie verfahren wird, so daß man eine ganz sichere Basis für die schließliche Entscheidung haben wird. Es ist unwahr, wenn behauptet wird, man habe sich bereits im Kreise der Commission entschieden, oder es bestehe eine besondere Vorliebe für das eine oder andere Project.

Die Aufgabe, Städte wie München mit hinreichendem guten Wasser zu versorgen, ist groß, und man darf sich da nicht blos auf die Gegenwart beschränken, sondern man muß auch bis zu einem gewissen Grade die Zukunft ins Auge fassen. Man würde der gegenwärtigen Verwaltung der Stadt einst große Vorwürfe machen, wenn sie die Vergrößerung, den Wachsthum der Stadt unberücksichtigt ließe, und so wurde beschlossen, das Wasser nicht nur für 200,000 Menschen, die gegenwärtig hier wohnen, sondern für 300,000 zu suchen und wenn auch nicht sofort zuzuleiten, doch zu sichern, und das macht täglich 45 Millionen Liter. Das alte lateinische Sprichwort Superflua non nocent — ein Ueberfluß schadet nicht — ist wohl nirgend so gut anzuwenden, als beim Wasser.

Wenn man sieht, was andere Städte für Wasserversorgung bereits gethan haben und thun, kann München nicht zurückbleiben, ohne seinem Rufe zu schaden. Damit will ich keinen Stein auf die bisherige Wasserversorgung Münchens werfen, namentlich nicht, soweit es die Qualität des Wassers betrifft. Ich bin stets als entschiedener Gegner der Ansicht aufgetreten, als tränken die Münchener Typhus und Cholera mit ihrem Wasser hinein und glaube daher auch nicht, daß diese Krankheiten von München fern bleiben werden, wenn nichts weiter geschieht, als daß man Quellen aus dem Gebirge für Trinkwasser zuleitet. Ich bin kein Anhänger der sogenannten Trinkwassertheorie, sondern vielleicht ihr unversöhnlichster Gegner, aber gerade deshalb, weil ich das Wasser nicht als einen zeitweiligen Träger des Typhus- und Choleragiftes fürchte, sondern in ihm ein wichtiges allgemeines Nahrungs- und Genußmittel erblicke, muß ich darauf bestehen, daß die menschlichen Wohnorte reichlich und gut damit versorgt werden, und nicht mit theilweis schlechtem Wasser, ebenso wie man nicht zugeben darf, daß eine Bevölkerung mit schlechtem Fleisch, mit schlechtem Brod, mit schlechtem Bier, mit schlechtem Wein versorgt werde, sondern mit all diesen Dingen so gut als möglich. Eine gute und einheitliche Wasserversorgung Münchens wird dessen Gesundheitszustand heben, nicht als Gegengift gegen Typhus und Cholera, sondern als reines Nahrungs- und Genußmittel und als das wichtigste, unentbehrlichste und wirksamste Mittel zur Beförderung der privaten und öffentlichen Reinlichkeit. Die Häufigkeit des Typhus hat in München seit 1860 auch bei der bisherigen qualitativ und quantitativ nicht

tadelfreien Wasserversorgung beträchtlich abgenommen. Von 100,000 in München Lebenden verstarben durchschnittlich im Jahre an Typhus

in den Jahren 1852—1859 noch 242,
" " " 1860—1867 " 166,
" " " 1868—1873 " 133,
" " " 1873—1876 " 114,

so daß die Typhussterblichkeit in München seit 20 Jahren um mehr als 50 Procent zurückgegangen ist, und das trifft nicht blos bei der Gesammtbevölkerung Münchens zu, sondern auch bei einzelnen Klassen derselben. Der selige Professor Dr. von Lindwurm hat das Gleiche für die Studirenden an der Universität und Oberstabsarzt Dr. Port für die Münchener Garnison nachgewiesen. Professor Dr. Seitz, welcher diese Verhältnisse jüngst öffentlich besprochen hat, sagt gewiß mit Recht, daß die seit Jahren sich fortsetzende Abnahme der Typhussterblichkeit dahier wohl mit den verbesserten hygienischen Verhältnissen Münchens im Allgemeinen in Zusammenhang gebracht werden müsse. Diese werden sich nach Vollendung der Wasserversorgung, welche Wasser in alle Stockwerke der Häuser zu liefern im Stande ist, nach Vollendung einer regelrechten Canalisirung, nach Vollendung des allgemeinen Schlachthauses, wodurch die Qualität des Fleisches besser zu überwachen sein wird, und nach Vollendung noch anderer hygienischer Maßnahmen abermals wesentlich verbessern, so daß nicht nur der Typhus, sondern auch andere das Leben bedrohende Krankheiten wieder abnehmen oder leichter überstanden werden können.

Die Bevölkerung stände auf einer niederen Stufe der Bildung, welche nur durch Furcht vor Typhus und Cholera zu einer guten Wasserversorgung zu bestimmen wäre. Das kommt mir ähnlich vor, als wenn ein Mensch zu guten Handlungen nur aus Furcht vor Teufel und Hölle und nicht aus Liebe zu Gott sich bestimmen läßt. Ich setze bei meinen Lesern voraus, daß sie für eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Wasserversorgung nicht aus Furcht vor dem Bösen, sondern aus reiner Liebe zum Guten eintreten werden.

Ein Culturkämpfer.

Erzählung
von
Levin Schücking.

I.

Roth sollte man die Erde des alten Landes nicht nennen — schwarz, das wäre ein bessrer Ausdruck, wenigstens für die breite von Ost nach West sich hindurchziehende Zone, die der „schwarze Diamant" beherrscht, wo die Hochöfen glühen, die tausend hohen Essen dampfen und die Eisenhämmer dröhnen. Doch auch diese Bezeichnung wäre verfehlt; zwar nördlich wie südlich von dieser Zone ist, in der Leute Denkungsart, noch manches „schwarz" genug; aber man braucht nur südwärts in das nahe Thal der Ruhr hinabzusteigen, um zu gewahren, welch schönes grünes Land es ist. Grün sind da die Fluren, die weiten Weidestrecken mit ihren reichen

schweren Heerden, grün die mit dichtem Laubholz bedeckten Berge, von deren Gipfeln hie und da ein altersgrauer Burgrest oder ein freundlicher Edelhof herabgrüßt; grün sind auch die Hänge der im Hintergrunde sich erhebenden Berge, bis auf die fernen Gebirgszüge, welche darüber fort ihre Wellenlinien ziehen und blau und violett den Horizont schließen.

Da hinten, wo diese zu bedeutenden Höhen aufragen, hinten im rauhen Süderlande, hört aber darum das Grün nicht auf; nur ist es dunkler gefärbt, wo an den Leithen und auf den Kuppen die Fichte herrscht, oder das dunkle Moos kahle Felsenhänge überzieht, oder auf schmalen Flußwiesen der Schatten der steileren Bergwände liegt. Der Fluß ist immer noch die Ruhr, welche hier, aus ihren hochliegenden Quellen niederschießend, in Stürzen dahinschäumend, um Riffe und Felsblöcke kochend, ihren Jugendübermuth austobt, und das um so ungeberdiger und lustiger, als wenig Menschenwerk sie hindert, kaum von Zeit zu Zeit eine alte zitterige Mühle sie daran erinnert, daß im Westfalenlande nicht allein die Menschen, sondern auch die Flüsse arbeiten müssen. Denn ziemlich menschenleer ist das Berg- und Waldgebiet; der Einzelhöfe, die im übrigen Lande vorherrschen, giebt es wenige; die B:wohner haben sich zu einzelnen kleinen Orten zusammengedrängt, um eine altersgraue Kirche herum. Um die Kirche — sie ist der Mittelpunkt der Ansiedelung, und obendrein in der stillen rauhen Gegend, in welche der Sturm der Zeitgedanken nur mit einem matten und ohnmächtigen Wehen bringt, der Mittelpunkt des Geisteslebens, der Born, aus dem die Menschen schöpfen, was von idealeren Elementen in ihren stillen geduldigen Seelen lebt; die Stätte, wo sie etwas zu sehen bekommen, was ihren Vorstellungen von Schmuck, von Glanz, von Kunst entspricht; wo Orgelklänge und Weihrauchduft und Lichterglanz ihr halb unbewußtes, schlummerndes Bedürfniß nach dem Sonntäglichen, das in jeder noch so stumpfen Menschenseele ist, befriedigen. Die Kirche führt sie zusammen in ihren besten Kleidern, in ihrer sittigsten Haltung, sie giebt ihnen Ermahnungen und gute Vorsätze, sie erhält die Hoffnungen, sie macht ihnen die sittlichen Gesetze verständlich, ohne welche sie verwilderten, — mit einem Wort, die Kirche ist ihnen Alles.

Solch ein um seine uralte, halb noch romanische und mit einer kleinen Krypta versehene Kirche gedrängtes Dorf ist Astenrath, das ganz oben im Flußthal liegt, wo dies sich zu einer Breite ausbuchtet, die einem meist doch nur mit Sommerkorn bestellten Ackerfelde Raum giebt. Denn für die Winterfrucht sind hier die Winter meist schon zu rauh und zu kalt. Viehzucht und Lohnarbeit in den Wäldern müssen das Uebrige thun, die Bevölkerung zu ernähren. Aber auch einige Industrie ist da — am oberen Ende des Orts erheben sich die großen Sägemühlen, die theils Wasserkraft und theils die Maschinenkraft treibt, auf welche der hohe viereckige Schlot, der die flachen Holzdächer überragt, hindeutet. Der Eigenthümer der Sägemühlen ist natürlich der Matador des Orts, der moderne Feudalherr, dessen Einfluß in der Gemeinde, obwohl auf kein einziges noch so geringes gesetzliches Privilegium gestützt, darum nicht minder Ausschlag gebend und entscheidend ist. Das feudale Privileg ist abgeschafft, aber an die Stelle ist in so kleinen Gemeinwesen die Souveränetät des Matadors getreten; er gebietet, ohne einen Schatten von Recht auf die Herrschaft, doch unumschränkt, weil er — reich ist.

Der Eigenthümer der Mühlen in Astenrath ist Herr Wilbrandt Stemming,

ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, eine wohlgenährte breitschulterige Gestalt mit einem starken blonden Vollbart und starken noch blonderen Brauen über den schmalen grauen Augen. Er ist weder bei den Arbeitern seiner Mühlen, noch bei den Einwohnern des Dorfes just sehr beliebt; jene behaupten, er sei ein Pfennigfuchser und gönne keiner Menschenseele etwas; diese betrachten ihn mit dem Mißtrauen und zeigen ihm zugleich die Nachgiebigkeit, welche man gegen Menschen hat, die aussehen, als ob sie zu Heftigkeit und Gewaltthätigkeit geneigt seien. Es kann sich hinter solch einem Aeußern eine im Grunde ganz friedliche Seele verbergen — das Aussehen genügt, um ihnen Widerspruch und Opposition zu ersparen. Und bei Wilbrandt Stemming war die Friedensliebe in der That nicht der ausgebildetste Charakterzug; am besten wußten das seine stille, sanfte, schweigsame Frau und seine hübsche schlankgewachsene, ernst und gedankenvoll aus den fragenden blauen Augen in die Welt blickende Tochter; aber auch die Besucher der mannigfachen, bald vom Katholikenverein, bald vom Bauernverein, bald von Privatpersonen veranstalteten Katholikenversammlungen auf zehn Meilen in der Runde wußten es — Herr Stemming war da einer der derbsten, heftigsten, zu den zornigsten Maßregeln drängenden Redner; er stand da „unentwegt als fester Mann" zum „angegriffenen Glauben seiner Väter" und hielt als treuer Sohn zu der „verfolgten Kirche". Kein Wunder, daß er mit einer Verachtung, welche zu groß war, um sich anders als in gelegentlichen kurzen, aber desto einschneidenderen Bemerkungen zu äußern, auf den einsamsten, verlassensten und harmlosesten Einwohner von Astenrath herabblickte, der, wenn er ihm einmal zufällig auf der Straße begegnete, doch so demüthig den Hut vor ihm abzog und sich gar nicht darin beirren ließ, obwohl sein Gruß kaum je beachtet wurde.

Dieser harmlose Einwohner war ein junger Mann am Ende der zwanziger Jahre, der, eines armen Dorfschullehrers Sohn, seinen leidenschaftlichen Willen zu studiren nur dadurch hatte durchsetzen können, daß er studirte, was auch der Aermste mit Gottes und mannigfaltiger Einrichtungen Hülfe studiren kann, die Theologie. Er hatte, von diesen Einrichtungen, Studienfonds und Stipendien, getragen, in der nächsten Bischofsstadt alles Erforderliche absolviren können, war Seminarist, war Subdiacon und Diacon geworden, und hatte als solcher mehrere ganz außergewöhnlich gute und ein glänzendes rhetorisches Talent verrathende Predigten gehalten. Von schöner hoher Gestalt hatte er mit eigenthümlich vornehmen Bewegungen die Probe-Uebungen am Altare so gemacht, daß man sah, er werde officiiren mit der Würde eines Patriarchen — und so empfing er von seinem Bischofe als ein verheißungsreicher Kämpe der vorwärts streitenden Kirche jene Weihe, die ihm den unauslöschlichen Charakter eines Vermittlers zwischen dem Himmel und der sündigen Menschheit aufdrückte.

Seine Studiengenossen und Bekannten waren überzeugt, er werde noch Prälat, Bischof oder gar Cardinal werden; in seinem Wesen, in der aufrechten Haltung und dem männlich schönen Kopf, dem bei Gelegenheit der Weihe nur die reichen kastanienbraunen Locken geraubt waren, lag auch nichts, was gegen den Goldtuchschmuck der Mitra oder die Robe von weichem Scharlachtuch protestirt hätte. Um aber einst Prälat zu werden, mußte er erst Caplan oder Vicar werden — und seltsam, dies allernächste Ziel zu erreichen, wollte ihm nicht gelingen; trotz mehr-

facher Bewerbung um erledigte höchst bescheidene Stellen beim Generalvicariate, trotz einer persönlichen Aufwartung beim Herrn Bischofe nicht; die Unterredung mit dem Herrn Bischofe hatte nur den Erfolg gehabt, daß der junge Priester von nun an, wenn eine Stelle erledigt war, sich gar nicht mehr darum bewarb, sondern ruhig abwartete, ob man sich seiner im Vicariat erinnere oder nicht. Man erinnerte sich seiner aber nicht, und die letzte schriftliche Beziehung, welche er zu der vorgesetzten Behörde gehabt, war eine Eingabe gewesen, worin er anzeigte, daß er von einem mütterlichen Verwandten einen Bauernhof in Astenrath geerbt habe, den er beziehen werde, und wo er zu finden sei, wenn man ihm eine kirchliche Function anvertrauen wolle.

Man hatte auch diese Eingabe, schien es, stillschweigend ad acta gelegt. Engelbert Heimdall aber war nach Astenrath gezogen und war Bauer geworden auf dem mäßig großen, hübschen Ackergut, welches ihm ganz unvermuthet, aber so sehr im richtigen Augenblick zugefallen war.

Das heißt, recht eigentlich Bauer wurde er nicht, zum Glück für den ererbten, ein kleines Vermögen darstellenden Hof. Er verstand nicht das Mindeste von der Landwirthschaft. Er hatte einen treuen alten Großknecht vorgefunden, der dafür sorgte; er selbst blieb das, was er gewesen war, ein Gedankenspinner und Büchermensch, so unpraktisch, daß das Generalvicariat ihn ja nicht einmal zum Dorfcaplan gebrauchen konnte.

An seinem Mangel an praktischer Brauchbarkeit mochte das Letztere jedoch im Grunde just nicht gelegen haben. Herr Wilbrandt Stemming wenigstens mußte andere Aufschlüsse darüber besitzen, nach den scharfen Ausdrücken, die man von ihm über den jungen Priester in Kreisen vernehmen konnte, wo es nicht nöthig war, alles Mißliebige zu leugnen und zu vertuschen; und Herr Wilbrandt Stemming war der Mann, der die Sache wissen konnte, er, der so oft Geschäfte in der Bischofsstadt hatte und dort in jeden Sakristeiwinkel blickte, in alle stillen Abmachungen eingeweiht wurde. Engelbert Heimdall, das hatte Herr Stemming hier erfahren, war ein Neologe. Sein Glaube stand auf keinem festen Grunde und er hatte Anschauungen, mit welchen nicht zu pactiren war. Er hing der verderblichen Richtung an, welche die alten längst widerlegten Schwachköpfe, die Sailer, Wessenberg, Diepenbrock in die Kirche hatten einführen wollen. Das hatten schriftliche Ausarbeitungen im Seminar, welche später dem Regens in die Hände gefallen, verrathen. Das Grunddogma vom incarnirten Christus im Vatican war sogar einmal von ihm mit höchst spöttischen Reden direkt abgelehnt worden gegen einen Stubengenossen im Seminar — und das wußte der Bischof, der treue und wachsame Hirt seiner Herde, sehr gut; er kannte seine Leute, er prüfte ihre Herzen und Nieren und stellte solch einen Ketzer nicht an — der mochte jetzt hier auf seiner Ackerhufe verbauern, mochte jetzt bis an sein Lebensende hinter dem Pflug gehen, oder auch, sagte Herr Stemming, wohin er besser gehört hätte, davor!

Wir begreifen jetzt auch, weshalb Herr Stemming, als Engelbert Heimdall bei seiner Ankunft einen Besuch in seinem Hause machen wollte, ihm hatte sagen lassen, er sei nicht daheim; und weshalb er kaum seinen Gruß erwiderte, — den Gruß eines Priesters, der jetzt, in den Tagen einer „diabolischen, diocletianischen" Verfolgung der Kirche nicht mit der empörten Leidenschaft eines Sohnes, welchem man

Hand an das graue Haupt seiner Mutter legt, zu der „großen Mutter der Völker, aller Bildung und aller Sitte auf Erden“ stand.

II.

Danach kann man sich vorstellen, wie einsam und verlassen in dem guten gläubigen Astenrath der junge Priester dastand. Der Dorfpfarrer war eine gutmüthige alte Seele, die die bequemen Tage friedlichen Vegetirens von ehemals zurückersehnte und manchen stillen Seufzer über die Wendung der Dinge ausstieß, welche ihm verbot, die alte liberale Zeitung, die er früher ein Vierteljahrhundert hindurch gelesen, weiter zu halten, und ihn zwang, sein Bischen gutes Geld für ein Dutzend von Collecten zu Peterspfennigen und neuen Vereinszwecken und neuen Bruderschaften herzugeben, so daß er mit seinem abendlichen Haustrunk jetzt selbst auf den schlechten jungen Mosel angewiesen war, den er früher den terminirenden Franziskanern vorgesetzt hatte, wenn sie bei ihm eingekehrt waren. Doch hätte er gern eine Flasche davon von Zeit zu Zeit in seiner Gartenlaube friedlich mit Engelbert Heimball geleert, um einmal eine gute Unterhaltung mit einem gebildeten und nicht fanatisirten Menschen zu haben — wenn er es gewagt hätte, was nicht der Fall war. Und wie er, wies der ihm nach den Augen schauende Schullehrer die Annäherung an den beim Bischof in Ungnade Stehenden zurück — und daß die übrigen Dorfbewohner diesen mit Mißtrauen ansahen, verstand sich von selbst. Wenn er ein Paar von ihnen, die er auf der Straße zusammenstehend fand, ansprach, konnte er sicher sein, daß sie auseinander gingen, der eine hier-, der andere dorthin.

„Es wundert mich,“ sagte er eines Tages mit bitterem Lächeln zu Franz, seinem treuen Großknecht, „daß der Knecht und die Mägde noch bei mir bleiben und nicht längst gekündigt haben!“

Franz sah ihn eigenthümlich verschmitzt an und zwinkerte schlau mit den kleinen, immer ein wenig gerötheten Augen.

„Das haben sie ja auch, Herr,“ versetzte er — „sie haben mir die Kündigung längst angesagt für den Michaelis-Termin . . .“

„Ach, und davon weiß ich nichts?“

„Ist auch nicht nöthig, daß Ihr davon wißt, Herr — denn gehen werden sie doch nicht; sie werden hübsch bleiben, alle Drei!“

„Hast Du ihnen so nachdrücklich zugeredet?“

„Wie werde ich! Das ist nicht Brauch, daß, wenn Einer gehen will, man ihn zu bleiben bittet, als ob man ohne ihn nicht fertig werden könne. Ach nein, sie sind ganz still und demüthig angeschlichen gekommen, Einer nach dem Andern, und haben erklärt, sie hätten sich's überlegt und wünschten bleiben zu dürfen.“

„Das ist ja seltsam — was steckt dahinter?“

Franz lächelte still in sich hinein, zwinkerte noch heftiger mit den Augen, und zog doch, wie um eine gewisse Verlegenheit zu verdecken, eine kurze Maserpfeife aus der Brusttasche, die er auszuräumen begann.

„Könnt's Euch schon sagen, Herr,“ sagte er, dabei mit einem forschenden Blick Engelberts Züge streifend, „wenn ich wüßte, daß Ihr nicht böse würdet.“

„Nun, sicherlich nicht!“

„Ich habe der alten Lisbeth, der Nähjungfer, wißt Ihr, die immer in der Kirche liegt und für Blumen auf dem Altar sorgt und unserm Herrgott die Kelchtücher umsonst wäscht und plättet — ich habe ihr gesagt, ich müsse dieser Tage ins Soestische hinunter, um daher lutherische Dienstboten zu holen, da die unseren uns gekündigt hätten."

„Ah — welche Kriegslist!" sagte Engelbert lächelnd.

Franz fuhr, da er sah, daß seinen Herrn diese Kriegslist nicht erzürnte, zu sprechen fort und schilderte ihre Wirkung. Lisbeth war mit der erschütternden Nachricht, daß die Gemeinde von dem Eindringen „lutherscher" Elemente bedroht sei, ins Pfarrhaus und zu Herrn Stemming geeilt, und schon in den nächsten Tagen hatte Franz den durchschlagenden Erfolg seiner schlauen Drohung constatiren können.

Engelbert dachte nicht daran, daß er in der öffentlichen Meinung wegen der ihm zugeschriebenen ruchlosen Absicht nun völlig rettungslos verdorben und verloren sei — er dachte nur daran, daß er in Franz eine auffallend liberale Denkungsweise entdecke, während ihm sein Großknecht doch sonst so festgläubig erschienen. Aber er irrte darin — Franz war so gläubig wie Einer, seine Aufklärung begann wie in den meisten bäuerlichen Gemüthern erst da, wo der Vortheil aufhörte und der Glaube zu stark in die Geldlade griff. Eine aufgeklärte Seele aber fand Engelbert doch im Dorfe — es war ein blasses, gebrechliches, ein wenig verwachsenes Fräulein, das die Lehrerin der Mädchenschule war. Sie hatte früher lange Jahre eine Zwitterstellung als Bonne und Gouvernante in einem adligen Hause eingenommen und allerlei Menschen und Bücher kennen lernen und führte, als Engelbert ihr einen Besuch machte, die auffallenden Worte „Intoleranz" und „Confessionshader" im Munde. Engelbert besuchte sie seitdem zuweilen; er brachte wohl in ihrem wohlgepflegten Gärtchen eine Sonntagnachmittagstunde mit ihr zu — nicht oft, das wäre der schielen Lisbeth nicht entgangen und die Lehrerin mußte sich in Acht nehmen, aber doch von Zeit zu Zeit; es that ihm wohl, in eine innerlich gedrückte und etwas verstörte Seele Ruhe und Klarheit zu verbreiten. Zuweilen traf er auch ein junges Mädchen, das sehr hübsch war, bei ihr; dies war Thekla Stemming, die Tochter des Dorfmatadors. Da in ihrer Gegenwart die Lehrerin die Gegenstände des Gesprächs nicht fallen ließ und sich ihretwegen keinen Zwang anzuthun schien, genirte sich Engelbert um ihrer Anwesenheit willen ebenfalls nicht in seinen Aeußerungen — um so weniger, als er sah, daß Thekla ihm sehr aufmerksam und mit etwas wie einer andächtigen Spannung in ihren treuen blauen Augen zuhörte. Es machte ihm Freude, sich bei ihnen auszusprechen, und da er eines Tages das Buch Fabiola vom Cardinal Wiseman vor der Lehrerin aufgeschlagen liegend fand, als ob sie just ihrer Freundin daraus vorgelesen, erzählte er den beiden Mädchen, wer und was Fabiola eigentlich gewesen, welch fahriges, rastloses, sich überhebendes Frauenzimmer, und welche Last sie mit ihrer Unruhe, ihrer Unstätigkeit und ihrem Alles Besserwissenwollen dem heiligen Hieronymus gemacht, als sie diesen in seiner Grotte zu Bethlehem überfallen; und dann erzählte er hundert wunderliche und eine ganz neue Anschauung von vielen heiligen alten Damen der Kirche gebende Charakterzüge aus dem Leben der Frauen, die jenen Mann umgaben, oder der heiligen Melania, der heiligen Paulina und anderer Blaustrümpfe des vierten und fünften Jahrhunderts.

Gespannt hörten sie ihm zu und am Ende des Gesprächs wagte sich die kleine Lehrerin so weit vor, als lebhaften Wunsch ihrer Freundin vorzubringen, einmal einige von den Büchern lesen zu können, welche so berühmt seien und gegen die in ihrem Pensionate doch so scharf und derb von dem Caplan, der die Literaturstunde gegeben, losgezogen worden sei, von Lessing, Goethe und Heinrich Heine. Fräulein Thekla erröthete dabei sehr lebhaft und blickte, wie um Verzeihung für solch sündigen Vorwitz bittend, zu dem jungen Priester auf; dieser aber nickte dazu lächelnd mit dem Kopfe und versprach, er wolle aus Goethe's Werken, die er besitze, mehreres für sie aussuchen und von Lessing auch das beste und edelste, den Nathan bringen — am nächsten Sonntagnachmittag.

Fräulein Thekla's Drang nach solcher Lectüre mußte jedoch nicht so lebhaft gewesen sein, als es den Anschein gehabt. Als Engelbert sich am nächsten Sonntag mit seinen Büchern einstellte, war sie nicht gekommen und nur die kleine Lehrerin da . . . vielleicht war unterdeß auch schon Herr Stemming durch sein Hörrohr in der Gemeinde, die schiele Lisbeth, davon unterrichtet worden, in welcher Gesellschaft sein Töchterlein am letzten Sonntag die Nachmittagstunden zugebracht und das Ausbleiben derselben hatte seinen guten Grund!

III.

Einige Wochen waren vergangen, für Engelbert in seinem träumerischen Stillleben sehr rasch, obwohl in der Summe der verlebten Stunden doch so manche gewesen war, die schwer auf ihm gelastet und ihm ein drückendes peinigendes Gefühl gegeben hatte, das ihn stürmisch nach irgend einer männlichen Thätigkeit, nach einer schaffenden Bewährung seiner Kraft verlangen ließ. Pläne zu schriftstellerischen Arbeiten gingen ihm im Kopfe herum, zur Darstellung von Perioden der Kirchengeschichte, wo die Kirche noch auf ganz anderen Basen aufgebaut gewesen, wie heute; zu Predigten irenischen Inhalts, worin er seine Ansichten über die Berechtigung des Staats, die Kirche als einen Theil seines Gesammtlebens unter seine Gesetze zu beugen, dem verführten Volke darlegen wollte. Aber zu solchen Arbeiten reichte ja seine kleine Bibliothek nicht — und wenn er sich dennoch an die Arbeit machen wollte — dann kam eine eigenthümliche Entmuthigung über ihn, ein schwermüthiges Erkennen des Unnützen all solcher Bestrebungen, ein inneres Verzagen, und er saß dann oft stundenlang, in die grünen Baumwipfel seines kleinen Obstgartens starrend, oder sprang auf und wanderte auf seinen Feldern umher. Träumerisch und gedankenverloren und vorsatzlos — dem Anschein nach so indolent und apathisch wie ein am Gangesufer sich niederkauernder Hindu, der entschlossen ist, sich still verschmachten zu lassen — wie dazu entschlossen, an seinem inneren Durst, an dem Glückverlangen seines Herzens sich verdursten zu lassen und zu verkommen.

Als er eines Nachmittags von einer solchen Streiferei heimkehrte, bemerkte er ein Hin- und Herlaufen im Dorfe; auf seinem Hofe kam ihm Franz entgegen und sagte bestürzt:

„Der Pastor ist todt!"

„Todt?" fragte Engelbert betroffen — er hatte wohl gehört, daß der alte Pfarrer erkrankt sei, aber nicht, daß die Krankheit ein solches Ende befürchten lassen.

„Er ist schon am Morgen gestorben, aber erst jetzt wird es kund," versetzte Franz. Der Dechant von Enghausen ist da, schon seit gestern Abend; er hat ihm beigestanden und wird nun wohl dafür sorgen, daß die Regierungsleute die Schriften nicht in die Hände bekommen. Aber woher bekommt die Gemeinde nun einen neuen Pfarrer?"

Das übrige Gesinde gesellte sich mit verstörten Mienen zu ihnen — das Thema, daß man nun ohne Pfarrer sei, wurde mit wahrer Bestürzung verhandelt, Aeußerungen des Herrn Stemming berichtet, in welch verzweiflungsvolle Lage die Gemeinde gerathe — der Bischof war ja von der Regierung längst abgesetzt und außer Landes, und neue Pfarrer wurden nicht eingesetzt, das duldete die Regierung nur unter Bedingungen, welche man nicht erfüllen wollte. Ein Caplan oder Vicar war nicht da — man war ohne geistlichen Hirten: die Neugeborenen konnten nicht getauft, die Todten nicht beerdigt, die Brautpaare nicht getraut, und, was noch schrecklicher, es konnte nun in Zukunft der Gemeinde kein Gottesdienst mehr gehalten werden! Man mußte das Gotteshaus schließen und leben wie die Heiden an Sonn- und an Wochentagen. Für die nächsten Wochen stand die große Prozession an, dem Volke um so heiliger, als altheidnische Traditionen sich in diesen feierlichen, wegen der Ernte gehaltenen Umzug mischten, der sich einst, vor den Tagen Wittekinds, vielleicht mit dem Standbilde der Göttermutter Nerthus so um die saattragende Ackerflur bewegt hatte, wie jetzt, nach den Tagen Wittekinds bis heute, mit dem Bilde der Muttergottes. Diese Prozession mußte nun auch wegfallen, denn ohne Geistlichen war sie doch nicht zu halten . . . und dann die Schule! Was sollte werden, wenn die Kinder an den Sonntag-Nachmittagen nicht katechisirt wurden, sondern, frei losgelassen, jedem Unfug nachlaufen konnten?

Alles das kam zur Sprache, eine allgemeine Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Leute, die Arbeit wurde von den Weibern liegen gelassen, von den Männern gingen viele in die Wirthshäuser und erhitzten sich zu Verwünschungen gegen die Regierung und zu Prophezeiungen, daß es so nicht bleiben werde, daß irgend eine furchtbare Kette von Ereignissen Alles wieder zerschlagen und zermalmen werde, was seit 1870 durch den Antichristen an diabolischen Neuerungen in die Welt gekommen. Das und das dazu genossene Bier erleichterte denn wohl dieser Männer Herzen; aber schlimmer waren die armen Weiber daran, die sich keinen ordentlichen, ohne eine acht Uhr-Messe begonnenen Tag vorstellen konnten; besonders die aus dem Armenhause, die ja nun für die freie Gemeindeverpflegung in ihrem Bewußtsein gar keine verdienstliche Gegenleistung mehr einzusetzen hatten, wenn sich die Kirchenthüre vor ihnen schloß!

Zu Aller Ueberraschung, als am folgenden Morgen die Uhr auf dem alten Kirchthurm halb acht geschlagen, zitterte ein heller Glockenton durch die noch nebelichte Morgenluft und weitere schwirrten nach — die kleinere, die Frühmeßglocke ließ sich wie in ganz fanatischer Bewegung vernehmen und rief die Dörfler mit einer Vehemenz zum Gottesdienste, wie noch niemals vorher; und das wiederholte sich eine Viertelstunde später und dann, als es acht Uhr geworden, in derselben Weise zum dritten Male, ganz wie es sein mußte und immer gewesen war.

Eine Menge Menschen strömten zur Kirche. Es wird der Dechant von Enghausen sein, der für die Gemeinde noch einmal das Meßopfer bringt, bevor

vielleicht für lange traurige Jahre die Altarkerzen erlöschen, die Orgel verstummt und die Glocken schweigen. So sagte sich die ganze Gemeinde, die jetzt in die Kirche eilte. Die Frauen vollzählig wie nie, auch von den Männern eine große Anzahl derer, die in den Wochentagen sonst niemals kamen.

Aber es war nicht der Dechant von Enghausen. Aus der Sacristeithüre, dem vorschreitenden Ministranten, der das Meßbuch trug, folgend, trat die hohe, mit der Albe, dem goldgestickten Gewande und der Stola angethane Gestalt eines jungen Mannes mit braungelocktem Haar — das ernst schauende Haupt mußte sich ein wenig senken, als er durch den niederen Rundbogen der Sacristeithüre trat. Er trug den verhüllten Kelch in den Händen, stieg damit die Stufen des Altars empor und kniete nieder und erhob sich wieder und begann die Messe zu lesen.

Es war Engelbert Heimball.

Eine freudige Bewegung ergriff die Gemeinde. Ein hin- und hergehendes Flüstern drückte die Erregung aus. Man war gerettet und geborgen, wenn Heimball sich des verwaisten Altars annahm. Man hatte, wenn er sich so muthig in die Lücke, die der Tod gerissen, stellte, an ihm einen Geistlichen, so gut wie einen andern. Danach ward Alles wieder still und die Messe verlief wie jede andere. Die Poesie eines stillen Morgengottesdienstes zog in die lautlosen Räume — nur unbewußt gefühlt von diesen einfachen Dörflerseelen. Der Eine betrachtete die grobgedruckten Buchstaben in seinem Gebetbuche, ohne viel über ihren Sinn zu grübeln; der Andere starrte gedankenlos auf die alten Leichensteine zu seinen Füßen, oder sah an dem weißgetünchten Wandpfeiler den Schein der Sonne, die draußen eben über den Morgennebel Herr wurde, emporsteigen und an dem wunderlichen altergeschwärzten Sanct Andreas, der an dem Pfeiler stand, in die Höhe klimmen, wo er die merkwürdige Thatsache, die doch Niemand auffiel, enthüllte, daß Andreas einen ganz goldenen Bart hatte. Von Zeit zu Zeit, wenn der Priester die Worte der Gebete lauter zu sprechen hatte, hörte man seine flüsternde Stimme und des Ministranten Responsorien; immer aber hörte man das laute Gekreisch der Spatzen draußen und dann und wann klopfte ein windbewegter Zweig des hohen Hollunders, der außen an der Kirchenmauer wuchs, an eine der unteren Fensterscheiben, als ob er sagen wolle: ich bin auch da und höre Frühmesse!

Als Engelbert geendet hatte und vom Altare zurück der Sacristei wieder zuschritt, traf sein Blick auf die kleine verwachsene Lehrerin, die ihn ansah, als ob sie ihm durch ein strahlendes Lächeln gern hätte zeigen wollen, wie schön das sei, was er gethan, aber es nicht wagte, dem Priester, der im Levitengewande vom Altar niederschreitet, gegenüber; sie wandte sich deshalb auch rasch zu der blondhaarigen Schaar ihrer Pflegebefohlenen, die im Mittelgange gekniet hatte und jetzt beim Abzuge ein ganz gräuliches Geklapper mit den kleinen Holzschuhen auf den Steinplatten machte. Zur Seite der Lehrerin sah Engelbert Thekla Stemming; ihr Auge lag groß, mit feuchtem verschwimmenden Blicke auf ihm. Er begegnete ihm nicht, sondern schritt weiter und verschwand in der Sacristei.

Eine kurze Weile nachher sah man ihn über den stillen Friedhof zum Pfarrhause gehen. Der Küster folgte ihm. Er gab hier Anordnungen für das Begräbniß des verstorbenen Pfarrers, und sagte, daß er selbst es vornehmen werde; dann sah er sich im Pfarrarchive um und fand, daß die Rechnungsbücher und die anderen

pfarramtlichen Bücher vom Dechanten versiegelt waren. Engelbert setzte sich darauf an des Verstorbenen Schreibtisch und schrieb einen Brief an den Dechanten. Er theilte ihm seinen Entschluß mit, da die Zeitverhältnisse die Einsetzung eines neuen Pfarrers unmöglich machten, der Gemeinde als solcher, so gut er könne, dienen zu wollen; in Folge davon habe er die Bücher an sich genommen und werde die Siegel an denselben lösen, sobald eine Eintragung nöthig werde; einem etwaigen Protest des Dechanten sehe er binnen drei Tagen entgegen.

Der Dechant schwieg darauf. Es war sehr natürlich. Er mochte ganz erfreut sein, daß die Gemeinde einen provisorischen Seelenhirten hatte; auf der andern Seite mußte er sich jeder Verbindung mit ihm enthalten, um nicht in den Augen der weltlichen Behörden als Derjenige zu erscheinen, der im Auftrage des abgesetzten Bischofs oder aus eigener Autorität Engelbert Heimball im Widerspruch mit der Maigesetzgebung eine Mission ertheilt habe. Nach Verlauf der drei Tage öffnete Engelbert die Bücher, nahm das pfarramtliche Siegel an sich und unterzog sich mit großem Eifer jeder priesterlichen Function, die von ihm in Anspruch genommen wurde.

IV.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben; die Kinder liefen, wenn Engelbert über die Straße ging, herzu, um ihm die Hand zu küssen; die Dörfler zogen den Hut vor ihm, die Weiber drängten sich in seinen Beichtstuhl, Alles lobte und pries den muthigen Trotz, womit der für abtrünnig gehaltene, offenbar verleumdete junge Priester nun sich so getreu bewährte. — Alles pries und erhob ihn, noch ehe sich, ein wenig kleinlaut, ein wenig verlegen, die Hände reibend, Herr Stemming bei ihm eingestellt, um ihm den radicalen Umschwung seiner Gesinnung gegen ihn auszudrücken, ihm überschwängliche Freundschaftsversicherungen zu machen und ihn zu bitten, sein Haus fürderhin als das seine zu betrachten.

Engelbert nahm ihn mit ruhiger Würde auf, ließ ihn über den Culturkampf nach seiner Weise peroriren, ohne viel zu erwidern und lenkte dann das Gespräch unbefangen auf andere gleichgültigere Dinge; aber schon am anderen Tage bewies er, wie er zu groß sei, Beleidigungen nachzutragen und brachte den Abend in der Familie des Fabrikanten zu. Auch die folgenden Tage kehrte er von Zeit zu Zeit dahin zurück; nach der langen grausamen Vereinsamung mußte es ihm ein wahres Labsal sein, wieder eines geselligen Kreises froh werden zu können.

So verging eine und dann noch eine Woche, bis eines schönen Morgens die weitere Folge, die nicht ausbleiben konnte, eintrat — in Gestalt des Gerichtsboten, der Engelbert Heimball zur verantwortlichen Vernehmung vor das Kreisgericht beschied; dies hatte seinen Sitz im nächsten größeren, zwei Meilen entfernten Städtchen. Engelbert wanderte zu Fuß am festgesetzten Tage dahin; er beantwortete dem Untersuchungsrichter offen alle ihm vorgelegten Fragen und kehrte heim, allein und zu Fuß, wie er gekommen; und als er ein paar Tage später zur Verhandlung der Sache vor dem „Drei-Männer-Gericht", wie man es nennt, wieder vorbeschieden wurde, da wanderte er abermals allein hinaus; — die Begleitung Stemmings, der sich erboten, ihn zu begleiten, bei der Verhandlung ihm beizustehen, das Wort im Namen der Gemeinde führen zu wollen, lehnte er ernsthaft ab, zum Verdrusse des eifrigen Herrn, der die Gelegenheit, sich hören zu lassen, mit Freude ergriffen hätte.

Er stellte sich allein seinen Richtern, beantwortete mit der ruhigen Offenheit, die er für die Fragen des Untersuchungsrichters gehabt, die des Collegiums hinter dem grünen Tisch, und vernahm eben so ruhig das Urtheil. Er hatte eine ganze Reihe pfarramtlicher Handlungen vollzogen, ohne daß eine der Staatsbehörde angezeigte, von dieser genehmigte Einsetzung als Pfarrer für ihn vorlag — für dies Vergehen gegen die Kirchengesetzgebung des Staats wurde er in hundert Mark Strafe oder im Unvermögensfalle zu sechs Tage Haft verurtheilt.

Engelbert verbeugte sich gegen den Richter und sagte: „Eine Berufung dagegen würde nichts fruchten und nur Kosten verursachen. Ich verzichte also darauf und bitte, die Strafe sofort antreten zu können."

„Sie wollen sich nur zum Herrn Cassen-Rendanten begeben," versetzte der Vorsitzende, „der Ihnen über den erlegten Strafbetrag Quittung ertheilen wird."

„Sie verstehen mich nicht, Herr Direktor! Ich wünsche die Haft sogleich anzutreten."

„Die Haft? Aber Sie scheinen das Urtheil nicht verstanden zu haben — die Haft ist nur subsidiär, für den Unvermögensfall ausgesprochen — und da Sie selbst Vermögen besitzen, auch wenn das nicht wäre, in solchen Fällen ja die Gemeinde vorzusorgen weiß . . ."

„Ich verstand das Urtheil sehr wohl," unterbrach ihn Engelbert, „wähle aber von den beiden alternativ ausgesprochenen Strafen die Haft."

Der Direktor sah ihn überrascht an — dann nickte er und versetzte: „Das hängt freilich ganz von Ihnen ab."

Er winkte dem Gerichtsboten und befahl ihm, den Herrn Heimdall in das Gefängniß zu führen. „Der Wärter soll, wenn die Sitzung geschlossen ist, wegen näherer Weisungen zu mir kommen," fügte er hinzu.

Engelbert verbeugte sich und folgte dem Boten in ein kleines, ärmlich genug aussehendes, aber reinlich gehaltenes, helles Zimmer im untern Stock des Gerichtsgebäudes; der Wärter, ein alter schweigsamer Unteroffizier, zeigte, nachdem der Gerichtsbote gegangen, sich willig, ihm alle erlaubten Erleichterungen herbeizuschaffen — zunächst ein gutes Mahl aus dem Gasthofe. Am Nachmittage erschien auch der Gerichtsbote wieder — er trug einen großen Stoß von Büchern geschichtlichen und philosophischen Inhalts unter dem Arme, die er auf den Tisch legte.

Vom Herrn Director, sagte er — wenn der Herr Vicar Wünsche haben, lassen der Herr Director sagen, dürften Sie sich nur an ihn wenden!

Engelbert wünschte Licht für den Abend, Schreibzeug, die Erlaubniß zu rauchen — ihm fielen im Augenblick weiter keine Bedürfnisse ein — hätte er ihrer mehr geltend gemacht, sie würden ihm von einem so humanen Director ohne Zweifel mit derselben Leichtigkeit bewilligt sein, womit die genannten befriedigt wurden!

So war denn die Haft ein leiblich zu ertragender Zustand. Engelbert befand sich so wohl darin, daß es ihm fast drückend wurde. Man konnte ja denken, er habe wirklich diesen Zustand so wenig gescheut, daß er ihn aus schnödem Geiz der Zahlung von hundert Mark vorgezogen!

Am vierten oder fünften Tage seiner Haft erhielt er den Besuch des Directors des Kreisgerichts. Er wollte sich überzeugen, sagte er, daß der „Herr Vicar", wie er ihn nannte, keinen Anlaß zu einer gegründeten Klage habe. Dann setzte er

sich zu ihm und indem er ihm eine seiner Cigarren anbot, begann er ein unbefangenes freundschaftliches Geplauder mit ihm, dem er jedoch bald eine Wendung gab, die Engelbert errathen ließ, der freundliche Herr hätte ein großes Verlangen, sich über seine Motive und seine Anschauungen klar zu werden. Wie es Engelbert gern annahm aus persönlicher Theilnahme oder aus psychologischem Interesse und ohne weitere spürerische Absicht; deshalb antwortete er ihm freundlich und rücksichtsvoll, auch da noch, als er gewahren mußte, daß man über seine früheren Verhältnisse und seinen bisherigen Lebensgang Erkundigungen eingezogen haben müsse.

„Ich kann mir denken," sagte der Director, ihn forschend ansehend, „was Sie zu der Gesetzesverletzung — die mir übrigens, schaltete er lächelnd ein, den Vortheil Ihrer Bekanntschaft vermittelt hat — bewogen hat. Sie fühlten sich einsam und sehr verlassen in Ihrem Astenrath. Und nicht einsam und von den Menschen verlassen blos, sondern auch wie unter einem gewissen Bann, denn da Ihre religiöse Rechtgläubigkeit und Ihre Geneigtkeit, mit der neueren kirchlichen Strömung zu segeln, in Frage stand, fühlten Sie ein Verdict der öffentlichen Meinung auf sich lasten. Ist es nicht so? Ein solches Verdict aber hält Niemand auf die Dauer aus — es mag gerecht oder ungerecht sein, der einsam stehende und verlassene Mensch ist zu schwach, dawider auszuharren, und am Ende beugt er sich ihm."

„Was Sie über meine Stellung unter meiner Umgebung sagen," versetzte Engelbert, „hat seine Richtigkeit, Herr Director; sie war die natürliche Folge der Lage, welche meine vorgesetzte kirchliche Behörde mir geschaffen hatte; meine Nachbarn mußten annehmen, daß diese Behörde nicht ohne hinreichenden Grund mich in eine solche Lage versetzt habe. Aber wäre es denn nicht möglich, daß der Herr Bischof sich über mich und meine kirchlichen Anschauungen getäuscht und einen großen Mißgriff gemacht hätte, als er mich wie ein unnützes Glied der Kirche thatlos im Schatten stehen und da verkümmern ließ?"

„Das wäre möglich, allerdings, allein . . ."

„Ich zeige doch jetzt," fiel Engelbert dem Director in die Rede, „daß ich nur auf die Gelegenheit geharrt habe, um der Kirche nützen und der Welt beweisen zu können, wie entschieden ich jetzt, wo die Kirche bedrängt ist, wo sie leidet und duldet, zu ihr stehe!"

„Und so hätten Sie wirklich aus innerer Ueberzeugung sich gegen die Maigesetze aufgelehnt, so wären auch Sie wirklich des Glaubens, es könne philosophische, religiöse oder Gründe irgend einer Art geben, die sanctionirten Gesetze des Staats, die Ordnungen, auf deren Heilighaltung unsere bürgerliche Gesellschaft beruht, zu übertreten? Unmöglich! Ich glaube Ihnen nun einmal nicht, daß Sie so denken. Und da auch der Reiz, nach einem wohlfeilen Märtyrerthum zu gelangen, für Sie nicht groß sein kann . . ."

„Wie können Sie das wissen, Herr Director," unterbrach ihn Engelbert mit einem ironischen Lächeln, „ich habe die Zahlung der Geldstrafe abgelehnt, um hier die Gefängnißstrafe zu erdulden!"

„Allerdings — aber Sie selbst werden mir nicht betheuern wollen, daß diese Haft irgend etwas gleich sieht, worauf sich das Wort Märtyrerthum anwenden ließe — und so muß ich schon bei meiner Annahme bleiben: Sie haben die Isolirung, das versteckte Uebelwollen Ihrer ganzen Gemeinde gegen Sie, die Art von Verfeh-

mung, unter der Sie im Dorfe umherwandelten, nicht ausgehalten. Der Mensch, auch wenn er Priester ist, ist nun einmal ein geselliges Thier, und gerade die edleren, wohlwollenden, am Schicksal der ihnen nahe gerückten Gestalten Theil nehmenden Naturen vertragen am wenigsten, von den Menschen zurück- und auf sich selbst allein angewiesen zu werden, und vertragen dies nun einmal gar nicht, wenn der Grund der Zurückweisung unverhehlte Mißachtung ist. Die Ehre, die unverkümmerte Achtung der Welt, das ist nun einmal das, ohne was wir nicht leben können, und so . . ."

„Bin ich von der früheren Mißachtung meiner Dörfler getrieben zum Frevler an den Staatsgesetzen geworden?" nickte Engelbert immer noch mit demselben ironischen Lächeln.

„Ist es nicht so?" fragte lebhaft der Director.

„Bei einem Priester, der sich an die alte Formel der Ascese: „Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni" halten sollte, darf es doch so nicht sein!"

„Mit alten Formeln hilft man sich in solchen Lagen nicht!"

„Aber man hat doch seinen Charakter — man bricht die Staatsgesetze nicht, wenn man nicht überzeugt ist, daß es andere giebt, die heiliger sind, höher stehen . . ."

Der Director schüttelte den Kopf und erhob sich.

„Nach Allem, was ich von Ihnen erfuhr, glaube ich nun einmal an diesen Ihren Glauben nicht," sagte er, und wandte sich, um zu gehen. Er reichte Engelbert die Hand, fragte noch nach etwaigen Wünschen desselben und entfernte sich.

„Ein guter Mann, aber ein schlechter Psycholog!" sagte, als die Thür hinter ihm in Schloß und Riegel gefallen, Engelbert mit spöttischem Tone.

Der Director fühlte sich jedoch in seinen Schlüssen über die Motive des jungen Mannes, dessen ganze Erscheinung in hohem Grade sein Interesse in Anspruch genommen, ziemlich sicher. Er entließ ihn, als die Haft abgelaufen, deshalb auch mit dem freundlichen Ausdruck der Hoffnung, ihn nicht wieder zu sehen, da er jetzt völlig genug gethan, um sich in seinem Kreise zu rehabilitiren, und ihm Niemand mehr übel nehmen werde, wenn er von heute an dem Kaiser gebe, was des Kaisers sei. Engelbert dankte ihm herzlich für die wohlwollenden Erleichterungen seines „Märtyrerthums", die er ihm gewährt, und schied, um zu seiner Gemeinde zurückzukehren; — er mußte von dieser etwas wie einen feierlichen Empfang erwarten, und um ihm auszuweichen, richtete er seine Heimwanderung so ein, daß er spät am Abend in einer Stunde, in welcher er in Astenrath Alles zur Ruhe wußte, auf seinem Hofe ankam, in einer Stunde, in welcher nur das durchaus nicht demonstrativ gemeinte Gebell seines Pudels ihn empfing. Seine Dörfler erblickten ihn erst am anderen Morgen wieder, an dem die seit sechs Tagen stumm gewordene Glocke sie wie mit lautschallenden Freudenschlägen wieder in die alte Kirche berief, und um acht Uhr Engelbert ganz wie früher an den Altar trat, um ihnen die Messe zu lesen.

Es war das ein merkwürdiger Trotz gegen die Staatsgesetze, gegen die Behörde, welche sie auszuführen hatte, gegen das Strafurtheil, welches eben erst über ihn verhängt war. Herr Stemming und die Heißköpfe im Dorfe jubelten darüber; der Schulmeister mußte eine Correspondenz für das nächste ultramontane Blatt

schreiben, wonach Engelbert in einem grausamen Kerkerverließ geschmachtet hatte — „wenn's auch widerlegt wird, was schadet das," sagte Herr Stemming, „die Widerlegung drucken wir nicht ab und unsere Leute lesen sie nicht", — und nur einige sorgenvolle Gemüther schüttelten den Kopf, und fragten sich, wohin das den armen Engelbert Heimball führen werde? Die kleine Lehrerin fragte es schüchtern und halblaut ihre Freundin Thekla, als diese am anderen Nachmittag einmal wieder in ihrer Geisblattlaube neben ihr saß. Thekla antwortete nur mit einem Seufzer darauf — eine andere Antwort aber kam schon acht Tage später in Gestalt einer neuen Vorladung.

Vierzehn Tage später stand Engelbert abermals vor dem Gericht, abermals wurde über ihn verhandelt, abermals eine — jetzt erhöhte — Strafe über ihn verhängt, und da er abermals seine Weigerung, Geld zu zahlen, aussprach, bezog er eine halbe Stunde später sein altes Quartier im Gefängniß wieder. Dies Mal sandte ihm der Director keine Bücher zu seiner Unterhaltung, aber er machte ihm schon am zweiten Tage einen Besuch in seiner Zelle.

„So hartnäckig?" sagte er, ihm freundlich als einem alten Bekannten die Hand reichend.

„Sie müssen irre an mir werden, Herr Director," antwortete Engelbert — die Vereinsamung und die Mißachtung in meinem Dorfe können es doch jetzt nicht mehr gewesen sein, was mich wieder zu Ihnen bringt? Jene haben längst aufgehört!"

„Darin haben Sie Recht. Ich habe mich über Ihre Motive wohl geirrt — ich muß annehmen, daß Sie wirklich ein so orthodox gläubiger Mann sind, daß Sie sich von der Unfehlbarkeitsagitation zum Trotz wider die Gesetze aufstacheln lassen konnten."

Engelbert schwieg Anfangs; erst als der Director sich an der einen Seite des kleinen Tisches unter dem Fenster und er an der anderen niedergelassen und Beide die Cigarren, welche der Gerichtschef mitgebracht, angezündet hatten, sagte er, mit offnem Blick den Director ansehend und wie in einem Anflug von Mittheilungsdrang:

„Sie selbst sind Katholik, Herr Director, und ich kann deshalb offen gegen Sie sein. Die Unfehlbarkeitsagitation hat nicht die geringste Schuld an meiner Unbotmäßigkeit. Ich hasse diese Agitation, ich hasse den ganzen Geist, der seit Jahren die Kirche ergriffen hat, sie von ihrer Höhe herabreißt und aus einer Weltreligion der Liebe, aus dem Evangelium der Kindschaft Gottes eine schäbige politische Partei macht. Diese Kirche ist nicht mehr auf Christus, d. h. den Vertreter der reinsten und höchsten Menschheitsgedanken, aufgebaut, sondern auf den Papst, das heißt den Vertreter der altrömischen Idee vom Weltimperium. Es ist, als ob die alte Sibylle Roma, als die Barbaren ihre Kaisermacht mit Füßen traten und zertrümmerten, sich gesagt hätte: Wartet, ihr dummen und plumpen Horden von der anderen Alpenseite, ich will Euch mein Joch schon wieder auf den stolzen Nacken legen. Kann ich Euch keinen Imperator an der Spitze von Legionen mehr senden, *so setze ich* Euch einen Papst an die Spitze anderer Legionen, die Euch mit dem *unterjochen*, wogegen Eure armen Seelen am wehrlosesten sind, mit dem Aber*glauben* . . . an der schwächsten Stelle der Menschheit sollen sie Euch fassen und . . ."

„Aber ich bitte Sie,“ fuhr hier der Director betroffen auf, — „ich gestehe Ihnen, daß ich trotz meines Katholicismus, wenn auch nicht ganz so kühn, doch fast ebenso denke, — aber wie um's Himmelswillen kommen Sie denn bei solchen Ueberzeugungen hierher? Wie können Sie alsdann die Staatsgesetze übertreten, wie können Sie es mit Ihrem Gewissen vereinigen . . .“

„Mit meinem Gewissen! Wissen Sie denn, ob ich mit dem in Einklang bin?“ sagte Engelbert langsam, den Blick abwendend und düster zum Fenster hinausschauend. — „Aber sehen Sie,“ hub er dann plötzlich lebhaft wieder an, — „danach hab' ich nicht zuerst gefragt! Es erbarmte mich des armen Volkes; des armen alten Weibes, das vor dem Fegefeuer keine Hülfe sieht, wenn ihm die Kirche geschlossen ist; des Sterbenden, der sich vor dem Tod entsetzt, wenn kein Priester mit dem Sakrament an sein Lager tritt; des Sünders, der nicht im Beichtstuhl niederknieen kann, wohin ihn die Reue peitscht; des jungen Brautpaares, das nicht zum Segen der Kirche kommen kann — mit einem Wort, der ganzen Gemeinde, die ohne den Seelenhirten verkommt und verwildert.“

„Also darum trotzten Sie dem Gesetze, setzten sich über die Stimme des Gewissens als Bürger hinweg . . .“

„Ueber die Stimme des Gewissens!“ sagte Engelbert sehr ernst und wieder den Blick abwendend. „Nun ja. Es giebt eben im Menschen Dinge, Antriebe, die stärker sind, als das Gewissen.“

„Zum Beispiel das Mitleid?“ unterbrach ihn der Director.

Engelbert streifte verstummend die Asche von seiner Cigarre. Er antwortete erst wieder, als der Director sagte:

„Wenn es so ist, so haben wir auch wohl nicht die Hoffnung, daß diese zweite Verurtheilung stärker bei Ihnen wirkt, wie die Stimme Ihres bürgerlichen Gewissens? Ihr „Erbarmen mit dem armen Volke“ wird Sie fortwährend und immer wieder aufs Neue an den Altar treiben . . .“

Engelbert lächelte.

„Ich fürchte, daß Sie darin Recht haben werden, Herr Director.“

Der Director schüttelte den Kopf. „Wahrhaftig, Sie sind hartnäckig; um so schlimmer, da in Ihr bewußtes Handeln wider die Gesetze sich auch wohl ein unbewußtes Element mischt.“

„Ein unbewußtes?“

„Nun ja, die westfälische hagebuchene Halsstarrigkeit, diese Unbeugsamkeit des Eichenborks, mit dem Eure Seelen einmal umpanzert sind!“ versetzte mit einem fast zornigen Nachdruck der Director.

Engelbert nickte heiter dazu und sagte nur: „Jetzt sind Sie also völlig im Klaren über meine Motive!“

„In der That,“ erwiderte der Director — „und auch darüber, was wir denn doch jetzt zu veranlassen haben, damit „force reste à la loi!“

„Sie wollen, um mich mürbe zu machen, aus meiner Haft wirklich etwas wie ein Märtyrerthum machen?“

„Das besorgen Sie nicht, — das überlasse ich Ihren Journalen, die das ja so meisterhaft verstehen“, lächelte sarkastisch der Director. „Wir hier werden fortfahren, Sie so gastlich zu behandeln, wie die gesetzlichen Vorschriften es erlauben.

— Nur später werden doch Vorkehrungen getroffen werden müssen . . . aber das seiner Zeit . . . jetzt wünsche ich nur zu erfahren, ob Sie Bücher, Schreibmaterialien, oder was sonst bedürfen?“

Engelbert nannte einige Bücher, und der Director verabschiedete sich mit dem Versprechen, sie zu senden.

„Der Psychologe ist jetzt im Klaren über mich — klarer wie ich mir selber!“ sagte, als er gegangen war, Engelbert trübe lächelnd zu sich selbst.

(Schluß folgt.)

Aus Briefen von Justus von Liebig an F. Wöhler.

(Schluß.)

Gießen, 28. April 1849.

Seit einigen Tagen bin ich vom Genfer See wieder zurück, wo Alles ganz schön war bis auf das unleidliche Wetter. In den Wirthshäusern waren die Stuben und Betten ebenso kalt wie bei uns, und ebenso unbehaglich waren die Fahrten auf den Postwagen und Dampfschiffen. In Genf und mehreren anderen Orten traf ich frühere Schüler von mir, die mir viel Freundlichkeit erwiesen. So viel habe ich gesehen, daß es im Herbst oder Sommer sich hier sehr angenehm leben lassen muß. Uebrigens bin ich gesunder und stärker zurückgekehrt und hoffe, die Last des Sommersemesters nun leichter ertragen zu können.

Gießen, 24. Juni 1849.

Soeben geht die Nachricht ein, daß in Baden Alles aus ist. Durch ein geschicktes Manöver schnitt der Prinz von Preußen die badische Armee von Karlsruhe und Rastatt ab und zerstreute sie beim Zusammentreffen gänzlich. Die Freiheitskämpfer sind von drei Seiten eingeschlossen, so daß an ein Entkommen nicht zu denken ist. Ich hoffe, daß man dem Polacken eine Pille eingeben wird. Das schöne Baden, Heidelberg, Mannheim wären gänzlich zu Grunde gegangen. Das freiheitsmörderische Gesindel ist nun, wie beim Fuchs die Flöhe, in dem Bündel Heu, in einer Schlinge gefangen, die man wohl nach der Seite der Schweiz offen lassen wird.

Gießen, 1. Juni 1850.

Ich war in Lille, wohin mich Kuhlmann zur Feier der Gründung seiner Fabrik eingeladen hatte. Ich entschloß mich um so leichter dazu, da auch Dumas, jetzt Minister des Handels und Ackerbaues, mich ersucht hatte, hinzukommen, auch Regnault und Pelouze kommen wollten, und ich dadurch Gelegenheit bekam, alte Differenzen auszugleichen und mich mit Paris wieder auf den alten Fuß zu versetzen. Wir kamen alle gleichzeitig an, umarmten uns, und Alles war gut. Dumas war höchst liebenswürdig und sah so jugendlich aus, daß er kaum zu erkennen war. Er hatte seine Frau und Tochter mit sich, wahrscheinlich um als Zeugen seiner Racheplläne, die er brütete, zu dienen. Am ersten Pfingsttag war das Fest, glänzend und heiter; am zweiten, Abends, großes Diner, zu dem die Civil- und

Militairautoritäten von Lille geladen waren. Zu Ende des Diners stand Dumas auf, hielt eine lange Rede, beklebte mich mit Goldpapier und zog zuletzt das Offizierkreuz der Ehrenlegion aus der Tasche, das er mir, nebst Brevet, im Namen des Präsidenten der französischen Republik überreichte. Ich war nicht vorbereitet und meinte, ich müßte umfallen; indessen hielt ich meinen Speach und erhielt die Accolade. So rächte er sich. Er ist bei Allem eine großartige Natur.

Gießen, 2. November 1850.

Seitdem ich wieder in Gießen bin, geht es mir wieder recht miserabel. Anderwärts bin ich gesund, ich schlafe und kann essen, was ich Lust habe, und alles dies schwindet, sobald ich das Arbeitszimmer oder das Laboratorium betrete; ich verdaue nicht und wache ganze Nächte durch, selbst wenn ich keine Arbeit habe. Es wäre doch vielleicht besser gewesen, sich in Italien zu langweilen, als wie hier langsam zu Grunde zu gehen. Beinahe möchte ich wünschen, die ganze Maschine stände still und Alles wäre gut. Die Beschäftigung mit den jungen Leuten, die sonst meine Freude war, ist mir eine wahre Pein, eine Frage oder Auskunft macht mich ganz elend.

In der Hoffnung, daß die ersten chemischen Briefe Dir einiges Vergnügen machen, sende ich Dir ein paar Bogen, worin ich die Geschichte der Chemie behandle. Aber ich muß darauf rechnen, daß sie nicht in andere Hände kommen.

Gießen, 26. April 1851.

Ich hatte mich auf der Rückfahrt sehr erkältet und komme erst heute dazu, zu sagen, daß ich mit Freude an die angenehmen Stunden zurückdenke, die ich mit Dir, Frau Julie und Deinen Töchtern zubrachte. Es hat mir in Göttingen außerordentlich gefallen, namentlich Euer freundschaftliches Zusammenleben, was wir hier vermissen. Hätte ich die Wahl zwischen G. und Heidelberg, ich würde G. vorziehen und mich für dieses entscheiden, die Menschen machen am Ende Alles aus, die Gegend ist nur eine Zugabe. Mit Prof. Hanssen, der mich nach meiner Rückkehr besuchte, schicke ich Sophiens Buch zurück und für Dich eine Büchse mit Sardinen. Grüße Siebold, Briegleb und alle die anderen wackeren Männer von mir, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, und vor Allen Frau Julie.

Du weißt, daß L. Gmelin pensionirt ist? X. giebt sich viel Mühe hinzukommen.

Gießen, 19. Mai 1851.

Wir feierten am Samstag einen festlichen Tag, den Tag unserer silbernen Hochzeit. Alle meine Freunde und Verwandten in Darmstadt wußten davon, nur ich ahnte nichts, daher eine Menge der freudigsten Ueberraschungen. Wenn ich auf das verlebte Vierteljahrhundert zurückblicke, so kann ich wohl sagen, daß der Himmel mich vor Vielen beglückt hat. Alle meine Kinder gesund und viel versprechend um mich zu haben, das ist das größte Glück, das uns beschieden werden kann. Denke Dir dazu, daß ich am Abend vorher von Humboldt die Nachricht erhielt, daß von 30 inländischen Rittern des Ordens pour le mérite zwanzig mich an Jacobi's Stelle gewählt hätten. Die Studenten überbrachten einen silbernen Ehrenpokal, Nacht-

musik u. s. w., kurz es war ein schöner Tag. Was mir die Zeit, in der ich jetzt lebe, peinlich macht, ist der Umstand, daß ich in Beziehung auf Heidelberg einen Entschluß zu fassen habe. Die Regierung in Carlsruhe bewilligt alle Forderungen, die ich stellen könnte. In Gießen sind wir dem Untergang nahe, alles scheint zu geschehen, um uns zu Grunde zu richten. . . . . Gulden Besoldung, was sagst Du dazu? Ich bitte Dich, hilf mir in meiner Noth einen Entschluß fassen. Was ich Dir schreibe, ist noch nicht officiell, sondern ist in Privatunterhandlungen mit Heidelberger Professoren, mit denen ich in Darmstadt zusammen war, vorläufig ausgemacht. Ist es nicht Thorheit, wenn ich, bald 1/2 Jahrhundert alt, von hier weggehe? Ich habe hier Alles, was ich brauche; in Heidelberg ist alles erst zu schaffen. Es ist ein kleiner Staat wie Hessen, und der ganze Unterschied von einem großen Staat fällt mir, seit meinem letzten Aufenthalt in Göttingen, um so mehr auf die Seele. Die kleinen Universitäten haben gegen die in großen Ländern keine Lebensdauer mehr, seit die Naturwissenschaften einen so wesentlichen Theil des akademischen Studiums ausmachen; dazu fehlen den kleinen die Mittel; dies wird man jetzt gewahr. — Rathe mir, was ich thun soll. Bekäme ich einen Ruf nach Berlin, so wäre ich gleich entschlossen.

Gießen, 11. April 1852.

Was München betrifft, so ließ mir der König allerdings schöne Anerbietungen machen, aber ich habe wenig Lust zu gehen. Der König will durch mich auf die Agricultur einwirken; aber die Landwirthschaft ist ein alter Rock, den ich abgelegt habe und nicht mehr trage. Auf der andern Seite zieht mich an, daß man auf meine Lehrthätigkeit nicht rechnet. Das Lehren widert einen an, wenn man älter wird. Ich möchte eigentlich wissen, was Du thun würdest. Schreibe mir doch eine Zeile darüber.

Gießen, 25. Juni 1852.

Ich kam von München zurück, ohne eine officielle Zusicherung in der Hand zu haben; Alles, was dort geschah, waren mündliche Besprechungen, die keine volle Sicherheit boten. Seit gestern erst ist meine Uebersiedelung im October nach München gewiß. Es sind mir die verabredeten Bedingungen ohne Verkürzung zugestanden und so kann ich nicht mehr zurück, wenn ich auch Lust hätte. Aber die Artikel, die in den Frankfurter Blättern erschienen sind und denen von Darmstadt aus nicht widersprochen wurde, haben mich belehrt, wie hohl der Boden war, auf dem ich stand, und wie abgeschmackt der Patriotismus ist, der mich veranlaßte, hier sitzen zu bleiben. Es ist mir überaus angenehm und wohlthuend, daß Du meinen Entschluß billigst und es für ein freudiges Ereigniß hältst. Ich bekomme ein gutes Laboratorium und eine schöne Wohnung, Raum genug für Dich und die Deinigen, wenn Ihr uns besucht.

Gießen, 19. September 1852.

Gestern Abend bin ich von München zurückgekommen, von wo aus ich beim schönsten Wetter einen kurzen Ausflug in die wundervollen Gegenden von Berchtesgaden und Salzburg machte. Ich bin so in Unruhe und Bewegung, daß es lange

dauern wird, bis ich in München zur Sammlung und zum Arbeiten werde kommen können. Die Verhältnisse sind so, wie ich sie nur wünschen kann. Der König ist geistvoll, wißbegierig und scheint mir besonders gewogen.

München, 23. December 1852.

Du kannst Dir wohl denken, warum ich seither nicht schrieb, ich hatte mit den hiesigen Verhältnissen ungeheuer viel zu thun, seit October machte ich von Morgens bis Abends den Bauaufseher und hatte mit Zimmerleuten, Schreiner und Weißbinder zu thun. Das neue Laboratorium war kaum unter Dach. Jetzt sind wir so weit, daß wir unsere Kinder kommen lassen konnten. Mitte November habe ich meine Vorlesungen in dem neuen Haus begonnen mit 250 Zuhörern. Entblößt von allen Apparaten und Materialien, ohne Glas, Porzellan, Wage 2c. und mit zwei neuen, an sich brauchbaren, aber ungeübten Assistenten, ging es mir recht schlimm; Alles schwerer, wie ich mir dachte. Was München betrifft, so habe ich noch Nichts gesehen; es gefällt mir aber sehr gut hier, von Ultramontanismus nicht die Spur; so viel auch hier sein mag, er kommt nicht in den Kreis, in dem ich mich bewege. Der König hat für mich eine besondere Gnade, und dies macht, daß ich überall freundliche und zuvorkommende Gesichter sehe. Hätte ich dazu Neigung, so könnte ich in den höchsten Kreisen leben. Pfeufer's und Kaulbach's und solche Kreise ziehen mich vorzugsweise an. Der Minister von Zwehl ist ein vortrefflicher Mann und mein besonderer Freund. Das Laboratorium kostet bereits 9000 Gulden mehr als veranschlagt war, und es wurde diese Summe ohne Schwierigkeit bewilligt. Ueber die Universität ein ander Mal. — Es wird hier viel Musik getrieben, Lachner ist der treibende Genius; die Odeon-Concerte sind vortrefflich und die beste klassische Musik wird vollendet ausgeführt. Auch das Theater unter Dingelstedt bringt die besten Sachen, wir sind aber bis jetzt nur selten hineingekommen. Kurz, ich fühle, daß ich einen guten Tausch gemacht habe; man lebt doch im Verhältniß in den kleinen Nestern gar wenig und hat für alle die große Mühe und Anstrengung wenig Erholung. Ich werde im Sommer wöchentlich nur 2 Mal (je $1^1/_2$ St.) lesen; ich nehme Praktikanten an, die aber an mich nichts bezahlen, so daß ich in dieser Hinsicht nicht gebunden bin.

München, 18. April 1853.

Ich habe seither oft an Dich gedacht; Du hast Dich so sehr für die Vorlesung interessirt, die ich dem König Ludwig halten sollte und hast gelesen, welch unglücklichen Ausgang sie genommen hat. Als ich mich nach der furchtbaren Explosion in dem Raum, wo die Zuhörer saßen, umschaute, und das Blut von dem Angesichte der Königin Therese und des Prinzen Luitpold rinnen sah, da war mein Entsetzen unbeschreiblich, ich war halb todt. Der Unfall hatte zum Glück keine weiteren unangenehmen Folgen. Die Herrschaften benahmen sich edel und hochsinnig, alle ihre Sorgen schienen sich nur um mich zu concentriren. Die Königin schickte mir noch am selben Abend ihren Arzt, und jeden Tag lassen sich die Herrschaften nach meinem Befinden erkundigen. Der alte König Ludwig kam selbst am nächsten Tag, fragte, ob meine Verwundung etwas zu bedeuten habe, und als ich sagte: Nein, da rief er aus: „Nun ist Alles gut, wenn nur

Ihnen nichts geschah, das Andere ist Nichts". Der Prinz Luitpold lud mich einige Tage darauf zu Tisch, die Königin Marie zum Thee, heute bin ich bei Herzog Max zur Tafel gebeten, obwohl ich ihn noch nicht besucht habe. Meine Sorge, die mir bleibt, ist, daß die Herrschaften nun nicht wiederkommen, wiewohl der alte König wiederzukommen erklärt hat; ob es aber geschieht, weiß ich nicht.

München, 31. October 1854.

Dein Brief, den ich eben empfing, war mir eine wahre Erfrischung, nach der ich mich lange gesehnt habe. Man wird ganz verbraucht in einer großen Stadt, aber die Gesinnungen wechseln eben deshalb nicht. So sind wir Euch Allen stets in Treue zugethan und es war für uns ein wahrer Schmerz, daß die Cholera unseren Wünschen in Beziehung auf Deinen und Deiner Frau Besuch einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Ich blieb hier, bis diese furchtbare Krankheit ihren Höhepunkt erreichte und war im Begriff, mit Buff abzureisen, als ich selbst von den Vorboten gepackt wurde. Meine Freunde reisten fort und ich blieb noch 5 Tage hier im Bett zurück. Als es mir möglich war, reiste ich ihnen nach Reichenhall nach. Wir trieben uns im bayrischen Gebirge herum, am Chiemsee, Tegernsee, Schliersee, Kreuth: ich erhielt aber das Gefühl der Gesundheit erst nach vielen Wochen wieder. Die merkwürdigen Entdeckungen über die Ursache der Verbreitung der Cholera von Pettenkofer und Thiersch sind Dir wohl bekannt geworden.

München, 29. November 1856.

Besten Dank für Deinen freundlichen Brief. Ich konnte hier leider nicht mehr abkommen, sonst würde ich meinen Plan ausgeführt und Dich in Göttingen besucht haben. Auch ich denke mit Vergnügen an unsere schöne Reise zurück (Tyrol und Gastein); seit langer Zeit ist mir kein solcher Genuß zu Theil geworden, und ich hoffe, daß wir nicht wieder so lange bis zur nächsten gemeinschaftlichen Reise warten. Auf der einen Seite Buff, der zieht, auf der anderen Du, der möglichst zurückhält, und so ist es gerade recht.

Gestern feierten wir mit dem Geburtstag des Königs den Stiftungstag des Max-Ordens. Neue Ritter sind Haidinger in Wien und Welcker in Bonn; die Maximilian-Medaille empfingen Schönbein in Basel und Mommsen in Berlin. Diese Dinge machen in der Regel viel zu schaffen und kosten mir viel Zeit.

Es freut mich, daß Dir die Hanfstängelsche Photographie gefällt, auch wir sind damit zufrieden; aber Du hast etwas in Deinen Augen, was eine Photographie nicht wiedergiebt, und da Deine Gesichtszüge in der Regel nicht sehr beweglich sind, so kommt bei Dir auf die Augen Alles an.

München, 3. Februar 1857.

Warum höre ich nichts mehr von Dir? Schreibe mir doch eine Zeile. Die Cigarren sind angekommen und nach Wunsch ausgefallen. Lasse mich die Adresse wissen. Ich habe mich sehr mit Vorlesungen überladen, aber durch die Abreise des Königs nun einige Luft bekommen. Es scheint, daß in Berlin die Verleihung des Max-Preises an Schönbein keinen Beifall gefunden hat, und doch betrachte ich

die Entdeckung des ozonisirten Sauerstoffs für eine der merkwürdigsten, die je gemacht wurde. Was denkst Du davon?

München, 15. April 1857.

Deine Briefe vom 5ten und 15ten heimeln mich an wie ein Märchen aus alten Zeiten; das ist das alte Feuer und die Jugend, und Jahre, die vergangen und Töne, die verklungen sind, steigen vor mir auf und versetzen mich in die blühenden Tage unseres freudvollen und neidlosen Zusammenwirkens. Du hast Dir den reinen Sinn bewahrt und schaffst Dir immer sich erneuende Genüsse; ich aber komme mir vor, wie ein Abtrünniger, wie ein Renegat, der seine Religion aufgegeben und keine mehr hat. Ich habe die Bahn der Wissenschaft aufgegeben und in meinem Bemühen, in der Landwirthschaft und Physiologie etwas zu nützen, wälze ich den Stein des Sisyphus; er fällt mir immer auf den Kopf zurück und ich verzweifle manchmal an der Möglichkeit, ihm einen festen Boden zu schaffen. Das Bor und die anderen neuen Dinge gehören zu Deinen schönsten Sachen. Ich fand Deine Briefe vor, als ich gestern von einer kleinen Reise zurückkam; ich war mit meinem Schwiegersohn Thiersch in Heidelberg und habe mit unseren dortigen Freunden sehr vergnügte Tage zugebracht. Hättest Du mir früher geschrieben, daß Du nach Gießen gehen wolltest, so wäre auch ich wahrscheinlich hingekommen. Für mich allein hat Gießen außer Buff und Kopp keine Anziehungskraft mehr. Das Verhalten des Siliciumhaltigen Aluminiums im Strom ist höchst merkwürdig, am auffallendsten das selbst entzündliche Gas. So thöricht es auch sein mag, nur davon zu sprechen, so muß man doch immer im Auge behalten, daß die Metalle für einfach gelten, nicht weil wir wissen, daß sie es sind, sondern weil wir nicht wissen, daß sie es nicht sind.

Was Deine Vorschläge, in Betreff der Harnsäure betrifft, so danke ich Dir herzlich für die Gesinnungen, die sich darin aussprechen; allein Du wirst an mir einen sehr unnützen und lahmen Mitarbeiter haben; gern möchte ich zugreifen und Antheil nehmen, aber es wäre Unrecht zu sagen, daß ich wirksam mithelfen könnte. Meine Zeit ist zerrissen und mein Sinn ist gefangen; ich bin soeben an einer neuen agricultur-chemischen Schrift contra Stöckhardt u. A. und muß eine neue Auflage meiner chemischen Briefe machen, Winter drängt mich seit einem halben Jahre. Es wird mir Alles Freude machen, was Du mir in dieser neuen Richtung mittheilst, doch das Verdienst davon muß Dir allein bleiben.

München, 29. Juli 1857.

Die Siliciumsachen sind höchst merkwürdig, werden aber, wie mir scheint, bei weitem von dem Titan und dessen Beziehungen zum Stickgas an Wichtigkeit übertroffen; denn diese Bildung von Stickstoffmetall war doch kaum erdenkbar. Wie kommst Du nur auf solche ganz verdammte Ideen, der Teufel bläst sie Dir ein. Wenn ich nur auch einmal zu so etwas käme, ich quäle mich mit den Landwirthen und komme doch zu Nichts mit ihnen.

Ich bin wegen meines Sohnes Georg in Calcutta besorgt. In Bengalen haben die Engländer die Herrschaft thatsächlich verloren und jeder Europäer ist in Gefahr, nicht im offnen Kampf, sondern in seinem Bett ermordet zu werden.

München, 23. October 1857.

Vor wenigen Tagen bin ich von meiner italienischen Reise zurückgekommen, befriedigt von Allem, was ich in Beziehung auf Kunst und Alterthum gesehen habe, aber wenig erbaut von der dortigen Natur; der hiesige Himmel ist ebenso schön wie der italienische, wo man keine grüne Wiesen mit rieselnden Bächen und keinen Wald hat, da sollte man eigentlich von einer schönen Natur nicht sprechen. Die Bai von Neapel, die Gebirgslinien, die Inseln, das Meer, Alles ist prächtig, und ich gestehe gern, daß meine Erwartungen in dieser Beziehung erreicht worden sind; wäre aber der Vesuv nicht im Hintergrunde, so würde ich sagen, daß ich Mola oder Spezia oder die Riviera vorziehen möchte. Der Vesuv ist höchst merkwürdig und belohnt für Alles; ich war bei Nacht oben, in dem flachen Krater auf einer dünnen Decke von Lava, die einige Tage vorher ausgeflossen war und durch deren unzählige Sprünge die glühend rothe geschmolzene Masse durchleuchtete. Auf der Seite des großen Kraters hatte sich ein etwa 50 Fuß hoher spitzer Kegel gebildet, so regelmäßig, wie ihn Kinder aus Sand bauen, der in kleinen Zwischenräumen mit Donnergepolter Steine und Asche auswarf. Am nächsten Tage barst dieser Kegel an seiner Basis und ich konnte von Neapel aus in der Nacht den Strom der flüssigen Masse ausfließen sehn. Dies vergißt sich nicht. Meine Reise war im Ganzen zu kurz (6 Wochen) und darum in meinem Alter schon zu mühevoll. — In Zukunft, um mich zu erholen, gehe ich auf's Land, und wenn ich mich bewege, so soll es mit Maß geschehen.

München, 25. November 1857.

Im Augenblicke, in dem Du diesen Brief empfängst, gelangt in Professor Wilh. Weber's Hand ein Päckchen mit einer goldenen Medaille und 150 Ducaten, die ihm der König von Bayern wegen seiner letzten mit Kohlrausch gemachten Untersuchung verliehen hat. Es ist dies eine Anerkennung, die, alle Arbeiten Weber's zusammengefaßt, nicht als das entfernteste Aequivalent früherer Verdienste betrachtet werden darf; wir durften aber die früheren Arbeiten Weber's nicht mit in Betracht ziehen, sondern nur das, was im laufenden Jahre erschienen ist. Daß mir selbst diese Verleihung das größte Vergnügen gemacht hat, kannst Du Dir denken, und Dir schreibe ich es sogleich, damit Du ihm gratuliren kannst.

Ich bewundere Dich um Deine Arbeiten, wie glücklich bist Du in Deinem Gebiete. Du bist älter als ich und ich bin weit stumpfer wie Du. Ich bin von dem Schicksal verdammt, Wasser in das Faß der Danaïden zu tragen, Alles, was ich thun mag, ist vergeblich, ich zehre meine besten Kräfte auf, ohne einen Erfolg zu haben.

München, 26. August 1859.

Nach Knapp, der die Gegend kennt und rühmt, wäre der Plan zu unserer Reise nach dem Bayerischen Wald folgender: Von München nach Landshut, von da, freilich ohne Eisenbahn, nach Regensburg, von hier die Donau hinab nach Deggendorf, Zwiesel, den Glashütten, Bodenmais, wo Du Triphyllin sammeln kannst, dann zurück nach Passau und von da in das Bayerische Gebirg. Daß Kopp und Pfeufer mitgehen, ist nun ausgemacht.

München, 4. October 1859.

Dein Brief vom 1. ist in so heiterer Laune geschrieben, daß ich daraus sehe, daß unsere so gewaltsam verunglückte Reise keine unangenehme Erinnerung bei Dir hinterlassen hat*). Dein rascher Abschied hat mich recht betrübt gemacht, ich hatte so sehr gewünscht, daß Dir hier noch einige Entschädigung für die Opfer, die Du mir gebracht hast, die mir freilich eine große Wohlthat waren, finden möchtest; denn in der That Deine bloße Gegenwart war in meiner Lage ein Trost für mich. Indessen war es doch gut, daß Du am Tage nach Deiner Abreise nicht bei mir warst. Man legte mir einen Gypsverband an, und die Feuchtigkeit zog mir eine Lymphgefäß-Entzündung zu, die mir 4 Tage lang Fieber brachte und mich recht krank machte. Jetzt geht es aber viel besser, ich habe die beiden letzten Nächte gut geschlafen, das Bein bekommt jetzt die Farben des Regenbogens zum Zeichen des allmählichen Verschwindens des Blutergusses. Das Schreiben im Bett wird mir etwas mühsam, wie Du an meiner Schreiberei sehen wirst. — Die neuen Wahlen für den Max-Orden quälen mich. Für Dirichlet, Ritter und Humboldt sind drei neue Max-Ritter zu wählen, wen soll man für die beiden letzteren vorschlagen? hilf mir doch.

München, 15. November 1859.

Ich schreibe Dir heute nur einige Zeilen, zunächst um Dir Nachricht von meinem Befinden zu geben; ich habe eine kleine Arbeit seither gemacht, kümmerliche Versuche im Bett, und dies nahm mir alle Zeit zum Briefschreiben, da ich noch leicht ermüdet bin. Gestern und vorgestern war ich zum ersten Male aus dem Bett, auf kurze Zeit nur, um das Gehen zu versuchen; es ging besser als ich dachte, freilich nur mit Krücken; ich kann mit dem kranken Fuße auftreten und das Kniegelenk ist heil genug, um das Gewicht des ganzen Körpers ohne Schmerzen zu tragen; ich taumelte übrigens noch wie ein Betrunkener, denn das andere Bein ist auch sehr schwach geworden. Heute stehe ich etwas länger auf. Du siehst, daß ich, Gott sei Dank! die Hoffnung habe, den Gebrauch meiner Glieder wieder zu erlangen, ich verzweifelte oft daran.

Im dem Max-Ordenscapitel ist es so gegangen, wie ich voraussah: W. Weber ist vorgeschlagen worden, seine Verdienste sind auch so eminent, daß man kaum einen Andern an seine Seite setzen könnte.

München, 25. Dezember 1859.

Ich habe Deinen letzten Brief nicht früher beantwortet, weil ich mich nicht wohl befand; ich erkälte mich so leicht und die Folge davon ist regelmäßig ein Zahnweh, was mich zu Allem unfähig macht. Zunächst habe ich Dir für die Bestellung der Cigarren zu danken. Sie sind recht gut; der Verbrauch bei mir ist enorm, da beinah jeden Abend, um meine traurige Lage zu versüßen, Whist gespielt wird, mit Pfeufer, Bischoff und Jolly, auch oft von Zwehl, und Jeder rechnet auf meine guten Cigarren.

Am vorigen Donnerstag habe ich die Schlußvorlesung vor den Weihnachts-

*) Liebig hatte in Passau die Kniescheibe gebrochen.

ferien gehalten; es ging ganz gut und ich habe im Vortrag an einen alten Dragonergaul gedacht, der, am Karren ziehend, die Trompeten hört und durch die Musik so aufgereizt wird, daß er sein Alter und seine Schmerzen vergißt. — Unterdessen habe ich im Laboratorium allerlei Versuche vorgenommen und eine Idee verfolgt, die vielleicht thöricht genug ist. Die Versuche sind in Gang gesetzt und im nächsten Briefe sage ich Dir, was daraus geworden ist. Ich bin ganz glücklich, mit Dir über chemische Dinge reden zu können und mich in die guten alten Zeiten zu versetzen.

Wildbad, 5. Juni 1860.

Ich bin zwar erst wenige Tage hier, allein ich versichere Dich, dieses Wildbad ist ein vortrefflicher Ort, sehr gute Gasthäuser, vortrefflicher Tisch, und die Bäder das Schönste und Angenehmste, was ich je kennen gelernt habe. Es sind altrömische Bäder. Der Ort, wo das Wasser in zahlreichen Spalten aus der Erde quillt, ist mit einem hohen Gewölbe überbaut. Es wäre ganz ein Ort zum Ausruhen für Dich, und ich wünschte Nichts sehnlicher, als daß Du bei mir wärest. Leider entnehme ich aus Deinem Brief, daß es nicht sein kann, aber ich glaube, Du bist in solchen Dingen zu gewissenhaft; auch ich habe mir niemals während des Semesters Urlaub genommen, weil ich dachte, es ginge nicht ohne mich oder nicht so gut, aber ich sehe jetzt, daß es eben so gut geht. Bedenke, daß Du schon ein Sechziger bist. Es friert Einen, wenn man daran denkt, wie thöricht wir gelebt haben, immer im Karren und niemals in Ruhe. Davy hat alle zwei Jahr ein Jahr in Palermo oder sonst wo zugebracht und sich frisch erhalten.

München, 8. Januar 1861.

Du glaubst gar nicht, in welcher liederlichen Weise ich in den Verhältnissen der großen Stadt, in denen ich lebe, um meine Zeit gebracht werde, wo so viele Menschen nicht wissen, wie sie ihre Zeit hinbringen sollen und die dann andere um die ihrige bringen. — Es ist nun wieder ein Jahr herum und wir alten Häuser kommen dem Ende immer näher. Ich weiß nicht, wie es mit Dir ist, aber mich beklemmt das Gefühl meiner Unzulänglichkeit für meinen Lehrstuhl in dem Grade, daß ich häufig verstimmt und melancholisch bin. Durch meine agricultur-chemischen Sachen bin ich aus der Chemie herausgekommen und sie ist mir beinah über den Kopf gewachsen. Was soll man da thun? Für das Hineinarbeiten, um das Gebiet zu beherrschen, ist mein Leben nicht mehr lang genug. Wenn ich nur wüßte, wie ich mich zurückziehen könnte. Mit dem 72. Semester wird man das Schulmeistern so müde. Da hast Du nun, was mich drückt, es macht mich ruhiger, wenn ich es abschüttele.

München, 9. Februar 1862.

Meine Agricultur-Chemie nimmt meinen ganzen Kopf ein. Ich dachte heute daran, wie doch die Unwissenheit das größte aller Uebel ist, weil es das Grundübel ist. Den Reichen schützt sein Reichthum, wenn er unwissend ist, nicht vor der Armuth, und der Arme, der das Wissen hat, wird durch sein Wissen reich! Ohne daß der unwissende Landwirth es nur gewahr wird, beschleunigen seine Mühen und

Sorgen und seine Arbeit nur seinen Untergang; die Erträge seiner Felder nehmen durch die Stallmistwirthschaft fortwährend ab und seine gleich ihm unwissenden Kinder und Enkel sind zuletzt unvermögend, sich auf der Scholle zu behaupten, auf der sie geboren sind, und ihr Land fällt in die Hände dessen, der das Wissen hat! Für das Thier, das für sich selbst nicht sorgen kann, sorgt das Naturgesetz, es ist der Herr des Thieres, aber es sorgt nicht für den Menschen. Doch der Mensch, der in ihm die Gedanken Gottes versteht, ist der Herr des Naturgesetzes; ihm dient es hülfreich und willig. Das Thier bringt sein Wissen und Können mit auf die Welt, es wächst mit ihm, ohne sein Zuthun, vom Mutterleibe an; dem Menschen aber verlieh der Schöpfer die Vernunft und schied ihn durch diese Gabe vom Thier; sie ist das göttliche Pfund, mit dem er wuchern soll und von dem gesagt ist: „Der da hat, dem wird gegeben werden, von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, was er hat.“ Was der Mensch mit diesem Pfunde erwirbt, giebt ihm die Macht über die irdischen Kräfte.

Das sind so Gedanken, die mir der mangelhafte Zustand der Landwirthschaft einflößte. Meine Lebenszeit ist so eng schon begrenzt, daß ich vor Allem noch erleben möchte, daß die Landwirthschaft auf dem rechten Wege ist.

München, 1. Juni 1864.

Man sieht eben, daß man alt wird und daß die Maschine, um sie noch eine Zeit lang in Gang zu erhalten, geschont und gepflegt werden muß; mir geht es nicht anders wie Dir und dazu habe ich noch ein lahmes Bein zu schleppen. Ich habe die Ferien über viel und mit Vergnügen gearbeitet, natürlich am Schreibtisch, da das Laboratorium keine Reize mehr für mich hat, schon darum nicht, weil bei längerem Stehen mein Bein anschwillt. Die Frucht meiner Arbeit wirst Du in der Allgemeinen Zeitung lesen. Ich habe nämlich in den beiden über Hohenheim und den dortigen landwirthschaftlichen Betrieb erschienenen Schriften alle Thatsachen aufgefunden, um die Natur der Stallmistwirthschaft als Raubbetrieb unzweifelhaft darzuthun, so daß jeder Widerspruch in Zukunft von selbst wegfallen muß.

München, 12. Oktober 1864.

Der Aufenthalt bei Euch in Göttingen nach unserer Kieler Reise war höchst angenehm und behaglich. Eure Universität hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und die Bekanntschaft mit Herrn von Warnstedt war mir sehr erfreulich. ist anders bei Euch, wie an anderen Universitäten, das Ziel ist Allen klar und Jeder giebt zu dessen Erreichung seine Kräfte hin. Es ist mir ein wahres Anliegen, eine engere Verbindung der Versuchstation Weende mit der Universität herbeizuführen; an einer Universität kann man natürlich nur wissenschaftliche Landwirthe bilden, d. h. sie fähig machen, die ächte Praxis auszuüben. Was man sonst praktisch nannte, hat in wenigen Jahren keinen Sinn mehr; die Landwirthschaft ist eine Industrie, die ein jeder Bauer betreiben kann, sie aber in der richtigen Weise zu betreiben, erfordert mehr Kenntnisse, als irgend eine andere Industrie.

München, 11. Februar 1867.

Mit meinem Assistenten war es nicht mehr auszuhalten, ich habe ihm aufgesagt, was bei mir noch nicht vorgekommen ist. Es wäre mir lieb, für die Stelle

auf Ostern einen von Deinen Leuten zu bekommen, vorzugsweise einen Pharmaceuten, der an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt ist und Pflichtgefühl hat. An dem jetzigen ist mir so recht auffällig die mangelhafte Bildung der meisten, die Chemie studiren, klar geworden. Diese Leute verstehen ganz gut, eine organische Analyse zu machen, sonst aber verstehen sie nichts von der praktischen Chemie. In der Kunst, Präparate darzustellen, sind sie in der Regel ganz ungeübt, sie haben keine Freude daran, sie halten es für Zeitverlust, da man jetzt alle Sachen in den chemischen Fabriken kaufen kann. Das chemische Studium wird in den modernen Laboratorien immer einseitiger und die Leute für die Praxis immer unbrauchbarer. An Chemikern, die eine gute Mineral-Analyse machen können, ist ein solcher Mangel, daß ich mich bis jetzt vergeblich nach Einem umgesehen habe, den ich für eine englische Bergwerksgesellschaft mit 200 £ Gehalt empfehlen könnte.

München, 26. Mai 1867.

Von meinem Aufenthalt in Paris nur zwei Worte, das Nähere erzähle ich Dir, wenn Du hier bist. Ich bereue es nun nicht, den Auftrag als Präsident für Bayern angenommen zu haben, ich hatte nur mit den Vorschlägen zu den Belohnungen zu thun; aber dennoch waren Mühe und Erschöpfung groß, dafür aber auch der Genuß ein ungewöhnlich reicher. Interessant waren auch die verschiedenen sehr luxuriösen Diners, die Reden, die dabei gehalten, die Toaste, die ausgebracht wurden. Am interessantesten war mir das Diner beim Kaiser, zu dem ich, außer dem Hofstaat, allein geladen war. Die Unterhaltung während des Essens, die zum Theil den Fleischextract betraf, war so ununterbrochen, daß ich kaum essen konnte, und noch nach dem Diner setzte der Kaiser das Gespräch über Landwirthschaft, Anwendung der Kloakenmaterien &c. fort. Wenn er mit mir allein war, sprach er deutsch und sehr geläufig. Er versteht nicht nur zu sprechen, sondern auch zuzuhören und in sich aufzunehmen.

München, 17. Januar 1870.

Der Brief der Madame Deville, den Du mir zur Beförderung nach Paris an ihren Mann geschickt hast, ist wahrscheinlich glücklich in dessen Hände gelangt, denn Thiersch, der im Hauptquartier ist, hat ihn einem Parlamentär mitgegeben, der nach Paris geschickt wurde. In ähnlicher verzweifelter Lage ist mein Freund Barresvil, der von Frau und Tochter getrennt ist, er in Tours, sie in Boulogne. Da es nicht unmöglich ist, daß Frau B. ohne Mittel und in Noth ist, so habe ich ihr über Antwerpen einen Wechsel über 500 Frs. geschickt, ihr überlassend, ob sie davon Gebrauch machen will. Vielleicht wäre es zweckmäßig, der Frau Deville ein ähnliches Darlehn anzubieten.

München, 30. October 1870.

Wir sind im Enthusiasmus über die Capitulation von Metz. Welches Ereigniß! In der Weltgeschichte noch nie dagewesen! Man kann nur den Gedanken nicht los werden, daß die Franzosen bei der Uebergabe noch eine Teufelei in's Werk setzen. Diese Einschließung von Bazaine's Armee war der Meisterstreich im ganzen Feldzug. Aber welche Opfer kostet dieser grausame Krieg, welche Ströme

von Blut wird noch die Einnahme von Paris kosten. Dieses Volk ist in seinem Größenwahnsinn so befangen, daß keine Thatsache mehr auf es wirkt. Als die Einwohner in Nancy die Massen von Gefangenen durchpassiren sahen, da sahen sie in diesen keine geschlagene, sondern eine vom Kaiser verrathene Armee; er habe sie für 2000 Mill. Frs. an den König von Preußen verkauft. Es ist eine fürchterliche Zeit. Carriere, der im Verein mit Beetz u. A. der Armee Gegenstände für die Hospitäler und sonstige Erquickungen zugeführt hatte, ist wieder zurück; die Stimmung der Truppen sei überall, trotz der ungeheuren Strapatzen, vortrefflich.

München, 3. December 1870.

Ich habe von der Chemical Society in London die curiose Einladung erhalten, Faraday's Lehrkanzel für das nächste Jahr zu übernehmen, ich habe aber weder Lust die Reise zu machen, noch mich in einer fremden Sprache mit Vorlesungen zu quälen. Ein Redacteur der New-York Tribune fordert mich auf, eine Reihe von Agricultur-Artikeln für sein Blatt zu schreiben, den gedruckten Bogen mit 1400 Fl. Honorar. Ich lehnte natürlich ab.

München, 9. November 1871.

Mein Enkel, Justus Carriere, ist ein eifriger Autographensammler geworden, und dies hat eine Durchsicht meiner alten Briefschaften und eine Sammlung und Ordnung der Deinigen veranlaßt; es ist eine schöne Anzahl aus einem Zeitraum von 40 Jahren; sie sollen alle von Justus verwahrt werden. Mit den Briefen von Berzelius, Dumas, Pelouze ꝛc. spiegelt sich darin eine an Arbeit reiche Zeit.

Zur Copley-Medaille gratulire ich; sie ist nicht groß, wird aber nur für außergewöhnliche Verdienste verliehen.

München, 31. December 1871.

Ich kann das Jahr nicht ablaufen lassen, ohne Dir noch ein Zeichen von meiner Fortexistenz zu geben und die herzlichsten Wünsche für Dein und der Deinigen Wohl im neuen auszusprechen. Lange werden wir uns Glückwünsche zu neuen Jahren nicht mehr senden können, aber auch wenn wir todt und längst verwest sind, werden die Bande, die uns im Leben vereinigten, uns Beide in der Erinnerung der Menschen stets zusammenhalten, als ein nicht häufiges Beispiel von zwei Männern, die treu, ohne Neid und Mißgunst, in demselben Gebiete rangen und stritten, und stets in Freundschaft eng verbunden blieben.

München, 9. März 1872.

Meine Ferien beginnen in nächster Woche und auch Du wirst bis dahin frei sein: Ich wiederhole darum meine Bitte, daß Du zu uns kommen und die Ferien hier zubringen mögest. Ich habe keine Lust mehr zu reisen, fremde Gesichter zu ertragen und an Wirthshaustischen zu sitzen. Ich habe Alles zu Hause sehr viel bequemer, und wenn Du bei mir bist, so sind alle meine Wünsche erfüllt. Vielleicht kommt auch Buff mit, dem ich sogleich schreiben werde, sobald ich Deine Zustimmung habe. Im vorigen Jahr hat es Dir hier besser gefallen als in Nizza,

von wo Du halb krank zurückgekehrt bist. Kopp hat andere Pläne, sonst würde ich auch ihm schreiben.

Das Ende meiner Vorlesungen ist mir sehr schwer gefallen, sie haben mich noch mehr wie sonst ermüdet. Ich leide an hartnäckigen Rückenschmerzen und Schlaflosigkeit, die mich zwingen werden, im Sommer wieder ein langweiliges Bad zu besuchen.

München, 5. August 1872.

Ich habe Dir vorgestern einige Sachen geschickt, die sich auf unser Jubiläum beziehen; es ist sehr gut verlaufen und unsere Gäste sind, wie wir glauben, befriedigt wieder heimgezogen. Es war in der That sehr schön, und Döllinger hat in seiner Rede und seinen Antworten auf die Ansprachen etwas für mich ganz Unmögliches geleistet. Im Reden liegt unsere Force nicht.

Erst seitdem ich wieder hier bin, schlafe ich wieder, selbst Nachmittags, was ich seit 6 Wochen vergeblich versuchte. Ich fühle mich aber deswegen noch nicht arbeitsfähig und ich glaube, ich muß das Arbeiten für immer aufgeben.

Wann wird denn Deine Fanny zu uns kommen? Wir sehnen uns nach ihr. Grüße sie herzlich von mir.

München, 21. November 1872.

Bruhn's Leben Humboldts habe ich mit größtem Interesse gelesen. H. war in der That ein außerordentlicher Mann, und ich finde es für seine Zeit merkwürdig, daß er unmittelbar nach Goethe und gleichzeitig mit Schiller seine Laufbahn begann. Er hat ein langes Leben in ungewöhnlicher geistiger Thätigkeit gelebt, und ich kann mir sehr wohl denken, daß das Aufrollen von Anfang an von dem, was er gethan, Erstaunen erwecken muß; wenn Einer alt wird und man mit ihm lebt, so hat man in der Regel nur das Allerletzte, was er gethan, vor Augen und dies scheint denn in der Regel sehr wenig zu sein, und so ist denn das Urtheil der Zeitgenossen selten richtig. Ich erinnere mich noch wie unbedeutend mir Alles vorkam, was man bei Gelegenheit von Humboldt's Tod über ihn in den Zeitungen las; so geht es auch mit unsern großen Dichtern, je weiter man sich in der Zeit von ihnen entfernt, desto größer werden sie.

München, 3. April 1873.*)

Ich habe Dir gestern schon schreiben wollen, aber ich hatte eine schlechte Nacht, ohne allen Schlaf und lag müde und abgespannt den ganzen Tag auf dem Sopha; ich dachte an Dich, Deinen guten Schlaf, Deinen guten Appetit, die normale Beschaffenheit aller Funktionen bei Dir. Ob man wohl im Alter an Schlaflosigkeit, ohne eigentliche Krankheit zu Grunde geht? Es ist das vegetative Leben, der Ersatz in der Nacht, der, wenn er fehlt, die Lampe allmählich zum Verlöschen bringt.

Ich war in Wiesbaden keinen Tag recht wohl und fürchte mich vor dem Aufenthalt in der Niederung, auch sagt mir sonst Manches dort nicht zu. Nach Hanau zu Deinem Schwager, dazu hätte ich nicht übele Lust. Wir könnten nachher noch einige Tage in den Bayerischen Bergen zubringen.

---

*) Liebig's letzter Brief an W. Er starb am 18. April 1873.

Mein Plan ist, von Pfingsten an Urlaub zu nehmen und das halbe Jahr zu verbummeln. Ich habe große Lust nach Wien zu gehen, von da nach Magdeburg zu Rimpau, dann nach Hamburg zu H. Meyer, zuletzt nach Kiel zu Dr. Meyer. Diese hoffen, daß Du mitkommst, was sagst Du dazu? In ein Bad mag ich nicht gehen, es hat mir im vorigen Jahr nichts genützt, und namentlich ist mir in Wildbad, bei sonst guter Verköstigung das über die Straße Gehen zum Bad nicht angenehm.

Wir haben mit größtem Bedauern den Tod Deiner Schwägerin vernommen; sie ist, wie ich höre, schon längere Zeit leidend gewesen. Es ist allerdings mein Freund General Hartmann, der gestorben ist, derselbe, der mit uns in Reichenhall war. Er wohnte im Winter einem Leichenbegängniß bei, und holte sich dabei, wie in so vielen Fällen, seine tödtliche Krankheit.

Meine Frau ist heute Morgen nach Leipzig zur Confirmation von Nanny's ältester Tochter gereist.

Ich möchte eigentlich genaues wissen wie Dir P. Heyse's Buch „Die Kinder der Welt“ gefallen hat. Mit herzlichem Gruß an Fanny

Dein treuer
J. v. Liebig.

Erinnerungen an Midhat Pascha.

Von H. Vambéry.

In dem großen und weiten Bilde der Verschiedenheit, welche die alte Welt von der neuen trennt, giebt es der Züge gar viele, welche auf einem diametral entgegengesetzten Ideengang beruhen und die als Hauptfaktoren jener Kluft figuriren, welche die heute auf dem Zenithe der Macht stehende Abendwelt von dem dem Verfalle mit Riesenschritten zueilenden Morgenlande trennt. Ob ethnische oder religiöse, geschichtliche oder sociale Ursachen diese Divergenz im menschlichen Sinnen und Trachten hervorgerufen, kann hier nicht entschieden werden, doch daß in diesen hundertartigen Einzelnheiten der Mangel an körperlicher und geistiger Rührigkeit, das gänzliche Fehlen der Energie, — allerdings ein Ausfluß des schwärmerischen Urtheils über das Unvermögen des Menschen gegenüber der Allmacht des Schicksals — die Hauptrolle spielt, ist kaum zu leugnen. Wo auf diesem Gebiete der Mensch an sich selber nicht verzweifelt, wo der Begriff der irdischen Hinfälligkeit, d. h. des moslimischen Nirwana's in den Hintergrund trat, dort haben Naturanlagen und Geisteskraft in den meisten Fällen Erstaunliches geleistet. Und wo wir immer großen Denkern, Kriegern oder Gelehrten in der Geschichte moslimischer Vergangenheit begegnen, dort ist eben die ausnahmsweise vorhandene Thatkraft zum Faktor ersten Ranges geworden. Dieser Charakterzug ist der belebende Geist in der Biographie der meisten großen Männer des Islam, vielleicht Asiens im Allgemeinen, und diesen Charakterzug hat auch Midhat Pascha, von dem in der neuen Zeit so oft die Rede ist, in den Vordergrund gedrängt.

Gerade zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich in Constantinopel im Stadtviertel Dschigal Oglu, im Hause eines türkischen Granden Namens Afif Bey, ein Ab-

kömmling des berühmten Köprili, und seinem Amte nach Beyliktschi, d. h. Kanzler des kaiserlichen Divans, die ersten Lehrjahre meiner türkisch-moslimischen Erfahrungen erlebte. In einer Nische des hölzernen Palastes pflegte mein Auge in den frühen Morgenstunden nach dem gegenüberliegenden Mausoleum Sultans Mahmud II. zu blicken, um mich in den verschiedenartigen Reflexionen über diesen Janitscharen-Vertilger und Hauptreformartor des ottomanischen Reiches zu ergehen. — Kein Wunder, wenn ich so that, denn vor mir auf dem Divan lag eine schön geschriebene Copie des Geschichtswerkes „Tadsch et Tewarich (Krone der Historien) von Saad-ed-din, in welchem in einem meisterhaften, wenn auch überschwenglichem Stile von der Glanzperiode der ersten Sultane gesprochen wird und deren prachtvolle Bilder von großen Siegen und Ländereroberungen mit dem Elend, der Armuth und dem Verfalle der Gegenwart in so kläglichem Contraste stand. Kein Wunder, wenn ich nach der Straßenecke besagten Mausoleums hinblickte, denn von dort aus erwartete ich die Ankunft Midhat Effendi's, des Secretärs meines Hausherrn, der in amtlicher Thätigkeit täglich im Konak erschien und dort, wenn es ihm die Zeit gestattete, mir über die stilistischen Schwierigkeiten besagten geschichtlichen Werkes hinweghalf. Midhat Effendi that dies, theils um den europäischen Jüngling in seinem sonderbaren Begehren zu unterstützen, theils aber auch, um dafür in der Form eines Tauschunterrichtes hie und da Aufschlüsse über manche dunkle Stelle seiner französischen Lectüre, mit welcher er sich damals beschäftigte, zu erlangen. Die nach östlichem und westlichem Wissen Dürstenden mag ein Altersunterschied von kaum 8 oder 10 Jahren getrennt haben. Midhat, der bei meinem Chef die Stelle eines Kessedar, vulgo Siegelbewahrer oder Secretär, vertrat, verrieth schon damals durch das sprühende Feuer seiner Augen, durch die flinke Bewegung seiner Glieder, welche von einer erzwungenen Bedachtsamkeit im Sprechen abstach, daß er aus ganz anderem Stoffe sei, als die übrigen Effendi's der damaligen Stambuler Beamtenwelt, die ihn geradezu nicht liebten, ihn den Excentrischen schalten und ihm den Spitznamen Dschiwa-Effendi, Herr Quecksilber, beilegten. Ich selber, den damals nur Sprache, Sitten und Gebräuche interessirten und der ich der philosophischen Betrachtung über den Unterschied zweier Weltanschauungen noch ferne stand, habe auf Midhat stets mit stiller Bewunderung geblickt und konnte es nie begreifen, wenn er, schon in den dreißiger Jahren stehend, als Familienvater und angesehener Beamte von einer Reise nach Frankreich und der Sehnsucht, Europa näher kennen zu lernen, sprach.

Die Zeit mit ihren wandelbaren Schicksalsfügungen hat uns bald getrennt. Ich bezog das Haus des ehemaligen Ministers des Aeußern, es eröffnete sich mir ein ganz anderer Kreis der Bekanntschaft und ich verlor Midhat Effendi, über dessen Excentricität die seiner unwürdigen Effendi's so gerne berichteten, bald gänzlich aus den Augen. Er ging als Mutessarif, d. h. Gouverneur zweiten Ranges, nach Nisch, in welcher höchst unbedeutenden Stellung der strebsame Mann, der Zukunftspläne voll, nur so lange verharrte, bis er sich genügende Mittel zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, eine Reise nach Paris unternehmen zu können, verschafft hatte. Selbst in der Ferne noch war Midhat die Zielscheibe des Spottes einer gewissen Klasse der Pforte-Beamten, die, in Schlaraffenleben versunken, von Gedanken über die Zukunft ihrer Heimath, über das öffentliche Wohl unbehelligt, in Saus und Braus nur in den Tag hinein lebten und selbstverständlich jeden, der von diesem Phäakenthum

sich abwendete, mit Schimpf und Spott überhäuften. Doch was kümmerte dies Midhat Effendi! Als Sohn eines armen, untergeordneten Beamten im Ministerium der frommen Stiftungen und nicht, wie General Ignatieff der Welt glauben machen wollte, den Lenden eines Widdiner Juden entsprungen, war Midhat überselig, als er zum Besitze eines kleinen Vermögens gelangte, seine Reise nach der französischen Hauptstadt antreten konnte, um dort am Born der frengischen Civilisation — denn dafür wird von den Orientalen Paris gehalten — sich vollauf zu laben und Geist und Leben des Frengithums im eigenen Lande kennen zu lernen. Vom Sitze bedeutender Würden hatte der strebsame Türke sich freiwillig auf die Schulbank gesetzt. Er besuchte die Vorlesungen berühmter Professoren am College de France, mischte sich überall in die Gesellschaft und als er nach anderthalbjährigem Aufenthalte an den Ufern der Seine mit leerem Portemonnaie, dafür aber mit Kenntnissen und Erfahrungen bereichert am Bosporus zurückgekehrt war, da konnte sein Erscheinen bei dem damals am Ruder stehenden Fuad Pascha auch schon deshalb nicht unbemerkt bleiben, weil man sich eben damals mit der Reorganisation des Ahkiami Adlieh (Staatsrath), resp. des Ministeriums des Innern beschäftigte und sich nach befähigten, willensstarken Arbeitskräften nach allen Seiten umsah. So wie Aali Pascha jedem ausgesprochenen Talente vom Grunde des Herzens feindselig war und infolge dieses Lasters an dem heutigen Ruin der Türkei große Schuld trägt, so war Fuad trotz seines leichtfertigen Sinnes dennoch ein durch und durch edelgesinnter Mensch, der strebsamen Leuten unter die Arme griff, daher auch Midhat in besagtem Staatsrathe anstellte und hätte die Sultanslaune nicht an dem häufigen Wechsel in der obersten Leitung Vergnügen gefunden, so wäre unser Held schon damals in die vorderste Reihe der türkischen Staatsmänner getreten. Doch auf Fuad folgte Aali und somit mußte Midhat bald das Feld räumen, indem er als Gouverneur ersten Ranges an die Spitze des Duna-Vilajets nach Rustschuk geschickt wurde. Hier erhob sich schon damals — es war gegen Ende der sechsziger Jahre — jener mächtige Kessel, in welchem es von den verschiedenartigsten politischen Verwickelungen und russischen Machinationen, als: bulgarischer Kirchenstreit und panslavischen Tendenzen wild brodelte und kochte. General Ignatieff rührte von Constantinopel aus das Mischwerk nach Kräften, es spukte in jeder Dorfschule und Kirchengemeinde je nachdem die von russischen Lehrerseminarien in Nikolajeff und Odessa eingekehrten bulgarischen Lehrer mit ihrer von blanken russischen Imperials unterstützten Beredtsamkeit zu wirken vermochten. Daß sich Midhat diesem Treiben gegenüber nicht ruhig verhalten konnte, ist selbstverständlich. Die Idee der Constitution und der nationalen Gleichberechtigung, besonders aber einer vom Grunde auf zu reformirenden Administration hatte bei ihm schon damals feste Wurzel gefaßt und er war auch ohne Ruhe und Rast mit der Realisirung seiner Pläne beschäftigt. Nach allen Richtungen hin wurden gute Straßen angelegt, der Handel in den Städten, die Hausindustrie in den Dörfern gehoben, besonderes Augenmerk ward auf die Rechtspflege gerichtet, und nach kaum einjähriger Verwaltung priesen Mohammedaner sowohl als Bulgaren und Fremdländer die Vorzüge und die Gerechtigkeitsliebe Midhats. Einem solchen Wollen und Trachten gegenüber konnte natürlich die Maulwurfspolitik Rußlands nicht geduldet werden und als es den energischen Nachspürungen gelang, die Fäden der geheimen Wühlereien klarzulegen, wurde zur Be-

strafung der Schuldigen mit jener Strenge und Energie geschritten, die Midhat zu allen Zeiten eigen war. Diese Strenge, unseren Diplomaten ungewohnt, hat in erster Linie den russischen Botschafter in Stambul aufs äußerste empört. Ignatieff gerieth aus allen Fugen, schrie Zeter und Mordio auf der Pforte, so daß der schüchterne und furchtsame Aali in seinem Schrecken nach Rustschuk telegraphiren ließ: man möge Huld und Nachsicht walten lassen und nicht allzu strenge sein. Die Antwort Midhats hierauf lautete: „Heute habe ich 10 bulgarische Rebellen hängen lassen.“ Aufs neue wüthende Remonstration seitens Ignatieffs, aufs neue gebieterische Mäßigkeitsdepeschen seitens Aali's, worauf Midhat wieder antwortete: „Heute habe ich 20 Bulgaren hängen lassen!“

Eine solche Selbständigkeit des Gebahrens konnte kein türkischer Großvezir, am allerwenigsten Aali sich gefallen lassen. Das gedeihliche Wirken des Gouverneurs als: die Vermehrung des Staatseinkommens, das Aufblühen des Handels, die Errichtung von Schulen und Spitälern, Sparkassen ꝛc. war nie stark genug, um den Einfluß der fremden Diplomatie auf der Pforte zu paralysiren. Midhat mußte das Feld seiner Thätigkeit an der Donau räumen und wurde nach einem ganz entgegengesetzten Theil des türkischen Reiches, nämlich nach Bagdad versetzt, wo es ebenfalls viel zu thun gab und wo er, in der Voraussetzung, vom Medusenhaupte des europäischen Consulateinflusses weniger behelligt zu werden, sich ganz rüstig an das Werk machte. Daß der von europäischer Thatenlust erfüllte Mann hier, wo noch Alles den reinen Stempel asiatischer Denkungsweise mehr beibehalten hat als anderswo, eine förmliche Revolution hervorrief, ist leicht erklärlich. Vor Allem fiel der rast- und ruhelose Charakter des neuen Gouverneurs Arabern, Armeniern und Juden in gleicher Weise auf. Midhat sammelte selber statistische Daten über Handel und Industrie, stiftete und präsidirte selber gemeinnützige Associationen, war aller Welt leicht zugänglich, ließ sich in Unterhandlungen zur Hebung der Seefahrt und des Handels mit Indien ein, schickte sich zur Anlegung einer Eisenbahn nach dem von Tausenden und Tausenden alljährlich besuchten Kerbelai und Nedschef an, mit einem Worte: seine Verwaltung hatte den Anschein, in der alten Chalifenstadt die Blütheperiode eines Meemun und Harun Raschid zurückrufen zu wollen. Wenn die Fülle von Neuerungen an dem verknöcherten Conservatismus der Bagdader selber in vielen Stücken Anstoß fand, darf es nicht befremden, wenn die im Süden dieses großen Districtes wohnenden arabischen Nomaden, namentlich die Stämme Beni Lam und Muntefik, die seit undenklichen Zeiten den Gouverneur von Arabistan nur ad libitum Gehorsam leisteten, gegen das stramme Regime der neuen Verwaltung sich plötzlich erhoben und in offene Revolte ausbrachen. Nomaden hatten von jeher über Steuerpflichten und Besitzverhältnisse höchst verworrene Begriffe gehabt, sie stehen dem Stadtbewohner culturell mit Jahrhunderten nach, und da der flüchtige Sandboden ihrer Heimath die beste Schutzmauer gegen außen und gegen die Zuchtruthe ihrer Vorgesetzten bietet, so hatte Midhat mit denselben einen weit härteren Strauß zu bestehen, als mit den mit russischem Golde erkauften bulgarischen Freiheitshelden. Kleinere gegen dieselben geschickte Expeditionen kehrten resultatlos zurück, und Midhat war eben auf dem Punkte, zu einem großen Streiche auszuholen, als der nach dem Tode Aali's auf den Sitz des Großvezirs gelangte Mahmud Nedim Pascha ihn plötzlich absetzte und

ihn sub titulo über sein Wirken in der Ferne Rechenschaft abzulegen, an den Ufern des Tigris in einer Art Gefangenschaft zurückhalten wollte.

Midhat und Mahmud Nedim sind in der That die zwei erdenklichsten Gegensätze nicht nur als Politiker, sondern auch in individueller Hinsicht und namentlich bezüglich der Ansichten, welche die Umgestaltungsperiode der Türkei anbelangen. Mahmud Nedim sucht das Heil des ottomanischen Staates im festen Anklammern an die altasiatische Regierungsreform, in Befestigung der Religionsgesetze, in der Aufrechthaltung moslimischer Hegemonie, mit einem Worte: im Beharren bei all jenen Anschauungen und Mißbräuchen, welche die Türkei als Nachbarstaat des modernen Europa's in den Abgrund des Verderbens gestürzt haben. Daß dieser Mensch unheilvoller Erinnerung, für das Thun und Wirken Midhats nicht besonders eingenommen sein konnte, ist leicht begreiflich. Midhat hatte überdies durch seine bisherige Amtirung im Abendlande und noch mehr in diplomatischen Kreisen Pera's sich einen guten Ruf erworben und Mahmud Nedim, der sich durch den diplomatischen Einfluß auf den Sultan in seiner Stellung gefährdet sah, lenkte auch schon deshalb gänzlich in russisches Fahrwasser ein, um im Vereine mit General Ignatieff auf die Lahmlegung und Entfernung Midhats mit voller Kraft hinarbeiten zu können.

Dies konnte um so leichter gelingen, da der Sultan Abdul Aziz Zeit seines Lebens, wegen seiner starken Neigung zu der alttürkischen Regierungsform berühmt, in Mahmud Nedim eben so sehr einen treuen Gesinnungsgenossen gefunden, als er in der Persönlichkeit Midhats nicht nur den auf die europäische Culturwelt mit Riesenschritten zueilenden Mann erblickte, sondern in demselben zu gleicher Zeit den Revolutionaren κατ᾽ ἐξοχήν zu fürchten begonnen hatte. Nur dem Einflusse einer bloßen Laune ist es daher zuzuschreiben, daß Abdul Aziz seinen Günstling Mahmud 1872 plötzlich absetzte, um den ex officio exilirten Midhat, für den die englische Gesandtschaft sich schon damals verwendete, die Siegel des Großvezirates zu übergeben. Midhat hatte also dem Scheine nach den höchsten seiner Wünsche erreicht, indem er an die Spitze der Regierung gestellt wurde; doch wir sagen dem Scheine nach, denn das Verhältniß des principienfesten, unbeugsamen neuen Großvezirs zum despotisch und willkürlichen Herrscher war ein allzu schroffes, auf daß es für die Dauer hätte bestehen können. Midhat fiel denn auch nach einer achtzigtägigen Regierung, und da der Sultan, im Geheimen an seinem tollen Lieblingsvezir hängend, denselben nicht sogleich wieder einsetzen wollte, so wurde als Uebergang Essad Pascha und bald darauf Schirwani Zade Mehemmed Ruschdi Pascha zum Großvezir ernannt, unter denen Midhat bald das eine, bald das andere Portefeuille innehatte, bis er sich schließlich im Ueberdrusse gegen die immer mehr und mehr zunehmende Mißverwaltung in allen Zweigen der Administration, im Februar 1874 gänzlich ins Privatleben zurückzog. Im August des darauffolgenden Jahres wurde er von Mahmud Nedim, der sich den Anschein gab, sich mit seinem Rivalen versöhnen zu wollen, zum Justizminister ernannt. Doch scheinen sich beide Parteien in ihrer Berechnung geirrt zu haben, denn die eine sowohl als die andere standen zu fest auf ihren betreffenden Standpunkten und angesichts der Unmöglichkeit, eine Verständigung herbeizuführen, kehrte Midhat im November desselben Jahres wieder ins Privatleben zurück, um im nächstfolgenden Frühling mit der

Ausführung des jahrelang gehegten und mittlerweile zur Reife gelangten Planes vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Was der Plan Midhat Paschas war, wohin er zielte und worauf sein Augenmerk noch heute gerichtet ist, das kann sich mit ziemlicher Sicherheit im Folgenden zusammenfassen lassen.

Schon zur Zeit Fuads und Aali's hatte die innersten Kreise der türkischen Staatsmänner jenes Mißverhältniß unangenehm berührt, ja bisweilen mit schweren Besorgnissen erfüllt, welches in Folge der schon bestandenen oder in Angriff genommenen Maßregeln zur Reformirung des Reiches einerseits und dem Machtkreise des Herrschers andererseits hervortrat. Während die Gesellschaft Jahrzehnte hindurch in ihrem äußeren, bisweilen auch in ihrem inneren Wesen großen Veränderungen sich unterziehen mußte und sich denselben auch unterzog; während sich der Staat sowohl als die Kirche solche Reformen gefallen ließ, die oft den innersten Kern angriffen, blieben trotzdem die Prärogative des Herrschers verhältnißmäßig nicht nur ganz unberührt, sondern es wurde von denselben auch jener Damm niedergerissen, welcher in den vergangenen Jahrhunderten der Willkür selbst der größten und mächtigsten Herrscher gesetzt war und welcher auch in der That das Reich mehr als einmal vor Unheil bewahrte. Dieser Damm gegen die scheinbare Allmacht des Chalifen war erstens der Einfluß der Ulemawelt, zweitens der bisweilen zum Ausdruck gelangende Janitscharenwille, und drittens der erst in der Neuzeit sich geltend machende europäische Einfluß, richtiger gesagt: die Scheu und Furcht vor Retributionen der westlichen Welt. Da nun die Mollastimmen und das Waffengerassel der Janitscharen längst verhallt waren und das ewige Tadeln Europas mit Hinblick auf die türkischerseits als unvermeidlich gehaltene Rivalität der Westmächte in den innern Räumen der Sultanspaläste keine besondere Furcht mehr einzuflößen vermochte — so ist es natürlich, daß die Reformbestrebungen der Gesellschaft und des Staates mit der persönlichen Stellung des Sultans im grellsten Widerspruche standen und daß Letzterer, von den Verhältnissen dermaßen begünstigt, zu einem Despoten und Autokraten von solch grenzenloser Willkür herauswachsen konnte, wie die Geschichte Asiens deren nur wenige Beispiele aufweist.

Dieses traurigen Zustandes waren sich, wie schon erwähnt, gleich nach der Thronbesteigung Abdul Medschids die wenigen von reinem patriotischen Geiste erfüllten Osmanen der höhern Klasse vollauf bewußt; doch da die in allen in ihren Theilen so arg zersetzte türkische Gesellschaft Stambuls, nur der Politik des Fleischtopfes huldigend, dem obersten Herrn, als dem Urheber und Hauptunterstützer verwerflicher Leidenschaften nicht nahetreten wollte, so ließ man diese Anomalie ungestört fortwalten, begnügte sich mit reichen Pfründen und Aemtern und ließ die geringe Zahl der ernstdenkenden Patrioten in keiner Weise aufkommen.

Nur gegen das Ende der Regierung Abdul Medschids, als die Staatsschuld infolge der unerhörten Verprassungen eine außergewöhnliche Dimension annahm, als Justiz, Administration, Handel und Industrie immer mehr und mehr dem Verfalle zueilten, ja, als schließlich die Kenntniß der europäischen Sprachen und mit derselben auch freiheitliche Ideen im abendländischen Sinne des Wortes Verbreitung fanden — nur damals begann die Partei der Opposition schüchtern ihr Haupt zu

erheben. Zu dieser Partei, welche man nach europäischer Schablone bald Umsturzpartei, bald Jungtürkenthum taufte, gehörten einige Beamten aus der nächsten Nähe des Sultans, aus den Kreisen der Pforte und andern Ministerien. Ihr scheinbares Oberhaupt war Zia Bey, doch konnte von einem eigentlichen Oberhaupte und einer Parteiorganisation keine Rede sein, und nur als sich einige jüngere Mitglieder dieser Richtung anschlossen und als heißblütige Plänkler durch ihr literarisches Wirken die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich lenkten, nur dann erst ward die Existenz dieser Partei mehr bekannt, obwohl, wie wir aus persönlicher Ueberzeugung versichern können, diese Frondeurs nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten und die eigentlich belebenden Geister der Bewegung, in hervorragenden Aemtern thätig, sich in der unmittelbaren Nähe des Sultans und des Großvezirs befanden. Unter Letzteren ragte Midhat Pascha durch seinen Scharfblick sowohl, als auch durch die ihm eigene Kühnheit in der Initiative besonders hervor. Weit entfernt, revolutionär im europäischen Sinne des Wortes zu sein, hat er mit richtigem Urtheile das Uebel des erwähnten Mißverhältnisses zwischen asiatischer Herrscherwillkür und moderner europäischer Staatsverfassung herausgefunden. Er war also alles, nur kein türkischer Robespierre, für den man ihn in Europa halten will, und daß seine Reformpläne auf dem Pfade der Besonnenheit und Mäßigung sich bewegten, dafür spricht am besten der Umstand, daß viele gesetzte, im Alter vorgerückte Staatsmänner, einflußreiche Mollas und Andere, mit ihm gemeinschaftliche Sache machten und sein Vorhaben schon damals unterstützten, als Abdul Aziz, noch am Leben, den politischen Unsinn und die Tollheit auf die äußerste Spitze trieb.

Solchen desperaten Zuständen gegenüber konnte selbst die Mehrzahl der sonst schläfrigen und gewissenlosen Effendiwelt sich nicht ruhig verhalten, die herannahenden, unausbleiblichen Folgen der Mißwirthschaft schwebten diesen Leuten gleich Schreckensgespenstern vor. Es war im Winter 1876, als diese Leute, an der Möglichkeit, den Sultan von seinem Gebahren abzubringen, verzweifelnd, den Sturz, d. h. die Entthronung Abdul Aziz beschlossen, und da man die im Oriente und auch im Occidente mit solchen gewaltsamen Acten verbundenen Unruhen und Wirren befürchtete, so wollte man, um Ueberraschungen in Europa vorzubeugen, die Cabinete von diesem Vorhaben im vorhinein verständigen. Zu diesem Zwecke wurde die an die Regierungen von Deutschland, England, Frankreich und Italien abgeschickte Denkschrift verfaßt, in welcher „einige türkische Patrioten“ — so nannten sich die Unterzeichner — die Gräuel des Abdul Aziz'schen Regimes in treuen Farben schildernd, im vorhinein eine Rechtfertigung ihrer That anstrebten. In dieser Schrift wurden Principien dargelegt, die, wenn zur Geltung gebracht, der Regeneration der Türkei und der Lösung der orientalischen Frage weit mehr gefrommt hätten, als die Leichenhekatomben des jetzigen Krieges. Es wurde nachgewiesen, daß es laut Religionsgesetz den Moslimen eben so wie den Christen gestattet sei, den Monarchen, der die Gesetze mit Füßen tritt, abzusetzen, ja sogar der Volkswuth preiszugeben. „Die colossalen Verschwendungen, die Ausschreitungen aller Art, die Grausamkeiten und Verfolgungen, welche dieser elende Narr ausübte, dessen größte Narrheit vielleicht die ist, daß er im 19. Jahrhundert noch als Monarch zählen zu können glaubt,“ heißt es an jener Stelle der Denkschrift, wo dem Sultan die Hauptschuld an dem financiellen Ruin der Türkei beigelegt wird. In ähnlicher Weise legt dieses Memo-

randum alle wunden Stellen des türkischen Staates, als Niedergang des Handels, des Ackerbaues und die allgemeine Verarmung, mit einer Schonungslosigkeit dar, wie wir sie nur von der schneidenden Kritik des „Stambul und das moderne Türkenthum" zu vernehmen gewohnt sind, es werden mit einem Worte klare und beredte Beweise geliefert, daß die Erfolglosigkeit des bisherigen Reformwerkes in der Türkei nicht der Schlaffheit und Culturunfähigkeit des türkischen Volkes, nicht dem retrograden Geiste moslimischer Weltanschauung, auch nicht den politischen Verlegenheiten, sondern einzig und allein der grenzenlosen Willkür, der Unfähigkeit des Herrschers und seiner nächsten Helfershelfer zuzuschreiben ist.

Fest und unerschütterlich wie die in besagter Schrift berührten Ausführungen, so energisch und unerschrocken war auch die Handlungsweise dieser Unterzeichner im kritischen Momente, als nämlich die Entthronung zur gebieterischen Nothwendigkeit wurde, die denn auch auf eine in den Annalen Asiens und Europa's unerhört friedliche Weise vollzogen wurde. Midhat war in der ganzen Bewegung als belebender Geist wirkend, blieb auch von nun an in ziemlicher Entfernung von der obersten Leitung. Er arbeitete ununterbrochen am Werke der türkischen Constitution, unterstützt von seinen gebildeten, freisinnigen Landsleuten Kemal Bey, Kadri Bey und Zia Bey, holte bisweilen bei europäischen, namentlich bei französischen Autoritäten dieses Gebietes Rath ein und als das Elaborat so weit fertig wurde, um veröffentlicht werden zu können, schritt man mit vollem Bewußtsein der bedeutenden Schwierigkeiten, die sich in gewissen conservativen Pfortenkreisen und namentlich im Bereiche des Palastes erheben würden, zur Vorbereitung des Terrains. Hätte der Unglücksstern der Türkei nicht dermaßen gewaltet, daß der körperlich schwache Sultan Murad, von dem Drange der Ereignisse überwältigt, durch Umschwung seines ohnehin schüchternen Geistes regierungsunfähig geworden, so hätte die Inscenirung der Constitution viel erfolgreicher werden und Midhats Werk auf einen gedeihlicheren Boden fallen können. Doch leider war dem nicht so. Der alte Mehemmed Ruschdi Pascha hat im Vereine mit anderen hohen Würdenträgern trotz der früheren Cooperation mit Midhat vor der Energie des Letztern eine gewisse Scheu bekommen, und als er sich zurückzog und Midhat den obersten Sitz auf dem Vezirate überließ, da merkte dieser, daß der Sultan, in den er das größte Vertrauen setzte und von dem er die wirksamste Unterstützung seines Vorhabens erwartete, als körperlicher und geistiger Krüppel unzurechnungsfähig und unverläßlich sei. Damals that Midhat die Aeußerung: „Wir müssen unter den Prinzen des Hauses Osman so lange suchen und wählen, bis wir einen passenden Repräsentanten der Nation finden." Diese Aeußerung, von der Nothwendigkeit der traurigen Zustände ausfließend, wäre allerdings schwer zu tadeln, sie paßt jedoch in den Mund eines Volksmannes und Patrioten; doch in den Augen eines Herrschers, und noch dazu eines orientalischen Herrschers, war sie keine Empfehlung für den zukünftigen ersten Beamten des Reiches. So wurde sie von dem heutigen Sultan als Damoklesschwert angesehen; wie es meinen Vorgängern erging, kann es auch mir ergehen, dachte der Sultan, und da er sich in seinen Befürchtungen durch die ewigen Einflüsterungen seines Schwagers Damad Mahmud Pascha, in dessen Augen Midhats die personificirte Revolution ist, bekräftigt sah, so ist es leicht erklärlich, daß mit der Thronbesteigung des jetzigen Herrschers die Wirk-

samkeit Midhats zu Ende war. Das Drachenhaupt der Kamarilla am Bosporus brauchte nicht lange nachzusinnen, um einen triftigen Grund für die Entfernung des gefährlichen Staatsmannes ausfindig zu machen. Midhat Pascha wurde plötzlich abgesetzt, exilirt und mit ihm fielen auch seine nächsten Freunde und Mitarbeiter und wäre es nicht um die Furcht vor der europäischen öffentlichen Meinung gewesen, der gegenüber man durch freiheitliche Institutionen gegen die mannigfachen Anfeindungen sich schützen wollte, so würden mit der Abreise Midhats Constitution, Parlament ꝛc. von der Tagesordnung gestrichen worden sein.

Aus diesem bedauerlichen Vorgange ist es leider allzu klar ersichtlich, wie Recht Midhat Pascha und seine Gefährten hatten, als sie auf die schreckliche Disproportion zwischen den Reformideen der Neuzeit und der unbegrenzten Willkür des Herrschers hindeuteten und die Heilung dieses Uebels mit aller Kraft anstrebten Nicht etwa, daß die Individualität des jetzigen Herrschers der Türkei größeren Tadel treffen würde, als seine Vorgänger. Nein! Es handelt sich hier um Principien im allgemeinen, deren Tragweite Niemand verkennen wird, deren Realisirung Midhat und die Seinigen als die erste conditio sine qua non einer ferneren staatlichen Existenz der Türkei ansehen und ansehen müssen. Daß mit dieser politischen Tendenz der als Regenerator der Türkei bekannte Staatsmann auch andere Vorurtheile und Gebrechen der moslimischen Gesellschaft zu heilen beabsichtigt, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Man hat ein derartiges Ansinnen des Exilirten häufig mit seinem Freidenkerthum in Religionssachen in Zusammenhang gebracht und Midhat als einen Feind des positiven Glaubens, ja als Atheisten hingestellt. Ein solches Urtheil ist weder zutreffend noch gerecht. Midhat gleicht allerdings sehr wenig seinen Vorgängern auf der Reformbahn der Türkei. Er ist kein Spötter wie Fuad und kein Schwärmer wie Aali. Er denkt über Religion wie wir alle in Europa denken und will selbstverständlich dem Islam seine Oppositionskraft gegen Neuerungen nur dann und dort benehmen, wo dies Noth thut und wo die von der Religion ausfließenden Lebensansichten der Remodelirung des Staates entgegenstehen. Weiter hat er nie gehen wollen und wird auch nicht weiter gehen, da er als Osmane wie Keiner seines Volkes von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß die moslimischen Unterthanen dem großherrlichen Willen viel weniger Opposition machen werden, als das in gleichem Falle in Europa der Fall war und noch heute der Fall ist. Was der Stellvertreter Mohammeds auf Erden befiehlt, das wird der Rechtgläubige um so eher befolgen, weil die etwaige Schuldenlast sodann nicht ihn, sondern dem Sultan selber zufällt. Aus dem Gros des türkisch-moslimischen Volkes läßt sich Alles machen, jegliche Ansichten und Anschauungen können ihm in Blut und Fleisch übergehen, vorausgesetzt, daß es an ernsten, beseelten und eifrigen Vollstreckern nicht mangelt. Ob nun diese Vollstrecker, welche bei der heutigen gänzlich verlotterten türkischen Effendiwelt gänzlich fehlten, durch die Energie eines Midhat hervorgezaubert werden können, muß vorderhand als eine offene Frage betrachtet werden, und dies um so mehr, als die Persönlichkeit Midhats bei allen Vorzügen, die diesen Mann charakterisiren, nicht danach angethan ist, der Mittelpunkt einer großen und mächtigen Partei zu werden, mit einem Worte: es fehlt ihm an Geschmeidigkeit und Geduld zur Umgestaltung jener Factoren und zum Herbeischaffen jener Helfershelfer, deren er bei der schwierigen Arbeit der

Reformen bedürftig ist. Diesem Uebelstande ist es zuzuschreiben, daß Midhat weder im Kreise der höhern türkischen Beamten, noch weniger aber im Bereiche des Hofes bis jetzt eine persona grata geworden ist. Nur die große Masse des Volkes, namentlich des Stambuler Volkes, hat in ihm den aufrichtigen Patrioten erkannt, nicht aber die Spitzen der Gesellschaft, die seine schroffen, ja starren Lebensweisen einerseits und die im Oriente weder gewohnte noch beliebte fieberhafte Thätigkeit andererseits auch schon deshalb peinlich berührten, weil sie sich dadurch in ihren unsaubern Geschäften am meisten beeinträchtigt sahen. Mit mehr Geschmeidigkeit und Sanftmuth hätte Midhat, wenngleich nicht auf die große Majorität der Effendiwelt, jedoch auf den jungen und unverdorbenen Herrscher wirken können. Dieser ist, soweit wir aus verläßlichen Quellen wissen, Midhat auch momentan noch zugethan, und da Letzterer nach Herstellung des Friedens wahrscheinlich wieder an die Spitze der Angelegenheiten berufen werden wird, so wäre es aus humanen Rücksichten erwünscht, wenn er sich des soeben gerügten Fehlers entledigen könnte. Der Uebergang von einer Cultur zur andern kann nur stufenweise vor sich gehen. Die Nation als Ganzes krankt an den Schwächen und Gebrechen des Individuums, und da nicht alle Türken über Urtheilskraft und Willen eines Midhat verfügen, so dürfte Letzterem in seinen Reformbestrebungen nicht der Maßstab seiner eigenen Geistesanlagen vorschweben, sondern er müßte mit Geduld und Ausdauer dem Entwicklungsprocesse der Cultivirung seines Volkes Vorschub leisten.

Ein Abend beim Fürsten Bismarck.

Von

Richard Fleischer.

Die gesammte Politik der Gegenwart ist an den Namen Bismarck gefesselt. Viele hundert Politiker und Zeitungen beschäftigen sich fast täglich mit dem großen Staatsmanne, mit seinen Reden, Gedanken und Absichten; ohne Bismarck giebt es keinen Krieg, keinen Frieden; bei den meisten wichtigen politischen Fragen ist der Cardinalpunct: Wird der deutsche Reichskanzler dafür oder dagegen sein? Seine Macht ist größer wie die eines Cromwell oder Richelieu es war, alle Cabinette Europas suchen den Einfluß Bismarcks für sich zu gewinnen, oder fürchten seine Gegnerschaft. Der Reichskanzler ist aber ein viel zu weiser Politiker, um seine Stellung zur Rolle eines großen politischen Comödianten zu benutzen; er dürstet nicht, wie die allmächtigen Minister früherer Zeiten, nach blutigen Lorbeeren, nicht nach Eroberungen, nicht nach einer Dictatur in Europa, um seinem Namen noch mehr Glanz zu verleihen, sondern er liebt den Frieden und sein Vaterland über Alles.

Deutschland ist einig und stark für ewige Zeiten, das ist das unsterbliche Werk des großen und patriotischen Meisters in der Staatskunst, er lebt und wirkt nur noch für den inneren Ausbau des Reiches zum Wohle des deutschen Volkes und schützt es mit starker Hand vor seinen Feinden. Nur die erhitzte Phantasie französischer Revanchisten und deutscher Ultramontaner kann Bismarck für einen

Friedensstörer halten. Wer nicht zu diesen Gegnern des Fürsten gehört, wem für Deutschlands Größe und Unabhängigkeit ein Herz schlägt, der wird den Reichskanzler, gleichviel ob er in manchen Fragen von der Politik des Fürsten abweicht, als den friedliebendsten und größten Staatsmann Europas verehren. Wer aber Bismarck in seinem Hause, in seiner Familie kennen gelernt hat, der wird den Schöpfer der deutschen Einheit auch als einen der humansten Männer lieb gewinnen.

An der häuslichen Einrichtung erkennt man oft am besten den Charakter des Menschen. Wahre Größe hüllt sich in Bescheidenheit und bedarf nicht des äußern Glanzes. Fürst Bismarck scheint dies als Norm für sein Privatleben festzuhalten; auch in seinem neuen Palais ist kein großer Prunk entwickelt. Die Räume desselben sind schön und vornehm, nicht mit Luxus überladen, sondern nur mit dem nothwendigsten Schmucke versehen, so daß man mit Recht behaupten kann, der Fürst liebt die Einfachheit und Behaglichkeit in seinem Hause.

In Paris, London und Petersburg und selbst in Brüssel sind die Minister-Hôtels mit weit größerer Pracht eingerichtet, ja ich habe sogar in einem Duodezstaate, der ganz gut von zwei preußischen Landräthen verwaltet werden könnte, die Wohnung des Ministers in mancher Beziehung weit geräumiger und luxuriöser, wie die des Reichskanzlers gefunden. Der Eintritt in das Palais Bismarcks ist nicht, wie es bei anderen fürstlichen Personen oder Ministern oft der Fall ist, durch häusliche Ceremonien erschwert. Man wird weder von Portiers noch von Hausbeamten in unnöthiger Weise belästigt. Ein Diener öffnet die Thüre vor der großen Treppe, auf dem ersten Abhange derselben ist eine Garderobe angebracht. Nachdem man abgelegt und seine Nummer erhalten hat, tritt man durch ein mit schönen Gewächsen verziertes Entree in den großen Empfangssaal des Reichskanzlers.

Die Soirée, der ich beizuwohnen die Ehre hatte, war um 9 Uhr angesetzt. Kurz nach der bestimmten Stunde erschien der Fürst in der Uniform seines Regiments, mit dem schwarzen Adlerorden und einigen anderen hohen Orden decorirt, und mit seinem treuen Begleiter, einer schönen dänischen Dogge. Ich hatte den Reichskanzler vorher noch nie in Person gesehen und fand, daß derselbe auf den Photographien, die in der Welt verbreitet sind, nicht ganz getroffen ist, wenigstens hat der Fürst auf den meisten Bildern ein zu strenges, ja fast schroffes, militärisches Aussehen, während er im Leben als ein liebenswürdiger und ziemlich heiterer alter Herr erscheint. Das Haar des Fürsten ist fast weiß, seine Gesichtsfarbe röthlich, vor Allem aber ist Bismarck sehr corpulent, ja ich behaupte, daß er der umfangreichste Mann in der Gesellschaft war, obgleich es an einigen embonpoints nicht fehlte. Der Fürst sieht auch nicht leidend aus, seine Krankheit soll hauptsächlich auf Nervosität beruhen. Man kann es beobachten, wie in dem Fürsten oft eine nervöse Hitze aufsteigt, wenn er sich unterhält; auch scheint der Fürst an asthmatischen Beschwerden zu leiden, wenigstens unterbricht er zeitweise seine Rede, um tief Athem zu holen. Gesund ist leider unser Kanzler nicht, nur mit seiner großen Willenskraft setzt er es durch, sich über sein Leiden zu erheben und die schweren Aufgaben seines hohen Berufes zu erfüllen.

Der Fürst begrüßte in liebenswürdiger Weise seine Gäste, zog sich aber nach kurzer Zeit zurück, um erst später wieder in die Gesellschaft einzutreten. Der

Chef des Specialbüreaus des Reichskanzlers, Herr von Kurowsky, hatte inzwischen die Freundlichkeit, mich mit den einzelnen Localitäten näher bekannt zu machen. Der Fürst verfügt im Ganzen über zwei große Säle, einen Empfangssaal und einen Speisesaal, und etwa acht bis zehn kleinere Salons. Ungefähr 800 Personen waren geladen, es erschienen aber nur circa 600, die durch Vertheilung in den einzelnen Räumen bequem sich bewegen konnten. Der Empfangssaal (zugleich wohl auch Ballsaal) befindet sich in der Mitte des Palais, der Speisesaal am Ende des rechten Flügels, beide sind durch die kleinen Salons verbunden. Ebenso führen in gerader Linie nach dem Conferenzzimmer des Fürsten, welches am Ende des linken Flügels gelegen ist, eine Reihe Gesellschaftszimmer. Der Congreß der Großmächte sollte, wenn ich recht gehört habe, in diesem Conferenzzimmer abgehalten werden. Dasselbe ist sehr geschmackvoll, aber einfach eingerichtet, es enthält nur einen großen Nußbaumtisch, ohne die übliche officielle grüne Tuchbedeckung, so daß hier nicht am „grünen Tische“ verhandelt werden wird, einige Stühle mit hohen Lehnen und ein Chaiselongue neben dem Camin, auf welchem zufällig der Mantel und die Mütze des Fürsten lagen.

Der einzige Luxus, den sich der Kanzler in seinem Palais gönnt, ist sein Wintergarten, er war den Abend nicht geöffnet, es sollen aber die schönsten tropischen Gewächse in demselben angepflanzt sein. Auch hier hat den Apfel des Paris Herr von Schorlemmer-Alst hineinzubringen versucht, indem er die kostspielige Einrichtung des Reichskanzler-Gartens öffentlich tadelte, natürlich nur, um die Rechte des vielleicht durch den Peterspfennig sehr ausgesogenen, katholischen Volkes zu vertreten und dasselbe vor einer neuen Reichsausgabe zu schützen. Für den vielbeschäftigten Staatsmann wird dieser Wintergarten durch seine milde, sauerstoffreiche Luft hoffentlich recht oft und recht viele Jahre noch zur Erholung dienen, wenn der Fürst Zeit hat, sich in denselben zurückzuziehen.

Während mein freundlicher Cicerone, Herr von Kurowsky, mich durch die Gemächer geleitete, wurde der Thee gereicht. Die Fürstin und die Gräfin Marie von Bismarck waren bereits in den Saal eingetreten. Als ich die Gräfin sah, erstaunte ich über die Unähnlichkeit mit ihren Portraits, die in einigen Zeitschriften erschienen sind, sie ist in manchen Blättern geradezu entstellt wiedergegeben. Die Tochter des Reichskanzlers ist eine sehr interessante Erscheinung, ihre Figur ist stattlich, ihre großen und schönen Augen drücken Geist und Herzensgüte aus, heiter, liebenswürdig und bescheiden, ohne jenen thörichten Stolz, den oft sehr tief unter ihr stehende Damen zur Schau tragen, bewegt sie sich in der Gesellschaft. Die Comtesse scheint auch in der Toilette die wahre Noblesse zu lieben, sie trug ein weißes Kleid, hatte keinen Schmuck, eine einfache Frisur und nichts von all' den übertriebenen Modekünsten. Es stand der Gräfin aber diese bescheidene Einfachheit so gut, daß sie für einen Maler die Anregung zu einem interessanten Portrait hätte geben können. Es ist sehr erfreulich, gerade bei der Tochter unseres Reichskanzlers die moderne Putzsucht verbannt zu sehen, viele Damen mögen sich in dieser Beziehung die Comtesse Marie von Bismarck zum Vorbild nehmen, sie werden dann gewiß weit mehr und weit tieferes Interesse erregen, als durch die Ueberladung mit einem Ballast von Flitter und unnatürlicher Kleidungsweise. In einer Zeit, in der die Damen bis in die höchsten Stände hinauf die Trachten der demi-monde nachahmen, ist

es von großer Wichtigkeit, daß in den Häusern, die auf das deutsche Leben einen Einfluß haben, auch das schöne und reine Bild der deutschen Jungfrau gewahrt und nicht durch die Mode verzerrt wird. Mögen doch alle jungen Damen, die von der Natur nicht vernachlässigt sind, zu der Wahrheit gelangen, daß ein Friseur und eine Schneiderin selbst mit den raffinirtesten Künsten der Welt die Schönheit nicht verleihen können. Die Mode mit ihren unnatürlichen Verschönerungsmitteln ist nur für Patienten, für solche, die ein Heilmittel brauchen, um einen natürlichen Fehler zu verdecken; wie man aber den Geschmack an Arzeneien verliert, so verliert man auch die Freude an der Mode von heute und von morgen, und bewegt sich im Kreise herum, bis man wieder zur natürlichen Einfachheit zurückkehren wird. Leider ist die Modesucht aber nicht nur ein äußerlicher Fehler, sondern sie greift auch tief in die Sitten und den Character der Menschen ein.

Die Eitelkeit der Damen hat sich bis zur allgemeinen Coquetterie gesteigert, wie und wie Vielen man gefällt, das ist die Quintessenz der Unterhaltung und der Gesellschaft. Auch viele Frauen haben mit dem modernen Gewande einen anderen Charakter wie früher angenommen, ihnen ist nicht mehr das stille Familienglück, nicht mehr die Erziehung ihrer Kinder Alles, sie suchen die Zerstreuungen in der großen Welt und vernachlässigen oft ihre Mutterpflichten. Ich meine hiermit natürlich nur die Damen unserer Gesellschaft, die sich den alten guten deutschen Sitten entfremdet haben.

Ohne das häusliche Glück kann auch der bedeutendste Mann nicht aller Noth und allen Stürmen des Lebens trotzen. Selbst ein so starker Geist, wie der unseres Reichskanzlers könnte die große und erdrückende Geschäftslast, die Kämpfe mit den Parteien, mit den inneren und äußeren Feinden des Reiches auf die Dauer nicht ertragen und wäre vielleicht längst gebrochen, wenn ihn nicht die Liebe und Pflege in seinem Hause erheben und erhalten würde. Die Fürstin versteht es aber auch, für ihre Gäste ihr Haus recht angenehm zu machen. Man fühlt sich nicht fremd in den großen Räumen, die Unterhaltung ist heiter und ungezwungen, und bei den bedeutenden Männern, die an den Soiréen theilnehmen, natürlich auch geistvoll. Die Gemahlin des Reichskanzlers mischte sich in alle Kreise der Gesellschaft, sie sprach bald mit einem Führer der Linken, bald mit einem Minister oder einem Künstler, denn auch die Kunst war vertreten; ich bemerkte unter Anderen Anton von Werner, der zu den näheren Freunden des Hauses gehören soll.

Der Fürst hatte sich gleichzeitig mit seiner Gemahlin eingefunden und war über eine Stunde lang von allen Seiten mit einem Schwarm von Freunden, Politikern und Staatsmännern umringt, so daß die Unterhaltung für ihn recht angreifend gewesen sein muß, der Kanzler ertheilte nicht nur Auskunft auf viele Fragen, sondern erkundigte sich selbst nach Diesem und Jenem und erregte durch neue interessante Mittheilungen die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Während der Fürst sich unterhält, beobachtet er oft mit einer Lorgnette die Vorübergehenden, durch seine Größe ist es ihm möglich, über die Meisten hinwegzusehen und hier und da einen Bekannten zu finden, den er besonders zu sprechen wünscht.

Die Salons des Fürsten bilden für alle Parteien einen neutralen Boden, da kann man den streng Conservativen mit dem Fortschrittsmann, den Centrumsmann mit dem Liberalen oft im freudlichsten Gespräche stehen sehen, selbst wenn sie am

Tage einen großen Strauß auszukämpfen hatten; die Ultramontanen sind aber nur spärlich vertreten, ich traf einen alten Herrn dieser Partei, als er gerade in einem kleinen Cercle mit weihevollem Tone sein Bedenken über den leiblichen Umfang des Kanzlers aussprach. Dem Minister Falk scheinen diese Herren auch hier sich nicht gern nähern zu wollen, denn während der Centrumsmann sich über die zunehmende Krankheit des Fürsten noch weiter erklären wollte, kam der Cultusminister in seine Nähe und verursachte sofort den Schluß der Rede und den Abgang des frommen Herrn. Ein anderer Cercle besprach den Culturkampf. „Ueber den Tod Pius IX.“, sagte ein Abgeordneter, „haben seine Ritter im Reichstage sich rasch getröstet, während früher fast täglich das Martyrium des Papstes und der Bischöfe gefeiert wurde, hat man Seiner verstorbenen Heiligkeit nicht einmal einige Worte des Nachrufes im Parlament gewidmet, es zeigt dies deutlich, daß das Centrum recht rasch etwas vergessen kann.“ „Im Culturkampf“, bemerkte ein anderer, „wird es aber wohl weiter beharren. Von dem neuen Papste zwar ist nicht zu erwarten, daß er sich den Jesuiten in die Arme stürzt, doch darf man nicht glauben, daß Leo XIII., wenn er auch im Anfange sich mäßig zeigt, in Zukunft sich nicht als würdiger Bruder und Nachfolger Pius IX. entpuppen werde.“ „Die Päpste“, versicherte ein Mitglied des Herrenhauses, „beginnen ihr Pontificat gewöhnlich als Friedensapostel und erfüllen später niemals das, was sie früher versprochen hatten oder was von ihnen erwartet wurde.“ Aus diesen Reden hatte ich erkannt, daß die Centrumspartei immer noch eine Zukunft hat, die Zeit schreitet auch so rasch vorwärts, daß eine Partei, die ihr als Hemmschuh dienen soll, immer beschäftigt bleibt und überdies dient ja auch Falk als Zielscheibe für ultramontane Angriffe.

Dem Minister scheint der Culturkampf in seiner Gesundheit wenig geschadet zu haben, er war den Abend recht heiter und es macht einen angenehmen Eindruck, daß er nicht wie seine früheren Collegen sich in eine andächtige Amtsmiene hüllt, sondern frei und offen und nicht in frommer Heuchelei sich bewegt. Ueberhaupt sieht man es den preußischen Ministern an — es waren die meisten Portefeuilles vertreten — daß sie nur auf gradem Wege offen und ehrlich ihr Ziel verfolgen und nicht zu den Staatsmännern gehören, die durch Intriguen ihre Pläne auszuführen suchen.

Den bei allen Parteien besonders beliebten Kriegsminister von Kameke sprach ich nach 15 Jahren in dieser Soirée zum ersten Male wieder. Derselbe wohnte früher als Oberst eines schlesischen Infanterieregiments in dem Hause meiner Eltern und er erinnerte sich noch lebhaft der vergangenen Zeiten, auch mancher Einzelheiten, so daß ich bei dem guten Gedächtniß des Ministers stellenweise in Verlegenheit gerieth. Der General hat sich in den 15 Jahren nicht sehr verändert, er sieht immer noch frisch aus und kann hoffentlich noch lange Zeit dem Staate seine Kräfte widmen.

Die elfte Stunde war herangerückt und die Massen hatten sich im Speisesaal versammelt. In der Mitte desselben stand ein langer Tisch mit kalten Speisen, an den Seiten waren kleinere Tische und Stühle aufgestellt. Bier wurde aus großen silbernen Humpen an einer besonderen Tafel eingeschenkt und sehr viel gebraucht. Der Fürst ist bekanntlich ein Freund dieses deutschen Getränkes, er saß an einem der kleinen Tische mit mehreren Abgeordneten, zu seinen

Füßen lag sein treues Thier, welchem Bismarck selbst einige Portionen reichte. Es wurden Cigarren herumgegeben, der Fürst ließ sich seine lange Pfeife bringen und sprach über hohe Politik. Besonders hob er hervor, daß ihm jetzt die Einheit in mancher Beziehung über die Freiheit gehe, denn durch die Einheit gelangen wir ja zur Freiheit, das hat die Erfahrung gezeigt. „In einem so großen Staate, wie Preußen und Deutschland", sagte der Fürst, „kommt es nicht darauf an, ob ein Ministerium mehr nach rechts oder nach links in verschiedenen Fragen hinneigt, das wird durch die Volksvertretung wieder ausgeglichen, sondern es sei weit wichtiger, daß in einer Richtung regiert würde; wenn 6 Pferde vor einen Wagen gespannt sind, müßten sie auch einem Willen folgen, sonst kommen sie nicht vorwärts." Das sind ungefähr die Worte des Kanzlers, sie haben für die gegenwärtige Politik einige Bedeutung. —

Der Fürst berührte auch noch verschiedene andere Fragen, er sprach über die Rechtspflege und hielt das kürzeste Verfahren für das beste, ihm ist ein Unrecht in manchen Fällen lieber, wie ein in langer Zeit erworbenes Recht, welches keinen Werth mehr hat. Ich machte auf die langwierigen Processe in England hier bei aufmerksam und der Kanzler erwiderte, daß man in England am liebsten gar keinen Proceß mehr führt. Die Unterhaltung war eine sehr rege und höchst interessante an dem Tische des Fürsten, ich kann aber unmöglich alles hier wiedergeben, was Bismarck gesprochen hat, und würde das auch nicht thun, wenn mir selbst noch mehr in Erinnerung geblieben wäre, da ich es nicht für taktvoll halte, Alles das, was ein so großer Staatsmann in seinem Hause gesagt hat, an die Oeffentlichkeit zu bringen. Der Fürst ist sehr vorsichtig mit seinen Worten, er spricht ziemlich langsam, oft abgebrochen, um sich zu überlegen, da er weiß, daß er niemals sicher ist, seine häuslichen Unterhaltungen den nächsten Tag in irgend einer Zeitung gedruckt zu finden.

Die Soirée erreichte um Mitternacht ihr Ende, sie war für mich von großem Interesse. Ich hatte den wohlthuenden Eindruck mit nach Hause genommen, daß das deutsche Reich nicht nur von einem bedeutenden, sondern auch von einem höchst gemüthvollen Manne geleitet wird. So lange Bismarck lebt, wird die Regierung immer nur das Beste für das Wohl des deutschen Volkes wollen und hoffentlich bleibt sein guter Geist uns noch lange Zeit für das Vaterland erhalten, um das Reich durch ihn zur höchsten Blüthe zu bringen.

Rundschau über das nationale Leben.

Der Papstwechsel kirchenpolitisch betrachtet.

Von F. von Schulte in Bonn.

Die Lage seit dem Tode Pius' IX. gehört zu den eigenthümlichsten, welche die Geschichte des Papstthums von den Zeiten Innocenz' III. an, den man als den wirklichen Schöpfer oder Vollender des souveränen Kirchenstaats ansehen darf, aufweist, mag man deren politische Bedeutung für das Papstthum selbst oder die inneren Zustände der römischen Kirche, oder die Beziehungen der Staaten zu der römischen Kurie ins Auge fassen. Seit dem September 1870 ist der päpstliche weltliche Staat verschwunden, die Person des Papstes aber durch das italienische Garantiegesetz für souverän erklärt worden. Alle europäischen Staaten haben das Königreich Italien mit der Hauptstadt Rom anerkannt, ebenso die maßgebenden amerikanischen, der asiatischen nicht zu gedenken. Die katholischen Mächte Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Spanien, Portugal, Belgien, Brasilien sind gleich den Regierungen von Deutschland, England, Rußland, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden u. s. w. beim Könige von Italien durch Gesandte vertreten. Wenige Wochen vor dem Ableben Pius' IX. hatte der Tod des ersten Königs, welcher das geeinte Italien geschaffen, diesem Gelegenheit gegeben, der Welt den Beweis zu liefern, daß die italienische Nation mit einer Begeisterung, wie sie kaum in einem nach Jahrhunderten zählenden Staatskörper größer sein kann, am Reiche und an der Dynastie hängt; das Band, welches die Geschichte in den alten Staaten zwischen Volk und Herrscherhaus geknüpft hat, kann sich nicht inniger erweisen, als dasjenige, welches durch die Befriedigung einer Nation gewirkt worden ist, endlich das Jahrhunderte lang fortdauernde Streben der edelsten Geister durch den Erfolg gekrönt zu sehen: als Nation staatlich geeinigt von der ganzen Welt anerkannt zu sein.

Die Wahl des neuen Papstes vollzog sich innerhalb der Frist dreier Tage inmitten einer Stadt und eines Landes, worin der Papst nur Kraft eines Landesgesetzes als Souverän geschützt und anerkannt ist, unter dem Schutze derselben Staatsgewalt, welche der verstorbene Papst in zahllosen Allocutionen, Encykliken und anderen Actenstücken als kirchenräuberisch und gottlos verflucht und unaus-

gesetzt geschmäht hat, unter Theilnahme einer so großen Anzahl von Cardinälen, wie sie noch bei keiner früheren stattfand, aus den verschiedensten europäischen Ländern, in unbedingter Ordnung, selbst ohne daß die in Rom herkömmliche Plünderung des päpstlichen Nachlasses vor sich gegangen war. Die erste Segenspendung des neuen Papstes und dessen Krönung ging vor sich im Innern der Kirche beziehungsweise Kapelle des Vatikans. In diesen Thatsachen liegen verschiedene politische Momente von höchster Bedeutung.

Auch Pius VII. wurde gewählt, während die weltliche Herrschaft des Papstes factisch nicht existirte, die Wahl fand aber statt außerhalb der römischen Diöcese, auf fremdem Boden, in Venedig. Keinerlei allgemeine Anerkennung der „Beraubung", welche der Papst als Souverän erlitten, war vorausgegangen, der Rechtszustand in einem großen Theile Europas befand sich vielmehr in vollem Wirrwarr; Deutschland, Frankreich, Spanien, England, Belgien waren so gut wie gar nicht bei der Wahl vertreten, die Zahl der Wähler betrug überhaupt nur 34; die Abhaltung des Conclave gegen die herkömmlichen Bestimmungen war erst durch eine besondere Bulle ermöglicht worden. Die Wahl Leo's XIII. liefert den unwiderleglichen Beweis, daß die weltliche Herrschaft des Papstes in keinerlei Hinsicht nöthig ist, damit die Papstwahl in Ordnung, Ruhe und voller Freiheit vor sich gehen könne.

Wer könnte jetzt noch die freche Stirn haben, von Gefangenschaft des Papstes und dergl. zu reden, nachdem man in Rom gewählt hat, die Cardinäle von nah und fern ohne jeglichen Einspruch der italienischen Regierung gethan, was ihnen beliebte. Der jetzige Papst kann, ohne sich dem Fluch des Lächerlichen auszusetzen, von Kerker und Unfreiheit nicht reden. Wollte man die bis zum Tode Pius' IX. fortgesetzte Comödie weiter spielen, so mußte man außerhalb Roms und Italiens wählen und durch die That den Standpunkt von Pius IX. festhalten.

Die Vornahme der Wahl in Rom enthält zugleich die stillschweigende Anerkennung des Königreichs Italien. Die Senioren der drei Cardinalsklassen haben freilich aus dem Vatican heraus an die Mächte eine Erklärung erlassen, worin sie die Proteste gegen die Vergewaltigung der Kirche wiederholen. Aber was will das sagen, wenn man in dem entscheidenden Momente selbst zeigt, daß man sich an die Redensarten nicht hält? Und wie sollte der Cardinal Pecci, der als Camerlengo mit der Uebung der Souverainetät während der Sedisvacanz nach päpstlichem Staatsrecht betraut, keinen Anstand nahm, zur Aufrechthaltung guter Ordnung sich des Armes des von ihm nicht anerkannten Souverains zu bedienen, nachdem er als Leo XIII. aus der Wahlurne hervorgegangen, die Welt glauben machen, er könne ohne weltliche Macht sein geistliches Amt nicht wirksam und sicher handhaben? Und wer wird auf den Umstand Gewicht legen, daß der neue Papst das Volk zum ersten Male nicht in der herkömmlichen Weise segnet? daß er seine Krönung sich lediglich innerhalb der vatikanischen Basilika vollziehen läßt? Faßt man die Krönung selbst als den Act auf, durch den von der Souverainetät Besitz ergriffen wird, so mußte man doch bedenken, daß ein feierlicher Zug zum Lateran, die Vornahme der Krönung in diesem, woran die italienische Regierung den Papst sicherlich nicht gehindert hätte, noch eine äußere Bethätigung des nicht aufgegebenen Standpunktes enthalten haben würde. Es ist

dies, darf man den Nachrichten der klerikalen Blätter trauen, unterblieben, weil man Volksdemonstrationen gegen einen Act befürchtete, welcher eine dem Königreiche feindliche Tendenz gehabt hätte. Nichts kann dem neuen Papste mehr zum Bewußtsein führen, daß der Pape e Re fortan keinen Platz in Rom hat, daß er sich auf sein geistliches Amt beschränken und sich sagen muß, es sei die Zeit herangebrochen, wo die römische Kirche sich endlich anschicken sollte, ihre Ansprüche auf die weltliche Macht in Rom und auf die Beherrschung der Welt fahren zu lassen, um sich ausschließlich auf das geistige Gebiet zurückzuziehen und zur Einsicht zu gelangen, daß Religion und Kirche es mit dem Gewissen, nicht mit den weltlichen Aufgaben zu thun haben.

Wenden wir uns zur Betrachtung der kirchlichen Zustände. Conflicte zwischen der Staats- und Kirchengewalt hat es in Hülle und Fülle seit Jahrhunderten gegeben; die Reformation des 16. Jahrhunderts entriß ganze Länder, einen großen Theil der abendländischen Christenheit der Botmäßigkeit, in der sie unter der Curie standen. Es war dieser gleichwohl gelungen, in unserem Jahrhundert auch in solchen Ländern fast überall wieder festen Fuß zu fassen. In England und Holland hat Pius IX. die hierarchische Verfassung wieder eingeführt; in vielen deutschen Gegenden, die vordem rein protestantisch waren, selbst im Geburtsorte Luthers war es gelungen, den katholischen Clerus herzustellen. Die Regierungen sahen die römische Hierarchie als ein Noli me tangere an, das man sich desto verbindlicher mache, jemehr ihr freier Spielraum gelassen werde. Pius IX. und in seiner Person das Papstthum stand auf einem Gipfel geistiger Macht, so hoch, wie es ihn vordem nie erreicht hatte. Der Gallicanismus, dieser Jahrhunderte alte Pfeiler der Selbständigkeit der Einzelkirchen, war gänzlich gebrochen; römisches Wesen beherrschte ausschließlich die Kirche der „ältesten Tochter"; fast nirgends mehr zeigte sich im Episcopate, im Klerus, in der Laienwelt ein Widerspruch; man hatte sich die Verkündigung eines neuen Dogma, ja selbst den Syllabus, diesen Protest gegen die ganze moderne Entwicklung der staatlichen Gesellschaft gefallen lassen; der Episcopat hatte seit 1859 dem Papste Huldigungen dargebracht, wie niemals vorher; fast ohne Schranke regierte die Hierarchie in den meisten Ländern; in Deutschland war der römische Apparat der Orden und Congregationen numerisch und geistig in einem Maße thätig, das vieler Orten weit über das vor der Säcularisation herrschende hinausging. Da, als, um mit biblischen Worten zu reden, der Mensch Gott gleich werden wollte, erfüllte sich das Verhängniß.

Das vatikanische Concil, die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit und Universalmacht zerstörte mit Einem Schlage das stolze Gebäude. Das deutsche Reich, Preußen, Oesterreich u. s. w. richteten eine Gesetzgebung auf, welche ohne die Curie und gegen deren Proteste die Grenzscheide zwischen Staat und Kirche festsetzte. Der Schrei des Gewissens gegen die vatikanische Vergewaltigung rief in der Kirche selbst eine Opposition hervor, welcher eine Reihe von Staaten theils die Duldung nicht versagt, theils die förmliche Anerkennung gewährt haben. Handelte es sich früher regelmäßig und auch selbst im Beginne der Reformation um die Auflehnung gegen einzelne Mißbräuche, so galt es jetzt auszureißen die Wurzel des römischen Systems, das sich in der Constitution Pastor aeternus vom 18. Juli 1870 als von Gott selbst offenbart hingestellt hatte. Das Aufgehen der katholischen

Kirche im Papste, welches der Curie durchzusetzen gelungen war, sollte mit allen Consequenzen vernichtet, die Kirche auf den Zustand zurückgeführt werden, welcher nach ihren eigentlichsten Principien als wesentlich galt, solange Rom dieselben nicht vernichtet, aus der katholischen nicht eine päpstliche Kirche gemacht hatte. Die in schweren Geisteskämpfen errungene Cultur, der selbständige Staat, die Nationalität, Güter, deren Vernichtung die Curie als nothwendig ansah, um ihre jetzt zum Glaubensartikel gestempelte Allmacht zu verwirklichen, sie sollten gerettet werden. Die staatliche Anerkennung der Altkatholiken in Preußen, Baden, Hessen, in der Schweiz, die freie Ausübung des katholischen Cultus durch Katholiken, welche der Papst mit Bann und Fluch belegt hatte, die Wahl von Bischöfen durch Klerus und Laien, die Anerkennung des Einen durch drei deutsche Landesherren, unter ihnen den deutschen Kaiser, des Anderen durch die Schweiz, das waren Ereignisse, welche den Anbruch einer Zeit einleiten, wo nicht blos eine Hierarchie berechtigt erscheine, nach ihrem Belieben die Schafe zu regieren, sondern die gläubige Bevölkerung selbst ein Recht habe, die Religion zu üben. Die religiöse Stellungnahme des Volkes zu den Uebergriffen der Hierarchie, welche ohne Staatsakte eintrat, mit dem Anspruche auf staatliche Anerkennung, ist zum ersten Male direct durchgeführt und dadurch die Möglichkeit einer kirchlichen Reform auch im Sinne nationaler Entwicklung für die katholische Kirche gegeben. Zugleich haben dieselben Staaten, indem sie die Altkatholiken als Katholiken anerkennen und ihnen das Recht beilegen, gegen die römische Vergewaltigung der Kirche an den wahren Grundlagen der katholischen Kirche festzuhalten, dadurch das Recht des Staates bethätigt, die Anerkennung einer Kirche für das Rechtsgebiet aus eigner Befugniß vorzunehmen. Indem diese Anerkennung — ein Gleiches gilt auch dort, wo eine förmliche Anerkennung nicht erfolgt ist, aber dem altkatholischen Cultus kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde, in Baiern, Würtemberg u. s. w. — von der Voraussetzung getragen ist, daß der Staat nicht befugt erachtet werden kann, willkürlich das Wesen der katholischen in einem Staate anerkannten Kirche mit der Wirkung und Folge zu verändern, daß der Staat Niemand als Katholiken ansehen darf, welcher sich dem päpstlichen Machtgebote nicht fügt, wurde der Grundsatz staatlicherseits anerkannt und befolgt, daß der Staat keine katholische Kirche kennt, welche in dem Papste aufgeht. Wenn man nirgends die volle Consequenz gezogen hat, welche darin bestanden haben würde, zu sagen: die vom Staate anerkannte katholische Kirche ist nicht mehr jene, welche die Dogmen des 18. Juli 1870 angenommen hat, so begreift man das. Wir stellen kein solches Verlangen und halten das Erreichte vom politischen Gesichtspunkte für so bedeutsam, daß man kühn behaupten darf: seit Gregor VII. hat kein Staat eine größere staatliche Freiheit und Berechtigung der Curie gegenüber auf seinem Gebiete, ohne Eingriff in das innere kirchliche Gebiet, geübt.

Findet der neue Papst in dieser Richtung eine gänzlich neue Sachlage vor, so steht er auch bezüglich der Kirche, welche sich dem Dogma seiner Unfehlbarkeit und kirchlichen Allgewallt unterworfen hat, gegenüber politisch entscheidenden Staaten vor einem Scheidewege. Die kirchenpolitische Gesetzgebung in Italien, Deutschland, Preußen, Baden, Oesterreich u. s. w. ist von Pius IX. verworfen; letzterer hat

selbst Staatsverfassungsgesetze verdammt. Entweder fügt sich der neue Papst und schlägt den Weg ein, die factische Befolgung der Gesetze zu gestatten, oder den Standpunkt seines Vorgängers festzuhalten. Das Erstere würde den Beweis liefern, daß alle Behauptungen der Curie und des ihr anhangenden Klerus: „die Befolgung dieser Staatsgesetze gehe gegen das Gewissen, diese Gesetze verletzen das göttliche Recht der Kirche“ u. drgl. m., unwahr sind, daß insbesondere der Kampf der preußischen Bischöfe gegen die staatlichen Kirchengesetze, die sog. Maigesetze, ein politischer ist und mit der Religion und dem Gewissen nichts zu thun hat. Wenn aber Leo XIII. den Standpunkt festhalten sollte, den sein Vorgänger einnahm, so würde der Erfolg eine unheilbare Schädigung der eigensten Interessen der römischen Kirche sein. Man täusche sich nicht; das anscheinend größere Zusammenhalten der Ultramontanen, die schroffere Haltung der Gemeinden und des niederen Klerus gegenüber dem Staate, sind keine Zeichen größerer innerer Erstarkung, sondern die Folgen einer künstlichen Erregung, deren Quellen in dem Momente versiegen, wo das Volk zur Einsicht kommt, daß man es zu äußeren hierarchischen oder antinationalen Zwecken mißbraucht. Wer tiefer blickt, weiß, daß die Hierarchie bereits unersetzliche Verluste erlitten hat. Die Organisation der Altkatholiken hat für jeden Denkenden den Nimbus zerstört, mit welchem das Papstthum umgeben war; es ist thatsächlich erwiesen, daß man mit Rom fertig wird, sobald man dies zu wollen den Muth hat. Die Amtsentlassung von sechs preußischen Bischöfen hat die staatliche Macht in einer Weise bethätigt, welche in der Geschichte wohl kaum vorher zu Tage getreten ist. In den acht preußischen Diöcesen ohne Bischöfe herrscht thatsächlich Anarchie. In ihnen, aber ebenso in den anderen ist der Kaplan den Oberen über den Kopf gewachsen; man muß Alles hinnehmen und beschönigen, um den „niederen“ Klerus bei guter Laune zu erhalten. Das und die Vacanz von Hunderten von Pfarreien macht der Regierung das Zuwarten leicht.

Wollen wir die politisch-kirchliche Lage, in welcher der neue Papst zu seinem Sitze gelangt ist, kurz bezeichnen, so ist sie folgende:

Nach dem Völkerrechte hat der Papst in territorialen Fragen überhaupt keinen Platz mehr; seine persönliche Souverainetät hat mit seiner Stellung innerhalb der römischen Kirche nichts gemein; kein Staat hält sich für verpflichtet, die gesetzliche Regelung der kirchlichen Angelegenheiten, soweit sie ihn unmittelbar berühren, von der Genehmigung oder Mitwirkung des Papstes abhängig zu machen; das Staatsgesetz betrachtet die Kirchenobern des Inlandes einfach als Unterthanen, welche für ihre Acte sich weder durch päpstliche Befehle decken und auf die Unverantwortlichkeit des Untergebenen gegenüber dem höheren Befehle berufen, noch auch die Anerkennung der römischen Kirche in einem Lande als Beweis dafür anführen können, daß der Papst in demselben frei nach seinem Belieben oder dem Kirchenrechte schalten dürfe; die Anerkennung der römischen Kirche und die des Papstes enthält lediglich den Ausspruch des Staats: der Papst habe in inneren kirchlichen Fragen soweit Rechte, als ihm die Kirche solche zugesteht; die Competenz des Staats wird ausschließlich durch dessen Gesetz bestimmt.

Erkennt Leo XIII. diese Entwicklung an und fügt sich factisch, so läßt sich die Schaffung eines modus vivendi allgemein annehmen. Da die principielle

Anerkennung auch nur eines dieser Sätze durch den Papst gleichbedeutend sein würde mit dem Aufgeben der vom Papste beanspruchten dogmatischen Stellung und Macht, da andrerseits irgendwelche Anerkennung der beanspruchten Macht des Papstes, welche die Constitution des 18. Juli 1870 fordert, den Staat, die Basis des modernen Staats erschüttern müßte, so ist ein wirklicher Friede, welcher volle, rückhaltslose, gegenseitige Anerkennung der eigenen Machtsphäre voraussetzt und fordert, unmöglich, so lange nicht innerhalb der römischen Kirche selbst das Papstthum in seiner am 18. Juli 1870 dogmatisirten Machtfülle überwunden ist. Jeder staatliche Act, bei dessen Vornahme diese Gesichtspunkte außer Acht gelassen würden, müßte ausschließlich zum Nachtheile des Staats gereichen und zur Quelle neuer päpstlicher Ansprüche und kirchenstaatlicher Conflikte werden.

Volkswirthschaftliche Enquêten.*)

Von E. Laspeyres in Gießen.

Das Verlangen nach volkswirthschaftlichen Enquêten kommt in Deutschland seit einem Jahre gar nicht mehr von der Tagesordnung und wird wohl so lange auf derselben sich halten, als der „industrielle Nothstand" dauert. Da nun unter dem industriellen Nothstande sehr Verschiedenes verstanden wird, wird dem Verlangen nach Enquêten eine lange Lebensdauer vorauszusagen sein.

Am allerweitesten scheint das Verlangen nach einer industriellen Enquête in dem Antrage zu gehen, welcher am 23. März 1877 durch die Abgeordneten Freiherr von Varnbühler, Dr. Buhl, Freiherr von Schorlemer-Alst, Ackermann und Bergemann eingebracht wurde, dahin lautend, die Reichsregierung wolle commissarisch die Productions- und Absatzverhältnisse der deutschen Industrie und Landwirthschaft untersuchen lassen. Wollte man unter dieser Untersuchung eine Enquête über die Thatsachen verstehen, also eine Enquête im statistischen Sinne, so wäre dies nichts Geringeres als die Aufnahme einer vollständigen Industrie-, Landwirthschafts- und Handelsstatistik. Daß es so aber nicht gemeint ist, ergiebt sich schon daraus, daß der Antrag unter Nr. 2 verlangt, die Reichsregierung wolle vor Beendigung dieser Untersuchung und Feststellung der sich daraus ergebenden Resultate Handelsverträge nicht abschließen. Nicht dem Verlangen, die Lage der deutschen Volkswirthschaft überhaupt kennen zu lernen, ist der Antrag entsprungen, sondern handelspolitischen Rücksichten; die 5 Erwägungsgründe, welche nur von Zöllen und Handelspolitik reden, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Dieser Antrag wurde am 28. April 1877 von den Antragstellern in der Discussion zurückgezogen, ist aber die Grundlage für eine Reihe ähnlicher Verlangen geblieben, die von den verschiedensten Seiten an die Reichsregierung gelangten. So stellte sich der Centralverband deutscher Industrieller im Juni 1876 fast ganz auf den Standpunkt des obigen Antrags von Varnbühler und Genossen. Aehnlich äußerte sich der deutsche Landwirthschaftsrath, und endlich auch der deutsche Handelstag, d. h. die Gesammtvertretung

*) Vergl. E. Engel, Die industrielle Enquête und die Gewerbezählung im Deutschen Reich. Berlin 1878.

der deutschen Handels- und Gewerbekammern. Von 152 Handelskammern haben 97 sich für die Vornahme einer Enquête, die gewöhnlich den Namen der Nothstands-Enquête führt, aber auch Schutzzollenquête heißen könnte, erklärt, während nur 19 sich dagegen aussprachen, 36 aber der Abstimmung sich enthielten.

Von all diesen Verlangen hat bisher das deutsche Reich kein einziges sich zu eigen gemacht, nur die preußische Regierung hat für einen Zweig deutscher Industrie, für die Eisenindustrie eine Enquête beim Bundesrath beantragt.

Daß der Bundesrath diesem Enquêtebedürfniß nicht all zu willig Rechnung trägt, müssen wir völlig in der Ordnung finden, denn wir können uns nicht verhehlen, daß die Enquête von den Antragstellern vielfach nicht gewünscht wird um die Thatsachen festzustellen, sondern um ihre Meinungen über die Lage der Industrie, möglichst öffentlich und möglichst ausführlich darzulegen.

Man muß nämlich wohl unterscheiden zwischen Enquêten über die Meinungen und Enquêten über die Thatsachen. Um den Meinungen einer möglichst großen Anzahl von Menschen über volkswirthschaftliche Fragen möglichste Oeffentlichkeit zu verschaffen, ist allerdings der Weg volkswirthschaftlicher Enquêten ein sehr guter, sei es, daß eine Commission bestimmte hierzu berufene Männer über bestimmte Fragen verhört und die Aussagen protocollirt, oder daß sie schriftlich von bestimmten Persönlichkeiten ihre Meinung einfordert, sei es, daß sie Jeden, der Interesse daran hat, auffordert, sich mündlich von der Enquêtecommission vernehmen zu lassen oder schriftlich seine Meinung vorzutragen. Sucht die Commission sich die Persönlichkeiten heraus, welche sie befragen will, so hängt es sehr von den Mitgliedern der Commission und ihren Anschauungen ab, welchen Charakter im Ganzen die Meinungsäußerung tragen wird, aber auch wenn man Jedem freistellt, vor der Commission seine Ideen vorzutragen, so werden, zehn gegen eins gewettet, nur solche Persönlichkeiten sich zur Befragung stellen oder Ansichten einschicken, welche in einer bestimmten Richtung ein specielles Interesse haben, das sie vertreten wollen; es wird also auch hier eine bestimmte Interessenvertretung, die man freilich keinem der Betheiligten verdenken kann, sich geltend machen.

Um aber die Thatsachen zu erforschen, ist der Weg der Enquête, wenn man darunter Befragung einer gewissen Anzahl Menschen versteht, ein solcher, welcher in vielen Fällen nicht zum Ziele führen wird. In denjenigen Fällen nämlich, in denen man die Summe aller Thatsachen kennen lernen muß, um ein Bild von der zu untersuchenden Erscheinung zu gewinnen, taugt eine Enquête nichts, wenn man nicht alle Menschen kennt, welche zu der bestimmten Erscheinung in Beziehung stehen. Ueber die Gesammtproduction eines Gewerbes, z. B. des Schuhmachergewerbes, in einem Lande kann eine Enquête nur Aufklärung schaffen, wenn man bereits alle Schuhmacher kennt und alle über ihr Gewerbe befragt. Die Industrie-Enquête ist das geeignete Mittel also nur, wenn es sich um einen einzelnen Industriezweig handelt, welcher in wenigen allgemein bekannten Etablissements betrieben wird. So wäre es denkbar, daß eine Enquête über die deutsche Eisenproduction in gewissen Stufen der Verarbeitung, welche auf wenige Bergwerke, Hüttenwerke, Maschinenfabriken sich beschränkt, von großem Nutzen sein könnte. Durch eine gut geleitete Enquête könnte man hier, wie Engel mit Recht am angeführten Orte bemerkt, „eine Menge von Dingen erfahren, nach welchen man amtlich gar nicht fragen darf ohne

sich schnöder Zurückweisung auszusetzen." Freilich kann auch hier die Weigerung Eines oder Weniger die gewünschten Auskünfte zu ertheilen, die Enquête vereiteln. Darum wird die Erforschung der Thatsachen durch eine sogenannte Enquête besonders nur dann angezeigt sein, wenn man nicht alle Thatsachen, sondern nur eine möglichst große Zahl braucht. So wäre eine Enquête im Stande, die Lage der Arbeiter in der Eisenindustrie leidlich klar zu stellen, wenn auch eine Reihe von Arbeitgebern oder Arbeitern Auskunft über die vorgelegten Fragen verweigern sollte, so bald eine so große Menge von Daten bekannt würde, daß die noch fehlenden Daten, wenn man sie hätte, das Gesammtresultat nicht mehr ändern könnten.

Uebrigens brauchte man all die zu bestimmten Zwecken und für bestimmte Fragen anzustellenden Enquêten beiderlei Art, sogen. Enquêten ad hoc nicht, wenn durch ständige Einrichtungen dafür gesorgt wäre, Anschauungen und Thatsachen an die Oeffentlichkeit zu bringen. Darum ist von Seiten Derer, denen an einer möglichst häufigen in die Oeffentlichkeit dringenden Meinungsäußerung über wirthschaftliche Fragen etwas liegt, neuerdings der Gedanke angeregt worden, permanente Enquêten, wenn ich es so nennen soll, zu schaffen. Man verlangt, da die oben besprochenen Enquêten ad hoc bei der Reichsregierung bisher wenig Entgegenkommen gefunden haben, die Bildung eines ständigen volkswirthschaftlichen Beirathes der Reichsregierung, einer Art von speciell volkswirthschaftlichem Reichstag neben dem allgemeinen deutschen Reichstage. Der Gedanke geht besonders wieder von den Industriellen aus; damit aber der schutzzöllnerische Gedanke, welcher auch hier im Hintergrunde lauert, nicht zu scharf hervortrete, verlangt man einen Beirath aus dem Kreise nicht nur der Industriellen, sondern auch des Handelsstandes und der Landwirthschaft. Wir können uns mit diesem Gedanken, bis derselbe eine festere Form angenommen hat, noch nicht befreunden, weil im Reichstage jede wirthschaftliche Frage auf dem Wege von Anträgen, Resolutionen, Interpellationen zur Discussion gestellt werden kann, und weil wir eine Fülle von Organen im Kleinen haben, wie Handelskammern, Gewerbevereine, landwirthschaftliche Vereine, bei welchen die Regierung über jede volkswirthschaftliche Frage sich Rath erholen kann, und welche auch unaufgefordert der Regierung wie dem Reichstag in Petitionen ihre Anschauungen vortragen können, die Freihandels-Correspondenz hat noch neuerdings darauf hingewiesen, daß es der Reichsregierung wie den Einzelregierungen an gewünschtem und ungewünschtem Rath nicht leicht fehlen wird. Wohl aber wäre zu wünschen, daß die nationalöconomisch-statistische Bildung Derer, welche in Parlamenten groß und klein, in Handelskammern und Vereinen aller Art schriftlich und mündlich das Wort führen, auf einer etwas höheren Stufe stünde, als bisher leider thatsächlich der Fall ist, oder daß wenigstens die Beamten des Staates, welche mit wirthschaftlichen Dingen zu thun haben, etwas mehr wirthschaftlicher Kenntnisse sich erfreuten.

Nicht darauf müssen wir lossteuern, eine Behörde für permanente Meinungsäußerung zu bilden, wohl aber eine oder mehrere Behörden für permanente Thatsachenbeobachtung. Es muß mehr statistisch beobachtet und noch mehr das statistisch Beobachtete zur Kenntniß des Publikums gebracht werden.

Eine solche permanente Behörde wird, um als Beispiel eine jetzt viel ventilirte Frage aufzugreifen, unserer Meinung nach sich bald in größerem Maße aus-

bilden müssen, für die Ermittelung der Werthe aller ein- und ausgeführten Waaren, ähnlich wie in Frankreich seit Jahrzehnten die permanente Werthcommission existirt und wie es neuerdings mit Erfolg in Oesterreich-Ungarn nachgeahmt worden ist. Die Commission, welche vom Bundeskanzleramt zu Anfang dieses Jahres eingesetzt worden war, um Vorschläge über die Reform der Statistik des auswärtigen Waarenverkehrs zu machen, hat nämlich vorgeschlagen, die Exporteure und Importeure von Waaren nur zu verpflichten, daß sie die Waaren nach Menge und Gattung angeben, Werthangaben aber nicht zu verlangen. Da jedoch ohne Werthermittlung die Handelsstatistik auf einer zu niedrigen Stufe der Brauchbarkeit bleiben würde, so müssen die Werthe auf andere Weise ermittelt werden, und zwar durch das statistische Amt unter Beihülfe von Sachverständigen, welche dasselbe, woher es immer ihm beliebt, heranziehen dürfte. Dies wäre die Aufgabe einer eigenen Abtheilung des statistischen Amtes, welche allmählich zu einer größeren Beobachtungsstation über die Bewegung der Preise überhaupt auszudehnen wäre, nicht nur um sie für die Werthermittlung der Waarenaus- und Einfuhr zu benutzen, sondern um überhaupt Aufklärung über Art und Größe der Preisbewegungen in verschiedenen Gegenden Deutschlands zu schaffen. Dieser „Preiscentralstation" müßten möglichst alle Daten zufließen, welche in Preiscouranten und Marktberichten aller Art in Menge existiren, aber weil sie zersplittert vorkommen, gar nicht oder nicht in dem Maße ausgenutzt werden, als es zum Nutzen der Theorie und der Praxis möglich wäre. Diese Preisstation müßte ähnliche regelmäßige Beobachtungen machen, resp. publiciren, wie die meteorologischen Stationen in ihrer Vereinigung zur deutschen Seewarte thun, damit es möglich wird, für das ganze Reich täglich oder mindestens wöchentlich ein ähnliches Bild des Preisstandes aller möglichen oder wenigstens der wichtigsten Waaren zu erhalten, wie wir ein tägliches Bild des Thermometerstandes, des Barometerstandes u. s. w. in ganz Deutschland bereits besitzen.

Aus einer großen Reihe von Preisständen erhalten wir dann ein Bild der Preisbewegung, wie aus einer Reihe von Barometer- und Thermometerständen ein Bild der Luftdruckbewegung und der Temperaturbewegung.

Eine ähnliche permanente Enquête könnte in dem Institut der Fabrikinspectoren sich herausbilden, sobald alle sogenannten Fabriken ihnen unterstellt würden. Auch diese Inspectoren müßten für die Veröffentlichung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen eine Concentrirung erfahren. Es müßten zwei Arten von Fabrikinspectoren existiren, einmal locale, das heißt solche, denen alle Fabriken einer Gegend unterstellt sind, welches auch ihre Production sein mag, und zweitens ambulante, nach den Hauptproductionszweigen geordnet, also ein oder einige Spezialinspectoren für Bergwerke, andere für Eisenhütten, für Baumwollenindustrie, für Lederfabrikation u. s. w. Diesen Letzteren, welche ihren Sitz in der Reichshauptstadt in mehr oder minder enger Verbindung wieder mit dem statistischen Amt hätten, läge die Publication der Beobachtungen nach den Productionsarten ob, fußend auf den Berichten der lokalen Inspectoren und auf eigenen durch Bereisung der wichtigsten Districte jeder Productionsart gewonnenen Beobachtungen. Aus solchen jährlichen Publicationen über den Stand der Fabrikation der Fabrikanten und Fabrikarbeiter baut sich dann, wenn die Continuität der Beobachtungen ge-

wahrt wird, von selbst gleichfalls eine Bewegung der Großindustrie auf. Von der Großindustrie dann immer weiter zur Kleinindustrie zu schreiten und allmählich ein continuirliches Bild der Production neben den einzelnen doch immer nur seltenen Gewerbezählungen wie die des Jahres 1875 zu schaffen, wird sich ganz von selbst ergeben.

So könnten wir noch eine Reihe von Gebieten bezeichnen, in denen eine solche permanente Enquête zu wünschen ist, die Beispiele mögen aber genügen, um zu zeigen, was uns wünschenswerth erscheint, das nächste Mal wollen wir uns mit einer der seltenen schon existirenden, permanenten Enquêten beschäftigen, welche auf rein privatem Wege entstanden sind und nach bestimmtem Plane seit zwei Jahrzehnten weiter geführt werden, nämlich mit den Jahresberichten von Schulze-Delitzsch über die auf Selbsthilfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Zwar besitzen wir auch über viele andere wirthschaftliche Erscheinungen eine Fülle von interessanten statistischen Arbeiten, welche über eine lange Reihe von Jahren sich ausdehnen, allein fast überall liegt hier ein großer Uebelstand darin, daß eine solche Arbeit, für welche oft mit enormem Sammelfleiß das statistische Material überall her zusammen getragen ist, mit dem Jahre, in welchem der Gelehrte die Arbeit schrieb, für immer abbricht, weil sich der Verfasser neuen Aufgaben zuwendet, statt durch Weitererforschen und Weiterpubliciren das Publicum in der genannten Frage auf dem Laufenden zu erhalten. Einige der Wenigen, welche hierin eine Ausnahme machen, sind für gewisse Geldfragen, namentlich für die Production der Edelmetalle, Sötbeer und auf kleinerem Gebiete für die Speculationspreise des Roggens, Gustav Cohn. Wie leicht wäre es für die meisten Schriftsteller auf statistischem Gebiete eine Arbeit zur continuirlichen, zu einer permanenten Enquête zu machen, während es für jeden Anderen in den meisten Fällen sehr schwer ist, eine solche abgebrochene Arbeit neu aufzunehmen und fortzuführen. Besonders wenn diejenigen Nationalöconomen, welche überhaupt statistisch arbeiten, mögen sie auf dem Katheder der Theorien oder in der Praxis sich bewegen, das enorme Gebiet der Wirthschaftsstatistik unter einander vertheilten mit der gegenseitigen Verpflichtung, die gewählten Specialgebiete alle Jahre oder alle paar Jahr weiterzuführen, könnten wir in Deutschland eine Wirthschaftsgeschichte erhalten, die uns bisher leider vollständig fehlt. Nur einzelne Bruchstücke, welche in ihrer Isolirung nur halben oder nicht einmal halben Werth haben, besitzen wir, und könnten ohne viel Mühe statt einzelner Bausteine ein Gebäude unser nennen.

Die Concentration der Baarzahlungsbestrebungen in Deutschland.

Von Josef Landgraf in Stuttgart.

Die öconomischen Vortheile, welche die Baarzahlung gegenüber dem Borg voll in Anspruch zu nehmen hat, bildeten den Vorwurf unserer Ausführungen im letzten Hefte. Wir wollen versuchen, uns heute mit den Wegen zu beschäftigen, welche diesem Ziele nahe führen, richtiger, auf welchen man seit ein paar Jahren in Deutschland diesem Ziele sich nähern zu können glaubte. Die hauptsächlichsten Träger dieses Gedankens waren bei uns und zweifellos mit einem gewissen Rechte

die Handelskammern, die ja auch fast überall als die legitimen Interessenvertretungen des Handels- und Gewerbestandes fungiren; außer diesen noch andere gewerbliche und commercielle, oder auch handwerkliche Vereine aller Art, aber jedenfalls durchaus nur solche Einrichtungen, welche die allgemeinen wirthschaftlichen Interessen ihrer Genossen zu wahren haben. Daraus begreift sich der vielfach bemängelte Umstand, daß in fast all' diesen Kreisen die Resolution als das geeignetste Mittel erfunden wurde, den Anschauungen in dieser Frage über Zweck und Mittel der Besserung, den entsprechenden Ausdruck zu geben. So zahlreich und unter sich verschieden diese Emanationen waren, ein gewisser einheitlicher Grundgedanke geht ihnen doch nicht ab, und jedenfalls ist es nicht gerecht, ihre Wirkung mit der eines Schlages ins Wasser gleichstellen zu wollen, wie die Breslauer Handelskammer vermeinte. Das Erkennen und Sichbewußtwerden eines Uebels ist immerhin schon ein erster dankbarer Schritt zum Besseren. Man darf auch keineswegs übersehen, daß ein unmittelbar praktisches Zusammengehen etwa der in solchen Corporationen vertretenen Gewerbtreibenden und Kaufleute zum Zweck der Baarregulirung ihrer Geschäftsabschlüsse gar nicht durchführbar erschiene. War es doch gerade die unsolide Concurrenz, welche diese Misère im Laufe der Zeit bei uns groß gezogen hatte; wie sollten ihr einzelne Vertreter die Spitze bieten können und wollen? Die Resolutionen waren daher bestimmt, unmittelbar von Denjenigen selbst aufgegriffen zu werden, an deren Adresse sie gerichtet waren; das geschah nun freilich zunächst keineswegs; dennoch aber blieb die eine Wirkung nicht aus. Die ganze deutsche Presse, groß und klein, sah in diesen Resolutionen einen dankbaren Stoff, immer und immer wieder in allen möglichen literarischen Formen das öffentliche Gewissen für die Sache zu erwecken und so in wohlthätigster Weise nicht blos auf die Producenten-, sondern auch auf die Consumentenkreise zu wirken. Parallel mit dieser resolvirenden Thätigkeit ging, wie das in all' solchen Bewegungen der Fall ist, eine reiche berathende Tagesliteratur von berufener und unberufener Seite, mit ausführbaren und unausführbaren, natürlichen und künstlichen Heilmitteln. Um nur die hauptsächlichsten und hervorragendsten Wortführer herauszugreifen, so hat z. B. ein Herr R. Rudloff-Grübs sich in einer bei Puttkammer & Mühlbrecht erschienenen Broschüre sogar an die Organe des Staates und der Commune wie an die Eisenbahngesellschaften gewandt, vierteljährige Zinszahlung einführen zu wollen. Ein anderer Vorschlag desselben Rathgebers, der übrigens schon früher u. E. von dem um diese ganze Bewegung in Würtemberg wohlverdientem Auberlen-Ostertag ausgegangen war, Kaufscheine einzuführen, leidet offenbar an der Einseitigkeit des Gedankens, nur die Strenge des Wechsels sei die Ursache des Borgschlendrians. Wollen aber und sollen derartige Kaufscheine gar belehnt werden, so fehlt ihnen ja gerade das Wesentliche des Wechsels, die Sicherheit rascher Execution, ohne deren Begleitung die Forderung nie die Bedeutung, die der Wechsel sich erworben hat, erlangt haben würde. — Einer ähnlichen Schwäche macht sich wohl auch der vielgenannte Plan eines Kaufmanns Leo Geiger in Frankfurt a. M. schuldig; auch hier fehlt den gegenseitig zu compensirenden Forderungen jede Garantie der Einbringlichkeit. Aber auch die Größe des Projektes und dessen Complicationen müssen in dem ersten Augenblicke schon davor zurückschrecken lassen. Je größer solche wohlgemeinten Mechanismen, die im Laboratorium des Erfinders

recht glatt funktioniren mögen, desto größer die Reibungswiderstände im praktischen Leben: sollte doch damit ein Institut zur Compensirung der Buchforderungen ins Leben gerufen werden, welches der Post gleich sich über das gesammte Reich erstrecken und den größtmöglichen Theil der Kaufleute und Fabrikanten Deutschlands als seine Mitglieder in Aussicht, wir möchten fast sagen zur Voraussetzung nimmt. — Noch weit bestechender war der Vorschlag eines Dr. Löwenthal in Berlin, der sich noch dazu einer so mächtigen Protection wie jener von Schulze-Delitzsch erfreuen durfte, der „General Expenditure Assurance Company“ auch in Deutschland Boden zu verschaffen, m. a. W. den durch Baarkauf ersparten Provisionen sofort den Weg in einen Capitalisirungsproceß zu ebnen, welcher nach bestimmten Zeitfristen die gesammte Kaufsumme in das Vermögen des Käufers zurückzaubert; der Reiz wird potenzirt dadurch, daß auf dem Wege der Amortisation jene Capitale durch die Gunst des Zufalls auch noch viel früher erworben werden können. So wenig an der volkswirthschaftlichen Richtigkeit des Calcüls an sich zu bemängeln, und ebensowenig an ihrer hochsocialen Bedeutung Anstand genommen werden kann, die allein Schulze-Delitzsch so rasch gefangen nehmen konnte, so zweifeln wir doch an der Durchführbarkeit und haben jedenfalls Grund genug, der Durchführung der auch in dem Ursprungslande England neuen Gedanken noch eine Weile zuzusehen. Immerhin hat übrigens dieses Mittel nur für die Consumenten Bedeutung, weder für Industrie noch für Handel; denn hier ist der legitime Credit ja durchaus berechtigt. — Auch die Gesetzgebung, der bequemste Appell der Neuzeit, blieb nicht verschont. Hier war es besonders die genannte Breslauer Handelskammer, welche mit einem Anstoße von außen helfen wollte, derart, daß der Staat künftig seine Executivgewalt nicht mehr darleiht zur Beitreibung von Forderungen, welche der Gläubiger dem Schuldner auf eine allzulange Frist hinaus creditirt hat; also mit der Abkürzung der Verjährungsfristen. Der vormalige Handelsminister Achenbach hat dieses von vielen deutschen Handelskammern unverweilt acceptirte Universalmittel in trefflicher Weise auf sein Nichts zurückgeführt. Er wies auf die Gesetzgebung der Rheinlande hin, wo ja 6monatliche Verjährungen beständen; hier müßte ja die Gestaltung des Creditwesens im Vergleich zu jenem der übrigen Länder sich ganz trefflich abheben, vorausgesetzt natürlich, daß nicht andere Umstände hier denselben Schlendrian begünstigen. Nun kann man allerdings ja sagen, daß das Recht der Eideszuschiebung im Sinne des Rheinischen Gesetzbuches auf Seite des Klägers an den die Verjährungseinrede vorschützenden Verklagten des Inhalts, ob in der That Zahlung erfolgt sei, die kurze Verjährung paralysire. An die Nichtleistung dieses Eides knüpft die Gerichtspraxis wenigstens die Verurtheilung. Doch ist es ein ganz anderes Moment, welches überhaupt in den Rheinlanden das Verjährungsrecht nicht zum Durchbruch kommen läßt. Die Cölner Handelskammer, gewiß ein competentes Organ in dieser Frage, urtheilt: Das Vorbringen einer solchen Einrede ist etwas ganz Außerordentliches und gilt gewissermaßen für unehrenhaft, ja es ward diese Einrede von dem im Gerichtssaale anwesenden Publikum stets mit Zeichen des Erstaunens und der Mißbilligung aufgenommen. Wir glauben nun nicht, daß man am Rheine in der pointe d'honneur auf einem besonders vorgeschobenen Standpunkte, im Gegensatze zu dem übrigen Deutschland, sich befinde, und so mag ruhig unterschrieben werden,

was die gedachte Corporation übrigens im principiellen Einverständnisse mit fast allen rheinischen Handels- und Gewerbevertretungen erklärt: Die Abkürzung der Klagenverjährung bringt für ehrliche und zahlungsfähige Schuldner keinerlei Vortheile, wohl aber böswilligen und kreditunwürdigen Käufern eine willkommene Handhabung zur Abstoßung ihrer Zahlungspflichten. — Noch bleiben uns ein paar treffende Beispiele der Selbstverwaltung in den unmittelbar betheiligten Kreisen zu berühren übrig: Dahin gehören Vereinigungen von Kaufleuten bestimmter Plätze, der Neußer Oelfabrikanten, der Weißwaarenfabrikanten des Voigtlandes, der deutschen Chocoladenfabrikanten u. s. w., zweifellos die richtigste Realisirung jener Resolutionen nicht nur, sondern auch der sicherste Weg zu besseren Zuständen. Weit prekärer und anfechtbarer sind dagegen die Consumentenvereine selbst, wie sie auf Dr. Hirth's Anregung und sein Münchener Vorbild hin selbst in Harburg, Leipzig, Cassel, Mainz, Göttingen u. s. w. ins Leben getreten sind. Schon mathematisch dünkt es unrichtig, daß die breiteste Schicht der Bevölkerung, die doch zugleich die unbemittelsten Klassen umfaßt, den Vortritt in dieser Strömung habe. Uebrigens ist ja der thatsächliche Beweis geliefert, daß in diesen Kreisen seit circa 20 Jahren in Form der über ganz Deutschland zerstreuten Consum- und Lebensmittelvereine die Baarzahlung praktisch geübt wird, ohne durchschlagenden Erfolg für weitere Kreise. Wer kann übrigens die Detailisten controliren; daß sich in der Einrichtung die Extreme berühren, ist sicher, denn von Cassel wird z. B. von glaubwürdiger Seite berichtet, daß sich dort an diese Vereinigung erst ein recht wildes Creditgeben knüpfte: die Mitgliedschaft des Vereins wurde die Legitimationskarte zu Borgakten, die ohne dieselbe vielleicht schlechterdings nicht vorgekommen wären.

Den einen Eindruck wird aber die vorstehend versuchte Skizze kaum verwischen, es fehlt der ganzen Arbeit auf diesem Gebiete gewiß nicht die ihr ja unentbehrliche Gliederung und Theilung, jedenfalls aber die ebenso sehr gebotene Arbeitsverbindung und dadurch die Stetigkeit einer gesunden Werkfortsetzung. Selbst für einen gewissen Jesuitismus war dabei Platz; man kämpfte im Vereine flott für eine bestimmte Resolution, die man im eigenen Laden unverfroren in die Gefahr des fremden Wettbewerbes einwickelte. Und wenn auch das nicht, so konnte man doch mit einem gewissen Scheine von Recht auf die Verschiedenheit der Resolutionen hinweisen, in der sich ja eine sichere allgemeine Richtschnur vermissen lasse. Das Verdienst, eine schleunige Vereinigung aller auf Bekämpfung des gegenwärtigen Zahlungssystems gerichteten Kräfte als eine nothwendige Vorbedingung der günstigen Weiterentwicklung dieser Agitation erkannt zu haben, die einen so tiefgreifenden Einfluß auf das Wirthschaftsleben der Nation auszuüben berufen ist, gebührt dem Frankfurter Verein zur Reform des deutschen Creditwesens. Der öffentliche Ausdruck dieser Anschauung war der Congreß von Delegirten deutscher Handels- und Gewerbekammern und Vereine zu Frankfurt a./M. am 24. Januar l. J., an der 47 Corporationen aus 34 Orten vertreten waren, darunter 29 Handelskammern. Allerdings waren an dieser Versammlung sehr bedeutende geographische Lücken zu entdecken: von den preußischen Provinzen waren eigentlich nur die Provinz Hessen-Nassau, sowie die Rheinprovinz vertreten. Westfalen und Hannover hatten je einen Vertreter aus Osnabrück und Bochum

gesendet. Sachsen war blos durch die Leipziger Gewerbekammer repräsentirt. Selbst Bayern hatte nicht einmal jene Corporation vertreten, die doch zuerst vor 2 ½ Jahren das Steinchen ins Rollen gebracht hatte: Augsburg.

Es ist hier kaum der Platz, auf die Debatte des Congresses selbst mehr näher zurückzukommen; die inzwischen im Druck erschienenen Verhandlungen entheben uns dieser Verpflichtung. Jedenfalls war die Festsetzung der Tagesordnung eine sehr geschickte und sachliche; man hatte nach dem Charakter der an der Frage Betheiligten geschichtet: Großhandel und Großindustrie untereinander —, Kaufleute und Handwerker einer=, Fabrikanten und Großhändler andererseits —, Kaufleute und Handwerker im Verkehr mit Consumenten; eingeleitet wurde die Versammlung durch ein Referat des schon genannten Herrn Leo Geiger, der seiner Aufgabe, die Ursachen der jetzigen ungesunden Zahlungsverhältnisse, so viel durchgesprochen dieses Thema erscheint, gar manche neue Seite abgewann, die ihren Rückschlag auf die Mittel zur Hebung nicht verfehlen wird. Auch der Inhalt der gefaßten Resolutionen mag hier außer Betracht bleiben; denn unbefangen betrachtet, waren sie blos Mittel zum Zweck und beschränkten sich darauf, einmal einen persönlichen Austausch von Meinungen der verschiedensten industriellen und provinziellen Vertretungen aus so manchen Theilen des Reiches über die Endziele der Baarzahlungsreform angeregt zu haben. Die Arbeit des Congresses culminirt in dem Beschlusse, daß der Vorstand des Frankfurter Vereins sich als Centralstelle mit den deutschen Handelskammern und den wirthschaftlichen und Fachvereinen, den natürlichen Trägern dieser Bestrebungen, in Verbindung setze, dieselben zur Mitwirkung auffordere, mit ihnen einen fortdauernden Verkehr unterhalte, die Resultate sammele und veröffentliche, kurz so handele, wie es einer solchen Centralstelle zukomme. Das gemeinsame Bett für die ganze Bewegung wäre denn so gegraben, weit genug, um auch verschiedene Mittel zu demselben Zwecke parallel auf das gleiche Ziel lossteuern zu lassen. Nur ist Sorge dafür getroffen, daß all' diese verschiedenen Bestrebungen centripetal wirken. Bereits hat eine kleine schriftliche Enquête den ersten Grund zu der Sache gelegt. — Ohne Zweifel wurde aber dem neuen Verein das schönste Geschenk von der würtembergischen Staatsregierung in die Wiege gelegt: wir meinen den Erlaß des Departements des Innern an alle Behörden des Ressorts, bei allen Arbeitsvergebungen künftig die Baarregulirung bezw. die Festhaltung entsprechender Fristen im Auge zu behalten, zugleich aber auch auf die Gemeindeverwaltungen in derselben Richtung ihren Einfluß aufzubieten. Würde dieser Vorgang seitens der verschiedenen Ministerien der deutschen Bundesstaaten kein vereinzelter bleiben, so hätten wir hier einen ungleich günstigeren Einfluß von Oben herab zu begrüßen, als wir ihn jemals von irgend welchem Gesetze zu erwarten hätten. Der moderne Staatshaushalt hat, auch ohne daß man auf das Gesetz der wachsenden Staatsthätigkeit Ad. Wagners zu schwören braucht, so viele tausende von Berührungspunkten mit den Einzelwirthschaften, daß wir hier des thatkräftigsten Impulses im Sinne der Baarzahlungsbestrebungen sicher sein könnten.

Monopol oder Verbot des Tabakbaues?

Von K. Birnbaum in Leipzig.

In dem vorigen Artikel war darauf hingewiesen worden, daß es zu einer höheren Besteuerung des Tabaks nur drei Formen giebt, von welchen ein bedeutendes finanzielles Ergebniß zu erwarten ist: 1. das Monopol mit allen seinen Schattenseiten, dem enormen Geldaufwand bis zur glücklichen Durchführung, der schweren Schädigung der meisten Interessentengruppen und den hochwichtigen politischen Bedenken; 2. das russisch-amerikanische System, mit der zur Zeit noch vorliegenden Unmöglichkeit, die Defraudation en gros verhindern zu können, und 3. das englische System, nur Zoll mit Verbot des inländischen Tabakbaues.

Es war ferner gezeigt worden, welches die Stellung der verschiedenen Interessentengruppen zu diesen Systemen sein muß, und es sollte schließlich noch diese Frage vom rein landwirthschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Spricht man von diesem, so darf man nicht vergessen, daß nur ein sehr kleiner Theil der Landwirthe direct am Tabakbau interessirt ist. Es wird gut sein, sich der maßgebenden Zahlenverhältnisse zu erinnern. Aus der bei H. Knoblauch & Co. in Berlin erschienenen Karte über den Tabakbau in Deutschland ergiebt sich, daß im Jahre 1876 auf 21,736 ha Tabak gebaut worden ist und daß das erzeugte Quantum 31,562,746 kg getrockneter Tabakblätter war, oder daß durchschnittlich pro Hectar 1452 kg gebaut wurden. Speciellere Angaben besagen, daß in 3444 Ortschaften von 94,762 Pflanzern auf 21,503 ha steuerpflichtiger Tabak gebaut wurde und außerdem (fast nur in Preußen) noch 75,090 Pflanzer auf 231,45 ha nicht steuerpflichtigen Tabak bauten. Von der bebauten Fläche treffen auf:

das Großherzogthum Baden	6872,53 ha,
das Königreich Preußen .	5213,12 „
das Königreich Bayern . .	4714,47 „
Elsaß-Lothringen	3515,69 „
das Großherzogthum Hessen .	849,92 „

Für die übrigen deutschen Länder hat der Tabakbau keine Bedeutung; fragt man aber, wo sich der Tabakbau hauptsächlich in den genannten Ländern findet, so sieht man, daß 70 pCt. etwa auf den Südwesten Deutschlands kommen und der Hauptsache nach nur für das Rheingebiet der Tabak als Productionszweig in Betracht kommt.

Das gesammte Ackerland in Deutschland wird auf 4389,8 Quadratmeilen oder 44,2 pCt. der Fläche oder auf rund 24,171,555 ha angegeben; der gesammte deutsche Tabakbau repräsentirt also, hoch gegriffen, etwa 0,05 pCt. der der Landwirthschaft gewidmeten Fläche.

Ganz anders natürlich stellt sich die Berechnung für die Gegenden, in welchen überhaupt Tabak im Großen gebaut wird. Es mag genügen, in dieser Beziehung auf das Großherzogthum Baden zu verweisen. Dieses landwirthschaftlich so hoch entwickelte Land hat im Ganzen von der der Landwirthschaft gewidmeten Fläche (61,55 pCt. der gesammten Fläche = 2,608,000 badische Morgen =

938,880 ha) dem Tabak 6872 ha gewidmet, oder etwas über 0,7 Proz. Auch dieses Verhältniß erscheint noch als ein sehr geringfügiges; berücksichtigt man aber, daß der Anbau der eigentlichen Handelspflanzen — diejenigen, welche die werthvollsten Erzeugnisse liefern: Tabak, Hopfen, Cicherien, Zuckerrüben, Raps, Rübsen, Mohn, Leindotter, Hanf und Flachs im Ganzen etwa 26,000 ha daselbst umfaßt, so zeigt sich, daß der Tabakbau, selbst wenn man noch das Areal für Farbpflanzen u. s. w. zurechnen will, doch etwa den vierten Theil des den werthvolleren Handelspflanzen gewidmeten Areals repräsentirt, also jedenfalls sehr beachtenswerth ist.

Man wird überhaupt zunächst nicht den procentalen Flächenmaßstab anlegen dürfen, wenn man sich klar darüber werden will, was der Tabakbau für uns bedeutet. Deutschlands klimatische und geognostische Verhältnisse sind derartig, daß der Getreide- und Futterbau dominiren müssen; Frankreich gegenüber stehen wir insofern bedeutend nach, als dessen Landwirthschaft hochwerthige Erzeugnisse in großer Menge hervorbringt, während wir solche nur in geringem Umfange erzeugen können. Ohne zwingende Ursache wird man deshalb in Deutschland nicht daran denken dürfen, den Tabakbau zu erschweren oder ganz unmöglich zu machen, trotzdem derselbe in den letzten Jahren ohnedies schon unter dem Einfluß der Handelsconjuncturen sehr bedeutend zurückgegangen ist; er hatte schon über 30,000 ha umfaßt.

Das Monopol schädigt die Landwirthschaft nicht; die Tabakbauern sind sogar damit sehr leicht zufrieden. Eine wesentliche Erhöhung der jetzigen Steuern — für den Tabakbau die Boden- oder Raumsteuer — müßte, abgesehen davon, daß sie auf Grundstücke mit nur geringem Ertrage sehr drückend wirkt und die mit hohen Erträgen über Gebühr begünstigt, höchst nachtheilig wirken. Es liegen darüber schon bestimmte Angaben vor.

Nach jetziger Besteuerung berechnet sich durchschnittlich pro Centner inländischer Tabakblätter (mit Berechnung von 20 pCt. Fermentationsverlust) die Steuer auf 9 Mark, während der Eingangszoll 12 Mark beträgt.

Die Hanauer Tabakfabrikanten haben seiner Zeit in einer an den Reichstag gerichteten Petition als die äußersten Grenzen eine Bodensteuer von 60 Mark pro Morgen und einen Zoll von 30 Mark angegeben, die Uckermärker Landwirthe aber als solche Grenzen nur 21 bis 36 Mark Bodensteuer und 18 bis 30 Mark Zoll, was, wenn man das auf den von den Fabrikanten selbst als zulässig bezeichneten Zollsatz erhöhen, also etwa verdoppeln würde, das Verhältniß von 24 bis 72, durchschnittlich 60 Mark Bodensteuer und 36 bis 60 Mark, durchschnittlich 48 Mark Zoll bedeutete.

Die Delegirten der Pfälzer landwirthschaftlichen Vereine haben in ihrer Denkschrift angegeben, daß der Morgen, welchem für die Besteuerung ein Betrag von 9 Ctr. zu Grunde gelegt ist, zwischen 4, 5 und 18 Ctr. Ertrag geben kann. Eine Bodensteuer von etwa 60 Mark pro Morgen — welche mindestens auferlegt werden müßte, wenn ein erheblicher Mehrertrag gewonnen werden sollte, bedeutete also bei einem Ertrage von nur

4,5 Ctr. einen Steuersatz von 13,33 Mark pro Ctr.,
bei 18,0 „ „ „ „ 3,33 „ „ „ ,

während jetzt der Steuersatz im ersten Falle mit 4,5 Ctr. Ertrag sich auf 4 Mark und bei höchster Ernte auf 1 Mark beziffert.

Die Delegirten gaben ferner an, daß beim jetzigen Steuersatz von 18 Mark pro Morgen der Betriebsaufwand incl. Steuern sich auf etwa 204 Mark belaufe und daß dieser bei einem Ertrage von 8 Ctr. und dem Preise zu 25 1/2 Mark pro Centner sich gerade decke, so daß also ohnedies schon von einem Gewinn nur dann die Rede sein könne, wenn der Preis pro Centner über 25 Mark sich erhebe. In der Pfalz galt vordem das Wort, daß der Tabakbauer dort — mit hohem Ertrag — sehr gut bestehen könne, wenn sich der Preis pro Centner trockner Waare mit zwei Zahlen schreiben lasse; das galt für die Guldenrechnung, demnach für Preise über 10 Gulden = 17 Mark oder fermentirt 12 Gulden = 20,4 Mark. Seitdem ist der Preis des deutschen Tabaks wesentlich zurückgegangen unter dem Einfluß der erschwerten Ausfuhr der Fabrikate nach Amerika und der vermehrten Einfuhr von Javatabaken, welche der Suezcanal billiger zu liefern ermöglicht hat, und daraus erklärt sich auch der schon thatsächliche Rückgang im Tabakbau. Aus alledem ergiebt sich, daß, da unter allen Umständen eine Erhöhung der Steuern, in welcher Form immer, kommen muß, der deutsche Tabakbau inskünftig nur noch auf Feldern mit mindestens hohem Durchschnittsertrag möglich ist. Nur durch das Monopol können die bisherigen Verhältnisse erhalten bleiben und die Tabak bauenden Landwirthe werden demnach unbedingt für dieses eintreten, damit aber in noch schrofferen Gegensatz als bisher zu den Fabrikanten, Händlern, Arbeitern u. s. w. kommen, welche aus eben so leicht begreiflichen Gründen gegen das Monopol sich erklären müssen und am inländischen Tabakbau gar nicht interessirt sind. Vom Gesichtspunkt der allgemeinen Interessen fragt es sich nun, da man sich gegen das Monopol so lange als nur möglich wehren muß, ob die Erhaltung des inländischen Tabakbaus nothwendig ist oder nicht.

Wie bereits erwähnt, ist der Tabakbau zwar schon zurückgegangen; man wird aber eine Production, welche zum Mindesten einen Werth von ca. 18 Millionen Mark repräsentirt — in Deutschland schwer entbehren und nicht leicht durch gleichwerthige Erzeugnisse ersetzen können.

In der „Landwirthschaftlichen Zeitung für Hessen-Darmstadt" war seiner Zeit berechnet worden, daß auf gleichem Boden u. s. w. beim Betrag von 8 Ctr. Tabak ein hessischer Morgen 18 Gulden 45 Kreuzer Reinertrag abwürfe, oder nach Abzug der Steuern von 18 Mark also noch 13,8 Mark, daß aber ein Morgen Lein 42 Gulden 55 Kreuzer oder fast 55 Mark Reinertrag giebt. Derartige Berechnungen haben selbstverständlich nur relativen Werth; so viel aber ist sicher, daß auf sehr vielen, derzeit mit Tabak bebauten, Grundstücken mit demselben, auf vielen anderen sogar mit höherem Erfolge Lein oder andere hochwerthige Pflanzen sich anbauen lassen, während wiederum feststeht, daß für eine Anzahl von jetzt mit Tabak bebauten Hektaren ein Ersatz von gleichem Werthe für den Tabak nicht gefunden werden könnte.

Es liegt daher nahe, anstatt des Monopols mit seinen so sehr bedenklichen Schattenseiten und den Hunderten von Millionen Mark, welche für Entschädigungen und Fabrikanlagen aufgebracht werden müßten, das englische System zu befürworten und diejenigen Landwirthe, welche durch das Verbot des

Tabakbaus in Wirklichkeit leiden, zu entschädigen. In Baden repräsentirt der Bau des Tabaks etwa dieselbe Arealziffer wie der der Gespinnstpflanzen, oder wie der der Oelfrüchte; den Bau der letztern Früchte weiter auszudehnen, liegt nicht in der Natur der Verhältnisse, da durch Gas und Petroleum, zumal trotz des sich täglich steigenden Consums für Maschinenöl, eine Verwerthung größerer Quantitäten von Oel nicht gut denkbar ist, obschon die Einfuhr die Ausfuhr nicht unbeträchtlich übersteigt. Es haben:

Raps u. s. w.	Einfuhr	3,140,000 Ctr.	—	Ausfuhr	1,530,000 Ctr.	à	13,5 Mark
Leinsaat	„	1,120,000 „	—	„	753,000 „	„	15,0 „

Mehreinfuhr	2,020,000 Ctr.	à 13,5 Mark	= 27,270,000 Mark
	777,000 „	„ 15,0 „	= 11,655,000 „
			38,925,000 Mark

Ganz anders aber liegt die Sache in Bezug auf die Gespinnstpflanzen, mit welchen wir früher den Markt beherrschten, jetzt aber in hohem Grade dem Ausland tributpflichtig geworden sind. Der Einfuhr von 975,000 Ctr. Flachs à 48 Mark steht die Ausfuhr mit 495,000 Ctr. gegenüber und der Einfuhr von 670,000 Ctr. Hanf à 34,5 Mark die Ausfuhr mit 356,000 Ctr., sowie der Einfuhr von 128,000 Ctr. Heede und Werg à 24 Mark die Ausfuhr mit 88,000 Ctr. Die Mehreinfuhr repräsentirt also hier 34,833,000 Mark oder fast das Doppelte des Werthes der ganzen inländischen Tabakerzeugung.

Diese Ziffern erlangen aber noch eine sehr viel höhere Bedeutung dadurch, daß die Vermehrung des Leinbaues in Deutschland, welche sicher auf dem größten Theil der mit Tabak bebauten Fläche leicht ausführbar ist, für die arbeitende Klasse von eminenter Bedeutung werden kann, weil sie unter vernünftigen Einrichtungen auch während der Winterszeit Beschäftigung sichert. Für unsere Landwirthschaft ist unter unseren klimatischen Verhältnissen die größte Calamität die, daß in 7—8—9 Monaten der Lebensunterhalt für 12 Monate verdient werden muß, und man viel zu wenig bisher daran gedacht hat, den Arbeitern über Winter Beschäftigung zu schaffen. Der Leinbau kann solche in ausgiebigem Maße für Tausende gewähren, und mit ausgedehntem Leinbau wird sicher die Baumwolle wieder mehr verdrängt werden, deren Einfuhr noch mit in Betracht gezogen werden könnte.

Alle Sachverständigen werden sofort erklären müssen, daß der Leinbau und die Leinenverarbeitung bei uns in Deutschland zu unserem größten Schaden verdrängt worden sind und daß es nur des guten Willens und der entsprechenden Einrichtungen bedarf, um sie wieder auf die frühere Höhe zu bringen, sowie, daß damit für unsere arbeitenden Klassen auf dem Lande ein großer wirthschaftlicher Umschwung in vielen Gegenden bewirkt werden kann. Man sehe sich in Belgien, Nordfrankreich, Schottland, Irland nach dieser Richtung hin um, und man wird darüber staunen, daß bei uns dieser wichtige Productionszweig so sehr vernachlässigt worden und von Jahr zu Jahr zurückgegangen ist.

Es muß genügen, hierauf verwiesen zu haben; für vorliegenden Zweck lautet das Resumé:

Von unseren 20—22,000 ha Areal, welche zur Zeit noch mit Tabak bebaut sind, wird ein sehr großer Theil mit gleichem pecuniärem Erfolg für den Landwirth mit Lein, dessen Production in erhöhtem Maße eine Empfehlung verdient

und leicht ausführbar ist, bebaut werden können, ein anderer Theil wird mit anderen Handelspflanzen gute Erträge zu liefern vermögen; auf einem anderen Theile des Areals wird der Ertrag, weil nur Futter und Getreide gebaut werden kann, zurückgehen, das Areal darum aber natürlich nicht werthlos werden. Die Differenz im Erlös wird leicht zu berechnen sein und dafür, sowie für die zum Trocknen eingerichteten Gebäulichkeiten und sonstigen Vorrichtungen sind die Tabakbauern zu entschädigen. Damit kann mit einem sehr mäßigen Kostenaufwand das englische System bei uns eingeführt werden und mit diesem Handel und Fabrication unbehelligt bleiben, während die Absicht, hohen Ertrag aus dem Tabak zu bekommen, erreicht wird. Man wende nicht ein, daß unsere Landwirthe dadurch höchst unzufrieden gemacht werden müßten. Sie sollen ja nichts verlieren, sondern entschädigt werden, und nehmen die Entschädigungssumme sicher so gern wie die Fabrikanten, zumal sie diese sehr gut zur Verbesserung ihres sonstigen Betriebs gebrauchen können. Nimmt man den Durchschnittspreis pro Hectar Areal, welches jetzt Tabak hervorbringt, sehr hoch zu 6000 Mark pro Hectar, so repräsentirt die mit Tabak bebaute Fläche rund 22,000 × 6000 = 132,000,000 Mark. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese Ländereien durch das Verbot des Tabakbaues höchstens in Summa ein Viertel ihres Werthes einbüßen; also hätten wir es mit der einmaligen Zahlung von 40 Millionen Mark etwa zu thun, während das Monopol uns mindestens 4—500 Millionen kosten würde. Ich bin sogar geneigt, anzunehmen, daß die Landwirthe sich im Ganzen mit einer viel geringeren Entschädigungssumme zufrieden geben würden und könnten. Wird dann später einmal ein durchführbarer Modus für die Fabrikatsteuer gefunden, dann könnte auch der Tabakbau wieder erlaubt werden. Ich für meinen Theil erkläre entschieden, daß der Tabak das beste Objekt zur Steuererhöhung bietet, und daß unter unseren Verhältnissen das Verbot des Tabakbaues der sicherste und am wenigsten bedenkliche Weg dazu ist.

Anm. Berichtigend muß erwähnt werden, daß in den Reichslanden das Monopol nicht mehr besteht. Der Verfasser.

Zur Frage von der „besten Staatsform".

Von Ph. Zorn in Königsberg i. Pr.

Das Suchen nach der „besten Staatsform" ist so alt als der Staat selbst. Mit dem Factum des Staates war dem suchenden Menschengeiste jenes Problem zur Lösung gestellt: die größten Geister der Menschheit haben die geistige Arbeit ihres Lebens daran gesetzt, die Völker haben um die Lösung desselben gerungen bald unter furchtbaren Zuckungen die Dämme der alten Ordnung zertrümmernd, bald in ernster Friedensarbeit die stufenweise Lösung erstrebend — das Facit aber von all dieser Arbeit einzelner hervorragender Geister sowohl wie ganzer Völker ist: das Problem ist immer noch ungelöst.

Wer aber ernsten Sinnes die Lehren der Geschichte prüft, der wird zu der Ueberzeugung gelangen müssen: daß jenes Problem in abstracter Weise überhaupt

nicht gelöst werden kann, daß die „beste Staatsform" immer abhängt von den concreten Verhältnissen einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volkes und von anderen Factoren. Aprioristische Constructionen sind seit der Zeit der seligen Naturphilosophie und des seligen Naturrechtes auf dem Gebiete von Recht und Staat in so gründlichen wohlverdienten Mißcredit gerathen, daß wir mit äußerster Verwunderung erfüllt werden müßten, wenn wir heute sehen, wie ein Utopien ähnlich dem des Platon oder Thomas Morus ganze Bevölkerungsklassen in wilde Aufregung zu setzen vermag, wüßten wir nicht, in welch grob realistischer Weise abgefeimte Parteiführer einer ihnen blind folgenden unverständigen Menge ihr Utopien als möglich ausmalen.

Um nicht vieles besser als die Sünden gegen die Gesetze der historischen Entwicklung, welche in jenen utopistischen Träumereien vom „besten Staate" liegen, erscheint eine Spielerei, die ehedem in Deutschland stark im Schwange ging: das Kokettiren mit der Republik als der „besten" Staatsform. Zwar bewegen wir uns hier nicht mehr ganz in der leeren Luft eines platonischen Idealstaates, sondern stehen wenigstens im Hauptpunkte auf dem festen Boden einer concreten staatlichen Erscheinungsform; immerhin aber knüpft sich an dieses Liebesspiel mit der republikanischen Staatsform im Einzelnen so viel utopistische Unkenntniß und Voreingenommenheit in Haß und Gunst, daß die beiden bezeichneten Arten von Staatsverbesserungsplänen, was ihren Charakter als Utopien betrifft, sich nicht viel von einander unterscheiden.

In der That war es in Deutschland auch, wenn ich recht sehe, hauptsächlich die Periode, wo allgemeines Menschenpathos und absolute Unfähigkeit zur Erlangung einer wirklichen politischen Existenz bei dem Volke der Denker Hand in Hand gingen, welche republikanischen Träumereien besonders günstig war. Man konnte wohl mit einigem Scheine von Berechtigung für die Zeit um 1848 sagen: das Gros der liberalen Deutschen war von republikanischen Sympathien mehr oder weniger erfüllt. Heute aber wäre diese Behauptung vollkommen irrig: die deutsche Nation ist zur maßgebenden Weltmacht geworden wesentlich durch die Tüchtigkeit desjenigen Fürstenhauses, das an der Spitze des preußischen Staates stand und steht. Die Hohenzollern haben dem deutschen Volke bewiesen, daß es auch Fürsten geben kann, die sich saure Arbeit nicht verdrießen lassen und denen ihr Regentenberuf nicht in unwürdigen Spielereien, sondern in unablässiger ernster Arbeit an den Dingen des Staates besteht. Die Zucht der Arbeit und Pflichterfüllung aber, in die das Königshaus der Hohenzollern sich selbst und jedes seiner Glieder nahm und nimmt, hat reiche Früchte getragen und Erfolge für Deutschland geschaffen, die geradezu ans Fabelhafte grenzen.

Wie sehr dies dem monarchischen Principe in Deutschland zu statten kommen mußte, liegt auf der Hand. Man darf heute wohl mit allem Fuge behaupten: die weitaus große Mehrheit des deutschen Volkes, mag sie conservative, liberale oder ultramontane Vertreter zum Parlament entsenden, steht fest zum monarchischen Principe. Republikaner von Profession sind nur principiell diejenigen, die mit Blut und Eisen das Utopien ihrer „neuen Gesellschaft" an Stelle der alten setzen wollen und außerdem einige in ganz Deutschland zerstreute Querköpfe, die sich in größerer Anzahl wohl nur im Schwabenlande finden dürften. In der Presse

figurirt, abgesehen von den socialdemokratischen Blättern, nur ein einziges nennenswerthes Organ als Posaunenengel der Republik: die Frankfurter Zeitung, ein Blatt, dem langjährige Tradition besonders in Dingen des Handels und Verkehrs, sowie eine unleugbar höchst gewandte und in negativer Kritik nicht selten geradezu hervorragende Redaction einen nicht unbedeutenden Einfluß erhalten hat, obwohl der republikanische Kuhreigen, der zeitweilig die Spalten jener Zeitung füllt, längst seinen verlockenden Zauber auf den deutschen Michel eingebüßt hat.

Wer darum heute dem deutschen Volke eine Lection über „Republik oder Monarchie?“ ertheilen will, der findet bei der Mehrzahl der Deutschen diese Frage bereits beantwortet; mit den Socialdemokraten diese Frage zu erörtern, ist von vorne herein verlorene Liebesmühe; außerdem aber bei einem erheblichen Procentsatz der Deutschen republikanische Schwärmereien voraussetzen und dieselben bekämpfen, heißt nichts anderes, als sich ein geeignetes Objekt der Polemik ad hoc construiren.

Fügt man aber jenem ersten Theile der Frage noch einen zweiten bei, dahin lautend: „Schweiz oder Deutschland?“ so ist diese Art der Fragestellung von vorne herein absurd.

Die Staatsform ist derjenige Ausdruck des öffentlichen Lebens, der bei einem bestimmten Volke den bestimmten Verhältnissen am besten entspricht. Der Idealstaat ist eine Träumerei. Besteht nun bei einem bestimmten Volke seit vielen Jahrhunderten die republikanische Staatsform; ist diese Staatsform geheiligt durch historische Traditionen, die mit der Seele des Volkes verwachsen sind; sind die Aufgaben des Staates in Folge geringen territorialen Umfanges an sich verhältnißmäßig engbegrenzte; ist der Staat, um den es sich handelt, überdies in der glücklichen Situation, durch seine örtliche Lage sowie durch die Gruppirung der Machtverhältnisse der Nachbarstaaten in Beziehung auf den Schutz seiner äußeren Existenz gänzlich sorgenfrei sein zu können, so daß das Bedürfniß einer concentrirten Machtentfaltung gar nicht vorhanden ist: in diesem Falle ist die republikanische Staatsform die den Verhältnissen entsprechende. So liegen die Dinge bei der Schweiz. Es muß jeden Kenner der schweizerischen Verhältnisse geradezu komisch berühren, mit der Schweiz als solcher den Gedanken einer monarchischen Staatsform in Verbindung gebracht zu sehen.

Andrerseits hat die Erfahrung bewiesen, daß eine concentrirte Machtentfaltung nach außen, wie sie heute für die großen europäischen Staaten geradezu ein Existenzgebot ist, nothwendig einer monarchischen Spitze des Staates bedarf; die concentrirte Machtentfaltung nach außen hat aber zur unumgänglichen Voraussetzung eine dermaßen bis ins Einzelne sich erstreckende staatliche Ordnung des inneren bürgerlichen Lebens, wie sie in der wirklichen Republik gar nicht denkbar ist. Nimmt man dazu, daß auch die monarchischen Traditionen bei einem großen Theile der Bevölkerung geheiligt und durch gewaltige historische Erinnerungen mit der Seele des Volkes verwachsen sein können, wie dies besonders im preußischen Staate in so hohem Grade der Fall: faßt man diese Gesichtspunkte zusammen, so ergiebt sich, daß bei der dermaligen Weltlage die Stellung eines Staates als Großmacht und die dafür erforderliche concentrirte Machtstellung nur in monarchischer Staatsform denkbar, daß überdies speciell in Deutschland die monarchische

Staatsform allein die den Wünschen der weit überwiegenden Mehrheit der Nation entsprechende ist.

Dagegen läßt sich weder mit der Nordamerikanischen Union, noch mit Frankreich exemplificiren. Erstere ist jedenfalls Republik, aber keine Großmacht; letzteres ist Großmacht, aber keine Republik. Nordamerika trägt auf Grund seiner historischen Traditionen und in seinen inneren Staatseinrichtungen zweifellos die republikanische Staatsform; bezüglich der äußeren Verhältnisse aber hat Nordamerika die einer europäischen Großmacht analoge Position weder jemals beansprucht, noch faktisch eingenommen; vielmehr ist bekanntlich der die äußere Politik der Union beherrschende Grundsatz der: sich in die europäischen Händel absolut nicht einzumischen. Nach außen also will die Union keine Großmachtstellung und hat sie auch faktisch nicht. Wohl aber wurde die Union einmal in ihrer Geschichte zu einer concentrirten Machtentwicklung nach innen durch die Verhältnisse gezwungen: im Secessionskriege. Allerdings lagen hier die Dinge gerade für eine concentrirte Machtentwicklung nach innen besonders erschwerend: immerhin ist es sicherlich nicht zu viel behauptet, wenn wir gerade die republikanische Staatsform als die Ursache des so schleppenden, zersplitterten Verlaufes jenes Krieges bezeichnen. Es fehlte die starke sichere Concentration der Staatsmacht, welche nur die monarchische Staatsform bietet. Unter außerordentlich viel ungünstigeren Verhältnissen: nach einem beispiellos unglücklich geführten Kriege, den siegreichen Feind im Herzen des Landes, nach der Katastrophe der Dynastie ohne feste Regierung — trotz dieser Verhältnisse, die unglücklicher nicht hätten gedacht werden können, bezwang Frankreich den furchtbaren Commune-Aufstand verhältnißmäßig rasch, weil es über die concentrirten Machtmittel der monarchischen Staatsform verfügte.

Dermalen aber ist Frankreich doch offenbar trotz Gambetta nur mit republikanischen Zierrathen angethan, während es in der Sache vielmehr Paschalik mit durchaus monarchischen inneren Staatseinrichtungen ist. Die Wahrheit der Republik aber liegt viel weniger im Staatsoberhaupt, als in den inneren Staatseinrichtungen, speciell im Verwaltungsapparat. Dieser aber ist in Frankreich nicht allein monarchisch, sondern geradezu despotisch; jeder französische Präfect trägt den Stempel Napoleons I. an seiner Stirne: daher die Nothwendigkeit einer vollständigen Erneuerung des ganzen Verwaltungspersonals bei jedem Systemwechsel. Ob orleanistisch, ob gambettistisch, ob legitimistisch, ob bonapartistisch — immer ist das Amt des französischen Präfecten ein Stück absolut-monarchischen Regimentes, auch im republikanischen Flitterputz. Die wahre Republik, wie wir sie in Europa nur in der Schweiz studiren können, würde ein Amt, wie das des französischen Präfecten, mit äußerster Entrüstung von sich weisen, und es ist sehr charakteristisch, daß nur derjenige kleine Theil der Eidgenossenschaft, in welchem französische Staatseinrichtungen allein feste Wurzel zu fassen vermocht hatten, der französische Theil des Cantons Bern (bernischer Jura) bis zur Stunde nicht anders regiert und in Ordnung gehalten werden kann, als durch ein Regiment nach Art der französischen Präfectenpaschas.

Ein so despotisches Amt, wie der französische Präfect, ist uns in Deutschland gänzlich unbekannt; wir sind in dieser Beziehung außerordentlich viel republikanischer als die Franzosen, und kaum bietet der frühere preußische Landrath ein

Analogon für den französischen Präfecten; seit der Verwaltungsreform ist dies in Preußen vollends gar nicht mehr der Fall, und Süd- und Mitteldeutschland haben ein dem Landrath entsprechendes Amt überhaupt nie gehabt.

Frankreich aber wird durch seinen im Präfecten concentrirten Verwaltungsapparat jederzeit die Möglichkeit einer großmächtlichen Machtentfaltung besitzen; trotz des Namens Republik aber ist dieser ganze Verwaltungsapparat monarchisch, und zwar der strengsten Observanz.

Dagegen dürfen die Staatseinrichtungen und speciell der Verwaltungsorganismus in England entschieden als republikanisch bezeichnet werden. Andererseits aber ist es heute keineswegs unberechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob England noch als europäische Großmacht in Betracht kommen kann. Gerade die Ereignisse der jüngsten Zeit legen diese Frage nahe. Sie bieten Anhaltspunkte genug, in Beziehung auf den Rang als Großmacht England an die Seite der Nordamerikanischen Union zu stellen. England befindet sich offenbar gerade jetzt in einer für seine staats- und völkerrechtliche Position hochbedeutsamen Krisis, deren Entscheidung vorerst noch gar nicht abzusehen ist. Vollzieht sich diese Entscheidung dahin, daß die Parallele zwischen England und der Union in Beziehung auf die auswärtige Politik auch äußerlich zur klar erkennbaren Wahrheit wird, so liegt die Ursache davon unbedingt in der für einen Großstaat zu weitgehenden Decentralisation der inneren Staatseinrichtungen, in Folge deren eine wirksame Concentration der Machtmittel des Staates zur Behauptung der Position als Großmacht vielleicht nicht mehr möglich ist. Ob einzelne Individuen, seien sie auch noch so bedeutend, im Stande sein werden, den sich aus den heutigen Staatsinstitutionen Englands ergebenden Entwicklungsgang, der entschieden zur auswärtigen Politik nach dem Muster der Union tendirt, aufzuhalten oder eine rückläufige Bewegung zu Wege zu bringen, das kann hier vollkommen dahingestellt bleiben.

Aus der obigen Erörterung ergiebt sich, daß die Fragestellung: „Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland?" von vorne herein nur von einem Confusionarius herrühren kann. Unter Umständen kommt dazu noch ein anderer Grund, z. B. Böswilligkeit. So bei einem Herrn Ziegler, der vor Kurzem eine Broschüre unter obigem Titel drucken und vorher schon in einer wahrhaft widerlichen buchhändlerischen Reclame anpreisen ließ.*)

Trotz der Pickelhaube guckt uns Deutschen die Zipfelmütze häufig immer noch unter der Rüstung heraus. Es ist bedauerlich, daß die Frage der für uns besten Staatsform doch immer noch nicht bei allen Deutschen ein über jede Discussion erhabener Gegenstand ist, wie dies bei den Schweizern der Fall und wie das auch bei uns factisch sein *sollte*. Es giebt immer noch einige Leute, die glauben: die Schweiz sei der absolute Idealstaat der Freiheit und die, ohne die Staatseinrichtungen der Schweiz zu kennen, von jenem Ideale träumen und in Deutschland nur despotische Tyrannei erblicken.

---

*) Diese Broschüre hat in der Schweiz große Entrüstung hervorgerufen, und zwar ganz mit Recht. Sie erfuhr eine „Deutsche Antwort aus der Schweiz" von Albert *Walter* (Winterthur, 1878), die wir nicht sehr geschickt finden können. Auf die einzelnen Punkte der beiden Broschüren kritisch einzugehen, ist nicht unsere Absicht. Die Ziegler'sche Schrift ist in Beziehung auf die Erörterung factischer Dinge von einer geradezu frivolen Leichtfertigkeit.

Also erging es auch bis zu einem gewissen Grade laut eigenen Bekenntnisses jenem obengenannten Herrn Doctor Ziegler. Nun kam der Mann in die Schweiz, war dort fünf Jahre (in Winterthur, C. Zürich) in Amt und Würden und fand dort in Wirklichkeit alles ganz anders, als er es sich geträumt. Wieder nach Deutschland heimgekehrt, findet besagter Herr Doctor keine Ruhe, bis er mit seiner staunenswerthen Weisheit über die Schweiz seine deutschen Brüder auf dem Wege des Druckes beglückt hat. In einer fast 100 Seiten langen Broschüre schildert er die Schweiz. Das ganze Quantum von Gift und Galle, welches in fünf Jahren in Folge persönlicher Verhältnisse angesammelt wurde, hat nun die arme Schweiz zu entgelten und muß sich dafür von dem fahrenden Präceptor in der unfläthigsten Weise abkanzeln lassen. Dabei entwickelt aber der hochfahrende Herr Kriticus eine so staunenswerthe Unkenntniß der schweizerischen Staatseinrichtungen, soweit dieselben über die Bannmeile von Winterthur hinausreichen, daß man bei jeder Seite der Schrift über diese Unkenntniß in helle Verwunderung gerathen muß.

Sowohl der Herausgeber dieses Berichtes, als der Schreiber dieses Artikels haben ebenfalls in der Schweiz gewirkt und waren durch ihre amtliche Stellung sowohl als durch eine sehr umfangreiche gemeinsame wissenschaftliche Arbeit veranlaßt, von den schweizerischen Staatseinrichtungen, der Eidgenossenschaft sowohl wie der 25 Cantone, sorgfältig und eingehend Kenntniß zu nehmen. Und sie beide sehen sich zu dem Bekenntniß genöthigt: daß man sich der Ziegler'schen Schrift im Interesse des deutschen Namens schämen muß. Für persönliche Unannehmlichkeiten, die allerdings wohl keinem Deutschen in der Schweiz erspart bleiben, ein Volk und seine Staatseinrichtungen verantwortlich machen, aus persönlichem Groll ein ganzes Volk und seine Institutionen schmähen und lächerlich zu machen suchen, dabei überdies eine haarsträubende Unkenntniß dieser Institutionen auf Schritt und Tritt bekunden: das ist nicht allein undankbar, unwissend und unedel — das ist mehr als das, nämlich lächerlich.

Der gute deutsche Michel sollte eben endlich einmal so weit mündig werden, um nicht von einem Idealstaate in der Schweiz zu träumen; dann wird er nicht enttäuscht sein, wenn er diesen Idealstaat nicht findet; wird ruhigen unbefangenen Blickes das schweizerische Volk in seinem Fleiße, seinem einerseits unternehmenden, andererseits im höchsten Grade sparsamen Sinne achten und schätzen; wird die interessanten Bildungen, die sich in der Schweiz auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens finden, mit Interesse beobachten und aus denselben reiche Belehrung schöpfen; wird vor den Einrichtungen des Schulwesens (wenigstens des niederen und mittleren, in Basel auch des höheren) und der Wohlthätigkeit hohe Achtung haben und wird die rauhe Außenseite, die Formlosigkeit und andere unbedeutende Dinge nicht überschätzen und sich nicht zu der bedauerlichen Taktik verleiten lassen, derartige äußerliche Dinge für die Beantwortung der Frage: Republik oder Monarchie? verwerthen zu wollen. Daß die Titelsucht in der Schweiz, die Ueberschätzung älterer historischer Traditionen beim Mangel einer bedeutenderen neueren Geschichte und anderer dergleichen Dinge auf den Nichtschweizer manchmal komisch wirken, ist ja richtig; das sind aber doch Aeußerlichkeiten, von denen sich kein Schluß auf den Werth eines Volkes ziehen läßt.

Der Charakter eines Volkes, einer Nation vor Allem läßt sich m. E. den

Schweizern nicht bestreiten. Trotz der verschiedenen Sprachen, trotz des sehr starken Cantonalgeistes ist der eidgenössische Bund ein festes Band, das alle Schweizer eng umschließt und dessen sich jeder Schweizer jederzeit lebhaft bewußt ist. So sehr die Differenzen in einzelnen Dingen hervortreten, in der Hauptsache wissen sich die sämmtlichen Schweizer eins und darin liegt das Charakteristicum einer Nationalität: in der Gemeinsamkeit der öffentlichen Interessen, viel weniger in der Gemeinsamkeit von Sprache und Stamm. Nicht in der Gemeinsamkeit der Literatur, wie Herr Ziegler meint, zeigt sich die gemeinsame Nationalität am ersten und am wirksamsten, sondern in der Gemeinsamkeit der Staatsinteressen. Nur in dieser Frucht der gemeinsamen Nationalität kann ein Volk seine höchste und dauernde Befriedigung finden, wie uns unser deutsches Volk am schlagendsten beweist. Daß man aber von einem schweizerischen Staat in sehr concreter Weise sprechen kann, das muß jeder mit der politischen und Rechtsgeschichte der Schweiz, gerade der letzten Jahre, einigermaßen Vertraute unbedingt einräumen. Man verweise dagegen nicht auf das Verhalten der Schweiz bezüglich der Gotthardbahn. Es wäre grobe Täuschung zu glauben: lediglich der Mangel an schweizerischem Gemeinsinn sei der Grund des Verhaltens der Cantone in jener Frage. Die verschienartigsten Factoren wirken hier mit. Die östlichen und westlichen Cantone wollten von vorne herein vom Gotthard nichts wissen, erstere wollten vielmehr eine Splügen-, letztere eine Simplonbahn. Damit war von Anbeginn der Kreis der Gotthardcantone beschränkt und es fielen speciell die reichsten Theile der Schweiz (Waadt, Neuenburg, Genf) außerhalb dieses Kreises. Das dermalige Verhalten der Gotthardcantone aber dürfte hauptsächlich seinen Grund in cantonaler Antipathie gegen die dermalige Bundesleitung haben; darin begegnen sich Bern, trotz mangelhafter cantonaler Staatsleitung immer der bedeutendste Canton der Schweiz, und die ultramontanen Cantone, sowohl der Centralschweiz als Tessin. Dazu die allgemeine dermalige financielle Krisis, die gerade in der Schweiz in den letzten Jahren besonders bedenkliche Dimensionen angenommen hat, die Verschiebung des Bauplanes, wodurch die meisten Cantone der Centralschweiz in ihren Interessen zweifellos verkürzt sind und — last not least! — das Gefühl großen Unbehagens, daß die Schweiz sich bei dem Gotthardbahnprojecte financiell an den Wagen von Deutschland und Italien spannen ließ. Speciell die Stellung von Bern in der Frage der Nachsubvention findet eine Erklärung nur, wenn man alle diese Gründe ins Auge faßt. Könnte man Deutschland und Italien abschütteln, könnte man aus dem internationalen ein national-schweizerisches Unternehmen machen, die Sache ließe sich bei den Cantonen viel leichter und rascher regeln. Deutschland hat alle Ursache, in der Gotthardbahnfrage sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, um etwaige internationale Conflicte zu vermeiden. Das Eisenbahnwesen ist überhaupt der faulste Fleck in der Schweiz; — gerade davon weiß der Herr Ziegler in seiner Broschüre nichts! — dazu kommt, daß die Garantie der Neutralität, welche vom Wiener Congreß der Schweiz zugesichert wurde, in den Augen vieler bedeutender Schweizer als ein Ding betrachtet wird, welches nicht geeignet ist, die politische Haltung der Schweiz irgendwie zu beeinflußen,*) während

*) So sagt Dr. Hilty, Professor des Bundesstaatsrechtes zu Bern, in seinen der studirenden Jugend der Schweiz gewidmeten und von dieser s. Z. mit Begeisterung auf-

doch die Theilnahme Deutschlands und Italiens am Gotthardbahnunternehmen jene garantirte „ewige" Neutralität zur absoluten Voraussetzung hatte; Gründe genug, um in der Gotthardbahnfrage Deutschland zu höchster Vorsicht zu mahnen!

Es war aber ein richtiger Takt, den die deutsche Presse bewies, indem sie von einem Machwerk wie jenes Ziegler'sche Pamphlet lediglich keine Notiz nahm. Wir wollen uns von keinem andern Volksgenossen unsere stolze Freude an unserer nationalen Wiedergeburt verkümmern lassen, aber wir wollen uns sorfältig hüten, gegen die Angehörigen anderer Staaten ungerecht zu werden und jedem derartigen Versuch um der Würde unseres deutschen Namens willen ernstlich entgegentreten.

---

genommenen „Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft" (Bern. Fiala. 1875) S. 112—114 Folgendes über die Neutralität der Schweiz:

„In einer förmlichen Erklärung vom 20. November 1815 wurde der Schweiz die ewige Neutralität von Oesterreich, Frankreich, England, Preußen, Rußland, Spanien, Portugal und Schweden zugestanden und für die Zukunft garantirt.

Seither bis auf neuere Zeit war es stehender Satz, ja beinahe ein Dogma schweizerischer Politik, in dieser lange gesuchten und nur schwer erlangten Anerkennung ewiger Neutralität ein wahres Kleinod, den Fundamentstein ihrer staatlichen Existenz zu erblicken, und es galt lange Zeit bei allen „besonnenen" Staatsmännern als die besondere Mission der Schweiz, mitten in dem kriegerischen Europa immer nur eine an allen Kämpfen unbetheiligte stille Oase des Friedens zu bilden.

Diese Idee von der Aufgabe der Schweiz im europäischen Staatenverband kann verschiedener Beurtheilung unterliegen, ebenso wie die fernere Frage, ob diese Neutralität nicht mit etwelcher Demüthigung stets verbunden gewesen und mit wahrer Souveränetät überhaupt recht vereinbar sei.

Historisch ist jedenfalls, gegenüber verbreiteten falschen Auffassungen, festzuhalten, daß Neutralität nicht ein ursprünglicher Bestandtheil unseres Staatsrechtes, sondern blos die Folge der verunglückten größeren auswärtigen Politik gewesen ist und einfach auf alle Zeit mit diesem Gedanken zusammenhängt, ob die Schweiz eine eigentliche äußere Politik haben solle oder nicht.

Staatsrechtlich muß man sich ferner keiner Illusion darüber hingeben, daß die Garantie der Wiener Verträge eine sehr schwache und durch die zahlreichen Einbrüche in diese Verträge auch formell kaum mehr bestehende ist.

Eine wirksame Garantie der Neutralität durch die Mächte läßt sich namentlich von einer Art Obervormundschaft derselben und daheriger Einmischung in die schweizerischen Verfassungsverhältnisse nicht trennen und es sind die Wiener Verträge auch stets von diesen Mächten in solchem Sinne aufgefaßt worden.

So 1830 und 1847 bei den damaligen Verfassungsveränderungen in den Kantonen und der Eidgenossenschaft, die dem Bundesvertrag von 1815 widersprachen. Oesterreich besonders erklärte damals ausdrücklich und wiederholt, daß die Garantie der Neutralität an die stricte Aufrechthaltung der Verfassung von 1815 geknüpft sei.

Nachdem sich die Eidgenossenschaft von einer solchen Beaufsichtigung mehrmals schon in richtigem Selbstgefühle emancipirt hat, wird sie kaum mehr in der Lage sein, eine unbedingte Garantie ihrer neutralen Stellung auf Grund jener Wiener Verträge fernerhin anzusprechen und steht sie daher in Bezug auf diese einstmals leitende politische Idee heute jedenfalls wieder gänzlich auf dem Standpunkte vor 1815, nämlich dem einer durchaus offenen Frage, angewiesen auf jedesmalige Entschließung und vor allen Dingen auf die eigene Kraft."

Dazu wird dann allerdings noch anmerkungsweise (Note 45, Seite 316) bemerkt: „Doch hat Art. 102 Ziff. 9 auch der jetzigen Verfassung noch die Erhaltung der Neutralität dem Bundesrath ein- für allemal zur Pflicht gemacht."

Was die Schweiz im Culturleben der civilisirten Menschheit geleistet hat, ist nicht zu unterschätzen. Die Blätter der Geschichte, auf welchen die Kämpfe der Eidgenossen gegen Habsburg und Burgund verzeichnet sind, sind auch für den Nichtschweizer großartig und wer dürfte dem Schweizer verdenken, daß er auf dieselben stolz ist? Und auch in neuerer Zeit hat die Schweiz für die Cultur mindestens ebensoviel geleistet als Dänemark oder Schweden oder ein nach Umfang und Bevölkerungszahl entsprechender Theil von Deutschland. Mag sein, daß das Streben nach materiellem Gewinn die Schweizer in einigermaßen allzuhohem Grade beherrscht; ihr Fleiß aber, ihre Ausdauer, ihr ökonomischer Sinn sollten nicht verkleinert werden. Und daß an diesen Eigenschaften besonders auch das weibliche Geschlecht seinen reichen Antheil hat, speciell was die Arbeit im öffentlichen Interesse (Post, Telegraph rc.) betrifft, verdient ganz besondere Anerkennung. Die legislatorische Arbeit ferner, die in letzter Zeit von Bundeswegen in der Schweiz gethan wurde, hat in vielen Beziehungen ein weit über die Grenzen der Schweiz reichendes Interesse; eine höchst verdienstvolle Mitarbeit an der Lösung der schwierigsten socialen und staatsrechtlichen Probleme kann und darf der Schweiz nicht bestritten werden, wie überhaupt die Bundesleitung dem unbefangenen Beobachter in der Hauptsache einen durchaus wohlthuenden Eindruck machte. Die Verdienste von Männern wie Welti und Heer müßten in jedem Staate aufs Wärmste anerkannt werden.

Ein Punkt, der dem Schreiber dieses Aufsatzes ein Gegenstand speciellen Interesses und speciellen reiflichen Nachdenkens war, ist das schweizerische Beamtenthum. Dasselbe hängt in der Schweiz zusammen mit der ganzen Structur des republikanischen Staates, wie ihn die Schweiz allein uns repräsentirt. Auch Herr Ziegler bespricht diesen Punkt, ebenso leichtfertig und unverständig wie alles andere, was er in seiner Schrift bespricht. In der That ist die Art, wie in der Schweiz die öffentlichen Aemter organisirt sind und besetzt werden, derjenige Punkt, der den in monarchischen Institutionen Erzogenen am fremdartigsten anmuthet. Aber auch wenn man von monarchischen Anschauungen gänzlich abstrahirt, wird man schwerlich zu einem andern Resultate gelangen können, als in der dermaligen Construction des Beamtenwesens in der Schweiz einen Verstoß gegen die Logik sowohl als gegen die Staatsraison zu erblicken. Der Mangel an Ordnung und Gründlichkeit in Bezug auf die Funktionen des Staatslebens, der in der Schweiz oft in bedenklichster Weise hervortritt, ist die Folge des Mangels eines geordneten und gründlich vorgebildeten Beamtenstandes. Ein solcher ist die unerläßliche Voraussetzung eines geordneten Staatswesens. In der Schweiz aber erfolgt die Aemterverleihung nur nach Rücksichten der politischen Partei durch freie periodische Volkswahl und jeder Beamte ist hinsichtlich seines Amtes stets zur Disposition des souverainen Volkes. So entstehen Parteiregiment und Parteiservilismus in so hohem Grade, daß in Dingen des Staatslebens in der Schweiz alle Freiheit viel illusorischer ist, als dies in constitutionell=monarchischen Staaten und speciell in Deutschland der Fall ist. Wenn aber dieser Parteiservilismus bereits auf den Schulen, besonders den Universitäten, systematisch herangezogen wird, so wirkt dies geradezu demoralisirend. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Schweiz in dieser Beziehung

sich zur Zeit auf einer verderblichen Bahn bewegt. Creaturen der Partei werden zu den höchsten Staatsämtern erhoben ohne jegliche andere Legitimation als die, sich der herrschenden Partei genehm gemacht zu haben. Dadurch werden die wichtigsten Zweige des Staatslebens aufs Bedenklichste gefährdet und die Freiheit der Charaktere erstirbt unter dem maßlos tyrannischen Despotismus der Partei.

Ich weiß nicht, ob diese Bemerkungen irgendwelche Aussicht auf Berücksichtigung haben werden, aber ich kann in diesem Punkte nicht anders als wiederholen: der dermalige Zustand des öffentlichen Aemterwesens in der Schweiz birgt die Gefahr der völligen Unordnung und Corruption des Staatswesens in sich, eine Gefahr, die in einzelnen cantonalen Staaten schon in bedenklicher Weise sich verwirklicht zu haben scheint. Nomina sunt odiosa!

Daß die republikanische Staatsform für die Schweiz das einzig Naturgemäße ist, ist uns ebenso zweifellos, als daß für Deutschland nur die monarchische Staatsform angemessen ist. Einen Idealstaat giebt es nicht, weder einen monarchischen noch einen republikanischen. Darum wollen wir uns stets ernstlichst verwahren gegen den in der Schweiz nicht selten sich breitmachenden Größenwahn, der in dünkelhafter Selbstüberhebung verächtlich herabsehen zu dürfen glaubt auf die armen Sclaven und „Fürstenknechte", die in den monarchischen Staaten zu leben verurtheilt sind, der in der schweizerischen Republik das Ideal des europäischen Zukunftsstaates sieht; das sind Narrenteidinge — Träumereien, zu welchen der bestehende staatliche Zustand der Schweiz wahrlich ziemlich schlecht paßt. Wer unseren deutschen monarchischen Staat zu verkleinern oder gar zu schmähen sich unterstehen will, der soll uns stets auf dem Plane finden.

Was wir uns aber für unseren deutschen Staat verbitten, das wollen wir uns auch nicht gegen andere Staaten und Völker zu schulden kommen lassen, sondern gegen derartigen deutschen Größenwahn auch mit Schärfe auftreten, wo wir ihn finden, zumal wenn er sich mit unedler Undankbarkeit und schamloser Unkenntniß paart und trotzdem auf den Stelzbeinen hochtrabender Redensarten einherstolzirt. —

Der deutsche Reichstag im 17. und 18. Jahrhundert.

Von **Harry Breßlau** in Berlin.

Es war eine der wichtigsten Veränderungen, welche die deutsche Reichsverfassung in der Zeit nach dem westfälischen Frieden erfahren hat, daß der vorher immer nur nach unbestimmten Zeiträumen zusammenberufene Reichstag, — die Vertretung der Reichsstände, d. h. der Kurfürsten, Fürsten und Städte, aber keineswegs, wie der heutige deutsche Reichstag eine Repräsentation des gesammten deutschen Volkes, — mit dem Jahre 1663 zu einer permanent versammelten Körperschaft wurde. Der ganze Charakter der Institution wurde dadurch auf das wesentlichste umgestaltet. Das Wesen des Reichstages, wie er hervorgegangen war aus den Hoftagen und Fürstenversammlungen des Mittelalters, beruhte auf der Lebendigkeit des persönlichen Verkehrs und der unmittelbaren Berathschlagung, die hier zwischen Kaiser und Fürsten stattfand. Persönliches Erscheinen derselben war die Regel gewesen,

wenn sich auch schon mit dem Ende des 15. Jahrhunderts einzelne, die am Besuch des Tages verhindert waren, durch Gesandte vertreten ließen; in directem Meinungsaustausch hatte man leichter die Schwerfälligkeit der hergebrachten Formen überwunden und sich auch über schwierige Fragen verständigt. Dem ward natürlich ein Ende gemacht, seit der Reichstag nicht mehr auf einige Wochen oder Monate zusammentrat, sondern in Regensburg eine dauernd vereinigte Versammlung wurde; weder dem Kaiser noch den Fürsten, welche ihre Regentenpflicht innerhalb ihres Territoriums zurückhielt, war es fortan möglich an den Berathungen sich persönlich zu betheiligen. An die Stelle einer lebensvollen Körperschaft trat damit ein langweiliger und schleppender diplomatischer Congreß, dessen Mitgliedern nur zu bald leeres Ceremoniell zur Haupt-, die Verhandlungen zur Nebensache wurden. Oft wurden die wichtigsten Geschäfte monatelang hingezogen, weil es den Gesandten an Instructionen von ihren oft sehr entlegenen Höfen fehlte; plötzlich und aus eigener Thatkraft politischen Incidenzfällen zu begegnen, war diese Versammlung überhaupt außer Stande; ehe sie zu einem Beschlusse kam, war in der Regel schon geschehen, was ihr Beschluß hätte verhindern sollen. Trotzdem ist dieser Reichstag noch ein und ein halbes Jahrhundert hindurch in fast unveränderter Weise bestehen geblieben, so daß es der Mühe lohnen dürfte, auf seine Organisation einen Blick zu werfen.

Daß die Leitung desselben, das Reichstags-Directorium, in der Hand des Kurfürsten von Mainz lag, haben wir bereits in dem vorletzten Berichte in anderem Zusammenhange dargelegt. Demgegenüber wurde die Vertretung des Kaisers auf dem Reichstage durch eigene Commissarien ausgeübt; der erste derselben, der sogenannte Principalcommissarius, mußte, worauf streng gehalten wurde, stets reichsfürstlichen Standes sein; ihm zur Seite stand zur Erledigung der Geschäfte ein bureaukratisch geschulter Beamter, meistens ein Rechtsgelehrter bürgerlichen Standes, der als Concommissarius bezeichnet wurde. Gewöhnlich durch die Vermittelung dieser Beamten verkehrte der Kaiser, doch nur auf schriftlichem Wege, mit dem Reichstage, wenn auch eine directe Correspondenz zwischen dem Wiener Hofe und dem Directorium nicht ausgeschlossen war. Die Vorlagen, die dem Reichstage auf dem ersteren Wege zugingen, hießen Commissions-, diejenigen, welche unmittelbar von Wien kamen, Hofdekrete.

Alle diese Vorlagen des Kaisers, sowie alle Eingaben und Beschwerden von den einzelnen Ständen, von Privatpersonen oder von den bei dem Reichstage beglaubigten Vertretern fremder Mächte wurden auf dem Wege der Dictatur zur Kenntniß des Reichstags gebracht. Denn ob auch schon vor mehr als zwei Jahrhunderten die Buchdruckerkunst erfunden war, der deutsche Reichstag konnte sich nicht so schnell entschließen, von ihr Gebrauch zu machen. Jeder der Reichstagsgesandten hielt zu diesem Zwecke einen oder mehrere Secretaire, die sich zu festgesetzten Stunden auf das Rathhaus zu Regensburg begaben, wo ein eigenes Zimmer dafür bestimmt war; hier dictirte der kurmainzische Gesandtschaftssecretair ihnen alle für die Kenntnißnahme des Reichstages bestimmten Vorlagen Wort für Wort in die Feder; nur was auf diesem umständlichen Wege ihm unterbreitet war, konnte Grundlage seiner Berathungen werden. Erst im 18. Jahrhundert entschloß man sich, den Fortschritten der Civilisation das bedenkliche Zugeständniß zu machen, die Buchdruckerkunst anzuerkennen; seitdem war es gestattet, die Eingaben gedruckt in der

erforderlichen Anzahl von Exemplaren dem Directorium einzureichen, das sie sodann „loco dictaturae“ zur Vertheilung brachte.

Die Berathung aller dem Reichstage gemachten Vorlagen erfolgte nicht im Plenum desselben, sondern gesondert in den drei Collegien, in welche er zerfiel: dem der Kurfürsten, der Fürsten, der Städte. Das erstere bestand im 18. Jahrhundert aus 9 und seit der Vereinigung der Pfalz mit Bayern (1777) aus 8 Mitgliedern, unter denen Mainz den Vorsitz führte. Die Zahl der Stimmen im Fürstenrathe wechselte; im Jahre 1792, also vor den großen Veränderungen, welche die Folge der französischen Revolution waren, gab es deren 100, davon 94 auf dem Territorium haftende Virilstimmen der geistlichen und weltlichen Fürsten und 6 Curiatstimmen, von denen 4 den Reichsgrafen, 2 den kleineren Reichsprälaten zustanden; den Vorsitz hatten abwechselnd Oesterreich und Salzburg. Die Vertheilung dieser Stimmenzahl unter die einzelnen Fürsten war ganz ungleichmäßig und durch eine Reihe von Zufälligkeiten bedingt, welche weder dem Umfange der Territorien noch der realen Machtstellung der einzelnen Fürsten entsprachen. Während z. B. Oesterreich 3, Preußen 8 Stimmen besaß, hatte Kursachsen im Fürstenrathe gar keine eigene Stimme, sondern nur mit den herzoglich-sächsischen Häusern zusammen einen Antheil an einer einzigen Stimme, übte also hier weniger Einfluß aus als z. B. die winzigen Fürsten von Lobkowitz und Auersperg, die jeder mit einer Virilstimme bedacht waren. Daneben gab es dann andere Stimmen, die nur dem Namen nach existirten, obgleich ihre Träger sich längst von jedem Zusammenhang mit dem Reiche losgesagt hatten. Besançon war schon lange an Frankreich gefallen, der Herzog von Savoyen längst König von Sardinien geworden, als man am deutschen Reichstage noch immer aus alter Gewohnheit die Stimmen von Bisanz und Savoyen aufrief, um dann in der Abstimmungsliste ihren Namen ein Vacat hinzuzufügen. Endlich das dritte Collegium bestand aus 51 Städten, von denen jede eine Stimme führte; innerhalb desselben hatten also Augsburg und Lübeck, Frankfurt, Hamburg und Nürnberg nicht mehr Geltung, als Bopfingen und Leutkirch, Biberach, Buchau und andere Nester. Den Vorsitz führte hier seit 1663 Regensburg. Die Zeit der Sitzungen bestimmte Kurmainz, das auch die Tagesordnung festsetzte; den Ständen wurde dieselbe durch den sogenannten Ansagezettel mitgetheilt. Um ein Beispiel für den dabei üblichen Styl anzuführen, theile ich den Ansagezettel vom 20. December 1720 mit; derselbe lautete: „morgen Vormittag um 8 Uhr, zu dem am 12. April dieses Jahres Statibus per Dictaturam publicam communicirten Kayserlichen Commissionsdekret, in puncto Remediorum derer Religions-Gravaminum, zu Rath.“

Der Unterschied, den wir heute in jeder berathenden Versammlung zwischen Debatte und Abstimmung zu machen pflegen, war dem alten deutschen Reichstage unbekannt; vielmehr begann, sobald der Vorsitzende den auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand proponirt hatte, sogleich die Umfrage durch Aufruf der berechtigten Stimmen in feststehender Reihenfolge. Eine präcise Fragestellung, auf die man hätte mit Ja oder Nein antworten können, existirte aber ebensowenig, wie eine geregelte Debatte: das Directorium theilte lediglich mit, man wolle „über die lothringische Sache“, oder „über die Reform des Kammergerichts“ verhandeln. Wer mit dem parlamentarischen Gebrauch unserer Tage vertraut ist, wird sich leicht eine

Vorstellung davon machen können, was die Folge davon war. Jede Debatte wurde in die Abstimmung hineingetragen; jeder der Gesandten hatte das Recht, sein Votum so ausführlich zu motiviren, wie es ihm beliebte; der eine las eine juristische Abhandlung, der andere ein Rescript seiner Regierung, der dritte einen Abschnitt aus seinen Instructionen vor. Auf dem Reichstage von 1654, wird uns berichtet, dauerten einzelne von den hundert Voten des Fürstenrathes oft über zwei Stunden; auf dem von 1757 hat einmal der brandenburgische Gesandte, Herr v. Plotho, seine sämmtlichen Collegen, mit Ausnahme des befreundeten hannöverschen, einen nach dem anderen aus dem Sitzungssaal hinausgeredet, ohne sich in seinem Votum dadurch stören zu lassen, daß er zuletzt mit jenem und dem protokollirenden Sekretär allein zurückblieb. Andere Vota wurden ganz gedankenlos abgegeben; namentlich waren einige bischöfliche Gesandte angewiesen, ein- für allemal zu stimmen „in omnibus wie Oesterreich." Die Folge davon waren höchst ergötzliche Vorgänge. Als z. B.: 1702 Oesterreich in seinem Votum versprach, 30000 Mann gegen die Franzosen an den Rhein zu senden, stimmte einer dieser geistlichen Diplomaten, dessen Herr vielleicht über eine Armee von 500 Mann verfügte, „in allem wie Oesterreich", worauf der brandenburgische Gesandte, Herr v. Jena, witzig bemerkte: „Gott sei Dank, nun haben wir schon 60000 Mann." Daß es an allerhand persönlichen Bemerkungen nicht fehlte, war bei dem streitbaren Charakter, um dessen willen die regensburgischen Diplomaten besonders bekannt waren, selbstverständlich, und oft genug finden sich im Protocoll Bemerkungen wie etwa die nachstehende vom 16. März 1654: „Hie zanckten sich abermahls Oesterreich und Trient lange herum. Paderborn und Bayern mischten sich auch hinein, Paderborn stund aber auff Oesterreichs Seiten."

Aufgabe des Vorsitzenden in jedem Collegium war es, wenn die Umfrage vorüber war, aus den abgegebenen Voten den Willen der Majorität zu ermitteln und darüber einen Collegial-Beschluß (conclusum collegii) abzufassen. Wie schwierig diese Aufgabe auch bei ganz unparteiischer Geschäftsleitung war, kann man sich nach dem, was über die Art der Abstimmung bemerkt ist, leicht denken. Von einer solchen unparteiischen Geschäftsleitung war aber namentlich im Fürstenrathe keine Rede; die Willkür des österreichischen Directorialgesandten ging hier so weit, daß er zuweilen selbst einer unzweifelhaften Majorität Hohn sprach. Als z. B. am 13. Januar 1654 über die Geschäftsbehandlung der Vorlage, betreffend die Wahlcapitulation, abgestimmt war, erklärte Oesterreich: es sei zwar die Majorität dafür gewesen, die Sache durch eine Deputation vorberathen zu lassen, aber man könne doch für diesmal kein Conclusum in dem Sinne machen. Denn was für Nutzen zu hoffen sei, wenn die Angelegenheit im Plenum berathen würde, ersehe man aus den Voten von Oesterreich, Ungarn, Würzburg und Freising und diese müßte man deshalb prävaliren lassen; man würde das Werk so bei weitem früher erledigen; Directorium ersuche deshalb die Stände, dieserhalb keine Difficultät zu machen! Eine äußerst heftige Scene folgte dieser Erklärung; aber der Vorsitzende hörte alle Vorwürfe ruhig mit an, ohne ein Wort zu erwidern und gab nicht nach!

War nach so vielen Schwierigkeiten ein Conclusum in den drei Collegieen zu Stande gekommen, so war es nothwendig, die drei gefaßten Conclusa in Uebereinstimmung zu bringen, denn zu jedem gültigen Reichstagsbeschluß gehörte die Ein-

stimmigkeit aller drei Collegien. Um diese zu erzielen, wurde ein äußerst schwerfälliges und langwieriges Ausgleichsverfahren angewendet, daß man als Re- und Correlation bezeichnete. Glückte dasselbe nicht, so blieb die Angelegenheit unerledigt; kam es aber zu gemeinsamem Beschluß aller drei Räthe, so hieß derselbe consultum imperii (Reichsgutachten). Derselbe wurde von Kurmainz abgefaßt, in einer Plenarsitzung des Reichstags verlesen, durch die Dictatur den einzelnen Ständen mitgetheilt und nach deren Zustimmung zu der endgültigen Redaction von der kurmainzischen Kanzlei unterzeichnet und dem Kaiser vorgelegt. Dieser besaß ein unbeschränktes Vetorecht; nur wenn er den Beschluß des Reichstags sanctionirte, hatte derselbe Gesetzeskraft und hieß conclusum imperii, Reichsschluß. Wurde die Genehmigung des Kaisers verweigert, so blieb es zwar den einzelnen Ständen unbenommen, den Inhalt des Reichsgutachtens in ihren Territorien zur Vollziehung zu bringen, reichsgesetzliche Kraft erhielt dasselbe aber nicht.

Man ersieht aus dem bisher Bemerkten, wie viel Schwierigkeiten zu überwinden waren, ehe ein gültiges Reichsgesetz zu Stande kommen konnte. Aber es gab noch andere Hindernisse, die sich der Abfassung eines solchen in den Weg stellten. So war es z. B. eine nie entschiedene Streitfrage, ob, wenn es sich um eine Geldbewilligung handelte, die einfache Majorität genüge, oder, wie viele Reichsstände behaupteten, eine solche von $^{2}/_{3}$ oder $^{3}/_{4}$ aller Stimmen erforderlich sei. Da man sich darüber nicht einigen konnte, so ist jede Steuerbewilligung des Reichstags bis in die letzten Zeiten des Reichs von einzelnen Ständen als nicht rechtsgültig angefochten und dieser Umstand benutzt worden, um der Zahlung zu entgehen. Von schlimmeren Folgen noch als dieser Mangel einer festen Bestimmung war jener Artikel des westfälischen Friedens, der es den evangelischen wie den katholischen Ständen gestattete, in allen Religionssachen die Entscheidung durch Majoritätsbeschluß überhaupt abzulehnen. Ein Beispiel mag zeigen, welcher Mißbrauch damit getrieben wurde. Als 1672 in dem französisch-holländischen Kriege die Mobilmachung der Reichsarmee beschlossen wurde, waren von Reichswegen vier Generalmajorsstellen, zwei der Cavallerie, zwei der Infanterie zu besetzen. Die Wahl des Reichstags fiel zufällig für die beiden ersteren auf zwei Protestanten, für die beiden letzteren auf zwei Katholiken. Darüber entstand unter den Katholiken heftigste Aufregung; man fand sich gekränkt, daß die eigenen Glaubensgenossen nur bei der Infanterie commandiren sollten; man beschloß die Angelegenheit für eine Religionssache zu erklären und verzögerte dadurch das Zustandekommen eines gültigen Beschlusses um volle zwei Monate, bis endlich ein Ausgleich dahin getroffen wurde, daß noch zwei Generalmajore ernannt wurden, ein katholischer für die Cavallerie und ein evangelischer für die Infanterie. Im 18. Jahrhundert sind einmal volle fünf Jahre (1780—1785) alle Verhandlungen des Reichstags verhindert worden, weil man sich nicht darüber einigen konnte, ob als Vertreter der westphälischen Grafen im Fürstenrath ein evangelischer oder ein katholischer Gesandter zuzulassen sei.

Zu all diesen Schwierigkeiten, die sich aus den Mängeln der Geschäftsordnung und der Verfassung ergaben, kamen endlich, gleich als ob man daran noch nicht genug hätte, immer aufs Neue jene Ceremonialfragen, die den Geschäftsgang des Reichstags hemmten und die hohe Versammlung zur lächerlichsten Körperschaft in ganz Europa machten. Insbesondere zwischen den Gesandten der Kur-

fürsten und den Fürsten herrschte in dieser Beziehung die größte Eifersucht. So verlangten z. B. die kurfürstlichen Gesandten bei feierlichen Gelegenheiten, officiellen Diners, u. s. w. auf roth ausgeschlagenen Stühlen zu sitzen, während sie den fürstlichen nur grüne oder schwarze Stühle zugestehen wollten. Nach langen Streitigkeiten brachten es 1669 endlich die Fürsten dahin, daß überall nur schwarze Stühle gesetzt wurden. Als das zuerst geschah, erschien zu allgemeinem Erstaunen der kurbrandenburgische Gesandte mit einem großen, mit rothem Sammt gefütterten Mantel, den er gegen den Brauch bei Tafel anbehielt und so über den schwarzen Stuhl zurückfallen ließ, daß er denselben ganz bedeckte. Mit nicht geringem Selbstgefallen berichtete dann dieser gewandte Diplomat seinem Hofe, er habe dadurch den für die kurfürstlichen Gesandten bis dahin hergebrachten Vorzug gerettet. Eine andere Distinction der Art wurde darin gesucht, daß bei den Plenarsitzungen die kurfürstlichen Gesandten beanspruchten, ihre Stühle sollten auf den Teppich gestellt werden, auf welchem der Principalcommissarius unter einem Baldachin saß, die der fürstlichen aber auf den bloßen Boden des Zimmers, bis man sich schließlich dahin einigte, daß die Stühle der fürstlichen Gesandten doch wenigstens noch auf die Frangen des Teppichs gesetzt wurden. Ebenso kam es erst nach langwierigen Mißhelligkeiten zu einer Einigung über die Reihenfolge, in welcher bei den Diners des Principalcommissarius die Toaste auf den Kaiser und die einzelnen Fürsten ausgebracht werden sollten. Ueber andere ebenso wichtige Fragen aber, z. B. darüber, ob am 1. Mai der Reichsprofoß den kurfürstlichen Gesandten sechs, den fürstlichen aber nur vier Maibäume setzen solle, oder in welcher Ordnung kurfürstliche und fürstliche, geistliche und weltliche Gesandten ihre respectiven Damen zu Tisch führen sollten, ist es meines Wissens überall nicht gelungen, zu einer Verständigung zu gelangen; über die letztere Angelegenheit sind im Jahre 1748 nicht weniger als zehn Staatsschriften verschiedener Reichstagsgesandten gedruckt und verbreitet worden, in denen sich die Gegner die ausgesuchtesten Grobheiten an den Kopf warfen; im 97., 98. und 99. Theile von Fabers Staatscantzley findet man alle zehn wieder abgedruckt.

Es wird nicht nöthig sein, weitere Beispiele zu häufen. Das Gesagte dürfte ausreichen, um zu zeigen, mit welchen Nichtigkeiten die Mitglieder der höchsten gesetzgebenden Körperschaft des deutschen Reichs ihre Zeit verbrachten, und es bedarf keiner Ausführung, wie sehr darunter die Geschäfte leiden mußten. Wir aber werden nach dieser Skizze von der Organisation und der Verfassung des Reichstags leichter begreifen, wie es gekommen ist, daß es der obersten Repräsentation eines Reiches, welches noch immer seinem Umfange nach das größte in Europa war, an politischer Bedeutung so gänzlich mangelte.

Ziele der neugegründeten „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland".

Von A. Kirchhoff in Halle a./S.

Verrauscht sind soeben die schönen Tage des ersten großen Geographenfestes in Deutschland: die Tage der Festfeier des halbhundertjährigen Bestehens der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, der ältesten ihrer Art nächst der Pariser,

gegründet in jener unvergeßlichen Zeit, als Humboldt und Ritter Berlin zur Hauptstadt der wissenschaftlichen Erdkunde gemacht hatten.

In der Stille aber erfüllte sich kurz vorher, am 29. April, ebendort in Berlin als ein nicht minder bedeutsames Ereigniß die längst vorgesehene Gründung der Deutschen Afrika-Gesellschaft, die sich den in der Ueberschrift bezeichneten Namen zum Unterschied von der anderen, gleichfalls wesentlich deutschen Afrika-Gesellschaft, nämlich der österreichischen beigelegt hat. Mit der letzteren und den übrigen in fast allen Staaten Europa's sowie in der nordamerikanischen Union jüngst begründeten afrikanischen Gesellschaften schließt sie sich an die der Initiative des edelsinnigen Königs Leopold II. von Belgien verdankte internationale Afrika-Vereinigung an, ist daher gegenüber der früheren, nunmehr in ihr aufgegangenen „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrikas" erweitert sowohl in Hinsicht auf den Raum des Arbeitsfeldes, als ganz besonders in Hinsicht auf die ins Auge gefaßten Ziele.

Da die letzteren, wie die den Reichszuschuß für die neue Gesellschaft betreffende Debatte und Abstimmung in unserem Reichstag Ende März gezeigt hat, noch so wenig allgemein und in ihrem wahren Sinne bisher bekannt wurden, mögen hier einige Worte unbefangener Beurtheilung wohl ihre rechte Stätte finden.

Die Mitgliedschaft der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" wird durch einen Jahresbeitrag von 5 Mark erworben; treten mehrere zu einem örtlichen Zweigverein der Gesellschaft zusammen, so mindert sich die Höhe dieses Beitrags sogar auf 3 Mark für den Einzelnen herab. Und dafür ist ein Jeder vollberechtigt, bei den Hauptversammlungen am Centralsitz der Gesellschaft, in Berlin, wie mittelbar von seinem Wohnort aus theilzunehmen an den Berathungen und Beschlüssen der Gesammtheit; er erhält unentgeltlich die in Aussicht genommenen periodischen Veröffentlichungen über den Fortgang des gemeinsamen Unternehmens zugesendet. *)

Keineswegs ist zu befürchten, daß die unter uns aufgebrachten Gelder über Berlin ihren Weg in fremde Hände außerhalb unseres Reiches finden könnten, um für unbestimmte „internationale" Zwecke verwendet zu werden. Vielmehr ist statutenmäßig bestimmt, daß über Veranlagung der für diese deutsche Gesellschaft eingehenden Mittel auch nur im Schooß derselben verfügt werden darf. Zunächst und ganz überwiegend werden also davon diejenigen Unternehmungen bestritten werden, über deren Ausführung man in Berlin jedesmal schlüssig geworden. „Außerdem", folglich in zweiter Stelle und je nach dem Kassenbestand, gedenkt man, „die Unternehmungen der internationalen afrikanischen Association durch Geldbeiträge zu unterstützen."

Denn wir wollen ja eben aufhören, wie bisher in vollster Zerfahrenheit bald hier, bald dort aufs Gerathewohl ins Innere des verschlossensten Erdtheils einzudringen; planmäßig sollen die Richtungen der Expeditionen im großen Ganzen zu Brüssel, dem dauernden Mittelpunkt der allgemeinen Afrika-Genossenschaft, vereinbart werden, gemeinschaftlich soll im Wesentlichen das Ziel, gemeinsam der

*) Das Nähere ist ersichtlich aus den gedruckten „Satzungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", die der Verf. dieser Zeilen gern Jedem auf Verlangen zur Einsicht mittheilen wird.

Antheil an den zur Erreichung desselben ausersehenen Einrichtungen sein. Somit drückt die eben erwähnte Doppelbestimmung über die Geldverwendung vollkommen klar die Absicht aus, einerseits uns freie Hand im Einzelnen zu bewahren, unsere Aussendungen nur im Namen der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" zu organisiren, dabei aber einmüthig zu handeln mit den übrigen Nationen des internationalen Bundes, sowie auf Grund eigener Beisteuer in dessen Kasse, auch von dessen Förderungsmitteln Gebrauch zu machen.

Was sind nun diese leitenden Gedanken, die unter dem in Brüssel angenommenen Abzeichen des goldenen Sterns im blauen Banner die Erschließung Afrikas auf neuen Wegen erstreben? Was sind die neu gesteckten Ziele und die neu ersonnenen Mittel, wie sie den Charakter auch unserer Afrika-Gesellschaft bedingen nach Maßgabe desjenigen der Gesammtverbindung, zu welcher sie sich verhält wie ein selbständig auswachsender Ast zu seinem Stamm?

Es ist das Alles mit einem einzigen, schwer wiegenden Satz beantwortet: man will systematisch die Kunde von Afrika zusammen mit Afrikas Gesittung fördern. Bei keinem anderen Erdtheile ist das Gelingen seiner wissenschaftlichen Erforschung so sehr von der Erziehung der Eingeborenen abhängig, bei keinem anderen verflicht sich das praktische Interesse an der vollkommneren Erschließung desselben so innig mit dem theoretischen als bei Afrika. Darum ist es wahrlich eine arge Verkennung der Sachlage gewesen, wenn man jenes Doppelstreben verurtheilte wegen seiner humanitären Ideologie! Wohl Jeder, der vor einem größeren Hörerkreis die Tendenzen der internationalen Association, die Ausstreuung der auf der Brüsseler September-Conferenz von 1876 zu Tage geförderten Keime auch auf deutschen Boden vertrat, sah sich dem Vorwurf idealer Schwärmerei bei Diesem und Jenem ausgesetzt, und solche, in der Regel ganz wohlmeinenden Gegner zogen nicht selten die Masse an sich, die ja so gern von beliebten Schlagwörtern wie hier von dem des deutschen Gelehrten-Idealismus sich bethören läßt.

Das praktischste Volk der Erde, das englische, denkt anders über den Punkt, eben weil es Land und Leute Afrikas und Afrikas Bedeutung für den europäischen Gesittungskreis besser zu würdigen versteht. Wer schilt denn David Livingstone einen weichherzigen Träumer? Daß ihm an der geweihtesten Stätte seiner heimathlichen Insel, in der Westminster-Abtei, die letzte Ruhestatt gewährt wurde, beweist zur Genüge, wie hoch seine Nation von ihm dachte; so hohe Ehre hätte man dem schottischen Wollweber, trotz all seiner selbstlosen Opferwilligkeit, die er auf den immer erneuten Missionszügen durch Südafrika bewiesen, nimmermehr angethan, wenn man nicht ein tieferes Verständniß für die Völker bildende und Länder erschließende Bedeutung derjenigen Ideen gehabt hätte, zu deren Träger sich diese im höchsten Sinn christlich angelegte Natur machte. Handel, Abschaffung der Sklaverei, missionare Einwirkung — das sind die Ziele, welchen die Engländer auf afrikanischem Boden nachtrachten; die geographische und ethnologische Forschung schwebt ihnen dabei in aufrichtigster Hochachtung als das einzig mögliche Werkzeug zur Erreichung des Zweckes vor Augen, und vollbewußt sind sie sich, daß die Wissenschaft wiederum die besten Früchte erst ernten wird, wenn jene praktischen Ziele in planmäßiger Ausführung näher und näher rücken. Das englische National-Comité, welches unabhängig von der internationalen Association

einen „African Exploration Fund“ gegründet hat, ist gerade von allen National-Comités analoger Bestimmung dasjenige gewesen, welches nächst der ruhmwürdigen Bethätigung des belgischen die größte Zuschußsumme in die internationale Afrika-Kasse eingeliefert hat. Und welchen Eindruck mag die Aeußerung des Herrn Kapp in der erwähnten Sitzung des deutschen Reichstags vom 29. März, man möge die vom Bundesrath (bei erneuter Lesung dann auch vom Reichstag) der Deutschen Afrika-Gesellschaft bewilligten 100,000 Mark streichen, da die Handelsbeziehungen unseres Reichs mit Afrika gar nicht so belangreich seien, — welchen Eindruck mögen solche Reden auf die Engländer machen, deren Handel freilich zur Zeit ebenfalls nach keinem Erdtheile so dünne Fäden spinnt als nach dem afrikanischen! Wohin sich unser Handel bereits machtvoll Bahn gebrochen hat, dahin braucht das deutsche Reich seinen helfenden Arm eben weniger auszustrecken; soll es aber den wohl nicht zufällig mit ihm zur selbigen Zeit geborenen, auf Afrika gerichteten Nationalbestrebungen eine kargende Stiefmutter sein, weil sich die Gewinnprozente noch nicht recht überschlagen lassen und unsere Handlungshäuser weit öfter asiatische und amerikanische als afrikanische Geschäftsverbindungen buchen? Welche Kurzsichtigkeit!

Nach streng geographischem Gesetz ist in Afrika die Productionskraft des Bodens da am größten, wo die Gefahr für die Gesundheit des Weißen am bedrohlichsten erscheint: im mittleren Raum der tropischen Regen, also zwischen der großen Wüste seines Nordens und der kleineren dem Kapland vorgelagerten südlichen. Eisen, Kupfer und Kohle scheinen daselbst eine gewinnreiche bergmännische Ausbeutung zu verheißen; namentlich Eisen scheint von dem rothen Boden des die afrikanischen Tropenländer beginnenden Nordgürtels bis zu dem ausgezeichneten Magneteisen der Kalamba-Kette Natals in unermeßlichen Mengen verbreitet zu sein, wie die Eisenverhüttung seit uralten Zeiten von Aegypten bis ins Hottentottenland geübt wurde; und wenn dereinst die Kupferminen des im Congo-Gebiet jüngst erst entdeckten, noch großentheils im Urwaldschatten ruhenden Urua nach den Regeln unserer Technik bearbeitet werden, so wird wohl Nordamerika, Japan, Jünnan und Südaustralien von dem Wettstreit um den Ruhm größten Kupferreichthums ablassen müssen, wie er in Europas Grenzen Dank dem Mansfelder Segen gegenwärtig Preußen zukommt. In solcher Zukunft wird man nicht mehr von Gold- und Diamantenfeldern des britischen Südafrikas als den wichtigsten Quellen afrikanischen Mineralreichthums reden, gewiß auch nicht mehr den Straußenfedern und dem Elfenbein die Vorrangstellung unter den dem Thierleben zu verdankenden Ausfuhrgegenständen des schwarzen Continents zuerkennen müssen wie heute, da die unvergleichliche Legionenfülle der Antilopenheerden, ja der Dickhäuter und Krokodile neben der dann ungeheuer erweiterten Zucht von Schafen und Rindern dem Weltmarkt ganz andere Werthmassen, zumal an Häuten und Vließen von Afrikas Küsten darbieten werden. Man denke, was die Krokodile betrifft, nur zum Vergleich an deren amerikanische Verwandte, die Alligatoren, die noch bis vor hundert Jahren ungestraft nach Mensch und Thier schnappten, sobald diese in ihrem flüssigen Tyrannenreich sich sehen ließen, deren Unthaten man indessen nun im hundertsten Gliede straft, indem man jährlich gegen 20,000 erlegt, um aus ihrer Haut — vortreffliches Stiefelleder zu machen.

Ohne Zweifel aber wird immer das Hauptgewicht auf die pflanzlichen Erzeugnisse fallen. In unseren Tagen spielt in der Hinsicht nur die Oelpalme eine wichtigere Rolle, welche ausschließlich in Afrika wächst, und zwar bis jetzt auch nur in den vom guineischen Busen her am mächtigsten mit atmosphärischem Niederschlag gesegneten atlantischen Stromgebieten; das der Oelpalmenfrucht entpreßte köstliche Oel, an der Guineaküste flüssig eingefüllt in gewaltige Tonnen, sodann erstarrend bei der Ueberfahrt durch die kühleren Breiten, ist schon ein schwer entbehrlicher Stoff für europäische Kerzen- und Seifenfabrikation geworden. Wie unzählbar ist jedoch die Schaar derjenigen Gewächse des tropischen Afrikas, welche in ähnlicher Weise unserer Industrie kostbaren Rohstoff liefern könnten! Kein anderer Erdraum besitzt eine so große Fülle und Mannigfaltigkeit krautiger, strauch- und baumartiger Lieferanten von Kautschuk, ohne welchen wir schon fast nicht mehr leben könnten und den doch keine chemische Kunst heimisch zu erzeugen vermag. An die hundert afrikanische Pflanzenarten geben den trefflichen Indigo, diesen vom Anilin unverdrängbaren meistgesuchten Färbestoff. Und wer vermöchte schon heute die Nutzhölzer und gewerblich verwerthbaren Bast- und Fasergewächse in ihrem zukünftigen Welthandelswerth zu veranschlagen, von denen uns vorläufig die Reisenden nur sichere Kunde über ihr seit Jahrtausenden ungenütztes Wuchern im afrikanischen Walde gebracht haben?

Zugleich die sicherste und die größte Zukunft aber hat der Anbau der vier für unser tägliches Bedürfniß nächst dem Getreide wichtigsten Pflanzen, welche gleichwohl in unserem Vaterlande gar nicht oder nicht zur Genüge gedeihen und von denen nur eine durch die heimische Zuckerrübe ersetzbar ist: Zuckerrohr, Kaffee, Tabak und Baumwolle. Baumwolle neben Indigo sieht man ganz regelmäßig bei den Negerstädten und Negerdörfern Flach-Sudans auf den Feldern, so gut wie das einheimische Büschelgetreide, die Durrah; durch die asiatisch-afrikanischen Tropenländer ist allem Anschein nach die gewinnreichste Faserpflanze der Gegenwart ebenso ursprünglich verbreitet wie durch die amerikanischen; blaugefärbte hemdartige Baumwollkittel, sogenannte Toben, waren, nach altägyptischen Sprachspuren zu schließen, schon im hohen Alterthum eine ganz gewöhnliche Gewandung in Innerafrika. Der Kaffeebaum hat erst seit dem 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung seine Wanderung nach Südasien und Amerika angetreten; der Name des Landes Kaffa südlich von Habesch bewahrt die Erinnerung daran, daß Afrika seine wahre Heimat ist, und wo gäbe es auf Erden einen so mächtigen Raum wie eben in Afrika mit Erfüllung der beiden hauptsächlichen Naturbedingungen für schwungreichen Betrieb der Kaffeepflanzungen, heißfeuchtes Tropenklima und terrassenartige, Schatten spendende Höhen? Vom Zuckerrohr genügt es zu erwähnen, daß es allerwegen vorzüglich unter Afrikas Sonne auswächst, wo die kräftigsten Regengüsse mit dem höchsten Sonnenstand zusammenfallen, also bis nach Natal, ja daß die Zuckerinsel Mauritius östlich von Madagascar mehr Zucker liefert, als irgend ein anderer gleichgroßer Flächenraum. Der Tabak endlich, von dem eine Art wenigstens Afrika von Anfang an eigen gewesen zu sein scheint, hat in seiner vom Botaniker auf das duftige virginische Blatt getauften Species durch Anbauverbreitung von Ort zu Ort früher das Herz des Erdtheils erreicht als der Fuß unserer Entdecker.

Was hat nun dieses Afrika trotz all seiner natürlichen Reichthumsquellen

so niedrig gehalten auf der Leiter der Culturwichtigkeit der Erdräume? Einzig und allein die Unreife der wirthschaftlichen Entwicklung seiner Bewohner. Man unterschätzt heute nicht mehr die Anlagen der schwarzen und braunen Volksstämme Afrikas, der eigentlichen Neger und der Bantu, zu denen die Völkerreihe bis ins Kaffernland gehört. Nirgends findet man sie auf so kümmerlich tiefer Gesittungsstufe, wie etwa die Botokuden Brasiliens. Theils gestattete ihnen die nur mäßige Anzahl mühelos reifender Früchte nicht nach Art der ganz verzogenen Muttersöhnchen der Tropennatur so ganz und gar ohne eigenes Regen der Hände zu leben — es giebt in Afrika den vielbesungenen ewigen Frühling oder Sommer des heißen Erdgürtels unseres Wissens nirgends, sondern das Jahr scheidet sich in die Fruchtzeit der Regen und die magere Zeit der Dürre —, theils weckte der im tropischen Amerika und in Australien fehlende Kampf mit an physischer Kraft dem Menschen weit überlegenen Raubthieren den Afrikaner zur Erfindung und Beherztheit, theils fand über die Landenge von Suez seit Alters manch glücklicher Gedanke so still und sicher seinen Weg bis in den fernsten Süden, wie die virginische Blattpflanze vom Westsaume her: die hochgestiegenen Culturvölker Mejicos und Perus hatten unter dem geographischen Verhängniß zu leiden, daß sie der unwirthliche Norden von der asiatischen Landfeste, von jeher bis in die neue Aera des Columbus dem menschen- und erfindungsreichsten Theil der Erde, trennte; sie kannten nichts als steinerne, hölzerne, eherne Geräthe und kannten niemals die friedliche Kunst des Melkers; dagegen schmolzen die wollhaarigen Schwarzen, so lange wir ihre Geschichte kennen, aus Eisensteinen das nützlichste der Metalle mit Holzkohlen aus, melkten und webten wie die Inder am Ganges oder die Aegypter am Nil. Indessen über ein träges Dahinleben in den Tag hinein kamen die Nigritier doch nirgends; sie brauchten nicht einmal den Urwald ordnungsmäßig zu roden — es sproßte ihnen zur Noth schon um die stehen gebliebenen Baumstümpfe aus flüchtig in die Asche verbrannter Wildpflanzen gestreuter Saat genügende Ernte, das gab zugleich das liebe Durrah-Bier, wenn man nicht den süßen Palmensaft vom schwanken Stamm beim Kegeldach seines Tukul abzapfen konnte, um aus ihm schäumenden Palmwein mühelos zu gewinnen; Jagd und Viehzucht gab Fleisch und Milch; ein guter Raubzug ins Nachbargebiet etwa schwächerer Stämme schaffte auch wohl Sklaven herbei, um vollends das uralte Vorrecht freier Menschen in vollen Zügen zu genießen, das Faullenzen.

Solcherlei Menschheit beherrscht noch heute fast das ganze reiche Mittelland von Afrika. Darum ist hier, wo die Schätze beider Indien eingeheimst werden könnten, wenn es Menschenkräfte von einiger Arbeitslust dort gäbe, in der That noch so wenig zu holen, daß der Geldwerth des Ein- und Ausfuhrhandels auf dem afrikanischen Festland, wenn man Algier, Aegypten und den englischen Süden aus der Rechnung läßt, auf ein Geringeres sich beziffert, als der von Malta oder Portugal oder Rumänien, fast so geringfügig erscheint, als der des kleinen, armen Königreichs Hellas. Ja selbst bei Einrechnung des Waarenumsatzes der eben in Abzug gebrachten Theile steht Afrika im Werthe seines Außenhandels ebenso wie im Ausbau seiner Eisenbahnlinien sogar unter dem Steppen- und Wüstenfestlande Australien, welches es doch mit seiner Zahl von ungefähr 200 Millionen Bewohnern ums Hundertfache überbietet. Und welche barbarischen Sittenzüge berichten uns

nicht die neuesten Forscher aus dem natürlich weitaus am stärksten bewohnten tropischen Innern! Da fröhnen noch ganze Völkergruppen kannibalischen Neigungen; Ruchlosigkeiten von Menschenopfern zur Sühnung göttlichen Unwillens geschehen noch dicht hinter der Grenze, bis zu welcher die in Afrika verbreitetste monotheistische Religion, der Islam, wohlthätig die Erziehung der Sudanneger angebahnt hat; tyrannische Greuel von Massenmord der Weiber oder Sklaven zur Verherrlichung höfischer Freuden- und Trauerfeste, wie man sie sich gern auf den blutgedüngten Boden des Dahome-Scepters beschränkt dachte, offenbarte uns Cameron als sehr gewöhnliche Vorgänge im reichen Congoland; und urwüchsiger Aberglaube aller Art hält sammt heißer Sinnenbegierde die Eingeborenen des heidnischen ebenso wie des mohammedanischen Afrikas gefangen.

Diesen Kindern afrikanischen Bodens und afrikanischer Sonne hätte man nicht die Predigt des Christenthums als erstes Gesittungsmittel bringen sollen; diese Lehre der Entsagung von Sinnenlust und von selbstloser Nächstenliebe findet unmöglich ein entgegenkommendes Verständniß bei so sinnlich angelegten, so durchaus nur materieller Selbstsucht nach unvordenklicher Anerbung lebenden Menschen. Will man den großartigen Umbau des Hauses afrikanischer Gesittung erfolgreich vornehmen, auf daß nicht morgen, aber in kommenden Jahrhunderten ein edleres, weil arbeitsameres und von den Knechtesfesseln des Wahnglaubens und niedrigster Selbstsucht freieres Volk in gemehrter Millionenfülle unter dessen Dache wohnen möge, so gilt es nicht prangende Zinnen im Stile der Christenthums-Kathedralen auf den kraftlos morschen Wänden greisenhafter Kindheit aufzuführen, sondern jene Grundlagen zuvörderst zu legen, welche den späteren Ueberbau zu tragen, ja theilweise von selbst aus sich zu erzeugen vermögen: die wirthschaftlichen.

Das eben bezweckt die internationale Vereinigung, folglich auch unsere deutsche Gesellschaft. Der Handel soll den Forschern den Eingang ins Binnenland öffnen, ihre den Eingeborenen unverständlichen und darum Mißtrauen erweckenden Absichten gleichsam maskiren. Ohnedies läuft jeder Entdeckungsreisende Gefahr, daß Ernst gemacht werde Seitens der Eingeborenen mit den Anschauungen, die einst unserem trefflichen Nachtigal gegenüber in der ödesten Wüstenlandschaft der südlichen Sahara unerbittlich logisch also ausgesprochen wurden: „Da es bekannt ist, daß ihr Weißen die klügsten, reichsten und mächtigsten Leute der Welt seid und sich Niemand Gefahren und Anstrengungen aussetzt ohne Aussicht auf ansehnlichen Gewinn, so muß es eine Unwahrheit sein, wenn du behauptest in unser Land gekommen zu sein, nur um unsere kahlen Felsen und armen Thäler zu sehen. Obgleich wir zu unwissend sind, um die Schätze zu kennen, die unser Land etwa birgt, so beweist deine Anwesenheit, daß dieselben vorhanden sein müssen, und es erscheint uns gerathen, dich zu vernichten, um dich zu verhindern, dieselben deinen Landsleuten zu verrathen, diese herbeizuführen und uns unserer Heimath zu berauben." Zwar nicht mit zahlreichem Troß, aber stets mit Kaufwaare beladen, sollen die Expeditionen von der Küste aus landeinwärts ziehen, dort sollen sie an geeigneten Punkten, wie z. B. bei der gegenwärtig bereits in Ausführung begriffenen belgischen Expedition unter Marno auf der Straße von der Sansibar-Bucht nach dem Tanganjika-See und weiter nach dem Luálaba oder oberen Congo, etwa in Njangwe eine Station gründen, d. h. es soll unter Leitung

wissenschaftlicher Fachmänner, die an dieser Stelle dauernden Beobachtungen und kartographischen (auch Erkundigungs-) Aufnahmen, sowie Sammlungen obliegen, den Eingeborenen in Landbestellung und gewerblicher Leistung unter die Arme gegriffen, ihnen im Kleinen manches Muster europäischen Fortschritts vorgehalten und so in wirksamster Weise dem kindlich nachahmungssüchtigen Volke das Lockmittel des guten Beispiels vorgehalten werden. Diese Stationen, zugleich Depôts von Nahrungsmitteln und wissenschaftlichem Rüstzeug, sollen also einerseits Stützpunkte für das weitere Vordringen der Entdecker, andererseits Lichtpunkte zum langsamen, aber sicheren Verscheuchen der tiefen Schatten mangelhafter Gesittung in concentrisch weiter sich dehnenden Erhellungskreisen werden, damit der für das afrikanische Tropenklima körperlich am vollkommensten von der Natur erzogene Mensch sich selbst und dem ganzen Geschlecht zum Segen seine Kräfte glücklich bethätige und die noch zum besten Theile schlummernden Schätze seiner Heimat dem Boden entsteigen lasse. Wer möchte nicht ein herzhaftes Glückauf dem goldenen Stern im blauen Felde zurufen!

Die Philosophie der deutschen Socialdemokratie.

Von J. Huber in München.

Der deutsche Socialismus, äußert Engels, ist der einzig wissenschaftliche und er verdankt dies der deutschen Philosophie, namentlich der Philosophie Hegels. — Die geistigen Häupter derselben, Marx, Engels und Lassalle, sind auch in der That Schüler dieser Philosophie, aber die beiden ersteren haben schon früher den Idealismus derselben mit dem naturwissenschaftlichen Realismus vertauscht und nur die negative Dialektik als Constructionsprincip der Geschichte festgehalten. Sie tadelten und verwarfen es an Hegel, daß er eine vor Natur und Geschichte bestehende unpersönliche Idee als den metaphysischen Grund alles Wirklichen behauptete und dann in den Entwicklungen und Veränderungen des letzteren den logischen Proceß dieser Idee sah. Eine solche Weltanschauung nöthigt eine teleologische Weltansicht auf und von einer solchen, obwohl sich Marx und Engels bei genauerer Prüfung ihrer Geschichtsphilosophie von derselben in Wahrheit doch nicht losmachen können, wollen sie nichts wissen. In der polemischen Schrift, welche der erstere gegen Proudhon's „Philosophie de la Misère" unter dem umgekehrten Titel „Misère de la Philosophie" veröffentlichte, macht er, im Hinweis auf die Geschichte der Entstehung des großen Grundbesitzes in England, welcher mit der Vertreibung der kleinen Bauern aus ihrem, durch einen feudalen Rechtstitel ihnen garantirtem Grundbesitze und der Ersetzung der Menschen durch Schafheerden sich einleitete, diese sogenannte Providenz in der Geschichte, die alles Unrechtes und furchtbarer Gräuel bedarf, um ihre Ziele zu fördern, in bitterer Weise lächerlich. An die Stelle dieser teleologischen Geschichtsbaumeisterei habe vielmehr eine andere Erklärung der Ereignisse zu treten, die nicht nach dem Warum und Weßwegen, sondern nur nach dem Wodurch und Woher frage und forsche. Und da nun nach der Erfahrungswissenschaft das Erste die Materie sei, so müsse in den materiellen Bedingungen des Lebens eines geschichtlichen Zeitalters die Ursache der ganzen Culturform desselben gesucht werden. Staats- und Gesellschafts-

ordnung und alle zu einer bestimmten Zeit gegebenen ideologischen Formen in Kunst und Wissenschaft, in Recht, Moral und Religion, kurz das ganze Bewußtsein der Menschen einer Epoche sei nur die Folge der Art und Weise, wie sie materiell producirten, mit welchen Kräften sie der Natur ihre Existenz abgewönnen, welche Productionsverhältnisse sich gebildet hätten. Der Idealismus müsse aus dem letzten Schlupfwinkel, in welchem er sich zurückgezogen habe, nämlich aus der Geschichtsbetrachtung, vertrieben werden; es müsse eine naturalistische Geschichtserklärung statuirt werden. — Der Fortgang in der Geschichte aber mache sich nach dem Schema der negativen Dialektik, wonach jeder Satz in seinen Gegensatz und dem entsprechend auch jeder Gesellschaftszustand in den ihm entgegengesetzten umschlage. Jede der Formen der Gesellschaft producire aus sich selbst ihren Zerstörer und zwar dadurch, daß sie ihre Productivkräfte ändere und vermehre. In Folge dessen bilde sich ein neuer Stand, der den früher herrschenden allmählich zurückdränge und sich statt seiner in die Herrschaft einsetze. Mit diesem neuen Stand erhalten Staat und Gesellschaft eine andere Physiognomie und werden auch die Ideen und der ganze Culturstand ein anderer. Die ganze Geschichte sei demnach nichts anderes als eine Geschichte der Veränderung der Productivkraft und Productionsverhältnisse und im Zusammenhange damit eine Geschichte des Kampfes der socialen Klassen. —

Diese Geschichtsanschauung brachte Marx mit Engels zusammen, zuerst in dem „Communistischen Manifest" vom Jahre 1848 zur concreten Anwendung. Hier ziehen beide den Entwicklungsgang der christlichen Weltzeit seit dem Mittelalter. Sie zeigen, wie die Feudalaristokratie und die von ihr beherrschte Gesellschaft „allmählich einen Widersacher im Bürgerthum, der Grundbesitz einen mächtigen Concurrenten an Industrie und Handel erhält, wie sich mit den großen Entdeckungen der Neuzeit die Bourgeoisie immer mehr bewährt, Staat und Gesellschaft nach allen ihren Formen revolutionirt, schließlich aber selbst, indem der bürgerliche Mittelstand unter der Großproduction und dem Großhandel immer mehr aufgesaugt wird, an der Schaffung eines neuen, nämlich des vierten Standes oder des Proletariats arbeitet und auf solche Weise sich gleichfalls den Feind erzeugt, der sie und ihre Herrschaft eines Tages vernichten muß. Mit Siegeszuversicht blicken darum Marx und Engels in die Zukunft, der socialistische Staat erscheint ihnen als eine unabwendbare Naturnothwendigkeit, er ist blos noch eine Frage der Zeit. — Und in der That, wenn man auf die Zustände der Gegenwart blickt, so scheinen die Hoffnungen von Marx und Engels nicht mehr in das Reich der Träume verwiesen werden zu dürfen.

Marx will auch finden, daß im socialen Kampfe ums Dasein nicht blos Capital und Arbeit, unbewegliches und bewegliches Capital, sondern auch größeres und kleineres mit dem Erfolge concurriren, daß der Besitz sich in immer wenigeren Händen anhäuft, daß demnach die Zahl der Eigenthumslosen und Proletarier immer größer wird, deren ungeheure Majorität schließlich einer verschwindenden Minorität von Milliardären und Geldkönigen gegenübersteht, dann sei der geschichtliche Umschlag aus der Gesellschaft der Bourgeoisie in die Gesellschaft der Arbeiter ein einfaches sich von selbst machendes Experiment — die Majorität der Nichtbesitzenden decretirt den Besitzenden ihr Eigenthum ab und macht dasselbe zum Gemein-, zum Staats- und Gesellschaftseigenthum.

Diese Geschichtsphilosophie zieht sich wie ein rother Faden durch das Hauptwerk von C. Marx: „Das Kapital“.

Bei Lassalle fehlt die philosophische Geschichtsconstruction nicht, in seinem „Arbeiterprogramm“ zeichnet er in markirten Zügen dieselbe und wir finden, daß er hierin den Ideen von Marx und Engels sich anschließt. Doch ist sein Hauptaugenmerk vorzugsweise auf die Idee des Staats und auf das Problem vom Grunde des Rechts gerichtet. Auch hat er niemals dem deutschen Idealismus in ähnlicher Weise den Absagebrief geschrieben, wie seine genannten Gesinnungsgenossen. Vielleicht noch mehr als von Hegel hat er aus Fichte gelernt, dessen politischer Freisinn, agitatorische Thätigkeit und heldenhafte Tapferkeit ihn besonders sympathisch berührten. Fichte gelangte ja bereits auf Grund des Naturrechts selbst zu der Idee des Socialismus, wie sein „Geschlossener Handelsstaat“ erweist. Fichtes Anschauung über den Weg, worauf Deutschland zu einer einigen nationalen und freiheitlichen Existenz gelangen könne, weiter über das, was ein Volk erst zum Volk mache, nämlich die Einheit der Bildung, hat Lassalle vollständig sich angeeignet. Fichte ist ihm aber zugleich der deutscheste aller deutschen Philosophen, weil das deutsche Volk aus seinem Innern heraus sich erst sein geschichtliches Dasein schaffen müsse und Fichte's Philosophie den Geist als den Schöpfer alles Aeußern lehre.

In dem mit reichem historischen und juristischen Wissen abgefaßten Werke „Das System der erworbenen Rechte“ rührt Lassalle an die Frage von dem eigentlichen Grunde des Rechts und er stellt dabei die Lehre auf, daß, wenn die rechtlichen Begriffe in einem Volke vollständig andere, als sie bisher gewesen, geworden seien, das Volk oder das legitime Organ seines Willens auch das Recht habe, alle auf den früheren, nun ausgelebten Rechtsanschauungen bestehenden Institutionen, also z. B. auch das Privateigenthum und das Erbrecht, abzuändern oder aufzuheben, und zwar ohne Entschädigung. Und er deutet für die Richtigkeit seiner Deduction auf den Vorgang in der Nordamerikanischen Union hin, wo der Congreß die Sklaverei abgeschafft, also in das Privateigenthum der Sklavenhalter eingegriffen habe, und zwar ohne daß er denselben für diesen Verlust eine Entschädigung zuerkannt hätte. —

Bekanntlich haben schon Platon und Aristoteles den Staat als ein ethisches Gemeinwesen gedacht. Sie zuerst haben die sogenannte ethische oder Kulturstaatsidee aufgestellt, darnach ist die Aufgabe des Staates nicht schon darin umschrieben, daß er blos jeden in seinem ihm zuerkannten Rechte schütze, sondern daß er dafür sorge, daß alle seine Angehörigen zu physischer und moralischer Wohlfahrt gefördert werden. Platon kam von diesem Staatsbegriff aus geraden Weges zum Communismus und Aristoteles, welcher darin seinen Lehrer kritisirte, verfällt der gleichen Tendenz, wenn er es unternimmt, das Bild des besten Staates zu zeichnen. — Diese Staatsidee, die ja auch Fichte und Hegel festgehalten, griff Lassalle abermals auf und sie wird ihm zum Prinzip seiner socialistischen Forderungen. Er sieht in der Geschichte den Kampf des Menschen mit der Natur; aus Elend, Ohnmacht und Unwissenheit nahm die Menschheit ihren Ausgang. Die fortschreitende Besiegung derselben oder, was damit gleichbedeutend ist, die Entwicklung der Freiheit ist der Inhalt der Geschichte. Nur dadurch, daß die Menschen sich vereinigten, konnten sie in diesem Kampfe siegreich vorwärts kommen, also nur durch die Gründung des Staats, der die Kräfte

des Einen durch die des Andern erzeugt und dadurch millionenfach vermehrt und steigert. So ist denn der Naturzweck des Staates die Cultur und darum die Pflicht des Staates, jeden, der ihm angehört, in den Stand zu setzen, eine solche Stufe des Daseins, die er als Einzelner für sich niemals erreichen könnte, zu ersteigen, jeden in der Erreichung seiner menschlichen Bestimmung, nicht nur in physischer Hinsicht, sondern auch als sittlich vernünftiges Wesen zu unterstützen, mit einem Wort, an allen seinen Angehörigen als Culturmacht sich zu bethätigen. — Daraus folgt für Lassalle, daß der Staat den selbstsüchtigen Kampf, der in der Erwerbsgesellschaft herrscht und worüber Unzählige seiner Angehörigen physisch und geistig zu Grunde gehen, nicht dulden könne, sondern daß er Maßnahmen treffen müsse, um demselben entgegen zu wirken und das Menschenrecht in allen zu retten und zu schirmen.

Diese Maßnahmen sind Einrichtungen, wie sie der Socialismus fordert. —

Carl Marx bekennt sich, wie wir gesehen, entschieden zum Materialismus. Er sagt: „Das Ideelle ist mir blos das im Menschenkopf umgesetzte Materielle.“ Und sein Freund Engels pflichtet ihm hierin vollständig bei. Er verweist die spekulative Philosophie aus der Natur und Geschichte und reservirt ihr blos mehr die formale Logik und Dialektik. Der Weltzusammenhang, den sie bisher zu begreifen versuchte, werde durch die Zusammenfassung der einzelnen Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften als allgemeines Weltbild hingestellt. Zwar sei dieses subjective Weltbild zu keiner Zeit ein exactes, die folgenden Generationen werden daran berichtigen und bessern, aber im Laufe der progressiven Entwicklung der Menschheit werde es doch immer vollkommener. — Engels erklärt nun die Materialität als die allgemeine Eigenschaft alles Wirklichen und die Bewegung als die Daseinsform alles Materiellen, nimmt die Nebulartheorie Kants, den Darwinismus und die Kohlenstoff- oder Plastidentheorie Häckels als sichere Ergebnisse der Wissenschaft in seinen Weltbegriff auf; bezeichnet Bewußtsein und Denken als Produkte des Gehirns, welches, da es selbst Produkt der Natur sei, in seinen Erzeugnissen, den Gedanken, nur dem Naturzusammenhang entsprechend produciren kann. Er läßt keine ausgemachten Wahrheiten, also auch nicht auf dem Gebiet der Moralbegriffe gelten; behauptet, daß die letzteren je nach den Gesellschaftsformen verschieden, daher widersprechend und wandelbar seien. Erst die Zukunft, wenn sie allen Klassengegensatz überwunden habe, könne eine wahrhaft menschliche Moral bringen.

Was in solcher Weise die Führer des Socialismus als wissenschaftliche Weltansicht aufstellen und entwicklen, das beten die dii minorum gentium der Partei nach. Der „Vorwärts“, das journalistische Centralorgan der deutschen Socialdemokratie, ist ein wahres Arsenal philosophischer Abhandlungen. Wenn dieselben dem Absatz nicht schaden und von den Lesern gelesen und auch verdaut werden, dann muß man allen Respect vor diesem Publikum haben. Bis zu den subtilsten Problemen erhebt sich hier die Besprechung, nicht blos die neue Gesellschaftslehre des Socialismus nach ihren verschiedenen Seiten hin wird hier erörtert, auch die spinosen Fragen über die Entstehung des menschlichen Wissens, ob es nur aus Erfahrung sich aufbaue oder ob es auch etwas Apriorisches im Denken gebe, kommen hier zur Sprache. Douai und Dietzgen, der Lohgerber, lassen sich hier über Idealismus und Empirismus vernehmen, ergehen sich in einer durchaus nicht zu verach-

tenden Kritik über die Theorien unserer großen Philosophen und führen scharfe Hiebe gegen die Kathederweisen überhaupt. Mit der Metaphysik und dem Ding an sich soll gründlich aufgeräumt werden, alle Mystik, ob sie sich in ein theologisches oder philosophisches oder sogar naturwissenschaftliches Gewand verstecke, soll ein- für allemal ausgetrieben werden. Darum wird auch Dubois-Reymond hart darüber angelassen, daß er von Grenzen der Erkenntniß sprach. In dem illustrirten Wochenblatt „Die Neue Welt“ ist J. Most sehr thätig, den Darwinismus und Häckelianismus breit zu treten und allgemein mundgerecht zu machen. Neben Darwin und Häckel beruft man sich besonders gern auch auf Feuerbach und L. Büchner. Für des Letzteren Theorien sind die von dem Ehepaar Klemich in Dresden redigirten Blätter für geistigen Fortschritt des Volkes das Depot geworden. Einen höheren Geist als L. Büchner vermag sich Herr und Frau Klemich nicht zu denken und ihre Begeisterung für diesen wissenschaftlichen Heros wird auch wieder zärtlich, wenn sie nach ihm einen ihrer Sprößlinge benennen. Ausdrücklich bestimmt dieses in der Mission des Socialismus höchst exaltirte und aufopferungsfähige Ehepaar sein Blatt zu einem Organ für naturphilosophisch-atheistische Aufklärung. Wir finden darin Artikel gegen den Theismus, gegen die Teleologie, gegen den Aberglauben, vom Geist u. s. w., und was davon den Verfassern besonders gediegen erscheint, das werfen sie noch in Separatabdrücken als kleine Broschüren auf den Büchermarkt.

Was seit alter Zeit der Materialismus bezüglich der Entstehung und des Werthes der Religion verträgt, das finden wir in dieser Literatur wieder aufgewärmt. In der kleinen Schrift „Christenthum und Socialismus“, welche einen katholischen Kaplan ein Licht darüber aufzünden soll, daß diese beiden sich wie Feuer und Wasser verhielten und daher mit einander schlechthin unverträglich wären, wird der Ursprung der Religion aus Unwissenheit und Furcht hergeleitet und sie selbst, ganz in der Tonart des système de la nature, als ein Werkzeug zur Knechtung und Ausbeutung der Menschheit hingestellt. Insbesondere wird hier dem Christenthum der Vorwurf gemacht, daß in seinem Namen die scheußlichsten Verbrechen in der Geschichte verübt worden seien, daß es cultur- und freiheitsfeindlich sei und die Menschheit durch seine Predigt vom duldenden Gehorsam und den Freuden des Jenseits um die Güter des Daseins gebracht habe. Voruttau („Religion und Socialismus“) fordert daher, daß alle Socialisten aus den bestehenden Kirchen austreten mögen; doch sollten sie deshalb nicht die Religion selbst ignoriren, sondern die Ideen der Socialdemokratie zu ihrer Religion machen. Eine Art socialistischer Religionsphilosophie, die uns an das erinnert, was die Schwärmgeister im 16. Jahrhundert, Thomas Münzer, Sebastian Frank u. A. vorgetragen haben, entwickelt dann Dietzgen in seinen Kanzelreden „Die Religion der Socialdemokratie.“ Die Socialdemokratie, sagt er, sei selbst eine Religion, aber eine, die mit Herz und Kopf zugleich erfaßt werden müsse. Sie habe zwar den Glauben an einen überweltlichen Gott nicht, aber sie halte um so mehr an den innerweltlichen fest, der in der cultivirten menschlichen Gesellschaft wirklich werde. Sie stelle keine Wechsel auf das Reich der Todten aus, sondern wolle hienieden das Himmelreich erwerben. Auch nach ihr soll Gott Mensch werden, aber dieser Gott sei das Gute, Schöne und Heilige, und er soll nicht in einem Individuum, sondern in der ganzen Menschheit seine Incarnation gewinnen. Auch sie glaube an einen Erlöser vom Bösen, aber dieser Erlöser heiße Arbeit, und zwar planmäßig organisirte

Arbeit. Die Socialdemokratie lebe im Glauben an den Sieg der Menschheit, in der Hoffnung auf Erlösung aus materieller und geistiger Knechtschaft, in Liebe für die Gleichberechtigung der Menschen.

In diesen pantheistischen Chiliasmus stimmen A. Dulk und A. Th. Stamm mit ein. Auch ihnen ist Gott der Inbegriff der höchsten Ideen und sie schauen mit schwärmerischem Auge eine glückliche Zukunft der Menschheit, wo die ganze Religion nur in Philanthropie bestehen werde.

So stellt sich demnach der theoretische Socialismus als ein umfassendes und geschlossenes philosophisches System dar. In der Erkenntnißtheorie, Empirismus, indem die Subjectivität als leere Tafel betrachtet wird, in der Bestimmung des Objectiven, also in seiner Natur- und Geschichtsphilosophie und Anthropologie, Materialismus, indem das Reale nur als bewegter Stoff gedacht wird, endigt er zuletzt doch in Idealismus, da er nicht nur die volle Hingabe an die Idee der Humanität von seinen Anhängern fordert, sondern auch mit unerschütterlicher Zuversicht an den allendlichen Sieg des Gerechten und Guten glaubt. —

Neue Beweise für Darwin.

Von G. Jäger in Stuttgart.

Als Darwin seine Lehre aufstellte und die Zahl seiner Anhänger sich bedrohlich mehrte, erhoben die Gegner immer energischer die Forderung nach paläontologischen Beweisen. Dieser Forderung wurde erstmals volle Genüge durch Hilgendorfs Entdeckung der Umwandelung der Steinheimer Süßwasserschnecke geleistet, und bei der Tragweite dieser Entdeckung war es begreiflich, daß um dieselbe alsbald ein heftiger Streit sich erhob, der noch bis in die jüngsten Tage herein sich fortsetzte, aber auch jetzt mit einer entschiedenen Niederlage der Antidarwinianer endete, denn der Rückzug, den Hilgendorfs Gegner, Prof. Sandberger, angetreten hat, räumt die Hauptposition.

Kaum ist dieser Kampf entschieden, so entsteigen dem Boden Amerika's neue und noch gewaltigere Zeugen für die Umwandlungslehre, angesichts derer Prof. Marsh in Newhaven mit Recht sagt:

„Jetzt noch an der Entwicklungstheorie zweifeln zu wollen, heißt an der Wissenschaft selbst zweifeln."

Diese neuen Beweise verdankt man der von der amerikanischen Regierung angeordneten geologischen Untersuchung der bis vor 10 Jahren in dieser Richtung noch wenig bekannten Länder und Gebirge im Westen der Vereinigten Staaten. Die reichsten Funde ergaben die Ländereien Wyoming, Colorado und Neumexiko am Fuße des Felsengebirges und Kansas. Die Hauptforscher waren die Professoren Joseph Leidy, E. D. Cope und O. C. Marsh. Ich erlaube mir in Folgendem kurz das für die Abstammungslehre Wichtigste mitzutheilen und zwar hauptsächlich an der Hand der Rede, welche Prof. Marsh bei der letztjährigen amerikanischen Naturforscherversammlung zu Nashville gehalten hat und die mir von dem Verfasser in Separatabdruck zugesendet worden ist.

Die Funde sind um so bedeutender, als es sich diesmal nicht um wirbellose Thiere handelt, wie bei der Hilgendorf'schen Entdeckung, sondern um Wirbelthiere, und unter diesen fällt der wichtigste Fund sogar auf die höchsten Wirbelthiere, die Säugethiere.

Bei den Fischresten ist das Ergebniß für die Feststellung des Stammbaums noch dürftig; es wird nur eine Stammbaumlinie von dem jetzt lebenden Kaimanfisch (Lepidosteus) durch eine andere Art der gleichen Gattung in den unteren Eocänschichten zu den Lepidotus der Kreide und vielleicht weiter durch den Ischypterus der Trias zu dem Paläoniscus der Kohlenformation deutlich.

Bedeutender sind die Reptilienfunde und zwar einmal durch die große Zahl riesenhafter neuer Arten, dann aber dadurch, daß einige verwandtschaftliche Beziehungen klarer geworden sind. Zu dem bisher sehr vereinzelt dastehenden europäischen Maassaurier hat man über 20 Arten hinzu entdeckt, welche in mehreren Punkten, namentlich auch in der Dehnbarkeit des Kieferbaues, ein Bindeglied zwischen den Sauriern und den Riesenschlangen bilden und deßhalb auch den Namen Pythonomorphen erhielten. Es waren schlank gebaute Thiere von 20—80 Fuß Länge, denen zum Theil die Hinterfüße gemangelt zu haben scheinen. Dann ist der Stammbaum der Krokodile klarer geworden. Ein weiterer bedeutender Fund ist eine ganze artenreiche, durch mehrere geologische Horizonte hindurchgehende Fauna der als Mittelglieder zwischen Sauriern und Vögeln so wichtigen Gruppen der Dinosaurier, von dem katzengroßen fleischfressenden Nanosaurus an bis zu einem pflanzenfressenden Ungethüm, welchem Prof. Marsh eine Länge von 50—60 Fuß, und, wenn es sich wie seine Verwandten auf den Hinterfüßen aufrichtete, eine Höhe von 30 Fuß giebt. In Bezug auf Gigantik ist noch die Entdeckung einer Flugeidechse (Pterodactylus) mit 25 Fuß Flügelspannweite erwähnenswerth.

Bei den Vögeln ist das Phänomenale die Entdeckung von über 30 Arten gezähnter Vögel, die unter sich weit größere Unterschiede im Bau aufweisen, als unsere modernen Vögel, und welche die breite Lücke zwischen Vögeln und Reptilien von der Vogelseite her eben so sehr verkleinern, als dies die Dinosaurier von der entgegengesetzten thun.

Ein wichtiger Punkt für die Entwicklungslehre ist ferner der Parallelismus in der Entwicklung der Flugeidechsen einerseits und der Vögel andererseits.

Die ältesten Vögel und Flugeidechsen (Archäopteryx und Dimorphodon) besaßen in beiden Kiefern Zähne und einen langen Schwanz. Spätere Vögel und Flugeidechsen besitzen zwar noch Zähne, aber der Schwanz hat sich um mehrere Wirbel verkürzt. Den zahnlosen Flugeidechsen (Pteranodonten), die in den obersten Schichten auftraten, entsprechen die Vögel unserer Zeit.

Weit gewichtiger sind die Ergebnisse bei den Säugethieren. Das bedeutendste hierbei ist die Entdeckung des Stammbaumes der Pferde und zwar in einer solchen Vollständigkeit, daß jeder Vorurtheilslose überzeugt werden muß, und deßhalb soll auch das hier eingehender geschildert werden.

Schon in der alten Welt hatte man in dem Anchitherium eine Zwischenstufe zwischen den Pferden und den Paläotherien und bald darauf in dem Hipparion und fossilen wirklichen Pferden Bindeglieder zwischen dem modernen Pferde und dem

Anchitherium gefunden, allein ältere Glieder der Kette kamen keine zum Vorschein. Da erhalten wir nun die überraschende Kunde, daß in Amerika, welches vor der Einfuhr der Pferde durch die Europäer gar keine Pferdeart mehr besaß, nicht weniger als dreißig Arten des Pferdegeschlechts der Erde entnommen wurden, die sich zu einem fast lückenlosen Stammbaum vereinigen lassen.

Der älteste dieser bis jetzt bekannt gewordenen Vertreter des Pferdegeschlechtes in den unteren Eocänschichten, der in mehreren Arten gefunden wurde, ist Eohippus. Thiere von der Größe eines Fuchses mit zweierlei Sorten von Backzähnen (hinteren echten und vorderen Lückenzähnen, während das moderne Pferd nur echte Backzähne besitzt), noch getrennten Vorderarm- und Unterschenkelknochen und vorn vier vollständigen Zehen und einer rudimentären und hinten mit drei Zehen.

In der nächst höheren Gruppe der Eocänschichten tritt eine andere Gattung, Orohippus, an die Stelle von Eohippus, welcher verschwunden ist. Die rudimentäre Zehe des Vorderfußes ist ganz weggefallen, so daß nur vier vollständige Zehen da sind, und der letzte Lückenzahn ist zu einem echten Backzahn geworden. Die Thiere sind nur wenig größer als ihre Vorfahren aus dem unteren Miocän und setzen sich in mehreren Arten bis in das obere Eocän fort, um dann zu verschwinden und nach der Basis des Miocän einer dritten nahe verwandten Gattung, Mesohippus, Platz zu machen. Dieselbe zeigt einen deutlichen Fortschritt in der Größe, die der eines Schafes entspricht. Die Umänderungen in der Richtung des modernen Pferdes bestehen in Folgendem: An dem Vorderfuß ist auch die äußere Zehe rudimentär geworden, so daß nur noch drei vollständige Zehen bestehen, und das Ellbogenbein ist mit der Speiche verwachsen. Am Hinterfuß besteht die wichtigste Veränderung in der unvollständigen Ausbildung des Wadenbeins, im Gebiß darin, daß jetzt auch der vorletzte Lückenzahn den Charakter der echten Backzähne angenommen hat.

In den oberen Miocänschichten verschwindet Mesohippus und an seine Stelle setzt sich die neue Gattung Miohippus. Damit ist das europäische Anchitherium nahezu erreicht, aber doch nicht ganz. Die drei Zehen sind noch fast gleich lang und auch noch eine Spur der äußeren Zehe des Vorderfußes vorhanden. Die Größe hat bei allen Arten dieser Gattung neuerdings Fortschritte gemacht.

Mit dem Miocän erlischt die Gattung und jetzt erscheint die dem Esel an Größe gleichkommende Gattung Protohippus, bei welcher vorn und hinten die beiden äußeren Zehen sich zu verkleinern angefangen haben, so daß sie den Boden nicht mehr berühren. Diese Gattung steht dem europäischen Hipparion sehr nahe.

In den Pliocänschichten folgt jetzt mit Pliohippus eine Gattung, welche bereits die kleinen Hufe an den beiden äußeren Zehen abgeworfen, aber noch die ziemlich starken Mittelstücke dazu behalten hat, auch sind jetzt alle Lückenzähne zu echten Backzähnen geworden.

In den obersten Pliocänschichten endlich ist mit der Gattung Equus der Umwandlungsproceß zum Einhufer vollendet.

Ein höchst lehrreicher Theil der Umbildung ist die successive Zunahme der Größe des Gehirns, d. h. das Gehirn wird nicht etwa blos in dem Maße größer als der Gesammtkörper an Masse zunimmt, sondern es wird relativ größer. Ja, es ist das nicht blos bei dem Pferdestammbaum so, sondern, wie Marsh

nachweist, ist es eine so allgemeine Erscheinung bei allen Säugethieren, daß man schon an der Größe des Schädelraumes einen ziemlich genauen Anhaltspunkt dafür hat, aus welchem geologischen Horizont derselbe stammt. Alle eocänen Säugethiere besaßen nämlich ganz außerordentlich kleine Gehirne, oft kaum größer als Reptilien. Namentlich charakteristisch ist auch das Verhältniß der einzelnen Hirntheile, denn der Theil, welcher die relativ geringste Entwicklung hat, ist das große Gehirn, also der Herd der Intelligenz, so daß wir mit Bestimmtheit sagen können, daß jene eocänen Säuger dumme Bestien nach Art der Krokodile waren. Schon weit entwickelter ist das große Gehirn der alten miocänen Säugethiere, ohne aber noch entfernt die Ausbildung des Gehirns der modernen Arten der gleichen Familie zu erreichen. Diese Thatsache ist nicht blos allgemein interessant, sondern wirft auch ein scharfes Licht auf die Abstammung des Menschen, der sich durch die bedeutende Größe seines Großhirns von seinen nächsten Verwandten unterscheidet.

Merkwürdig sind auch die Gesetze der Fortentwicklung des Zahnbaues, wie sie mehrere Abtheilungen erkennen lassen. Einmal zeigt sich ein Gegensatz zwischen den ältesten und den modernen Säugethieren darin, daß die ersteren fast lauter gleichartige Zähne haben, während mit der höheren Entwicklung die Specialisirung in verschiedene Zahnsorten verknüpft ist. Fürs zweite ist merkwürdig, daß bei den Backenzähnen die Ausbildung des specifischen Charakters der einzelnen Abtheilungen mit den hintersten, also am spätesten ausbrechenden Zähnen beginnt und von hier allmählich nach vorn fortschreitet. So tragen bei dem ältesten Gliede des Pferdestammbaumes, dem Eohippus, die vier letzten Backzähne den Charakter der Pferdezähne, die vier vorderen noch den unbestimmten allgemeinen Hufthiercharakter. Auf der nächsten Stufe ergreift der Pferdecharakter Besitz von den fünf hinteren Zähnen, auf der nächsten von sechs und so fort bis schließlich beim modernen Pferd alle Zähne echte Pferdebackzähne geworden sind.

Klar liegt weiter die Fortentwicklung des Fußes vor: Alle Säugethiere hatten ursprünglich fünf Zehen und im Eocän giebt es noch kein einziges mit weniger als drei. Der Fortschritt besteht nun darin, daß entweder einer der mittleren oder deren zwei an Größe und Stärke zunehmen und die andern allmählich verkümmern und zuletzt verschwinden.

Einmal ist dies Folge stärkeren Gebrauches, weil eben die Last des Körpers naturgemäß in der Verlängerung der Mittelaxe des Fußes wirkt und die dort liegenden Zehen dem von mir in meiner Arbeit über das Längenwachsthum der Knochen aufgestellten Gesetz folgen, welches lautet: das Längenwachsthum eines Knochens steht in geradem Verhältniß zu seiner mechanischen Leistung. Man achte dabei auf Folgendes. Fast alle Fortentwicklungen sind, wie dies beim Pferde genauer gezeigt, mit einer Zunahme der absoluten Größe verbunden. Nun liegt die Sache so. An dieser Zunahme der absoluten Größe nehmen nur die Knochen Theil, welche am stärksten gebraucht werden, die andern bleiben im Wachsthum zurück und wie nun z. B. die eine oder die beiden Mittelzehen so stark in die Länge gewachsen sind, daß die äußeren gar nicht mehr den Boden berühren können, so verfallen sie der Verkümmerung und dem Schwund durch Nichtgebrauch anheim.

Der zweite Punkt ist, daß die Reducirung der Zehenzahl ein unbedingter Vortheil für den Gebrauch beim Gehen ist. So lange sich die vorhandenen Muskel-

kräfte auf mehrere Zehen vertheilen müssen, liegt eine Kraftzersplitterung vor, namentlich ist die Gleichzeitigkeit des Zusammenwirkens eine geringere; dann ist die Gefahr eines Bruches bei fünf kleinen Knochen weit größer, als bei einem starken, weil der Laststoß durch irgend einen Zufall einmal nur einen einzigen dieser kleinen Knochen treffen kann. Endlich ist die Gefahr, sich im Pflanzenfilz des Bodens zu verfangen, oder von ihm eben nur behindert zu werden, um so größer, je größer die Zehenzahl ist.

Das Gesetz der Lastvertheilung kommt auch bei dem Vorderarm und Unterschenkel in Betracht. Diese Gliedmaßenabschnitte bestehen aus zwei parallellaufenden Knochen. Bei den kriechenden Thieren sind diese fast gleich stark und lang, je mehr der Fuß zum eigentlichen Laufwerkzeug sich gestaltet, um so mehr überwiegt zunächst an Dicke derjenige Knochen, auf welchen beim Lauf vorzugsweise die Last des Körpers zu liegen kommt. Das ist beim Vorderarm die Speiche, am Unterschenkel die Schiene, während dort die Elle, hier das Wadenbein an Stärke abnehmen. Dies geht bei den Hufthieren schließlich dahin, daß auch ein Mißverhältniß in der Länge eintritt. Elle und Wadenbein erreichen Fuß- und Handwurzel nicht mehr, und damit verlieren sie ihre Selbständigkeit, sie verwachsen jetzt seitlich mit ihrem Genossen, wie es bei den modernen Ein- und Zweihufern geschehen ist.

Endlich ist noch beim Fuß die Totalverlängerung ein Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung: die Eocänen-Hufthiere waren alle viel kurzbeiniger als ihre Nachkommen, und das ändert sich Schritt um Schritt.

Noch ein Wort über die Fortentwicklung der Backenzähne in Bezug auf den Vortheil. Wer die Backzähne der Pferde und der Wiederkäuer mit denen der Schweine vergleicht, überzeugt sich auf den ersten Blick, daß die ersteren zur Zermalmung von Pflanzen ungleich geschickter sind, als die letzteren. Ursprünglich hatten alle Hufthiere schweinsartige Zähne und es war ein Fortschritt, als von hinten beginnend Zahn um Zahn entweder den Pferde- oder Wiederkäuercharakter annahm und jeder Zahn weiter war ein Gewinn für die Brauchbarkeit des Gebisses.

Nun noch ein paar Worte über die andern Funde:

In den Coryphodontiden, von denen der alte Continent blos einige spärliche Reste lieferte, die aber jetzt in Amerika in aller Vollständigkeit und mehreren Gattungen gefunden wurden, ist man der Wurzel des ganzen Hufthierstammes sehr nahe gekommen. Diese tapirartigen Thiere zeigen verwandtschaftliche Beziehungen zu allen Hufthierabtheilungen, allerdings die nächsten zu den Unpaarhufern, aber, was besonders interessant ist, auch zu den Elephanten, die man bisher mit den echten Hufthieren nicht zu vereinigen wagte.

Eine ähnliche Position nehmen die neu entdeckten mächtigen Schreckhörner, Dinoceraten, ein, in denen vielleicht die Abzweigung des Elephantenstammes von den undifferenzirten Urhufthieren vorliegt und die in drei Gattungen gefunden wurden.

Von den Coryphodonten führt jetzt eine Stammbaumlinie durch Helaletes, dann Hyrachyus zu den miocänen Tapiravus und von diesen zu den modernen Tapiren.

Von Hyrachyus gehen zwei Rhinocerosstammbaumlinien aus, nämlich durch Colonoceras zu dem paarhörnigen Diceratherium, und durch das obereocäne Amynodon und das miocäne Hyracodon zu dem hornlosen Aceratherium.

Von den Coryphodonten zweigte sich noch ein anderes in zahlreichen Arten und Gattungen gefundenes, jetzt ganz ausgestorbenes riesenhaftes Thiergeschlecht, die Brontotheriden, ab.

Der Stammbaum der Schweine ist gleichfalls durch viele Glieder bezeichnet und mit dem der Coryphodontiden nahe verknüpft worden, doch sind die vielen Stammbaumlinien durch eine merkwürdige Menge von Seitenzweigen und dem geringen Betrag der Abweichungen der modernen Formen von den Eocänen noch wenig deutlich.

Der Stammbaum der Wiederkäuer, die durch den Zahnbau und Fußbau so scharf charakterisirt sind, begann mit dem mitteleocänen Homacodon, das dem ältesten Schwein (Helohyus) sehr nahe steht. Ihm folgen im oberen Eocän das noch ganz vierzehige Eomeryx, das hinten dreizehige Parameryx und Oromeryx. Im letzteren haben wir höchst wahrscheinlich die Stammform der Hirsche (durch die Moschusthiere hindurch) und vielleicht — hier sind die Funde noch gar zu dürftig — im zweiten die Stammform der kameelartigen Thiere, von welch letzteren mehrere Formen gefunden wurden. In dem Miocän hat man endlich neuestens eine Reihe von Wiederkäuern, oft nicht größer als Eichhörnchen, gefunden, die in der Mitte zwischen den Moschusthieren (also den Hirschen) und den Ziegen und Schafen stehen.

Für die Zehenthiere beschränke ich mich auf die Angabe, daß Professor Cope in der Eocäne in nicht weniger als dreißig Arten, von der Größe eines Wiesels bis zu der eines Jaguars, eine ganze, im Bau unseren Insektenfressern ähnliche Familie, die Bunotherien, auffand, in denen er mit Grund die Stammbaumwurzel für alle Krallenthiere sieht. Diejenigen, welche sich näher für die Sache interessiren, mache ich darauf aufmerksam, daß im Journal „Kosmos", Heft 10, 11 und 12 des Jahrgangs 1877/78, ein eingehender, auch mit Zeichnungen versehener Bericht, von Dr. Krause verfaßt, über alle, auch die oben näher geschilderten, amerikanischen Funde enthalten ist.

Hier ha delte es sich 'nur darum, durch Hervorhebung des Wichtigsten zu zeigen, wie recht die Anhänger der Abstammungslehre hatt n, als sie ihren Gegnern für die Forderung des paläontologischen Nachweises einen Wechsel auf die Zukunft ausstellten. Dieser Wechsel ist bälder und ausgiebiger honorirt worden, als beide Theile erwarteten.

Die niedern Pilze und ihre Beziehungen zu den Infectionskrankheiten.

Von F. Seitz in München.

Unter allen Fragen, welche in der Gegenwart Aerzte und Chirurgen beschäftigen, nimmt die Beziehung der niedern Pilze zu Infectionskrankheiten und Wunden die erste Stelle ein. Wiederholt haben wir sie in der Deutschen Revue schon besprochen. Die von Professor C. von Naegeli veröffentlichte Schrift: „Die niedern Pilze in ihren Beziehungen zu den Infectionskrankheiten und der Gesundheitspflege, München, Rudolf Oldenbourg, 1877, 285 S.," veranlaßt uns, dieser Frage neuerdings näher zu treten. Wir müssen uns bei Besprechung dieses reichhaltigen Buches, welchem langjährige Beobachtungen und zahlreiche Versuche

des berühmten Botanikers zu Grunde liegen, auf die Auslese weniger wichtiger Sätze beschränken.

Die niedern Pilze, welche den Gegenstand der vorliegenden Schrift bilden, stehen in nächster Beziehung zu den Zersetzungsvorgängen, die wir mit den Namen: Fäulniß, Gährung, Verwesung und Vermoderung belegen. Sie beginnen mit dem Aufhören des Lebens eines Organismus und gelangen erst zu vollständigem Abschluß, wenn die Bestandtheile desselben sich gänzlich in Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und einige unorganische Salze (Aschenbestandtheile) in die Stoffe, welche den Thier- und Pflanzenleib zusammensetzen und mit denen der Kreislauf des Lebens angefangen hat, aufgelöst haben. Diese Pilze, so klein sie sind, nehmen im Haushalte der Natur doch eine bedeutende Stellung ein durch ihren Einfluß auf die genannten Zersetzungsvorgänge. Letztere bilden ein nothwendiges Glied im Kreislaufe der Stoffe, ohne welches die organische Welt auf die Dauer nicht bestehen könnte. Wenn sich dieselben in vielen Beziehungen als schädlich und gefährlich erweisen, so können und müssen wir sie mit Hilfe der Wissenschaft theils unschädlich, theils uns dienstbar machen. Die Herrschaft über diese wie alle andern Naturprozesse wird nur durch die Einsicht in ihre Ursachen und ihr Wesen erlangt. Mit der Erforschung ihrer räthselhaften Erscheinungen haben sich Chemiker und Physiologen beschäftigt. Erstere haben für manche einfache Zersetzungen die Stoffe ermittelt, in die eine organische Substanz zerfällt; für die verwickelteren Vorgänge ist die Erkenntniß durch die Chemie noch wenig gefördert worden. Die Physiologie findet bei den freiwilligen Zersetzungen in sofern ein fruchtbares Feld der Thätigkeit, als dieselben zum großen Theil durch lebende Organismen, durch kleine meist mikroskopische Pilze bewirkt werden. Zum Beweise, daß viele Zersetzungen durch lebende Organismen bewirkt werden, führt Naegeli die zwei Thatsachen an, daß sie immer bei den betreffenden Vorgängen vorhanden sind und daß die Zersetzungen in dem Augenblicke aufhören, in welchem man die Organismen durch irgend ein Gift, sowie durch Hitze und durch Kälte tödtet oder betäubt.

Naegeli theilt die niederen Pilze in 3 Gruppen:

a) Schimmelpilze, verzweigte, gegliederte oder ungegliederte Fäden, die sich anfänglich weiß, später gefärbt auf alten Speisen und in feuchten Wohnungen einstellen.

b) Sproßpilze (Alkoholhefe — Kahnhautzellen), kuglige bis längliche Zellen, die durch Sprossung aus ihrer Oberfläche sich vermehren, und zuweilen in rosenkranzförmigen kurzen Fäden oder in kleinen baumähnlichen Verzweigungen zusammenhängen.

c) Spaltpilze (Schizomyceten, Bacterium, Vibrio, Spirillum, Fäulnißhefezellen), die winzigsten aller Organismen (30,000 Millionen wiegen kaum 1 Milligramm), kuglige Zellen, die sich durch Theilung vermehren, vereinzelt bleiben oder zu unverzweigten Reihen vereinigt sind. Die durch diese Organismen verursachten freiwilligen Zersetzungen werden nach den dabei wirksamen Pilzen in folgende Gruppen vertheilt:

1. Die Zersetzung durch Sproßpilze (Wein-, Bierhefe), welcher die Gährung (worunter man die Zersetzung einer Flüssigkeit, bei welcher Gas in Blasen aufsteigt, im täglichen Leben versteht) entspricht.

2. Die Zersetzung durch Spaltpilze, wohin namentlich die **Fäulniß** (bei welcher stinkende und ammoniakalische Gerüche entweichen) gehört.

3. Die Zersetzung durch Schimmel, welcher im Allgemeinen die **Verwesung** (eine langsame Umwandlung mit eigenthümlichem oder ganz mangelndem Geruch, wobei die wenig feuchte Substanz Consistenz und Färbung verliert und nach und nach verschwindet) zufällt. Außerdem nimmt Naegeli noch eine

4. rein chemische, ohne Einwirkung von Organismen erfolgende Zersetzung an, welcher einige **Vermoderungsprozesse** entsprechen. Bei Ausschluß der Pilze werden die organischen Substanzen äußerst langsam durch Oxydationsprozesse zersetzt, und zwar bilden sich durch unvollständige Verbrennung die kohlenstoffreichen Humussubstanzen, durch vollständige Verbrennung Kohlensäure, Wasser und Ammoniak. Nach den Erfahrungen Naegeli's gehen die drei Gruppen der Schimmel-, Sproß- und Spaltpilze nicht in einander über. Von den Spaltpilzen nimmt er an, daß sie in ihrer äußeren Erscheinung und ihren Wirkungen durch Anpassung an örtliche Verhältnisse variiren.

Wie bei höheren Organismen zeigt sich eine Verschiedenheit in den Bedingungen und Erscheinungen des Lebens nicht nur bei den Gruppen, sondern auch bei den einzelnen Pilzen. Sie wachsen und vermehren sich, bilden Sporen, bewirken Zersetzungen. Sie bedürfen zum Leben einer gewissen Temperatur und Menge von Wasser. Gefrieren und Austrocknen führt Stillstand der Lebensfunctionen während unbestimmt langer Zeit herbei, doch kann die Lebensfähigkeit im lufttrockenen Zustande unter günstigen Umständen, meint Naegeli, während Jahrhunderten vollkommen erhalten bleiben. Die Temperatur des menschlichen Körpers ist für die Sproß- und Spaltpilze nahezu die günstigste; beim Steigen derselben hört zuerst die Gährwirksamkeit, dann das Wachsthum, zuletzt die Lebensfähigkeit auf. Die Nährstoffe, welche die niedern Pilze zum Wachsthum und zur Ernährung bedürfen, sind mineralische Salze, welche Schwefel, Phosphor, Kali und Magnesia und organische Verbindungen, welche Kohlenstoff und Stickstoff enthalten. Der freie Sauerstoff befördert ihr Wachsthum. Schimmelpilze vermögen ohne ihn nicht zu leben; Sproß- und Spaltpilze können ohne ihn Gährwirkung ausüben und bei guter Nahrung auch wachsen und sich vermehren. Wenn verschiedene Formen von niederen Pilzen in derselben Nährflüssigkeit leben, so findet unter ihnen Concurrenz, Kampf ums Dasein statt, wobei besonders die Sproß- und Spaltpilze sich sehr energisch vordrängen. Bei dieser Concurrenz entscheidet oft die Zahl, so daß in der nämlichen Flüssigkeit diejenige Form die andere gänzlich zu verdrängen vermag, welche vom Anfang an in überwiegender Menge vertreten ist.

Die Kenntniß der niedern Pilze, ihrer Wirkungen und Lebensweise hat verschiedene wichtige Anwendungen im praktischen Leben gefunden. Einmal handelt es sich darum, ihr Gährvermögen uns dienstbar zu machen und die Producte ihrer Wirksamkeit: Wein, Bier, Weingeist, Essig, Milchsäure zu gewinnen, ein andermal, sie unwirksam zu machen, und organische Substanzen, besonders Lebensmittel, vor Zersetzung zu schützen. Die wichtigste Anwendung wäre aber wohl die Abwendung der schädlichen Wirkungen, welche die niederen Pilze nach der immer mehr sich verbreitenden Ueberzeugung bei Krankheiten im Organismus ausüben. Doch wenn es auch feststeht, daß im Pflanzenreiche Schimmelpilze Krankheiten er-

zeugen, so giebt die medicinische Erfahrung noch kein sicheres Resultat, ob auch im thierischen und menschlichen Körper Pilze als Krankheitserreger auftreten. Wir sind darum zur Orientirung in der wichtigen Frage über die Betheiligung der Pilze bei menschlichen Krankheiten lediglich an die Folgerungen der wissenschaftlichen Theorie gewiesen, welche sich auf die erkannten, eben besprochenen Lebensbedingungen dieser niederen Organismen stützen müssen. Die Schimmelpilze können nicht ohne freien Sauerstoff leben, und sich darum nur an der Oberfläche des Körpers oder in Höhlungen desselben, zu denen die Luft Zutritt hat, ansiedeln, und sind hier meist ziemlich unschädlich, ebenso Sproßpilze, die nur im Magen und Darmkanal sich kümmerlich zu entwickeln und, wenn Zucker vorhanden ist, mäßige Alkoholgährung zu veranlassen vermögen. Nur die Spaltpilze sind im Innern der Gewebe lebensfähig und gefährlich. Sie können, was ihre Nährstoffe betrifft, überall im Körper, auch bei Ausschluß von freiem Sauerstoff, gedeihen. Sie vermehren bei der Temperatur des menschlichen Körpers ihre Zahl in 20 bis 25 Minuten auf das Doppelte. Sie besitzen eine den Infusorien ähnliche Bewegung. Sie greifen die organischen Stoffe viel energischer an, als alle anderen Pilze, und haben darum am meisten Aussicht auf Erfolg, wenn sie mit thierischen Zellen in Concurrenz treten. Ihre schädliche Wirkung äußert sich darin, daß sie der Körpersubstanz Nährstoffe und den Blutkörperchen den Sauerstoff entziehen, daß sie den Zucker und die leichter zersetzbaren Verbindungen durch Gährwirkung zerstören und Fäulnißproducte bilden.

Bezüglich der Natur der Infectionsstoffe betont Naegeli, daß sie in vielen Fällen sicher aus der Luft aufgenommen werden, aber nicht gasförmig sind, denn als Gase müßten sie sich rasch bis zur absoluten Wirkungslosigkeit in der Luft vertheilen. Sie bewirken schon in der kleinsten Menge Ansteckung. Sie können nur organisirte Körper sein, weil nur bei solchen eine Vermehrung der aufgenommenen kleinsten Menge bis zu dem Grade, daß sie dem menschlichen Körper gefährlich werden, denkbar ist. Unter den bekannten organisirten Körpern können einzig die Spaltpilze als Ansteckungsstoffe in Betracht kommen, da sie die winzigsten Organismen, durch die schwächsten Luftströmungen leicht fortgeführt und verbreitet werden, dabei, wie schon erwähnt, eine große Vermehrungsfähigkeit und Lebenszähigkeit besitzen, so daß sie den ungünstigsten äußeren Einflüssen zu widerstehen vermögen. Spaltpilze sind auch befähigt, Zersetzungsstoffe aus einem kranken Organismus aufzunehmen und erlangen so eine specifisch inficirende Wirkung. So scheint bei den contagiösen Infectionskrankheiten (Blattern, Masern, Scharlach) das Contagium durch die Pilze und die Krankheitsstoffe zusammen gebildet zu werden. Die Infectionsstoffe der miasmatischen Krankheiten (z. B. der Wechselfieber) entstehen auf oder in der Erde und sind eigenthümliche Spaltpilze wahrscheinlich in Verbindung mit noch unbekannten Zersetzungsstoffen. Bei den miasmatisch-contagiösen Krankheiten (Cholera, Typhus, Gelbfieber) müssen zur wirksamen Ansteckung zwei Momente zusammentreffen, von denen das eine, der Keim vom Kranken, das andere, ein noch unbekannter Einfluß, vom Boden kommt. Naegeli stellt sich unter letzterm einen Miasmenpilz des Bodens vor, der eine chemische Umformung und damit eine Vorbereitung des Körpers bewirkt, welche denselben für die von Kranken kommenden specifischen Contagienpilze empfänglich

macht. Bei der septischen Infection sind Fäulnißpilze sammt Fäulnißstoffen wirksam. Es kann aber auch einer dieser beiden Factoren nach den Ergebnissen von Thierversuchen allein Erkrankung verursachen.

Die Contagien gelangen in einzelnen Fällen unmittelbar durch Berührung oder Impfung (die Vaccine) in den Körper. Die Miasmen werden uns immer durch die Luft zugeführt, ebenso können die Contagien auf trocknem Wege durch die Luft oder an anderen Gegenständen haftend fortgetragen werden und auf eine gewisse Entfernung wirken. Solche Infectionsstoffe können aus der Flüssigkeit, aus der nassen Substanz oder von der benetzten Oberfläche, wo sie sich gebildet haben, nicht durch Verdunstung, sondern erst nach dem Eintrocknen in Staubform in die Luft und mit ihr in den Körper gelangen. Man ist der Ansteckung durch dieselben um so mehr ausgesetzt, je näher man sich örtlich und zeitlich ihrem Ursprunge befindet und je mehr Luftströmungen von diesem kommen. Naegeli hält die Lungenbläschen und zufällige Verwundungen für die einzigen Wege, auf welchen Infectionsstoffe in den Körper eintreten. Er glaubt, daß Spaltpilze in den ersteren die dünne trennende Wand zwischen dem Luftraum derselben und dem Lumen der Haargefäße zu durchbohren vermögen und so in's Blut gelangen, wo sie alle Bedingungen für ihre Existenz antreffen. Er erklärt, daß die Verbreitung von Infectionsstoffen durch das Trinkwasser und die Ansteckung durch dasselbe zwar nicht absolut unmöglich sei, aber jedenfalls sehr selten, da Fäulnißpilze und Fäulnißstoffe und ebenso Miasmenpilze in zu geringer Menge darin vorkommen. Wir nehmen ja ohne Gefahr in manchen Nahrungsmitteln bei einer einzigen Mahlzeit, so im Sauerkraut, Wildpret mit deutlichem Hochgeschmack Fäulnißprodukte, in andern, wie in saurer Milch, überreifen Melonen, rohem Schinken mehr Spaltpilze in reichlicherer Menge in uns auf, als wenn wir vier Wochen lang von dem verdorbensten Trinkwasser unsern Durst löschen. Häufig genießen wir ohne jeden Schaden Speisen, welche Spaltpilze und Fäulnißprodukte zugleich enthalten, wie Käse, der besonders in südlichen Gegenden in sehr weit gefaultem Zustande eine gewöhnliche und beliebte Speise ist.

Die Spaltpilze läßt Naegeli nur in benetzten oder überflutheten Bodenschichten entstehen und zwar bei einem porösen, rasch trocknenden Boden an der Oberfläche des Grundwassers und unmittelbar über demselben. Sie können aus dem Boden als Stäubchen nur in die Atmosphäre gelangen, wenn er austrocknet. Weil der die Bodenkrankheiten erzeugende Staub sich nicht weit von seiner Erzeugungsstätte verbreiten kann, zeigen Bodenkrankheiten ein scharf abgegrenztes Vorkommen. Die Luftströmungen, welche die Pilzstäubchen aus dem Untergrunde in die Atmosphäre tragen, werden hervorgebracht durch die tägliche Periodicität in der Temperatur in der obersten (am Tage von der Sonne erwärmten) Bodenschicht, durch den eindringenden Regen und die von demselben bewirkte Verdunstungskälte, durch Schwankungen des Barometerstandes, durch Winde und besonders durch die erwärmten Häuser, welche auf den Boden wie Saugapparate wirken. Eine feinporige Bodenschicht kann als Filter dienen, indem die Pilze mehr oder weniger vollständig darin zurückgehalten werden. Dieselbe Wirkung zeigen feiner Sand, besonders aber Humus und Lehm, wenn ein Strom der Bodenluft, welcher keinen andern Ausweg hat, durch sie hindurchgehen muß. Beide letztern Stoffe,

Humus und Lehm, haben die Eigenschaft, das Wasser festzuhalten und lange feucht zu bleiben, besonders eine Grasdecke schützt den Boden vor dem Austrocknen. Ein Boden, welcher aus compactem Fels mit einer wenig mächtigen aufgelagerten Decke von Geschiebe, Sand, Lehm, Humus besteht, ebenso ein porössteiniger oder sandiger Boden ohne Grundwasser, z. B. die Wüste, bleibt frei von Bodenkrankheiten. Den Untergrund einer Ortschaft unschädlich zu machen, schlägt Naegeli vor: 1. das Grundwasser gänzlich zu beseitigen, so daß der Boden bis auf die undurchlässige Schicht gänzlich trocken gelegt wird, was durch Ableitung oberhalb der Ortschaft geschehen muß, oder 2. dasselbe hinreichend tiefer zu legen, so daß die an seiner Oberfläche gebildeten Miasmen wegen zu großer Entfernung nicht mehr aus dem Boden kommen, was sich durch Senkung des Abflusses erreichen läßt, oder 3. ihm einen gleich bleibenden Stand zu geben, was durch Ableitung oberhalb oder Stauung unterhalb der Ortschaft oder durch beide Mittel zugleich erreicht wird. Der Sumpf und der zeitweise überschwemmte Boden wird unschädlich: 1. wenn man ihm durch Correction einen gleich bleibenden Wasserstand giebt und ihn so verhindert oberflächlich auszutrocknen und 2. durch Trockenlegung, indem man den wechselnden Wasserstand durch Abzugscanäle, Correction der Flüsse u. s. w. tiefer legt, wodurch die Oberfläche trocken und culturfähig wird und vermittelst der entstehenden Humusdecke die Miasmen des naßtrocknen Untergrundes verhindert werden, in die Atmosphäre zu entweichen.

Bei Besprechung der Unschädlichmachung der Infectionsstoffe (der Desinfection) geht Naegeli von dem Satze aus, daß Excrete in nassem Zustand, in welchem die in ihnen enthaltenen Spaltpilze nicht in die Luft gelangen und durch sie vertragen werden können, unschädlich sind. Das einfachste und sicherste Mittel der Desinfection besteht ihm darin, gefährliche Substanzen so lange benetzt zu erhalten, bis sie aus unserm Bereiche fortgeschafft oder dauernd unwirksam gemacht sind. Im benetzten Zustande können Ansteckungsstoffe (Spaltpilze) nur durch die Siedhitze mit Sicherheit getödtet werden. Durch die bisherigen Antiseptica werden sie nicht zerstört, sondern nur in einen unthätigen Zustand versetzt, somit conservirt. Durch Fäulniß, durch den Aufenthalt im Wasser, sowie durch die Hitze werden sie verändert und zur Ansteckung untauglich. Im lufttrocknen Zustande können sie nicht mit Sicherheit zerstört werden. Naegeli verwirft die Desinfection der Excremente, Abtritte und Abtrittgruben, soweit dieselbe Schutz vor Infectionskrankheiten bringen soll und sieht in der Fortschaffung der Abfallstoffe in Masse bis in die Gruben oder Canäle keine Gefahr. Dagegen bedarf es sorgfältiger Maßregeln gegen die kleinen Stoffmengen derselben, die sich an Kleider, Wäsche, Bettzeug, Vorhänge, Tapeten, Geräthschaften und den Fußboden hängen. Sie müssen vor dem Trockenwerden bewahrt werden, weil sie trocken in die Luft und mit derselben durch Mund und Nase in den menschlichen Körper gelangen können. Gegenstände, deren Verunreinigung nicht vermieden werden kann, sollten schon vor oder gleich nach derselben benetzt werden. Kleider, Wäsche, Geräthschaften, die verunreinigt wurden, dürfen nicht trocken aufgehoben werden. Alle diese Gegenstände müssen in kochendem Wasser ausgewaschen werden. Den in der Zimmerluft suspendirten Staub zu entfernen, wird empfohlen, das Zimmer dicht mit Wasserdampf zu erfüllen, ihn so auf Wände, Boden und Decke niederzuschlagen und

diese sorgfältig abzuwaschen. Als eine unrichtige Vorstellung wird die Anschauung betrachtet, daß bei dem antiseptischen Verband die Fäulnißpilze getödtet werden. Derselbe hat nur den Zweck, sie unwirksam zu machen.

In der Frage der Entfernung der Auswurfstoffe tritt Naegeli vielfach den darüber verbreiten Ansichten entgegen. So hält er die Versitzgruben, welche dem Boden alle Auswurfstoffe nebst dem Abwasser von Küchen und Gewerben übergeben, für hygienisch unschädlich, weil beständig der nämliche Raum im Boden benetzt bleibt und nicht austrocknet. Auch die Schwemmcanäle sind unschädlich — ob sie dicht oder undicht seien, ob sie Ueberfluß oder Mangel an Spülwasser haben, ob sie sich an Abtrittgruben oder direct an die Abtritte anschließen — weil in keinem Falle schädliche Keime aus denselben in die Luft gelangen und weil sie keine Veranlassung zu naßtrockner Beschaffenheit des Bodens geben. Das Berieseln von Culturboden mit dem Inhalt derselben ist ebenso unschädlich wie jeder landwirthschaftliche Betrieb und das Einleiten in die Flüsse nur dann zu beanstanden, wenn diese zu wenig Wasser oder einen zu langsamen Lauf haben. Bewegliche Tonnen, pneumatische Röhren, Abfuhr aus Abtrittgruben könnten nur in Betracht kommen, wenn in einem nassen Boden für die Schwemmcanäle das nothwendige Gefäll mangelt. Um das Eindringen der Miasmen führenden Grundluft in die Häuser zu verhüten, wird ein staubdichter Abschluß der letzteren gegen den Boden empfohlen. Ein solcher läßt sich bei Neubauten leicht aus einer porösen (lehmigen, humosen) Schicht, welche nachher benetzt zu erhalten ist, herstellen. So vielen Widerspruch einzelne in Naegeli's Schrift aufgestellte Sätze auch von Seite der Aerzte finden mögen, so ist dieselbe doch als die Frucht langjähriger Studien eines scharfsinnigen Naturforschers der ernstesten Beachtung würdig. Dieselbe verdient auch der von ihrem Verfasser gemachte Vorschlag, die Systeme der Entfernung der Ausfuhrstoffe aus Städten durch Versuche in Großem zu prüfen, indem man ermittelte, wie sich in einem Stadttheil, der regelmäßig von Epidemien ergriffen wird, verschiedene Complexe von Häusern verhalten, von denen der eine alle Auswurfstoffe dem Boden übergiebt, andere sie durch Canäle oder Tonnen wegführen lassen.

Die öffentlichen Sammlungen als Förderungsmittel der modernen Kunst.

Von **Max Schasler** in Rudolstadt.

Unter den eigenthümlichen Formen, in denen sich das moderne Kunstbedürfniß ausprägt, nehmen ohne Zweifel die großen öffentlichen Sammlungen — Museen, Nationalgallerien u. a. — einen hervorragenden Rang ein. Zur Zeit der großen Kunstblüthe im 16. und 17. Jahrhundert kannte man dergleichen Institute nicht, wenigstens nicht in der heutigen Bedeutung des Worts. Zwar legten die Fürsten und reich begüterten Vornehmen, namentlich in Italien, kostbare Sammlungen an, ja es herrschte selbst ein gewisser Wetteifer zwischen ihnen, die zahlreichsten und kostbarsten „Cabinete" zu besitzen; allein theils überwog darin das Stoffliche oder auch die Seltenheit, die „Curiosität", bei Weitem das eigentlich künstlerische Element, theils fehlte, da die Wahl der Gegenstände nicht durch innere

objective Gründe, sondern durch den subjectiven Geschmack individueller Liebhaberei bestimmt wurde, derjenige systematische Zusammenhang, welcher solcher Sammlung hinsichtlich des fruchtbringenden Kunststudiums erst den eigentlichen Werth verleiht, Hauptsächlich war es aber der rein private Charakter aller jener „Kunstkammern“, „Gallerien“ und „Curiositätensammlungen“, welcher jeden Einfluß auf Hebung des allgemeinen Kunstverständnisses von vornherein ausschließen mußte.

Eine Art von Ersatz für den Mangel an öffentlichen Sammlungen bildeten damals die Meisterateliers berühmter Künstler, die Werkstätten der Maler und Bildhauer. Es gehörte zum guten Ton bei denjenigen Vornehmen, welche auf den Titel eines „Kunstmäcen“ Anspruch machten — und darnach strebte die damalige Aristokratie mit größerem Eifer als die heutige —, die Ateliers der berühmten Künstler zu bestimmten Tageszeiten zu besuchen und die neugeschaffenen oder in der Vollendung begriffenen Werke zu besichtigen, auch wohl zu kritisiren. Dies regte vielfach an, Bestellungen wurden gemacht, man interessirte sich für die Arbeit, und die Künstler selbst erhielten nicht selten durch solchen Austausch verständnißvoller Ansichten glückliche Anregungen. Allerdings beschränkte sich auch hier das Interesse durchaus auf exclusive Kreise, die Nation im Großen und Ganzen blieb davon völlig ausgeschlossen; selbst der gebildete Mittelstand wurde, da ihm keine Gelegenheit geboten wurde, sich für die Kunst im höheren Sinne des Worts zu interessiren, nur wenig davon berührt. Um so merkwürdiger erscheint die Thatsache, daß trotz alledem ein entschiedenes Bedürfniß für künstlerische Form sich selbst in den mittleren Schichten des nationalen Lebens kundgab: das Kunsthandwerk blühte nie schöner und reiner als in jener Zeit exclusiven Kunststrebens; bis auf die gewöhnlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens herab suchte man den Gebrauchsgegenständen, den Möbeln, Geräthen u. s. f. neben Solidität der Arbeit auch Zierlichkett der Gestaltung zu verleihen.

Heutzutage hat sich fast in allen diesen Beziehungen das Verhältniß umgekehrt. Was zwar das Kunsthandwerk betrifft, so hat dasselbe ohne Zweifel einen großen Aufschwung genommen, dennoch macht sich die schablonenhafte Fabrikarbeit und die damit verbundene schwindelhafte Tendenz, den gleißenden Schein von Pracht und Reichthum an die Stelle gediegener Formgestaltung zu setzen, immerhin noch überwiegend geltend; aber selbst das Zurückgreifen auf die älteren Meister liefert einen nur zu deutlichen Beweis für den Mangel eigener Erfindungskraft. Es ist daher nur mit Freuden zu begrüßen, daß man in neuerer Zeit eifrig dahin strebt, auch für die Förderung des Kunsthandwerks Sammlungen anzulegen: Wien, München, Berlin haben sich mit der Gründung und splendiden Ausstattung ihrer „Gewerbemuseen“ große Verdienste erworben.

Doch nicht diese, mehr auf praktische Förderung der Kunstindustrie gerichteten Institute sind es, auf welche ich heute die Aufmerksamkeit der Leser der „Deutschen Revue“ lenken möchte, sondern vielmehr auf die der Kunst im engeren Sinne des Worts gewidmeten Sammlungen: die großen Museen, Gemäldegallerien, Antikencabinete und Nationalgallerien. Wenn es keinem Zweifel unterliegen kann, daß dieselben — und zwar nach verschiedenen Seiten hin, die sogleich näher berührt werden sollen — eine große Bedeutung für die Förderung des allgemeinen Kunstverständnisses besitzen, so liegt es doch eben so sehr auf der Hand, daß sie

diese Bedeutung nicht blos dem quantitativen Reichthum ihres Inhalts, der Zahl und Kostbarkeit der in ihnen vereinigten Werke, sondern wesentlich auch der systematischen Anordnung und zweckmäßigen Aufstellung derselben verdanken. Denn wenn man die Anlegung solcher öffentlichen Sammlungen nicht lediglich vom Gesichtspunkt eines obligatorischen Staatsluxus, sondern von dem allein würdigen eines allgemein ästhetischen Bildungselements, woran die ganze Nation participiren soll, betrachtet, so folgt von selbst, daß bei der Wahl, Ordnung und Aufstellung der Werke der letztere Gesichtspunkt der allein maaßgebende sein kann.

Wird diesem Gesichtspunkte nun in allen unsern öffentlichen Sammlungen wirklich Rechnung getragen? Dies ist die Frage, welche ich einer kurzen Erörterung unterziehen möchte, um dadurch die Aufmerksamkeit auf einige nicht unerhebliche Unzuträglichkeiten zu lenken, welche, da sie dem wahren Zwecke der Sammlungen widersprechen, wohl der Abstellung bedürftig wären.

Für wen, fragen wir, sind die Sammlungen überhaupt da? Zunächst gewiß für die in ästhetischer Beziehung bildungsbedürftige Nation im Ganzen; in zweiter Linie für die Künstler behufs Studiums der älteren Meister, in dritter endlich für die Kunstwissenschaft, welche ihrerseits — durch die aus dem praktischen Studium der Werke gewonnene Einsicht in das Wesen der Kunst — die Mittel schöpft, auf das Verständniß, sowohl der ersten wie der zweiten Gattung der Besucher fördernd und läuternd einzuwirken. In allen drei Beziehungen aber ist der eben angedeutete Gesichtspunkt einer systematischen Anordnung der Werke von höchster Wichtigkeit. Ein Muster bietet in dieser Hinsicht der großartige Complex von Sammlungen in dem sogenannten „Neuen Museum" von Berlin; namentlich zeichnet sich unter denselben die Sammlung der Gypsabgüsse von Hauptwerken der Plastik aus allen Epochen der Kunstgeschichte aus: man durchschreitet bei der Durchwanderung der Säle, welche auch durch die beziehungsvollen Malereien, die gleichsam einen illustrativen Commentar zu dem plastischen Text bilden, das Interesse des Beschauers anregen, gewissermaßen durch die gesammte Geschichte der Sculptur. So kostbar sonst die Sammlungen antiker Originale sein mögen, für das eingehendere Studium und also auch für das Verständniß des Gesammtzusammenhangs in der geschichtlichen Entwicklung sind diese keine wesentlichen Lücken zeigenden, streng chronologisch geordneten Copien von entschieden größerem Werth. In dieser schönen Sammlung ist mithin der in der Sache liegende Zweck völlig erreicht. Es würde — hinsichtlich der Geschichte der Malerei, obwohl hier das Bedürfniß vielleicht nicht so fühlbar ist, weil weniger Lücken existiren — nur erübrigen, daß auch eine Sammlung von Copien der sämmtlichen Hauptwerke der Hauptmeister in ähnlicher systematischer Weise eingerichtet würde. Was besitzt z. B. das Berliner Museum an Werken Raphaels, welche von dem Umfang und der Bedeutung dieses Meisters eine klare Vorstellung zu geben vermöchten. So wenig die Sammlung von Copien der Raphaelschen Hauptwerke, welche sich im Orangeriehause zu Sanssouci befindet, malerisch betrachtet, einen Vergleich mit den Originalen aushalten mag, so giebt sie, schon der Compositionen wegen, doch eine umfassendere und deutlichere Vorstellung von dem außerordentlichen Genius des großen Meisters als die paar verhältnißmäßig untergeordneten Bilder, welche die

Gemäldegallerie besitzt; ebenso ist es mit Michelangelo, Rembrandt, vieler anderer Meister nicht zu gedenken. Wenigstens gilt das Gesagte — wenn nicht für den Künstler und den Kunstgelehrten, die ohnehin auf ihren Studienreisen die meisten Originale kennen gelernt haben — sicher für den gebildeten Laien, dem es weniger auf die relative technische Vollendung als auf den ästhetischen Gesammteindruck von dem Schaffen eines Meisters ankommt. Kupferstiche leisten, abgesehen von ihrer Kleinheit, keineswegs dasselbe wie gute Copien nach den Originalen.

Zu den Sammlungen von Werken, welche der Kunstgeschichte angehören — mögen dieselben nun in Originalen oder in Copien bestehen —, stehen nun diejenigen Sammlungen, welche aus Werken der lebenden Künstler gebildet werden, d. h. die sogenannten Nationalgallerien in einem in principieller Beziehung höchst auffallenden Gegensatze. Wenn bei den ersteren Niemand im Ernste daran zweifeln kann, daß es sich bei ihnen nicht nur hauptsächlich, sondern ausschließlich um die künstlerische Bedeutung der Werke, gleichviel welchem speciellen Motivgebiet oder welcher besonderen Darstellungsweise sie angehören mögen, handelt, scheinen in der Wahl und Anordnung der für die Nationalgallerien bestimmten Werke verschiedene, der künstlerischen Bedeutung mehr oder weniger fremde Principien obzuwalten. Hierüber dürfte ein offenes Wort nicht überflüssig sein, weil bei dem Fortschreiten auf dem bisherigen Wege die Gefahr droht, daß in nicht allzuferner Zeit die Nationalgallerien den Charakter von Instituten, welche den hervorragendsten Leistungen der nationalen Kunst der Gegenwart gewidmet sind — und dies kann doch nur ihr Zweck sein —, zum großen Theil eingebüßt haben dürften.

Wenn hier als der Zweck der Nationalgallerien, in ihrem Unterschiede von den Sammlungen, welche den der Kunstgeschichte angehörenden Werken gewidmet sind, die Vertretung der nationalen Kunst der Gegenwart in ihren Hauptleistungen vorzugsweise betont wird, so scheint diese Auffassung im Grunde so selbstverständlich, daß man nicht begreift, wie dieselbe einem Mißverständniß ausgesetzt sein kann. Und doch ist es so; und zwar heftet sich das Mißverständniß mit allen seinen zweckwidrigen Folgen an den Ausdruck „national".

Die Forderung, die Kunst müsse „national" sein, gehört bekanntlich zu den beliebtesten Stichwörtern unserer Zeit, und doch enthält sie im Grunde von vornherein einen Widerspruch, der sogleich zum Vorschein kommt, wenn man danach fragt, was eigentlich daran national sein solle: der Künstler, d. h. sein eigenthümliches Anschauen und Darstellen — oder aber der Inhalt? Das Erstere nun ist selbstverständlich, da der Mensch ebensowenig aus seiner Nation wie aus seiner Haut heraus kann, das Zweite aber verschiebt den Schwerpunkt der Forderung aus dem Gebiete der Kunst in das der Politik. Soll der Inhalt national sein, so gewinnt der Ausdruck die Bedeutung von patriotisch; mit anderen Worten: „die Kunst soll national sein", hieße dann, sie müsse nationale Gegenstände darstellen, oder deutlicher: sie müsse die Thaten der Nation verherrlichen. Dies ist die abschüssige Ebene, auf welche jene Forderung das Princip bringt. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß, im Gebiete der modernen Historienmalerei, auch die kriegerischen Ereignisse, die nationalen Siege gefeiert werden; keineswegs gewinnen aber solche Motive — vom künstlerischen Gesichtspunkt — neben den andern Mo-

tiven, welche der Landschaft, dem Genre, dem Stillleben u. s. f. angehören, eine hervorragende Bedeutung. Die Hauptsache bleibt immer — wohlverstanden vom Gesichtspunkt der Kunst — trotz Allem die Erwägung, welchen Werth hat das Werk als Kunstwerk.

Weshalb — die Frage liegt nahe — stellt man übrigens solch Ansinnen einer patriotischen Tendenz gerade an die nationale Kunst und nicht auch an die gleichberechtigten Gebiete der Wissenschaft und Religion? Denn Wissenschaft, Kunst und Religion, als die Verwirklichungssphären des Wahren, Schönen und Guten, sind die völlig coordinirten Factoren der allgemein menschlichen Culturentwicklung, welche sich im Staate, nicht in diesem oder jenem Staate, sondern im Staate als solchem, allerdings der Form nach innerhalb der Schranken der besonderen Nationalität, entfaltet.

Liegt also, im Gegensatz zu der Aeußerlichkeit der Form, das eigentliche Wesen der Kunst, ebenso wie das der Wissenschaft und Religion, außerhalb der nationalen Beschränktheit, hat sie mit andern Worten ihrem ideellen Inhalt nach einen allgemein-menschlichen Charakter, was heißt dann nationale Kunst? — Ohne einer Mißdeutung sich auszusetzen, darf man vielmehr wohl die Behauptung aufstellen, daß, je reiner eine Kunstrichtung sich gestaltet, je höher folglich ein derselben angehöriges Kunstwerk steht, desto weniger die nationale Form dabei in Betracht und zur Geltung kommt. Was z. B. die Poesie betrifft, so bedarf es nur der Erinnerung an Heroen wie Sophokles, Shakespeare, Goethe und andere Größen, um den Beweis zu führen, daß sie nicht durch ihre Nationalität, sondern trotz derselben von so eminent allgemein-menschlicher Bedeutung sind; während umgekehrt gerade diejenigen Nationen, deren Anschauungsformen und Sprache ein beschränkteres nationales Gepräge haben, wie die Franzosen, am wenigsten geeignet sind, solche Weltpoesie zu übersetzen. Dies aber ist für Dichtungen ein untrüglicher Probirstein. — Was die bildenden Künste betrifft, so braucht man weder der antiken Plastik, noch der italienischen Malerei der Renaissance ein nationales Gepräge abzusprechen, um ihnen trotz desselben jenen rein menschlichen Charakter zu vindiciren, der ihnen noch heute die Geltung verleiht, Prototypen allgemein idealen Kunstschaffens zu sein.

Kehren wir jedoch zur Frage der Nationalgallerien zurück. Bei diesen wird bekanntermaßen von maaßgebender Seite der Accent stets auf die nationale, d. h. auf die patriotische Bedeutung gelegt. Daraus entwickelt sich nun ganz von selbst das Mißverständniß, als ob es sich bei einer Nationalgallerie, wenn nicht überhaupt, so doch vorwiegend um Verherrlichung des nationalen Patriotismus durch die Kunst handle. Daß aus solcher Auffassung die der eigentlichen Bestimmung solcher Institute völlig zuwiderlaufende Consequenz sich ergiebt, daß dann nicht mehr die Kunst als Zweck, sondern als Mittel, nämlich als gefällige und gefallende Dienerin einer politischen Tendenz betrachtet wird, scheint nicht überall zum klaren Bewußtsein zu kommen. In der That kann man oft genug die Beobachtung machen, daß selbst gebildeten und freisinnigen Laien bei den Worten „Nationalgallerie" und „Nationalmuseum" in unklaren Umrissen das patriotisch gefärbte Ideal einer Sammlung von solchen Werken vorzuschweben pflegt, welche die Nation, resp. die militairischen Erfolge derselben, ihre Feldherren und Helden verherrlichen. Legt

man nun solchen Leuten die prosaische, aber sachgemäße Frage vor, ob es in solchem Sinne auch patriotische Landschaften, Fruchtstücke u. s. f. gebe, oder ob etwa dergleichen Sachen, und wären sie Meisterwerke ersten Ranges in ihrer Art, unwürdig zur Aufnahme in eine „Nationalgallerie“ zu betrachten seien, dann ernüchtern sie sich wohl zu der richtigen Erkenntniß, daß in der That — wo es sich um Kunst in erster Linie handelt — der Patriotismus als ein Element von secundärer Bedeutung zurückzustehen habe. Aber, wie gesagt, in maaßgebenden Kreisen scheint diese Erkenntniß noch nicht völlig durchgedrungen zu sein; und nach dieser Seite hin ist denn mit allem Ernst daran zu erinnern, daß solche Accentuirung des patriotischen Elements als Motivs für die Anschaffung und Bestellung von Gemälden für die Nationalgallerie nicht nur die Folge nach sich ziehen würde, daß hauptsächlich die Historienmalerei und zwar speciell das Schlachtgemälde, zum Nachtheil der andern, ebenso berechtigten Gattungen, unterstützt werden würde, sondern auch die Gefahr nahe läge, daß bei der Auswahl der Künstler, welche solche patriotische Motive auszuführen beauftragt würden, mehr auf den Patrioten, als auf den Künstler Rücksicht genommen werden, ja daß der gute Patriot zuweilen den mittelmäßigen Künstler zu decken haben möchte: gute Leute, aber schlechte Musikanten!

Sagen wir es also nur heraus: Für uns heißt „nationale Kunst“ nichts anderes als deutsche Kunst; damit liegt aber denjenigen, denen die Einrichtung und Leitung einer Nationalgallerie anvertraut ist, ihre Aufgabe klar vor Augen; sie besteht einfach darin: die besten Werke deutscher Künstler der Gegenwart aus allen Gebieten der bildenden Kunst, und zwar in der Malerei (denn die Plastik ist in dieser Beziehung freier gestellt) von der Historienmalerei bis zur Landschaft, vom Genre bis zum Stillleben und der Thiermalerei darin zu sammeln, zur Belehrung und Bildung des allgemeinen Kunstgeschmacks und zur Erinnerung an unsere modernen Meister. Stimmt man aber mit dieser Forderung überein, so muß man auch die weitere Folgerung zugeben, daß es dem Zwecke des Instituts durchaus widersprechend sein würde, Bestellungen für die Nationalgallerie zu machen. Wo und von wem immer ein tüchtiges Werk geschaffen sei, auf diese seine Tüchtigkeit allein gründet sich der Anspruch, in die Nationalgallerie aufgenommen zu werden. Aber selbst die bloße Tüchtigkeit ist für eine solche Elite-Gallerie noch ein zu weiter Begriff: von den besten Meistern nicht blos ein Bild, sondern ihr bestes Bild zu erlangen, damit sie auf die würdigste Weise repräsentirt erscheinen, darauf müßte die Verwaltung ihr Augenmerk richten. Nur dann könnte solch Institut wirklich eine Sammlung von ausgewählten Muster- und Meisterwerken werden, welche die künstlerische Production der Nation in ihrer Reinheit und Vollständigkeit darstellen.

Wer aber soll darüber entscheiden, ob ein Werk würdig für die Aufnahme in die Nationalgallerie sei? Bis jetzt hat man in Berlin eine meist aus ausübenden Künstlern, größtentheils Malern, bestehende Commission als Jury fungiren lassen, wobei sich nur der Uebelstand herausgestellt hat, daß diese Herren gegenseitig einen so großen Respect vor ihrem Talent bekundeten, daß sie vielfach Bilder von Mitgliedern der Commission zum Ankauf empfahlen. Es sind da mitunter wunderliche Dinge vorgekommen; in neuerer Zeit hat sich dies indeß gebessert. Immerhin aber sollte man, Anstands halber, und um Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen, dergleichen vermeiden, d. h. es sollte kein Künstler, der Anspruch

zu haben glaubt, in der Nationalgallerie vertreten zu sein, solch Commissorium annehmen, oder aber es sollte mit der Annahme desselben eine Verzichtleistung auf solchen Anspruch verbunden sein.

Die Hauptsache aber, das ceterum censeo, bleibt dies, daß bei allen Erwerbungen für das Institut als erster und letzter Zweck die Kunst und nur die Kunst maßgebend sein, und daß nichts in die Verwaltung sich einmischen darf, wodurch die Kunst zum bloßen Mittel im Dienste für andere, und seien es die erhabensten Zwecke, herabgesetzt erscheint.

Die musikalische Bedeutung der Psalmen.

Von **Emil Naumann** in Dresden.

Unter den ältesten Hymnen zum Preise der Gottheit stehen die Psalmen oben an. Sie besitzen nicht nur, wie die religiösen Gesänge und Gebete der indischen Vedas, ein großes culturhistorisches und ästhetisches Interesse, sondern sind auch unter den Religionsliedern des vorclassischen Alterthums allein noch bis auf den heutigen Tag im Gemüthe der Menschen lebendig geblieben. Und zwar nicht nur unter den Nachkommen jenes Volkes Israel, das sie uns dichtete und sich, gleich ihnen selber, aus grauer Vorzeit bis auf unsere Tage erhalten hat, sondern eben bei allen Völkern der Christenheit, in deren Cultus die Psalmen von jeher die Stellung des wichtigsten liturgischen Erbauungsmittels eingenommen haben.

Auch die Protestanten bemächtigten sich, namentlich in den Zeiten der Reformation, sofort der Psalmen. Es geschah dies sogar mit einer großen Leidenschaftlichkeit, weil sie fühlten, daß selbst die begeisterten Lieder ihrer Glaubensvorkämpfer nicht in gleicher Weise geeignet seien, den Gesang und Gottesdienst der neuen Kirche zu verinnerlichen und zu vertiefen. Leider aber wurde auf dem im 16. Jahrhundert betretenen Wege späterhin nicht mit gleicher Energie fortgeschritten. Ja wir müssen sogar eingestehen, daß die Idee der Reformatoren, die Psalmen, ähnlich wie den Choral, in den Gemeindegesang einzuführen, im Laufe der Zeiten völlig scheiterte.

Die Gründe dieses Scheiterns sind zu mannigfaltig, und die Versuche, das, was die Zeiten hinweggespült, neu zu beleben, sind zu vielfacher und zum Theil auch zu unpraktischer Art gewesen, als daß ich mir erlauben könnte, hier näher darauf einzugehen. Ich kehre daher zu meinem Thema wieder zurück.

Zunächst wollen wir den Psalmen selbst und den seit Jahrtausenden von ihnen ausgehenden Wirkungen einen Blick schenken. Wir werden uns hierbe abermals davon überzeugen, daß eine Wiedereinführung des Psalmengesanges in den evangelischen Gottesdienst sich zu einer frommen Pflicht für jeden gestaltet, dem das kirchliche Leben des Protestantismus noch nicht völlig gleichgültig geworden ist.

Das Wort Psalter oder Psalm, vom griechischen psalmos herkommend, bedeutet ebensowohl ein Saitenspiel, als ein frommes Lied, einen Tempelgesang

zum Preise Gottes. Diese Bedeutung besitzen vorzüglich die dem König David zugeschriebenen religiösen Gesänge und Lieder in der heiligen Schrift, welche den Namen Psalmen tragen. Jedenfalls gehören die Psalmen zu den merkwürdigsten geistlichen Hymnen, die die älteste Culturgeschichte kennt, und es stimmt damit überein, daß einzelne Psalmen, z. B. der 90., von der Tradition sogar dem Moses zugeschrieben werden. Die Macht des Gesanges über das Gemüth hatte David an sich selbst erfahren, da ihn die Ueberlieferung ebensowohl als Dichter wie als Musiker feiert. Er hatte empfunden, daß das bedrängte und geängstete Gemüth, wenn es die Vergebung Gottes für lastende Schuld erflehen, oder die freudig erhobene Seele, wenn sie die Majestät und Herrlichkeit des Schöpfers preisen wollte, ihre eigentliche Sprache in dem vom Gesange getragenen geistlichen Liede finden. Deßhalb sollte auch der Tempeldienst Israels durch Lieder zum Preise Jehova's verherrlicht werden. Wie bei den Aegyptern eine besondere Kaste zur Pflege des Gottesdienstes gestiftet worden, so war auch bei den Hebräern der Stamm Levi zum Tempeldienst auserwählt worden. Die Leviten lieferten daher die geistlichen Sänger und Spielleute, welche, in 24 Ordnungen getheilt, unter der Aufsicht von je 12, zusammen also 288 Sangemeistern, ihr Amt im Tempel zu verrichten hatten.

Die Instrumente, von denen diese Sängerchöre begleitet wurden, bestanden hauptsächlich aus Harfen, Cymbeln, aus der Cither (auch Githith, Psalterium oder blos Psalter genannt), aus Trompeten, Pauken, sowie zuweilen auch Flöten. Diese Instrumente wurden meist durch den Inhalt des Psalms, den sie zu begleiten hatten, bestimmt. Bei Bußpsalmen dürften die Saiteninstrumente zu vorragender Wirkung gekommen sein, bei Lobpsalmen traten die Trompeten, Pauken und Cymbeln hinzu, während zugleich die Harfen an Zahl der Saiten, daher auch an Größe, sowie in der Menge wuchsen. Die Sängerchöre wurden durch Vorsänger geordnet und geleitet. Die Arten endlich des musikalischen Psalmenvortrags scheinen höchst mannigfaltige gewesen zu sein. Sie bestanden zum Theil aus einem Wechselgesang zwischen Gemeinde und Priestern, oder aus Responsorien zwischen Vorsänger und Chor. In dieser Weise scheinen die Psalmen 20, 85 und 115 vorgetragen worden zu sein. Andere Psalmen wieder sind offenbar von einem kleineren Chore gesungen worden, dessen Melodien jedesmal durch einen Refrain, welchen ein größerer Chor oder die Gemeinde vortrug, abgeschlossen wurden. Dies ist offenbar der Fall gewesen beim 136. Psalm, mit seinen, sämmtliche 26 Verse beschließenden Refrain: „Denn seine Güte währet ewiglich.“ Der 118. Psalm bringt denselben Refrain, jedoch nur in seinen vier ihn eröffnenden Versen, sowie im Schlußverse. Auch die Psalmen 106 und 107 enthalten diesen Refrain in ihrem Eingange, wie denn zu diesen und ähnlichen geheiligten und sich wiederholenden Worten und Ausrufen sicherlich ganz bestimmte und feststehende Tonverbindungen existirt haben, in welche entweder das gesammte Volk, oder di- vereinigten Chöre mit den Vorsängern und Priestern zusammen einstimmten. Finden wir doch Aehnliches auch in der ältesten christlichen Kirchenmusik, welche für das Amen, das Halleluja, das Kyrie eleison, das Graduale und andere Momente des den Gottesdienst begleitenden Kirchengesanges gewisse feststehende Tonformeln besaß, die sich in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Es ist ferner ganz unleugbar, daß auch Volksmelodien, und zwar sogar solche weltlicher Art, in den Psalmengesang eindrangen. Die Psalmen selbst sagen uns dies häufig und zwar in ihren Ueberschriften. So heißt es im Eingange des 9. Psalms: „Ein Psalm David's von der schönen Jugend vorzusingen“; im Eingange des 22.: „Ein Psalm David's vorzusingen von der Hindin die frühe gejagt wird“; ebenso im 45.: „Ein Brautlied von den Rosen vorzusingen.“ Haben wir doch selbst in unserer heutigen Musik noch solche Ueberschriften, namentlich bei Liedern, die von einem Chore nach einer allgemein bekannten Melodie gesungen werden sollen. Nur daß wir dann statt des Wortes „vorzusingen“, mit welchem Luther die betreffende Bibelstelle übersetzte, uns der Ueberschrift bedienen: nach der Melodie „Was Gott thut, das ist wohlgethan“; oder (wenn es sich um ein weltliches Lied handelt), nach der Melodie von „Aennchen von Tharau“ zu singen, u. s. w. — Ueber dem 46. Psalm finden wir die nähere Bezeichnung: „ein Lied der Kinder Korah's, von der Jugend vorzusingen“; im 56. heißt es: „ein goldenes Kleinod David's von der stummen Taube unter den Fremden“; im 60.: „vorzusingen von einem goldenen Rosenspan“; im 69.: „ein Psalm David's von den Rosen vorzusingen“. Alle die hier citirten Bezeichnungen haben durchaus nichts mit dem dichterischen Inhalte des betreffenden Psalms zu thun, können sich daher nur auf bekannte Weisen und Melodien beziehen, welchen dieser oder jener Psalm angepaßt war. Auch hierfür bietet uns die altchristliche Liturgie und Kirchenmusik Anhaltspunkte verwandter Art. Nicht nur der gregorianische Gesang und später der protestantische Choral legten einer großen Anzahl von Volksmelodien Texte unter, sondern auch die musikalische Kunstcomposition verflocht ihre Chöre Jahrhunderte hindurch mit bekannten Volksliedern. Gingen doch die Tonsetzer des 15. und 16. Jahrhunderts hierin so weit, daß sie nicht nur die Melodien jener weltlichen Lieder, die das Volk sang, in ihre Compositionen aufnahmen, sondern auch deren Text, welcher sich in diesem Falle, neben dem gleichzeitig gesungenen Text der Kirche um so seltsamer ausnahm, als sein Inhalt mitunter sogar obscöner Natur war. Daß die Ueberschrift im 46. Psalm: „Von der Jugend vorzusingen“, nicht so zu verstehen ist, als ob dieser Psalm von Jungfrauen und Jünglingen zu singen gewesen, geht sowohl aus der Parallelstelle zu Anfang von Psalm 9 hervor, die da lautet: „Von der schönen Jugend vorzusingen“, wo also die Beziehung auf ein Volkslied ganz klar wird, wie auch aus dem tiefen Inhalt beider Psalmen, der mehr dem Ausdruck einer ernsten Mannesseele Worte leiht, als der Darlegung jugendlicher Gefühle dient.

Auch an mehr oder minder rein musikalischen Bezeichnungen sind die Psalmen sehr reich. So werden die Psalmen 4, 54, 55, 67 mit den Worten eingeleitet: „Vorzusingen auf Saitenspielen“. Bei den Psalmen 11, 13, 14, 18, 19, 20, 21, 31, 36, 39, 40, 41, 51, 52 lautet die Ueberschrift nur einfach: „Ein Psalm Davids vorzusingen.“ Eingangs der Psalmen 66, 67, 68 heißt es: „Ein Psalmlied vorzusingen“, oder auch nur, wie in Psalm 65: „Zum Liede vorzusingen.“ Bei den Psalmen 6, 8, 12, 81 wird vorgeschrieben: „Auf 8 Saiten zu singen“; oder „vorzusingen auf der Githith“. Psalm 61 schreibt ganz unbestimmt vor: „Auf einem Saitenspiel zu singen.“ — Auf ein alternirendes Singen deutet wiederum Psalm 53 hin, der mit der

Vorschrift beginnt: „Im Chor umeinander vorzusingen.“ Das „Umeinander“ ist ein älterer Ausdruck oder eine früher gebräuchliche Redeweise für „abwechselnd“ und schreibt einen Vortrag durch zwei einander antwortende Halbchöre vor. So heißt es auch im 7. Verse des Psalms 147: „Singet umeinander dem Herrn mit Danken und lobet unseren Gott mit Harfen.“ Ein Beispiel wiederum bestimmter feststehender Tonformeln geben die Psalmen 106, 111, 112, 113, 135, 146, 148, 149 und 150, die alle mit dem Worte „Halleluja“ beginnen und meist auch schließen.

Im Texte der Psalmen tritt ihre musikalische Bestimmung vielfach ebenso deutlich hervor, wie in ihren Ueberschriften. So heißt es im Psalm 96, 98 und 149: „Singet dem Herrn ein neues Lied“; so im Psalm 137: „Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten. Lieber, singet uns ein Lied von Zion! Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande?“ — In Psalm 108 werden mit den Worten: „Wohlauf Psalter und Harfe!“ die Instrumente gleichsam aufgefordert, in das Lob Gottes mit einzustimmen. — In den Psalmen 149 und 150 wird uns das ganze Orchester genannt, mit welchem die Chöre begleitet werden; es heißt dort: „Mit Pauken und mit Harfen sollen sie ihm spielen. Lobet ihn mit Posaunen, lobet ihn mit Psalter, lobet ihn mit Saiten und Pfeifen, lobet ihn mit hellen Cymbeln, lobet ihn mit wohlklingenden Cymbeln.“

Ueber die Ueberschrift: „Ein Lied im höheren Chor“, welche die Psalmen 120 bis 134 tragen, gehen die Meinungen noch sehr auseinander. Das Wort „höherer“ vermag sich ebensowohl auf eine hohe Tonlage, daher denn auch möglicherweise zugleich auf eine bestimmte Tonart, als auf eine höher erregte musikalische Stimmung, die sich in diesem Falle auch dem Zeitmaße mitgetheilt haben würde, sowie endlich auf einen höheren Schwung der Dichtung beziehen. Das häufig vorkommende Wort „Sela“ ist ebenfalls durchaus noch nicht in einer über allen Widerspruch erhabenen Weise erklärt. — Ich neige mich der Ansicht derer zu, die darin ein musikalisches Zeichen, sei es in der Form eines Abschnittes, einer Pause, oder des Eintrittes einer bestimmten Gruppe von Mitwirkenden, gleichviel ob Instrumentalisten oder Sänger, erblicken. — Manche oben angeführte Ueberschriften können in anderen Uebersetzungen als die Luther's verschieden lauten und dadurch einen etwas veränderten Sinn erhalten, doch wird die Erklärung derselben auch dann sich im Großen und Ganzen immer wieder auf Musik und musikalische Vorschriften beim Vortrage der Psalmen beziehen.

Der Sinn und Begriff des Wortes Psalter ist ein doppelter. Einerseits wird unter diesem Worte die Sammlung der Psalmen in ihrer Totalität verstanden, andrerseits jenes musikalische Instrument, das fast stets zur Begleitung des Psalmengesanges verwandt wurde und von dem auch, wie wir gesehen haben, in der Psalmendichtung selber häufig die Rede ist. Der Hauptunterschied zwischen der Cither und dem Psalter bestand nach dem heiligen Augustin darin, daß die Cither ihren Schallkörper am unteren Ende, der Psalter dagegen seinen Schallkörper am oberen Ende besaß. Nach dem heiligen Hieronymus war der Psalter ein viereckiges, aus zehn Saiten bestehendes Instrument, und der ehrwürdige Kirchenvater findet, nach der symbolisirenden Art seiner Zeit, in den

vier Ecken ein Sinnbild der vier Evangelien, in den zehn Saiten dagegen eine Hindeutung auf die zehn Gebote. Die im Tempel gebrauchten Psalterien scheinen aus dem im Oriente viel benutzten Sandelholze angefertigt worden und mit Ornamenten von eingelegtem Gold und Silber geschmückt gewesen zu sein.

Unter den Psalmisten wird gewöhnlich David als der vorzugsweise Sänger der Psalmen verstanden; ohne Rücksicht darauf, daß auch dem Assaph, dem Moses, den Kindern Korah, dem Salomon (Psalm 72 und 127), den Esrahiten Hemann und Ethan (Psalm 88 und 89) Psalmen zugeschrieben werden und außerdem eine große Anzahl Psalmen existirt, deren Dichter ungenannt bleiben.

Daß nicht nur Männer, Jünglinge und Knaben, sondern auch Jungfrauen beim Psalmenvortrag betheiligt waren, erfahren wir aus dem Psalter selber; und zwar scheinen, seltsamer Weise, Weiber und Mädchen sich hauptsächlich solcher Instrumente bedient zu haben, die lediglich den Rhythmus der Gesänge markiren sollten. Frauen und Jungfrauen werden nämlich fast immer in Verbindung mit den Schlaginstrumenten genannt, scheinen daher bei einer Gattung von Tonwerkzeugen thätig gewesen zu sein, die, schon ihrer gröberen Natur nach, mehr dazu bestimmt ist, wie heutzutage, von Männern gespielt zu werden. So heißt es im Psalm 68: „Voran gehn die Fürsten, sich anschließend den Sängern, in der Mitte der paukenschlagenden Jungfrauen.“ Jedenfalls erhellt hieraus, daß die Mitwirkung weiblicher Elemente, wenn die Psalmen bei öffentlichen Umzügen gesungen wurden, nicht ausgeschlossen war. Heißt es doch schon im Exodus 15, 20 und 21, nachdem erzählt worden, daß das Meer den Pharao und sein Kriegsheer verschlungen: „Und Mirjam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand; und alle Weiber folgten ihr nach, hinaus mit Pauken am Reigen. Und Mirjam sang ihnen vor: Lasset uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche That gethan; Mann und Roß hat er in das Meer gestürzt!“ — Hier ist nun freilich auch von Gesang die Rede; wir erhalten aber zugleich eine wichtige Erklärung für die scheinbar so sonderbare Beziehung der Frauen auf jene ihnen ungemäße Instrumentengruppe. Was Luther mit dem Worte „Pauke“ übersetzt, worunter wir in unserem modernen Orchester die schweren, auf Untersetzern ruhenden Kesselpauken verstehen, war offenbar nichts anderes, als jene leicht mit einer einzigen Hand zu schwingenden und auf der einen Seite mit Pergament bespannten Schellenreifen, deren Fläche mit dem Rücken der Finger und der Knöchel der linken Hand geschlagen wurde, während die rechte Hand das corpus des Instruments schüttelte, und auf diese Weise die daran befestigten Schellen heftig ertönen und rasseln ließ. Finden wir doch diese uralte Handtrommel noch heute durch den ganzen Orient verbreitet, wo sie mit ihrem bekannten Rhythmus — ähnlich wie die Castagnetten — dazu bestimmt ist, Tanz, Pantomime oder Gesang zu begleiten. Von unseren heutigen Pauken hätten kaum zwei Frauen eine einzige fortschleppen, geschweige denn zugleich auch zur Ansprache bringen können. Auf eine Begleitung zum Tanz deuten die Worte in der angeführten Stelle, daß die Frauen „die Pauken am Reigen geführt“, sowie die Beziehung des Wortes „Reigen“ auf einen unserer älteren Ausdrücke für Tanz. Die Tambourins haben in dem angezogenen Falle offenbar nur eine rhythmische Begleitung zu dem Freudentanz über den Sieg wider Israels Feinde ertönen lassen. Es mag dabei dahin-

gestellt bleiben, ob dieser dem Gesang sich anschließende Reigen mehr eine feierliche Pantomime, wie der sogenannte Tanz König Davids vor der Bundeslade, oder ein wirklicher, von lautem Siegesjubel erfüllter Volkstanz gewesen ist. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die musikalische Theilnahme der Frauen an religiösen Processionen, wobei auch Psalmen gesungen wurden, ist jedenfalls erwiesen. Nur bei der eigentlichen Tempelmusik scheinen ausschließlich Männer thätig gewesen zu sein.

Ungedruckte Jugendbriefe Ferdinand Freiligrath's.

Herausgegeben von

Adolf Strodtmann in Steglitz bei Berlin.

Während der letzten Jahre seines Aufenthaltes zu Amsterdam hatte Freiligrath in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" eine Anzahl seiner vorzüglichsten Gedichte veröffentlicht. Dieselben hatten durch ihre Originalität, durch die Neuheit der Stoffe und die glänzende Farbenpracht der Schilderung allgemeines Aufsehen erregt; Gutzkow hatte den jungen Dichter als einen deutschen Victor Hugo begrüßt; Chamisso ermunterte ihn, rüstig auf der eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten, warnte ihn aber zugleich, die Poesie, wie er selbst es zuweilen gethan, im Gräßlichen zu suchen. Im Sommer des Jahres 1836 erhielt Freiligrath von der Cotta'schen Buchhandlung den ehrenvollen Antrag, eine Sammlung seiner Gedichte zu einem starken Octavbande zu ordnen, und er begab sich zunächst wieder nach Soest, wo ihm eine Schwester lebte und wo er seine Lehrjahre in einem Handelsgeschäfte verbracht hatte, um dort in behaglicher Muße die Vorbereitungen zur Herausgabe seines Liederbuches zu treffen. Kurz nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat besuchte der preußische Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., das alterthümliche Soest, und es ward ihm bei dieser Gelegenheit ein von Freiligrath verfaßtes Bewillkommnungsgedicht überreicht, das durch den Schwung seiner Gedanken und den Adel seiner Form die Bewunderung des kunstsinnigen Fürsten erweckte. Freiligrath verkehrte um diese Zeit besonders häufig mit dem talentvollen Soester Musiklehrer Bertelsmann, der mehrere seiner Lieder und Uebersetzungen componirte. Unter Anderm sandte er ihm zu diesem Zweck seine meisterhaften Nachdichtungen des „Abschieds" („Lebwohl, Therese") und der „Barcarole" („Leis rudern hier, mein Gondolier") von Thomas Moore, mit nachstehendem Billete, in welchem die Anspielung auf seinen Aufenthalt in Venedig, das er niemals gesehen hat, natürlich nur ein launiger Scherz ist:

Lieber Bertelsmann!

Für den Fall, daß ich Dich nicht zu Hause treffe, diese Zeilen! — Nebenstehend Alles, was mir seit gestern einfiel! Es sind Reminiscenzen meines Aufenthalts in Venedig. Eins von beiden kannst Du vielleicht gebrauchen. Solltest Du Einzelnes im Ausdruck verändert wünschen, so harrt Deiner Befehle

S[oest], 2./10. 36. Dein Freiligrath.

Ein günstiges Geschick hat uns aus dieser für die Entwicklung des Dichters so bedeutsamen Zeit seines Ueberganges aus der commerciellen in die rein literarische Laufbahn eine Reihe charakteristischer Briefe aufbewahrt, in denen sich der Ernst seines dichterischen Strebens wie die liebenswürdige Offenheit seiner Natur in höchst anziehender Weise ausspricht. Dieselben sind an einen anderen, während seiner langen, trüben Lebenszeit kaum nach Gebühr gewürdigten und jetzt mit Unrecht fast schon vergessenen Dichter, den am 12. November 1808 zu Marienwerder geborenen, am 8. November 1875 als Garnisonverwaltungs-Director zu Neiße verstorbenen Hermann Kunibert Neumann, gerichtet. Derselbe trat, nach Absolvirung des Gymnasiums, 1826 in den preußischen Militärdienst, zunächst in Danzig, dann in Wesel, wo er mehrere Jahre als Lieutenant im 17. Infanterie-Regimente stand. Nachdem er 1835 in Elberfeld seine Erstlingsdichtung, das phantastische Märchen „Irisholdlein und Rosaliebe", hatte erscheinen lassen, folgte bald darauf die, Chamisso gewidmete und an dessen Leben anknüpfende poetische Erzählung „Des Dichters Herz" (Wesel und Leipzig, Ed. Klönne, 1836; dritte Aufl. 1859). Eine empfehlende Kritik dieser Dichtung war der letzte Aufsatz, welchen der mit dem Verfasser befreundete unglückliche Dramatiker Grabbe kurz vor seiner Rückkehr nach Detmold im „Düsseldorfer Tageblatt" abdrucken ließ. Das ergreifende Gedicht Freiligrath's auf Grabbe's Tod wurde der Anlaß des nachstehenden Briefwechsels. Freiligrath selbst hatte sich seinem berühmten Landsmanne, dessen Excentricitäten in der kleinstädtischen Residenz das Entsetzen aller ehrsamen Spießbürger erweckten, erst kurze Zeit vor der Abreise nach Amsterdam genähert. Er hatte ihm u. A. die Ballade „Barbarossa's erstes Erwachen" zur Beurtheilung mitgetheilt, und Grabbe sandte noch an demselben Tage — am 31. Juli 1831 — seiner Braut Louise Clostermeier, unter Beischluß des Freiligrath'schen Gedichts, eine eigene Bearbeitung des Stoffes mit den merkwürdigen Zeilen: „Wie Menschen verschieden sind, zeigt das tolle Ding von „Barbarossa", das ich von meiner Hand beilege; es entstand heute, als ich Freiligrath's Traum von Konradin und Friedrich las. Was geht uns jetzt Konradin's, des Sekundaners, Ermordung an? Freiligrath ist noch aus der Matthison'schen Schule; überflügelt uns vielleicht bald, denn er ist jünger!" Die Grabbe'sche Ballade — „eine Reihe epigrammatischer Randglossen zur Weltgeschichte", wie Oskar Blumenthal sie in seiner kritischen Gesammtausgabe der Werke des Dichters treffend nennt — wurde von Freiligrath im zweiten Jahrgange des von ihm mit Ignaz Hub und August Schnezler herausgegebenen „Rheinischen Odeon" abgedruckt.

Zur Erklärung der nachstehenden Briefe seien noch folgende Notizen vorausgesandt.

Die Dichterin Agnes Franz, nach deren Aufenthaltsorte sich Freiligrath in dem ersten Schreiben erkundigt, hatte bei der allgemeinen Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 von Landeck aus, wohin sie vor den Franzosen mit ihrer Mutter geflüchtet war, einen erfolgreichen poetischen Aufruf an die Schlesierinnen erlassen, ihren Schmuck auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Nach dem Tode ihrer Mutter (1822) lebte sie in Wesel, wo sie eine Arbeitsschule für arme Mädchen gründete und u. A. ihre „Parabeln" und eine neue Auflage ihrer „Volkssagen" herausgab. Sie war um die Zeit der Freiligrath'schen Anfrage

schon nach Siegburg bei Bonn übergesiedelt, von wo sie noch im Laufe des Jahres 1837 nach Breslau zog.

Neumann's Ballade „Der Nixensang" war in dem von Chamisso allein herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach für das Jahr 1837" abgedruckt. Auch war Neumann in der That Verfasser des von Freiligrath im zweiten Briefe erwähnten Novellenfragments „Zur Geschichte des großen Looses". Von den ebendaselbst angeführten jungen Poeten, welche durch Neumann Beiträge für das „Rheinische Odeon" eingesandt hatten, lebten Tetsch und Lorenz Clasen als Maler zu Düsseldorf. Der letztgenannte geschätzte Historienmaler hat sich in jüngster Zeit namentlich durch seine, zuerst für den Rathhaussaal in Crefeld entworfene, 1870 wiederholte „Germania auf der Wacht am Rhein" und das Seitenstück zu derselben, „Germania auf dem Meere", einen Weltruf erworben. Ueber Keber's, Sardemann's und Kaufmann's Persönlichkeiten ist mir nichts bekannt geworden.

Zur Zeit der Abfassung des dritten Briefes, als Freiligrath eine Commisstelle auf einem Barmer Handlungscomptoir angenommen hatte, nahm Neumann an den Frühjahrsmanövern bei Verden Theil, wohin dies Schreiben adressirt ist. Das „Elfendrama" bildet unter dem Titel „Die Frühlingsfeier der Elfen" die zweite Abtheilung des zweiten Bandes der „Dichtungen", welche Neumann 1838 bei Schreiner in Düsseldorf herausgab. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes enthielt das im sechsten Brief erwähnte fünfaktige Trauerspiel „Althäa und Aithone", während Neumann in den ersten Band, neben anderen Gedichten, auch sein vorhin genanntes Erstlingswerk wieder aufnahm. Zuvor jedoch erschien sein Cyklus patriotischer Balladen „Erz und Marmor" (Wesel, Becker, 1837), deren Widmungsgruß „An Preußens Heer" den seitdem zum geflügelten Worte gewordenen Ausdruck „das Volk in Waffen" enthält.

Seit dem Sommer 1837 machte Neumann aus seinem Weseler Standquartier häufige Ausflüge nach Düsseldorf, wo er zwei Jahre später, nachdem er als Premierlieutenant seinen Abschied aus dem aktiven Kriegsdienste genommen, ins Verwaltungsfach übertrat und sich mit seiner Braut verheirathete, die ihm nachmals in den langen Krankheitsjahren als liebevoll aufopfernde Pflegerin zur Seite stand, und von ihm in dem Sonnettencyklus „Lazarus; Trost und Rath für Leidende" mit so rührenden Klängen verherrlicht ward. Zu seinem Düsseldorfer Umgangskreise gehörten u. A. der Maler und Dichter Robert Reinick, welcher im Sommer 1838 eine mehrjährige Reise nach Italien antrat, und der einstmalige Universitätsfreund Heinrich Heine's, der unstäte Jean Baptiste Rousseau, welcher auch mit Freiligrath in flüchtige Berührung kam. Erst im Sommer 1838 machte Neumann die persönliche Bekanntschaft Freiligrath's, und bald darauf erlosch ihre Correspondenz. Die Ursachen, warum der so lebhaft begonnene Verkehr plötzlich abbrach, sind mir nicht bekannt; als ein bleibendes werthvolles Zeugniß desselben sind uns nur die nachfolgenden Briefe erhalten.

1.

Verehrter Herr!

Meinen warmen Dank für Ihren lieben Brief. Es thut mir wohl, daß Sie, ein Freund Grabbe's, meinen Nachruf an den Vielverkannten so freundlich

ein Echo in Ihrer Brust finden ließen. — Das Geschick hat es mir leider nicht vergönnt, Grabbe auf längere Zeit nahe zu stehen. Obgleich im nämlichen Orte geboren, haben wir uns doch nur einige Mal gesprochen. Durch einen ganzen Gymnasialcursus von einander getrennt (er war ungefähr acht oder neun Jahr älter als ich), konnte es nicht fehlen, daß wir einander bald aus den Augen verloren, um so mehr, als ich Detmold grade um die Zeit verließ, als er von seinen ersten Irrfahrten in Leipzig, Berlin, Dresden und Braunschweig dahin zurückkehrte. Eigentlich kennen lernte ich ihn erst 1830, im Hause seiner nachherigen Frau.

Ich war damals ein unbedeutender Bursch von neunzehn Jahren. Was Grabbe von mir gelesen hatte, konnte ihm wahrlich keine besondere Idee von mir beibringen, nichtsdestoweniger aber kam er mir so herzlich entgegen, daß ich noch jetzt mit gerührter Freude daran zurückdenke. Er ist nun todt! Die Schlacke ist der Erde zurückgegeben, sein Unsterbliches aber schüttelt jetzt die Schwingen, und lächelt über den Pöbel, der den Titanen mit Koth bewarf, weil er ihn nicht begriff! —

Wie viel hätte auch ich darum gegeben, wenn wir uns im Getümmel des Lagers getroffen hätten. Ich muß zwar offen gestehen, daß ich Ihre Dichtung: „Des Dichters Herz" bis jetzt nur durch Ihre Replik im „Westphälischen Anzeiger" kenne; daß aber Grabbe dies Gedicht trefflich fand, daß Chamisso es nicht verschmähte, die Widmung desselben anzunehmen — bedarf's denn mehr, mir zu beweisen, daß Sie ein rechter, echter Dichter sind, daß wir uns verstanden und — wenigstens ich Sie — liebgewonnen haben würden? — Bitte lassen Sie mich bald Etwas von Ihren Erzeugnissen sehen! Das „Rheinische Odeon", dessen zweiter Jahrgang ohnehin manche Sünden des ersten wieder gut zu machen hat, wird es sich zur Ehre gereichen lassen, Ihnen seine Pforte zu öffnen, und freut sich, einen rüstigen Mitarbeiter in Ihnen begrüßen zu dürfen. —

Eine Frage: Fräulein Agnes Franz hat früher Verschiedenes in Wesel herausgegeben. Lebt sie vielleicht dort? — Ich würde sie in diesem Falle zur Theilnahme am „Odeon" einladen.

Und nun ein warmer Druck der Hand, und ein herzliches Lebewohl! — Lassen Sie mich bald wieder von Ihnen hören, und bleiben Sie gut

Ihrem

ergebenen

Freiligrath.

Soest, den 28. Januar 1837.

2.

Soest, den zweiten Ostertag 37.

Lieber Freund!

Endlich gelange ich zur Beantwortung Ihrer lieben Briefe, durch die Sie mir eine große Freude gemacht haben. Namentlich bin ich Ihnen für Ihre Mittheilungen über Ihr Leben, Dichten und Treiben recht herzlich verbunden, und bitte Sie nur noch, damit ich so ziemlich ganz im Klaren über Sie sei, um die gelegentliche Beantwortung der Doppelfrage: Wo im fernen Preußen sind Sie denn

eigentlich zu Hause, und wie heißen Sie, Hermann, Heinrich, oder gar Hannibal? Auch unter Ihrem „Nixengesang“ im Musenalmanach finde ich bloß: H. Neumann. — Das sind allerdings kleinliche Fragen nach nichtsbedeutenden Nebendingen — bei meinem Freunde weiß ich aber auch gern derlei Nebendinge, und darum lachen Sie mich auch mit meinen dummen Fragen nicht aus! Nicht wahr? —

Und nun gleich noch eine Frage. Haben Sie sich auch schon in der Novelle versucht, und, wenn dies der Fall, wo finde ich Ihre Producte in dieser Gattung? — Ich komme zu dieser Frage durch ein mir gestern zugekommenes Heft der „Bamberger Lesefrüchte“ vom vorigen Jahre, worin mir unter einem ansprechenden Fragment: „Zur Geschichte des großen Looses“ der Name H. Neumann auffiel. — Sind Sie wirklich der Verfasser dieses Stücks (der Neumänner giebt es freilich viele), so ist es Ihnen gewiß angenehm, daß es sich aus dem Blatte, worin Sie's ursprünglich veröffentlichten (wahrscheinlich einem Berliner?) seinen Weg nach dem Süden gebahnt hat. —

Ad vocem: Blatt! — In Bielefeld kommt unter der umsichtigen Redaction der Herren D. Harleß und Jüngst eine junge Zeitschrift: „Westphalen und Rheinland“ heraus, die, nach dem Plane der Herausgeber, mit der Zeit einen Sammelpunkt für das literarische Wirken des nordwestlichen Deutschlands abgeben soll. Ich habe den Herausgebern auf ihren Wunsch einige Bagatellen eingesandt, und würde mich freuen, wenn auch Sie dem aufblühenden Institut das Eine oder Andere zuwenden wollten. Ihre Beiträge, die Sie an Herrn Gymnasiallehrer B. D. Jüngst in Bielefeld adressiren können, werden gewiß willkommen sein und zunächst die Einsendung eines Freiexemplars der Zeitschrift an Sie zur Folge haben.

Daß Sie meine neulichen kleinen Ausstellungen an einigen Ihrer Odeons-Beiträge nicht übelgenommen haben, freut mich aufrichtig. Legen Sie aber um des Himmelswillen nicht zu viel Werth darauf! Ich bin ein schlechter Kritiker, und wenn ich meine: so oder so, so müssen Sie das bei Leibe nicht als ein Evangelium ansehen, lieber Freund! Sie wissen wohl: Nullius in verba jurare magistri, und bei mir findet das zehnfach seine Anwendung, da ich, weiß der liebe Gott, noch weit vom Magister entfernt bin. Darum: lassen Sie sich immerhin gehen, wie Gefühl und Stimmung es Ihnen eingiebt; das Herz ist am Ende doch ein besserer Lehrmeister, als alle Muster. Nur, wie auch Grabbe Ihnen sagte: Nicht zu schnell — und ich setze hinzu: auch nicht zu Viel! — Verschwenden Sie die Kraft, die Sie unleugbar besitzen, nicht an eine Menge kleiner unbedeutender Sujets! Concentriren Sie sie auf einen Punkt. — Non multa, sed multum! — Ich spreche aus Erfahrung. — Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse heraus fliegen? — Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! — Beim Versemachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakspeare's fine frenzy — das giebt die besten Gedichte! Ich begreife nicht, wie manche Leute das Dichten als eine Operation des Verstandes ansehen können, und — doch ich schweife ab! Bitt' um Vergebung! —

Wegen des „greisen Knappen“ habe ich an Hub geschrieben und ihm Ihre Aenderung mitgetheilt.

Für die mitgetheilten Gedichte der Herren Tetsch, Clasen, Keber, Sarde-

mann und Kaufmann meinen besten Dank! Da der Druck des „Odeon“ schon begonnen hat, so ist es freilich noch nicht gewiß, ob Alles Aufnahme finden kann — ich habe übrigens die ganze Sendung meinen Mitredactoren dringend an's Herz gelegt, und hoffe, daß es noch gehen wird. Bestimmen kann ich aber noch Nichts darüber. —

Keber's Gedichte haben mich nach den Mittheilungen, die Sie mir über den Verfasser machten, doppelt angesprochen. — Große Originalität finde ich freilich nicht darin, im Gegentheil manche Reminiscenz aus Schiller und Goethe. — Doch das wird sich geben. — Die Uebersetzung aus dem Englischen: „Poor Mary“ finde ich sehr gelungen; da sie sich aber, besonders weil das Original beigedruckt werden soll, weniger für's „Odeon“ eignen dürfte, so werde ich, Ihre und Keber's Erlaubniß voraussetzend, so frei sein, sie meiner nächsten Sendung an die Zeitschrift: „Westphalen und Rheinland“ beizufügen, wo sie ohne allen Zweifel aufgenommen werden wird. Ich werde dann ein Einzelblatt der betreffenden Nummer für den Verfasser mitbestellen. —

Von Sardemann's Gedichten gebe ich dem „Nun danket alle Gott“ unbedingt den Vorzug. Es ist wahrhaft schön. In Betreff der fraglichen Stelle gebe ich Ihrer Lesart unbedingt den Vorzug! Besser ein falscher Reim (womit man's jetzt so genau nicht nimmt), als ein ganzer Flicksatz, was das: „Das Lied klang nicht wie Spott“ denn doch ist. Schade, daß Sardemann nicht in der Entfernung die abziehenden Regimenter die Scene beleben läßt; so hieße die Stelle wohl ganz passend: „Und durch Schwadronentrott“; denn leider kommt jetzt nach Ihrer Aenderung das Wort „Tod“ dreimal in zwei Zeilen vor! —

Das Blatt ist zu Ende. — Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, Ihrer Fräulein Braut! —

St. Apoll sei mit Ihnen, lieber Kriegsknecht, und vergessen Sie nicht

ganz den Ihrigen

F. F.

3.

Lieber theurer Freund!

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief vom 3. April, der mir außerordentliche Freude gemacht hat, erst jetzt beantworte, und auch jetzt nur mit zwei Worten. — Ich konnte, ich kann nicht anders. — Die letzten Monate waren für mich so bewegt, daß ich keinen ruhigen Augenblick gewinnen konnte. — Morgen reise ich, vorläufig wenigstens auf zwei Jahre, nach Barmen (Adresse: Herren J. F. von Eynern & Söhne) und rücke Ihnen dann so nahe, daß ich unsre baldige persönliche Bekanntschaft wohl mit froher Zuversicht zu den gewissen Dingen zählen darf. —

Sobald ich in meiner neuen Stellung einige Ruhe gewonnen habe, werde ich mich gern Ihrem Wunsche, Ihre mir eingesandten Gedichte zu beurtheilen, fügen. — Vorläufig kann ich Sie ohne Schmeichelei versichern, daß ich sehr Vieles darin mit Lust gelesen. — Auf Ihr Elfendrama freue ich mich recht — lesen Sie Shakspeare's „Sommernachtstraum“ und Grabbe's „Aschenbrödel“, Sie werden mehr daraus lernen, als ich Ihnen sagen könnte. —

Zwischen Verden und Kettwig bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen. Es muß da herum ein alter grauer Thurm, so eine Art von Ruine, stehen — den grüßen Sie von mir. —

Umstehend eine Einladung von Dr. Stolle, der mir mehr dergleichen zur Vertheilung an poetische Freunde gesandt hat. Vielleicht haben Sie direkt keine erhalten, und da wollte ich dann nicht versäumen, Ihnen diese Gelegenheit, Ihr Talent neuerdings in einem weiteren Kreise bekannt werden zu lassen, zu verschaffen. — Für heute das herzlichste Lebewohl! Lassen Sie bald einen Gruß nach Barmen fliegen.

Ganz Ihr

Freiligrath.

Soest, den 17. 5. 1837.

4.

Barmen, 26. Juli 1837.

Liebster Neumann!

Von einer kleinen Tour zurückkommend, finde ich Ihr Schreiben vom 19. vor, und kann Ihnen nun zu meinem Bedauern erst heute, also für Ihre Zwecke zu spät, die beikommenden Gedichte zurücksenden. Zürnen Sie mir nicht deshalb, es war ohne meine Schuld!

Aber, aber, mein theurer Freund, was sagen Sie dazu, daß ich dennoch an jenem Sonntag in Düsseldorf gewesen bin, Sie im bezeichneten Gebäude aufgesucht, nicht gefunden, und, da mir die Magd auch nicht sagen konnte, wo Sie eben waren, eine Karte zurückgelassen habe. Der letzte Umstand macht es mir vollends räthselhaft, daß Sie Nichts von meinem Besuch wissen — ich bin wirklich noch enragirt, daß ich Sie so dumm verfehlt habe.

Zum Theil lag die Schuld allerdings auch an mir. — Ich kam gegen Mittag, besuchte dann Hub, den ich auch noch nicht persönlich kannte, und ging dann mit ihm (wie ich vorhatte, nur auf einen Lauf) nach Rousseau. Hier wurde ich länger gehalten, als mein Wille war, ging dann gegen 4 Uhr mit Hub in die Wohnung des Herrn Schmidt, fand Sie nicht, und — am andern Morgen mußte ich wieder ans Pult, und darum dem lieben Düsseldorf den Rücken zudrehen, ohne Sie, den Hauptveranlasser und den Hauptzweck meiner Reise, mit Keber gesehen zu haben. So ist's gegangen, und ich muß nun auf Ihren Besuch rechnen. Sie sprechen von einer Herbstreise — berühren Sie doch Barmen! — Sopha, Tisch, Bett und Kneipe, so gut ein armer Poet und Handlungscommis es aufzuweisen hat, stehen Ihnen zu Diensten, und ein freundlich Gesicht dazu! —

Mit Hub war ich allerdings gespannt, habe aber, da ich's nicht vertragen kann, wenn Jemand böse auf mich ist, Alles so ziemlich wieder ins Geleise gebracht. Wie ist Hub und das „Odeon" denn in Düsseldorf angeschrieben? — Wie steht Hub namentlich mit dem wackeren Reinick? — Schreiben Sie mir offen darüber! — Ich mache den discretesten Gebrauch von Ihren Mittheilungen, die mir wirklich nöthig sind, da man sich sonst im Allgemeinen gegen mich nur vorsichtig über unser Unternehmen ausläßt, und ich nur aus leisen Andeutungen schließen muß, daß Viele es mit mißtrauischen Augen betrachten. —

Grüßen Sie Keber, und sprechen Sie auch ihm mein herzliches Bedauern aus! — Wenn er noch bei Ihnen ist, so soll er mich auf der Rückreise nach Halle besuchen. — Hören Sie? — Ich bitte herzlichst! —

Pult, Odeon, Journal?? — Die Post geht ab und ich muß Alles auf meinen nächsten Brief aufheben! — Für heute nur, daß mir Chamisso in seinem letzten Briefe (vom Mai) schrieb: „Lieber ein Handwerk, als ein Tagsblatt"!! —

Und nun Adieu! Bleiben Sie gut
ganz dem Ihrigen
Freiligrath.

5.

Barmen, den 26. October 1837.

Lieber Neumann!

Sein Sie nicht böse, daß ich Ihre lieben Zeilen vom — Sie haben zum Glück kein Datum beigesetzt — erst heute, und auch jetzt nur ungenügend, beantworte! Ich konnte wahrhaftig nicht eher! Meine Zeit ist sehr beschränkt; verdrießlich und verdrossen bin ich auch gewesen, und so ist es denn gekommen, wie es gekommen ist! Zweifeln Sie aber darum nicht an meiner warmen Theilnahme an Ihren dichterischen Bestrebungen, namentlich an meiner herzlichen Freude an „Erz und Marmor"! Ich habe das Werkchen mit Genuß gelesen, und finde den Gedanken, einzelne Momente aus unserer Geschichte auf diese Weise herauszuheben, äußerst glücklich! Nehmen Sie meinen besten Dank für die freundliche Gabe an! —

Ihren Aerger über die Wirthschaft in unsern Blättern theil' ich vollkommen, obgleich ich eigentlich quant à moi keine Ursache habe, mit Dame Kritik zu schmollen! — Unrecht aber wär's, wenn wir uns durch das Unwesen wollten beirren lassen! — Rüstig vorangeschritten, wie der Gott in uns es gebietet, und dann weder zur Rechten noch zur Linken geschaut! — Wenn was in und an uns ist, wird es ja doch wohl zu Tage kommen! —

Recht interessant sind mir Ihre Erzählungen über die Düsseldorfer Zustände gewesen. Urtheilen Sie aber nicht zu rasch! Es ist nicht Jedem gegeben, das Herz in der Hand zu tragen, und unter einer kalten, weltmännischen Außenseite ist nichtsdestoweniger manchmal ein warmes Gefühl verborgen. — Mir freilich ist es auch wohler bei Männern, die ohne Gezier frisch von der Leber weg reden, und da ich's selber so mache, so glaub' ich wohl, daß Sie sich bei mir behaglich fühlen würden! —

Und doch, du lieber Gott, was gäb' ich nicht darum, wenn ich gemessener, kälter, verschlossener, geleckter wäre. — Wie hat mir dieses Aufbrausen und das Herz „im Maule" führen, besonders beim Glase Wein, nicht schon geschadet, seit ich in diesem vertrackten Tractätleinsthale bin! Ich mag nicht davon reden, 's ist aber eine entsetzliche Nation, diese Philister! Wenn Ihnen was Böses über meinen sittlichen Menschen zu Ohren kommen sollte, so glauben Sie's nicht. —

Mit Hub ist es seiner Zeit ganz so gekommen, wie es ganz richtig von Ihnen vermuthet wird. — Das ist auch wieder eine Zornruthe des Himmels für meine Dummheit und mein unbedachtes Hingeben! — Wann das „Odeon" herauskommt, mag der Himmel wissen! Hub ist Eigenthümer des Unternehmens, scheint

beim Drucker keinen Credit zu haben, und so wird denn im schönsten Schneckenschritt Bogen für Bogen gedruckt, wie St. Ignaz von den selbsterhobenen Subscriptionsgeldern pränumerando die Druckkosten gen Coblenz schickt. — Es ist um sich todtzuschießen! — Diesen Jahrgang muß ich noch wohl aushalten, da ich Pfitzer, Duller, Arndt, Simrock, Wolff, Stieglitz und andere Ehrenmänner zur Mittheilung von Beiträgen vermocht habe — dann aber erheischt es meine Ehre, mich von Hub zurückzuziehen, wenn das von ihm gegründete „Odeon", wie wahrscheinlich, dann auch drüber eingehen sollte! — Dies vorläufig sub rosa! —

Von Ihnen kommt jedenfalls Einiges in das Büchlein! — Sämmtliche Gedichte Ihrer Freunde aber sind, ohne meine Schuld, bei Hub und Schnezler durchgefallen, was ich Ihnen, um meinerseits vor jeder Mißdeutung mich zu verwahren, bemerke, wie es ist. —

Das Erscheinen meiner Gedichte hat sich durch verschiedene Umstände noch verzögert, doch wird es jetzt keinenfalls lange mehr dauern! —

Und nun Adieu! — Wenn Sie was auf dem Herzen haben, so sein Sie sicher, daß ich Ihnen mit warmer Theilnahme zuhören werde! Ein fauler Briefsteller bin ich freilich, das müssen Sie mir aber um so mehr zu gut halten, je aufrichtiger ich bin

Ihr Freund

Freiligrath.

Haben Sie sich mit der Ironie des Lebens ausgesöhnt, i. e. haben Sie überflüssig Holz, um das Wupperthal besuchen zu können? — Ja wohl, Ironie des Lebens! — Man muß aber frisch entgegen ironisiren! —

6.

Lieber Neumann!

Ihr letzter Brief ist schon wieder zwei Monate alt, und die eben von St. Düsseldorf eintreffenden Odeons-Exemplare erinnern mich, daß es nachgerade wohl Zeit wäre, ihn zu beantworten.

Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht, mit seinen Exclamationen gegen Jean Baptiste den Langen und mit seinem Champagnerbericht. Schönen Dank für die Ehre, aber ich hätt' lieber mitgetrunken! — Grüßen Sie mir Ihre Freunde vielmals! —

Meine Poemata müssen ganz bald herauskommen und sind im Druck wahrscheinlich schon vollendet. Pfitzer, der die Revision des Drucks besorgt, schrieb mir um Neujahr, daß 17 Bogen schon damals fertig lägen. Das Bändchen wird, denk' ich, 22—24 Bogen stark, macht mir aber, wenn's heraus ist, gewiß vielen Kummer. — Steht viel mattes und triviales Zeug drin, und da werden denn die Recensenten grimmig über mich herfallen, und mich zu Tode hetzen.

Machen thu' ich jetzt wenig, ich bin mordfaul und wollte, daß ich auf Navy-Island bei den Canadischen Insurgenten wäre.

Auf Ihr Trauerspiel bin ich begierig. — Bei Schreiner kommt ja wohl bald Etwas von Ihnen heraus?

Anliegend nun das Hodeon! Das letzte, das unter meiner Mitredaction erscheint! Die Gründe wissen Sie! — Steht doch manches Gute in dem Büchel, Arndt's characteristische Beiträge sind ganz vortrefflich, Simrock, Landfermann, Pfitzer, Stieglitz, Duller, Bechstein, Pfarrius, die Stöber u. A. haben Vorzügliches gesteuert. Hub's Beiträge hab' ich nicht redigirt, sonst wäre „Welfenstein" nicht hineingekommen.

Meine Sachen im Buch sind auch nichts werth. Der „Ausgewanderte" und „der Neger" gehen an, „Memnon" aber ist Schwulst. Gott besser's! — Grabbe's „Barbarossa", eine Reliquie von ihm, die mir die Wittwe mittheilte, wird Ihnen Freude machen. —

Wann der unendliche Augenblick (gut, daß Sie nicht endlose schrieben) endlich naht, wo Sie des Glücks theilhaftig werden, meine Stumpfnase sammt Hamsterbacken in natura anschauen zu können, das, lieber Leutnant, mögen die Götter wissen! — Ich denke übrigens doch im Frühjahr! — Wir können's ja vorher absprechen, und wenn uns dann der Teufel mal zusammen hat, dann wollen wir von Poesie, Poeten, Jean Baptisten, Ironie des Lebens und Eisenbahnen sprechen, daß die Leute sich wundern sollen. — Pfingsten wäre die rechte Zeit; — da wird der heilige Geist ausgegossen, da wird er sich setzen auf einen jeglichen unter uns, da werden wir predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist uns wird geben auszusprechen. — Da werden die Flämmlein leuchten auf unsern Häuptern, und Jüden und Jüdengenossen werden sagen: sie sind voll süßen Weins! — Sie aber werden auftreten, aufheben Ihre Stimme, und zu ihnen reden: Lieben Männer und Brüder! Diese sind nicht trunken, sintemal es ist die dritte Stunde am Tage! —

Bis zu diesem unendlichen Augenblicke, den ich mir bei einem Glase frischen Quellwassers, einer Gabel Kornsalat und einem weichgesottenen Eilein (das ist NB. mein solitärer Abendschmaus, in den ich während dem Schreiben je zuweilen einhaue) in den buntesten Farben schon jetzt antecipirend vor die Seele treten lasse, hoff' ich jedenfalls noch einen oder ein paar Briefe von Ihnen zu erhalten. Der Himmel sei mit Ihnen, bester Neumann! Bleiben Sie gut

Ihrem

Freiligrath.

Barmen, 13. März 1838.

Daß ich Ihnen ein so schlechtes Exemplar des „Odeon" schicke, nehmen Sie mir nicht übel! — Hub hat mir, wie es scheint, lauter Ausschuß zugeschickt! —

7.

Lieber Neumann!

Meinen herzlichsten Dank für die drei Bände Ihrer Dichtungen, welche mir in Ihrem Auftrage so eben von Schreiner gesandt werden! — Stattlich sehen sie aus, die drei Burschen, und ich freue mich schon im Voraus auf all das Schöne und Treffliche, was sie mir heut Abend, während drinnen die Theemaschine summt, und draußen die leidigen Extraposten rasseln, erzählen werden! — Schreibe dann die ausführliche Besprechung! —

Wie kommt's denn, alter Kriegsknecht, daß Sie so ganz schweigen, seit wir uns persönlich kennen? — Auch in Düsseldorf ließen Sie sich jenen Abend nicht mehr sehen, und es scheint fast, als ob Ihnen meine Art, mich zu haben und zu geben, nicht besonders zusage. — Eh bien, ich bin ein närrischer Kerl! — Auf dem Dampfer, bei hellem, blitzendem Sonnenschein, ist's jedenfalls besser, Witze zu reißen, Bodenheimer zu trinken und einer schönen Engländerin aus der Entfernung mit dem Römer zuzunicken, als ernsthaft zu ästhetisiren. — Einen poetischen Moment soll man sich nicht durch des Denkens Blässe verkümmern! —

Chamisso gestorben, zwei Tage nachdem wir zusammen auf dem Rhein waren! — Der Gedanke schnürt mir die Brust zusammen!! —

Reinick nach Italien!

Cotta schreibt mir von einer 2ten Auflage meiner Schmieralien. — Dr. Löwe in Stettin hat drei meiner Romanzen componirt, sie erscheinen ganz in Kurzem bei Betzhold in Elberfeld — für Gesang und Piano. —

Ihre „Paria" hat zu meinem sehr großen Leidwesen nicht im Almanach gestanden. — Wollen Sie sie nicht dem „Morgenblatt" schicken? — Mein Freund Gustav Pfitzer (der mich beiläufig in den „Blättern für literarische Unterhaltung" tüchtig gerüffelt hat) wird sie gewiß gern aufnehmen. — Er redigirt jetzt, nach Schwab's Rücktritt, den Poets-Corner des „Morgenblatts". —

Haben Sie E. W. Müller's*), des Düsseldorfers, tüchtige Lieder unlängst im „Morgenblatt" gelesen? —

Gott mit uns! — Treulichst

Ihr

Freiligrath.

[Barmen.] Comptoir, 8. Novbr. 38.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux Mondes." 2. Märzheft: 1) Das Marine-Ministerium während der Commune. II. Von M. Maxime Du Camp. — 2) Die electrische Beleuchtung und die allgemeinen Grundsätze der Straßenbeleuchtung. Von M. F. Janin. — 3) Die russische Marine und die türkische Flotte im schwarzen Meere. Von M. Paul Mezzuau. — 4) George Sand. III. Politik. Natur und Kunst. Letzte Lebensjahre. Von M. Othenin d'Haussonville. — 5) Ein Gewissensbiß. III. Theil. Von M. Th. Bentzon. — 6) Die Ausbeutung der Eisenbahnen durch den Staat und die großen Eisenbahn-Gesellschaften. Von M. F. Jacqmin. — 7) Elsaß und Lothringen unter der deutschen Herrschaft. — 8) Halbmonats-Chronik, Notizen, Bücherschau. — Das 1. Aprilheft ent-

*) Vermuthlich Wolfgang Müller von Königswinter, welcher damals als Student zu Bonn die ersten seiner lebensfrischen „Jungen Lieder" schrieb.

Digitized by Google

hält: 1) Die Allianzen des Kaiserreichs in den Jahren 1869 und 1870 vom Prinzen Jérome Napoléon Bonaparte. — 2) Die moderne Rechts-Idee in Frankreich. II. Das Recht und die Idee der Freiheit. Von Alfred Fouillée. — 3) Ein Gewissensbiß. Schluß. Von Th. Bentzon. — 4) Archeologische Spaziergänge. IV. Rom's christliche Kirchhöfe. Von Gaston Boissier. — 5) Die weiße Schreckenszeit. Die Reaction im Gard. Von Ernest Daudet. — 6) Dramatische Skizzen. Emile Augier. Von Emile Montégut. — 7) Die Königin von Saba. I. Von T. B. Aldrich. — 8) Das Budget der schönen Künste und die Musikfrage. Die komische Oper, das lyrische Theater. Von F. de Lagenevais. — 9) Die Socialistenpartei in Deutschland. Von G. Valbert. — 10) Chronik, Notizen, Bücherschau.

„Revue Historique.“ Heft 2. März-April (Paris) enthält Abhandlungen von: H. Lantoine, Cleon der Volkstribun. — D. Neuville, Das Königliche Parlament zu Poitiers 1418—1436. — A. Sorel, Der Frieden zu Basel 1795. Fortsetzung. — Vermischtes und Dokumente: J. Havet, Die Theilung der Länder unter Römer und Barbaren bei den Burgundern und Westgothen. — Th. Ouspensky, Ein Blatt aus der rumänischen Geschichte. Unveröffentlichter Bericht über die Verhaftung des Marschalls Biron. Von T. Combes und G. Fagniez.

Spanien.

Aus dem Inhalt der „Rebista de Espanna“ vom März erwähnen wir: Denkwürdigkeiten und Kommentare über die Belagerung von Cartagena. Von D. José Lopez Dominguez (I.). — Die erste Kammer während der Restauration. Von D. Aureliano Linares Rivas. — Einführung des freien Unterrichts. Wissenschaft und Kunst. Von D. Federico Rubio. — Die erste Kammer während der Restauration. Von D. Aureliano Linares Rivas. — Die Einführung des freien Unterrichts. Der Koran. Von Eduardo Saavedra.

Italien.

Die „Rivista Europea“ (Florenz) März-Heft enthält: Der Abt Monti und seine Zeit. Von C. Cantù. — Die Politik der Medicäer in Bezug auf die Conclaven. Von Ugo Pesci. — Theodorich, König der Gothen und Italiener. Von Dr. Gottardo Garoldo. — Florenz. Reisenotizen Konrad Busken Huet's. Aus dem Holländischen. Von W. M. De Jongh. — Der Ausstellungspalast in Rom. Von Dr. Bernardo Marrai da Fosciano. — Der Realismus in der italienischen Literatur. Von R. Renier. — Die Stellung der politischen Parteien in Italien. Von P. G. Molmenti. — Alfons Lamarmora. Von P. Fea. — Die sogenannte Meer-Miliz-Steuer. Von Arturo Jéhan de Johannis. — Dafne. Von Prof. A. Romizi. — Ein neues Buch über Rabelais. Von C. R. Massa. — Die gothischen Kirchen. Von Raoul Rosière. — Schöne Künste. Italienische Kunst und deutsche Kritik. Von Arte Russa Olga.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti“, Heft 5 und 6 vom 1. und 15. März (Rom und Florenz) enthält u. A. folgende bemer-

kenswerthe Aufsätze: Leo XIII. und seine Vorgänger mit gleichem Namen. Von Ruggero Bonghi. — Das Afrika Petrarca's. (Schluß.) Von B. Zumbini. — Oekonomische Eisenbahnfragen. Die freie Konkurrenz der Secundärbahnen mit den Hauptbahnen. Von Frederico Gabelli. — Die Frau in Rußland. Von Angelo de Gubernatis. — Die Polar-Expeditionen und die bevorstehende Reise des Nordenskiöld. Von C. Dalla-Vedova. — Lutter in Rom. Von Ignaz Ciampi. — Shakespeare's Sonnette. Von Gustav Tirinelli. — Der Einfluß der Natur auf die Civilisation nach den modernen Studien. Fortsetzung. Von Niccola Marzelli. — Leo XIII. Von Ruggero Bonghi.

Schweiz.

Die „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse", Lausanne, 8. März, enthält: Die moderne Türkei, von einem Deutschen beurtheilt. Von M. Ernest Lehr. — Eine Novelle von Louis Favre. III. — Der russische Roman in der französischen Literatur. — Madame Henri Gréville. — Von M. Louis Leger. — Der Krieg im Orient. Von M. Ed. Tallichet. — Ein Eremit-Philosoph in den Vereinigten Staaten. Von M. Arvède Barine. — Chroniken und Bücherschau.

Belgien.

Die „Revue de Belgique" vom 15. März giebt F. Laurent: Die Kirche und der Staat nach Minghetti. Die Versammlungs- und Unterrichts-Freiheit. — H. Pergameni, Das Glück Mira Tavernier's. III. — Ph. Nihoul, Eine Abhilfe gegen die industrielle Krise. — N. de Ridder, Die Kinderarbeit in den Fabriken.

Amerika.

Die „North American Review" (März-April) enthält: Die Armee der Vereinigten Staaten. Von General James A. Garfield. Mit Briefen der Generale Sherman und Hancock. — Vergleichung der englischen und amerikanischen Universitäten. Von Charles W. Eliot. — General Jackson und seine Thal-Expedition (1862). Vom General Richard Taylor. — Der Todeskampf der republikanischen Partei. Von George W. Julian. — Die Stellung der Juden in Amerika. Vom Rabbi Gustav Gottheil. — Die politische Allianz des Südens mit dem Westen. Von John F. Morgan.

Die „Internationale Review" (März-April) New-York bringt: Die Grundlagen des Nationalwohlstandes. II. Von David A. Wells. — Das Mexiko der Mexikaner. Von Will. T. Pritchard. — Die Methode der Präsidentenwahl. Von Cooley und Hewitt. — Die Beziehung der Moralität zur Religion. Von Prof. Peabody. — ꝛc. —

England.

„The British Quarterly Review" enthält: I. Die ersten zehn Jahre von der Canadischen Herrschaft. — II. Mycenae. — III. Indiens Nordwest-Grenze. — IV. Constantinopel. — V. Die projectirte neue Universität in Manchester. —

VI. Der Herzog von Argyll und die Kirchfrage in Schottland. — VII. Der russisch-türkische Krieg. — VIII. Phasen der orientalischen Frage ꝛc.

„Das neunzehnte Jahrhundert“ (April): I. Rußland und Indien. Von Obrist Georg Chesney. — II. Das britische Reich. Lowe und Lord Blackford. Von Sir Julius Vogel. — III. Können Juden Patrioten sein? Von Rabbi Herm. Adler. — IV. Rings um die Erde mit dem „Sonnenstrahl“. (Schluß.) Von Thomas Brassey. — V. Virchow: Ueber den wissenschaftlichen Unterricht. Von Prof. Clifford. — VI. Englands Politik auf dem Congreß. Von Eduard Dicey ꝛc.

„The Fortnightly Review“ (I. April): I. Lord Beaconsfield's politische Abenteuer. — II. Oeffentliche Angelegenheiten in Australasien. Von C. W. Purnell. — III. Das moderne Japan. II. Von Sir David Wedderburn. — IV. Die Neuorganisirung der Türkei. Von Sir G. Campbell ꝛc.

Die „Contemporary Review“, April, enthält: 1. Positivismus auf einer Insel. Die neuen Paul und Virginie. Von W. H. Mallock. — 2. Thatumstände des Fortschritts Indiens. Von Prof. Monier Williams. — 3. Frauen-Tortur in England. Von Franz Power Cobbe. — 4. John Stuart Mill's Philosophie in der Praxis. Von Prof. Stanley Jevons. III. Die experimentalen Methoden. — 5. Die schlechte Handhabung der Justiz. Von Franz Peck. — 6. Fraude's Leben und Zeitalter Thomas Becket's. Von Ed. Freeman. II. — 7. Die Iris Homer's und ihre Beziehung zur Genesis. IX. 11—17. Von W. E. Gladstone ꝛc.

Schottland.

„Blackwood's Edinburger Magazin“ (April): John Caldigate. — Mode und Phantasie. — Uebersetzungen von Heine. Von Theod. Martin. — Mein ist Dein. Th. X. — Der Sturm im Orient. — Rückblick.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. G. Janke in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Allgemeiner Theil.

Ein Culturkämpfer.

Erzählung von Lewin Schücking.

(Schluß.)

V.

Als Engelbert am letzten Tage seiner Haft des Morgens erwachte, sah er einen schönen Strauß in einem Wasserglase auf dem Tische unter seinem Zellenfenster stehen. Wer hatte ihn, während er geschlafen, hierher zu zaubern gewußt? Der Zauber war sicherlich ein — Zauber pflegen das zu sein — polizeiwidriger, denn der Wärter, der jetzt das Frühstück brachte, antwortete auf die Frage danach nur mit einem verschmitzten Lächeln und schwieg verstockt. War es eine warmherzige Seele im Orte, die ihm eine begeisterte Theilnahme ausdrückte — war es der Gruß seiner dankbaren Gemeinde, die ihn freudig erwartete? Er konnte dieser so viel Poesie nicht zutrauen! Er nahm den Strauß, betrachtete ihn lange gedankenvoll, dann mit einer heftigen Bewegung, wie in aufwallender Freude, drückte er den duftigen Freiheitsgruß an seine Lippen — und gleich darauf warf er ihn, wie mit einem plötzlichen Erschrecken über sich selber, weit von sich auf den Boden und starrte ihm nach, nicht als ob er die duftigen Blumen, sondern eine böse Schlange sehe!

Am Mittage wurde er entlassen, von dem Director mit freundlichen Worten selbst; er wollte alsdann im Gasthofe des Orts ein paar Stunden tödten, um wieder erst in der späten Abendstunde in seinem Dorfe einzutreffen — aber er hatte diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht — er fand im Gasthofe Herrn Stemming und den Vorsteher von Astenrath, als Deputirte der Gemeinde, bereit, ihn in Empfang zu nehmen. Trotz aller Protestationen war er jetzt nicht mehr Herr seines freien Willens; ein solcher Held im Glaubenskampfe, der so unentwegt zu seiner Kirche steht und für des Volkes heiligste Rechte im Leiden ausharrt, soll sich nicht durch eine Hinterthüre in seine Gemeinde einschleichen — das ist Ehrensache für ganz Astenrath, und ganz Astenrath, erklärte Herr Stemming, „ist auf den Beinen, Sie zu empfangen, Herr Heimball — sprechen Sie kein Wort

dagegen, es hülfe Ihnen nichts, nur immer vorwärts, nur vorwärts und in meinen Wagen hinein, der schon angespannt wird — was daraus entsteht, das nehmen wir auf uns!"

„Ja, das nehmen wir auf uns," echoete der Vorsteher, seinen Eisenstock schwer auf den Boden stoßend und mit einem flammend streitlustigen Gesichte — „nur immer vorwärts!"

Und so ging es vorwärts, zuerst in Herrn Stemmings gelben Kutschkasten hinein, vor den zwei starke Rappen mit großen blau und weißen Schleifen — blau und weiß sind die Farben der Jungfrau Maria — gespannt waren. Nach Astenrath ging es im gestreckten Trab, im Galopp, wenn die Chaussee bergan stieg; und als man um eine Wendung des Weges gekommen, wo die letzte Höhe, die Astenrath noch verdeckte, zu sehen war, nahm man auf dieser einen Burschen wahr, der heftig eine Fahne schwenkte; und bald nachher hörte man ein dumpfes Rollen, das bei dem Rasseln der Räder und dem Hufschlag der Rosse nicht recht zu unterscheiden war; als man aber die Höhe erreicht hatte, und nun in das Thal von Astenrath hinabblicken konnte, wurde es schon klar, die rechts an der Bergwand aufgefahrenen Böller waren es, die blitzend und krachend, Schlag auf Schlag, die gegenüber liegenden Höhen andonnerten. Und noch ein anderes Echo schallte in den Zwischenpausen an diesen Höhen entlang, das helle Glockengeläut, das von den sich wie wahnsinnig vor Freude schwingenden Glocken im alten Kirchthurme klang; und unten am Fuße des Rückens, über welchen man eben fuhr, unten an dem alten Steinkreuze, da stand die ganze Gemeinde aufgestellt zu einer Prozession, die Schulkinder, die Sträuße in den Händen trugen, mit den Lehrern voran, dann die Jungfrauen-Sodalität mit der schön gemalten und vergoldeten Muttergottes, und dann die Junggesellen-Sodalität mit den prächtigen seidenen und gestickten Fahnen, die von den schmuckſten jungen Männern gehalten wurden, welche befiederte Generalshüte, seidene, goldbefranzte Schärpen und blanke Degen an der Seite trugen wie Cavaliere.

Und als nun der Wagen herangekommen, da ertönten, während Engelbert mit seinen Begleitern ausstieg, laute Hochrufe aus vielen hundert jungen und alten Kehlen; die Kinder warfen Engelbert ihre Blumen auf den Weg, die Fahnen wurden vor ihm geschwenkt, die Böller krachten eine volle Salve, aus der Mitte der Jungfrauen trat wankenden Schritts Thekla Stemming vor und hielt ein Papier und ein großes Bouquet in den Händen — von dem Papier begann sie mit halblauter Stimme Verse zu lesen, die sie in grenzenloser Beklommenheit doch nur stotterte und nicht vernehmlich machen konnte; ganz athemlos und erblassend drückte sie plötzlich den Strauß und den poetischen Gruß — der Schulmeister hatte ihn zu Stande gebracht und so kalligraphisch auf schönes Velin geschrieben — Engelbert in die Hände und flüchtete sich in tödtlicher Verlegenheit in die Schaar der lachenden Jungfrauen zurück. Und nun erscholl ein abermaliges Hoch, und dann ordnete sich der Zug zur Rückkehr nach Astenrath.

Die Muttergottes auf den Schultern der Jungfrauen zog, hinter den Schulkindern her, voran; dann kam Engelbert zwischen den beiden Deputirten und hinter ihm flatterten die Fahnen. Eine Litanei wurde angestimmt und so ging es zur Kirche, wo, auf die Stufen des Altars tretend, Engelbert ein Gebet sprach und so-

dann mit erschütterter Stimme eine kleine Anrede an die Gemeinde hielt, die doch nicht allseitig befriedigte. Es zitterte kein Ton der Klage über erduldete Leiden, es drohte kein Klang herausfordernder Streit- und Kampflust daraus. Engelbert dankte der Gemeinde für ihre Anhänglichkeit, die ihn auch bei dem Bewußtsein, nichts, was solcher Ehren würdig sei, gethan zu haben, doch innig rühren müsse. Solche schlaffe Sanftmuth Engelberts, wie Herr Stemming es für sich im Stillen nannte, konnte aber nichts am Programm des Tages ändern. Dieser wurde geschlossen durch ein großes Mahl, welches Herr Stemming in seinem Hause gab, den Dorfhonoratioren, ein Paar benachbarten Gutsbesitzern, einem gräflichen Förster, zwei oder drei aus höher im Gebirge liegenden Pfarren geladenen Caplänen — der kluge Dechant von Enghausen hatte sich entschuldigen lassen. Das adlige Element war durch zwei nachgeborene und beschäftigungslose Brüder des nächsten Edelhofbesitzers vertreten. Es war eine bunte Gesellschaft, in deren Mitte auf dem blumenbekränzten Ehrensitz Engelbert thronen mußte. Er sah aus wie ein Opferlamm, bleich wie der Tod. Auf das, was er sprach, darauf horchte man, Gott Lob! nicht viel; denn, wie Herr Stemming das längst bemerkt, es hatte recht keinen Zusammenhang und paßte nicht in die aufgeregte und erhitzte Stimmung der Gemüther, in den Schwung und Eifer hinein, in dem die Versammlung glühte. Denn, unterstützt vom weißen Moselwein, stieg in dieser höher und höher die Culturkampflust wider die ganze Meute „freimaurerischer“ und „liberaler“ Hunde des Antichrists, auf dessen Verderben man anstieß, nachdem Herr Stemming zum Schlusse einer schönen, von „echt katholischen“ Gefühlen eingegebenen Rede, die alle in eine frenetische Begeisterung versetzte, angedeutet hatte, daß der Name des Antichrists eigentlich nicht mit einem A sondern mit einem B anfange. Diese ebenso witzige als geistreiche Anspielung weckte einen Sturm des Beifalls. Was Engelberts Wesen und Verstörtsein anging, so hatte Herr Stemming längst dem Schulmeister zugeflüstert, daß dies die herzbrechende Wirkung der Kerkerstrafe sein müsse, die in einer empfindungsvollen Menschenseele alle geistige Energie zusammenschnüre und zermürbe, welche tiefpsychologische Bemerkung nicht verloren blieb für den prächtigen Artikel, den der Schulmeister über das ganze Fest schon für das nächste ultramontane Journal in seinem Kopfe ausarbeitete.

Endlich wurde die Stimmung so gründlich erregt, daß es Niemand mehr auf seinem Platz ließ, daß man in Gruppen zusammentrat und durcheinander perorirte und daß der Einzelne sich bei Seite stehlen konnte. Die Junker hatten das schon längst gethan, auch dem einen der Gutsbesitzer war es zu heiß geworden; und jetzt konnte ihm unbeachtet auch Engelbert folgen. Er verschwand und eilte raschen Schrittes in den Garten, in die hinter dem Garten liegenden, sich den Berg hinaufziehenden Anlagen hinaus. Als ob der Boden ihm unter den Füßen brenne, schritt er; Rock und Weste hatte er offen gerissen, den Hut hielt er krampfhaft in der Hand und schwang ihn hin und her, halblaute Silben flüsterte er vor sich hin und stürmte weiter, bis er — plötzlich vor der Tochter des Herrn Stemming, vor Fräulein Thekla stand, die in der anscheinend tiefen Seelenruhe, womit sie still auf einer alten Holzbank im Schatten eines Nußgesträuchs saß, einen merkwürdigen Contrast zu dem aufgeregten Wesen des jungen Mannes bildete.

Sie saß an einer Stelle, wo der Pfad und die Anlagen ein natürliches Ende

fanden, denn fünf Schritte von ihrer Bank senkte sich ein jäher Felsabhang zu dem schäumenden Bergfluß in eine Tiefe von hundert Fuß nieder — da unten rauschte und tos'te das grüne Gewässer, und es war, als ob Thekla mit ihrem gesenkten Gesicht und ihren still im Schooße gefaltenen Händen gedankenlos dem Rauschen des wilden Wassers da unten lausche.

Engelbert blieb regungslos wie eine Säule vor ihr stehen, während sie, ohne irgend ein Zeichen der Ueberraschung über dies plötzliche Erscheinen, nur mit einem ernsten wie sorgenvollen Blick, die Augen zu ihm aufschlug und ihn wie fragend anschaute. Er aber, als ob jetzt mit einem Male ein Anfall zorniger Raserei ihn erfaßte, schleuderte den Hut von sich auf die Erde, warf sich neben Thekla auf die Bank und rief wie mit einem Schrei des furchtbarsten Schmerzes der Verzweiflung aus: „Thekla — Thekla — es fehlte noch, daß ich Sie hier finde — jetzt Raserei, Verderben, gehe deinen Gang!"

„Um Gotteswillen," rief Thekla, mit der Hand zum Herzen fahrend, als ob sie dessen Schlag niederdrücken wolle — „was ist geschehen, was ist Ihnen zugestoßen?"

„Zugestoßen — das fragen Sie — Sie, die mit einem Gesicht so friedlich und still wie der Mond, wenn er auf all das Menschenelend unter ihm niederblickt, dasitzen! Ahnen Sie denn nichts von dem furchtbaren Schicksal, das hier vor Ihren kalten Mondaugen mich innerlich schüttelt, mir das Herz zerreißt, mich erwürgt? Ahnen Sie denn nichts von dem, was in mir tobt, wilder wie die Ruhr da unten, in der ich das Ende dieser fürchterlichen Lage suchen muß? Sie, Sie — die doch allein der Grund von Allem sind?"

„Ich — ich der Grund?" stammelte Thekla. „Der Grund von wem?"

„Sie ganz allein! Wenn Sie nie geboren wären, wenn ich Sie nie gesehen hätte, wenn . . ."

Die letzten Worte schienen wie in eine zornige Verwünschung unterzugehen, die er murmelte, während er aufsprang und in Hast ein Paar Schritte auf und ab rannte, um sich dann wieder neben Thekla auf die Bank niederzuwerfen und wie mit dem wilden Aufschrei der Verzweiflung auszurufen:

„Beim ewigen Gott, ich bezwinge es nicht mehr — es ist stärker geworden als ich und es muß heraus — ja Sie, Thekla — denn mich verzehrt die fürchterlichste Leidenschaft für Sie! Das ist's, was in mir brennt, woran ich zu Grunde gehe und verderbe! Das Feuer einer Leidenschaft, wie es nur in der Brust eines Priesters brennen kann — brennen, ja, das ist das Wort — in der Brust eines Menschen, der nicht soll, nicht darf, der geschworen hat . . ."

Thekla war todtenbleich geworden. „O mein Gott!" hatte sie athemlos geflüstert.

„Und davon haben Sie nichts geahnt, hat die Welt nichts geahnt . . . . aber jetzt — und stände der Tod darauf, muß ich's sagen! Seit ich Sie in der Kirche gesehen, seit ich Sie bei der Lehrerin gesprochen, seit ich den Klang Ihrer herzbewegenden Stimme vernommen, liebte ich Sie, waren Sie der Inbegriff meines Denkens und Seins, war der Gedanke an Sie die Luft, die ich athmete. Aber zwischen uns lag wie ein Abgrund die Verachtung, die auf mir lastete, das Uebelwollen Ihres Vaters. Das hielt mich getrennt von Ihnen und es gab kein Mittel, Sie zu sehen, zu sprechen, mit Ihnen zu verkehren — das

einzige Glück, das ich verlangte! In Verzweiflung brütete ich über dem, was ich thun könne, um zu diesem Glück zu gelangen. Da starb der Pfarrer — und mit einem Schlage war alles anders. Ich hatte nur an seine Statt zu treten, des Pfarrers Pflichten über mich zu nehmen, ohne etwas von seinen Rechten zu begehren; ich hatte nur mein Gewissen zu betäuben, das mir die Rebellion gegen die Gesetze, die ich nach meiner inneren Ueberzeugung zu halten verpflichtet war, vorwarf — und ich war das Idol der Gemeinde, ich war der Schützling, der tägliche Hausfreund Ihres Vaters — ich sah Sie ungehindert, verkehrte mit Ihnen so oft ich wollte . . ."

Thekla hatte währenddeß ihr bleiches Gesicht ihm zugekehrt und mit schmerzlich gespannten Zügen ein jedes Wort, das von seinen Lippen fiel, vorweggenommen; jetzt verbarg sie plötzlich ihr Gesicht in beiden Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Das Alles war gut," fuhr Engelbert desungeachtet fort, „oder vielmehr, es war nicht gut, es war furchtbar, es steigerte aufs unseligste meine Leidenschaft. Aber jetzt, jetzt bin ich am Ende meiner Kraft. Was heute geschehen, das ist mein Ende, das bringt mich um, darunter ersticke ich! Ersticke unter dem Bewußtsein, ein Heuchler, schlimmer als die schlimmsten, die ich je verachtete, zu sein! Ich habe mich feiern und preisen lassen müssen, ich muß mir die Ehren eines Märtyrers erweisen lassen, ich muß dulden, wie sie einen Heiligen aus mir machen, ich muß meinen Ruhm in ihren Blättern der ganzen Welt verkünden lassen — und dabei pocht es immerwährend in meiner Brust und ruft: Du Elender, Du Lügner, Du Heuchler!"

Er hatte das in furchtbarster Erschütterung ausgestoßen. Jetzt schien ihn das Gefühl seines Elends, der Jammer, der in ihm ausgebrochen, der alle Dämme der Selbstbeherrschung überfluthet, ganz zu übermannen; er brach wie in sich zusammen, er sank seitwärts, daß Arm und Schulter auf die Bank, sein Haupt auf Theklas Schooß zu liegen kam; dabei brach er in ein herzbrechendes Schluchzen aus, das ganz erschütternd war.

Thekla hatte über dem allen vollständig die Fassung verloren. Sie war nicht aufgesprungen, um zu fliehen vor diesem Sturm von Leidenschaft, sie war geblieben, wo sie war und saß nun wie ganz unfähig sich zu bewegen.

Dann sprach sie mit zitternden Lippen unzusammenhängende Worte, auf die Engelbert auch gar nicht hinhörte — und dann fuhr sie mit zitternden Händen wie liebkosend über sein dunkles Haar und streichelte es mit nervöser Heftigkeit; endlich, wie selbst ganz überwältigt, beugte sie ihr Gesicht und küßte seinen Scheitel und küßte ihn abermals, und bedeckte, wie ihrer nicht mehr mächtig, sein ganzes Haupt mit diesen Küssen.

Er erhob auffahrend, wie elektrisirt, sein Gesicht. Sie groß und verwundert ansehend, flüsterte er:

„Thekla, lieben Sie mich denn auch? Auch Sie — mich?!"

„Wen sollt' ich denn anders lieben?" sagte sie leis.

„Mich den abtrünnigen, elenden Heuchler?"

„Ich weiß nicht, ob Sie das sind," versetzte sie — sie brachte kaum hörbar die Worte hervor — „und, o mein Gott, ich frage ja auch nicht danach; ich glaube

nicht, daß es mich kümmert, ob Sie Recht thun oder Unrecht; ich weiß nur, daß wenn Sie sterben wollen, ich mit Ihnen sterben muß!"

„Sterben!" sagte er heftig — „vielleicht wäre es das Beste jetzt, mit einem Gefühle von plötzlichem Glück im Herzen zusammen in die Grube fahren! Von plötzlichem unendlichem Glück! Wie mir nie ein größeres werden kann! Sie lieben mich — Sie gestehen es mir — was kann mir jetzt noch kommen, die Welt mir noch geben? Es ist das Höchste! Ja — sterben — jetzt sterben, das wäre das Beste — im Rausch des Glücks!"

Er zog sie an sich — er bedeckte ihr Antlitz mit seinen Küssen so leidenschaftlich, als ob er darin den gewünschten Tod finden könnte.

„O und auch das ist Lüge!" rief er dann mit seinem Arme ihre Schultern umklammernd und sie an sich drückend aus. — „Sterben? Nein! Leben, tausendfach leben — ich habe nie mehr nach Leben, nach vollem, freiem, großen Leben verlangt als jetzt, ich schwelge im Leben!"

„Lassen Sie mich, ich ersticke, ich fürchte mich vor Ihnen," flüsterte Thekla, sich freimachend.

„O Thekla," fuhr er fort, nur noch ihre Hand pressend, „wenn es Ihnen möglich wäre, sich innerlich frei zu machen, zu trotzen den himmelschreiend ungerechten Gesetzen, Einrichtungen und Vorurtheilen dieser Welt, aus diesen engen Thälern voll engherziger, stumpfsinniger, denkfauler Menschen zu fliehen — mit mir zu fliehen . . ."

„Zu fliehen — von den Eltern fort?"

Sie war so erschrocken, daß sie nicht weiter konnte.

„Ja — in die Welt, wo Menschen mit klareren Köpfen und wärmeren Herzen sind . . . über's Meer, in Fernen, wo Niemand einem Priester das Recht abspricht, wie ein Mensch zu fühlen!"

Sie antwortete nicht — sie war wie von einem Schlage getroffen von dem Gedanken und blickte bleich und stumm zur Erde.

„Es ist zu viel verlangt!" sagte er nach einer langen Pause, in welcher er stumm auf sie niedergeschaut hatte.

Sie antwortete nicht. Auch er blieb schweigend. Dann wie ermattet, und die Worte flüsternd:

„Sprechen Sie heute nichts mehr zu mir!" sank sie an seine Brust und barg ihr Gesicht an seiner Schulter, als ob sie nichts verlange, als dort eine tiefe Selbstvergessenheit zu finden.

Sie saßen lange schweigend so da. Der Abend war niedergesunken und der Wind fuhr kühl durch das Gebüsch hinter ihnen; es war als ob die rauschende Ruhr von unten höher und höher zu ihnen heraufklömme, so viel heftiger und lauter immer wurde ihr Rauschen, Gurgeln und Schäumen. Ein Nachtvogel fuhr mit langsamem, schwerem Flügelschlag über ihre Köpfe fort und stieß einen Schrei aus; und dann eine Weile später ertönte aus der Ferne ein Ruf, der Ruf einer Frauenstimme, — Engelbert verstand ihn nicht, aber Thekla fuhr erschrocken auf:

„Meine Mutter — sie sucht mich!" flüsterte sie, strich mit beiden Händen ihr Scheitelhaar glatt, eilte davon und war den Augen Engelberts wie ein sich rettendes scheues Wild entschwunden.

Engelbert hatte nichts gethan, um sie zu halten. Er blickte ihr nach mit Zügen, die jetzt auffallend ruhig waren, wie voll ruhiger, muthiger Sicherheit. Er stand langsam auf. Er klomm den Abhang zur Ruhr hinunter, mit festem Schritt, sorglos, als gäbe es keine Gefahr dabei — es war, als ob er jetzt freudig jeder Gefahr, die es im Leben geben könne, so mit kühnem Muth auf den Kopf treten wolle.

Als er unten glücklich angekommen, schritt er am Flusse hinab seinem Hofe zu und sandte von dort eine Botschaft an Herrn Stemming: er habe, von Müdigkeit gezwungen, sich dem Feste entzogen und bedürfe der Ruhe.

VI.

Engelbert fuhr am andern Tage fort, die Pflichten eines Pfarrers in der Gemeinde zu erfüllen; er fuhr fort in Stemmings Familie zu verkehren und sah dabei Thekla wie vorher; nur von anderen Dingen sprachen sie als vorher, wenn beide allein waren. Engelbert sprach von seinem grausamen inneren Zerfallensein mit sich selber, so lange er in dem Zwange der Heuchelei bleiben müsse. Durch eine Flucht mit ihm aber diesem Zwange ein Ende machen — es schien, dieser Entschluß war für Thekla ein Ungeheures, Entsetzliches.

Engelbert ging bei einem seiner Besuche im Hause Stemming's, weil er Niemand im Wohnzimmer traf, in den Garten und in die Anlagen hinaus — er fand Thekla hier allein hinter dem Steintisch in einer Laube sitzend und beschäftigt, aus Gartenblumen, welche den Tisch bedeckten, einen Strauß zu winden. Engelbert setzte sich zu ihr, nahm eine prächtige gelbe Rose auf und sagte lächelnd:

„Solch eine Rose war in einem gewissen Strauße, der sich einmal in einer öden, freudlosen Gefängnißzelle sehr wunderbar ausnahm!"

Sie sah mit leichtem Erröthen zu ihm auf.

„Und von wem kam der Strauß, wenn man fragen darf?" sagte sie dabei mit einem halb verlegenen, halb heiteren Tone.

„Von Dir, Thekla!" versetzte Engelbert. „Es mußte Dir Mühe gemacht haben, durch Bestechung diesen duftigen Gruß Deines Herzens in meine Zelle zu schmuggeln! Aber daß er von Dir, ahnte, fühlte ich gleich — und die gelbe Rose hat mir dann viel zu denken gegeben; sie blickte mich so symbolisch an; sie war nicht weiß, nicht farblos wie eine Gabe der Freundschaft, und doch auch wieder nicht roth und glühend wie die Leidenschaft; sie war gelb — also was sprach sie? Verheißungsreich wenigstens war sie, gelb ist wenigstens eine dem Roth verwandte Farbe, eine Vorstufe zu Roth, zu dem vollen Roth der Rose, die Du mir jetzt ohne Zögern und Bedenken schenken würdest, z. B. diese hier!"

Er griff dabei eine zwischen den übrigen liegende dunkle Rose auf.

Thekla antwortete nicht. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen:

„Was haben Sie" — sie hatte sich noch nicht zu dem Muth aufgeschwungen, ihn anders als Sie zu nennen — „was haben Sie mit dem Strauße gemacht?"

„Ich habe — ihn an meine Lippen gedrückt und dann von mir geschleudert, Thekla! Ich muß es Dir bekennen. Es faßte mich eine plötzliche Verzweiflung an, ein furchtbares Erschrecken über mich selber . . ."

Thekla nickte dazu leise mit dem Kopfe.

„Ich kann es mir so gut denken," sagte sie mit einem Seufzer.

„Und darunter,“ fuhr er fort, „mußte der arme Strauß leiden. Ich ahnte ja damals nicht, wie bald meine Verzweiflung, mein Entsetzen vor meiner eigenen Leidenschaft sich in die seligste Ruhe verwandeln sollte, durch wenige Worte, welche am Abende jenes Tages Deine Lippen sprachen, Thekla!“

„Ruhe?“ rief Thekla aus, mit einem ernsten, fast vorwurfsvollen Blicke ihn anschauend.

„Nun ja! Weshalb sollte ich das nicht aussprechen? Ich bin Deiner Liebe sicher, Thekla, und sobald Du Dich zu dem Schritte entschlossen hast, den wir doch nun einmal thun müssen . . .“

„Thun müssen!“ unterbrach sie ihn, indem sie ihre Blumen fallen und ihre Hände wie kraftlos in den Schooß gleiten ließ. „Dies schreckliche Müssen! Und ich weiß, ich weiß ja nicht, ob es auch Recht ist!“

Sie klangen wie der Angst- und Nothschrei eines tiefgepeinigten Herzens, diese Worte, die sie fast heftig hervorstieß.

„Trotz Allem, was ich Dir darüber gesagt habe?“ fragte mit einem Klange des Mißmuths und einem leisen Stirnrunzeln Engelbert.

Sie antwortete darauf nicht; sie hielt ihre Blicke auf die Blumen in ihrem Schooß gerichtet und schien mit hervorbrechenden Thränen zu kämpfen.

Engelbert sprang auf; er schritt mit untergeschlagenen Armen einige Male in der Laube auf und nieder:

„Ob es auch Recht ist! rief er dann aus. Nun wohl, so laß es in Gottes Namen denn Unrecht sein! Was Du thust mit voller Gemüthsruhe, in der Sicherheit, daß Du nur das Rechte und Richtige thust, ist das eine That, auf die Du irgend stolz sein kannst? Ist es ein Opfermuth, den ich anbeten kann, der, welcher zuerst sein ängstliches, verdunkeltes Gewissen fragt, ehe er sich zu einer großen, gerade durch ihre Größe sich adelnden Hingabe entschließt? Was wäre an einer Leidenschaft Großes, Herrliches, über alle das Elend und den Jammer der gemeinen Menschenwelt hinausreißendes Göttliches, wenn diese Leidenschaft zuerst mit dem Katechismus abrechnete? Ist's ein Unrecht, so thu's um Deiner Liebe willen, sei durch sie groß und stark und — wahrhaftig, wenn auch die Menschen, im Himmel wird kein Gott Dich d'rum verdammen!“

Thekla sah erschrocken über die Heftigkeit, womit er diese Worte ausrief, zu ihm auf. Sie verstand offenbar die Dialektik einer solchen Leidenschaft nicht; sie war nicht im Stande, sich zu ihr aufzuschwingen — aber darauf zu antworten wußte sie auch nicht. Deshalb wollte Engelbert eben zu reden fortfahren — als sich nicht weit von ihnen, auf dem gekiesten Gartenpfade Schritte vernehmen ließen — es war Thekla's Mutter, welche herankam und einmal wieder dem Zwiegespräche ein Ende machte.

Engelbert aber, als er nach einer Weile ging, fühlte einen eigenthümlichen Druck auf seiner Seele lasten. Es war die Empfindung von etwas ihm Fremden, zu seinem eigenen Herzens- und Seelenleben unharmonisch Gestimmten in Thekla, was ihn quälte. Aber freilich — wie sollte sie jetzt schon ganz auf der Höhe seiner geistigen Freiheit oder dessen, was ihn seine Leidenschaft als solche betrachten ließ, stehen? Er mußte sie erst darauf heben, und diese Aufgabe mußte sich ja mit einiger Geduld leicht lösen lassen!

Das Schlimme nur war, daß Engelbert dazu keine Zeit behielt. Daß schon früher eine Katastrophe, wie sie freilich vorauszusehen war, über ihn hereinbrach.

Ein Diener des Gerichts brachte ihm eine neue Vorladung, doch kam er nicht allein diesmal. Ein Gendarm begleitete ihn, der Engelbert eine Mittheilung des Landraths überreichte, und diese war des Inhalts, daß eine in Abschrift beigelegte Verfügung der Bezirksregierung wider ihn ergangen, laut deren er wegen fortdauernder hartnäckiger Auflehnung wider die Gesetze aus dem Regierungsbezirke zu entfernen sei; der überbringende Gendarm sei mit der Ausführung des Befehls beauftragt.

„Ich darf Ihnen 24 Stunden zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten verstatten," sagte der Gendarm — „ich werde unterdeß Station im Wirthshaus nehmen und morgen Nachmittag um die Stunde, in welcher es Ihnen genehm ist, mit Ihnen abreisen bis zur Grenze des Kreises."

Engelbert, den nichts Unerwartetes getroffen, nickte dazu nur — schweigend ging er dann auf und ab in seiner Stube, bis er dem erschrocken herankommenden Franz und den andern Leuten Auskunft geben mußte und darauf in schweigsamer Gelassenheit begann, seine Papiere zu sichten und fortzuschließen, mit Franz wegen der Verwaltung seines Hofes zu reden und sich zu einer langen Abwesenheit zu rüsten.

„Verkauf' den Hof, wenn Du kannst, Franz," sagte er dabei — „es ist das Beste!"

„Verkaufen?" versetzte Franz unwillig. „Verkaufen können Sie ihn freilich jeden Tag — aber ..."

Ehe Franz noch ausgesprochen, stürzte Herr Stemming herein.

„Das ist Tyrannei, das ist eine infame, alle Gesetze und bürgerlichen Rechte mit Füßen tretende Tyrannei — ausweisen will man Sie — haha, das wollen wir doch sehen — wenn Sie ein Fremder in der Gemeinde wären, ja dann — so aber sind Sie Gemeindemitglied, ansässig hier mit Grund und Boden — die Ausweisung ist vollständig null und nichtig — den Gendarmen werden wir schon heimsenden!"

„Ich werde ihn aber dabei begleiten, Herr Stemming."

„Das werden Sie nicht thun!"

„Doch. Ich habe nicht länger Lust, Ihnen das Vergnügen zu machen, mich alle Augenblick ins Gefängniß sperren zu lassen."

„Sie wollen feig der Gewalt weichen?"

„Nennen Sie es feig — stellen Sie es auch in Ihren Zeitungen so dar — ich werde gehen!"

Herr Stemming fand sich gar nicht in den fast feindlichen Ton, den Engelbert gegen ihn angenommen. Auch erlangte er nichts mit all seinen ferneren Reden von dem jungen Priester; nichts als daß er ihm versprach, am Abend zu ihm kommen zu wollen, um von den Seinen Abschied zu nehmen.

Beim Gedanken an diesen Abschied zitterte Engelbert das Herz. Würde er Gelegenheit finden, Thekla allein zu sprechen — ihren letzten Entschluß, zu dem diese Katastrophe sie doch drängen mußte, zu vernehmen — oder wenn ihr dazu noch immer die Seelenkraft mangelte, eine heimliche Correspondenz mit ihr

zu verabreden? Das war die einzige Frage, um die all sein Denken während der nächsten Stunden sich bewegte. Jedenfalls hoffte er, einen kleinen Zettel mit leidenschaftlichen Abschiedsworten und der Bitte, daß Thekla ihm schreibe, sobald er der kleinen Lehrerin seine Adresse zukommen lasse, in ihre Hand legen zu können.

Zu der kleinen Lehrerin ging er dann zunächst, und obwohl er sie durch seine Eröffnungen und sein Verlangen, ihm beizustehen, daß er mit Thekla in Verbindung bleiben könne, nicht wenig erschreckte und aufregte, erhielt er doch alle gewünschten Zusagen von ihr. Dann wandte er sich dem Hause Stemmings zu, wo die Heißsporne der Gemeinde zusammensaßen, perorirten, Bier vertilgten und Correspondenzen für ihre Presse redigirten, daß ihnen die Köpfe glühten. Engelbert ließ mit kühler Gefaßtheit diese letzte Pein einer solchen Synode über sich ergehen. Er lechzte nach einem Wort der Beruhigung von Thekla, und dann — nach der Luft der Freiheit!

Aber Thekla sah er gar nicht. Sie hatte sich unwohl zu Bette gelegt — heute am Nachmittag, antwortete auf seine Frage nach ihr die Mutter. War sie wirklich unwohl? Oder fürchtete sie beim Abschied ihre Selbstbeherrschung den Ihrigen gegenüber nicht bewahren zu können? Fürchtete vielleicht auch ihn, wenn sie in seinen Augen seine letzte flehentliche Bitte um ein Ja lesen müsse, fürchtete sich selber?

Engelbert wußte nicht, was annehmen! Er tröstete sich mit der Hoffnung auf einen Briefwechsel, voll Vertrauen auf die Zusicherungen, welche ihm die kleine Lehrerin gegeben.

Und so schied er denn endlich — schied von seinem Hofe, seinem Dorfe, von der Luft, worin Thekla athmete! Am andern Morgen in der frühesten Frühe ging er. Er wollte von Niemanden begleitet sein, nicht von Ovationen der betroffenen Gemeinde umgeben, nicht statt eines friedlichen Abschiedssegens die empörten Verwünschungen bethörter Menschen wider die gesetzmäßig handelnde Gewalt anhören. Nein, er segnete diese Gewalt; war doch etwas in ihm, was ihn wegpeitschte von diesem Erdfleck, aus der Rolle fort, die er gespielt, und in die Freiheit, die Wahrheit hinein — er segnete die Gewalt, die ihn zwang, draußen, jenseits der Grenze die Luft der Wahrheit zu trinken, nach der er dürstete. —

Der Gendarm, der ihn begleiten sollte, erfuhr erst zwei Stunden später, daß er bereits gegangen, und stapfte nun hinter ihm drein, ohne ihn noch innerhalb des Kreises erreichen zu können.

Engelbert nahm, als er in dem Städtchen angekommen war, dessen unfreiwilliger zeitweiliger Bewohner er nun schon zwei Mal geworden, die Post und fuhr bis in eine im nächsten Regierungsbezirk liegende größere Stadt, wo ein entfernter Verwandter, dem er in seinen Gymnasialjahren näher getreten war und der jetzt eine subalterne Beamtenstelle bekleidete, ihn im Beginn ein wenig kühl bei sich aufnahm und ihm seinen Abfall von den freieren und größeren Anschauungen, denen sie doch Beide ehemals gehuldigt, vorwarf. Engelbert drängte das Bedürfniß, bei dem alten Freunde nicht im Lichte eines fanatischen Zeloten dazustehen, zu Geständnissen über das eigentliche Motiv seines Handelns. Er machte

diese anfangs in halben Worten, in Andeutungen — aber wer ist im Stande, in solchen Dingen bei halben Geständnissen stehen zu bleiben, der eifrig forschenden Theilnahme eines Freundes gegenüber? Bald wußte der Vetter Engelberts so ziemlich Alles, und nun war er aufs eifrigste beflissen, der Leidenschaft seines Verwandten zu dienen. Er entwarf mit ihm einen ganz neuen Lebensplan — Engelbert sollte seinen Hof verkaufen, er sollte dafür einen andern im Nordosten Deutschlands unter einer ganz protestantischen Bevölkerung ankaufen, und wenn dies geschehen, wenn er in der neuen Heimath sich eingerichtet und warm geworden, nach Astenrath zurückkehren und Thekla still und heimlich von dort weg und an den neuen Herd in der Fremde führen. Engelbert war damit einverstanden. Der Freund bemühte sich nun sogleich für den Verkauf des Hofes. Als praktischer Mann mit solchen Geschäften vertrauter wie ein junger Geistlicher — begleitete er dazu Engelbert, als dieser in die Nachbarschaft seiner früheren Heimath zurückkehren mußte, in das Gerichtsstädtlein, wohin er zum dritten Male vorgeladen war, sich wegen seiner Uebertretung der Maigesetze zu verantworten. Da ihn die Strafe der Ausweisung durch die Administrativbehörde dafür bereits getroffen, war das Gericht milde genug, das Strafmaß jetzt nicht zu sehr zu schärfen; und da Engelbert keine Gründe mehr hatte, in Herrn Stemmings und seiner Gemeinde Augen wachsen zu wollen durch trotziges Erdulden der Gefängnißstrafe, so erlegte er die Geldsumme, welche ihn dessen überhob. Zur Genugthuung des Gerichtsdirectors, der ihm beim Abschiede — bei dem Abschiede, der nun noch der allerletzte sein werde, sagte er, Dank der wohlthätigen „vis major“, die sich seiner angenommen — aufrichtige Wünsche für seine Zukunft ausdrückte und discret die Frage, wie Engelbert diese letztere zu gestalten gedenke, unterdrückte, um ihn mit der Hoffnung zu entlassen, daß möglichst bald die unselige Auflehnung, welche den ganzen verwirrenden und unheilvollen Kampf der Geister hervorgerufen, in der Erkenntniß von der verderblichen Fruchtlosigkeit dieses Kampfes ersterbe.

Engelbert kehrte allein in seinen neuen Aufenthaltsort zurück; nach drei Tagen kam auch der Freund heim; er hatte in der Gegend allerlei Hin- und Herreisen gemacht, um möglichst vortheilhaft den Hof zu verkaufen. Den Entwurf eines Verkaufkontraktes, den Engelbert nur zu unterschreiben brauchte, hatte er in der Tasche — auch ein paar Briefe von der kleinen Lehrerin, die er aufgesucht. Engelbert verschlang diese Briefe; seine Züge verfinsterten sich dabei — auf des Freundes Frage nach dem Inhalt deutete er stockend und widerstrebend an, daß noch immer Thekla Mühe habe, sich in den Gedanken einer Flucht aus dem Elternhause, eines Fortziehens in die Fremde für immer und ewig zu finden; daß sie heftig leide unter ihren innern, angstvoll vor den Ihrigen verborgenen Stürmen und daß nichts mehr vom Himmel zu erflehen sei, als das arme Mädchen werde bald aus diesem furchtbaren Seelenkampfe erlöst durch die Ruhe, welche erst über sie kommen könne nach einem endlichen festen muthigen Entschlusse.

„Das ist traurig,“ sagte der Freund. „Nichts ist trauriger, als in schweren Lebenslagen mit seinem Muthe nicht auf der Höhe seiner Einsicht zu stehen!“

„Und allein, ganz allein zu stehen in einer feindlichen Welt und gegen feindliche Gefühle in der eignen Brust — in einem Kampfe von Empfindungen und von Gedanken, die sich die Wage halten, bis ...“

„Bis beide, krank und wirr geworden, zum Verkehrtesten drängen!“

Engelbert antwortete nicht. Er blieb stumm und schweigend in sich gekehrt, den ganzen Abend hindurch. Am Morgen in der Frühe erklärte er dem Freunde, daß er sogleich abreisen wolle; es lasse ihn nicht mehr rasten, bis er Thekla heimlich gesprochen, sie getröstet, sie zum festen Entschlusse ermuthigt und Alles mit ihr besprochen habe. Eine geheime Unterredung konnte er ja durch die Lehrerin vermittelt erhalten. Da er die geistliche Tracht abgelegt hatte, lief er ja auch keine große Gefahr durch diese Rückkehr in seine Gemeinde sich polizeiliche Verfolgungen zuzuziehen — und wenn auch — er trotzte ihnen! Eine Stunde später saß er im Postwagen, der ihn nach Süden führte.

VII.

Am folgenden Nachmittage wanderte Engelbert festen und ruhigen Schrittes durch das enge rauhe Gebirgsthal aufwärts, Astenrath zu. Es war ein heller schöner Tag des beginnenden Herbstes, die Sonne lag auf den nackten Felsgeschieben und den mit Fichten und Birken bewaldeten Berghängen, und wer ein Auge dafür hatte, konnte überall auf einem kleinsten Raum die mannigfaltigsten schönsten Farbentöne sehen, welche in dem hellen Lichte grell nebeneinander standen oder sich zart ineinander verschmolzen. Zur Rechten unterhalb der Straße, auf schmalen Wiesenstreifen wuchs das Gras smaragdgrün dem letzten Schnitte zu, jenseits rauschte und gurgelte die Ruhr wie ein spielendes Kind, dessen leidenschaftlicher Ungestüm erwachte, wenn kleine Wehr- und Dammbauten ihm den Weg vertraten und das Wasser dann schäumend hoch aufspritzte. Der Weg, die Landschaft lagen still und menschenleer; nur oben im Wald ließ sich ein lässiger Holzschlag wie von ermüdeten Armen vernehmen — er weckte das Echo der gegenüberliegenden Hänge.

Engelbert schritt in tiefen Gedanken verloren dahin. Aber in festen, klaren, allen Widerstreit von ihm fernhaltenden. Daß er Thekla die Kraft zu einem muthigen Entschluß einflößen, daß er ihrem Herzen Klarheit und Ruhe bringen werde, daran zweifelte er nicht; er urtheilte nach seinem eigenen männlich festen Herzen über das ihre. Und was ihn selber anging, er wußte, daß er in der Welt, in deren Mitte er bisher gestanden, verurtheilt und verdammt war, daß es für ihn darin keine Gnade und kein Erbarmen mehr gab. Dem trotzte er; mit seinem Verstande und seiner geistigen Ueberlegenheit über diese Welt war ihm die Kraft dieses Trotzes vollauf gegeben. Er fühlte sich dem strengen Sittengesetz gegenüber in Harmonie mit sich selber, zu den Entschlüssen, die er auszuführen im Begriffe stand, vollauf berechtigt durch die ethischen Gesetze der Menschennatur und ihr Wesen. War er eine Zeit lang ein Heuchler, ein Lügner vor der Welt gewesen, so hatte sich der dunkle Schatten, den dies Bewußtsein auf seine Seele geworfen, mehr und mehr gelichtet; er glaubte dafür gebüßt zu haben durch das Leid der vergangenen Tage, durch die furchtbare innere Qual und Folter der Tage, in welchen er mit sich und seiner Leidenschaft gekämpft hatte.

Eines aber stand jetzt unverrückbar fest und klar vor seiner Seele. Konnte er ruhig der Welt trotzen in Beziehung auf das Urtheil, welches sie jetzt über seinen Abfall sprechen würde, so durfte er ihr nicht gestatten, wider seine übrige

Lebensführung den geringsten Vorwurf zu erheben. Er mußte untadelhaft ihr gegenüberstehen, jede sittliche Pflichterfüllung mußte ihm doppelt heilig sein, sein ganzes zukünftiges Leben mußte beweisen, daß die auffälligste kühnste Handlung dieses Lebens, die er jetzt eben zu vollführen gedachte, die eines redlichen Mannes, einer reinen und edel angelegten Natur gewesen sei. —

Mit solchen Gedanken beschäftigt, vernahm er in der Ferne hinter sich das Rollen eines Wagens. Als es näher kam, wandte er flüchtig den Kopf und sah im Fond einer offenen Chaise einen einzelnen Mann sitzen — sein Herz schlug bei dem Gedanken auf, daß es Herr Stemming sein könne — aber zum Glück überzeugte er sich bald, daß es Herr Stemming nicht war — der war viel beleibter.

Engelbert ließ deshalb theilnahmlos und ohne aufzuschauen, den Wagen heran und an sich vorüberrollen — sah aber dann den darin sitzenden Herrn sich weit herausbeugen und hörte ihn mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Erschreckens laut: Herr Heimball! rufen. Zugleich hielt der Wagen. Der Mann, der jetzt eilfertig heraussprang, war der Director des Kreisgerichts.

Engelbert war die Begegnung dieses Herrn, den er dankbar ehrte und achtete, doch keineswegs angenehm — er mußte auf Fragen und Erörterungen gefaßt sein, die er sehr natürlich lieber vermied; so war er betroffen stehen geblieben, der Director aber eilte raschen Schrittes auf ihn zu.

„Um des Himmels willen, Herr Heimball, woher kommen Sie? — Sie hier?!“ rief er ihm mit einem ganz bestürzten Gesicht entgegen.

„Ist das so schlimm, daß ich komme, Herr Director?“ antwortete Engelbert ruhig lächelnd. „Ich bin von der Polizei aus dem Bezirke verwiesen, nun ja — aber ich habe ein dringliches Geschäft in Astenrath; die Behörden werden wissen, daß ich meinen Hof dort eben verkaufe ... man wird also wohl durch die Finger sehn ...“

„Aber Sie Unglücksmensch, wissen Sie denn nicht, wie auf Sie gefahndet wird, hat die Polizei in Ihrem jetzigen Aufenthaltsort Sie noch nicht zu verhaften gesucht? Es ist allerdings möglich, die Ordre ist erst vorgestern durch Telegramm ergangen ...“

„Mich zu verhaften? Und weshalb?“

„Wegen der Bausumme, die in der Pfarrkasse zu Astenrath fehlt ...“

„Sie reden mir völlig unverständlich, Herr Director!“ versetzte Engelbert mit weit aufgerissenen Augen.

„Wirklich? So will ich mich verständlicher ausdrücken. Zugleich mit der Verfügung, Sie zwangsweise aus Astenrath zu entfernen, erging von der Königlichen Regierung eine andere, nämlich die, daß das Kirchenvermögen zu Astenrath mit Beschlag zu belegen und von dem Amtmann von Dornach in provisorische Verwaltung zu nehmen sei. Dieser Beamte ist denn auch alsbald angelangt und hat nach gründlicher Prüfung der Pfarr-Rechnungen und Bücher das Fehlen einer Summe von fünf- bis sechstausend Thaler constatirt, welche seit Jahren bereits zum Neubau einer Kirche in Astenrath aus ersparten Ueberschüssen der Einkünfte, aus Legaten und Schenkungen angesammelt ist. Theils in Baar, theils in zinstragenden Papieren befand sie sich im Gewahrsam des verstorbenen Pfarrers; die Mitglieder des Kirchenvorstandes der Gemeinde haben das einstimmig bestätigen

können und in ihrer Indolenz angenommen, der Dechant von Enghausen werde, als er das Pfarrarchiv versiegelt habe, die Gelder ebenso verschlossen und versiegelt haben; der Dechant ist um eine Erklärung angegangen und hat geantwortet, daß er keine geben könne — es bleibt also nichts übrig, als die Annahme, daß Sie die Gelder unterschlagen haben. Sie haben die angelegten Siegel des Dechants zerbrochen, und — um offen zu sein, Ihr bei Ihrer früheren Denkungsart so befremdlicher Eifer, den Pfarrer zu spielen, sich im Pfarrhofe als Herrn zu geriren und trotz aller Bestrafungen nicht davon abzulassen, bekommt jetzt eine plötzliche Erklärung!"

Engelbert hatte ihn regungslos, mit starren Augen angehört.

„Das ist ja entsetzlich — ganz entsetzlich!" stammelte er jetzt mit bleicher Lippe.

Der Director fixirte ihn scharf. Und nun mochte ihm die Psychologie und Menschenkenntniß, auf die er sich etwas zu Gute that, doch sagen, daß er Engelbert Unrecht thue.

„Sie behaupten, Sie seien unschuldig?" sagte er langsamer und weicher.

„Muß ich das erst betheuern? Ich habe kein Geld aus der Pfarre genommen, im Gegentheil, die kleinen Auslagen für kirchliche Bedürfnisse, die vorkamen, wenn ich den Gottesdienst hielt, habe ich aus meinen eigenen Mitteln gemacht. Diese Anklage, die jetzt auf mich fällt, ist entsetzlich — ist zerschmetternd."

Der Director blickte ihn noch eine Weile an.

„Ich bin geneigt, Ihnen zu glauben," sagte er darauf fast flüsternd. „Es ist etwas in mir, was mich trotz meines Juristenargwohns zwingt, an Ihre Unschuld zu glauben . . ."

„O, Sie sind sehr gütig!" rief Engelbert mit der ironischen Bitterkeit eines furchtbar Gekränkten aus.

„Und deshalb," fuhr der Director jetzt eifrig fort, „deshalb hören Sie — ich sprach nicht in amtlicher Eigenschaft mit Ihnen und bin nicht um dieser Sache willen hier; ich habe einen Localtermin weit über Astenrath hinaus. Bin ich Ihnen hier begegnet, so ist unsere Unterredung die zweier Bekannten gewesen; Verhaftungen auf der Straße vorzunehmen, ist meines Amtes nicht — also, da Sie wissen, wie es steht, kehren Sie um, schlagen einen anderen Weg ein und machen, daß Sie fortkommen!"

„Ich sollte fliehen? Aber dadurch gestände ich ja ein . . ."

„Sie haben kein anderes Mittel, sich einer harten Untersuchungshaft zu entziehen, die ganz anderer Art sein würde, als die honesta custodia, in welcher wir Sie wegen Ihrer Peccadillen wider die Maigesetze gehalten haben."

„Unmöglich," rief Engelbert aus — „eine solche Schmach kann ich nicht auf mir ruhen lassen, ich muß mich rechtfertigen."

„Womit? Haben Sie eine Vorstellung vom Verbleib des Geldes, können Sie eine Angabe machen, die Ihre Unschuld klar stellt, wissen Sie . . ."

„Ich weiß nichts, gar nichts darüber, aber . . ."

„Sie werden erklären, betheuern, schwören, daß Sie unschuldig seien! Das wird Ihnen nichts helfen, bis das Geld anderswo aufgefunden, die Unterschlagung aufgehellt ist. Wenn Sie hoffen, dies befördern oder erleichtern zu können, so gehen Sie und lassen sich verhaften. Wo nicht, so machen Sie sich aus dem

Staube und warten irgendwo in der Freiheit ab, daß man auch ohne Sie zu solch einem Ergebniß kommt."

Engelbert stand einen Augenblick wie schwankend, dann aber richtete er sich hoch auf und rief aus:

„Und wenn ich dem Tode entgegenginge — ich muß solcher Verdächtigung die Stirn bieten!"

Der Director stand sinnend. Vielleicht fragte er sich, was er selber in solcher Lage thun würde. Kopfschüttelnd sagte er dann:

„Jeder muß freilich nach seinem eigenen Gefühl handeln. Ihnen zur Flucht zu rathen, wäre ja auch pflichtwidrig von mir — sie Ihnen frei zu stellen, Sie nicht zu hindern, ist Alles was ich thun kann. Leben Sie denn wohl. Ich werde durch Astenrath fahren, ohne Jemanden zu sprechen. Sie werden also, während Sie mir folgen, Zeit haben, sich zu besinnen. Als Sie sich das letzte Mal von mir verabschiedeten, sagte ich auf Nichtwiedersehen — mag dieser Wunsch, jetzt noch einmal gesprochen, sich besser erfüllen."

Der Director wandte sich, dann wie in einer spontanen Bewegung reichte er Engelbert die Hand mit einer Flüchtigkeit, die auszudrücken schien, daß seine Psychologie über Engelberts Unschuld doch noch nicht ganz beruhigt war, und dann sprang er wieder in seinen Wagen und rollte davon.

Engelbert stand noch eine Weile starr wie eine Bildsäule da. Dann plötzlich, wie aufschnellend, schritt er vorwärts, schritt in einer athemlosen Hast und langte staub- und schweißbedeckt — sicherlich nicht zehn Minuten später als der Wagen des Directors — vor dem Orte an, zu dem er hastete. Hier aber hielt er wieder inne. Dann, nach kurzem Besinnen, wandte er sich seitwärts von der Chaussee ab und schritt zwischen den Hecken der Gärten hin, welche den Ort an der einen Seite umgaben und an die Rückseiten der Wohnhäuser stießen. So kam er bis an den Garten, welcher zu der Mädchenschule gehörte; er blickte über die Hecke fort; der Garten lag still in der schon niedersinkenden Dämmerung da; auch in dem Schulgebäude war es still, die Schulstunden waren längst zu Ende. Nach einer Weile öffnete sich eine kleine Hinterthüre und ein halbwüchsiges Mädchen trat heraus — Engelbert kannte es, es war die Aufwärterin der kleinen Lehrerin; er rief ihm zu, das Mädchen stand Anfangs erschrocken, dann kam es scheu heran und Engelbert hieß es flüsternd, die Lehrerin herbeizurufen. Es nickte mit dem Kopfe, starrte aber Engelbert wie von einem Zauber gehalten immer noch an — und dann, als ob der Zauber plötzlich gebrochen, wandte es sich und schoß pfeilschnell davon, ins Haus hinein.

Eine Minute später trat die Lehrerin auf die Schwelle der Hinterthüre. Sie spähte wie angsterfüllt nach allen Seiten aus — dann kam sie eilig mit wankenden Schritten herbei und mit beklommenem Athem flüsterte sie:

„Gerechter Gott — Sie sind's, Herr Heimdall! Wenn uns doch nur Niemand wahrnimmt!"

„Weshalb? Ich habe vor Niemandem mich zu verbergen, Lehrerin, versetzte heftig Engelbert — ich komme zu Ihnen, weil ich zuerst, ehe ich unter die Leute trete, Thekla sprechen will — Sie müssen mich verbergen bei sich, bis Thekla herbeigeholt ist und ich sie gesprochen habe."

Dabei sprang er mit einem raschem Satze über die Hecke.

„Jesus Maria!“ stammelte die Lehrerin, „wie kann ich Thekla herbeiholen — sie ist ja krank, todtkrank geworden von dem Allen!“

„Thekla ernstlich krank? todtkrank?“

„Am Nervenfieber, sagen Stemmings Nachbarn — in's Haus geht deshalb keiner, der nicht muß — und es ist ja auch nicht zu verwundern! Als sie hörte, was Sie gethan haben, Herr Heimball, Sie, den man für einen Heiligen hielt — da hat es ihr den Rest gegeben, und . . .“

„Was ich gethan habe? Und daran glaubt Thekla, glauben Sie, Lehrerin . . .“

„Nun sicherlich, es ist ja ganz offenbar geworden, der fremde Beamte, der deshalb hier ist . . .“

Engelbert hörte, schien es, schon nicht mehr, was die kleine zitternde Person zur Begründung ihres Glaubens vorbrachte. Er stand wieder so starr, wie er vor einer Stunde dagestanden auf der Chaussee, nachdem der Wagen des Directors davon gerollt war. Nur daß jetzt auf diese Starrheit kein plötzlich aufschnellendes Ermannen folgte, daß er nur — nach einer langen Pause — langsam seinen Arm erhob, diesen ausstreckte, ihn auf die Schulter der zitternd vor ihm stehenden schmächtigen kleinen Person legte, wie mit krampfhaftem Druck diese Schulter preßte, als ob er damit die Wahrheit aus ihr herauspressen müsse und hervorstieß:

„Also sie glaubt es — sie hat nicht den geringsten Zweifel — sie denkt von mir wie alle diese Menschen . . .“

„Aber wie soll sie denn nicht?“ fiel, dem schmerzhaften Druck ihrer Schulter sich mit einer heftigen Bewegung entziehend, die Lehrerin ihm fast zornig ins Wort — und mit der gebrechlichen Ueberzeugungstreue schwacher Gemüther eiferte sie weiter: „Sie, Herr Heimball, sind ja früher so freidenkerisch gewesen und haben gar kein Hehl daraus gemacht, daß Sie zu den Liberalen gehörten, und wollten einmal gar lutherische Dienstboten annehmen — und daß Sie plötzlich so eifrig kirchlich wurden und dem Gericht trotzten, und so eigensinnig immer wieder den Pfarrer hier spielten, das mußte doch seinen besonderen Grund haben! Und wenn Sie so schlecht sein konnten — nehmen Sie's mir nicht übel — wenn Sie so schlecht sein konnten, die arme Thekla verführen zu wollen, daß sie mit Ihnen fort und in die weite Welt laufen sollte, so können Sie auch so schlecht sein, das Geld, das Sie in der Pfarrei gefunden haben, zu nehmen . . .“

„Freilich!“

Engelbert wandte, als er mit unendlich bitterm Tone dies Wort ausgestoßen hatte, der Lehrerin, welche eben im Zuge war, sich in einen erhitzten Redestrom zu ergießen, den Rücken. Er ging langsam zur Hecke des Gartens zurück, schwang sich hinüber und verlor sich zwischen den nächstliegenden Gärten.

Die Lehrerin kehrte in zitternder Aufregung in das Schulgebäude zurück. Dort sank sie in einen Stuhl am Fenster ihres Stübchens und faltete ihre Hände und fing an bitterlich zu weinen. Es war so schrecklich Alles! Wenn sie, sie doch nur nicht hätte von diesem Menschen sich bestricken lassen, ihm bei Thekla beizustehen! Auf ihrem Herzen lag eine Reue, über die sie in ihrem ganzen Leben sich nicht wieder würde beruhigen können? Und nun gar, wenn die arme, arme Thekla mit ihrem Nervenfieber den Tod davon hatte! —

Engelbert war unterdeß fortgeschritten — in die Dämmerung, die Nacht hinein. Der Entschluß, mit offner Stirn im Dorfe aufzutreten, sich zu vertheidigen gegen die Anklage, welche wider ihn erhoben war, es auf die Schmach einer Verhaftung ankommen zu lassen, mußte er aufgegeben haben. Es hat ihn Niemand im Dorfe an jenem Abend gesehen.

Auch auf seinem Hofe nicht. Und doch mußte er auf diesem gewesen sein. In der Nacht, als das Gesinde darauf zur Ruhe gewesen; denn am andern Morgen fand Franz, der Großknecht, als er um's Haus herum in den Obstgarten ging, das Fenster von Engelbert's Wohnzimmer offen stehen. Franz erschrak darüber. Was bedeutete es — war da ein Dieb eingestiegen? Es war dies leicht, das Fenster war sehr niedrig über dem Boden angebracht. Franz stieg selber rasch hinein. Er schaute nach allen Seiten in dem Zimmer umher, ob etwas fehle, genommen sei. Es fehlte nichts. Aber es lag etwas da, was vorher nicht dagewesen, auf dem Schreibtisch: Engelberts Uhr und sein Taschenbuch, das Geld enthielt. Und daneben lag ein Zettel, auf dem die Worte standen: „Ich vermache dies Franz Hülsner, meinem Großknecht." Das war Alles. —

Und dann — Franz bemerkte es erst, als er, von einem tödtlichen Schrecken ergriffen, dastand und die Augen wie wirr durch den Raum gleiten ließ — dann fehlte in der That etwas — es war die Waffe, die über Engelberts Bett gehangen — die noch vor wenig Tagen, als Franz in dem Zimmer gewesen, da an ihrem Platz gehangen, der kleine vierläufige Revolver! Franz stieß jetzt einen Angstruf aus — er eilte in die Küche, wo das andere Gesinde schon beim Frühmahl saß, schreckte es mit seiner Angst auf und hastete nun von ihnen gefolgt hinaus, um die Kunde im Dorfe zu verbreiten.

Es war eine räthselhafte Sache. Engelbert sollte im Stillen zurückgekommen sein, hierher — und das noch, um sich hier zu erschießen? Das war ja ganz unglaublich — und die Meisten, denen Franz es zurief, glaubten auch nicht daran und hielten das Ganze für eine zu irgend einem Zwecke ersonnene Fabel. Ersonnen von Franz, dem man nur halb traute, oder ihm von seinem Herrn eingegeben, vielleicht damit gegen diesen die gerichtlichen Verfolgungen eingestellt würden.

So zeigten sich denn auch die Nachbarn nicht gerade eifrig geneigt, Franz zu Nachforschungen in der Umgebung zu begleiten und zu unterstützen. Ihm und seinem Mitknecht blieb es überlassen, den Hof in immer weiteren Kreisen zu umgehen, über die nächsten Bergwände zu streifen und sich da, wo Buschwerk und Gehölz am dichtesten darauf stand, durch das Dickicht zu brechen. Sie trieben's so ein Paar Stunden lang — aber vollständig vergeblich.

„Stellen wir's ein," sagte endlich der Knecht, „wer weiß denn, ob er sich wirklich ums Leben gebracht hat und ob er nicht wohl und gesund in die weite Welt wandert, vergnügt darüber, daß ihn die Leute nun für todt halten . . ."

Franz war stehen geblieben und wollte eben antworten, als sie beide von der Höhe, auf welcher sie sich befanden, herab einen Burschen wahrnahmen, der in Hemdärmeln, die nachflatternde Jacke auf dem Rücken, die Chaussee entlang daher gelaufen kam. Die Chaussee befand sich nahe genug unter den beiden Männern, daß Franz ihn anrufen konnte — zugleich eilte er, von böser Ahnung erfaßt, dem Laufenden entgegen.

„Am Steinkreuz, an der Steig unten," schrie athemlos der Bursche ihm zu, da liegt Euer Herr! Er ist todt. Er muß sich todtgeschossen haben! Durch den Kopf! Er ist steif und starr. Das Blut ist ihm über das ganze Gesicht gelaufen. Das Pistol liegt neben ihm im Grase, ein kleines neumodiges Pistol!"

„Also doch!" sagte Franz — und nun drangen dem alten Gesellen die Thränen in die kleinen gerötheten Augen; er fuhr mehrmals mit dem Aermel darüber, und murmelte unverständliche Worte in den Bart.

„An dem Kreuz!" hatte unterdeß der andere Knecht ausgerufen. „An dem Kreuz — just da, wo wir ihn damals einholten?"

„Just da," echoete der Bursche, der nun zu erzählen begann, wie er, aus dem nächsten Orte kommend, zu seinem Schrecken die Entdeckung machen müssen.

Hatte in der That Engelbert gerade diese Stelle, die in der Geschichte seines inneren Lebens so verhängnißvoll geworden, ausgewählt, um dem Leben, für dessen Weitertragung ihm der Muth entsunken, ein rasches und entschlossenes Ende zu machen? Die Vermuthung lag nahe. Für ihn war Alles dahin gewesen. Die Ehre war dahin und die Liebe, die nichts als ein großer Irrthum gewesen, die Phantasmagorie der Leidenschaft, welche ihm eine gewöhnliche schwache und energielose Sterbliche zu einem Ideal verklärt, in eine große und hohe Natur verwandelt hatte! Geblieben war nur die innere Scham über das, was an diesem Steinkreuz ihm zu Theil geworden! Er hatte die Stelle aufgesucht, um an ihr — zu büßen!

Die Leiche wurde ins Dorf geholt. Franz spannte auf dem Hofe die beiden Braunen in den Wagen und holte sie mit dem Knecht und einem paar Nachbarn. Und zu ihrer ehrlichen, kirchlichen Bestattung auf geweihtem Grunde fand sich — auffallend genug — nach zwei Tagen der Dechant von Enghausen in Astenrath ein. Auffallend, weil gerade der Dechant zu denen gehörte, welche sich am eifrigsten und starrsten solchen Bestattungen auf geweihtem Boden bei Selbstmördern widersetzten. — Nach der Bestattung jedoch wurde der Grund dieser Ausnahme bald klar, und zuerst dem von der Regierung mit der Verwaltung des Kirchenvermögens beauftragten Beamten. Es war ein Motiv des Bedauerns, der Reue, was den Dechanten zu dieser Abweichung von seinen Principien getrieben. Dem Beamten erklärte er, daß Engelbert Heimball dem Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, ganz fremd sei. Er selbst habe, als er bei dem Tode des alten Pfarrers in der Pfarrei anwesend gewesen, um dort das Nöthige zu veranlassen und vorzunehmen, die betreffende Summe, nach welcher geforscht werde, an sich genommen. Er habe dies thun zu müssen geglaubt, um das Geld nicht in die Hände einer zu befürchtenden staatlichen Verwaltung des Kirchenvermögens fallen zu lassen. Er habe dasselbe dem General-Vicariate eingesendet. Als er nun jüngst wegen des Verbleibs der Summe amtlich um Auskunft angegangen, habe er, wie er gethan, antworten müssen, daß er eine solche nicht geben könne — er habe erst bei dem General-Vicariate und dieses bei dem Herrn Bischofe anfragen müssen, wie er sich in der Sache zu verhalten habe und sei bis heute noch ohne Bescheid von ihnen. Dies erkläre er heute im Drange, das Gedächtniß Engelbert Heimballs zu rechtfertigen, auf dessen unschuldiges Haupt die Sache so schwer gefallen sei. Er werde es, hat der Dechant hinzugefügt, den Behörden anheimstellen, ob sie ihn wegen des eingestandenen Verkehrs mit dem abgesetzten und außer Landes befind-

lichen Bischofe und seinem ebenfalls abgesetzten General-Vicar in Strafe zu nehmen für gut fänden. Im Uebrigen könne er nur ersuchen, das Protocoll über diese seine Aussage mit dem Ausdrucke seines sehnlichsten Verlangens zu schließen, es möge dieser dämonische Culturkampf ein Ende finden, der ja, wie man sehe, in Wirklichkeit dämonische Erscheinungen in seinem Gefolge habe! —

Man hat Thekla das Ende Engelbert Heimdalls verschwiegen. Es war die Lehrerin, welche in der Angst ihres Herzens, in der Sorge, man könne ahnungslos im Stemming'schen Hause vor der Kranken davon reden und ihr mit der Nachricht den Tod geben, zu der Mutter Thekla's eilte, und sie so weit einweihte, um sicher zu sein, daß man sie schonen würde. Thekla ist von ihrer Krankheit genesen, sie hat dann die Mittheilung von der Unschuld Engelberts natürlich erfahren, und glaubt nun, daß er irgendwo in weiter Ferne weile. Die Art, wie Engelbert aus dem Leben geschieden, ist jedoch für ein Dorf wie Astenrath etwas zu Außerordentliches, Nichtzuvergessendes, als daß Thekla nicht ehestens auch davon Kunde bekommen sollte — aber es ist nicht zu befürchten, daß es sie so erschüttern und unglücklich machen wird, um etwas andres in ihr hervorzurufen als die Verstärkung ihrer jetzigen Vorstellung, daß Alles habe „so kommen müssen" und „eine Strafe Gottes" sei. —

Die untergegangene Atlantis.

Von **G. A. von Klöden**, Berlin.

Daß in vorhistorischen Zeiten eine große Insel Atlantis vor den Säulen des Hercules im atlantischen Meere gelegen habe, die man auch wohl Insel der Seligen genannt, davon hat gar Mancher wohl einmal reden gehört. Näheres darüber kennt dagegen wohl nur, wer dem Gegenstande einmal forschend näher getreten ist. Im Laufe der Zeit hat sich allmählich eine umfassende Literatur über diese Sage gebildet, welche weit auseinander gehende Ansichten enthüllt; und noch 1854 erschien in St. Petersburg ein Schriftchen von A. S. v. Norolf unter dem Titel: Die Atlantis nach griechischen und arabischen Quellen; auf Verfügung der Akademie gedruckt; sowie 1874 in Paris von Roisel ein Buch: Les Atlantes. Ersteres giebt uns Veranlassung, die darin gegebene Darlegung etwas näher ins Auge zu fassen und einen Blick auf den gegenwärtigen Stand dieser Angelegenheit zu werfen.

In der ältesten griechischen Zeit umfaßte der Gesichtskreis die um das levantische Meer gelegenen Länder Libyen, Aegypten, (Klein-) Asien und Griechenland, und den ältesten bekannten Mythen dehnte sich der Gesichtskreis nach Westen nicht über Sicilien hinaus. Erst allmählich schob sich die Grenze der bekannten Welt weiter nach Westen, wie auch A. v. Humboldt im ersten Th. der Krit. Untersuchungen über die Kenntnisse von der Neuen Welt p. 165 und 453 sagt: „Man sieht, wie die äußerste Grenze der westlichen Meeresstriche allmählich weiter gegen West gerückt worden ist." Dieser östlichste Theil des mittelländischen Meeres

mag wohl ursprünglich atlantisches Meer geheißen haben. Denn Tzetzes spricht, indem er hebräischen und griechischen Ueberlieferungen folgt, von einem ägyptischen Atlas, welcher viel älter sei als der libysche und von welchem die Aegypter die Wissenschaft der Theogonie und Astronomie empfangen hätten. Pausanias erwähnt eines böotischen Atlas, welchem er die nämlichen Kenntnisse beilegt. Plinius ferner berichtet, daß Aethiopien einst Atlantia geheißen habe, und Strabo nennt das Meer südlich von Indien das atlantische.*) Bei Homer ist die Nymphe Kalypso eine Tochter des Königs Atlas, dem alle Geheimnisse der Meerestiefe bekannt waren. Nach Hesiod war der Titane Atlas, welcher ein Sohn des Japetos und der Nymphe Asia war, König in dem versunkenen Reiche Atlantis. Der Name des atlantischen Meeres mag nach Eröffnung der beiden Durchfahrten bei Sicilien auf den westlichen Theil des Mittelmeeres, nach Eröffnung der Straße von Gibraltar auf das Außenmeer übergegangen sein.

Eine andere Frage ist die nach den Säulen des Hercules. Nach der Mythe hatte Hercules die äußersten Grenzen der bekannten Welt erkundet und besucht, und es scheint, als wenn die Benennung „Säulen des Hercules" identisch sei mit der Bezeichnung „Grenzen der bewohnten Erde." Bär sagt (nach Strabo) in seinem 1835 in Avignon erschienenen Essai historique et critique sur l'Atlantique des Anciens: „Alle Herculestempel hatten am Eingange zwei Säulen, und daher wurden Grenzdenkmälern häufig die Benennung Säulen des Hercules gegeben. Man setzte solche Säulen an alle Enden der Welt. Alexanders Heere erwarteten zuversichtlich, in Indien Säulen des Hercules oder des Dionysios vorzufinden; und Tacitus (Germania 3, 4) fand die nämlichen Spuren des wandernden Heros im hohen Norden des Friesenlandes." An der herakleotischen Mündung des Nil hat es bei der Stadt Heraclea Säulen des Hercules gegeben; und in der Nähe des Bosphorus stand eine von Hercules gegründete und von ihm benannte Stadt. Skymnos von Chios bemerkt, daß von Einigen die Gibraltarstraße unter dem Ausdrucke „Säulen des Hercules" verstanden werde; und Mannert I. p. 297 stimmt dem zu. Strabo sagt im 3. Buch bei Gelegenheit der Gibraltarstraße: „Auch die Plankta und die Symplegaden hat man hierher verlegt, als die Säulen, welche Pindarus die Thore von Gades nennt, bis zu denen er den Hercules kommen läßt. Dikäarchos, Eratosthenes und Polybius und die meisten Griechen nahmen die Säulen bei der Meerenge an; die Iberer hingegen und die Libyer bei Gades, weil bei der Meerenge nichts wie Säulen aussieht. Diese nehmen dagegen die in dem Tempel des Hercules befindlichen ehernen, acht Ellen hohen Säulen an, auf welchen die Baukosten des Tempels verzeichnet sind; diese seien gemeint als das Ende der Erde und des Meeres. Es war von Alters her Sitte, solche Marksteine als Grenzen der bewohnten Erde zu setzen, sowie die Einwohner von Rhegium an der Meerenge (von Messina) eine kleine Säule oder einen kleinen Thurm setzten, dem der sogenannte Thurm des Pelorus gerade gegenüber liegt. Ebenso liegen die Altäre der Philäner in der Mitte zwischen den Syrten**). Auch ließ Alexander als Grenzen seines indischen Feldzuges Altäre an der Stelle errichten, bis wohin er

*) Strabo und Eratosthenes nennen alle Theile des Oceans Atlantisches Meer (s. A. v. Humboldt, Krit. Untersuchungen, I. p. 134.)

**) Ist vielleicht die Adventure-Straße zwischen Sicilien und Tunis gemeint?

gegen die östlichen Inder vorgedrungen war, wobei er den Hercules und Dionysos nachahmte; denn es war so Sitte. Wenn aber jene durch Menschenhand errichteten Denkmäler zu Grunde gehen, so geht ihr Name auf die Oerter selbst über, auf kleine Inseln, Landspitzen oder dgl."

Säulen des Hercules können somit in frühester Zeit auch am Bosphorus und bei Sicilien zu suchen gewesen und mögen erst bei erweiterter Weltansicht nach Westen, bis nach Gades gerückt worden sein; keineswegs müssen die letzteren darunter verstanden werden. Das alte atlantische jetzt östliche Mittelmeer hatte dann an seinen Zugängen auch Säulen des Hercules, bei Sicilien oder am Bosphorus.

Die versunkene Atlantis lag im atlantischen Meere und zwar vor dem Eingange, der zwischen den Säulen des Hercules hindurchführt. Wo ist nun diese Oertlichkeit zu suchen?

Unter dem Namen Aëria haben die alten Schriftsteller bekanntlich öfters auch die Insel Atlantis verstanden. Nach Plinius nun wurden Cypern, Kreta, Rhodos, Lesbos, Thassos einst mit dem Namen Aëria oder Inseln der Seligen bezeichnet. Maximus Tyrius rechnet Hesperien oder die glückseligen Inseln zu Libyen; er spricht von der besonderen Verehrung, welche Atlas daselbst genossen, und beschreibt Hesperien als ein mehr langes als breites und rings vom Meere umgebenes Land, gerade wie bei Plato die Atlantis beschrieben wird. In der Weltbeschreibung des Aethicus erscheinen die Insulae fortunatae neben Sicilien, Sardinien und Corsica. Dort wird die Atlantis in ihrer Größe mit Libyen und Asien (natürlich mit dem ehemals allein bekannten Klein-Asien) verglichen und nicht mit Europa. Mohammed ben Ahmed Ibn Ajâs sagt: „Am unteren Theile des aus Abessinien herabkommenden Nils befinden sich die glückseligen Inseln, welche das Ende der Längenlinie im Westen bilden." Plinius berichtet, daß Cypern einst mit dem Festlande Syriens vereinigt gewesen und erst durch ein Erdbeben zur Insel geworden ist. Solinus sagt, daß Cilicien sich früher bis zum ägyptischen Pelusium erstreckt habe. Nach dem Berichte eines gelehrten Mannes war auch, wie Mas'udi mittheilt, zwischen el-Arîsch (an der Südgrenze Syriens) und Cypern eine fahrbare Landstraße und ebenso zwischen Cypern und Klein-Asien. Nach Jâqut gab es von el Faremâ zur Insel Cypern eine Landstraße; und erst nach Entstehung der Meerenge von Gibraltar soll sich das Wasser bis Syrien und Klein-Asien ausgedehnt haben.

Aus alle dem klingt dem A. S. von Norolf die alte Kunde heraus, daß in der Vorzeit eine große Insel Atlantis das levantische Meer einnahm, welche sich bis nach Tyrrhenien hin ausdehnte und von welcher Cypern noch ein Ueberrest sei, nachdem das Uebrige vom Meere verschlungen worden. Daß auf Kreta's Höhen noch jetzt der Steinbock, und zwar Capra Sinaïca wohnt, machte wohl einen ehemaligen continentalen Zusammenhang mit Syrien nothwendig.

Den ausführlichsten Bericht über die versunkene Atlantis finden wir bei Plato im Timäus, wo nach Solons Mittheilung Kritias diesem einst Kunde gab über Vorgänge aus Zeiten, welche 9000 Jahre zurücklagen. In Aegypten, im Saitischen Nomos, wo die Bewohner den Athenern verwandt sein wollen, erfuhr sonach Solon über die Vorzeit der Athener Folgendes: „Einst wurden die Athener durch eine große Streitmacht gehemmt, die aus Uebermuth durch Europa und Asien zog und von außerhalb herkam. Denn das atlantische Meer war damals

wegsam und hatte vor der Mündung, welche Ihr Säulen des Hercules nennt, eine Insel, die größer war, als Asien und Libyen zusammen. Die fruchtbare Ebene auf derselben war 3000 Stadien lang und 2000 Stadien breit. Von derselben gelangte man damals auf die übrigen Inseln und von diesen auf das Festland gegenüber, welches jenes Meer umgiebt. Was nun innerhalb der besagten Mündung ist, stellt sich dar als eine Bucht mit enger Einfahrt. Jenes eigentliche Meer*) ist aber wirklich ein Meer, und das Land, von welchem es rings umgeben ist, dürfte ganz richtig Festland heißen. Auf dieser Insel Atlantis bestand eine große und bewundernswerthe Königsgewalt, welche die ganze Insel und auch viele andere Inseln und Theile des Festlandes beherrschte. Dazu herrschte sie in Europa bis nach Tyrrhenien hin und in Libyen bis nach Aegypten, in welches die Atlanten bewaffnet eingedrungen waren und in welches sie die ersten Keime der Bildung gelegt hatten. Diese ganze vereinigte Macht nun unternahm es einst, sowohl unser Land, als auch das Eurige und alles, was innerhalb der Mündung liegt, in einem Angriff zu unterjochen. Damals also ward die Macht der Athener durch Tapferkeit und Kraft offenbar, denn, allen voranstehend an Edelmuth und Kriegskunst, haben die Athener, bald an der Spitze der Hellenen, bald alleinstehend, aus Nothwendigkeit (da die übrigen zurücktraten) unter den äußersten Gefahren die Angreifenden bewältigt und Trophäen errichtet. Die noch nicht unterjochten Völker wurden durch sie vor Sclaverei bewahrt; die übrigen, soviel unser innerhalb der herculischen Grenzen wohnen, wurden durch sie alle befreit. — In späteren Zeiten aber, als sich ungeheure Erdbeben und Ueberschwemmungen ereigneten, kam ein Tag und eine unheilvolle Nacht, und Eure ganze streitbare Mannschaft versank zusammen in die Erde; und ebenso verschwand die Insel Atlantis, die im Meere untersank. Deshalb ist das Meer auch jetzt dort unwegsam und unerforschlich geworden, indem der tiefe Schlamm, den die versunkene Insel veranlaßte, hinderlich ist.“ Soweit A. S. von Norolf.

Wir wissen, daß die vulkanische Thätigkeit, durch welche Länderstrecken aus dem Meere erhoben und ins Meer versenkt worden, in jener Region auch heut zu Tage noch nicht erloschen ist. Die Insel Santorin ist ein thätiger Vulkan auf dem Meeresgrunde und hat sich als solcher durch lange Zeiträume erwiesen. Die Halbinsel Methana hat einen vulkanischen Ausbruch aufzuweisen. Erdbeben sind in diesem Bereiche in den verschiedensten Zeiträumen vorgekommen. Bei Adepsus auf Euböa entspringen heiße Quellen; am Bosphorus sind Spuren erloschener vulkanischer Thätigkeit; und östlich von Lemnos war bei den Alten der Sitz Vulkans. Nach Orosius ist die am kenäischen Vorgebirge im opuntischen Meerbusen, zwischen Böotien und Euböa gelegene Insel Atalanta (Talanta) angeblich im Jahre 423 v. Chr. durch Erdbeben und Ueberfluthungen vom Festlande losgerissen worden. Eine andere Insel Atalanta liegt am Nordende von Euböa.

A. von Humboldt sagt in seinen „Kritischen Untersuchungen“ S. 162 (deutsch) ausdrücklich, daß es nach Boeckh „hauptsächlich die Erwähnung des Atlantenkrieges an den kleinen Panathäneen sei, was für das hohe Alterthum der Ueberlieferung von der Atlantis spricht und den Beweis dafür liefert, daß nicht Alles

*) Der westliche Theil des Mittelmeeres oder der Pontus?

in dieser Mythe Erdichtung des Plato ist.“ Und S. 158: „Die Zerstörung der Atlantis durch Erdbeben hängt mit der alten Ueberlieferung von Lyktonien zusammen, einem geologischen Mythus, welcher sich auf das Becken des Mittelmeeres von Cypern und Euböa bis nach Corsica bezieht. Durch diesen Mythus von Lyktonien erhielten das Festland und die Inseln von Griechenland, welche die Atlanten erobern wollten, ihre Gestalt; und er ist vielleicht allmählich nach Westen, jenseits der Säulen hinausgeschoben worden. Die Atlantis scheint nur ein Wiederschein von Lyktonien zu sein.“

Dieser so unbekannten Lyktonischen Sage erwähnt der sogen. Orpheus. Er singt: (Argonautica, gegen das Ende, Vers 1274—1281) „wie einst, als Neptun mit dem blauen Haupthaare mit Jupiters windschneller Rosse Wagen stritt, jener im Zorne gegen den Zeus die lyktonischen Gefilde mit dem goldenen Dreizack berührte und sie stückweis hinaus in den unbegrenzten Ocean wälzte, daß sie zu Eilanden wurden, die nun Sardinien, Euböa und Cyprus heißen.“ Darüber finden wir bei Joh. Müller (Werke, Th. I. p. 38) die Bemerkung: „Uralte Sagen, selbst naturhistorische Bemerkungen leiten auf die vormalige Existenz des Landes Lyktonien, welches gewesen sein soll, wo jetzt ein Theil des griechischen Meeres. Eine Erschütterung der Erde soll seine Grundvesten gebrochen, Wasserwogen Alles bedeckt haben, als das über skythische Gefilde verbreitete Meer beim Bosphorus Durchbruch erhielt und mit den Fluten des Mittelländischen zusammenstürzte. Die zahlreichen Inseln sollen die Reste Lyktoniens sein. Vielleicht hatte dieses Land den Menschengeschlechtern den Uebergang aus Asien nach unserem Welttheile erleichtert.“

Ich bemerke, daß noch jetzt an der Nordseite von Kreta ein Ort Lyktos liegt.

Sehen wir uns nun nach naturhistorischen Bemerkungen um, welche schon J. Müller andeutete, ohne Genaueres zu wissen, wie wir heut zu Tage, so finden wir, daß O. Heer von einem inneren Zusammenhange von Griechenland und Kleinasien in der spät-tertiären Zeit spricht, gestützt auf die Thatsache, „daß auf dem griechischen Festlande, auf den Inseln des Aegäischen Meeres und in Kleinasien ganz ähnliche Süßwasser-Ablagerungen vorkommen, und daß die miocene Flora der griechischen Inseln und Kleinasiens eine große Uebereinstimmung zeigen.“ (Briefliche Mittheilung). In seiner Flora tertiaria der Schweiz, Theil III., sagt er S. 339: „Während das Aegäische Meer zur Tertiärzeit wahrscheinlich großentheils Festland war, Kleinasien, Armenien und die Kaukasusländer aber großentheils Seegrund, ist das ägäische Land versunken und nur in zahlreichen Inseln noch erhalten.“ Und S. 347: „Die Einsenkung des ägäischen Landes ist ein Phänomen, welches wahrscheinlich allmählich vor sich ging und wohl bis in die menschliche Zeit hineinreichte, so daß sie die Flutsagen der alten Völker jener Gegend veranlaßte.“ Aber nicht nur die Flora, sondern auch die untergegangene Fauna lieferte Zeugnisse. Wallace sagt in seiner Thier-Geographie, Bd. I., p. 114: „Die pliocene und postpliocene Fauna des südlichen Europa weist durch ihre Jahrtausende lange Dauer (in welcher der Mensch bereits aufgetreten ist) eine solche Menge von Affen, Hyänen, Löwen, Hipparion, Pferden, Tapiren, Rhinoceros, Hippopotamus, Elephanten, Mastodonten, Hirschen und Antilopen nebst fast allen noch jetzt lebenden Formen nach, daß sie nur mit der des offenen tropischen Afrika verglichen werden kann. Diese Thiere hatten ihre Heimat hier. Wodurch aber sind sie untergegangen oder ver-

bannt? Die Ursache suchen wir in dem Versinken großer Ländermassen, welche einst Europa mit Afrika verbanden. Das Vorhandensein von drei ausgestorbenen Elephanten-Arten auf der kleinen Insel Malta, einer riesigen Maus, eines ausgestorbenen Hippopotamus, Reste eines Hippopotamus in den Höhlen bei Gibraltar rc. beweisen, daß während der pliocenen Epoche und vielleicht während eines großen Theiles der postpliocenen Zeit eine Verbindung zwischen beiden Erdtheilen bestand. Während der Gletscherzeit zogen sich diese Thiere wohl in die Mittelmeerländer und nach Nordafrika zurück und wanderten später wieder nördlicher. Als aber das Verbindungsland versank und immer kleiner ward, da nahmen die wandernden Heerden ab und hörten endlich auf. Speciell in Griechenland finden sich die Reste einer Fülle von Antilopen; diese lassen voraussetzen, daß hier ein von ihnen bewohntes, ebenes, offenes Land war, in welchem sie wenig Wald vorfanden, also eine den afrikanischen ähnliche Steppe; denn die Hirsche, welche in dieser Zeit doch anderwärts vorkommen, fehlen hier, und es gab nur Eine Affenart. Ueberdies 4 Felisarten und den Machairodus, der eine Katze, größer als unsere Löwen und Tiger, war, untergegangene Hyänenarten, eine hyänenartige Viverride und Mustelide, das Hipparion, 3 große Rhinoceros-Arten und eine kleine Art, einen sehr großen Eber (am Erymanthos?), Giraffen, Mastodonten, Dinotherien, ein großes Stachelschwein, den Ameisenfressern verwandte Geschlechter, Fasan und Hahn.

Gaudry hat*) aus den bei Pikermi gefundenen fossilen Resten geschlossen, daß in der späteren Miocen-Zeit die Ebene von Marathon sich weit nach Süden ins Mittelmeer hinaus erstreckt haben muß (wie Spratt die ehemalige Ausdehnung Euböa's nach Osten in dem Geolog. Quarterly-Journal nachgewiesen hat), um so große Heerden von Hipparion, Antilopen, Mastodonten und großen Edentaten zu tragen und zu ernähren. Das kleine Attika kann dieselben nicht ernährt haben, und die Hipparion und Antilopen bedurften ausgedehnter Ebenen. Griechenland muß sich also nach Afrika hinüber erstreckt oder sogar damit zusammengehangen haben. Auf einen solchen Zusammenhang ist auch daraus nothwendig zu schließen, weil ein Hippopotamus zugleich in Italien, Frankreich und Deutschland vorhanden gewesen ist. Wenn diese Thiere Afrika's damals so weit wanderten, so kann das Mittelmeer ihnen nicht in jener Zeit (wo, wie gesagt, der Mensch schon vorhanden war) eine Schranke gewesen sein, wie dasselbe ihnen jetzt ist. Der afrikanische Elephant, dessen Reste sich in Sicilien finden, muß dort einen Landübergang von Tunis vorgefunden haben, wie der Grisley-Bär und Elephas antiquus von Calabrien nach Sicilien gekommen sein muß, ehe die Straße von Messina vorhanden war. Die kleine untergegangene Hippopotamus-Art (H. Pentlandi) findet sich in den Höhlen bei Palermo in so unglaublicher Menge, daß man früher die Knochen zum Raffiniren des Zuckers ausgeführt hat. Dasselbe Thier lebte zugleich in Malta, in Gesellschaft eines Zwerg-Elephanten und eines Riesen-Myoxus; es findet sich auch in Kreta wieder und im Peloponnes. Alle diese Inseln müssen also untereinander verbunden gewesen sein, und die hohen Theile eines Landes gebildet haben, das jetzt von den Wellen des Mittelmeeres verschlungen ist. So urtheilte Dr. Falconer."

*) Dawkins On the phys. Geogr. of the Mediterr. during the Pleistocene Age in dem Report of the 42 Meeting of the Brit. Assoc. for the Advancement of Science 1872. London 1873 p. 100.

Wallace macht in seiner Thier-Geographie darauf aufmerksam, daß unsere Zugvögel zum Herbst das Mittelmeer an drei Stellen überschreiten: von Gibraltar aus, von Sicilien und Malta und von Griechenland und Kreta, also an denjenigen Stellen, wo von jeher (vielleicht schon vor 20,000 Jahren) ein continuirlicher Landzusammenhang ihrem Fluge Sicherheit verlieh.

Als die 183 bis 366 m tiefe Straße von Gibraltar und die 42 bis 457 m tiefe Adventurenstraße zwischen Tunis und Sicilien noch nicht vorhanden war, bestand das Mittelmeer aus zwei geschlossenen Becken. Die Senkungen, welche an beiden Stellen stattgefunden haben, sind also nicht eben bedeutend, denn nach Ramsay ist der Spielraum zwischen der bei Wales in dieser geolog. Periode stattgehabten Senkung und Hebung 600 m. Die Straße zwischen Sicilien und Tunis hat vielleicht auch Säulen des Hercules gehabt, denen also das untergegangene Land vorgelagert war; und Orpheus, welcher die Argonauten die Fahrt zwischen Sardinien und den Säulen des Hercules in einem Tage ausführen läßt, verwechselte diese mit den westlicher gelegenen bei Gibraltar. — Zwischen Sardinien und Sicilien reicht die Tiefe nur bis 472 m; zwischen Cerigo und dem Peloponnes nur bis 183 m; zwischen den Kykladen ist sie 35 bis 366 m, zwischen Cerigo und Cerigotto schon 820 m, zwischen den Kykladen und Rhodos 1100 m., zwischen Kreta und Santorin 1320 m. Freilich findet sich nach unserer bisherigen Kenntniß gerade da, wo wir uns das ehemalige Land seiner Haupterstreckung nach gelegen denken müßten, die bedeutendste Tiefe, nämlich zwischen Rhodos und Afrika 3200 m und zwischen Sicilien und Creta 3970 m; also nicht ein schlammiges, untiefes, der Schifffahrt hinderliches Meer, wie es sich Plato denkt (der eben die ganze Scene weit nach W. hinausverlegt und wohl schon eine Andeutung vom Sargassomeer vernommen hatte). Eine Hebung des Bodens um 600 m würde die durch Auswaschung erweiterten Risse bei Gibraltar, bei der Adventure-Bank (Tunis) und bei Cerigo wieder schließen, wieder geschlossene Becken herstellen; aber die Stelle des verlorenen Landes bliebe tief, dort müßte das Land in eine Riesen-Pinge der Erdrinde hinabgesunken sein.

Unstreitig ist dieser Versuch, für die versunkene Atlantis eine Stelle auf der Karte nachzuweisen, weit glücklicher, als der seither stets unternommene, die Insel zwischen Europa und Amerika zu legen. Das Gewicht der Unwahrscheinlichkeiten wird dadurch geringer und die Unmöglichkeit fällt fort.

Rudbek hat in seinen verschiedenen gelehrten Schriften (namentlich in Atland, 4 Bde. 1702) nachzuweisen gemeint, die Atlantis müsse im Norden gelegen haben und Scandinavien sei darunter zu verstehen. Auch Baillie, dessen sehr gelehrte Untersuchung über die Atlantis,*) mit einer überraschenden Fülle von Kenntnissen ausgestattet, unseren heutigen Kenntnissen und unserer Kritik gegenüber in einem mindestens wunderlichen Lichte erscheint, gelangt zu dem Schlusse, daß die Atlantis den nordischen Regionen angehört haben müsse.

Luke Burke kommt in seinen ausgedehnten Untersuchungen**) zu dem Resultate: „Einst lag im Atlantischen Meere eine große Insel, die nicht mehr vorhanden ist; ansehnliche Kenntnisse über dieselbe haben sich in Aegypten erhalten bis

*) Lettres sur l'Atlantide du Platon, London 1779.

**) Ethnoligical Journal, June 1848, p. 123.

auf Solon, und eine dunkle Tradition davon in anderen Ländern. Das Continent von Amerika war schon frühzeitig den Aegyptern und einigen anderen Völkern in Europa und Afrika bekannt; es war dies das Continent, welches das Meer jenseit der Atlantis einschloß." Er findet in all den von Solon mitgetheilten Einzelnheiten über die Atlantis Uebereinstimmung mit den in den mittelamerikanischen Sagen und Mythen enthaltenen.

Daß auch die Umrisse der Ländermassen, welche Mittelamerika bilden, aus gewaltigen Katastrophen hervorgegangen und Ergebnisse sind von Zertrümmerungen einst zusammenhängender Länderstrecken, macht schon ein Blick auf die Karte nicht unwahrscheinlich. Gewiß hat im Laufe der Zeiten auch hier das Heben und Senken der Erdrinde bedeutende Umgestaltungen hervorgerufen, und Veränderungen ähnlich dem Versinken der Atlantis dürfen auch hier nicht für unwahrscheinlich angesehen werden. Solche Veränderungen können auch bis in die diluviale Zeit stattgefunden haben und Erinnerungen daran noch in der Tradition lebendig sein. Roisel führt in dem oben angeführten Werke les Atlantes, dessen Resultate nicht von nachhaltigem Werthe erscheinen, dergleichen Traditionen an. Obwohl wir zu einer kritischen Betrachtung derselben uns nicht versucht oder verpflichtet fühlen, seien einige seiner Daten angeführt. Die Antillen-Bewohner erzählten den Spaniern, daß ihre Inseln einst untereinander zusammengehangen haben und plötzlich von einander getrennt worden seien. Eine Local-Tradition läßt auch Cuba mit Yucatan zusammenhangen. Die Kariben behaupteten, ein gewaltiger Wassertumult habe die steilen Küsten geschaffen. Eine haïtische Legende läßt die Antillen bilden durch eine plötzliche Ueberschwemmung. Diese Begebenheit nennen die Völker am Orinoco Catenamonoa, d. i. Untertauchen in den großen See. Auch Diego Landa berichtet von solchen Vorgängen, wie die Quichuas sie ihren Voreltern nacherzählen (S. 42). Ueberall in Mittelamerika soll die Cultur nach alter Sage von einem Lande im Osten gekommen sein, das nach Montouzoma's Aussage auch das Vaterland seiner Voreltern gewesen. Die ursprüngliche Heimat der Azteken habe Aztlan geheißen, angeblich von atl = Wasser und an = nahebei, der Bedeutung nach dasselbe wie Atlas. Auch der mythische Quetzacolhuatl kam von Osten mit Männern in langen schwarzen Kleidern, welche Tausende von Künsten lehrten &c. Das im Osten gelegene Land war nach Roisels Meinung die zwischen Europa und Amerika sich ausbreitende Atlantis, die Quelle aller auf der Erde verbreiteten Cultur, die von hier in gleicher Weise nach Osten wie nach Westen ausgegangen sei.

Carpenter hat sich unlängst entschieden gegen die Ansicht ausgesprochen, daß in der Mitte des atlantischen Meeres überhaupt je wesentliche Veränderungen des Bodens stattgefunden haben, namentlich auch, daß hier je eine bedeutende Continentfläche untergesunken sei, als deren Reste man vielfach die atlantischen Inseln hat gelten lassen wollen. „Die drei Gruppen an der Ostseite des Oceans, Madeira, die Canarien und die Capverdeschen Inseln, sind am Ostabhange des atlantischen Beckens, wo es allmählich nach den Küstenlinien hin flach wird, durch vulcanische Kräfte erhoben worden, aber nicht Reste eines ehemaligen Continentes. Weiter nach der Mitte von den ersteren geschieden durch einen 15,000 Fuß tiefen Canal und durch einen eben solchen geschieden von der Küste Portugals, sind auf einem andern Plateau die Azoren ebenfalls vulcanisch erhoben. Diese vereinzelten

vulcanischen Erhebungen aus sehr tiefem Meere scheinen frühestens in der späteren Miocän-Periode stattgefunden zu haben. Sobald die ersten festen Laven sich über den Meeresspiegel erhoben hatten und der Einwirkung der Wellen ausgesetzt blieben, lösten sich Bruchstücke ab, welche weggewaschen wurden und, zerrieben, die Schichten verschiedener Art am Abhange des Kegels bildeten, in welche Korallen, Muscheln u. s. w. eingebettet wurden. Diese versteinerungführenden Schichten sind später zu Höhen von 1500 bis 2000 Fuß über den Meeresspiegel erhoben worden; und weitere Anfügungen geschahen am oberen Ende durch das Aufthürmen neuer basaltischer und trachytischer Laven. Diese vulcanische Thätigkeit ruht auch in der neuesten Zeit noch nicht. Erst 1811 entstand bei der Azoren-Insel St. Michael der 300 Fuß hohe Kegel der Sabrina, mit einem Krater in der Mitte, welche Insel indeß bald wieder fortgewaschen wurde; und am 2. Juni 1867 geschah eine andere Eruption, welche sich durch Erdbeben, Dampf- und Rauchausbrüche und Massen schwimmender Schlacken bemerklich machte."

Dennoch hat man in neuester Zeit aus den Pflanzenformen gerade dieser Inselgruppen nachzuweisen versucht, daß wir es mit Resten eines Landes zu thun haben, welches einst mit Europa und Nordamerika in continentalem Zusammenhange gewesen sei, und O. Heer hat selbst 1859 eine Karte dieses Zwischenlandes zu construiren versucht, dessen südliche Küstenlinie die Bretagne mit der Massachusets-Halbinsel verbindet und in drei mächtigen Halbinseln nach Süden bis in die Breite der Antillen reicht. — E. Forbes hatte schon in einem Aufsatze On the connexion between the Distribution of the existing Fauna and Flora etc. seine Ansicht dahin geäußert, daß ein großes miocenes Land, welches die Mittelmeer-Flora und Fauna getragen hat, sich weit in den atlantischen Ocean, über die Azoren hinaus erstreckt habe, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach der große halbkreisförmige Gürtel des Sargasso-Meeres zwischen 15 und 45° nördl. Br. die Küstenlinie dieses alten Landes bezeichnet. Der vorherrschend europäische Charakter der Flora und Insektenfauna der atlantischen Inseln spreche offenbar für eine Verbindung derselben mit dem Festlande (nach O. Heers Meinung in der diluvialen Zeit). Auf Afrika weist nichts hin; also waren diese Inseln schon damals von jenem Continente getrennt.

In den schweizerischen Denkschriften, 1857, und in der Flora tertiaria Helvetiae, 1859, sprach O. Heer seine Meinung dahin aus, daß zwischen Nord-Amerika und Europa in der Tertiärzeit eine Verbindung bestanden habe, aus welcher sich manche höchst auffallende Erscheinungen erklären. „Die europäische Tertiärflora besitzt nämlich einen vorwaltend amerikanischen Charakter und enthält eine Zahl von Baumarten, welche nur mit Mühe von solchen zu unterscheiden sind, welche jetzt noch die amerikanischen Wälder zieren. Aber zur europäischen Tertiärflora hat auch die jetzige Flora der atlantischen Inseln nahe Beziehungen, welche sich selbst in einigen Landschnecken kund geben. Diese Inseln hätten von Europa aus ihre erste Vegetation erhalten, jedoch erst zu einer Zeit, wo die Pflanzenwelt in eine neue Phase der Entwicklung getreten und den Charakter der jetzigen Schöpfung erhalten hatte, wie dies offenbar zur Diluvialzeit der Fall gewesen ist. Aus dieser Grundlage wären die Pflanzenformen hervorgegangen, welche jetzt diesen Inseln eigenthümlich sind. So würde sich erklären,

warum die atlantischen Inseln bei einer Zahl von eigenthümlichen, eigene Bildungsherde bezeichnenden Gewächsen doch so viel Pflanzen und Thiere mit Europa gemein haben, und warum überhaupt ihr ganzer Naturcharakter ein vielmehr europäischer als afrikanischer ist (Madeira's Pflanzen weichen ganz von denen Maroccos ab), und dabei doch einzelne echt amerikanische Typen erscheinen. Auch in der Braunkohle der Canarien finden sich 2 amerikanische neben 7 europäischen Arten. Auf den Azoren bilden die europäischen Pflanzenarten 78 pCt., auf Madeira 68 pCt., auf den Canarien 64 pCt. der Flora; die diesen Inseln eigenthümlichen Arten nehmen also nach Süden hin an Menge zu. Das legt die Vermuthung nahe, daß zur Diluvialzeit in diesen Breiten ein Zusammenhang zwischen Europa und Amerika bestanden habe, ein Land, das im Norden bis Island, im Süden in Ausläufern bis zu den atlantischen Inseln reichte, welche schon zur Tertiärzeit entstanden sind. Europa war damals eine Halbinsel Nord-Amerika's und von Asien durch ein östliches Meer getrennt, und aus jener Tertiärflora ist die heutige Pflanzenwelt hervorgegangen. Daher die vielen Arten, welche in der jetzigen amerikanischen Flora ein so auffallendes tertiäres Gepräge tragen, wie zur Tertiärzeit die ihnen so verwandten europäischen. Letztere sind später größtentheils zerstört worden, während in Amerika später nicht so durchgreifende Umwandlungen stattgefunden haben, vielmehr der Charakter erhalten wurde. Manche haben sich in der Mittelmeerzone und in Kleinasien erhalten. Da in unserer Tertiärflora auch die japanischen Arten von wichtigem Momente sind, so mag wohl damals auch Japan mit Nord-Amerika zusammengehangen haben."

„In die Diluvialzeit fallen aber dann die großartigsten Umwandlungen in der äußeren Gestaltung Europa's: es wurden die Alpen und der Kaukasus nebst den armenischen Gebirgen erhoben; das pannonische, galizische und aralokaspische Meer trat zurück; an Stelle des Griechenland und Klein-Asien verbindenden ägeischen Landes (siehe oben v. Norolfs Atlantis) trat das griechische Insel-Meer; der Norden Deutschlands, wohl auch Mittel- nebst Norddeutschland, sank unter Wasser, wie auch der südliche Theil des Bernsteinlandes; verschiedene Theile Großbritanniens sanken wiederholt und wurden wieder erhoben. Während aller dieser Jahrhunderte sank — ein diesen großartigen Erhebungen entsprechendes Seitenstück (wie denn fast immer großen Erhebungen benachbarte Senkungen zur Seite vorgegangen zu sein scheinen) — ganz allmählich die Atlantis. Diese Senkung muß in das Ende der Tertiärzeit fallen und am Südwest-Ende begonnen haben, so daß die atlantischen Inseln schon früh von Amerika getrennt wurden, während sie mit Europa noch lange in Verbindung blieben; denn mit Europa sind sehr viele Species identisch, während sie mit Amerika meist nur im Genus stimmen. Das Sinken müßte von Süden nach Norden stattgefunden haben, so daß zur Diluvialzeit eine solche Verbindung in nördlichen Breiten noch stattfand, nachdem sie im Süden längst aufgehört hatte; daher das Vorwalten der nordischen Arten unter den gemeinsamen, und daher der Umstand, daß die gemeinsamen Mollusken und Fische meist litorale sind, was auf ein seichtes Küstenland zwischen Europa und Amerika hindeutet zu der Zeit, als die jetzige Schöpfung schon die Gewässer belebte. Nach Beendigung des gewiß sehr lange dauernden Sinkungsprocesses blieben als Reste: die atlantischen Inseln, Großbritannien und Irland, die Shetlands-Inseln und die Färöer, nebst Island."

Digitized by Google

„Denn auch für diese Länderstrecken dürfen wir einen ehemaligen Zusammenhang vermuthen. Die geologische Uebereinstimmung der Südküste Englands und der Nordküste der Bretagne und Normandie, sowie der Charakter der Fauna und Flora dieser Länder, weisen darauf hin, daß hier ein einst bestandener Zusammenhang aufgehoben worden ist. Dieselben Gründe sind vorhanden für einen ehemaligen Zusammenhang zwischen Großbritannien und Irland. Irland ferner hat charakteristische Pflanzen mit der Nordküste Spaniens gemein, und wir vermuthen, daß der Nordwesttheil der Pyrenäenhalbinsel mit dem südlichen Irland zusammengehangen habe. Schottland, die Shetlands-Inseln und Süd-Norwegen zeigen eine völlige Uebereinstimmung in ihrer geologischen Struktur und nirgend eine Spur tertiärer mariner Bildungen; und die Flora dieser Länder stimmt trefflich dazu, da die Shetlands-Inseln, Färöer und Island keine einzige eigenthümliche Pflanze haben. Von den 527 Pflanzenarten dieser Inseln finden sich 419 in Europa und in Amerika, und 108 gehören der alten Welt allein an. Auf den Shetlands-Inseln machen die ausschließlich europäischen Arten 1/4 der gesammten Flora aus, auf den Färöer 1/7, auf Island 1/10, so daß also nach West hin eine Abnahme stattfindet. Fast alle diese Pflanzen finden sich auch in Frankreich, England und in Skandinavien, sind also von diesen Ländern hergekommen. Von Grönland aus sind einige Arten bis zu den Färöer vorgerückt; die nordisch-amerikanischen Arten bilden in Island noch 1/3, auf den Färöer 1/6, auf den Shetlands nur 1/12 der Flora, und diese Abnahme nach Süden beweist wohl, daß sie von Norden ausgegangen sind. Wir vermuthen daher hier den Bildungsherd der nordischen Flora. Diese ist aber auch über Labrador verbreitet, wie sie sich auch auf den Gebirgen Nord-Amerika's vorfindet, wo die Alpenflora mit derjenigen Europa's näher verwandt ist, als die Flora der Ebenen. Die arktisch-alpine Flora ist also sehr weit und gleichmäßig verbreitet. Endlich waren zur Diluvialzeit über Amerika, Europa und Asien auch das Mammuth, der amerikanische Büffel und das Pferd verbreitet. Es muß also damals wohl eine Verbindung zwischen Amerika und Europa bestanden haben."

Aus dem Vorhandensein einer so großen, jetzt fehlenden Ländermasse mußte aber auch ein weit günstigeres Klima jener Gegenden resultiren, und es stimmt damit also auch das Resultat, welches Göppert in den Bulletins de l'Acad. des Sciences de Petersbourg, vol. III., 1861, ausspricht: „Wenn wir die ausgedehnte Verbreitung der schon jetzt im Polargebiete auf den Aleuten, in Grönland, Island, Kamtschatka nachgewiesenen Flora der miocänen Formation betrachten, die sich vielleicht auch noch über das nördlichste Nord-Amerika, auf Nord-Sibirien und die Inseln des Eismeeres erstreckte, so dürfen wir wohl annehmen, daß in jenen jetzt so unwirthlichen Gegenden zur Zeit der Miocän-Periode ein milderes Klima, etwa mit einer mittleren Temperatur von mindestens 8 bis 9°, dort herrschte, um eine Vegetation zu fördern, wie sie gegenwärtig im mittleren und südlicheren Nord-Amerika und Europa angetroffen wird."

Unger, der schon 1845 ausgesprochen hatte, daß die europäische Braunkohlenflora nicht einen europäischen, sondern amerikanischen Charakter verrathe, hat 1860 in einer Schrift: Die versunkene Insel Atlantis (auch in Seemans Journal of Botany, 1865) sich entschieden für eine ehemalige Verbindung zwischen Europa und Amerika erklärt. „Die Bäume und Sträucher in der Braunkohle

der Tertiär-Periode ähneln oft den noch jetzt in Nord-Amerika wachsenden so, daß sie kaum von ihnen zu unterscheiden sind; so z. B. die Blätter des Amberbaumes, Liquidambar styraciflua, Lin.; die des Tulpenbaumes, Lioriodendron tulipifera, in der Schweiz, Italien und auf Island; das überaus häufige Taxodium distichum, das nicht mehr in Europa, wohl aber in Nord-Amerika vorkommt; zahlreiche Nuß-Arten, welche von den nordamerikanischen kaum zu unterscheiden sind (wie die Hickory), während Europa jetzt nur noch die vom südlichen Kaukasus stammende Wallnuß hat; Arten von Ahorn, Eichen, Pappeln, Fichten 2c., welche von den europäischen ganz abweichen, aber mit den nordamerikanischen fast identisch sind. Seit der Molasse-Periode hat sich die europäische Flora bedeutend verändert, die amerikanische dagegen wenig; es stimmen aber unsere Molasse-Pflanzen mit den jetzigen amerikanischen Pflanzen überein; sie müssen also aus dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten stammen. „Die einzige Möglichkeit, dies zu erklären, ist die Annahme, daß in der Tertiärzeit Europa und Amerika zusammengehangen haben und der atlantische Ocean durch ein Continent getheilt oder davon erfüllt gewesen ist. Europa's Klima war damals ein warmes, denn das beweisen die Palmen und der Kampherbaum, die Elephanten und Nashörner. — Island, welches jetzt ohne Bäume ist, war bewaldet, wie das Surturbrand genannte Holz desselben verräth."

O. Heer und Unger gegenüber hat 1862 sich der amerikanische Botaniker Oliver in dem Natural history Review (The Atlantis hypothesis in its botanical aspect) gegen die Annahme einer Atlantis ausgesprochen. Er stimmt, wie er sagt, mit Asa Gray (berühmter Botaniker und Naturforscher in Nord-Amerika) und Darwin in der festen Ansicht überein, daß die aus einer Gemeinsamkeit der Pflanzentypen in den Tertiärschichten Europa's und in der gegenwärtigen Flora der östlichen Staaten Nord-Amerika's folgenden Wanderungen wahrscheinlich in einer ziemlich hohen Breite des Großen Oceans stattgefunden haben, kann aber Heers allgemeinen Resultaten nicht zustimmen, und ihm scheint Ungers Pflanzenverzeichniß der tertiären Arten und ihrer nordamerikanischen Repräsentanten zu sehr zu Gunsten der Atlantis-Hypothese berechnet, so daß es eine falsche Vorstellung erzeugen muß. Aus seinen Zusammenstellungen ergiebt sich ihm ebenfalls, daß eine nahe und ganz besondere Analogie zwischen der Flora des tertiären Central-Europa und der neueren Flora der amerikanischen Staaten und der japanischen Region besteht, und zwar eine nähere und innigere, als zwischen der tertiären und jetzigen Flora Europa's. Wir finden, daß die tertiären Elemente in der alten Welt ein und dieselben sind bis nach dem äußersten Ost-Ende derselben, wenn nicht im numerischen Uebergewichte der Genera, so doch in den Grundzügen, welche insbesondere der fossilen Flora den Charakter verleihen. Es ist gezeigt worden, sagt er, daß die Zunahme des tertiären Elementes ziemlich allmählich geschieht und daß dasselbe nicht etwa in den japanischen Inseln plötzlich auftritt; obwohl es dort ein Maximum erreicht, können wir es doch verfolgen vom Mittelmeere, durch die Levante, den Kaukasus und Persien in der Chamaerops, dem Platanus, Liquidambar, Pterocarya, Juglans 2c.; ferner längs des Himalaya und durch China; der östliche Himalaya und China bilden mit Japan ein und dieselbe botanische Region. Etwa 120 tertiäre Genera kommen in Europa und Asien nebst Japan vor, wovon 88 auch den südlichen Vereinigten Staaten angehören. Wir sehen

auch, daß während der Tertiärzeit Seitenstücke der europäischen Miocen-Genera entschieden in Nordwest-Amerika wuchsen, darunter die jetzt auf Japan beschränkte Salisburia. Wir bemerken ferner, daß die gegenwärtige Flora der atlantischen Inseln keine wesentliche Evidenz einer ehemaligen direkten Verbindung mit dem Hauptlande der neuen Welt bietet; während der Umstand, daß das mediterrane Element dort außerordentlich vorherrscht, dahin zielt, die Wahrscheinlichkeit von E. Forbes und Anderer Hypothese aufrecht zu erhalten, daß früher eine Verbindung zwischen diesen Inseln und einem Theile des westlichen Europa bestanden habe. Alle diese Umstände führen zu der Ansicht, daß die botanische Untersuchung nicht die Hypothese von einer Atlantis begünstigt. Andererseits begünstigt sie in hohem Grade die Ansicht, daß zu einer Zeit der Tertiär-Epoche das nordöstliche Asien mit Nordwest-Amerika verbunden gewesen ist, vielleicht da, wo jetzt die Aleuten sind, da Gründe vorhanden sind, welche dafür sprechen, daß die Temperatur jener Gegenden hoch genug gewesen ist, um die Wanderung von Typen zu ermöglichen, welche jetzt für niedrigere Breiten charakteristisch sind. So weit Oliver.

Es fragt sich nun, wo finden wir Reste oder Andeutungen von einem solchen ehemaligen Zwischenlande im nördlichen atlantischen Meere? G. Bischof erwähnt in seiner Schrift: Die Gestalt der Erde und der Meeresfläche und die Erosion des Meeresbodens [Bonn 1867] (ich weiß nicht, aus welcher Quelle), daß sich zwischen Irland und Newfoundland ein Geschiebe-Plateau von 18,975 M. Breite, 2120 bis 3000 F. über seiner Basis erhebe, mit sehr allmählich abfallenden Seiten, das sich mit dem rheinischen Schiefergebirge messen könne. Da diese Geschiebe 193 M. von Irland und 222 M. von Newfoundland entfernt sind, also etwa in der Mitte des atlantischen Oceans liegen, so können dieselben von keinem jener beiden Länder herstammen.

Die Bermuda-Inseln sind eine Gruppe aus etwa 300 Inselchen, von denen nur 5 etwas größer sind, als die übrigen, und sie erheben sich oberhalb einer Untiefe oder Plateform von etwa 23 M. Lg. und 13 M. Br.; die zwischen ihnen gelegenen Canäle sind sehr flach, während in einiger Entfernung vom Rande der Untiefe der Boden plötzlich auf 15,000 F. Tiefe abfällt. Die höchste Erhebung der Inseln beträgt etwa 180 F. über dem Meeresspiegel. Sie bestehen ganz aus erhobenen Korallen- und Muschelschichten, und die Untiefe selbst scheint durchweg (nach Carpenter) dieselbe Structur zu haben, da sich kein anderes Gestein vorfindet als Kalk, der von Korallen gebildet ist. Da nun diese Inseln den Gipfel einer submarinen Säule von 15,000 F. Höhe auf sehr schmaler Basis darstellen, und da wir in Betreff der vulkanischen oder anderen Bergstructur nichts kennen, was uns berechtigen könnte anzunehmen, daß eine Säule von solcher Höhe anders als durch Korallenwachsthum gebildet sein könnte: so scheint der Bau der Bermuda-Inseln auf ein allmähliches Sinken dieses Theiles des Meeresbodens während ihrer Bildung hinzudeuten, entsprechend dem Sinken, welches gegenwärtig über einen großen Theil des Großen Oceans vor sich geht. „Wahrscheinlich", sagt Carpenter, „war hier ein submariner Berg vorhanden, dessen Gipfel der Oberfläche nahe war; und in dem Maße seines Sinkens geschah auf seiner Höhe der Anbau der Korallen, so daß die Plateform im Meeresniveau erhalten blieb. Die geringe

Erhebung der höchsten Theile über das Meeresniveau kann wohl in Verbindung mit anderen neueren Erhebungen erfolgt sein". Das giebt uns die Vermuthung an die Hand, daß in diesem Theile des Oceans einst ein Zwischenland vorhanden gewesen sei, das durch Untersinken verschwunden ist. Noch deutlicher weist Lyell in seinen „Principles" darauf hin, wenn er sagt:*) „Beim größten Kohlenfelde der Welt, dem Ohio- oder Apalachenfelde, scheint es klar zu sein, daß die Hochländer, welche durch einen oder mehrere große Ströme entwässert worden sind, östlich gelegen haben müssen oder einen jetzt vom atlantischen Oceane bedeckten Raum eingenommen haben; denn die Schlamm- und Sandablagerungen nehmen bedeutend an Mächtigkeit und Grobheit des Materials zu, wenn man sich den östlichen Grenzen des Kohlenfeldes oder den Südostflanken der Alleghany-Gebirge bei Philadelphia nähert; mit anderen Worten, je näher man dem atlantischen Oceane kommt. In dieser Region sieht man zahlreiche Betten von Geschieben, die oft die Größe von Hühnereiern haben und mit reiner Kohle wechseln. Man hat auch bemerkt, daß in Bezug auf die devonischen und silurischen Gesteine Nord-Amerika's alle mechanischen Ablagerungen constant an Mächtigkeit abnehmen, wenn man sich von den Ufern des atlantischen Meeres nach dem Mississippi hin, also nach West begiebt, während die Kalksteine und Gesteine organischen Ursprungs oder die Ablagerungen des offenen Meeres, mit Korallen und Encriniten, nach dem Innern hin zunehmen und an Stelle der anderen Arten treten." Danach hätten wir also ehedem Gebirgsland dort zu suchen, wo jetzt der Ocean ist, und Meeresfläche an der Stelle der Mississippi-Ebene. — Die östliche Grenze des Golfstromes, in 300 bis 350 M. Entfernung von der Küste Virginiens, hat nur 300 Faden Tiefe; folglich liegen hier hohe Bänke, welche wahrscheinlich eine Fortsetzung der Bahama-Untiefe sind.**) Zwischen ihnen und der Ostküste Nord-Amerika's aber verlaufen (vielleicht!?) zwei bis drei gegen 600 M. hohe submarine Haupthöhenzüge, den Alleghanyketten parallel streichende untergesunkene ehemalige Theile der östlichsten Alleghanyes, und ebenso viele Thäler zwischen den Höhenzügen. Ueber den Thälern ziehen, ihnen parallel, warme, — über den Höhen kalte Streifen der Golfströmung, welche Streifen merkwürdig constant sind.

Fast erscheint es wie ein belustigendes Werk des Zufalles, daß sich außerhalb der Bab-el-Mandeb-Straße,***) wo wir uns wohl ebenfalls Säulen des Hercules hindenken dürfen, ein weiter Ocean ausbreitet, der, wie oben gesagt, auch einst den Namen atlantisches Meer getragen hat, und wo in neuerer Zeit der Untergang eines Continentes vermuthet wird, eines mächtigen, Madagascar über Neu-Amsterdam mit Australien verbindenden Continentes, dem der englische Zoologe Sclater den Namen Lemuria beizulegen vorgeschlagen hat, nach den nur Madagascar eigenen Halbaffen oder Lemuren, welche er für einen Rest der Fauna des hier versunkenen Continentes hält. Die beiden letzten Berichterstatter über Madagascar stimmen ihm zu. Grandidier sagt:†) „An den Glimmerschiefer-Kern legt sich im

*) Vol. I. p. 259.

**) Siehe Kohl, Geschichte des Golfstromes, 1868, S. 181.

***) D. h. „Thor der Thränen", weil der Sage nach bei Entstehung der Straße, in Folge furchtbarer Erdbeben unermeßlich viele Menschen umgekommen sind. Solche Sage verräth auch hier, daß der Vorgang in relativ neuer Zeit stattgefunden.

†) Bulletin de la Soc. de Géogr. 1871, t. II. p. 83, 1872, t. III. p. 367.

Osten eine Juraformation, wahrscheinlich der Rest einer Secundärformation, welche einst weit nach Ost reichte und somit einen Continent, ähnlich Australien, herstellte". Und Mullen:*) „Madagascar scheint mittelst der Farquhar-Inseln, den Seychellen mit ihrem rothen Thonboden, den Inseln Rodriguez und Calvados mit den Laccadiven- und Maldiven- und mit den Nilaghiri- und Cundabergen im südlichsten Ostindien verknüpft, so daß es der beste Theil eines großen Continentes ist, das sich vom Süd-Ende Ostindiens nach Südwest durch den ganzen indischen Ocean erstreckte. Es hat Antheil an der tropischen Flora und Fauna Ostindiens in einem sehr frühen Stadium der Erdgeschichte und wurde davon getrennt, als beide noch jung waren".

Zur Realschulfrage.

Von **Heinrich Viehoff.**

Gutzkow bezeichnet im diesjährigen Januarhefte der Deutschen Revue die unser Gymnasialwesen betreffende Frage als eine acut gewordene; ich meine, dies gilt in noch höherem Grade von der Realschulfrage. Die Gymnasien, in ihrem Bestehen theils durch bedeutende Stiftungen, theils durch staatliche Unterstützung gesichert, von der Gunst des Publicums weniger abhängig, als die Realschulen, in der allgemeinen Rang- und Werthschätzung höher stehend, als die neugegründeten Schwesteranstalten, können sich noch Zeit nehmen auf Reformen zu denken, welche den Wünschen und Forderungen der Gegenwart entsprechen. Für die Realschulen ist eine baldige und durchgreifende Verbesserung ihrer Lage und theilweise ihrer Organisation eine Lebensfrage. Ueber das, was hier der Aenderung und Besserung bedürfe, ein Votum abzugeben, ist für mich eine etwas mißliche Aufgabe. Obwohl ich beinahe vier Decennien hindurch dem Realschulfach angehört habe, bin ich mit meiner Meinung über das, was den neuen Anstalten noth thut, selbst bei den Fachgenossen fast ganz isolirt geblieben, und komme in Gefahr, wenn ich meine Ansichten ausführlich entwickele, hüben und drüben, bei Real- und Gymnasiallehrern, schweren Anstoß zu erregen und schulmännischer Ketzerei bezichtigt zu werden. Ich wage es dennoch, so weit es der hier gegönnte Raum erlaubt, sie darzulegen, weil ich sie für richtig halte.

Voranschicken will ich jedoch, welche Ueberzeugung ich mit meinen sämmtlichen Fachgenossen theile; das ist die, daß die Realschulen erster Ordnung (nur von diesen ist weiterhin durchgängig die Rede) den Wettkampf mit den Gymnasien bei dem Maß von Berechtigungen, welches beiden Arten von Anstalten zugetheilt ist, auf die Dauer nicht bestehen können. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird Jedem einleuchten, der nur Folgendes erwägt. Der Gesammt-Cursus einer vollständigen Realschule ist, wie der eines Gymnasiums, auf neun Jahre bemessen; zur Aufnahme in die unterste Classe wird bei beiden dasselbe Alter, dasselbe Maß von Vorkenntnissen gefordert; die Anzahl der Lehrfächer, die beide zu behandeln haben, ist gleich; die Summe von Kenntnissen, die von einem Realschulabiturienten verlangt wird,

*) Journal of the geogr. Soc. 1875, p. 133.

ist mindestens eben so groß, als die von einem Gymnasialabiturienten geforderte; also beiden Arten von Lehranstalten ist in den Unterrichts- und Prüfungsordnungen ein gleiches Maß von Leistungen vorgeschrieben, aber ein — sehr ungleiches Maß von Berechtigungen zugetheilt. Dem Gymnasialabiturienten eröffnet sein Maturitätszeugniß nicht blos den Weg zu allen Arten von Universitätsstudien und zu den betreffenden Staatsprüfungen, sondern auch den Eintritt in Bau-, Berg-, Forstakademien und sonstige Fach-Hochschulen; an das Zeugniß der Reife eines Realschulabiturienten knüpft sich blos die Berechtigung zum Eintritt in die Fach-Hochschulen. Eine kleine, unlängst denjenigen Realschulabiturienten, welche sich zu Lehrern der Mathematik, Naturwissenschaft und neuern Sprachen für Realschulen ausbilden wollen, gemachte Concession ist bei den verclausulirenden Bedingungen, die man daran geknüpft hat, kaum nennenswerth. Eine solche ungleiche, unbillige, ja ungerechte Vertheilung von Berechtigungen nach zwei Seiten hin, wo die Anforderungen sich gleich stehen, setzt offenbar die Realschulen den Gymnasien gegenüber in eine so ungünstige Lage, daß von einem Wettkampf mit gleichen Waffen nicht die Rede sein kann. Bekannt genug ist das freilich alles und schon so oft gesagt worden, daß man sich fast scheut, es nochmals zu sagen; und doch bedarf es der Wiedervergegenwärtigung der einfachen Sachlage zunächst zur Würdigung der daraus fließenden Consequenzen und weiterhin zur Begründung der Besserungsvorschläge.

Unter den nachtheiligen Folgen, die aus jener Abwägung von Pflichten und Rechten für die Realschulen entspringen, treten zwei besonders stark hervor: die Herabdrückung dieser Art von Lehranstalten in der Werthschätzung des größern Publicums und die Schmälerung ihrer Frequenz. Das Publicum fragt sich mit wohlbegreiflicher Befremdung: Woher kommt es, daß den Realschulen bei einer gleichen Dauer des Gesammtcursus, bei einer gleichen Summe von Lehrobjecten, bei einem gleich schwierigen Abiturienten-Examen ein so bedeutend geringeres Maß von Berechtigungen, als den Gymnasien, zuerkannt worden ist? und giebt sich als nächstliegende Antwort die, daß die Staatsbehörden dem ganzen Unterrichtssystem der Realschulen nicht eine gleiche geistbildende Kraft, wie den Gymnasien, zutrauen. Es liegt auf der Hand, wie sehr schon hierdurch bei vielen Eltern, die sich in dieser Frage keines competenten eigenen Urtheils bewußt sind, die Realschulbildung discreditirt werden muß. Dazu kommt aber noch, daß zahl- und einflußreiche principielle Gegner des Realschulwesens diesen Umstand für ihre Zwecke ausbeuten. Bekanntlich fehlt es weder an hochkirchlichen Protestanten, noch an ultramontanen Katholiken, die von einer tiefern Einführung der Jugend in die Naturwissenschaften und modernen Literaturen Gefahr für Religiosität und Sittlichkeit der Nation, oder auch wohl gar für die politische Sinnesart besorgen. Allen diesen ist es willkommen, auf die schwächere Berechtigung der Realschulen als Beleg dafür hinweisen zu können, daß auch bei den leitenden Staatsbehörden diese Anstalten sich keiner günstigen Beurtheilung erfreuen. Das hierdurch hervorgerufene Mißtrauen gegen den Geist und die erziehliche Wirksamkeit der Realschulen wäre allein schon hinreichend, die Frequenz derselben stark herabzudrücken; aber es wirkt ein zweiter Uebelstand, der gleichfalls seinen Ursprung in jener schwächern Berechtigung hat, noch viel nachtheiliger ein.

Die Eltern der Knaben gebildeter Stände sind, wenn sie einen derselben nach erlangter Elementarbildung einer höhern Lehranstalt übergeben wollen, über den künftigen Lebensberuf des Knaben in der Regel noch ganz im Unklaren. Es soll sich erst im Verlauf der nächsten Jahre herausstellen, für welche Berufsart der Knabe eine besondere Begabung und Neigung kundgiebt. Ein vorsichtiger Vater wird daher bei der Wahl einer höhern Lehranstalt für seinen Sohn sich gewiß fragen: Welche Anstalt bereitet für die meisten Berufsarten vor? welche eröffnet ihren Zöglingen den Zutritt zu den meisten Zweigen höherer Studien? Die Antwort kann keine andere sein, als: das Gymnasium. Unzählige Male während eines Vierteljahrhunderts, wo mir die Leitung einer Realschule oblag, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß Eltern, die keineswegs eine principielle Abneigung gegen die Realschulen, vielmehr entschiedene Vorliebe für deren Bildungsweise hatten, dennoch aus dem eben angedeuteten Beweggrunde ihren Sohn einem Gymnasium zuwandten.

Vor allen aber — und darin erscheint wieder eine Wirkung jenes Herabdrückens des Ansehens der Realschulen durch die geringere Ausstattung mit Rechten — vor allen sind es die vielversprechenden, die gutbegabten Knaben, die man gleich nach erlangter Vorbildung in das Gymnasium schickt. Es ist eine oft wiederkehrende, für einen Realschuldirector nicht gerade wohlthuende Anmeldungsform, womit man ihm einen neu aufzunehmenden Zögling vorführt: „Mein Sohn hat nicht das Zeug zu einem Gelehrten und Staatsbeamten; drum schick' ich ihn in die Realschule." Gelingt es dann der Realschule trotz pflichttreuester Anstrengung nicht, mit einem Zöglinge solcher Art ein gleich gutes Ergebniß zu erzielen, wie dem Gymnasium mit Schülern von besserm Talent und regerm Lerneifer, so wird auch das wieder von den Gegnern der Realschulen als ein Beleg für die Behauptung geltend gemacht, daß den Lehrgegenständen dieser Anstalten eine geringere geistbildende Kraft innewohne.

Kein Wunder, wenn schon seit Jahrzehnten aus der gesammten Realschulwelt Klagen über ungenügende Berechtigungen erschallen, und in sie stimme ich ein. Sobald es sich aber darum handelt, Wünsche und Anträge zu formuliren, die anzustrebenden Berechtigungen klar zu bezeichnen, — da scheiden sich die Wege, und ich sehe mich unter einer winzigen Minorität einer gewaltigen Majorität gegenüber. Den Angelpunkt des Streits bildet die Zulassung zu den Universitätsstudien. Eine bedeutende Anzahl von Berechtigungen besitzen die Gymnasien und die Realschulen I. O. schon jetzt gemeinsam; daß beide im Besitz derselben verbleiben sollen, darüber ist man einverstanden. Aber jene Majorität will den mit dem Zeugniß der Reife entlassenen Zöglingen der Realschulen auch die Universitäten ganz ebenso bedingungslos, wie den Gymnasialabiturienten, erschlossen wissen; und das will die Minorität nicht, verlangt aber, indem sie den Gymnasialabiturienten die bedingungslose Zulassung zu den Universitätsstudien als Privilegium bewahrt wünscht, für die Realschulabiturienten ein gleichwerthiges, auf der eigenthümlichen Organisation der Realschulen beruhendes Privilegium, — welches? Das wird der Leser wohl schon aus der hier gegebenen Andeutung erkennen; es wird aber weiterhin näher präcisirt und begründet werden.

Hören wir zunächst mehr im Einzelnen, was die Wortführer der Majorität für die Realschulen verlangen. Sie haben seit Jahren wiederholt in Broschüren,

Zeitschriften und Schulmännerversammlungen es ausgesprochen, daß ihr Streben primo loco dahin gehe, den Realschulabiturienten den Zutritt zu sämmtlichen Facultätsstudien der Universitäten und den bezüglichen Staatsprüfungen zu erschließen. Sollte sich dieses Ziel als unerreichbar herausstellen, so gedenken sie wenigstens die volle Berechtigung zum Universitätsstudium der Mathematik, der Naturwissenschaften, der modernen Philologie und der Medicin, womöglich auch der Jurisprudenz anzustreben, so daß, im Falle der Gewährung dieser Forderungen, die Realschulabiturienten nur noch vom Studium der Theologie, der altclassischen Philologie und eventuell der Jurisprudenz ausgeschlossen blieben. Die Motivirung dieser Forderungen giebt der vor ein paar Jahren gegründete Realschulmännerverein im § 1 seines Statuts kurz mit den Worten: „Die Realschule gewährt eine der gymnasialen gleichwerthige wissenschaftliche und ethische Bildung, daher ihren Abiturienten die gleiche Berechtigung wie den Gymnasialabiturienten gebührt."

Darauf entgegnen die Vertreter der Ansichten der Minorität: „Dem ersten Theile der Thesis pflichten wir bei; dem zweiten Theile, der die aus dem ersten gezogene Folgerung enthält, könnten wir gleichfalls zustimmen, wenn die Folgerung logisch richtiger gezogen und gleichwerthige oder gleichwiegende statt gleiche Berechtigung gesagt wäre." Auf den ersten Blick kann das wie ein spitzfindiges Wortklauben und Silbenstechen aussehen, deutet aber bei genauerer Betrachtung eine große principielle Verschiedenheit der Ansichten an und weist auf den Cardinalpunkt ihres Streites hin, weshalb es eines etwas nähern Eingehens bedarf.

Ueber zwei lange streitig gewesene Punkte hat man sich jetzt ziemlich allgemein verständigt. Man erkennt jetzt an: erstens, daß sowohl die Realschule I. O., als das Gymnasium, eine Bildungsanstalt von allgemeinerem Charakter ist, welche eine Grundlage aller höheren geistigen und sittlichen Entwickelung bietet, und zweitens, daß beide zugleich Vorbereitungsanstalten für Hochschulen, die Gymnasien für die Universitäten, die Realschulen für die Fachakademien sind. Als ich vor vierzig Jahren (1838) aus einem Gymnasium in eine Realschule übertrat, wurde der erste Satz von der höchsten Unterrichtsbehörde Preußens lebhaft bestritten. Noch im Jahre 1843 wurde in einem ministeriellen Promemoria zum Landtagsabschied für die Stände der Rheinprovinz stark betont, die Realschulen seien nicht als Anstalten zu betrachten, „welche die Förderung allgemeiner Bildung als ihre wesentlichste Aufgabe verfolgen"; nur den Gymnasien sei die Aufgabe gestellt, „diejenige freie und allgemeine Bildung zu gewähren, welche zu jedem vorzugsweise geistige Thätigkeit erfordernden Berufe, zu jeder höheren Lebensrichtung die tüchtige Grundlage und Vorbereitung gebe"; das Gymnasium erreiche dies Ziel hauptsächlich „durch Einführung der Jugend in die geistige Errungenschaft des classischen Alterthums". Und ungefähr gleichzeitig sprach Thiers in der französischen Deputirtenkammer gegen die Realschulen ein Verdammungsurtheil aus, das in Deutschland einen lauten Wiederhall fand, und behauptete unbedenklich, man werde „den Geist der Nation zur Entartung führen", wenn man statt der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur die Mathematik, die Naturwissenschaften und modernen Sprachen zur Hauptgrundlage der Jugenderziehung mache. Im Jahre 1859 räumte das preußische Unterrichtsministerium in dem damals erlassenen Organisationsplane den Realschulen ein, daß auch sie als Bildungs-

anstalten von allgemeinem Charakter zu betrachten seien; und als es endlich einen Entwurf des längst verheißenen, aber bis heute Entwurf gebliebenen Unterrichtsgesetzes mittheilte, fand sich im Eingange des Abschnitts „Höhere Schule" der oben bezeichnete Doppelcharakter der Realschulen wie der Gymnasien unumwunden anerkannt. Beide wurden ausdrücklich als Schulen bezeichnet, deren Aufgabe sei, „eine Grundlage wissenschaftlicher Bildung zu gewähren und die sittliche Kraft in der Jugend zu entwickeln", und zur Charakterisirung ihrer beiderseitigen Aufgabe als Vorbereitungsanstalten wurde hinzugefügt: „Im Besondern haben die Gymnasien für die Universitätsstudien, die Realschulen für praktische Berufszwecke und für die höheren technischen Fachschulen vorzubereiten".

In dem zuletzt angeführten Satze ist der Ausgangspunkt geboten, von welchem aus eine der Gerechtigkeit und zugleich der eigenthümlichen Organisation der beiden Arten von Lehranstalten entsprechende Vertheilung der Berechtigungen und Privilegien zu erstreben und zu erreichen ist; und von diesem Punkte aus wünscht auch die Minorität der Realschulmänner, welcher ich angehöre, die an die gesetzgebenden Faktoren zu richtenden Gesuche um eine Verbesserung der Lage der Realschulen formulirt und motivirt zu sehen. Sie sagt sich: die Staatsbehörde verlangt (wie oben gezeigt worden) von den Realschulen ein gleiches Maß von Leistungen, wie von den Gymnasien; daher verlangt die Gerechtigkeit, daß beiden ein gleiches Maß von Rechten bewilligt werde, nicht von gleichartigen Rechten, wie die Majorität will, nicht ein gleiches Maß identischer Rechte, sondern gleichwiegender, gleichwerthiger Rechte. Von den beiderseitigen Rechten können und dürfen nur diejenigen gleichartig, völlig dieselben sein, welche auf ganz übereinstimmenden Theilen der Organisation beider Arten von Anstalten beruhen. Deren giebt es allerdings mehrere, und ihren Besitz hat auch schon die Realschule mit dem Gymnasium gemein; aber zu ihnen gehört nicht das Hauptvorrecht des letztern. Ungleichartig müssen nothwendig diejenigen beiderseitigen Berechtigungen sein (und zu ihnen gehört eben das die Realschulen herabdrückende Hauptprivilegium der Gymnasien), welche auf den nicht übereinstimmenden Theilen ihrer Organisation beruhen. Der erwähnte Entwurf des Unterrichtsgesetzes sagt im § 107: „Der Lehrplan der Gymnasien hat zur Grundlage die alten Sprachen und die Mathematik, derjenige der Realschulen die Mathematik, die Naturwissenschaften und die neueren Sprachen." Wird diese Abgrenzung ihres Lehrstoffs und jene Definition ihrer beiderseitigen besonderen Aufgabe, daß das Gymnasium für die Universitäten, die Realschule für die technischen Fach-Hochschulen vorzubereiten habe, auch in dem neuen, demnächst vorzulegenden Entwurfe des Unterrichtsgesetzes festgehalten: so müßte sich daraus, weil den Pflichten und Leistungen die anzuknüpfenden Rechte qualitativ und quantitativ entsprechen sollen, eigentlich von selbst die Folgerung ergeben, daß den Gymnasien diejenigen Vorrechte zuzuerkennen sind, die einem größeren Maß von Kenntnissen in den alten Sprachen, den Realschulen diejenigen, die einem Plus von Kenntnissen in den neueren Sprachen, in den Naturwissenschaften und (weil sie darin ihre Zöglinge weiter als die Gymnasien zu führen haben) in der Mathematik gebühren. Es wäre demnach, wie den Gymnasien ein Privilegium für den Besuch der Universitäten eingeräumt ist, so auch den Realschulen ein Vorrecht für den Eintritt in die technischen Hochschulen einzuräumen. So sollte es sein, so erheischen es die

einfachsten und einleuchtendsten Grundsätze der Billigkeit und Gerechtigkeit; so war es aber bisher bekanntlich keineswegs; und es giebt Gründe genug zur Besorgniß, daß in dem bis jetzt noch zurückgehaltenen neuen Entwurfe des Unterrichtsgesetzes keine wesentlichen Abänderungen des Mißverhältnisses vorgeschlagen werden. Mag sich darin auch vielleicht eine theoretische Anerkennung der Ebenbürtigkeit und der coordinirten Stellung beider Kategorien von Anstalten wiederfinden, damit ist den Realschulen nicht geholfen. Es muß dieser Anerkennung auch in einer gerechten und angemessenen Vertheilung der Berechtigungen praktisch Folge gegeben werden. Zu dem Ende haben die Freunde des Realschulwesens auf die Aufnahme eines dem § 162 jenes älteren Entwurfs entsprechenden oder vielmehr gegenüberstehenden Paragraphen in das Unterrichtsgesetz hinzuwirken. Heißt es dort, daß zur Immatriculation an den Universitäten behufs Erwerbung der Befähigung zum höheren Staats- und Kirchendienst und der Approbation als Arzt die Beibringung eines Maturitätszeugnisses von einem inländischen Gymnasium erforderlich sei, so ist als nothwendiger Pendant dazu anderswo an geeigneter Stelle die gesetzliche Bestimmung einzureihen: „Zur Immatriculation in die technischen Fach-Hochschulen (Berg-, Bau-, Forstakademien u. s. w.) behufs Erlangung der Befähigung für den höheren Staatsdienst ist die Beibringung des Zeugnisses der Reife von einer inländischen Realschule I. O. erforderlich.“

Das ist diejenige gesetzliche Bestimmung, auf deren Zustandekommen jene Minorität der Realschulmänner das größte Gewicht legt. Daneben hält sie es für billig, daß die Realschulen einen gleichen Antheil wie die Gymnasien an den zur Unterstützung der höheren Lehranstalten ausgeworfenen Staatsfonds erhalten, und erachtet es ferner für höchst wünschenswerth, daß man den Lehrplan für die vier ersten Jahrescursus der Realschulen, wie der Gymnasien, wesentlich umforme und ganz übereinstimmend gestalte, so daß den Schülern beider Anstalten der Uebertritt aus der einen in die andere aus jeder der unteren Classen ohne Verlust an Zeit ermöglicht und eine breite gemeinsame Grundlage für ihre später divergirende Bildung geschaffen werde. Einen auf diesen Zweck gerichteten umgeformten Lehrplan habe ich für mich bis ins Einzelne ausgearbeitet, finde aber zur Darlegung und Motivirung desselben hier nicht den Raum. Nur so viel bemerke ich, daß ich ihm eine je einjährige Sexta und Quinta, eine zweijährige Quarta, eine einjährige Tertia und eine je zweijährige Secunda und Prima zu Grunde gelegt habe, also vier Jahre für den parallelen und conformen, fünf Jahre für den divergirenden Unterricht in Anspruch nehme. In den vier ersten Jahren prävalirt der Charakter beider Schulen als allgemeine Bildungsanstalten, in den fünf letzten Jahren tritt der specielle Charakter einer jeden als Vorbereitungsanstalt für zwei Arten von Hochschulen überwiegend stark hervor, ohne jedoch die allgemeine Bildung ganz aus dem Auge zu verlieren.

Ich weiß recht gut, daß die hier vorgeschlagene Lösung der Realschulfrage auf lauten Widerspruch einer zahlreichen und bunt zusammengesetzten Coalition von Gegnern stoßen wird. Die Gymnasiallehrer werden den Vorwurf erheben, daß man auf Kosten der Gymnasien die Stellung der Realschulen befestigen und verbessern wolle; die für die Erreichung aller Berechtigungen schwärmende Majorität der Real-

schulmänner wird die bezeichneten Wünsche viel zu bescheiden finden. Eine Anzahl aufrichtiger Freunde des höhern Schulwesens, welche die Spaltung in Gymnasien und Realschulen bedauert und eine durchgängig einheitliche höhere Lehranstalt für möglich hält, wird die schärfere Scheidung der obern Classen mißbilligen, die conforme Gestaltung der untern gutheißen. Von den grundsätzlichen Gegnern des Realschulwesens ist natürlich nur Widerspruch zu erwarten. Was aber am meisten entmuthigen könnte, ist, daß auch in den maß- und gesetzgebenden Kreisen, im Staatsministerium und den beiden Häusern des Landtags, desgleichen in den Lehrer-Collegien der Hochschulen, deren Ansichten man einziehen und schwer ins Gewicht fallen lassen wird, zur Zeit wenigstens die Mehrzahl den obigen Anträgen keine willfährige Stimmung entgegen bringen wird, — eine Erscheinung, die sehr erklärlich ist, da es in jenen Kreisen nur Wenige giebt, die das Wesen der Realschulen, den Geist, der in ihnen lebt, ihre Leistungsfähigkeit, die Bildungskraft ihrer Lehrobjecte, die Schwierigkeiten, womit sie zu ringen haben, aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen. Um so nöthiger ist es, den Versuch zu machen, ob wenigstens mit den Hauptgruppen der Gegner eine nähere Verständigung zu erzielen ist.

Auf die Vorwürfe der Gymnasiallehrer antworten wir: Hält man es nicht für ein Unrecht, den Realschulabiturienten, die sich auf einer Universität für den Staatsdienst weiter vorbilden wollen, ein nachträgliches Gymnasialabiturienten-Examen vorzuschreiben, so darf man auch keine Kränkung darin finden, wenn Gymnasialabiturienten für die Zulassung zu den technischen Hochschulen ein Nachexamen vor der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission einer Realschule erster Ordnung auferlegt wird. Wir haben gar nichts dagegen, daß sich das Nachexamen der Gymnasiasten auf diejenigen Lehrfächer beschränke, die im Lehrplan der Gymnasien schwächer bedacht sind, vorausgesetzt, daß dann auch umgekehrt das Nachexamen der Realschüler, die eine Universität besuchen wollen, auf Griechisch und Latein beschränkt werde. Oder will man etwa daraus, daß die Fach-Hochschulen bisher die Gymnasialabiturienten lediglich auf Grund ihres Maturitätszeugnisses aufgenommen haben, die Folgerung herleiten: Gymnasien bereiten ganz eben so gut wie Realschulen für die praktischen Berufsarten und die technischen Fach-Hochschulen vor? Wäre die Folgerung richtig, so war es ein unverzeihlicher Fehler der Unterrichtsbehörden, die Gründung und Fortdauer von Anstalten zu gestatten und stellenweise sogar zu begünstigen, die unsern Städten schwere Opfer kosten. Hebe man dann lieber heute als morgen alle Realschulen auf oder verwandele sie in Gymnasien! Die Folgerung ist und bleibt aber eine falsche, selbst wenn Lehrer der Fach-Hochschulen in sie einstimmen sollten. Die Realschulen haben bisher nicht zeigen können, was sie zu leisten vermögen, weil man ihnen die zum Bestehen des Wettkampfs mit den Gymnasien erforderlichen gleichen Waffen vorenthalten hat. Gewähre man ihnen diese, so wird sich das Urtheil jener Professoren der Fachhochschulen bald ganz anders stellen. Es liegen aber auch keine Gründe zur Besorgniß vor, daß dadurch die Blüthe der Gymnasien gefährdet werde und ihnen in den Realschulen übermächtige Concurrenten erwachsen können. Die Gymnasien ruhen auf einem sichern Fundament und würden jedenfalls den Realschulen gegenüber im Besitz mancher äußeren Vortheile bleiben. Eine Verminderung ihrer Schülerzahl würde freilich, wenn man unseren Wünschen willfahrte, erfolgen; aber das wäre für sie kein Unheil, weil viele Gymnasien gar

schwer unter dem Drucke ihrer Ueberfüllung zu leiden haben. Und, was besonders zu betonen ist, sie würden dann gerade derjenigen Schüler entlastet werden, deren Neigungen und Anlagen ihrem Unterrichtssystem widerstreben. So darf man wohl behaupten, daß eine Gewährung des von uns Verlangten den Gymnasien nicht weniger als den Realschulen zur Förderung ihres inneren Wachsthums gereichen müßte.

Denjenigen Realschulmännern, denen unsere Bestrebungen nicht weit genug gehen, glauben wir darthun zu können, erstens, daß die Gewährung unserer Wünsche das Bestehen und Gedeihen der Realschulen vollkommen sichern, und zweitens, daß die Gewährung der ihrigen diese Anstalten noch immer den Gymnasien gegenüber in einer schiefen und nachtheiligen Stellung lassen würde. Beantworte man sich redlich die Frage: Was wird erfolgen, wenn man die vier ersten Jahres-Cursus beider Arten von Anstalten ganz conform einrichtet und auch den Progymnasien und Prorealschulen diese conforme Einrichtung vorschreibt? Bei all den Eltern, die über den künftigen Beruf ihrer Söhne unschlüssig sind und diesen vorläufig möglichst viele Laufbahnen offen zu erhalten wünschen, welche deshalb dieselben mit Rücksicht auf den Zeitverlust, den ein eventueller Uebertritt aus der Realschule ins Gymnasium mit sich führt, bisher schon von Sexta an dem Gymnasium zuzuwenden pflegen, bei diesen allen wird dann der Beweggrund hierzu wegfallen und Gymnasium und Realschule werden die Aussicht auf gleich viele und gleich begabte Zöglinge haben. Und wie wird sich das Verhältniß in den obern Klassen von Tertia auf stellen? Alle diejenigen Schüler, deren Neigung nach absolvirter Quarta sich für Berg-, Bau-, Forstfach u. s. w. und überhaupt für praktische Berufsarten entschieden hat, werden der Realschule verbleiben oder in sie übertreten, wogegen bisher viele derselben, nachdem sie einmal im Gymnasium ihre Studien begonnen hatten, trotz der Ueberzeugung, daß sie hier nicht an der rechten Stelle waren, dennoch dort blieben, um keine Zeit zu verlieren. Darf man da noch, wenn die Realschule allein im Besitz des Privilegiums der Eröffnung einer bedingungslosen Zulassung zu den technischen Hochschulen ist, dem Zweifel Raum geben, ob es ihr bis in die jetzt so spärlich besuchte Prima hinein an zahlreichen, wohlbegabten und strebsamen Zöglingen fehlen wird?

Wie aber würde sich die Stellung der Realschulen gestalten, wenn die Wünsche der Majorität der Realschulmänner in Erfüllung gingen? Gesetzt auch, es geschähe das ganz Undenkbare, daß man die weitgehendsten erfüllte, daß man den Realschulabiturienten lediglich auf Grund ihres Maturitätszeugnisses die Zulassung zu allen Facultätsstudien und den betreffenden Staatsprüfungen bewilligte, würden die Realschüler als Zöglinge von Anstalten, deren Organisation gar nicht auf die Universitäten berechnet ist, sich in den Hörsälen der Theologen, der altclassischen Philologen zurechtfinden, ohne vorher ausgedehnte und langwierige Nachstudien im Griechischen und Lateinischen gemacht zu haben? Würden sie nicht von Professoren und Mitstudirenden als Eindringlinge betrachtet werden? Und wie scharf würde man sie in den Staatsprüfungen aufs Korn nehmen? Beschränkt aber jene Majorität ihre Forderungen auf die Zulassung der Realschüler zu den neuphilologischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien, wo bleibt dann die angestrebte Gleichberechtigung der Realschulen und

Gymnasien? Das größere Publicum wird dann nach wie vor die Realschulen für mangelhafter eingerichtete Anstalten, für Schulen von schwächerer Leistungsfähigkeit halten. Ganz anders aber wird sich sein Urtheil stellen, wenn die Factoren der Gesetzgebung unserm Antrage willfahren. Mit der gesetzlichen Bestimmung, daß die Abiturienten der Gymnasien, die in technische Hochschulen einzutreten wünschen, sich eben so gut, als die der Realschulen, welche die Universität besuchen wollen, einer Nachprüfung zu unterwerfen haben, ist zugleich ausgesprochen, daß die Realschulzöglinge in mehreren Zweigen des Wissens den Gymnasiasten eben so überlegen sind, als diese jenen in andern Zweigen; und darin liegt eine allgemein verständliche Anerkennung der coordinirten Stellung und Ebenbürtigkeit beider Arten von Anstalten.

Sehr gern möchte ich nun noch, wenn es hier nicht zu weit führte, mit den Verfechtern der Einheitsschule mich auseinandersetzen; ich muß mich auf kurze Andeutungen beschränken.

Die Männer, von denen hier die Rede ist, beklagen den Bruch, der durch die Spaltung der höhern Lehranstalten in Gymnasien und Realschulen in der geistigen Entwicklung der Jugend entstanden ist, als ein großes nationales Unheil. Mit ganz verschiedenen Bildungsstoffen, sagen sie, mit ganz verschiedenen Sprachen und Literaturen empfängt die Jugend ganz verschiedene Seelen, und Einheit des Bewußtseins, des Empfindens, der gesammten Lebensanschauung einer Nation ist eine hochwichtige Sache, die man nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen darf. Und so fragen sie: „Sollte nicht trotz des riesigen Wachsthums der Bildungsstoffe noch immer eine einheitliche höhere Lehranstalt möglich sein?" Darauf antworte ich: Für die Gegenwart ist sie unmöglich; aber wünschenswerth und anzustreben ist und bleibt sie, und in einer allerdings noch fern entlegenen Zukunft wird sie auch wohl sich verwirklichen. Dem gegenwärtigen Zustande des höhern Unterrichtswesens haften die Mißstände aller Uebergangsperioden an. Die Nation ist seit Jahren in einer ähnlichen geistigen Gährung begriffen, wie zu der Zeit, wo sie die Culturschätze des classischen Alterthums in sich aufzunehmen begonnen hatte. Das Interesse für Hellas und Rom dauert fort und wird auch nie ganz erlöschen, weil unsere Bildung darin zu tief wurzelt. Aber daneben drängen sich die Geistesschätze der modernen Cultur, die glänzenden literarischen und künstlerischen Produktionen unseres eigenen Volks und der benachbarten mit uns im engsten Verkehr stehenden Culturvölker, zumal die staunenswürdigen Ergebnisse der Naturwissenschaften mit jedem Jahre stärker und stärker unserm Interesse auf. Die höhern Lehranstalten sahen sich vor die Frage gestellt, welche Bildungsstoffe sie aus dieser Ueberfülle wählen sollten, um Geist und Gemüth der Jugend zu entwickeln. Die Realschulen, die neuern Literaturen und die Naturwissenschaften wählend, scheuten sich jedoch, das Band, das uns ans Alterthum knüpft, ganz zu zerschneiden und behielten in beschränktem Maße das Studium des Lateinischen bei. Die Gymnasien, das Studium der alten Sprachen als Mittel- und Schwerpunkt des Unterrichtes festhaltend, konnten sich dennoch dem Eindringen der wichtigsten modernen Bildungselemente nicht ganz verschließen, und die anziehende Kraft, welche diese auf die Jugend üben, hat schließlich dahin geführt, daß die meisten ihrer Zöglinge, statt Begeisterung für die Cultur des classischen Alterthums, eine recht gründliche Abneigung gegen die Schriftsteller, mit deren

sprachlichen Bewältigung man sie abquälte, aus der Schule ins Leben oder zur Universität mitnehmen.

Welche von beiden Bildungsweisen hat sich nun bisher als die zweckmäßigste bewährt? Diese Frage ist noch durchaus nicht spruchreif, weil den Realschulen, wie wir gezeigt haben, nicht die Mittel geboten wurden, sich lebenskräftig zu entwickeln, und zu beweisen, was sie vermögen. Gewähre man ihnen diese Mittel, dann wird man nach einem Vierteljahrhundert diese für die Nation so wichtige Frage wohl zu beantworten im Stande sein. Eben deshalb, weil eine endgültige Beantwortung jetzt noch unmöglich ist, wünschen wir auch nicht, daß das neue Unterrichsgesetz an der gegenwärtigen Organisation der beiden Arten von Anstalten, zumal der oberen Classen, viel rüttele und ändere. Nur darauf müssen wir bestehen, daß den beiden Kategorien von Schulen für ihren Wettkampf gleiche Waffen zu reichen sind. Zum Vorausverkünden des schließlichen Resultats dieses Wettstreits bedarf es meines Erachtens keiner Prophetengabe. Die Physiognomie der dereinstigen Einheitsschule des deutschen Gymnasiums der Zukunft wird mehr Züge der jetzigen Realschulen, als der Gymnasien tragen.

Der christliche Staatssocialismus.*)

Von

Prof. **Dr. Th. von der Goltz**, Königsberg i. Pr.

Zu Ende des vorigen Jahres hat sich in Berlin ein „Centralverein für Socialreform“ gebildet, aus welchem dann zu Anfang dieses Jahres außerdem noch die „christlich-sociale Arbeiterpartei“ hervorgegangen ist. Das publicistische Organ des Vereins ist der wöchentlich erscheinende „Staatssocialist“. Den vorläufigen Vorstand desselben bilden die Herren Gutsbesitzer Calberla-Merzdorf, Fabrikant Krüger aus Brandenburg, Freiherr von Roëll-Berlin, Hofprediger Stöcker-Berlin und Pfarrer R. Todt-Barenthin.

Schon während der kurzen Zeit ihres Bestehens hat diese christlich-sociale Agitation, wie ich sie der Kürze wegen nennen will, großes Aufsehen erregt und zwar in allen Kreisen, welche sich für die sociale Frage interessiren. Dies nicht mit Unrecht. Denn sowohl die Tendenzen des gegründeten Vereins, wie die Art seines Auftretens sind ganz neu in der Geschichte unserer gegenwärtigen socialen Bewegung. Der Verein erstrebt eine sociale Reform, deren wirthschaftliche Grundsätze wesentlich socialistischer Natur sind, aber auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage. Er geht von der Voraussetzung aus, daß unsere heutigen socialen Zustände vollständig unhaltbar sind, daß die Kritik der Socialdemokratie über dieselben der Hauptsache nach berechtigt ist, daß aber die politischen und religiösen Bestrebungen der Socialdemokratie ebenso verwerflich als gefährlich sind. Der Centralverein für Socialreform hält es für möglich, die wirthschaftlichen Principien des Socialismus großentheils zur Durchführung zu bringen, dabei

*) Wir theilen nicht den streng confessionellen Standpunkt des Herrn Verfassers, halten es aber für wichtig, daß auch von dieser Seite gegen den christlichen Staatssocialismus angekämpft wird. D. Red.

aber die bisherigen religiösen und politischen Fundamente unseres Volkslebens unangetastet zu lassen. Er richtet seine Polemik daher nach zwei Seiten: *einmal* gegen alle Diejenigen, welche die bisherige Entwicklung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse als in der Natur der Dinge nothwendig begründet anerkennen und welche die erforderlichen Reformen vornehmen wollen, ohne die Principien der geltenden Rechtsordnung, namentlich der Eigenthumsordnung, anzutasten; für's *Andere* gegen die Socialdemokratie, insofern dieselbe nicht nur eine radicale Umgestaltung der Eigenthumsverhältnisse, sondern auch den Umsturz der monarchischen Staatsverfassung und eine Vernichtung der positiven Religion, also namentlich des Christenthums, in Aussicht genommen hat. Als seine wissenschaftlichen Gewährsmänner bezeichnet der Centralverein für Socialreform namentlich *Schäffle*, *Adolph Wagner* und *von Scheel*; die beiden Letztgenannten haben auch wiederholt ihre Ansichten in dem „Staatssocialist" dargelegt.

Schon der Versuch, den wirthschaftlichen Socialismus in einem besonderen publicistischen Organ eines in großem Stile angelegten, für ganz Deutschland bestimmten Vereins vertheidigen zu wollen, verdient große Beachtung, zumal wenn sich an demselben so namhafte Männer der Wissenschaft wie die vorgenannten betheiligen. Aber der *Schwerpunkt* der christlich-socialen Agitation liegt an einer anderen Stelle, nämlich darin, *daß von Seiten der evangelischen Kirche zum ersten Mal dem Unternehmen nahe getreten wird, die sociale Frage in ihrem vollen Umfang, namentlich auch in wirthschaftlicher Beziehung, zu lösen.* Der von *Wichern* und *Bethmann-Hollweg* gegründete *Centralverein für die innere Mission*, welcher noch bis auf den heutigen Tag mit größtem Erfolge thätig ist, hat ja seit Jahrzehnten eine umfassende Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten des socialen Lebens entwickelt und gerade in den letzten Jahren ist dieselbe auch von vielen Männern, welche dem positiven Kirchenthum ferne stehen, als erfolgreich anerkannt worden. Aber die innere Mission hat sich stets sorgfältig gehütet, in die principielle Erörterung rein wirthschaftlicher Fragen einzutreten; sie hat sich auf die der Kirche unzweifelhaft zugewiesene Aufgabe beschränkt, die leiblichen, geistigen und sittlichen Nothstände im Volke, soweit sie es vermochte, auf dem Grunde evangelisch-christlicher Liebe zu lindern oder zu heben. Sie hat allerdings sich der Erörterung der Frage nicht entschlagen, inwieweit die evangelische Kirche und speciell die innere Mission in derselben berechtigt und verpflichtet sei, auch die rein wirthschaftliche Seite der socialen Bewegung in den Bereich ihrer Aufmerksamkeit zu ziehen. Auf verschiedenen Versammlungen von Vereinen für die innere Mission ist die principielle Stellung der letzteren zu der socialen Frage besprochen worden; viele der betreffenden Referate sind durch den Druck veröffentlicht, sie bilden zusammen schon eine ganz ansehnliche Bibliothek. Fast überall ist man aber zu dem Resultate gelangt, daß die evangelische Kirche nicht in der Lage sei, eine Entscheidung über nationalökonomische Principien ihrerseits vornehmen oder beanspruchen zu dürfen. Namentlich hat der Centralausschuß für die innere Mission immer an dem Standpunkt festgehalten, daß er sich auf Lösung wirthschaftlicher Fragen nur insoweit einlassen dürfe, als die Art dieser Lösung durch unzweifelhafte ethische und religiöse Forderungen klar vorgeschrieben sei.

Der Centralverein für Socialreform geht von anderen Anschauungen aus.

Digitized by Google

In dessen Vorstand befinden sich zwei evangelische Geistliche, Stöcker und Todt, welche der positiven Richtung in der evangelischen Kirche angehören. Pfarrer Todt hat vor etwa 2 Jahren ein kürzlich in zweiter Auflage erschienenes umfangreiches Buch: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft" (2. Aufl., Wittenberg bei R. Herrosé, 1878) geschrieben. Der Inhalt desselben geht aus dem erweiterten Titel hervor, welcher lautet: „Versuch einer Darstellung des socialen Gehaltes des Christenthums und der socialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testaments." Todt will also feststellen, wie sich die Lehren des Neuen Testamentes nach der Auffassung der evangelischen Kirche zu den Forderungen des Socialismus verhalten. Das Resultat seiner Untersuchung faßt er selbst in folgenden Worten (S. 408) zusammen: „Mit Ausnahme des Atheismus, der eventuell in Aussicht genommenen Zwangsmaßregeln bei Einführung des Volksstaates und der Verheißungen auf Herstellung wahrer Glückseligkeit unter den Menschen, läßt sich vom Standpunkt des Evangeliums gegen die socialistische Theorie nichts einwenden. Ihre Grundprincipien bestehen nicht nur vor der Kritik des Neuen Testaments, sondern enthalten geradezu evangelische, göttliche Wahrheiten; ihre Anklagen gegen die heutige Gesellschaftsordnung sind größtentheils begründet, ihre Forderungen berechtigt. Um dieser Principien willen können wir also, so wir anders in der Wahrheit bleiben wollen, die Socialisten nicht anfechten, wohl aber wegen der Art und Weise, in der sie diese Principien ausführen und um der Mittel willen, mit denen sie dieselben verwirklichen wollen." Seine wirthschaftlichen Ansichten hat Todt ganz dem bekannten Rudolph Meyer entlehnt, namentlich dessen großem Werke: „Der Emancipationskampf des vierten Standes". R. Meyer, einer der gründlichsten Kenner der heutigen socialen Bewegung, steht theoretisch auf socialistischem Standpunkte, will aber sein socialistisches Programm mit Hülfe der gegenwärtigen staatlichen Organisation verwirklicht wissen. Er ist der eigentliche literarische Vertreter derjenigen Richtung, welche sich selbst jetzt „Staatssocialismus" nennt. Inwieweit Meyer in seinen Schriften und in seiner agitatorischen Thätigkeit selbständig handelt, oder inwieweit er unter dem maßgebenden Einflusse anderer Männer, namentlich des bekannten Geheimrath Wagner, steht, ist hier nicht meine Sache zu untersuchen. Ich würde dieses Umstandes auch gar nicht erwähnen, wenn es nicht nöthig wäre, zu constatiren, daß Meyer in seinem ganzen Auftreten politische Tendenzen verfolgt und im Zusammenhange mit einer, wenn vielleicht auch zur Zeit noch kleinen politischen Partei operirt. Meyer ist sehr eingenommen von der socialen Agitation der katholischen Kirche, welche er in seinem „Emancipationskampf" ausführlich bespricht. Wiederholt hat er den Versuch gemacht, die evangelische Kirche zu einem ähnlichen Eingreifen in die sociale Bewegung zu veranlassen. Seine Bemühungen sind auch nicht ohne Erfolg geblieben, wie dies deutlich aus der Haltung verschiedener evangelischer Kirchenzeitungen hervorgeht. Am meisten ist auf seine Tendenz die „Neue evangelische Kirchenzeitung" eingegangen, zu deren Hauptmitarbeitern Hofprediger Stöcker gehört. Pfarrer Todt steht in seinem Buche vollständig auf dem Standpunkte Meyers; aus dessen „Emancipationskampf" druckt er das von demselben ausführlich entwickelte Programm „der socialconservativen Partei" großentheils wörtlich ab mit

dem Hinzufügen, daß er es sich zur Ehre rechne, dieser Partei anzugehören. Wer die Schriften Meyers und seine Redeweise in öffentlichen Versammlungen kennt, ersieht sofort, daß Todt von seinem Lehrmeister nicht blos gewisse allgemein wirthschaftliche Grundsätze, sondern auch das Urtheil über andersdenkende Männer und Parteien und selbst die Art des Urtheils über dieselben entlehnt hat. Die scharfe, absprechende, selbstbewußte, in extremen Ausdrücken sich bewegende, von Frivolität nicht immer freie Ausdrucksweise Meyers findet sich auch bei Todt, wenngleich in abgeschwächtem Maße, wieder. Nur einen großen Unterschied zwischen Beiden muß ich constatiren. Meyer weiß zwar sehr wohl, wie groß die sociale Macht der Religion und der Kirche ist, aber für das innere Wesen des Christenthums hat er kein Verständniß; er verfolgt lediglich social-politische Zwecke, zu deren Erreichung er einen Bundesgenossen in der Kirche sucht. Todt steht dagegen auf positivem evangelischen Standpunkte, sein Glaube ist ihm, wie man anzunehmen berechtigt, entschieden Herzenssache. In volkswirthschaftlichen Fragen ist er aber nicht mehr ein Dilettant und daher kommt es, daß er sich hat überreden lassen, das Eintreten der evangelischen Kirche in die socialen Kämpfe der Gegenwart, und zwar zu Gunsten der Principien des Socialismus, gefährde nicht nur nicht die Interessen der Kirche, sondern fördere dieselben und sei durch das Evangelium geradezu geboten. Aus dieser Anschauung heraus hat denn auch Todt eine kleine Broschüre: „Der innere Zusammenhang und die nothwendige Verbindung zwischen dem Studium der Theologie und dem Studium der Socialwissenschaften" (Eberswalde bei Rust, 1877) geschrieben. Darin kommt er zu der theoretisch ebenso ungerechtfertigten, wie praktisch unausführbaren Forderung, für die künftigen Geistlichen müsse das eingehende Studium der Socialwissenschaften einen integrirenden Bestandtheil ihrer Universitätsbildung ausmachen; er verlangt, daß die Socialwissenschaft als obligatorisches Fach unter die von Theologen zu hörenden Disciplinen aufgenommen, und daß bei dem für die Theologen vorgeschriebenen Staatsexamen die Nationalökonomie an Stelle der Geschichte und der deutschen Literatur trete.

Die von Todt vorgetragenen christlich-socialen Anschauungen sind für den „Centralverein für Socialreform" und für dessen Organ, den „Staatssocialist", bis jetzt hauptsächlich maßgebend gewesen. Aus diesem Grunde bin ich auch hier ausführlicher darauf eingegangen und habe den Zusammenhang zwischen Todt und R. Meyer näher erläutert.

Hofprediger Stöcker seinerseits hat die christlich-sociale Agitation hauptsächlich vom praktischen Standpunkte aus in die Hand genommen. Er ist als der eigentliche Begründer der christlich-socialen Arbeiterpartei anzusehen. Ebenso unerschrocken wie gewandt hat er vor großen Arbeiterversammlungen in Gegenwart socialdemokratischer Wortführer seine Ansichten entwickelt, in scharfen Worten die Gottlosigkeit und den Haß der Socialdemokratie gegen das Christenthum und die Religion überhaupt gegeißelt und den Arbeitern offen gesagt, daß die Verwirklichung der socialdemokratischen Lehren nun und nimmermehr zu ihrem eigenen Heile ausschlagen könnte. Außer Stöcker ist denn auch Missionsdirektor Wangemann öffentlich unter den Socialdemokraten aufgetreten und hat ihrem Atheismus die ewigen Wahrheiten des Christenthums entgegengehalten und ihnen mit ebenso

beredten als warmen Worten ans Herz gelegt, daß für Arme wie Reiche wahres Glück und wirkliche innere Befriedigung nur in dem Glauben an den lebendigen Gott zu finden sei. Die socialdemokratischen Führer haben darauf zunächst mit herben Schmähungen auf das Christenthum und besonders auf die Geistlichen geantwortet, dann aber auch ihre Gesinnungsgenossen zum Massenaustritt aus der Kirche aufgefordert. Der letztere Schritt, welcher meines Erachtens keine großen praktischen Folgen haben wird, beweist, daß die Socialdemokratie den Einfluß der christlich-socialen Agitation fürchtet und durch den Austritt aus der Kirche ihre Gesinnungsgenossen demselben ein- für allemal entziehen möchte. Ihre Führer wissen es sehr gut, daß viele Anhänger der Socialdemokraten keineswegs religionsfeindlich sind, daß in denselben vielmehr der Haß gegen das Christenthum künstlich erzeugt ist und ebenso wach gehalten wird. Es ist ihnen auch nicht verborgen, daß die katholische Kirche in weiten Bezirken einen fast beherrschenden Einfluß auf die Arbeiter ausübt, und daß es dort ihnen selbst noch nicht möglich geworden ist, eine erfolgreiche Wirksamkeit zu entfalten. Sie besorgen offenbar, die evangelische Kirche möchte nach dem Vorbild der katholischen die Arbeiter an sich fesseln und dadurch der deutschen socialdemokratischen Agitation den Boden unter den Füßen fortziehen.

Nach dem Gesagten kann es nicht Wunder nehmen, daß die neue Gründung des Centralvereins für Socialreform und der christlich-socialen Arbeiterpartei die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat und von allen größeren politischen, socialen und kirchlichen Blättern, zum Theil in ausführlichen Artikeln, besprochen wird. Die Gefahr, welche dem staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Leben Seitens der Socialdemokratie droht, ist unverkennbar; auch diejenigen, welche sie gerne wegleugnen möchten, können dies kaum. Dabei hat sich allmählich das Bewußtsein Bahn gebrochen, daß das sicherste Gegengewicht gegen die Socialdemokratie in dem Glauben an den lebendigen Gott und an ein ewiges Leben liegt. Auch diejenigen, welche für ihre eigene Person keinen Gebrauch von diesem Glauben machen wollen, welche mit ihrem Verstand oder mit ihrer Bildung hoch über demselben zu stehen vermeinen, müssen doch bekennen, daß die religiöse Ueberzeugung noch eine gewaltige, die Gesinnungen und das Leben des Einzelnen mehr wie alles Andere bestimmende Macht in unserem Volke ist. Deshalb können sie sich auch nicht verhehlen, daß eine von der Kirche in die Hand genommene sociale Agitation möglicher Weise einen maßgebenden Einfluß auf die Haltung des ganzen Arbeiterstandes ausüben wird. Wie diese Haltung sein würde, läßt sich ja von vorn herein nicht mit Sicherheit bestimmen, so viel aber ist gewiß, daß eine mit der Kirche verbündete Arbeiterpartei ein großes Gewicht auf die Entscheidung der bedeutungsvollsten, das politische und wirthschaftliche Leben berührenden Fragen ausüben würde. Hierin liegt meines Erachtens ein Hauptgrund, weshalb der erst seit wenigen Monaten existirenden christlich-socialen Agitation eine Beachtung geschenkt wird, welche mit ihren bisher wirklich erzielten Erfolgen in keinem Verhältniß sich befindet. Viele der Kirche bisher ferner Stehende oder ihr gar feindlich Gesinnte fürchten, die Kirche möchte dadurch zu einem nachtheiligen Einfluß auf die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse gelangen; während umgekehrt viele warme Anhänger der Kirche auf eine ebenso wohlthätige Einwirkung derselben hoffen. Unter den Letzteren giebt es nicht wenige, welche in der christlich-socialen Bewegung die „rettende That“ sehen,

welche uns allein noch vor dem drohenden gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse schützen könne. Diese Vorstellung wird durch die Haltung des Centralvereins für sociale Reform und seines Organs auch sehr begünstigt; in den verschiedensten Wendungen wird angedeutet, daß von dem Erfolg oder Nichterfolg der begonnenen Agitation die Herbeiführung des socialen Friedens oder der Sieg der socialen Revolution abhänge.

Am meisten Aufmerksamkeit hat der Centralverein für Socialreform bei den evangelischen Geistlichen gefunden. Diesen ist so häufig, von Freunden und Feinden, vorgeworfen worden, daß sie sich zu wenig um die Interessen des Volkes kümmerten, daß sie ihre Wirksamkeit zu sehr auf die Kanzel und auf die Seelsorge im engeren Sinne des Wortes beschränkten und daß sie in Folge dessen einen nur geringen Einfluß auf das Volk besäßen. Viele Geistlichen haben selbst die relative Berechtigung dieser Vorwürfe anerkannt und sich wie Andere gefragt, auf welche Weise sie denn den ihnen gebührenden Einfluß zu gewinnen vermöchten. Nun tritt der Centralverein für Socialreform auf und zeigt ihnen mit eben solcher Entschiedenheit wie Zuversicht ein großes, Erfolg verheißendes Gebiet mannigfaltigster Thätigkeit. Da kann es nicht fehlen, daß eine große Bewegung unter den Geistlichen entsteht und gerade die energischsten und gewissenhaftesten mit Ernst sich fragen, ob sie nicht von nun an dem vorgezeichneten Werke einen Haupttheil ihrer Arbeitskraft zu widmen verpflichtet seien.

Im Bisherigen habe ich die Entstehung der christlich-socialen Bewegung, ihre allgemeine Tendenz sowie die daran geknüpften Befürchtungen und Hoffnungen zu schildern unternommen. Es erübrigt noch zu untersuchen, von welchen Grundsätzen dieselben im Einzelnen ausgeht und ob letztere derartig sind, daß ein dauernder, wohlthätiger Erfolg auf den Gang der socialen Entwicklung erwartet werden darf. Bei dieser Untersuchung gehe ich von der Ueberzeugung aus, daß die evangelische Kirche allerdings eine große Aufgabe auf socialem Gebiete hat und daß eine sociale Revolution unvermeidlich ist, wenn der sittliche Halt, welchen allein der Glaube an einen persönlichen Gott und vor allem der Glaube an die ewigen Wahrheiten des Christenthums gewährt, für die Masse des Volkes verloren gehen sollte. Unter Volk verstehe ich dabei keineswegs blos die niederen, weniger gebildeten Classen, sondern ebenso den Mittelstand und die sogenannten höheren Stände.

Bei dem Urtheil über die christlich-sociale Bewegung muß man deren religiösen, politischen und wirthschaftlichen Tendenzen in gleicher Weise berücksichtigen. Dieselben müssen nicht nur an und für sich zu billigende sein, sondern auch mit einander in Uebereinstimmung sich befinden, wenn ein dauernder günstiger Erfolg erwartet werden soll. Denn jedes Reich zerfällt, wenn es mit sich selbst uneins ist.

Der Centralverein für Socialreform wendet sich in seinem Programm an alle diejenigen, „welche die zwei großen Grundsäulen der staatlichen und moralischen Ordnung: Monarchie und Religion vor den um sich fressenden Spülwellen der republikanischen und religionsfeindlichen Socialdemokratie sicher stellen wollen.“ Demgemäß nennt er sich auch „Centralverein für Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage“. Ein besonderes religiöses oder kirchliches Bekenntniß schließt er ausdrücklich aus. Er sagt in

seinem Programm: „Die sitliche Grundlage wurde ganz allgemein eine religiöse genannt, um jedem religiösen Gefühle, ja sogar dem bloßen philosophischen Verständniß für die Unausrottbarkeit des religiösen Bedürfnisses die Betheiligung zu ermöglichen.“ Etwas bestimmter spricht sich das Programm der christlich-socialen Arbeiterpartei aus. Hier lautet gleich der erste Satz: „Die christlich-sociale Arbeiterpartei steht auf dem Boden des christlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland.“ Diese Formulirung ist jedenfalls deutlicher und besser als die in dem Programm des Centralvereins. Eine Einwendung gegen dieselbe möchte auch kaum zu machen sein. Im Gegentheil halte ich es für durchaus lobenswerth und für einen großen Fortschritt in der Erkenntniß der socialen Frage, daß sich ein Verein für Socialreform und eine Arbeiterpartei offen auf den Standpunkt des christlichen Glaubens stellt; damit wird indirect ausgesprochen, daß man die entscheidende Bedeutung des religiösen und namentlich des christlichen Glaubens für die Beurtheilung der socialen Frage anerkennt. In gleicher Weise kann man es auch nur billigen, daß von jedem specifischen christlichen Bekenntniß abgesehen wird und daß die Partei es ausdrücklich von sich weist, kirchliche Streitigkeiten in ihrem Schooße zum Austrag zu bringen. Denn ein Verein für Socialreform und eine Arbeiterpartei können zu den religiösen Fragen niemals diejenige Stellung einnehmen, welche einer Kirchengemeinde oder gar einer Gemeinde der Gläubigen zukommt. Es ist ganz in der Ordnung, daß der Centralverein den an ihn herangetretenen Anforderungen, sich gewissermaßen mit der Kirche oder einer kirchlichen Partei zu identificiren, widerstanden hat. Daß seine Anhänger ausschließlich oder fast ausschließlich der evangelischen Kirche angehören werden, ist selbstverständlich, da Männer von positiv evangelischer Richtung an der Spitze stehen und da die katholische Kirche ihre eigenen Organe für Behandlung der socialen Frage besitzt.

Die religiöse Tendenz der christlich-socialen Bewegung ist meines Erachtens eine durchaus gesunde; es würde von hohem Werthe und möglicher Weise von weittragenden Folgen für die Entwicklung unserer ganzen socialen Verhältnisse sein, wenn es gelänge, die Arbeiter an vielen Orten und in großen Massen in Vereinen zu sammeln, welche von religiösem Geiste getragen werden und der Seitens der Socialdemokratie für den Atheismus gemachten Propaganda entgegentreten.

Die politische Richtung des Centralvereins ergiebt sich im Allgemeinen schon aus den oben angeführten Stellen seines Programms. Er will kämpfen für Erhaltung der Liebe zu König und Vaterland, für die constitutionelle Monarchie, gegen die von der Socialdemokratie verbreiteten republikanischen Ideen. Letztere hat es sich, wie bekannt, zur Hauptaufgabe gemacht, in den Arbeiterstand die Liebe zum Vaterlande, die Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, die Ehrerbietung gegen die Landesfürsten auszurotten. Hier hat sie freies Terrain und findet auch wohl weniger Widerstand als in ihrem Kampf gegen den Gottesglauben. Ein großer Theil der Anhänger der socialdemokratischen Partei hat noch nicht den Glauben an Gott verloren und möchte denselben auch nicht aufgeben. Jeder Gottgläubige weiß auch, daß Gott ewig ist und daß alle Angriffe gottloser Menschen, welche ihn der Regierung der Welt entkleiden möchten, wirkungslos sind. Mit der bestehenden staatlichen Ordnung verhält es sich anders; diese kann wechseln und hat thatsächlich im Laufe der Jahrhunderte oft gewechselt. Das Bedürfniß nach einer radicalen

Umgestaltung derselben und die Möglichkeit hierzu läßt sich daher viel leichter glaublich machen, als die Nothwendigkeit und Durchführbarkeit einer Abschaffung der Religion. Daß Liebe zum Vaterland, Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, Ehrerbietung gegen den Landesfürsten sittliche Eigenschaften sind und in dem Glauben an Gott ihre Grundlage haben, entzieht sich dem Verständniß vieler Arbeiter; besonders wenn nichts geschieht, ihnen klar zu machen, daß die weltliche Obrigkeit, die geordnete Stellvertreterin Gottes auf Erden ist. Wenn daher die christlich-sociale Arbeiterpartei an der Spitze ihres Programms den Glauben an Gott und die Liebe zu König und Vaterland in einem Satze zusammenfaßt, so hat dies eine tiefe innere Berechtigung und kann Angesichts der entgegengesetzten radicalen Tendenzen der Socialdemokratie nur gebilligt werden.

Einer bestimmten politischen Partei erklärt der Centralverein nicht angehören zu wollen; er will Alle in sich aufnehmen, welche auf der gegebenen Grundlage der constitutionellen Monarchie stehen. Indessen stimmt dies nicht ganz mit den einzelnen Aeußerungen des Vereins und seines Organs. Die ganze Haltung Beider beweist, daß sie politisch auf conservativem Boden stehen und daß sie dem, nach ihrer Ansicht herrschenden Liberalismus wenig gewogen sind. Der Verein verwahrt sich allerdings gegen den Verdacht „reactionärer Hintergedanken" und will „auch den ideal-gesinnten und tiefer blickenden Geistern des Liberalismus die Thüren öffnen." Aber schon diese Ausdrücke zeigen, daß man mit dem Liberalismus im Grunde genommen nichts zu thun haben will. Noch mehr wird Solches bestätigt durch eine ganze Reihe einzelner Aeußerungen des Staatssocialist. In demselben beruft sich z. B. Pfarrer Todt wiederholt auf das social-conservative Programm von R. Meyer und bekämpft direct die Versuche der Liberalen zur Lösung der socialen Frage. Nun hat es ja an und für sich kein Bedenken, einen Socialverein auf conservativer Grundlage aufzubauen; ein solcher darf aber nicht sagen, daß er politisch keine Parteifarbe habe. Auch ein anderes Mitglied des Vorstandes des Centralvereins für Socialreform, Dr. Calberla, nimmt eine ganz ausgesprochen feindselige Stellung gegen den Liberalismus ein. Er ist ein hervorragendes Mitglied der Agrarpartei, welche sich ganz besonders durch eine ebenso unverständige und gehässige Bekämpfung nicht nur des Liberalismus, sondern auch der bei der Reichsregierung und den Landesregierungen jetzt maßgebenden Grundsätze hervorthut. Dr. Calberla bedient sich in seinen kleineren Schriften ganz derselben nichtssagenden phrasenhaften Anklagen gegen die herrschende Richtung wie wir sie bei R. Meyer, Niendorf, Willmanns u. A. finden. Der Centralverein für Socialreform hat deshalb keine Ursache sich zu beschweren, wenn ihm die liberale und auch die freiconservative Presse mit Mißtrauen entgegenkommt und sich skeptisch gegen seine Bestrebungen verhält. Er hat in seinem Organ wiederholt der von gewissen sich conservativ nennenden Kreisen vertretenen Auffassung Ausdruck verliehen, als ob die neuere Gesetzgebung die eigentliche Schuld an den gegenwärtigen socialen Mißständen trage, dabei werden die letzteren in so übertrieben grellen Farben gemalt, daß die Absicht, die vermeintlich herrschende liberale Partei und deren Träger in Mißcredit zu bringen, nur zu deutlich hervortritt. Daß der Centralverein für Socialreform mehr oder weniger von Männern abhängig ist, welche bestimmte politische Zwecke verfolgen, darüber hege ich kaum einen Zweifel; ebenso

wenig daran, daß diese meine Ansicht in nicht allzu langer Frist eine sichere Bestätigung finden wird. Das Organ des Centralvereins hat eigentlich schon selbst die bestimmte politische Tendenz der christlich-socialen Agitation zugegeben. In Nr. 10 des Staatssocialist heißt es als Antwort der Redaction auf eine ergangene Anfrage wörtlich: „Zwischen dem Centralverein für Socialreform und der christlich-socialen Arbeiterpartei besteht übrigens kein principieller Gegensatz, auch schließt die Theilnahme an dem einen Verein die Mitgliedschaft an dem anderen nicht aus. Wir fassen die Arbeiterpartei vorzugsweise als eine Wahlpartei, den Centralverein dahingegen als Aufklärungs-Apparat auf. Die Arbeiterpartei hat die Arbeitermassen zu organisiren, der Centralverein hat die besitzenden und gebildeten Classen für eine arbeiterfreundliche Socialreform zu gewinnen." Hier ist es deutlich ausgesprochen, daß die Organisirung der christlich-socialen Arbeiterpartei zu politischen Zwecken unternommen ist; denn unter Wahlpartei kann doch nur eine Partei verstanden werden, welche bei politischen Wahlen benutzt werden soll und zwar im Dienste irgend einer der vorhandenen oder auch neu zu gründenden Parteien, die katholische Kirche macht es ja ähnlich mit den unter ihrer Protection stehenden Arbeitervereinen und hat dadurch äußerlich, wie allgemein bekannt, große Erfolge erzielt. Ob sie sich und die Arbeiter auf die Dauer nicht schädigt, ist eine andere Frage. Die evangelische Kirche darf jedenfalls solche Wege nicht einschlagen. Wenn sie eine Thätigkeit auf socialem Gebiete entwickeln will, muß sie sich aller politischen Agitation und der Theilnahme für diese oder jene politische Partei gänzlich enthalten. Das Mißtrauen, welches heutzutage in weiten Kreisen der Bevölkerung, namentlich bei vielen Gebildeten in Norddeutschland, gegen die evangelische Kirche besteht, hat nicht zum geringsten Theil seinen Grund darin, daß während der Jahre 1850—60 und auch noch später von vielen auf positivem christlichen Boden stehenden Geistlichen und Laien im Namen des Christenthums politische Agitation getrieben wurde. Es war ein weitverbreitetes und von kirchlichen wie politischen Blättern genährtes Vorurtheil, als ob politisch-conservativ und positiv-christlich identische Begriffe seien. Von einem Christen verlangte man, er müsse conservativ sein und einen Liberalen hielt man für einen schlechten Christen. Da konnte es nicht Wunder nehmen, daß viele Leute, welche politisch-liberale Grundsätze hatten, von einer Kirche sich abwendeten, deren Vertreter die entgegengesetzten Grundsätze gewissermaßen zu einer Glaubensregel machten.

Die schwersten Bedenken gegen die christlich-sociale Arbeiteragitation hege ich indessen wegen ihrer wirthschaftlichen Tendenzen. Dieselben sind nämlich wesentlich socialistischer Natur. Schon die Wahl des Namens des publicistischen Organs „Staatssocialist" ist verhängnißvoll. Damit wird gewissermaßen ausgedrückt, daß man einen Socialismus begünstigt, welcher von der staatlichen Gewalt selbst organisirt werden soll. Es ist dies ein beliebter, von R. Meyer häufig ausgesprochener und ausführlich entwickelter Gedanke, daß das preußische Staatsoberhaupt, um einer Revolution vorzubeugen, sich an die Spitze der socialen Bewegung stellen und das Programm der social-conservativen Partei ausführen soll. Als seine hauptsächlichsten wissenschaftlichen Mitarbeiter und Gewährsmänner bezeichnet der Staatssocialist die Herren Schäffle, Adolph Wagner und von Scheel.

Auf die bekannte Schrift Schäffles „Die Quinteſſenz des Socialismus“ wird ausdrücklich Bezug genommen. Nun steht Schäffle theoretisch fast vollständig auf socialistischem Boden. In der genannten Schrift entwickelt er, wie sich die nach den Principien des Socialismus organisirte Gesellschaft gestalten werde und macht kein Hehl daraus, daß er eine solche Organisation, wenn auch erst für spätere Zukunft, als möglich, ja wünschenswerth hält. Als die Hauptgrundsätze des Socialismus giebt er an: Verwandlung des Privateigenthums an den Productiv-Capitalien in Collectiv-Eigenthum, collective Organisation der nationalen Arbeit, Vertheilung des gemeinsamen Productes Aller an Alle nach dem Maße der productiven Arbeitsleistung eines Jeden. Eine ähnliche Definition giebt Adolph Wagner vom Socialismus in der ersten Nummer des Staatssocialist. Seine eigene Stellung zum Socialismus*) präcisirt Wagner allerdings dort wie anderwärts nicht genau; er macht aber kein Hehl daraus, daß er mit der socialistischen Theorie in vielen wesentlichen Punkten einverstanden ist, und bezeugt wiederholt seine Uebereinstimmung mit Schäffle. Die Redaction des Staatssocialist sagt in ihrer Antwort auf die Wagner'sche Auslassung, daß die weitaus größte Zahl ihrer Mitarbeiter am Privateigenthum und an der Nothwendigkeit seiner, wenn auch modificirten Beibehaltung, schon aus psychologischen Gründen festhalte. In Nr. 4 des Staatssocialist haben Wagner und von Scheel eine Collectiv-Erklärung über ihren Standpunkt abgegeben, worin ausgeführt wird, daß die sociale Frage in zwei Grundfragen zerfalle und zwar: 1) „wie ist thatsächlich immer weiteren Volkskreisen die Sicherheit und Selbständigkeit der wirthschaftlichen Existenz zu verschaffen?“ 2) „wie ist das Eigenthum zu verallgemeinern, d. h. ein immer größerer Theil des Volkes, sei es in Form des Privateigenthums, sei es in Form des Staats-, Gemeinde- u. s. w. Eigenthums am Besitz des Bodens und des beweglichen Productionscapitals zu betheiligen?“ Ueber die Art der Lösung dieser beiden Fragen sprechen sich die genannten Gelehrten nicht weiter aus, namentlich darüber nicht, wie sie sich die Verallgemeinerung des Eigenthums denken. Bezüglich ihrer Stellung zum Centralverein für Socialreform sagen Wagner und von Scheel, daß sie die politischen und religiösen Ansichten, welche im Vorstand desselben vertreten zu sein scheinen, nicht theilen, und daß sie sich bisher nicht hätten entschließen können, Anhänger des Vereins zu werden. Es muß in der That auffallen, daß der Centralverein für Socialreform seine Mitarbeiter aus dem Kreise derjenigen Männer gewählt hat, welche dem Socialismus huldigen oder demselben doch sehr nahe stehen, und daß gerade die hervorragendsten Mitarbeiter solche sind, welche die christlichen Tendenzen des Vereins nicht theilen.

Daß der Staatssocialist vollständig auf dem Boden des Socialismus stände, kann man allerdings nicht sagen; er verwahrt sich sogar zuweilen dagegen. Aber auf der anderen Seite sind in ihm Anschauungen vertreten, welche sich von dem Socialismus so gut wie gar nicht unterscheiden und welche meines Erachtens im hohen Grade bedenklich erscheinen. So erklärt Petermann in einem geharnisch-

*) Wenn ich in diesem Artikel das Wort „Socialismus“ als wirthschaftliches System brauche, so meine ich damit die Principien, welche Schäffle und Wagner übereinstimmend als solche hervorgehoben haben.

ten Artikel gegen die capitalistische Productionsweise: „Das Lohnsystem selbst muß fallen, sonst kann es nicht besser werden." In Nr. 8 des Staatssocialist befindet sich ein kleiner, „Die Heiligkeit des Eigenthums" überschriebener Artikel. Derselbe enthält der Hauptsache nach den Abdruck eines Satzes aus der „Deutschen Gemeindezeitung" und zwar ohne jede Gegenbemerkung. Derselbe lautet: „Wenn die Menschheit von der mehr als ein Jahrtausend dauernden Pest des römischen Eigenthumsrechts wiederum befreit sein wird, dürfte das Eigenthum aufhören „Diebstahl" zu sein, und in Wirklichkeit die Bezeichnung einer „heiligen" Institution verdienen, **während es in seiner gegenwärtigen Entartung vielfach eher als eine fluchwürdige Einrichtung bezeichnet werden kann. Zweck des Eigenthums ist und kann es überhaupt nur sein, die Kräfte der eigenen Arbeit zu sichern; gegenwärtig aber dient es wesentlich nur dazu, mühelos sich die Früchte fremder Arbeit anzueignen, und ist daher nicht mehr eine sittliche, sondern eine entsittlichende Institution.**" In Nr. 11 des Staatssocialist erklärt Dr. H. Stolp in einem Artikel „Die Begründung eines christlichen und Bekämpfung des herrschenden römischen Eigenthumsrechts": „Wer auf dem Boden des Christenthums steht, wer die Nächstenliebe und Gleichberechtigung nicht blos als Prinzip phantastischer Träumerei, sondern werkthätigen Handelns anerkennt, muß als Prediger des Christenthums das Eigenthumsrecht, das man bisher „geheiligt", nach richtiger Erkenntniß verabscheuen, der muß als Staatsbürger zugestehen, daß es im christlichen Rechtsstaate zwischen „Capital" und „Arbeit", zwischen „besitzender und besitzloser Klasse" keinen anderen Gegensatz geben kann und darf, als ihn persönliche Tüchtigkeit und persönliche Untüchtigkeit, als ihn Fleiß und Faulheit naturgemäß ergeben, der muß zu der Ueberzeugung kommen, daß die gegenwärtige unübersteigliche Kluft zwischen „Capital" und „Arbeit" nur durch genossenschaftliche Organisation der gesammten Erwerbsthätigkeit und durch genossenschaftlichen Besitz des gesammten Produktiv=Eigenthums (im Gegensatze zum Gebrauchs= und Verbrauchs=Eigenthum) beseitigt werden kann." Und in demselben Artikel an einer früheren Stelle (Nr. 10 des Staatssocialist) sagt der Verfasser: „Das sachliche christliche Eigenthumsrecht an Grund und Boden schließt also eine persönliche Besitzergreifung über den Bedarf des zur eigenen Bethätigung behufs Gütererlangung und Erzeugung für die eigene und der Familie Existenz Erforderlichen und Verwendbaren unbedingt aus, und nur Derjenige kann sich als ein Bekenner der christlichen Lehre und der christlichen Nächstenliebe bezeichnen, der diesen Satz, so bedenklich er auch scheinbar gegenüber den bestehenden heutigen Verhältnissen klingt und ist, nicht ganz und rückhaltslos anerkennt." Nun identificirt sich der Centralverein für Socialreform allerdings nicht vollständig mit diesen und ähnlichen, im Staatssocialist aufgestellten Behauptungen; im Gegentheil erklärt er ab und zu, er wäre nicht für alles dort Geschriebene verantwortlich. Aber dies geschieht immer nur, nachdem die Redaction durch ihre Freunde aufmerksam gemacht worden, daß die ausgesprochenen radicalen Tendenzen ernstlich Anstoß nicht nur in wissenschaftlichen, sondern namentlich in christlichen Kreisen erregt haben, während der Centralverein für Socialreform in seinem Organ derartige Expectorationen entweder gar nicht aufnehmen, oder von vorn herein grundsätzlichen Widerspruch dagegen erheben müßte. Daß aber ein

solcher Widerspruch vorhanden, kann der Centralverein nicht einmal mit Recht behaupten. Denn das Buch des Pfarrers Todt über den radicalen deutschen Socialismus, auf welches fast in jeder Nummer des Staatssocialist verwiesen wird, macht dem Socialismus Concessionen, welche nicht sehr von den oben citirten abweichen, und zwar im Namen des Christenthums. Das Todt'sche Buch wird von dem Staatssocialist fast wie ein zweites Evangelium behandelt. In Nr. 7 des Staatssocialist druckt die Redaction einen Artikel aus der „Deutschen volkswirthschaftlichen Correspondenz" ab, deren Herausgeber (v. Noëll) zum Vorstand des Centralvereins für Socialreform gehört. Hierin wird das öffentliche Auftreten der Geistlichen gegen die Socialdemokraten lobend besprochen, dann aber gesagt, der vom Missionsdirector Wangemann vorgebrachte Beweis für die religiöse Empfänglichkeit des Volkes, nämlich die vielen Millionen vertheilter Bibeln, sei ganz hinfällig; es heißt darauf wörtlich weiter: „Würden statt der 80 Millionen Bibeln deren nur 40 Millionen, und statt der anderen vielleicht 100 000 Exemplare des Todt'schen Buches und 1 Million antimaterialistischer Broschüren, z. B. von Prof. Johannes Huber, verbreitet worden sein, so würde das religiöse Resultat ein günstiges sein und die Herren Wangemann und Laaf (ein der katholischen christlich-socialen Partei angehöriger Geistlicher) in Arbeiterversammlungen nicht auf Spott und Hohn stoßen!" Ein zusammenhängendes wirthschaftliches Programm hat der Centralverein für Socialreform noch nicht aufgestellt; wohl aber ist ein solches für die christlich-sociale Arbeiterpartei veröffentlicht (Nr. 7 des Staatssocialist). Zum Theil enthält dies ganz dieselben Forderungen, welche jetzt fast von allen mit der socialen Frage vertrauten Männern, wenn auch vielleicht in etwas anderer Modification, gefordert werden. Gründung von gewerblichen Verbänden, gewerbliche Schiedsgerichte, Invaliden-, Wittwen-, Waisenversorgung, Haftpflicht, Schutz der Frauen und Kinder gegen Ueberbürdung mit Arbeit, Verbot der Sonntagsarbeit, Schutz gegen gesundheitsgefährlichen Betrieb der Gewerbe. Alle diese Einrichtungen sind von anderen Seiten längst und wiederholt als wünschenswerth bezeichnet worden, namentlich auch von liberaler Seite; der Staatssocialist begeht eine Unwahrheit, wenn er fort und fort von der Unterstellung ausgeht, als ob die liberalen Parteien kein Interesse für das Wohl der Arbeiter hätten. Der Unterschied zwischen den social-conservativen Tendenzen und den Anschauungen über dieselben Dinge bei anderen Parteien und Personen ist höchstens darin zu suchen, daß jene ihre Reformen durchgängig mit Hülfe des Staates auf dem Wege des Zwanges herbeiführen wollen, während diese der freiwilligen Initiative der Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen größeren Spielraum zu lassen geneigt sind. Außerdem verlangt das Programm der christlich-socialen Arbeiterpartei allerdings noch: gesetzlich fixirte Normalarbeitstage, Ausdehnung des vorhandenen Staats- und Communaleigenthums, so weit es ökonomisch rathsam und technisch zulässig ist; progressive Einkommensteuer als ausgleichendes Gegengewicht gegen bestehende oder zu schaffende indirekte Besteuerung; hohe Luxussteuern; progressive Erbschaftssteuer bei größerem Vermögen und entfernteren Verwandtschaftsgraden. Diese Forderungen sind sehr unbestimmt; sie können in der verschiedensten Weise ausgelegt werden. Man kann sie so deuten, daß sie nichts Weiteres enthalten, als was von den verständigsten Vertretern aller Parteien schon oft gefordert ist, sie können aber auch heißen, daß man

das Privateigenthumsrecht auf ein solches Minimum reduciren will, daß es thatsächlich illusorisch wird. Welcher Auffassung sich die christlich-sociale Arbeiterpartei anschließt, läßt sich aus ihren bisherigen Aeußerungen schwer ersehen; das fortwährende Betonen des Gegensatzes zwischen den Principien des Centralvereins für Socialreform und den bisher herrschenden wirthschaftlichen Principien und der bestehenden Eigenthumsordnung giebt allerdings der Vermuthung Raum, daß die christlich-sociale Bewegung communistischen Tendenzen große Concessionen zu machen geneigt ist.

Als besonders charakteristisch für die Haltung des Centralvereins und des Staatssocialist muß deren Beurtheilung der gegenwärtigen wirthschaftlichen Zustände betrachtet werden. An Pessimismus und an übertriebenen, unwahren Darstellungen können dieselben fast mit den Organen der Socialdemokratie wetteifern. Gleich in der ersten Nummer des Staatssocialist werden in einer längeren principiellen Erörterung der Redaction die heutigen wirthschaftlichen Zustände in sehr grellen Farben geschildert; es heißt dort u. A. wörtlich: „Der rasende Concurrenzkrieg wirft die Menschheit aus dem Besitz aller ihrer Heiligthümer. Es giebt keine Ruhe des Geistes, keinen Frieden der Seele mehr. Ueberall Enteignung! Der Mann verliert seine Würde, das Weib seine Ehre. Die Prostitution wächst, die Zuchthäuser sind überfüllt, die Kirchen leer. Die Verzweiflung übermannt die Herzen, sie wenden sich vom Leben und seinen Hoffnungen ab — Beweis die steigende Ziffer der Selbstmorde — sie wenden sich von den Tröstungen der Religion ab und werden Atheisten und Materialisten; sie wenden sich von dem Glauben an die Monarchie ab und werden in hellen Haufen socialdemokratische Republikaner. Ueberall Expropriation, Besitzverlust, Bankrott!" Ob der Redaction des Staatssocialist bei diesen und ähnlichen der Wahrheit entbehrenden Schauergemälden nie der Gedanke gekommen sein mag, daß Materialismus und Atheismus wohl die Ursache zerrütteter wirthschaftlicher Zustände, falls solche wirklich bestehen, aber kaum die Folge der letzteren sein können?!!

Wiederholt wird die Ansicht und zwar in sehr starken Ausdrücken im Staatssocialist vorgetragen, daß als Consequenz der heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse sich das Capital in wenigen Händen anhäuft und daß bald eine kleine Zahl von sehr Reichen der großen Masse von Besitzlosen gegenüberstehen werde. Diese von den Socialdemokraten aufgebrachte und fortwährend zur Aufhetzung der Arbeiter gegen die Arbeitgeber gebrauchte Phrase enthält nur ein sehr kleines Körnchen Wahrheit; im Wesentlichen entbehrt sie der thatsächlichen Unterlage und ist, so nackt hingestellt, eine ebenso große als gefährliche Unwahrheit. Unser Mittel- wie unser Arbeiterstand leben jetzt erheblich besser wie jemals in den vorangegangenen Jahrhunderten. Was insbesondere die ländliche Bevölkerung betrifft, welche bei uns doch immerhin noch die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmacht und über deren Verhältnisse ich mir wohl ein competentes Urtheil zutrauen darf, so stehe ich nicht an zu erklären, daß heute die Bauern und die ländlichen Arbeiter eine sehr viel günstigere wirthschaftliche Existenz haben, als wie es irgend jemals in Deutschland der Fall gewesen und daß namentlich die Differenz in der Lebensweise zwischen dem Arbeiter einerseits und dem Gutsbesitzer andererseits im Laufe der letzten 50 Jahre eine bedeutend geringere geworden ist. Wenn der Staatssocialist von der

Behauptung ausgeht, daß die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen sich täglich erweitere, so ist dies, was die ländliche Bevölkerung und die materielle Lage der verschiedenen Klassen derselben angeht, eine offenbare Entstellung der Wahrheit. Auch für die städtische Bevölkerung ist jene Anschauung eine durchaus verkehrte, durch keinerlei statistische Beläge zu erweisende. Man wird mir, der ich für die Verbesserung des Looses der Arbeiter seit vielen Jahren kämpfe und der ich mir dieserhalb viele Anfeindungen von Arbeitgebern zugezogen habe, nicht den Vorwurf machen, als ob ich die bestehenden Verhältnisse zu optimistisch ansehe und als ob ich kein Interesse für das Wohl der niederen Volksklassen hätte; gerade weil ich ein sehr warmes Interesse dafür besitze, halte ich es für meine Pflicht, allen unwahren Darstellungen der wirklichen Sachlage, welche nur auf beiden Seiten Haß und Erbitterung erregen können, entgegenzutreten. In zahlreichen tendenziösen Angaben macht der Staatssocialist auf das wirkliche oder vermeintliche Elend der Arbeiter aufmerksam; es fällt ihm aber nicht ein, auf die im Laufe der letzten Jahrzehnte erfolgten Verbesserungen in der Lage der Arbeiter und namentlich auf dasjenige, was Seitens der Arbeitgeber offenkundig und mit Erfolg für die Arbeiter geschehen ist, hinzuweisen. Wenn der Centralverein für Socialreform es als seine Aufgabe erklärt, den socialen Frieden herbeizuführen, so wird er dieser Aufgabe in einer Weise gerecht, welche die umgekehrte Wirkung als die beabsichtigte haben muß.

Der Centralverein steht vollständig auf dem Standpunkt Adolph Wagners, welcher in seiner ersten Erklärung im Staatssocialist sagt: „Meine Mittel mögen hier und da etwas lindern. Wesentliches zu verbessern vermögen sie nicht. Darüber sollte man sich nicht mehr täuschen." Wer diese Ansicht theilt, kann allerdings keine großen Erwartungen an dasjenige knüpfen, was etwa Seitens der Arbeitgeber oder Seitens freiwilliger Vereinsthätigkeit oder Seitens der Kirche für die Verbesserung der Lage der unteren Volksklassen und für die Ueberbrückung der ja vielfach vorhandenen Kluft zwischen den niederen und höheren Ständen geschieht oder geschehen ist. Alle Hülfe in der Lösung der gegenwärtigen socialen Gegensätze wird vom Staat und besonders von der Umgestaltung der staatlichen Rechtsordnung erwartet. Meines Erachtens ist dies ganz verkehrt und besonders verkehrt, wenn ein von christlichen Grundsätzen ausgehender Verein solche Anschauungen verbreitet. Der Centralverein für Socialreform könnte in der Werthschätzung der christlichen Liebesthätigkeit von Anderen noch Vieles lernen. Im fünften Heft der preußischen Jahrbücher pro 1877 steht S. 498 aus sehr competenter Feder in einer Abhandlung über Gefängnißreform: „Was wir brauchen, sind viel, sehr viel vernünftig geleitete, von dem Hauch wahrer Christenliebe durchwehte Besserungs- und Erziehungsanstalten für die verwahrloste Jugend. Der Staat allein ist der Aufgabe in keinem Fall gewachsen, wenn ihm die spontane Opferwilligkeit der Bürger nicht zu Hülfe kommt. Er kann die Sache anregen, fördern, leiten, Geld, Gebäude, Unterrichtsmittel hergeben: die moralischen Kräfte aber, auf die es hierbei ankommt, stehen nicht zu seiner Verfügung. Das Rauhe Haus bei Hamburg möchte auf diesem Gebiete socialer Mission zehnfach mehr Segen gestiftet haben, als alles staatliche Correctionswesen in Deutschland zusammengenommen." Was hier über einen Punkt der socialen Frage gesagt ist, gilt meines Erachtens von der ganzen socialen Frage. Der Staat kann und soll Vieles thun zur Besserung der Lage der

arbeitenden Klassen, aber er kann die sociale Frage nicht allein oder auch nur hauptsächlich lösen, am wenigsten durch socialistische Experimente. Keine Rechtsordnung, auch nicht die theoretisch vollkommenste, bietet eine Garantie für den socialen Frieden. Hierzu ist durchaus und vor Allem nöthig, daß die Masse der Bevölkerung oder doch die leitenden Männer in den einzelnen Volksklassen sich der sittlichen Verpflichtungen, welche den Gliedern jedes Standes im Verkehre mit den Gliedern der anderen Stände obliegen, nicht nur bewußt werden, sondern auch die Erfüllung derselben, soweit solche in dieser unvollkommenen Welt überhaupt möglich, zu erreichen trachten. Ein auf christlichem Boden stehender Socialverein müßte es sich zu seiner besonderen Aufgabe machen, die mancherlei Verbesserungen in der Lage der Arbeiter, welche hier und da gemacht sind, ans Licht zu ziehen und als nachahmenswerthes Beispiel vorzuhalten; besonders müßte ein solcher Verein auf die segensreiche Thätigkeit der inneren Mission hinweisen, welche in der That im Laufe der letzten 40 Jahre ganz Ungewöhnliches auf socialem Gebiete geleistet. Hiervon findet sich in dem Staatssocialist aber kaum eine Spur. Es giebt eine ganze Reihe sehr ernster, christlicher und mit den Arbeiterverhältnissen genau vertrauter Männer, welche die Lösung der Arbeiterfrage hauptsächlich darin erblicken, daß die Glieder der höheren Stände und namentlich die Arbeitgeber, Jeder in seinem speziellen Wirkungskreise, dasjenige thun, was zum wahren Wohle der Arbeiter dient. Ich nenne beispielsweise den verstorbenen Mez in Freiburg, Stumm in Neunkirchen, Quistorp in Stettin; ich könnte noch eine ganze Reihe anderer Männer nennen, gegen deren sachverständiges Urtheil und gegen deren gute Gesinnung selbst der Staatssocialist keine Einwendungen zu erheben vermöchte, die aber sämmtlich von der entgegengesetzten Auffassung bezüglich der Mittel zur Lösung der socialen Frage ausgehen, wie der Centralverein für Socialreform. Letzterer scheint kaum daran zu denken, daß, wenn eine große Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vorhanden ist, dieselbe wenigstens zum Theil auch durch das Verhalten der letzteren hervorgerufen wurde und daß zu einer Ueberbrückung dieser Kluft der gute Wille der Arbeiter nicht entbehrt werden kann.

Das religiöse Princip des Centralvereins für Socialreform stimmt nicht überein mit seinem politischen und steht in scharfem Gegensatz zu seinen wirthschaftlichen Tendenzen. Ich habe bereits früher erwähnt, daß der Schwerpunkt der christlich-socialen Agitation darin zu suchen sei, daß von Seiten der evangelischen Kirche zum ersten Male dem Unternehmen nahe getreten werde, die sociale Frage in vollem Umfange, namentlich auch in wirthschaftlicher Beziehung, zu lösen. Es ist deshalb diese Agitation auch vom Standpunkte der evangelischen Kirche aus zu beurtheilen. Dieser ziemt es nun nicht, in die politischen Parteikämpfe sich zu mischen; es ziemt ihr nicht, den Liberalismus als solchen zu bekämpfen, zumal es unter den Liberalen sehr viele treue, auf positivem Boden stehende evangelische Christen giebt; es ziemt ihr nicht, eine christlich-sociale Arbeiterpartei zu gründen, welche sie als **Wahl**partei benutzen will. Damit überschreitet die evangelische Kirche ihre Competenz, sie greift in ein fremdes Gebiet über, sie raubt sich das Vertrauen des Volkes in die Reinheit ihrer Motive und ihrer Zwecke.

Die evangelische Kirche darf ferner in wirthschaftlichen Fragen nicht

den Anspruch erheben, als competenter Sachverständiger gelten zu wollen; sie darf am wenigsten den extremen Forderungen des Socialismus so weitgehende Concessionen machen. Der Socialismus ist mit den Grundsätzen des Christenthums unvereinbar. Er führt zum Communismus, zum politischen Radicalismus, zum Atheismus. Diesen Satz spreche ich als meine wohlerwogene Ueberzeugung aus, trotzdem daß Schäffle und Wagner dieselbe als „Ignoranz“ oder als „eine tendenziöse oder oberflächliche Entstellung“ bezeichnen. Beide Gelehrte geben als nächstes Hauptziel des Socialismus die Verwandlung des Privateigenthums an den Productionsmitteln in Collectiveigenthum an. Dies ist aber factisch, d. h. der Wirkung nach nichts anderes als Communismus. Eine Scheidung von Productionsmitteln und Gebrauchsgütern ist thatsächlich unmöglich. Die wichtigsten Productionsmittel, als Nahrungsstoffe, Kleidung, Wohnungen, Brennmaterial u. s. w. sind gleichzeitig die wichtigsten Gebrauchsgüter. Wenn ich das Eigenthum von jenem aufhebe, muß ich auch das Eigenthum an letzteren entweder gänzlich beseitigen oder doch auf ein solches Minimum beschränken, welches der völligen Aufhebung der Wirkung nach gleichkommt. Der consequente Socialist kann kein anderes Privateigenthum gestatten als an solchen Gütern, welche sofort von dem Besitzer verzehrt werden; anderen Falls würde die Gefahr vorliegen, daß die als Gebrauchsgüter dem Privateigenthum überlassenen Gegenstände zur Production verwendet werden und damit das Princip des Socialismus durchbrochen wird. Wer sich überzeugen will, daß Socialismus und Communismus der Wirkung nach identisch sind, dem rathe ich Schäffle's „Quintessenz“ durchzulesen, worin der Verfasser schlagend das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen will. Daß nach Aufhebung des Privateigenthums an Productionsmitteln noch ein Privateigenthum an Gebrauchsgütern, oder, daß nach Ersetzung der privaten Production durch die collectivistische Production noch von freier Berufswahl oder überhaupt von einem nennenswerthen Maß persönlicher Freiheit die Rede sein könne, wird Schäffle keinem nüchtern und logisch denkenden Manne einreden. Die Beseitigung des Privateigenthums und die Vernichtung der persönlichen Freiheit bedingen aber von selbst auf politischem Gebiete die Republik oder die Despotie, auf religiösem Gebiete den Atheismus. Die Durchführung der wirthschaftlichen Forderungen des Socialismus ist nur möglich in einem Staate, welcher den denkbar größten Zwang auf die Meinungs- und Willensäußerungen seiner Glieder ausübt und dieser Zwang ist gänzlich unvereinbar mit dem Maß persönlicher Freiheit, welches die nothwendige Voraussetzung jeder positiven Religion und namentlich des Christenthums bildet.

Ein von christlichen Principien ausgehender Verein für Socialreform müßte von vorn herein den offensten und entschiedensten Widerspruch gegen die Principien des Socialismus erheben. Dies thut aber der Centralverein nicht nur nicht, sondern er geht davon aus, daß die Grundsätze des Socialismus im Wesentlichen berechtigte seien, daß sie nur gewissermaßen eine Uebersetzung ins Christliche bedürfen. Aber ein Teufel läßt sich durch einen andern nicht austreiben. Es handelt sich hier um den für die wirthschaftliche Seite der socialen Frage wichtigsten Satz, ob das Privateigenthum und die privatwirthschaftliche Productionsweise in ähnlicher Form, wie dieselben seit Jahrtausenden bestanden haben, aufrecht zu erhalten

seien oder nicht. Der Socialismus und seine Vertheidiger verneinen dies; meines Erachtens ist es zu fordern im Interesse der Humanität, der staatlichen Ordnung, des Christenthums. Unseren socialistischen Gelehrten, ebenso wie den Führern des Centralvereins für Socialreform fehlt die logische Consequenz. In dieser Beziehung könnten sie von den Socialdemokraten etwas lernen. Das Central-Organ der deutschen Socialdemokratie „Der Vorwärts“ erklärt in einem Leitartikel über den Staatssocialismus am Schluß wörtlich Folgendes: „Monarchie und Religion, sie sind die Hauptstützen besonders des Privatbesitzes; fällt dieser, so haben die Stützen ihre Schuldigkeit gethan — und der Mohr kann gehen. Mögen Schäffle und Wagner also monarchisch und religiös bleiben, — wenn sie nur für die Ueberführung des Privatcapitals in den Gesammtbesitz eintreten, sie sind uns willkommene Mitkämpfer — für das Uebrige wird dann schon das zum Socialismus nach und nach erzogene, in ihn hineingewachsene Volk selbst sorgen.“ Hiermit kann ich nur vollständig übereinstimmen; mit der Ueberführung des Privatcapitals in den Gesammtbesitz fallen Monarchie und Religion ganz von selbst!! Trotzdem begünstigt der auf christlicher Grundlage stehen wollende Centralverein für Socialreform den Socialismus offenkundig; seine wissenschaftlichen Autoritäten stehen mehr oder minder auf dem Boden des Socialismus, in seinem officiellen Organe werden die extremsten Forderungen des Socialismus vertreten, der Hauptbegründer des Centralvereins, Pfarrer Todt, erklärt von den Grundprincipien der socialistischen Theorie, daß sie nicht nur vor der Kritik des neuen Testaments bestehen, sondern daß sie geradezu evangelische, göttliche Wahrheiten enthalten. Die von dem Centralverein geplante friedliche „Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage“ ist ein Widerspruch in sich selbst; den Frieden zu fördern hat der Staatssocialist noch kaum versucht, wohl aber hat er durch viele seiner Kundgebungen den Haß der sogenannten Besitzlosen gegen die Besitzenden geschürt; die Vorschläge mancher seiner Mitarbeiter für die Socialreform sind principiell von dem Socialismus nicht mehr zu unterscheiden und haben zur Consequenz den Communismus; die unausbleibliche Folge der Durchführung der wirthschaftlichen Theorie des Staatssocialist ist auf politischem Gebiete der Radicalismus, auf religiösem der Atheismus.

Unsere Christlich-Socialen übersehen ebenso wie Männer von der Richtung Schäffles und Wagners, daß der Socialismus nicht allein eine wirthschaftliche Theorie, sondern ein das ganze gesellschaftliche und staatliche Leben umfassendes System ist und zu diesem System gehört als oberster Grundsatz die Gleichheit aller Menschen in Bezug auf den Genuß der Güter dieser Welt. Um diese Gleichheit zu erreichen, ist aber eine vorherige Umwälzung aller jetzt bestehenden öffentlichen Verhältnisse nothwendig. Der Kampf der Socialdemokratie gegen die Obrigkeit und gegen das Christenthum ist nichts Zufälliges, er geht vielmehr als unabweisbare Consequenz aus der socialistischen Theorie hervor.

Längst, bevor an die Gründung des Centralvereins für Socialreform gedacht wurde, ist von mir und Anderen die Nothwendigkeit hervorgehoben worden, daß die evangelische Kirche sich energischer als bisher an der Lösung der socialen Frage betheiligen müsse. Heute noch wie vor Jahren stehe ich auf dem Standpunkte, daß

der sociale Frieden nicht erhalten resp. wiederhergestellt werden könne ohne Beihülfe der Kirche und ihrer berufenen Vertreter. Diese meine Stellung hängt mit der eben ausgesprochenen Ueberzeugung zusammen, daß der Socialismus nicht blos eine wirthschaftliche Theorie, sondern ein System der Weltanschauung ist und zwar ein solches, welches auf Materialismus und Atheismus sich gründet. Soweit Materialismus und Atheismus in den höheren Schichten der Gesellschaft verbreitet sind, stehen die letzteren gleichfalls auf dem Boden des Socialismus und verfallen demselben früher oder später unfehlbar.*)

Die Aufgabe der Kirche auf socialem Gebiete ist nicht, diese oder jene politische oder sociale Partei zu unterstützen. Hierdurch macht sie sogar die Lösung ihrer ersten und wichtigsten socialen Aufgabe, nämlich den Frieden unter den verschiedenen Volksklassen zu stiften, geradezu unmöglich. Dieser Friede wird nun und nimmermehr dadurch herbeigeführt, daß man die wirthschaftlichen Forderungen der Socialisten für berechtigt erklärt; hierzu ist vielmehr zunächst und vor Allem nöthig, daß die einzelnen Berufsklassen sich gegenseitig achten und ihre Pflichten gegen einander erfüllen lernen. Dann erst kann der Haß und die Erbitterung, welche jetzt einen großen Theil der Arbeiter beherrschen, einer vernünftigen Ueberlegung weichen; dann werden sich auch die Mittel, welche zur Heilung der factisch vorhandenen Nothstände führen können, viel leichter finden und viel wirksamer anwenden lassen. Falls die evangelische Kirche es zu Wege bringt, daß die Masse der Arbeiter wie Arbeitgeber sich ihrer socialen Pflichten friedlich bewußt wird, dann hat sie mehr für Lösung der socialen Frage gethan als irgend Jemand; dann wird sie den Dank aller Klassen der Bevölkerung ernten und wird einen Einfluß auf das öffentliche Leben gewinnen wie sie ihn bei uns nie vorher besessen hat.

Die Wirksamkeit der Kirche auf socialem Gebiete gehört selbstverständlich mehr den Arbeitnehmern als den Arbeitgebern an. Erstere sind die materiell und geistig Schwächeren und die Kirche hat die Aufgabe, gerade die Armen, Schwachen, Elenden zu unterstützen. Die Kirche kann deshalb auch die zu der sogenannten arbeitenden Klasse gehörenden Personen in besonderen Vereinen sammeln und in denselben die mannigfaltigsten Veranstaltungen treffen, um den Arbeitern leibliche und geistige Erholung zu verschaffen, eine edle Geselligkeit zu finden, Belehrung auf den verchiedenen Gebieten des Wissens darzureichen. Die Kirche kann und soll ferner alle Beziehungen unterstützen, welche auf eine Förderung der geistigen Bildung des Arbeiterstandes, auf Ermöglichung eines geordneten und gemüthlichen Familienlebens, auf eine zweckmäßige Erziehung der Kinder, auf Versorgung der Arbeitsunfähigen, der Armen, Kranken, Wittwen und Waisen gerichtet sind, sie soll materielles, geistiges und sittliches Elend, wo sie es findet, heben oder doch lindern. Die Kirche soll endlich warnen und strafen, wo sie sieht, daß in dem Verhältniß von Arbeitgebern und Arbeitnehmern Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit, Pflichtvergessenheit, Erbitterung oder Haß obwaltet. Wenn die evangelische Kirche an diese und ähnliche Aufgaben herantritt und sie im Geiste christlicher Liebe zu lösen sucht, dann wird

*) Vergl. hierüber auch das lesenswerthe Schriftchen: Kritik der „Quintessenz des Socialismus“ von Schäffle. Von einem praktischen Staatsmanne. Bielefeld und Leipzig bei Velhagen u. Klasing 1878.

sie ein so weites Feld der Wirksamkeit vorfinden, daß sie Gelegenheit hat, sich mit wirthschaftlichen Theorien zu beschäftigen. Letztere zu discutiren oder gar social-politische Probleme zu lösen, ist sie weder befugt noch im Stande. In dieser Beziehung kann sie nur darauf hinweisen, daß Nächstenliebe, Liebe zum Vaterlande, Ehrfurcht vor der durch Gott gesetzten Obrigkeit und Achtung vor dem Eigenthum Anderer Tugenden sind, deren Erfüllung das Evangelium von jedem Christen fordert.

Die evangelische Kirche darf auf socialem Gebiete nicht diejenigen Wege einschlagen, welche die katholische Kirche heutzutage wandelt. Letztere strebt nach weltlicher Herrschaft über das Volk; erstere kann sich ihrem innersten Wesen nach nur darauf beschränken, die Menschen zu Gott zu führen, für das Gute zu gewinnen und hier und da der äußeren Noth, soweit sie vermag, abzuhelfen. Die Erfolge, welche die katholische Kirche auf socialem Gebiete erzielt, sind meines Erachtens auch mehr äußerliche und vorübergehende. Die in socialer Beziehung gesundesten Völker sind nicht die vorwiegend katholischen, sondern die vorwiegend evangelischen. Die Richtigkeit dieses Satzes wird sich in Zukunft noch deutlicher zeigen als in der Gegenwart.

Wenn die christlich-sociale Bewegung, wie sie jetzt in Berlin ins Leben gerufen ist, einen dauernden und wohlthätigen Erfolg haben soll, dann muß sie andere Wege als die bisher betretenen einschlagen. Sie muß jede politische Tendenz fahren lassen; sie muß es aufgeben, bestimmte wirthschaftliche Theorien zu vertreten, sie muß mit dem Socialismus offen und gründlich brechen, sie muß vor allem Anderen des Berufes der Kirche, als Friedensstifterin über allen Parteien zu stehen, stets eingedenk bleiben.

Die Südslaven.

Gegenwart. Historisches. Pläne und Aussichten.

Von **Georg Rosen** aus Belgrad.

I.

Südslaven oder Jugoslaven nennt man diejenigen Mitglieder der großen slavischen Völkerfamilie, welche im Süden Oesterreich-Ungarns und in der europäischen Türkei ihre Wohnsitze haben, d. h. die Slovenen, die Kroaten, die Serben und die Bulgaren. Der Ausdruck Südslaven bezeichnet nur einen indirecten Gegensatz, denn die Ethnographie kennt keine Nordslaven; bekanntlich zerfällt das gesammte Slaventhum betreffs der aus sprachlichen Eigenthümlichkeiten sich ergebenden Stammesangehörigkeit in zwei Hauptheile, die Ostslaven und die Westslaven, jener die verschiedenen Zweige des Russenvolks einschließlich der galizischen Ruthenen, dieser die Polen, Slovaken, Tschechen und die Ueberreste der alten Polaken umfassend. Die sämmtlichen Südslaven sind früh abgezweigte und dadurch zu selbständiger Entwicklung von Gebräuchen, Sprache und Literatur gelangte Angehörige des Ostslavenstammes, und ist deshalb ihr Name als südliche Ostslaven im Gegensatz zu ihren nördlicher wohnenden nächsten Anverwandten aufzufassen.

Betrachten wir die Südslaven in ihrer Gesammtheit, so bilden ihre Wohnsitze ein gegen 160 geographische Meilen langes Länderband, welches sich von der Westseite des schwarzen Meeres in einer Breite von durchschnittlich zwei Graden bis in die carnischen Alpen zu den Quellen des Saweflusses erstreckt. Der räumlichen Ausdehnung dieses, von zwei Meeren bespülten, sich an einem der herrlichsten Ströme Europa's in dem für Handel und Verkehr geeignetsten Theile seines Laufes hinziehenden Gebiets, über welches die Natur eine Fülle von Gaben, seltene Fruchtbarkeit des Bodens, einen milden Himmelsstrich, Reichthum an Wäldern, an Kohlen- und Erzlagern, ausgegossen, entspricht die Zahl der slavischen Einwohner nicht; man schätzt die Zahl der Slovenen in Krain, Kärnten und Steiermark auf 1,151,000 Seelen, diejenige der Kroaten auf 801,000, der Serben in Südungarn, in Serbien, Bosnien, Herzegowina und Montenegro auf 5,000,000, und diejenige der Bulgaren auf 3,500,000 Seelen, was eine Gesammtziffer von 10,500,000 Südslaven ergiebt.

Allerdings bewohnen dieselben ihr Land auch nicht allein, sondern haben sich an vielen Stellen fremde Völkerbeimischungen gefallen zu lassen. Unter den Bulgaren leben Griechen, vorzugsweise die städtische Bevölkerung bildend, Tzintzaren und Türken; diese letzteren waren sogar bis zum jüngsten Kriege an den östlichen Balkangehängen in entschiedener Mehrzahl. In Bosnien und der Herzogewina bestehen zur Seite der zum Islam übergetretenen Slaven viele echt türkische Kolonien; in österreichisch Kroatien, Slavonien, Steyermark u. s. w. sind die Städte zu großem Theile deutsch, in Dalmatien, in Istrien und einem Theile von Krain italienisch; Zigeunertrupps durchziehen mit Vorliebe die Länder, soweit die südslavische Zunge klingt. Endlich ragen in der europäischen Türkei Walachen von Norden und Albanesen von Süden her weit in das geographische Eigenthum der Südslaven hinein. So wie aber das Unvermögen Letzterer, sich diese fremden Elemente zu assimiliren, ihrer volksthümlichen Entwicklung schadet, so legen Zustände, welche sich bei ihnen geschichtlich gestaltet haben, der Vereinigung ihrer mannigfachen Stämme zu einer einheitlichen Nationalität unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Die augenfälligste Eintheilung der Südslaven ist diejenige nach ihrer politischen Zubehörigkeit in österreichische und türkische. Erstere, ungefähr 3,000,000 Seelen, sind der Zahl nach der kleinere, aber durch vorgeschrittene Bildung der hervorragendere Theil; letztere müssen wegen des unabwendbar drohenden Zerfalls der türkischen Monarchie als der politisch wichtigere Theil betrachtet werden. Die türkischen Slavenländer theilen sich wieder in autonome, d. h. nach eignen Gesetzen von einheimischen tributären Fürsten regierte Gebiete, Serbien und Montenegro, und in Immediatprovinzen, welche die Pforte durch ausgesandte Paschas regieren läßt. Ob die nunmehr bevorstehende völlige Lostrennung der beiden Vasallenstaaten von der Türkei, die Bildung eines bulgarischen Fürstenthums, sowie die Gewährung der Verwaltungsautonomie an Bosnien als ein Schritt zur späteren Unification bezeichnet werden dürfen, ist zum Mindesten sehr zweifelhaft. Mehr auf das Volksthum selber gründet sich eine andere Eintheilung, nämlich diejenige nach Abstammung und Sprache, wonach drei Gruppen zu unterscheiden sind, die Slovenen, die Kroato-Serben und die Bulgaren. Die Verschiedenheiten zwischen dem Serbischen und dem Kroatischen sind so gering, daß sie nur als die beiderseits

durchaus verständlichen Dialekte eines und desselben Idioms gelten können. Weit erheblicher sind die provinziellen Besonderheiten innerhalb des literarisch vernachlässigten und über weite einander entfremdete Länderstrecken geredeten Bulgarischen, welches sich unter allen slavischen Sprachen durch den Gebrauch eines Artikels auszeichnet. Dem Bulgaren der Donaustädte dürfte es kaum schwerer fallen, sich in das Serbische, als in den Dialekt seiner macedonischen Brüder hineinzufinden. Das Slovenische steht besonders dem Kroatischen nahe, besitzt aber seine grammatischen und lexikalischen Eigenthümlichkeiten, die es als besonderes Idiom charakterisiren. Jedenfalls aber sind die drei Sprachen unter einander so nahe verwandt, daß die Kenntniß der einen das Verständniß der andern beiden in größerem Maße erschließt, als z. B. diejenige des Niederdeutschen die Erlernung des bayerischen Dialekts erleichtern würde.

Unter günstigen äußern Verhältnissen würde sich also ein durch keine sprachlichen Schranken gehemmter Verkehr von den deutschen Alpen bis zum ägeischen und schwarzen Meere haben bilden, das unter den fraglichen Idiomen durch Wohllaut, durch literarische und grammatische Entwicklung, so wie durch centrale Lage seines Gebiets bevorzugte Serbische würde sich als Schul- und Schriftsprache für den gesammten Völkerkomplex haben einführen lassen. In ihrer höchst bemerkenswerthen Volkspoesie besitzen die Südslaven schon einen gemeinsamen geistigen Schatz, der auf eine historisch nicht nachweisbare, doch aber bis in neuere Zeiten reichende nationale Verbindung deutet. Gleichwohl sind — eine in den sechziger Jahren unsers Jahrhunderts versuchte Fusion des Serbischen und Kroatischen ausgenommen — nie Schritte zur Herstellung einer literarischen Gemeinsamkeit geschehen, und auch jener Versuch scheiterte bald an einem engherzigen Partikularismus. Seitdem scheint man doppelt bestrebt, bei allen Publikationen die provinzielle Besonderheit zur Geltung zu bringen.

Die Unmöglichkeit der Einigung stützt sich besonders auch auf die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Durch deutschen und italienischen Einfluß war der nordwestliche Theil des Südslavenvolks bereits für das Christenthum gewonnen worden, als im 9. Jahrhundert nach Vollziehung des die abendländische Kirche von der morgenländischen scheidenden Schisma die im Süden von Donau und Sawe lebenden Stämme, Bulgaren und Serben, durch die sogenannten Slavenapostel, Kyrill und Method bekehrt wurden. Da diese Männer mit ihrer geistlichen Bildung im Byzantinismus wurzelten, so bekamen die von ihnen christianisirten Völker mit der Religion gleich das Schisma in den Kauf; jedenfalls aber erwarben sie sich das Verdienst, in einer den sämmtlichen ostslavischen Neophyten gleich verständlichen Sprache eine Liturgie zu schaffen und ihre Gemeinden somit günstiger zu stellen, als der römische Katholicismus seine germanischen und slavischen Anhänger mit dem ihnen auferlegten lateinischen Gottesdienst stellte. Die besagte cyrillische Liturgie, welche nicht nur bei den Slaven der Balkanhalbinsel sofort Eingang fand, sondern einerseits bis zu den stammverwandten Mähren vordrang und andererseits das gesammte russische Slaventhum eroberte, darf als die wichtigste geistige Schöpfung der südlichen Slaven betrachtet werden, wenn auch die Sprache dieses Schriftwerks, die man nach dem Heimathlande des Verfassers als einen macedonischen Dialekt betrachten muß, und die demnach auch vielfach alt-

bulgarisch genannt wird, noch keins der Kriterien des Südslavischen an sich trägt und dem Russischen eben so nahe steht, wie den anderen fraglichen Idiomen. Sie ist es, welche den orientalischen Christen slavischen Stammes wider die häufigen energischen Angriffe des stärker organisirten römischen Katholicismus die nöthige Widerstandskraft verlieh, ja durch sie finden wir den schon begründeten Latinismus mehrerer Slavenvölker in jenen Zeiten bedroht und geschädigt. Nach langen Kämpfen behielt, soweit der Einfluß des deutschen Reichs sich erstreckte, d. h. bis zur heutigen österreichisch-türkischen Grenze, der Katholicismus, auf oströmischem Gebiet dagegen die orthodoxe Confession die Oberhand; der Gegensatz beider verewigte sich in der hüben und drüben gebrauchten Schrift, indem die byzantinisch-türkischen Slaven sich des aus den griechischen Buchstaben zu adäquatem Ausdruck der slavischen Laute erweiterten sogenannten Kyrillischen Alphabets (der Kirillita), die Kroaten aber eines für dieselben Klänge aus dem Lateinischen umgeformten Alphabets (der Latinita) bedienen.

Als schon Jahrhunderte lang von Massenübertritten zwischen den beiden Confessionen nicht mehr die Rede gewesen, trat nach der Eroberung der Balkanhalbinsel durch die Türken ein neuer Riß in die religiöse Einheit der orthodoxen Slaven; die Rücksicht auf irdischen Vortheil vermochte den Adel Bosniens, welcher sich seiner Herrenrechte über die Bauern nicht begeben wollte, zum Islam überzutreten. Die sociale Kluft, welche nach der Natur der Verhältnisse die herrschende und die dienende Kaste trennte, wurde durch die Apostasie jener bis zur nationalen Entfremdung erweitert. Ueberhaupt bildet ja im Orient die Bekenntnißgemeinschaft ein Band, welches dasjenige der Sprache und Stammverwandtschaft neutralisirt und sich selber an die Stelle des letzteren setzt. Der Ausdruck Bosnien im engeren Sinne wird nur von den muhamedanischen Slaven des Landes gebraucht; der orthodox Christliche heißt Serbe mit dem gelegentlichen unterscheidenden Zusatz aus Bosnien, und der Katholische wird Kroat genannt. Wie aber im Allgemeinen unter den verschiedenen südslavischen Religionsgenossenschaften, so besteht keinerlei anerkannte Blutsverwandtschaft unter diesen drei Bruchtheilen einer und derselben Landesbevölkerung; Argwohn und Gehässigkeit gegen die anderen erbt sich bei jeder derselben von Generation zu Generation fort. Mischehen finden nicht statt, außer im Falle des Mädchenraubes, wo aber das junge Weib sofort zur Religion des Mannes überzutreten gezwungen wird. Im Uebrigen sind Apostasien selten, wenn sie aber stattfinden, so begründen sie den vollständigen Eintritt in die bürgerliche Stellung und nationale Benennung der erwählten Religionsgenossenschaft.

Die Schroffheit, mit welcher sich in dem österreichischen Kroatien Katholiken und Orthodoxe gegenüberstehen, wird durch die höhere Bildung dieser Bevölkerung kaum gemildert. Die Kroaten, welche über die nationale Unduldsamkeit der Magyaren so bittere Klage erheben, erwerben sich von Seiten der unter ihnen lebenden serbischen Minderzahl durchaus nicht den Namen rücksichtsvoller Billigkeit gegen Andersgläubige.

Auch innerhalb der bulgarischen Nation findet sich in Folge zahlreicher Uebertritte zum Islam ein religiöser Gegensatz, der indessen, weil in Bulgarien Dörfer und Districte, nicht aber ein bestimmter Stand übertrat, hier von socialem Beigeschmack frei geblieben ist. Schon zur Zeit der Eroberung der Balkanhalbinsel

durch die Türken nahm die bulgarische Bevölkerung des Rhodope-Gebirges mit der Bundesbrüderschaft der asiatischen Eindringlinge die Religion derselben an und wurde für den in den Kriegen geleisteten Beistand mit dem Namen Pomaken, Helfer, belegt, den sie noch jetzt führt. Verschieden von diesem Stamme sind die im nordöstlichen Balkan nicht seltenen bulgarischen Renegatendörfer, welche man mit dem seinem Ursprunge nach dunklen Namen Tschitak belegt; dieselben sind in späterer, nicht näher zu bezeichnender Zeit vom Christenthume abgefallen. In wenig ergiebigen Gebirgsgegenden wohnend und wegen ihres Unterhalts auf schwere körperliche Arbeit angewiesen, haben die Pomaken wie die Tschitak nur um der von der herrschenden Religion gewährten allgemeinen staatsrechtlichen Vorzüge willen, nicht aber, um ihren ehemaligen Glaubensgenossen gegenüber Herrenrechte zu genießen, ihre Religion gewechselt; gleichwohl kann sich das christliche Bulgarenthum seitens dieser Stammgenossen keiner besseren Behandlung rühmen, als seitens der nichtslavischen Muhamedaner des Landes. Im Uebrigen hat der Gegensatz zwischen Islam und Christenthum nicht dieselbe politische Bedeutung, wie der über die Landesgrenze hinausragende zwischen der orientalischen und der occidentalischen Kirche. Schon seiner numerischen Schwäche wegen hat der slavische Islam keine Zukunft; in dem Unterschiede der beiden Kirchen aber verkörpert sich der alte Zwiespalt, welcher Ostrom und Westrom auseinanderhielt. Wollte man sich alle politischen Schranken, welche die Serben und Bulgaren von den Kroaten und Slovenen trennen, weggerissen denken, ihre Vereinigung würde, so lange die gegenwärtigen Gesinnungen dauern, nur durch Vergewaltigung der Einen durch die Anderen möglich werden.

Daß die Slaven, wie die Griechen, Römer und Germanen, zu den europäischen Urvölkern gehören, wird nirgend mehr bestritten; wenn sie gleichwohl viel später als ihre Nachbarn zu historischen Nationen wurden, so beruht dies hauptsächlich auf dem Umstande, daß sie bei ihrer Vorliebe für die friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht in einer lediglich gemeindemäßigen Socialentwicklung ihre Befriedigung fanden und eben deshalb vielfach unter die Botmäßigkeit anderer Nationen geriethen, deren Name ihr Dasein für die Geographie des Alterthums verbarg. Ortsbenennungen, die ein entschieden slavisches Gepräge haben, lassen mit Sicherheit auf eine slavische Autochthonen-Bevölkerung des heutigen Ungarn schließen, von der das alte Volk der Heneter oder Veneter am adriatischen Meerbusen, ein Volk, dessen Name einerseits in dem der Stadt Venedig und andererseits in der deutschen Volksbenennung der Slaven, d. h. dem Worte Wenden, fortlebt, nur einen vorgeschobenen Zweig bildete. Diese Stämme haben wir als die Vorfahren der Südslaven zu betrachten. Der große Zug der Gallier oder Celten nach Italien und dem Orient um den Wechsel des 2./3. Jahrhunderts v. Chr., welchen Rom fast erlag und durch den im nördlichen Theile der Balkanhalbinsel so große politische Veränderungen hervorgebracht wurden, ließ auch die Völker Ungarns nicht unberührt, welche sich vor dem Ansturm zu ihren nördlichen Stammverwandten jenseit der Karpathen zurückgezogen haben sollen. Nach dem gewöhnlichen Verlaufe solcher Auswanderung läßt sich indessen annehmen, daß ein erheblicher Theil der Bevölkerung in den alten Sitzen zurückblieb und sich das von den Siegern auferlegte Joch gefallen ließ. In der That gehen die auf das Fortbestehen einer slavischen Bevölkerung in Ungarn zu deutenden Nachrichten nicht ganz aus, und wenn,

wie slavische Schriftsteller angeben, sich bei den Ausgewanderten eine Erinnerung an das frühere Vaterland erhielt, welche sie nach acht Jahrhunderten zur Rückwanderung veranlaßte, so hat man sicher einen gewissen Verkehr zwischen den Ciskarpathiern und den Transkarpathiern anzunehmen. Nach dem ihnen durch die celtische Invasion beigebrachten Schlage gelangten die illyrisch-mösischen Völkerschaften der Balkanhalbinsel nicht wieder zu Kräften; zwei Jahrhunderte später geriethen sie unter die Herrschaft der Römer, welche sich mit derselben Geschicklichkeit und demselben Erfolge ihre Romanisirung angelegen sein ließen, wie diejenige der Bewohner Galliens und Hispaniens. Von den nicht griechischen Nationen der Hämusländer hat nur Eine, die Albanesen, ihre Volksthümlichkeit gerettet; die Uebrigen schmolzen mit den unter ihnen angesiedelten Italienern zu einer neuen Nationalität zusammen, welche, die Sprache des gemeinen Volkes von Italien mit starkem Zusatz von barbarischen Bestandtheilen redend, von Anbeginn bei ihren nördlichen slavischen und germanischen Nachbarn den Namen Walhi, Walahi, d. h. Wälsche (für die Deutschen wegen der subalpinischen gallischen Bevölkerung die älteste Bezeichnung der Italiener im Allgemeinen) führte, sich selber aber Romanen, Römer, nannte. Dies Volk, die heutigen Rumänen, wie alle römischen Provinzialbewohner dem Waffenhandwerk entwöhnt, wahrscheinlich aber auch in der späteren Kaiserzeit durch häufige Conscriptionen decimirt, war dem Sturme der Völkerwanderung nicht gewachsen; der gebildetere Theil zog sich nach den, dem römischen Reiche noch verbliebenen Culturstätten zurück und der Rest schrumpfte zu einer spärlichen Hirten- und Bauernbevölkerung zusammen. Die norddanubischen Slaven, welche, seit ihre germanischen Gewaltherren in Ungarn und Südrußland, Gepiden und Gothen, den Hunnen erlegen, ihre Sitze ausgedehnt und vielleicht von östlichen Stammverwandten Zuzüge erhalten hatten, begannen nunmehr allmählich, wie es scheint familienweise, über die Donau in die menschenarmen Nordländer der Balkanhalbinsel einzuwandern, welche sie, ohne seitens walachischer Einwohner oder seitens der römischen Behörden (diesen dürfte der Zuwachs an ruhigen arbeitsamen Unterthanen sogar willkommen gewesen sein) Widerstand zu erfahren, bevölkerten. In weniger als einem Jahrhundert waren die Ankömmlinge zahlreich genug, daß ihre militärische Verwendbarkeit in Konstantinopel zur Geltung kommen konnte. Slavische Söldner traten an die Stelle der germanischen; im fünften Jahrhundert gelangte ein solcher, Justin, zur kaiserlichen Würde und wußte sich so in Ansehen zu setzen, daß er das Reich auf seinen Neffen, Justinian, den berühmtesten aller byzantinischen Kaiser vererbte. Unzweifelhaft war auch Belisar, wie andere Heerführer jenes Jahrhunderts slavischer Abkunft; ja man darf annehmen, daß das Heer, mittels welches Justinian wider die germanischen Staaten des römischen Occidents die Reichseinheit wiederherzustellen versuchte, seiner Nationalität nach ein vorwiegend slavisches war.

Abermalige Völkerstürme, welche im Norden der Donau eintraten, änderten von der Mitte des 6ten Jahrhunderts an die Lage der Südslaven. Ein uralisches Volk, die Avaren, drang, neue Sitze suchend, in Pannonien ein und nöthigte einen Theil der Landeseinwohner, vor ihnen zu weichen. So wurden Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien und das seither von slavischer Einwanderung frei gebliebene Illyrien besetzt; die ganze Balkanhalbinsel, Thra-

cien, Macedonien, Thessalien, Livadien, die Morea, erlebte südslavische Invasionen und theilweise Colonisirungen.

Bis zum Ausgange des 7ten Jahrhunderts hatten alle diese Völkerschaften, wenn auch thatsächlich unabhängig und kriegerischen Conflicten mit der Reichsmacht keineswegs ausweichend, doch rechtlich die Oberherrschaft des oströmischen Kaisers anerkannt. Da aber erschien ein vom Nordosten der Wolga ausgewandertes, den Avaren verwandtes Kriegervolk, die Bulgaren, in den unteren Donauländern und vereinigte die dortigen Slavenstämme bis in das nördliche Thracien hinein zu einer selbständigen Herrschaft, einem Chanat, welches auf beiden Seiten der Donau seinen Einfluß ausdehnte und sich bald sogar der Hauptstadt Constantinopel furchtbar machte.

Wider die Avaren, welche im Anfang des 7ten Jahrhunderts von Pannonien aus Illyrien unterworfen hatten, wurden, so heißt es, von Kaiser Heraklius die Kroaten, ein nordkarpathisches Volk, zu Hülfe gerufen. Nach diesen sollen auch die Serben, Bewohner des nordischen Landes Weiß- oder Groß-Serbien, nach der Balkanhalbinsel gekommen und von dem Kaiser Heraklius nach einem vergeblichen Versuche, sie in Thessalien anzusiedeln, mit dem illyrischen Dreieck belehnt worden sein, welches sie nach Vertreibung der dahin vorgedrungenen Avaren besiedelten.

Daß der bereits angeführten Ansicht der slavischen Historiker gemäß der Zug der Kroato-Serben nach dem Süden nur eine Rückkehr früher vertriebener Stämme gewesen, mag, was die unstreitig nach den Karpathen benannten Kroaten anbetrifft, als möglich gelten, ist aber sicher bedeutungslos. Bei den serbischen Einwanderern, die man als Westslaven, Verwandte unserer Serben, betrachten muß, ist es sogar sehr unwahrscheinlich. Es waren wenig zahlreiche, aber kräftig organisirte Kriegerstämme, welche der von ihnen vorgefundenen, nach Vernichtung der Avaren frei gewordenen slavischen Landesbevölkerung kriegerische Einrichtungen, einen Adel und eine Volksbenennung gaben, dann aber sofort sich ihnen assimilirten und in ihnen aufgingen. Nur durch die Annahme eines Zusammenwohnens von unvordenklichen Zeiten her, erklärt sich die nahe Verwandtschaft der sämmtlichen südslavischen Idiome, die dialektischen Uebergänge unter den Nachbarstämmen, die größere Verschiedenheit der Sprachen nach der größeren Entfernung ihrer Gebiete. Wenn in der That die Serben und Kroaten aus den beiden nur bei dieser Gelegenheit und nie wieder von einem späteren byzantinischen Historiker genannten, aber sicher nicht unter sich identischen Nordländern Weiß-Serbien und Weiß-Kroatien als ganze Nationen eingewandert wären, dann würde die Gleichheit ihrer Sprache ein unlösliches Räthsel sein.

Während nun aber in der angegebenen Weise die Südpannonier zu Kroaten und die Illyrier zu Serben wurden, blieben, die Zurückweisung der Avaren abgerechnet, die Zustände beider Völker so ziemlich die alten; dem neu assimilirten Adel, den sogenannten Zupanen, lag eine eigentliche Staatenbildung fern und somit trat das alte Abhängigkeitsverhältniß zu Byzanz wieder ein, welchem sich die Gemeinden und Gaue, ohne in nähere Verbindung zu einander zu treten, widerstandslos fügten. Es war ein Vorzug ihrer östlichen Nachbarn, der Slaven Niedermösiens, daß sie von ihren bulgarischen Gebietern baldigst zu einer einheitlichen Monarchie gestaltet wurden. Die Bulgaren erfaßten auch die Idee einer möglichst ausgedehnten Einigung ihrer Stammgenossen; im Süden unterwarfen sie das nördliche Thracien und Mace-

donien, die Nordseite der unteren Donau gehorchte ihnen, gegen die Serben wurden blutige und eine Zeit lang glückliche Kriege geführt. Indessen vermochten sie dem neu gekräftigten Reiche unter den Macedoniern nicht zu widerstehen; 150 Jahre, nachdem der glänzendste ihrer Herrscher, der Chan Boris, mit der christlichen Taufe den Namen Michael und den Königstitel erhalten, mußten sie sich dem Kaiser Basilius II. unterwerfen und traten somit vom Schauplatz der Weltgeschichte als selbständige Nation ab. Das slavische Element hatte in den Kriegen sehr gelitten; das walachische, die alte Landesbevölkerung, welche schon begonnen hatte, die dem fremden Volke zur Beute gefallene Heimath zu verlassen und nach dem menschenarmen Dacien überzusiedeln, trat nunmehr in den Vordergrund. Unter walachischen Führern schüttelten die Bulgaren Ende des 12ten Jahrhunderts das griechische Joch wieder ab und behaupteten sich gegen die Griechen von der einen und gegen die Ungarn von der andern Seite in ihrer Unabhängigkeit, bis im 14ten Jahrhundert sie mit den übrigen Slaven der Balkanhalbinsel die Herrschaft der Türken über sich ergehen lassen mußten.

Durch den Niedergang des Bulgarenstaates war Serbien die Vormacht des Südslaventhums geworden. Das Bestreben der Byzantiner, auch hier im 11ten Jahrhundert die Zügel der Herrschaft straffer anzuziehen, hatte zu größerer Einigung des Volkes unter selbständigen Großzupanen geführt. Aus diesen erhob sich im 12ten Jahrhundert die Dynastie der Nemanja, welche Groß-Serbien zum Königreich und zum wichtigsten Staate der Balkanhalbinsel machte. Der Nemanjide Stephan Duschan nahm sogar im 14ten Jahrhundert, nachdem er einen großen Theil der Nachbarländer unterworfen, den Titel eines macedonisch-römischen Kaisers an. Seine Nachfolger aber wußten das Reich nicht auf der Höhe zu halten; Serbien, gegen welches der erste Hauptangriff des türkischen Invasionsheeres noch lange vor der Belagerung Constantinopels sich richtete, wurde in der Schlacht auf dem Amselfelde im Jahre 1389 total geschlagen und mit ihm das vornehmlichste Bollwerk des Christenthums auf der Balkanhalbinsel vernichtet. Von 1449 an war Serbien eine türkische Provinz; in einem der wichtigsten Reichsländer, in Bosnien, trat, wie wir schon gesehen, der Adel zum Islam über, auch in den dem Christenthume treu gebliebenen Gegenden erhielten die Städte türkische Colonien; türkische Verwaltung, türkische Gerichte wurden überall eingeführt und in die Festungen wurden türkische Garnisonen gelegt. Die Serben schienen zu ewigem Helotenthum bestimmt. Erst um die Wende des 17./18. Jahrhunderts begann in Folge österreichischer Siege über die Pforte sich etwas nationales Bewußtsein wieder zu regen. Die hohe serbische Geistlichkeit siedelte aus der türkischen Provinz Rascien nach Südungarn über und veranlaßte eine zahlreiche Auswanderung serbischer Familien auf ungarischen Boden. Wenige Jahrzehnte später errang Montenegro thatsächlich seine Unabhängigkeit, nachdem es sich durch Massenmord seiner muhamedanischen Mitbürger entledigt. Für das eigentliche Serbien schlug die Stunde der Befreiung später. Durch den verzweifelten Muth Karadjordjes, durch das Geschick und Glück der Obrenovice, und endlich durch die diplomatische und militärische Unterstützung Rußlands erstand in unserem Jahrhundert das heutige Fürstenthum Serbien, bis zum letzten Kriege ein Areal von ungefähr 800 □Meilen mit 1,300,000 Bewohnern einnehmend.

Kroatien ist mit Serbien trotz der Nachbarschaft und Sprachgleichheit nie zu einem selbständigen politischen Gemeinwesen vereinigt gewesen. Ursprünglich umfaßte dasselbe auch Dalmatien; die Scheidung hat sich dadurch vollzogen, daß das Küstenland auch in confessioneller Beziehung nach dem im frühen Mittelalter zur See mächtigen Byzanz gravitirte, während das Binnengebiet, die heutigen Königreiche Kroatien und Slavonien, noch im 8ten Jahrhundert von Karl dem Großen erobert wurde und sich dem Einfluß des Occidents nicht mehr entziehen konnte. Im 9ten Jahrhundert mußten die Kroaten sich den Magyaren unterwerfen; jedoch wußten sie sich wieder frei zu machen und durch geschicktes Laviren zwischen Ost und West zwei Jahrhunderte hindurch eine vielgefährdete Selbständigkeit zu behaupten. Wie Serbien sich durch Anlehnung an das deutsche Reich gegen die griechischen Kaiser zu schützen suchte, so erklärten sich die kroatischen Bane und später Könige, um sich der Ungarn und Deutschen zu erwehren, für Vasallen Ostroms. Im Jahre 1075 indessen löste der König Demetrius Zwonimir dies Verhältniß und stellte seine drei Reiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien unter den Schutz des Papstes Gregor VII. Nach Zwonimirs Tode fiel das Land wieder an Ungarn unter Ladislaus I.; doch erhob nunmehr auch die mächtige Republik Venedig Anspruch auf dasselbe. In den darüber entbrannten Kämpfen, in welche sich wiederholt auch die Griechen mischten, behielten die Ungarn, was das Binnengebiet anbetrifft, die Oberhand, und als Nebenland der St. Stephanskrone kam dasselbe im Jahre 1527 an die habsburgische Dynastie. 71 Jahre später wurde Kroatien von den Türken erobert, welche damals bereits Herren von ganz Südungarn waren; die Pforte behielt auch den südlichen Theil des Landes in Besitz, als sie in Folge der Siege des Prinzen Eugen zur Herausgabe ihrer ungarischen Eroberungen gezwungen wurde. Seitdem geht die Geschichte Kroatiens mehr Oesterreich als das Südslaventhum an. Bis zum Jahre 1843 bestand in dem Lande nur Ein großer Gegensatz, nämlich zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, den Kroaten und den unter ihnen lebenden Serben. Das slavische Nationalitätsgefühl war in den Hintergrund getreten; der Adel dachte und fühlte magyarisch, und das niedere Volk verhielt sich gleichgültig. Der von den Magyaren heraufbeschworene Sprachenstreit aber rief eine lebhafte slavische Agitation hervor. Mit den kroatisch-ungarischen Serben kam eine Verbrüderung zu Stande, als deren Hauptergebniß der gemeinsame Aufstand gegen die Pesther Regierung vom Jahre 1848 zu betrachten ist. Daß sich seit jener Zeit der alte Gegensatz in seiner Schärfe wieder geltend gemacht hat, ist bereits bemerkt worden.

Die slovenische Nation hat sich in neuerer Zeit ebenfalls aufgerafft, um der ihr drohenden Germanisirung, resp. Italianisirung, Einhalt zu gebieten. Indessen hat ihre vorgeschobene Lage und ihre lange Zugehörigkeit zum deutschen Reiche sie so sehr aus dem Verbande mit den Stammverwandten herausgerissen, daß sie schwerlich je für das Südslaventhum eine Bedeutung gewinnen wird.

II.

Es erübrigt uns noch, von den Hoffnungen und Aussichten der Südslaven ein Wort zu sagen. Eine Nation von 10,500,000 Individuen, zum Theil von schwächeren, assimilirbaren Nachbarvölkern umgeben, hätte in früheren Zeiten unter

günstigen Umständen eine imposante Macht entfalten können. In unserer Zeit, der Zeit der großen Agglomerationen und Millionenheere, ist das kaum mehr denkbar. Wollte man sich alle der Vereinigung der Südslaven entgegenstehenden inneren und äußeren Hindernisse als verschwunden vorstellen, so daß sie einem leitenden Willen Folge leisteten — von dem Gewichte ihres Staats über dem localen Horizonte hinaus würden sie nur bescheiden zu denken haben. Eine solche Bescheidenheit aber lassen in den letzten Jahrzehnten ihre Publicationen vielfach vermissen; las man die südslavischen Blätter, da wurde man belehrt, daß unser ganzer Welttheil keine vornehmere Sorge habe, als den von der Donau und Sawe her drohenden Riesen nieder zu halten, daß die Angst vor diesem Riesen dem Kerkermeister desselben, dem Osmanenreich, die Sympathien der Großmächte zuführe. Dergleichen Ideen und Worte haben wesentlich zur Entfachung des jetzt beendigten Krieges beigetragen, eines Krieges, welcher nicht im südslavischen, sondern im slavischen Interesse geführt worden ist und den Südslaven gegen zweifelhafte politische Vortheile schwer auszugleichende Verluste an Wohlstand und Menschenleben, wahrhaft nationale Opfer, auferlegt hat. Nicht der Jugoslavismus, sondern sein Bruder, der Panslavismus ist es, den Europa scheut; dem Jugoslavismus mißtraut man nur, weil er, durch keine Erfahrung belehrt, immer wieder in der Hoffnung, sich dem Panslavismus dienstbar zu machen, für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt.

Der natürliche und gewissermaßen berechtigte Widerwille der österreichischen Slaven gegen die germanisirende Tendenz der Schwarzenberg-Bach'schen Periode trat in eine neue, gefährlichere Phase, als nach dem Krimkriege zwei Oesterreich übelwollende mächtige Nachbarreiche, Frankreich und Rußland, das Nationalitätsprincip als wichtigsten Factor einer europäischen Staatsummodelung empfahlen. Die Ideen des Panslavismus, von Moskauer Sendlingen unter den Jugoslaven ausgestreut, fanden in den aufgeregten Gemüthern einen empfänglichen Boden. Rasch sah man namentlich in Koratien die Saat ins Kraut schießen und bemerkte im ersten Schrecken nicht, daß dies Kraut unfruchtbar sei, d. h. daß Niemand für die eigentlich panslavistischen Ziele, eine russische Herrschaft über alle Slaven mit der Aussicht für die Kroaten, russischen Zwecken zu Liebe in Centralasien ihr Blut zu vergießen, schwärme, und daß es sich nur darum handle, die österreichische Regierung zu gewissen Zugeständnissen zu nöthigen. Bei alledem war das offene Kokettiren mit russischen Sympathien wegen des Eindrucks, den die steten Verdächtigungen und Herabsetzungen der heimatlichen Verhältnisse auf die urtheillose Menge machten, aber auch wegen der möglichen späteren Folgen sehr unangenehm. Die regierungsfreundlichen Kroaten suchten daher einem anderen Plane Eingang zu verschaffen, den man den jugoslavischen nennen kann, wonach Kroatien, einen ad hoc in Bosnien zu erregenden Aufstand benutzend, diese türkische Provinz in ähnlicher Weise, wie im Jahre 1860 Garibaldi Sicilien, bei angeblicher Nichtbetheiligung und sogar Mißbilligung des Wiener Cabinets, im Interesse von Christenthum und Humanität erobern, die österreichische Regierung aber das Land behalten und Agram zur Hauptstadt eines um Dalmatien, Bosnien und vielleicht später auch Serbien zu vergrößernden Verwaltungsbezirks, möglicher Weise sogar zur Residenzstadt eines habsburgischen Südslavenstaats, machen sollte. Die Regierung hielt sich weislich dem Parteigetriebe fern, und vermied dadurch, der Sache eine Wichtigkeit zu geben, die

ihr nicht beiwohnte. Der Panslavismus wird in Kroatien vorläufig nur durch fremde Geldspenden lebend erhalten, und als im Jahre 1875 Serbien den jugoslavischen Plan, die Eroberung des insurgirten Bosniens, auszuführen suchte, hat Kroatien sich auf die Rolle eines Zuschauers bei den serbischen Mißerfolgen beschränkt.

Greifbarere Resultate erlangte der Panslavismus in Serbien, woselbst Ende des Jahres 1858 der, einer Vorliebe für Oesterreich bezichtigte Fürst Alexander Karadjordjevic, zur Strafe für seine Widerspenstigkeit gegen Rußland den eignen Unterthanen gehässig gemacht, abgesetzt und des Landes verwiesen worden war. Jedoch ging auch hier der Erfolg über das, was die Serben für ihre eigne Angelegenheit hielten, nicht hinaus; von einer Opferwilligkeit für russische Zwecke war keine Rede. Die Nachfolger Alexanders, die Obrenovice, welche sich der Panslavismus anstatt der von ihm gewünschten Republik gefallen lassen mußte, hielten die Gewinnung politischer Selbständigkeit für ihr Fürstenthum und eine Machtvermehrung dieses durch Annexionen fest im Auge. Betreffs der letzteren bestanden unter den Serben zwei Parteien, eine jugoslavische und eine großserbische; das weitere Programm jener umfaßte außer allen türkischen Slavenländern noch Kroatien, Slavonien, Dalmatien und das Banat; das engere der Großserben wollte sich an Erwerbungen in den türkisch-serbischen Provinzen genügen lassen. Das jugoslavische Programm, ohne Widerrede das abenteuerlichere von beiden, setzte nicht allein die Zertrümmerung der Türkei, sondern auch Oesterreichs voraus, und um letztere möglich erscheinen zu lassen, wurden die wunderbarsten Behauptungen betreffs der Ohnmacht des Kaiserreichs aufgestellt, dessen sämmtliche slavische Truppen bei einem Kriege mit Serbien zu diesem übertreten sollten. Daß die altersmorsche Türkei einem Heldenvolke, wie den Serben, sofort erliegen müsse, war ein Satz, dessen Diskutirung schon als Beleidigung galt. Man verglich sich nur mehr mit Piemont und redete sich ein, daß dem Fürstenthum auf der Balkanhalbinsel derselbe Erfolg bevorstehe, wie dem subalpinischen Königreich in Italien.

Der Panslavismus, welcher sich unter solchen Umständen auf das negative Ziel, die Gestaltung Serbiens zu einem lebensfähigen Gemeinwesen zu verhindern, beschränken mußte, förderte nach Kräften von den beiden Programmen das weniger ausführbare, d. h. das jugoslavische, und erlangte dadurch nicht allein, Serbien von dem vielleicht Erreichbaren abzuziehen, sondern auch den Staat zunebst der Pforte dem Wiener Cabinet zu verdächtigen, um ihn bei völliger Isolirung der russischen Diplomatie in die Hände zu treiben. Selbstverständlich aber lag ihm nichts ferner, als in den Nachbarländern, in Kroatien, Bosnien und Bulgarien, für Serbien Propaganda zu machen; im Gegentheil schien ihm dort jede Waffe recht, der von Serbien beanspruchten Führerrolle entgegen zu arbeiten.

Von diesen Ländern hatte Bosnien eine besondere Wichtigkeit. Die unnatürlichen socialreligiösen Zustände öffneten in dem Paschalik jeder Wühlerei Thür und Thor; der Adel empörte sich gegen die Reformversuche der Regierung, der geknechtete Bauer gegen den Adel, bald hier, bald dort mußten offene Aufstände blutig niedergeschlagen werden, der Haß der verschiedenen Bevölkerungsschichten gegen einander machte sich in unaufhörlichen Mordthaten Luft und die türkischen Behörden, welche nicht ohne Ursache die steigende Erbitterung der Christen gegen die Pforte politischen Beweggründen beimaßen, nahmen in der Regel für ihre Glaubensgenossen

Partei. Die bosnischen Gräuel bildeten in den, dem Panslavismus verpflichteten Blättern eine stehende Rubrik, der dann Schmähungen gegen das bei den Leiden der Brüder gleichgültige Serbien als obligater Schluß beigefügt wurden. Andererseits aber wurde der Bosnier ermahnt, nur von den Montenegrinern, den „Falken“ der Schwarzen Berge, Hülfe zu erwarten. Daß aber Serbien auf diese Weise durch die Presse zu nutzlosen Anstrengungen betreffs Bosniens immer wieder genöthigt wurde, hatte seinen besonderen Grund. Für Oesterreich hat der Erwerb dieser wie ein Keil in sein Gebiet vorgeschobenen türkischen Provinz außer den allgemein politischen noch religiös nationale und wegen des äußerst vernachlässigten Zustandes derselben nicht minder schwer wiegende finanzielle Bedenken. Gleichwohl kann die Wiener Regierung das Land nicht in serbischen Besitz übergehen lassen, ohne alsbald ein Gelüst auf das stammverwandte dalmatinische Küstengebiet zu erwecken, welches ja unter dem Mangel an einem produktiven Hinterlande leidet, und unter Umständen die Annexion an letzteres selber begehren könnte. Der Panslavismus begegnet sich also mit Oesterreich in dem Wunsche, Serbien sich nicht nach Westen ausdehnen zu lassen, nur ist jener in der Lage, seine Gedanken verhüllen zu können, während dieses sich zu den seinen offen bekennen muß.

In dem panslavistischen System spielt Montenegro eine ähnliche, nur klarere Rolle, wie Bosnien. Wenn schon das Fürstenthum Serbien außer seiner regierenden Dynastie, den Obrenovicen, noch eine vertriebene, die Karadjordjevice, besitzt, welche letztere gegen die erstere gelegentlich ausgespielt werden kann, so bestehen für das Serbenthum in seiner Gesammtheit zwei regierende Dynastien, nämlich außer den Obrenovicen die Njegutsch von Montenegro. Allerdings sind die Machtverhältnisse sehr verschieden; Serbien kann in seinen Milizen so viel Truppen aufstellen, wie Montenegro Seelen zählt. Auch lebt Serbien von seinen eigenen Erzeugnissen, während Montenegro für einen Theil seines Bedarfs auf großmüthige Spenden von Rußland und Oesterreich angewiesen ist. Bei der Vorliebe der Südslaven für das Abenteuerliche aber, für das an Mühen und Gefahren reiche, jedoch oft zu großem Gewinn führende Räuberleben, wie es Jahrhunderte lang von Montenegro betrieben worden, ist es der serbenfeindlichen Slavenpresse unschwer gelungen, die Sympathieen für Serbien bei den verwandten Völkern völlig gegen diejenigen für Montenegro in den Schatten zu drängen. Ein poetischer Duft umschwebt in den Augen der Südslaven das „nie besiegte, nie unterjochte“ Gebirgsvolk, an dessen Thaten man sich berauscht, auf dessen Stammesangehörigkeit man stolz ist. Kein Zeitungsschreiber, der auf die Existenz seines Blattes Werth legt, darf daran erinnern, daß am 13. September 1862 Omer Pascha in Cetinje einen Frieden diktirte, der Montenegro trotz der Tapferkeit seiner Bewohner aus der Zahl der europäischen Staaten gestrichen haben würde, wenn nicht die europäische Diplomatie seine Umgehung nachträglich ermöglicht hätte. Nicht von den „anspruchvollen und eigennützigen“ Serben, nur von den Montenegrinern erwartet der bosnische Christ Erlösung vom türkischen Joch — natürlich, ohne sich um die Frage: „Wie?“ und „Was dann?“ zu bekümmern, denn bei aller Begeisterung trägt doch nach montenegrinischer Verwaltung und Regierung Niemand Verlangen. Und offenbar ist dies auch der Grund, weshalb der kleine Staat so rückhaltlos in der Presse gepriesen wird und eine diplomatische Förderung erfährt, die man den Serben be-

harrlich versagt. Ohne Aussicht, selber die Völker serbischen Stammes unter seinem Scepter zu vereinigen, nimmt der Fürst von Montenegro doch eine Stellung ein, die seinem Nebenbuhler, dem Fürsten von Serbien, die Gewinnung der großserbischen, oder gar jugoslavischen Königskrone unmöglich macht; ein zu Serbien künstlich in Ebenbürtigkeitsverhältniß gesetztes Montenegro bedeutet das Nichtentstehen eines Slavenstaats, welcher gegen die Tyrannei einer allslavischen Politik seine Unabhängigkeit würde behaupten können.

Von den Schmerzenskindern des Panslavismus auf der Balkanhalbinsel sind die Bulgaren das jüngste. Als im Jahre 1770 Orloff die Griechen der Morea zur Freiheit, d. h. zur Empörung, aufrief, dachte noch Niemand an die Bulgaren; Niemand ahnte damals den Nutzen, den die russische Politik einmal aus den Südslaven als solchen ziehen könnte. Ja, als während des Krieges von 1806 bis 1812 schon die Serben unter dem Namen russischer Bundesgenossen für Rußland Diversion machten, und die russischen Heere Jahre lang auf bulgarischem Boden sich mit den Türken herumschlugen, kam es dem St. Petersburger Cabinet nicht in den Sinn, hier an die Stammverwandtschaft zu appelliren oder gar beim Friedensschluß der Brüder zu gedenken. Ebenso unfruchtbar verlief für die Bulgaren der Friede von Adrianopel (1829); jedoch war während der vorhergehenden Feldzüge das große Geschick des Rajahvolks für Garten- und Landbau, sowie für mannigfaltige Gewerbe den Russen zum Bewußtsein gekommen und hatte bei ihnen den Wunsch angeregt, für die spärlich bevölkerten Strecken Südrußlands dorther Colonisten anzuwerben, deren Dörfer den unwissenden Landeskindern als Musterwirthschaften dienen sollten. Glänzende Erwartungen von dem ihrer in Rußland harrenden Loose bewogen Viele, ihr Vaterland zu verlassen und sich unter ungünstigerem Himmelsstrich eine neue Heimat zu suchen. Die Reue blieb auch nicht aus; nachdem die Leute die Verhältnisse kennen gelernt, wollten sie in Masse nach der Türkei zurückkehren, und Rußland sah sich genöthigt, durch eine besondere Truppenaufstellung am Pruth die Rückauswanderung zu verhindern. In Folge dieser Dinge trat eine gewisse Entfremdung der einen Nation gegen die andere ein, und als im Jahre 1854 Rußland abermals einen seiner periodischen Angriffskriege auf die Türkei unternahm, fand es seitens der Bulgaren ebenso wenig, wie seitens der übrigen Südslaven Unterstützung. Charakteristisch ist auch, daß, als nach dem Krimkriege die Tscherkessen nach der Türkei auswanderten, Rußland, welches diese Gäste noch besser als die Pforte kannte, der letzteren rieth, dieselben in Bulgarien anzusiedeln.

Der Verlauf des obengenannten Krieges hatte dem Ansehn Rußlands in den Augen der orientalischen Christen im Allgemeinen schweren Schaden zugefügt; die mit den Griechen gemachten Erfahrungen waren namentlich der Art, daß das Petersburger Cabinet durch seine frühere, auf die Sympathien dieser Confessionsverwandten basirte orientalische Politik zu seinen Zielen zu gelangen verzweifelte. An ihre Stelle ließ man die Slaven treten, welche man durch geschickte Agenten nach den Erfordernissen der russischen Politik bearbeiten ließ. So entstand die panslavistische Agitation, welche sich nicht nur an die zugleich confessionsverwandten, sondern auch an die katholischen Slavenvölker wandte, und demnach sowohl in der Türkei, als auch in Oesterreich an den bestehenden Zuständen rüttelte. Dem wegen der geographischen Lage seines Gebiets für Rußland so wichtigen Bulgaren-

volke wurde eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Obwohl viel unmittelbarer dem türkischen Beamtendruck unterstehend als die Bosnier oder gar die Serben, war dasselbe zu einer industriellen Entwicklung und zu einem Wohlstande gelangt, von dem die übrigen türkischen Slavenländer keinen Begriff hatten; es war schwer gerade dies Volk mit seiner Regierung zu entzweien. Den Weg fand man durch die kirchlichen Verhältnisse. Nach der alten türkischen Staatseinrichtung, welche die Rajahvölker nicht nach ihrer Abstammung, sondern nach ihrer Religion in große Verwaltungskörper vereinigt und die Leitung dieser dem Klerus überträgt, waren die Bulgaren dem öcumenischen orthodoxen Patriarchat von Constantinopel unterstellt worden, und dies letztere hatte seinen nicht griechischen Administrirten gegenüber nicht die Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit gezeigt, welche seinen hohen Pflichten entsprochen haben würden. Die bulgarischen Schulen wurden vernachlässigt, die Bischofsitze an griechische Prälaten vergeben, welche das Volk aussogen und für seine Bedürfnisse kein Verständniß hatten, in den Städten aber wurde offen auf Gräcisirung der bulgarischen Einwohner hingearbeitet. Den Bulgaren wurde nun eingegeben, von der Pforte ein sogenanntes autocephales, d. h. nur durch sein Haupt, d. h. einen selbstgewählten Erzbischof mit dem Titel Exarch, zu dem öcumenischen Stuhle in geistlicher Unterordnung stehendes, nationales Kirchenregiment zu verlangen. Die Griechen wie die Türken erschraken über dies Verlangen um so mehr, als Rußland gar kein Hehl hatte, daß der Schlag von ihm ausgehe und durch seine Diplomatie den Antrag der Bulgaren unterstützen ließ.

Nachdem auf kirchlichem Gebiet der nationale Sinn geweckt worden, begann die eigentlich politische Agitation, indem man den damaligen Wünschen und Begriffen der Bulgaren entsprechend für ein serbisch-bulgarisches Königreich mit Gleichberechtigung beider Nationen arbeiten ließ. Zugleich sorgte man dafür, daß aus dem bulgarischen Räuberwesen im Balkan (dem Heiduckenthum) ein revolutionäres Actionscorps wurde, welches das Volk zu Gewaltacten fortriß und die Pforte zu gehässigen Repressivmaßregeln nöthigte. Wegen des noch bestehenden Mißtrauens der Bulgaren gegen Rußland verlegte man im Anfange den Heerd der Agitation nach Serbien und erreichte damit, einerseits dem Fürstenthum den Verdacht der Pforte zuzuziehen und andererseits den unpraktischen Ehrgeiz desselben neu anzustacheln, ohne es auf seiner Ostgrenze die Sympathien erwerben zu lassen, die man ihm auf seiner Westgrenze nicht gönnte.

Die Nachgiebigkeit der Pforte in der Kirchenangelegenheit gab weder ihr die Liebe ihrer bulgarischen Unterthanen, noch den letzteren die Ruhe zurück; vergebens suchte der Divan den durch fremde Machinationen vorbereiteten Sturm dadurch zu beschwören, daß er dem russischen Botschafter den weitestgehenden Einfluß auf die innern Angelegenheiten der Türkei verstattete. Im Mai 1876, während in Constantinopel ein gewaltsamer Thronwechsel stattfand, fielen die Bulgaren sengend und brennend über ihre muhamedanischen Mitbürger Rumeliens her, zogen sich aber seitens der gegen sie entfesselten Tscherkessen und Baschibozuk das entsetzliche Strafgericht zu, welches dem russischen Cabinet den militärisch vorbereiteten Krieg auch diplomatisch zur Reife zu bringen diente. Die unbefangenen Berichterstatter, welche im Gefolge der russischen Heere Bulgarien betraten, waren erstaunt, daselbst einen sorgfältigen Anbau des Bodens, ein schmuckes Ansehn der Ortschaften zu

finden, das nach dem öden und ärmlichen Eindruck der Walachei und Südrußlands doppelt wohlthat. Ueber die hohe Blüthe der bulgarischen Industrie hat Canitz der Welt wahrhaft überraschende Aufschlüsse gegeben. Bei allen Mängeln der türkischen Administration ist doch jene Entwicklung unter ihr möglich geworden. Waren es jene Mängel, oder war es der Panslavismus, der den Krieg nöthig gemacht hat? Bulgarien ist durch denselben zu einer mit Leichen übersäeten Einöde geworden.

Die Wichtigkeit des Südslaventhums beruht auf seiner Verknüpfung mit der orientalischen Frage, diesem drohenden Räthsel der Staatskunst unserer Tage. Die Geschichte hat die Balkanhalbinsel und Oesterreich-Ungarn mit einer Reihe Völkerschaften beschenkt, welche, zu unbedeutend, um ein nationales Leben zu entfalten, ihre Vocation, zum Heil der Individuen in ein kräftigeres Volksthum überzugehen, verfehlt haben. In Betreff Oesterreichs läßt sich hoffen, daß die aus diesem Völkergewirr für sein Staatsleben sich ergebenden Gegensätze in den Riesenfortschritten der modernen Cultur ihre Ausgleichung finden werden; die Türkei, deren herrschendes Volk mit seiner asiatischen Bildung in Europa ein Fremdling geblieben, muß an der europäischen Cultur zu Grunde gehen. Der Umstand, daß von den Rajahnationen keine eine so hervorragende Stellung sich erworben, daß ihr in jenem Falle die Hegemonie gebühren würde, nöthigte schon längst die Mächte, sich um die dereinstige Verlassenschaftsregelung zu bekümmern, leider aber ist noch der Schlüssel zu dem Problem nicht gefunden worden. Im Allgemeinen galt es früher als ein europäisches Interesse, daß die Lösung ohne Erschütterung des Weltfriedens erfolge, und deshalb die Türkenherrschaft, vor der Hand die einzig mögliche, so lange erhalten würde, bis die alten Landesbewohner ihr historisches Recht selber würden geltend machen können. Auch hoffte man, daß von den beiden bei der Neugestaltung vorzugsweise interessirten Großmächten das auf die bloße Defensive beschränkte Oesterreich sich gegen einen seinen gegenwärtigen Besitzstand sichernde Grenzberichtigung mit jener Lösung zufrieden geben und Rußland trotz seiner aggressiven Gelüste durch den vereinten Willen Europa's in Ruhe gehalten werden würde. Statt dessen hat Rußland durch geschickte Benutzung der politischen Gesammtlage den Versuch einer lediglich seinen eigenen Interessen entsprecheuden Lösung machen können. Werden sich die Mächte dabei beruhigen?

Von dem schneidigsten panslavistischen Schriftsteller, dem kaiserlich russischen General Fadjejev, waren einige Monate vor Abschluß des Dreikaiser-Bündnisses die Sätze aufgestellt worden, daß die orientalische Frage die slavische Frage sei, und daß dieselbe nicht in Constantinopel, sondern in Wien gelöst werden müsse. Mit andern Worten würde dies heißen, daß eine Lösung, bei der nicht das panslavistische Princip zum Durchbruch gelange und außer der Pforte auch Oesterreich zu Boden geworfen werde, überhaupt keine Lösung sei. Wenn nun am Ende des Krieges Rußland auf der Balkanhalbinsel allmächtig, die Tributärstaaten aber an Menschenleben, an Wohlstand und politischen Ansichten schwer geschädigt dastehen, da läßt sich nicht verkennen, daß der Panslavismus einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan; so lange aber die durch das Schicksal der Südslaven berührte andere Großmacht nicht zur Zustimmung gezwungen worden, dürfte das Resultat des Krieges nicht die Lösung des alten, sondern das Aufstellen neuer Probleme sein.

Rundschau über das nationale Leben.

Die rumänische Frage.*)

Von H. Breßlau in Berlin.

Die Leser der Deutschen Revue brauchen nicht zu befürchten, daß sich ein politischer Leitartikel über die heute die Welt beschäftigenden Streitfragen zwischen den Rumänen und Russen an die Stelle verirrt habe, die in diesen Blättern sonst der historischen Berichterstattung eingeräumt ist. Die „rumänische Frage", von der im Nachstehenden gehandelt werden soll, ist rein historisch-ethnographischer Natur; mit der actuellen Politik steht sie, so sehr ihre Erörterung die wissenschaftlichen Kreise der betheiligten Völker erregt hat, doch in keinem unmittelbaren und directem Zusammenhange. Aber allerdings legen es die letzten politischen Ereignisse einer nicht blos oberflächlichen Betrachtung besonders nahe, sich über die Vergangenheit und Entstehung jener „interessanten Nationalitäten" zu unterrichten, die für uns nicht mehr blos die Völker „hinten fern in der Türkei" sind, sondern deren Kämpfe und Schicksale eben in diesem Augenblicke die Staaten des gesammten Europa's in Mitleidenschaft zu ziehen scheinen. Wie in einem früheren Artikel eine solche Orientirung über die Vergangenheit der nun zu neuem staatlichen Leben berufenen Nationalität der Bulgaren versucht ist, so soll im Nachstehenden über eine in den letzten Jahren viel erörterte Streitfrage in Bezug auf die mittelalterliche Geschichte der Rumänen Bericht erstattet werden.

Die Gebiete, welche heute von den Rumänen eingenommen werden, wie sie selbst sich nennen, oder den Walachen, wie sie im Mittelalter von den Deutschen und Slaven genannt wurden (walahe, walhe, Wälscher ist die allgemeine Bezeichnung, welche die Germanen ihren romanischen Nachbarn gaben) erstrecken sich über eine Fläche von mehr als 4900 Quadratmeilen in den Donaufürstenthümern, Bessarabien, der Bukowina, einem Theile Siebenbürgens, dem Banat und dem östlichen Ungarn; die Zahl ihrer Bewohner schätzt man auf gegen acht Millionen Köpfe. In der vor-

*) Vgl. Roesler, Romänische Studien, Leipzig 1871. Jung, Die Anfänge der Romänen (in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Wien 1876). Jung, Römer und Romänen im Donaulande. Innsbruck 1877.

römischen Zeit waren diese Länder, die unter dem Namen Dacia zusammengefaßt wurden, von einem Volke thrakisch-illyrischen Ursprungs bewohnt, das sich im ersten Jahrhundert vor Christus zu einer einheitlichen Monarchie unter einem priesterlichen Königthum zusammenschloß. Nicht mehr ein ganz rohes Barbarenvolk, sondern von mannigfachen griechischen und römischen Culturelementen gestreift, dehnten die Daker in den nächsten Jahrzehnten ihre Herrschaft weit über die Nachbarländer auf beiden Seiten der Donau aus; sie wurden immer gefährlichere Grenznachbarn der Römer. Schon in den Tagen des Augustus war es wiederholt zu Kämpfen zwischen diesen und den Dakern gekommen; zu Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus stand an der Spitze der letzteren ein Herrscher von hervorragender kriegerischer Tüchtigkeit, Decebalus, der die übrigen thrakischen Stämme der Balkanhalbinsel unter seinem Scepter zu vereinigen strebte und im Jahre 86 den Angriffskrieg gegen die Römer begann. Erfolgreich gegen Kaiser Domitian, den er zum Abschluß eines nicht eben ehrenvollen Friedens nöthigte, lernte Decebalus die noch immer vorhandene Ueberlegenheit der römischen Waffen erst kennen, seit Trajan den Thron der Imperatoren bestiegen hatte. In zwei blutigen Kriegen (von 101—103 und von 105—107) fochten die Daker nun mit verzweifeltem Muthe für die Unabhängigheit ihrer Nationalität; doch blieben ihre Anstrengungen vergebens. Im Jahre 107 sah Decebalus nach dem Verlust seiner Hauptstadt Sarmizegethusa seinen Untergang entschieden; er selbst, der ihn nicht überleben mochte, vergrub seine Schätze und stürzte sich in sein Schwert; viele seiner tapfersten Krieger tödteten sich durch Gift; der Rest des Volkes ward unterworfen, Dacien zur römischen Provinz gemacht. Die herrliche Trajanssäule, die der siegreiche Kaiser als ein Denkmal dieses Triumphes errichten ließ, hat alle Stürme des Jahrhunderts überdauert; ihre Reliefs geben uns von zahlreichen Einzelheiten der Dakerkriege Kunde, von welchen kein Schriftsteller berichtet.

Eine ganze Generation war in den letzten Entscheidungskämpfen, welche die Unabhängigkeit der Daker vernichtet hatten, zu Grunde gegangen; fast alle waffenfähigen Männer waren in den Schlachten gefallen oder hatten einen freiwilligen Tod der Knechtschaft vorgezogen. Da führte Trajan, um das verödete Land neu zu bevölkern, „um das Land zu bebauen und Städte zu gründen", wie ein römischer Historiker berichtet, „unermeßliche Schaaren von Ansiedlern aus allen Theilen der römischen Welt dorthin". Vor allem aus Dalmatien, dann aus Syrien und Kleinasien stammten die Colonisten, denen hier neue Wohnsitze eingeräumt wurden; dazu kamen einzelne Ansiedler aus Süditalien, Noricum, Gallien — ein buntes Gemenge der verschiedensten Nationalitäten war es, das sich so über die Norddonauländer ergoß: verschieden an Religion und an mancherlei Sitten und Gebräuchen, aber alle zusammengehalten durch die römische Sprache und jenen Firniß römischer Cultur, mit dem die Sieger in allen Theilen ihres weiten Reiches die unterworfenen Bevölkerungen zu übertünchen verstanden hatten. Rasch verschmolzen mit diesen römischen Colonisten, wenigstens im Westen des Landes, die Reste der dakischen Bevölkerung, die Kinder jener Krieger, die in Decebalus' Heeren gefochten hatten und die nun leicht sich an die römische Herrschaft gewöhnten, weil sie die Freiheit nicht mehr gekannt hatten. Langsamer und nur allmählich, für uns vielfach kaum mehr erkennbar, vollzog sich der Proceß der Romanisirung in den östlichen Gegenden,

die von dem breiten Strom der römischen Colonisation unberührt geblieben waren; noch zu wiederholten Malen hören wir von Aufständen, die von hier aus gegen die Römer unternommen, freilich schnell wieder unterdrückt wurden; doch spricht alles dafür, daß schon im Laufe der nächsten Jahrhunderte auch hier die überlegene Civilisation der Römer vollendete, was ihr siegreiches Schwert begonnen. Im Anfang des 3. Jahrhunderts werden wir uns Dacien im wesentlichen als ein völlig romanisirtes Land zu denken haben, dessen dakoromanische Bevölkerung, die Vorfahren der heutigen Rumänen, so vielfach gemischt sie in nationaler Beziehung auch sein mochte, in Sitte und Sprache sich nicht wesentlich von der der anderen römischen Provinzen unterschied.

Doch nicht einmal volle zwei Jahrhunderte vermochten die entarteten Römer die Eroberung Trajans zu behaupten. Als in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die Angriffe der Gothen immer gefährlicher wurden, mußte man daran denken, um wenigstens die Linie der Donau den germanischen Barbaren als eine schwer zu überschreitende Grenze entgegen zu stellen, die Besitzungen nördlich dieses Stromes aufzugeben. Im Jahre 274 führte Kaiser Aurelian den schweren Entschluß aus; die Provinz Dacien wurde den Gothen überlassen; Flavius Vopiscus, der Biograph Aurelians, erzählt, der Kaiser habe das Heer und die Provincialen aus dem aufgegebenen Lande herausgezogen und die fortgeführten Völker in Mösien, dem Lande südlich der Donau, dem heutigen Bulgarien, angesiedelt. Für lange Zeiten entschwinden darauf die Dakoromanen völlig aus unseren Augen; keine Urkunde giebt von ihnen Kunde, kein Geschichtschreiber thut ihrer Erwähnung. Als sie, viele Jahrhunderte nach den Stürmen der großen Völkerwanderung, wieder aus dem Dunkel emportauchen, sind sie ein armes Volk von Hirten und Ackerbauern, ohne politische Selbständigkeit; in Blut und Sprache vermischt mit einem starken Procentsatz von slavischen Elementen, die auf die Bildung der Nationalitäten in der Balkanhalbinsel so großen Einfluß ausgeübt haben. Aber ihrem Hauptbestandtheil nach ist ihre Sprache immer noch eine Tochter der lateinischen, und in dem Namen, den sie sich selbst beilegen, haben sie die Erinnerung an ihre römischen oder romanisirten Vorfahren bewahrt. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden von diesen Rumänen in der Moldau und Walachei zwei Fürstenthümer begründet, die anfangs unter ungarischer, später unter türkischer Oberhoheit standen, dann, seit dem Jahre 1856 zu einem Staate vereinigt, den Namen Rumänien wieder zu Ehren brachten und durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit ihre nationale Selbständigkeit wiedergewonnen haben.

Soweit wir sie bisher erzählt haben, und in den auf die Gründung der beiden Fürstenthümer folgenden Jahrhunderten, sind die neueren Forscher über die Geschichte der Rumänen in allen Hauptpunkten einig; die Controverse, eben die rumänische Frage, von der wir ausgingen, knüpft an jene Jahrhunderte des Dunkels an, die auf die Räumung der Provinz Dacien durch die Römer folgen. Nimmt man jene Erzählung des Flavius Vopiscus, die wir anführten, wörtlich, so ist bei dieser Räumung die gesammte romanisirte Provinzialbevölkerung Daciens in die Süddonauländer verpflanzt. Wie kommt es dann, daß wir seit dem 13. Jahrhundert immer zahlreicher werdende Erwähnungen von Walachen und Rumänen in ihren heutigen Wohnsitzen finden, daß sie jetzt als ein Volk von acht Millionen Seelen

eben die Landschaften einnehmen, welche das alte Dacien bildeten? Zwei Möglichkeiten giebt es, das zu erklären. Entweder die Angabe des Biographen des Kaisers Aurelian ist ganz zuverlässig; dann müssen die Dakoromanen in der That neun Jahrhunderte lang südlich der Donau im byzantinischen Reiche gelebt haben und erst im 13. Jahrhundert in langsamer und geräuschloser Wanderung, von der kein Schriftsteller berichtet, in die Gebiete zurückgefluthet sein, welche ihre Vorfahren aufgegeben hatten. Oder aber die Angabe des Vopiscus ist übertrieben; sie bezieht sich nur auf jene Colonisten, die einst Kaiser Trajan ins Land geführt hatte, auf die Truppen, auf diejenigen der Dacier, die im Laufe der römischen Herrschaft ganz zu Römern geworden waren: die eigentliche Masse des dacischen Volkes, die wohl die romanische Sprache angenommen, aber als armselige Bauern- und Hirtenbevölkerung von der eigentlichen römischen Civilisation eben nur oberflächlich gestreift war, folgte der Aufforderung Aurelians nicht, sie blieb sitzen auf der Scholle der Väter, unbekümmert, ob sie die Herrschaft der Römer mit der mindestens nicht drückenderen Herrschaft der Germanen vertauschte; sie hat sich hier erhalten all' die Zeiten des Mittelalters hindurch, ein dunkles und unscheinbares Leben führend, bis sie im 14. Jahrhundert zu neuer Staatengründung sich aufraffte.

So die beiden sich gegenüberstehenden Ansichten, von denen die erstere hauptsächlich durch Roesler, die letztere durch Jung vertreten wird. Man sieht nun leicht, inwiefern diese „rumänische Frage" mit der Politik zusammenhängt. Waren die Rumänen die ältesten Besitzer des dacischen Landes, seine Urbewohner von Anbeginn unser historischen Kenntniß an, haben sie sich in diesem Besitz ununterbrochen behauptet: so hat ihr Anspruch auf die Herrschaft über dasselbe, auf die nationale Vereinigung aller rumänisch redenden Völkersplitter in dem Gebiet, das einst ihre Altvorderen beherrschten, wenigstens eine gewisse historische Berechtigung. Umgekehrt, wenn sie erst in verhältnißmäßig später Zeit eingewandert oder rückgewandert sind, als Hirten und Zinsbauern, als Söldner und Knechte ihrer magyarischen Oberherren, so läßt sich gegen ihre Ansprüche eben dasselbe geltend machen, was ihrerseits — namentlich in Ungarn, der Bukowina und Siebenbürgen — gegen die anderen Bewohner des Landes, Deutsche, Magyaren, Slaven, geltend gemacht wird. Man begreift, daß unter diesen Umständen die Streitfrage, namentlich von Siebenbürger Sachsen einerseits und rumänischen Gelehrten andererseits, mit großer Lebhaftigkeit erörtert worden ist, ohne daß doch diese Polemik der Lösung wesentliche Vortheile gebracht hätte.

Es ist nicht wohl möglich, an dieser Stelle die Gründe, welche für die eine oder die andere Ansicht sprechen, im Einzelnen zu erörtern; es würde dafür erforderlich sein, auf eine ganze Reihe von historisch-kritischen, linguistischen und ethnographischen Detailfragen einzugehen, deren Besprechung nur in einem Fachblatte möglich ist. Ein strenger Beweis läßt sich auch für keine der beiden Meinungen erbringen, eben darum nicht, weil es, wie schon erwähnt, für die hier in Betracht kommenden Jahrhunderte an allen direkten Quellenzeugnissen über den Verbleib der Rumänen gänzlich fehlt. Unsere persönliche Meinung, um mit ihr nicht zurückzuhalten, neigt allerdings der Ansicht zu, die eine ununterbrochene Fortdauer der rumänischen Bevölkerung auf dem nördlichen Donauufer annimmt. Wir können uns leichter denken, daß die Existenz dieser armseligen Landbevölkerung, die am

politischen Leben gar keinen Antheil hatte, auch wenn sie massenhaft ihre alten Sitze erst unter germanischer, später unter anderer Oberherrschaft behauptete, sich der Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters entzog, als daß eine Rückwanderung so zahlreicher Volksmassen zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts, in einer Zeit also, in der unsere Quellen reichlicher fließen, von keinem Bericht erwähnt wird. Wir vermögen auch jener allgemeinen Aeußerung des Flavius Vopiscus nicht eine so zwingende Kraft beizulegen, wie das die Anhänger der Wanderungstheorie thun; die Geschichte des Alterthums und Mittelalters kennt noch andere Beispiele solcher gewaltsamen Verpflanzungen, trotz deren sich bedeutende Reste der alten Population in den früheren Sitzen behauptet haben. Und ein Beispiel, mit welcher Zähigkeit auch viel kleineren Volksmassen eine solche Behauptung möglich ist, geben die romanisirten Rhätier, die sog. Romaunschen, Ladiner oder Walchen im deutschen Tyrol und in Graubündten, die allerdings jetzt in raschem Hinschwinden begriffen sind, immer aber noch über 50 000 Köpfe zählen. Neigen wir somit den Ansichten Jungs zu, so soll doch daneben die Möglichkeit einer Rückwanderung zwar nicht des ganzen Volks, aber doch größerer Gruppen von Rumänen aus dem Süddonaulande im 13. Jahrhunderte keineswegs geleugnet werden. Ja, es will uns nicht als ganz unmöglich scheinen, daß der nationale Aufschwung, welcher die Rumänen eben im 14. Jahrhundert wieder eine gewisse Selbständigkeit gewinnen läßt, grade mit einer solchen Verstärkung zusammenhängen mag, welche die von jeher in dem alten Dacien sitzen gebliebene romanisirte Urbevölkerung durch neue Einwanderung von Nachkommen der einst von Aurelian abberufenen Colonisten erhielt. Und so möchte denn vielleicht auch bei dieser rumänischen Frage, wie bei so vielen anderen die Wahrheit in der Mitte der beiden Extreme liegen.

Deutsche Gesetzgebungszukunft.

Von **Carl Gareis** in Gießen.

Man spricht in unseren Tagen viel davon, daß die Gesetzgebungsmaschine im deutschen Reiche mit Dampfkraft arbeite, daß die Gesetze wie Pilze aus dem Boden wachsen und daß kaum die Juristen, viel weniger die übrigen Leute im Stande seien, sich in der Fluth neuer Gesetze, die über die deutschen Lande unablässig ausgegossen werden, einigermaßen zurecht zu finden. Da entsteht denn der Wunsch, daß innegehalten werde mit dem reichen Segen der Gesetzgebung und daß der Juristenheit wie dem übrigen Volke Zeit gelassen werde, sich an die einmal vorhandenen Gesetze zu gewöhnen, sich hineinzuleben in das, was nun ist.

Untersuchen wir nun, ob dieser Wunsch Berechtigung und Aussicht auf Gewährung hat.

Eine gewisse subjective Berechtigung wird ihm Niemand absprechen: die Aufgabe, welche die Gesetzgebung den Juristen gegenwärtig zumuthet, ist in der That eine kaum zu bewältigende; wer wie mancher Richter und Advokat vom Morgen bis zum Abend mit praktischen Arbeiten vollauf beschäftigt ist, der findet sehr

schwer Muße und Ruhe, um die neuen Gesetze sammt dem zum Verständniß derselben leider unentbehrlichen Material zu studiren; spät Abends, wenn der Geist und der Körper ermüdet sind von des Tages unaufschiebbar drängender Arbeit im Bureau oder Gerichtssaal, sich hinsetzen vor ein neues Gesetz und in den Willen des Gesetzgebers, in die Systematik des Gesetzes, die Ordnung eines neuen Verfahrens etwa, einzudringen versuchen, — dies ist eine Mühe, von deren Schwere sich der Laie kaum eine Vorstellung macht; und sie lastet auf unserem Beamtenstande allerdings gegenwärtig mit ihrem ganzen Vollgewichte.

Dennoch: die Last muß getragen werden, denn objectiv ist jener Wunsch nach Stillstand der Gesetzgebungsmaschine durchaus ungerechtfertigt und unerfüllbar. Das deutsche Heer hat das Seinige gethan, das Recht des deutschen Reiches möglich zu machen und zu sichern: dem deutschen Juristenstande ist sein Feldzug nicht erspart; bekannt ist Blüchers Toast vom Jahre 1815: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so großer Anstrengung gewonnen wurde!“ — naheliegend ist nun die Wendung: Mögen die deutschen Juristen nicht ermüden, das auszubauen, wozu die deutsche Armee den Grund gelegt hat, das deutsche Recht.

Großes ist bereits geschehen; die deutschen Reichsgesetze nur aufzuzählen nimmt Bogen in Anspruch; insbesondere die Justizgesetzgebung ist fundirt; fünf große Gesetze liegen fertig vor uns, eines gilt schon seit 7 resp. 6 Jahren und hat bereits eine Revision erfahren: das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich vom 15. Mai 1871, revidirt am 26. Februar 1876; die anderen vier, die sog. Reichsjustizgesetze (das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27., die Civilprozeßordnung vom 30. Januar, die Strafprozeßordnung vom 1. Februar und die Concursordnung vom 10. Februar, sämmtlich 1877) zusammen und die dazu gehörigen Einführungsgesetze, sind vollendet dem Studium der deutschen Rechtsbeflissenen unterbreitet und treten „an einem durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesraths festzusetzenden Tage, spätestens am 1. Oktober 1879 gleichzeitig mit der im §. 2 des Einführungsgesetzes der Civilprozeßordnung vorgesehenen Gebührenordnung in Kraft.“

Allein gerade diese Gesetze verlangen noch immer die Fortsetzung der Thätigkeit unserer Legislative. Das Reichsjustizamt ist vollauf beschäftigt mit den Arbeiten, welche die Einführung der großen Justizgesetze nöthig macht; die Anwaltordnung und die eben erwähnte Gebührenordnung stehen noch in Aussicht, auch hierzu sind wohl Einführungsgesetze des Reiches nöthig. Allein auch die Landesgesetzgebung darf nicht stille stehen; die Stimme des Reichsgesetzgebers, erhoben zu der Einführung der Justizreform, ruft nothwendig in jedem der 25 deutschen Partikularstaaten das Echo wach: jeder deutsche Einzelstaat hat ein Bedürfniß nach Ausführungsnormen, mittels welcher die verschiedenen nöthigen Gerichtsinstitutionen getroffen und die Rechtspflege, ohne stillzustehen, in das neue Reichsfahrwasser hinübergeleitet wird.

Aber auch dann, wenn dies Alles glücklich geschehen, wenn also in allen deutschen Landen ein einheitlicher Civil-, Straf- und Concursprozeß vor allen den gleichgestalteten und gleichbenannten deutschen Gerichten in Wirksamkeit und Uebung ist, — auch dann wird noch nicht die gewünschte Muße in den Gerichtshallen

und Arbeitsstuben der Juristen herrschen: dann tritt das größte der Justizgesetze an die deutschen Juristen heran, das Werk, an dem die „Civilgesetzgebungscommission" bereits seit dem September 1874 arbeitet, das einheitliche deutsche bürgerliche Recht, das Civilgesetzbuch. Sich in dieses von allen bisherigen Landrechten abweichende, vielleicht schon im Jahre 1882 vollendete Werk hineinzuarbeiten, wird dem deutschen Juristen noch manche heiße Stunde kosten. Allein das Programm der Justizgesetzgebung ist auch damit noch nicht erschöpft: ausdrücklich ist für die Zeit nach Vollendung des bürgerlichen Gesetzbuches bereits als sofort vorzunehmen reservirt die Revision des Handelsgesetzbuches, insbesondere die des Actiengesellschaftsrechts, dann die Revision der Wechselordnung, wobei internationale Rechtsbedürfnisse Befriedigung finden dürften, und die Revision des deutschen Genossenschaftsrechts.

Im Anschluß an die Reform des Prozeßverfahrens, noch mehr aber im Anschluß an das neue und gemeinsame bürgerliche Recht wird auch eine Aenderung in den Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit eintreten müssen; das Notariat, die Einrichtung der Grundbuchämter, eventuell die Umwandlung der Hypothekenämter, die Regelung des nicht streitigen Verlassenschaftswesens und die einheitliche Organisation des Vormundschaftswesens wird die Reichs- und Landesgesetzgebung aufs Neue in productive Thätigkeit setzen. Wenn auch die materiellen Normen für diese Institutionen, denen leicht noch zahlreiche andere, z. B. das ganze Registerwesen in Handels- und Urheberrechtssachen, hinzugefügt werden können, im bürgerlichen Rechte und den hierzu gehörigen Spezialgesetzen des Reiches enthalten sind, bezw. sein werden, so ist die Einsetzung der partikularen Behörden hierfür doch Sache der Landesjustizhoheit und es stehen somit auch auf diesem Gebiete neue Normen und neue Einrichtungen in Aussicht auf Grund neuer Reichsgesetze.

Neben diesen Justizgesetzen des Reiches und der Einzelstaaten werden zahlreiche andere Gesetze erscheinen, die der deutsche Jurist kennen lernen und theilweise auch direct anwenden muß! — Es ist kein Zweifel darüber: unser deutsches Grundgesetz, die Verfassung des deutschen Reiches, ist einer Verbesserung ebenso bedürftig wie fähig; eines der neuesten Reichsgesetze (das vom 17. März 1878, betreffend die Stellvertretung des Reichskanzlers) ist ein deutlicher Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Bald wird das Bedürfniß an mehreren Stellen hervortreten, es werden einzelne Paragraphen der Verfassung verbessert und schließlich das Ganze derselben einer Revision unterstellt werden. Noch läßt sich das Detail und der Weg hierzu nicht deutlich vorhersehen; nur so viel dürfte zu sagen sein, daß die häufig aufgeworfene Frage der Einführung wirklicher Ministerien des Reiches, wie die der Stellung des Bundesraths, namentlich die der Thätigkeit seiner ständigen Ausschüsse gegenüber den sich immer mehr und eigenartig entwickelnden „Reichsämtern" einer definitiven Lösung, sei es im föderativen, sei es im centralistischen Sinne, entgegengeführt werden wird. Wir werden demnach neben den Justizgesetzen auch durch Verfassungsgesetze beschäftigt und in Athem erhalten werden. Der Revision sind aber noch viel eher als die Reichsverfassung die Grundgesetze einer nicht unerheblichen Anzahl von deutschen Einzelstaaten zu unterziehen. Ich kann mich rücksichtlich der in diesen Beziehungen nöthig wer-

denden Reformen kurz fassen: denn unter der Ueberschrift „Parlamentarische Wünsche“ hat mein geehrter Herr College von Schulte in diesen Blättern (Deutsche Revue, Januar 1878, Seite 1—6) die Richtpunkte angegeben, nach denen sich diese Reformen bewegen sollen. Ganz besondere Beachtung verdient darunter das von Schulte zur Einführung in weiterem Umfange vorgeschlagene Institut der ständigen Ausschüsse; mittels derselben wird es nämlich — und dies dürfte neben den vom Verfasser angegebenen Vortheilen noch besonders zu erwähnen sein, — auch möglich werden, den Gesetzen eine tadellose Fassung zu geben, an der es in so vielen Gesetzen zur Zeit noch fehlt. (Ich erinnere beispielsweise an die bekannte Verordnung: „Wer Hunde auf Menschen oder andere Thiere hetzt“ u. s. w. und an die in einer Verordnung vom Jahre 1869 vorkommende Verfügung: „Menschen und sonstige Gegenstände sind auf kürzestem Wege wieder über die Grenze zu bringen, womöglich ohne Ortschaften zu passiren.“)

Aber auch mit den allmählich sich als nothwendig ergebenden Verfassungsänderungen ist die Perspective noch nicht geschlossen: abgesehen von den im Laufe der Zeit etwa nöthig werdenden und nun nicht vorherzusehenden Gelegenheitsgesetzen — ein Wort, welchem ich keinen schlimmen Sinn beilege; vergl. meine „Irrlehren über den Kulturkampf“ (Berlin 1876, Carl Habel, S. 67) — wird das Finanzwesen und die Socialpolitik bedeutende Anforderungen an die deutsche Gesetzgebung stellen.

Die Nothwendigkeit, einen selbständigen „Reichshaushalt“ zu gründen, ist ebenso groß, als die Schwierigkeit dieses Unternehmens; als die Vorlage über Besteuerung des Tabaks vor wenigen Monaten eingebracht wurde, da erhoben sich aus verschiedenen Parteien des Reiches Stimmen für eine principielle Reform des gesammten Finanzwesens unseres Reiches; mag nun die Erhebung indirekter Steuern dem Bunde, die direkter den Einzelstaaten zugewiesen werden (ein Weg, welchen theilweise die Schweiz geht), oder mag man unter den Steuern andere Eintheilungen und Zutheilungen treffen, oder mag man ganz darauf verzichten, eine irgend principielle Regelung in die Reichsfinanzlage zu bringen, — sicher ist, daß diese Frage unsere Gesetzgebungsfactoren in eine sehr angestrengte Thätigkeit versetzen wird, so daß also auch auf diesem Gebiete vor Jahren auf keine beschauliche Ruhe zu rechnen sein dürfte; noch weniger aber auf dem der Socialpolitik: schon die immer sich wiederholende Forderung der Revision unserer Gewerbeordnung bringt der Gesetzgebung Arbeit und Schwierigkeiten genug; und wenn nun erst gar fortgeschritten werden soll auf der Bahn des Ausbaus des Culturstaats, wenn der Staats- und der Reichsbetrieb erweitert und auf neue Gebiete ausgedehnt werden soll?! Die Reichseisenbahnfrage wirbelt schon Staub genug auf, sie wird aber nicht allein bleiben auf diesem Gebiete; bereits ist — von socialistischer Seite allerdings — angeregt worden, das gesammte Feuerversicherungswesen zur Reichssache zu machen; der Gedanke wurde jedoch sofort von der Mehrzahl der socialdemokratischen Führer verworfen, weil die Durchführung desselben eine enorme Kräftigung des herrschenden Systems des Reichs, Preußens, des Militarismus u. s. w. bewirken würde. Für uns, denen dieses Motiv für und nicht gegen diesen Gedanken spricht, liegt die Frage sehr schwierig; sie kann nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen, sondern nur unter sorgfältiger Prüfung der Fundamente un-

seres staatlichen und socialen Zusammenseins verneinend oder zustimmend beantwortet werden; wenn man bedenkt, daß die Werthe, welche in Deutschland gegen Feuer versichert werden, bereits vor 10 Jahren auf ca. 40 Milliarden Mark (vergl. Meyers Deutsches Jahrbuch I. S. 803) geschätzt wurden, und wenn man ferner bedenkt, wie groß die Ausdehnung des Reichsbeamtenheeres durch Uebernahme des Feuerversicherungswesens Seitens des Reiches würde, so ahnt man allerdings den bedeutenden Einfluß, welchen jener Schritt auf die gesammte Politik im deutschen Reiche ausüben würde, aber auch die enorme Schwierigkeit, mit welcher die wissenschaftliche und politische Lösung solcher Probleme verbunden ist.

Doch nun genug! Nicht länger wollen wir den Blick in die Zukunft schweifen lassen; wir haben gesehen: Rechtspflege, Verfassungsreform, Finanz- und Socialpolitik werden neben Dem, was sonst etwa noch Anforderungen an die Gesetzgebung stellen wird, wie z. B. die Kirchenpolitik, die Lebensmittelpolizei, die Durchführung der Verwaltungsrechtspflege in den Einzelstaaten u. A. — dafür sorgen, daß des „Gesetzmachens" in Deutschland nicht so bald, als Mancher vielleicht denken oder wünschen möchte, ein Ende sein wird.

Jeder jetzt eintretende Stillstand in der deutschen Legislative wäre bitterlich zu beklagen; denn das Rechtsgebäude des deutschen Reiches ist noch nicht ausgebaut; Großes ist begonnen, aber noch nicht vollendet. Das deutsche Volk ist nicht das einzige, welches derartig große Gesetzgebungswerke zu einem systematischen Ganzen aus sich herauswachsen sieht, — die Franzosen haben Aehnliches wiederholt, insbesondere aber unter Napoleon I., durchgemacht, — und es ist auch nicht das erste Mal, daß eine ähnliche große Reform durch deutsche Gesetze, zumal Gesetze eines deutschen Reiches, bewirkt wurde: Die zwanzig Jahre, welche dem Jahre 1495 folgten, als Kaiser Maximilian I. den ewigen Landfrieden aufgerichtet und in den darauf folgenden Reichstagsabschieden von 1498, 1500, 1505 u. ff. revidirte, da das Reichskammergericht und der Reichshofrath constituirt, die Reichsnotariatsordnung eingeführt wurde u. s. w., gleichen in gewissem Sinne auch unserer Zeit; es war eine großartige Friedensordnung damals intendirt und soweit die Ungunst der politisch unruhigen Zeiten es gestattete, auch durchgeführt. Hoffen wir, daß es uns gelingt, die begonnene Friedensordnung vollständig und dauerhaft zu schaffen und in patriotischer Hingebung zum Heile des Vaterlandes einzuführen!

Deutsche Träume über die orientalische Frage.

Von J. C. Bluntschli in Heidelberg.

Die ernsten, aber wie es scheint, versöhnlichen Verhandlungen, die gegenwärtig zwischen den Cabinetten und den leitenden Staatsmännern von Großbritannien, Rußland und dem deutschen Reiche geführt werden, entziehen sich vorerst der Oeffentlichkeit. Aber allgemein ist das Gefühl verbreitet, daß diese Verhandlungen entscheiden werden, ob die orientalische Frage ohne neuen Krieg in einem europäischen Congresse zu lösen oder ob der vorbereitete Krieg zwischen England und Rußland unvermeidlich geworden sei.

In einer solchen für die Ueberlegung und Sammlung dienlichen Pause darf wohl an einige Meinungsäußerungen politisch denkender Deutscher aus früheren Jahren erinnert werden, und wäre es nur, um die politischen Träume begabter Köpfe zu betrachten. Wir haben es ja erlebt, daß auch andere Träume des früheren Geschlechts von künftiger Wiedergeburt eines deutschen Reiches besser erfüllt worden sind, als die Träumer zu hoffen gewagt hatten.

In den jüngst veröffentlichten Briefen von Ferdinand Lassalle an Rodbertus-Jagatzow findet sich in einem Briefe des letztern an den erstern folgende merkwürdige Stelle:

„Und ich hoffe noch die Zeit zu erleben, wo die türkische Herrschaft an Deutschland gefallen sein wird, und deutsche Soldaten oder Arbeiter-Regimenter am Bosporus stehen.“ (Mai 1863.)

Gewiß war das ein ebenso abenteuerlicher Gedanke eines deutschen Romantikers, wie der Gedanke von Leibnitz, der die französische Ruhm- und Eroberungssucht nach Aegypten gewiesen hatte.

Der General Bonaparte hatte den Versuch unternommen, den orientalischen Traum von Leibnitz zu verwirklichen; es ist ihm nicht geglückt, weil die Engländer ihm entgegen getreten sind. Unsere deutsche Reichsregierung aber verräth gar keine Neigung, deutsche Soldaten an den Bosporus zu senden und hat eine gerechte Scheu vor der Verantwortlichkeit, welche der sich auflädet, der die türkische Verlassenschaft übernimmt.

Rodbertus stand damals mit seiner Meinung einsam, und doch fand er an Lassalle einen Freund, der ihm zustimmte. Lassalle erwiderte am 8. Mai 1863: „Wie oft habe ich nicht gerade diese Ansicht meinen besten Freunden gegenüber vergeblich vertreten und mich dafür von ihnen einen „Träumer“ nennen lassen müssen! Die ganze Verschiebung der seit 1839 so oft in Angriff genommenen orientalischen Frage hat für mich immer nur den vernünftigen Sinn und Zusammenhang gehabt, daß die Frage so lange hingeschoben werden muß, bis der naturgemäße Anwärter, die deutsche Revolution, sie löst.“

Die deutsche Revolution ist im Jahr 1866, wenn auch in anderer Gestalt, als Lassalle erwartet hatte, gekommen, das deutsche Volk hat in dem deutschen Reich einen kräftigen Körper erhalten und wieder in Europa eine seiner würdige Stellung errungen. Es hat aufgehört, das Aschenbrödel zu sein, das die hochmüthigen Schwestern verachten und mißhandeln. Dennoch hat das deutsche Reich die Anwartschaft auf die türkische Erbschaft nicht geltend gemacht, sondern begnügt sich mit der bescheidenen Rolle eines europäischen Maklers, der zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn, wie zwischen Rußland und England ein Geschäft zu friedlichem Abschluß zu bringen sucht.

Die Nation hat die eminent friedliche und enthaltsame Politik des Reichskanzlers gebilligt. Sie hat kein Verlangen, die napoleonische Politik der Leitung Europa's oder wenigstens des obersten Schiedsrichters über Europa wieder aufzunehmen und zu erneuern. Sie hatte früher zu sehr unter solcher Anmaßung gelitten und das Unrecht einer solchen Hegemonie gegenüber selbstbewußten und männlichen Völkern zu schwer empfunden, um den Fehler des französischen Kaisers nachzuahmen, welcher die französische Nation ins Unglück gebracht hat.

An dieser Haltung der Reichsregierung, des Reichstags und der deutschen Nation änderten nichts die leidenschaftlichen Mahnungen mancher Journale, welche Oesterreich-Ungarn in den Krieg hetzen wollten und verlangten, daß Deutschland mit Oesterreich gegen Rußland feindlich vorgehen sollte. Diese aufregenden Artikel, die ihren Ursprung in diplomatischen Nestern deutlich genug verriethen, waren wie die Steinchen, welche Knaben über die Oberfläche des Sees hinwerfen. Sie machten einiges Geräusch, zogen Kreislinien auf dem Wasser, die bald wieder verschwanden und sanken dann auf den Grund hinab.

Haben wir aber wirklich keine Aufgaben im Orient zu erfüllen? Ist es für uns und unsere Bestimmung in Europa wirklich gleichgültig, wie die Dinge schließlich im Südosten von Europa und an der Brücke nach Asien geordnet werden?

So lange wir die schwierige Aufgabe zu erfüllen hatten, uns selber von der Fremdherrschaft und von der Hegemonie der Fremden zu befreien und die zerstreuten und großen Theile machtlosen deutschen Länder zu einem mächtigen deutschen Reiche zusammenzufassen, so lange die deutsche Nation für ihre eigene Existenz kämpfen mußte, konnte sie noch nicht an größerer Weltpolitik sich betheiligen. Trotz ihres kosmopolitischen Geistes bedurfte sie vorerst aller ihrer Kräfte für die Erreichung eines nationalen Staatswesens. Aber nachdem das nächste Ziel erreicht ist, wird sie sich allmählich daran gewöhnen müssen, einen höheren Standpunkt einzunehmen und auch die Entwicklung der civilisirten Menschheit, an welcher sie einen großen Antheil hat, in den Bereich ihrer politischen Gedanken und je nach Bedürfniß auch ihrer Arbeit und That hineinzuziehen.

So wie man aber auf diese Höhe steigt, so kann kein Zweifel sein: Obwohl wir keine Nachbarn der Türkei sind und unsere nationalen Interessen weniger als die andrer Nationen von dem Schicksal des Orients betroffen werden, so geht auch uns die Neugestaltung von Südosteuropa etwas an. Gewiß hatte unser genialer Kanzler, als er seine Abneigung scharf betonte, deutsches Blut und deutsches Gut in dem orientalischen Handel zu opfern, nicht entfernt die Absicht, damit eine stumpfsinnige Theilnahmlosigkeit zu behaupten und zu empfehlen.

Die obigen Aeußerungen von Rodbertus und Lassalle brachten mir die weit ältere Schrift eines Freundes in Erinnerung, in welcher ebenfalls das deutsche Interesse an der Neugestaltung des Orients in großartiger Weise hervorgehoben wird. Das Buch (Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft von Theodor Rohmer, Zürich 1841) ist heute fast vergessen und es hatte auch, als es vor einem Menschenalter erschienen war, zwar einige begeisterte Anhänger, aber im großen Publikum wenig Beachtung gefunden. Obwohl es nicht ohne jugendlichen Enthusiasmus und nicht ohne seltsame Schwärmerei geschrieben ist, so lese ich doch noch heute gelegentlich darin und freue mich jedesmal über den Reichthum an politischen Ideen.

Der Verfasser nennt die mancherlei Völker, die im Südosten Europa's unter der Türkenherrschaft zusammengefaßt wurden, Ostromanen. Wie das westliche lateinische Römerreich von den Germanen überfluthet wurde und aus der Mischung von Romanen und Germanen die heutigen Völker und Staaten von Südwesteuropa entstanden sind, so haben die Slaven sich auf das östliche und griechische Reich gestürzt und sind aus der Mischung der erobernden slavischen und der unterworfenen griechischen Bevölkerung neue Nationen entstanden. Diesen Nationen, und nicht

einer der europäischen Großmächte ist die türkische Erbschaft bestimmt. Die Ostromanen stehen hinter den Westromanen ebenso in der Cultur zurück, wie die Slaven hinter den Germanen. Aber auch da sind die Keime und Anfänge einer höheren Cultur, die während Jahrhunderten durch die Türkenherrschaft niedergedrückt war, deutlich sichtbar. Die Neu-Griechen sind vorausgegangen in der Emancipation. Die Griechen sind eine seefahrende Nation. Ihnen ist die erste Rolle beschieden. „Eine halbbarbarische, an Ungebundenheit gewöhnte, durch Druck verwilderte Nation, wie die neugriechische, kann geeinigt werden nur durch eine gemeinsame Unternehmung, die dem Nationalgeist entspricht. Ein Zug wider den Islam, nach Macedonien und Rumelien wäre für die Neugriechen, was den alten der trojanische Krieg war. Die weitere Zukunft muß die jonischen Inseln, die des ägäischen Meeres, muß Kandia, Cypern und Rhodos den Griechen geben. Dann erst, wenn die zerstreuten Brüder vereinigt sind, wird von Europa aus eine Wanderung ergehen über den Hellespont und über's ägäische Meer, wie vor alten Zeiten: Kleinasien wird colonisirt, bevölkert, — europäisirt werden. Der große Völkerstrom von Westen nach Osten, so lange gedämmt durch die türkische Invasion, wird auf's Neue überfluthen und muß es, denn Europa allein kann Leben schaffen, wo jetzt der Tod regiert."

So wie der Verfasser es sich dachte, ist es bis jetzt nicht gekommen. Die Griechen waren zu schwach und zu lässig für eine so große Aufgabe und die beiden westeuropäischen Völker, von denen derselbe Hülfe erwartete, die Deutschen und die Franzosen, haben sich selber bekämpft und zu gemeinsamen Operationen noch keine Zeit und keine Lust gehabt, wenngleich für beide ein großes gemeinsam gefördertes Unternehmen ein Segen wäre.

Bedeutsamer sind während der letzten großen Befreiungskämpfe die beiden anderen nationalen Gruppen hervorgetreten, wovon die slavische der Serben und die der Montenegriner, theilweise der Bulgaren und die romanische der Rumänen; aber auch sie waren nicht stark genug, um die Türkenherrschaft mit eigener Kraft allein abzuwerfen. Sie bedurften der Hülfe des großen Slavenreiches in Nord-Osteuropa. Sogar den Russen ist es nicht leicht geworden, die kriegerischen Osmanen zu besiegen und der Türkenherrschaft ein Ende zu machen.

Wenn nun die Völker an der Donau und in den Balkanländern endlich frei geworden sind, so haben sie das nicht der westeuropäischen, sondern der russischen Hülfe zu verdanken und mehr noch den Anstrengungen und Opfern der Russen als selbst den eigenen Erfolgen. Es wäre unbillig, wenn Europa diese Thatsache übersehen und mißachten würde, und undankbar, wenn die befreiten Völker sie leugnen würden.

Aber wenn Rußland unter den europäischen Mächten die erste Stimme gebührt bei der Neugestaltung von Ostromanien, und man Rußland nicht zumuthen kann, daß es die Früchte seiner Kämpfe und seiner Siege den andern in den Schooß werfe, so folgt daraus weder, daß Europa auf seine europäischen Rechte und Interessen verzichte, noch daß eine exclusive Russenherrschaft in den Balkanländern aufzurichten sei.

Der Verfasser beachtet es ebenfalls, daß Rußland voraus sich berufen fühle, die Erziehung der im Entstehen begriffenen Völker zu übernehmen. „Dasselbe slavische Blut, dieselbe griechische Religion, das sind die Bande, womit es den größten Theil

der Ostromanen an sich zu ketten hofft. — Die Anziehung ist tief genug und im gegenwärtigen Augenblick (1841) herrscht Rußland wahrhaftig in der Moldau und Wallachei, es leitet Serbien, bestimmt theilweise Griechenland und umgarnt die Reste der Türkei."

Trotzdem behauptet der Verfasser: „Es liegt etwas in dem Wesen der südlichen Slaven, das die Hoffnung der nördlichen zu nichte macht." „Die ostromanischen Nationen müssen vermöge des angebornen Dranges ihrer Natur zu den slavischen in dasselbe Verhältniß treten, das zwischen Germanen und Westromanen besteht. Wir sehen durch alle Geschichte hindurch die beiden letzteren voll Eifersucht, voll Wetteifer, in beständigem Gegensatz jedwedes seine Eigenthümlichkeit zu wahren, wenngleich die Anziehung, die zwischen beiden waltet, einen ununterbrochenen geistigen Austausch hervorbringt. Ebenso werden die Ostromanen, wiewohl im innigsten Verkehr mit den Slaven, doch diesen gegenüber ihren besonderen Charakter auf's schärfste entwickeln. Der Instinkt der Selbsterhaltung, bisher gegen die Türken als die herrschende Race gerichtet, wird nach ihrem Falle gegen die Nordslaven sich kehren, weil gerade sie die einzigen sind, von denen die Gefahr des Verschwimmens droht." „An diesem Triebe wird der russische Fortschritt den Damm finden, den die Politik bisher vergebens gesucht hat. Das Schreckbild einer russischen Herrschaft im Süden, so trügerisch in unsern Tagen, erblaßt vor dem wahren Bilde, wie es in den erwachenden Griechen und Serben die Zukunft uns zeigt. Ich muß es hier den Kleingläubigen, die auf den Schein der Dinge, nicht auf den Kern sehen, wieder sagen: Die urkräftig wirkende Natur wird alle Künste der Politik zu Schanden machen. Die russische Protection, so begierig ergriffen als Schutzwehr gegen den gemeinsamen Erbfeind, sinkt in sich selbst zusammen, so bald verjüngte Völker auf den Ruinen stehen. Wenn heute Konstantinopel von den Russen erobert würde — unsere Anschauung wäre damit nicht umgestoßen."

Wenn diese in die Tiefe der Natur eindringende Wahrnehmung vor einem Menschenalter richtig war, so hat sie sicher an tröstlicher Beweiskraft nichts verloren. Dennoch fällt auf, daß uns in den heutigen politischen Betrachtungen dieser Gedanke nirgends begegnet und daß heute noch die europäischen Russenhasser die Rettung aus der Gefahr einer allgemeinen Russenherrschaft über Osteuropa vornehmlich von den Türken hoffen, welche durch ihre Unterdrückung der christlichen Nationen die Russen herbeigezogen haben, oder von den Engländern, welche die verrotteten Zustände der Balkanhalbinsel zu erhalten und auszubeuten suchten. Wenn die Natur selber dafür gesorgt hat, daß nicht ganz Osteuropa in einem slavisch-orthodoxen Sumpfe versinke, sondern Leben und Entwicklung unter den Völkern von Osteuropa sich zeigen, so wird eine gute Politik voraus diese natürliche Anlage zu beachten und zu schützen suchen.

Der Verfasser erwartete damals, daß Oesterreich und Ungarn die Aufgabe begreifen würden, ohne zu verschleiern, daß dann die Politik dieser Großmacht aufhören müßte, eine blos negative und hemmende zu sein.

Wieder kommt er auf den Gedanken zurück, daß Ostromanien berufen sei, die Strömung der Völker des Westens nach Osten zu vermitteln, wie Anatolien bestimmt sei, die Berührung der orientalischen Völker mit den europäischen zu vermitteln.

„Die griechisch-slavische Halbinsel ist die Brücke von Europa nach dem Orient, Kleinasien ist die Brücke vom Orient nach Europa. Man denke sich nun die europäische Republik als Königin des Erdballs (wenigstens der östlichen Halbkugel) und ihr gegenüber die beherrschten Länder, so ist offenbar: Ostromanien mit Anatolien bildet den Herrschersitz Europa's, das große Areal, von dem aus Asien und Afrika regiert wird; Konstantinopel, die alte Weltstadt, ist die Residenz der monarchischen Gewalt, welche von Europa geübt wird.

Nicht Rußland, nicht England dürfen also in Konstantinopel für sich herrschen, Europa allein gebührt die Herrschaft. Der Verfasser betrachtet es als die Mission von Deutschland, als der künftigen europäischen Großmacht ersten Ranges, für dieses Recht und diesen Beruf Europa's zu sorgen.

„Nur ein organisirtes, einiges, geschlossenes Europa kann die Aufgabe erfüllen, die Gott ihm zugewiesen hat: die erstorbenen Völker in Asien und Afrika zu beleben, die heranwachsenden in Ostromanien zu erziehen."

Ich denke, in diesem deutschen Traum sind große und fruchtbare Wahrheiten. Wer weiß, ob derselbe nicht auch noch in Erfüllung gehen wird.

Die Platonischen Fragen in Vergangenheit und Gegenwart.

Von **Hans Vaihinger** in Straßburg i. E.

M. Carriere hat in einer 1837 erschienenen Abhandlung die feine geschichtsphilosophische Bemerkung gemacht, daß sich alle Systeme und Perioden der Philosophie nach ihrem überwiegenden Interesse für Platon oder für Aristoteles eintheilen lassen, eine Bemerkung, die schon von Goethe angedeutet und seitdem nicht selten wiederholt worden ist. In welche dieser beiden Reihen aber sollten wir nun die Gegenwart einfügen? Weil diese eklektisch ist, kann keine der beiden Richtungen überwiegen; doch sind auch hier feine Nuancen: so läßt sich nicht verkennen, daß, während von Hegel bis zu dem Tode Trendelenburgs Aristoteles in der Schätzung in den Vordergrund trat, in der Gegenwart sich das Interesse wiederum viel mehr Platon zugewandt hat. Diese Thatsache, die auch in der intensiveren Beschäftigung mit dem Letzteren an den Universitäten ihren statistischen Ausdruck erhält, hängt zusammen mit der von mir schon früher in diesen Blättern charakterisirten Neukantischen Strömung. In theoretischer wie in ethischer Beziehung tritt die Verwandtschaft Platons mit Kant immer deutlicher hervor. Es ist eben keineswegs ein blos culturhistorisches Interesse, welches die Beschäftigung mit diesem Heros der Philosophie beherrscht: das sich von Generation zu Generation wiederholende und steigernde Studium dieses Geisteshelden hat unmittelbar actuelle Bedeutung, weil zum Platonismus Jeder Stellung nehmen muß; Platon bleibt ewig jung; er ist, wie Emerson ihn auffaßt, einer der „Representative men" der Menschheit. Es kann niemals eine Zeit geben, welche an Platon achtlos vorüberschreiten dürfte. Und unsere Zeit darf das am wenigsten.

Im Folgenden sollen diese unverkennbaren Interessen der Gegenwart an Platon herausgehoben werden, doch müssen wir zum besseren historischen Verständniß

der „Platonischen Frage" eine Schilderung der Bedeutung Platons für die frühere Deutsche Speculation, sowie eine Zusammenstellung der blos das historische Interesse erregenden Punkte voranschicken.

Die intensivere und fruchtbare Beschäftigung mit Platon datirt, wie allgemein bekannt, in Deutschland von Schleiermacher*) an. Es wäre jedoch richtiger, zu sagen, daß der Aufschwung der Deutschen Philosophie seit Kant naturgemäß das Interesse für die geschichtlichen Forschungen und speciell für Platon geweckt habe. Es ist keineswegs, wie durchgängig (auch von Stein) behauptet wird, erst Schleiermacher, welcher Platon gleichsam wieder neu entdeckt hat. Vielmehr ist das Schleiermacher'sche Interesse nur ein Symptom einer bis jetzt nicht genügend beachteten allgemeinen Krisis. Diese ist, kurz gesagt, identisch mit der in dem achten und neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts entstandenen romantischen Reaction gegen die Aufklärungszeit. Die Schwäche der Aufklärung hatte sich wohl kaum so eclatant bewiesen, als bei ihrer faden Auffassung Platons, wie wir sie z. B. bei Mendelssohn, Engel und selbst bei Wieland treffen. Der energische und heroische Aufschwung des jugendlichen Geistes Deutschlands zeigte sich auch in diesem Punkte. Die culturhistorisch merkwürdige Thatsache, welche sich z. B. bei der Reaction gegen die Scholastik auffallend wiederholt, daß ein Aufbäumen der Geister gegen Verknöcherung stets mit einer Begeisterung für Platon zusammentrifft (ich erinnere z. B. an die bekannte Schilderung Bruno's durch Carriere in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit"), tritt an diesem Wendepunkt der Geistesentwicklung scharf beleuchtet hervor. Dieses gesteigerte Interesse und Verständniß für Platon, parallelgehend mit dem bekanntlich eben erst damals erwachenden Verständniß für Spinoza, ist eines der Symptome jener merkwürdigen Zeit, das bis jetzt freilich noch keine richtige Beachtung fand. Durch Hemsterhuis, G. Schlosser und die Grafen Stolberg wurde dieser Enthusiasmus für Platon dem damaligen „Jungen Deutschland" vermittelt. Auch Goethe beschäftigte sich lebhaft mit Platon und aus jener Zeit stammen mehrere interessante Aeußerungen desselben über den Philosophen, insbesondere jene berühmte Schilderung von Platon und Aristoteles (in den Materialien zur Farbenlehre), wo er den letzteren einer in regelmäßiger Form aufsteigenden Pyramide vergleicht, von dem ersteren aber, Platon, sagt: „einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, sucht er den Himmel." Diese neue Begeisterung für Platon war eines der Merkmale, durch welches sich die damals aufstrebende Generation von den älteren Schichten scharf unterschied. Die alles verflachende Aufklärung hatte für Platon keinen Sinn; mit ihrem, um mit Strauß zu reden, „disjunctiven Charakter" stand sie den Platonischen Dogmen und Mythen ebenso einseitig gegenüber, wie den Erzählungen der Evangelien: entweder sollte alles haarklein wahr und „vernünftig" sein, oder es war Unsinn und Träumerei. Die Mängel, welche Strauß an Reimarus in Bezug auf seine Auffassung der christlichen Erzählungen rügt, gelten auch in Bezug auf die Schätzung Platons für die ganze Aufklärungszeit. Die nüchterne Verständigkeit fand mehr Gefallen an Sokrates; sehr richtig bemerkt daher Zeller (Geschichte der deutschen

---

*) Vgl. zum Folgenden das vortreffliche Werk von Heinrich von Stein, Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus, Göttingen 1862—1875. Drei Bände.

Philosophie, S. 339) von Mendelssohn: „Der Mann nach seinem Herzen ist Sokrates, ein Sokrates, der dem Christus der Aufklärung vollkommen ähnlich sieht."

Wie bemerkt, fällt nun das Wiedererwachen eines congenialen Verständnisses zusammen mit dem ganzen Umschwung und Aufschwung der großen Literaturperiode. An die Stelle hochmüthigen Absprechens und eines eitlen Superioritätsdünkels trat allmählich ein Gefühl inniger Bewunderung und Verehrung. Zwar zeigen noch Herder und selbst Kant merkwürdig wenig Verständniß für den Platonischen Gedankenkreis, aber schon bei Lessing, Hamann und Jacobi tritt diese neue Stimmung lebhaft hervor. Neben dem Studium von Spinoza (und Bruno) ist es insbesondere die Lectüre Platons gewesen, welche den energischen Aufschwung der Deutschen Speculation in Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher und Schopenhauer mitveranlaßte; man denke an den bekannten Rath Schulze's an den letzteren, neben Kant nur Platon zu studiren. Welcher Gedankenkreis war es nun, der die junge Generation Deutschlands damals so mächtig zu Platon hinzog? Es ist im wesentlichen derselbe Gedanke, der den Spinozismus beherrscht, der Gedanke, daß die ganze Reihe der einzelnen Dinge die zeitlich distrahirte Erscheinung eines ewigen, idealen und einheitlichen Weltgrundes sei, der sich in den einzelnen Gestalten ausleben soll, der Gedanke, daß die Welt und die Weltdinge Erscheinungen des Göttlichen seien und daß dieses selbst als ewiger immanenter Weltgrund gefaßt werden müsse. Diesem Gedanken gab der Deutsche Idealismus in allen seinen Formen Ausdruck. Und wie das Wort „Idealismus" der Platonischen Idee seine Entstehung verdankt, so nahm auch die Sache wenigstens theilweise ihren Ursprung aus dem neu erwachten Platonischen Studium.*)

Es würde uns weit über die uns hier gesteckten Grenzen hinausführen, wollten wir im Einzelnen an den verschiedenen Systemen des Deutschen Idealismus nachweisen, wie sie sich zum echten Platonismus verhalten und worin sie eine Fortbildung und Modernisirung Platons enthalten. Aber das darf wohl ausgesprochen werden, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande die großartigen Gedanken und ahnungsreichen Ideen Platons ein so tiefes, so lebendiges Verständniß nicht nur, sondern auch eine so glänzende und grandiose Ausbildung gefunden haben, als in der Deutschen Speculation. Nicht blos die Kantische Gedankenwelt zeugt von dieser oft unbewußt wirkenden Macht des Platonismus — die ganze Entwicklung der Speculation von Kant an ist der lebhafteste Beweis dafür. Bei allen Vertretern dieser Richtung ist die Wahlverwandtschaft mit Platon auffallend; es war aber nicht blos der theoretische Idealismus, welcher an Platon sich orientirte, dessen Ideenlehre die Vorgängerin der Theorie des Absoluten als des immanenten Weltgrundes ist; vielleicht noch mehr als dies war es der praktische Idealismus Platons, welcher dem Deutschen Genius verwandt war und ist. Die „Herrenlosigkeit der Tugend", d. h. die Lehre, daß die Tugend nicht Sache sklavischen Gehorsams, sondern absolut freien Entschlusses sein müsse, fand ihre Weiterbildung in der Freiheitslehre Kants und Fichtes und im „Kategorischen Imperativ."

*) „Idealismus" hieß bis auf Kant das System, das die Welt nur als Vorstellung, idea (engl.) betrachtet (Berkeley), von da an verändert das Wort seine Bedeutung im Platonischen Sinne der „Idee", wozu auch der eigenthümliche Sinn der Kantischen „Idee" mitwirkte.

Neben der Tendenz, das Lehrgebäude Platons für die Neubildung der Systeme zu verwerthen, ging aber zweitens naturgemäß das Bestreben, das Platonische System selbst auch richtig historisch aufzufassen. Und gerade darin war bis dahin viel gefehlt worden. Nicht blos Kant selbst hatte eine höchst mangelhafte Kenntniß Platons, auch das aus seiner Schule hervorgegangene Werk Tennemanns zeigt, daß der Blick noch nicht frei und rein historisch, sondern durch Vorurtheile getrübt war. Jeder sah durch sein Medium seinen eigenen Platon.

Die Begeisterung der Zeit leitete Schleiermacher in wissenschaftliche Bahnen. Sein Platon verhält sich zu dem Platon eines Mendelssohn, wie sein Christus zu dem Christus der Aufklärung. Die congeniale Anempfindung für alles Große, der durch tiefes Studium geläuterte Instinct für die grandiosen Conceptionen Platons machte ihn zum ersten und besten Commentator Platons nicht blos seiner Zeit, sondern aller Zeiten. Man konnte sagen: Es giebt nur Einen Philosophen, Platon, und Schleiermacher ist sein Apostel und Prophet. Angeregt durch Schlegel, aufgemuntert durch die Berliner romantischen Kreise, u. A. Henriette Herz, begann er seine formvollendete Uebersetzung und Commentirung der Platonischen Dialoge, durch die sich deutlich zeigte, daß er mit Platon „zusammengewachsen" war.*) Wie F. A. Wolff die „Homerische Frage", so hat sein Schüler Schleiermacher die „Platonische Frage" geschaffen.

Was zunächst die Echtheit betrifft, so weist die Literatur eine stetige Zunahme der Athetesen, d. h. der Verwerfung vieler Dialoge als unecht auf.

Am weitesten ging in hyperkritischer Anzweiflung Schaarschmidt, der von den 36 unter dem Namen Platons überlieferten Schriften nur 9 als völlig sicher anerkennen will; übertroffen wurde er jedoch von einem jüngeren Forscher, Krohn, nach welchem, außer der Republik, alle Dialoge nur spätere Schularbeiten sind. Die Schwierigkeit liegt eben darin, daß zwischen der Echtheitsfrage und der Frage nach dem System Platons ein Wechselverhältniß besteht, und daß wir einen absoluten Punkt hierin nicht zu besitzen scheinen. Mit Recht wird aber immer wieder darauf hingewiesen, daß die Aristotelische Darstellung der Platonischen Ideenlehre dieser absolute Punkt sei, von dem aus sowohl die Frage nach der Echtheit der Dialoge als auch die Frage nach den eigentlichen Lehren Platons zu reguliren sei. Die Frage nach der Zeitfolge der Dialoge ist ebenso wichtig und interessant. Bei den unleugbaren inneren Unterschieden der Schriftwerke stellt sich die Nothwendigkeit heraus, Entwicklungsphasen in Platons Geistesgang anzunehmen, und in Bezug hierauf ist die Hypothese von K. Fr. Hermann, einem durch Hegels Entwicklungsphilosophie geschulten Forscher, von grundlegender Wichtigkeit geworden. Derselbe theilt den ganzen Schriftcomplex in drei Perioden ein, welche am deutlichsten durch die Bezeichnung derselben als Lehr-, Wander- und Meisterjahre charakterisirt werden können. Freilich ist diese Hypothese gegenwärtig fast allgemein aufgegeben, obwohl Steinhart und Susemihl dieselbe im Wesentlichen anerkannten, und auch der Engländer Grote in seiner bekannten verdienstvollen dreibändigen Schrift „Platon and the other Companions of Socrate" derselben sich ziemlich geneigt zeigte. Ebenso ist das von Schleiermacher aufgestellte künstliche System ver-

*) Wie sehr das auch bei Boeckh der Fall war, zeigt dessen eben erschienene posthume „Encyklopädie der philologischen Wissenschaften."

…; das natürliche System hat aber noch Niemand gefunden und
…scht in all' diesen Fragen eine Willkür und Zerrissenheit, über die
…rch die fleißig angestellten Detailforschungen über einzelne Dialoge
…er diesen sind besonders die Platonischen Studien von Bonitz
…ung, indem derselbe gegenüber der oft willkürlichen Auslegung
… wirklich exacte Methode der Behandlung der Platonischen
… Disposition, Inhaltserforschung) aufgestellt hat. Aus
…dienen besondere Erwähnung noch die Forschungen
…che mit zwingender Klarheit die interessante That=
… Platons auf genau dieselbe Weise entstanden
…Platon sein ganzes Leben hindurch an dem=
…iedenen Entwicklungsperioden darin in
…der Faustfrage, sind auch hier dieselben
…e als die „Einheitstheorie" und die
…re behauptet das Vorhandensein
…tz der successiven Entstehung,
… Laufe der Entwicklung zur
…twicklung hat durch diesen
…raussichtlich hieran noch
…niß dieser Schrift, daß
…physiologische und die
…egender Wichtigkeit,
… aus der Natur=
…chon erwähnten
…n von Paul
…beiten in
… beruht

…ervor=
…benen

…chts,
…sse
…n

Google

der von Lange im Anschluß an Kant aufgestellten Unterscheidung zwischen exacter Philosophie und poetisch freier Ideendichtung sich berührt. Es ist, wie man leicht erkennt, eine Lebensfrage, ob man seinen Ideen Wahrheit zuerkennt oder ob man sie nur für schöne Dichtungen hält, welche für das Volk und die minder Vorgeschrittenen als wahr gelten, die aber für die Wissenden und Eingeweihten nur bewußte Mythen sind. Es hängt das zusammen mit jener früher viel beliebten, und seit lange aufgegebenen Scheidung zwischen exoterischer und esoterischer Philosophie Platons. Unserer Ansicht nach ist das letzte Wort hier noch nicht gesprochen, und die Frage, wie viel in den weltberühmten Mythen Platons, welche auf jene Punkte sich beziehen, nur Hülle, wieviel Kern sei, ist keineswegs so leicht zu beantworten. Immerhin scheint jedoch soviel festzustehen, daß Mehreres, was bisher unbeanstandet für Platonische Lehre gegolten hat, in die Kategorie didaktischer Mythen zu stellen ist: darunter möchte die Lehre von der zeitlichen Weltschöpfung zu rechnen sein; die Frage, ob Platon einen persönlichen Gott angenommen habe, ist noch keineswegs positiv entschieden und selbst die Unsterblichkeit des Individuums, die Erhaltung des persönlichen Bewußtseins, die bisher unbeanstandet als Platonisch galt, ist keineswegs sicher als Platonische Lehre nachzuweisen, schon deshalb nicht, weil auffallender Weise seine nächsten Schüler, Aristoteles und Xenokrates dieselbe leugnen, ohne dabei gegen Platon zu polemisiren. Das Platonische System würde dadurch allerdings ein ganz anderes Ansehen gewinnen, als in den gewöhnlichen Darstellungen. Indessen ist die Controverse noch keineswegs beendigt.

Aufs engste hängt damit der zweite Punkt zusammen, die Frage nach dem Wesen und Sinn der Ideen, oder, was damit identisch ist, die Frage, ob Platon Dualist oder Monist gewesen sei. Es ist wiederum Teichmüller, welcher das Letztere behauptet; nach ihm lehrte Platon keineswegs zwei wirklich getrennte Principien, Materie und Formideen, sondern anstatt dieses transcendenten Dualismus soll seine eigentliche Meinung ein immanenter Pantheismus gewesen sein. Das Ideale sollte nach dieser Auffassung keine gesonderte Existenz neben der Erscheinungswirklichkeit besitzen, sondern die wirkliche, reale Welt sei monistisch aufzufassen, so daß Idee und Erscheinung, Form und Materie, Kraft und Stoff nur die untrennbaren Seiten desselben ewiglebendigen, sich selbst ewiggebärenden Weltwesens sein sollten. Welche Wichtigkeit dies für die Gegenwart und die uns unmittelbar beherrschenden Probleme besitzt, erhellt von selbst und ich brauche nicht erst Namen zu nennen, um zu zeigen, wie der Gegensatz einer dualistischen Transcendenz und einer monistischen Immanenz des Idealen noch heutzutage die Geister bewegt. Wenn wirklich die Immanenz Platons Lehre gewesen, so wären auch die auf die Ideenlehre bezüglichen Darstellungen nur als Mythen, als Dichtungen zu betrachten, insoweit eine transcendente Sonderexistenz der Ideen darin gelehrt wird.

Auch der dritte Punkt hängt damit aufs engste zusammen, das Verhältniß des Platonismus zum Darwinismus, das besonders Liebmann zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht hat, oder die Frage, wie sich die Platonischen Ideen oder die ewigen Gattungsbegriffe zu dem genetischen Werden und Wechseln der Arten verhalte, das neuerdings gelehrt wird. Es berührt sich dies aufs engste mit der Existenzfrage der Ideen: welche Art von Sein muß man den Platonschen Ideen zuschreiben? Eine geläuterte Auffassung der Platonischen Ideenlehre,

wie sie auch Lotze vertritt, welcher dem Gattungsbegriff nicht ein „Sein", sondern ein „Gelten" zuerkennen will, wird sich, wie Liebmann ausführt, mit dem Darwinismus ganz gut vertragen. Sub specie aeternitatis aufgefaßt, d. h. abgesehen von den zufälligen empirischen Bedingungen ist jede Gattung ewig, wie ein Gesetz ewig ist und gilt, auch wenn es nicht wirkt. Die empirische, zeitliche Entstehung jeder einzelnen Art aus einer anderen stört nicht die transcendentale Ewigkeit des Complexes von Gesetzen, welche das Bestehen dieser oder jener Arten bedingen. Wie für die Naturgesetze Ort und Zeit gleichgültig sind, wie sie räumlich und zeitlich überall gelten, allgegenwärtig und ewig sind, so gelten auch die prädestinirten Gesetzescomplexe, welche jede einzelne Art bedingen, ewig — eine ewige Gültigkeit, welche keineswegs dadurch beeinträchtigt wird, daß eben nur an einem bestimmten Zeitpunkte, an einer bestimmten Stelle einmal alle Bedingungen zusammentrafen, damit jene Gesetze in Wirksamkeit treten konnten. Es ist ein Verdienst Liebmanns, das Gewissen manches Idealisten durch diese Verbindung der Descendenztheorie mit dem Platonismus erleichtert zu haben, wie überhaupt sein Werk: „Zur Analysis der Wirklichkeit" auf Kantischer Grundlage eine Verbindung des Platonischen Idealismus mit naturwissenschaftlichem Realismus anstrebt.

Für die philosophische Bewegung der Gegenwart ist aber der vierte Punkt der wichtigste, der erkenntnißtheoretische.*) Jede Zeit findet für dasjenige, was sie besonders interessirt, ihren Anknüpfungspunkt bei Platon. Uns interessirt momentan weniger die Metaphysik oder die Religionsphilosophie — diese Punkte waren für die oben geschilderte Periode der Deutschen Speculation die wichtigeren — uns interessirt momentan am meisten die Erkenntnißtheorie, d. h. diejenige Wissenschaft, welche die Quellen, die Bedeutung und die Tragweite des Erkennens zum Gegenstand hat. Und wie Kant darum momentan der eigentlichste Gegenstand des Interesses ist, so ist es unter den alten Philosophen Platon, zu dem man wie von Hegel auf Kant, so von Aristoteles zurückgeht, um bei ihm die idealistische Richtung an der Quelle zu studiren. Der Kampf Kants gegen Hume, die von Kant vollzogene Reaction des Rationalismus und Apriorismus gegen den Empirismus und Skepticismus Humes ist nur eine Wiederholung des gleichwerthigen Kampfes Platons gegen Protagoras, den Sophisten. Die Frage, ob es Kant wirklich gelungen sei, den Positivismus Humes endgültig zu widerlegen, ist identisch mit der Frage, ob die Einwände von Platon (und dann weiterhin von Aristoteles) gegen den Relativismus des Protagoras stichhaltig seien. Es ist in dieser Beziehung der Dialog „Theätet", welcher momentan das meiste Interesse findet, in Deutschland wie im Ausland. Nach dem Vorgang von Peipers, der die Erkenntnißtheorie Platons einer gründlichen Untersuchung unterwarf, ist für die nächste Zeit noch ein tieferes Studium dieser Wendung der Philosophie vom Empirismus zum Rationalismus in Platon zu erwarten. Eine schon häufig gewünschte eingehende Vergleichung der Kantischen Erkenntnißtheorie mit der Platonischen, speziell der „Kritik der reinen Vernunft" mit dem „Theätet" wird daher voraussichtlich nicht allzulange auf sich warten lassen. Wie bemerkt, hat aber diese Untersuchung keineswegs blos historischen

*) Weitere Punkte z. B. den Zusammenhang einiger praktischer Fragen mit dem Platonischen System, so des Socialismus, so der Frage nach dem Werthe der Welt (Optimismus und Pessimismus), so auch der pädagogischen Fragen, müssen wir hier übergehen.

Werth, sondern bei diesem Punkte legen wir den Finger unmittelbar an das Hauptproblem der Gegenwart innerhalb der Philosophie. Erfahrung und reine Vernunft, Realität und Idee, Sinnlichkeit und intellectueller Apriorismus: dies sind die Schlagworte, welche die beiden gegensätzlichen Richtungen einander entgegenhalten, und welche eben auch diesen historischen Doppelgegensatz zwischen Protagoras und Platon, zwischen Hume und Kant charakterisiren.

Auf diesen Punkt richtet sich im Augenblick die Aufmerksamkeit der Fachkreise, die Entscheidung dieser „Platonischen Frage" ist von derselben Bedeutung und Tragweite für die Zukunft, wie die Lösung des oben berührten Parallelproblems, der Kantfrage.

Wälder und Klima.

Von **Alfred Kirchhoff** in Halle a. S.

Daß der gesellige Baumwuchs der Wälder auf beide Seiten des Klimas Einfluß übt, sowohl auf die Wärme als auf die Feuchtigkeit, wird allgemein zugestanden. Ueber die Art und das Maß dieses Einflusses gehen jedoch die Ansichten noch weit auseinander, und somit auch die Urtheile über die Rückwirkung der Bewaldung auf die Bodenkultur eines Landes.

Jeder kennt die wohlthuende Schattenkühle des Waldes im Sommer; aber woher rührt sie eigentlich und in wie fern theilt sie sich auch der weiteren Umgebung mit? Erst seitdem kürzlich von Ebermayer die in Bayern angestellten sorgfältigen Messungen über die klimatologische Bedeutung der Wälder einer gründlichen Bearbeitung unterzogen wurden, ist es erlaubt, auf solche Fragen begründetere Antworten zu geben. Denn unser eigenes Gefühl täuscht uns gar zu oft gerade über Ursache und Stärke der Abkühlung. Man erinnere sich nur beispielshalber der Abfahrt im Eisenbahnwagen, nachdem während des Stillhaltens auf dem Bahnhof drückende Sommergluth alle belästigt hatte; kaum beginnt die Bewegung des Zuges, und alsbald jubeln die Mitfahrenden über die angenehme Kühlung, die durch die offenen Waggonfenster in den stickig heißen Innenraum „hereinweht", — während das Thermometer nach wie vor genau die nämliche Temperatur uns darthut, die Abkühlung ausschließlich durch Verdunstungskälte auf der schweißbedeckten menschlichen Haut in Folge der eingetretenen an sich so heißen Zugluft eintrat! Indessen die Waldluft ist doch ohne Zweifel an jedem sonnigen Tage weniger warm als diejenige außerhalb des Waldes. Nur verlasse man sich nicht auf die ungenügende Erklärung aus dem Schatten als unmittelbarer Hemmung der Sonnenbestrahlung und überschätze nicht den Grad der Wärmedifferenz!

Die uns umwehende Luft empfängt ja, wie die zuverlässigsten Versuche ergeben haben, nur den geringsten Theil ihrer Wärme von den Sonnenstrahlen aus erster Hand, den viel größeren hingegen vom Erdboden, theils durch Rückstrahlung, hauptsächlich aber durch Leitung. Nun ist der Waldboden allerdings eben durch Stamm, Geäst und Laubkrone der auf ihm wachsenden Bäume wie durch einen deckenden Schild gegen die Insolation geschirmt; das Erdreich d. h. eine Stoffart, die sich sehr viel höher erhitzt durch die nämliche Wärmezufuhr als

das Wasser und mithin auch die wasserreichen Organe der Waldbäume, bleibt folglich im Walde schon wegen des verringerten Einfalls der Wärmestrahlen der Sonne, sodann wegen der es stets durchdringenden Feuchtigkeit, die seine Erwärmungsfähigkeit mindert, kühler, befindet sich aber außerdem sogar einer steten Kältequelle ausgesetzt, nämlich der Verdunstung des gewaltigen Wasservorraths, den jedweder Forst beherbergt und durch unzählige Tausende von Blättern unablässig an die Atmosphäre zurückgiebt.

Hieraus erklärt sich hinlänglich die Thatsache, daß in Laub- wie in Nadelholzungen der Erdboden in der Sommerhälfte des Jahres niemals die hohen Wärmegrade des Umlandes aufweist. Entlaubte Winterwaldung hemmt naturgemäß viel weniger die Insolation; ja zumal in klarer Winternacht ist der Waldboden umgekehrt durch seine dankbaren Baumkinder vor allzu heftiger Ausstrahlung in den kalten Himmelsraum bewahrt. Doch im Ganzen dürfte man schon aus dem Zusammenspiel der genannten Ursachen den sicheren Schluß auf eine im Jahresmittel niedrigere Wärme der Waldbäume und des Waldbodens und abgeleitet wieder davon auch auf eine solche der Waldluft ziehen. Durch Ebermayer erfahren wir indessen neben der vollen versuchsmäßigen Bestätigung dieses Schlusses auch den genaueren Werth des eben bezeichneten Minus, wenigstens für unsere deutschen Verhältnisse, die immerhin als Maßstab für gemäßigte Erdstriche unserer Bewaldungsweise überhaupt gelten dürfen. Es stellte sich heraus, daß der Boden des Waldes im Durchschnitt 21 pCt., die Luft über demselben in ungefährer Mannshöhe 10 pCt. kühler ist als außerhalb des Waldes, so daß die mittlere Jahrestemperatur im deutschen Wald doch nur gegen 1° C. unter diejenige waldfreier Gegenden derselben Lage herabsinkt.

Entgegen den übertriebenen Meinungen, wie rauh das „von Wäldern starrende“ Deutschland der Taciteischen Zeit gewesen sein müsse, ist also klar ersichtlich, daß die Jahre damals bei weitem keinen vollen Wärmegrad der hundertheiligen Scala kälter gewesen sein können als die unserer Zeit, insofern das vor Alters umfangreichere Waldareal seine thermische Wirkung äußerte. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß alltäglich, am meisten im Frühling und Sommer, unsere wenn auch mehr und mehr eingeschränkten Waldflecken immerhin Abkühlungsbezirke darstellen, welche sämmtlich zur Regelung der Temperatur des ganzen Landes beitragen, und zwar vornehmlich im Sinne der Abstumpfung von Hitze- und Kälteausschreitung. Denn wenn zur Tageszeit die Luft über der kahlen Flur erhitzt emporflimmert, drängt vom nächsten Walde her die kühlere, somit schwerere Luft herein, und der Zirkel schließt sich durch Einströmen der heißeren Luft in die Waldwipfel, durch welche sie allmählich sich kühlend hinabfließt; bei nächtlicher Weile beginnt in umgekehrter Richtung und sanfterem Strom der Zudrang der rascher durch Strahlung verdichteten Außenluft in den Waldgrund.

Viel bedeutender jedoch beherrscht die Waldung die Niederschläge aus dem Luftmeer und waltet fürsorglich über die gespendeten Schätze von Schnee oder Regen zu Nutz und Frommen der ganzen Gegend, ja oft weiter Fernen, in denen ihre erhabensten Wipfel nicht mehr gesehen, aber ihre Quellsegen in rauschenden Strömen gespürt werden.

Derselbe Luftstrom, der durchsichtig über das offene Land dahinzog, vermag

sein mitgeführtes Wassergas im kühleren Raum erreichter Forsten zu Wolken zu verdichten; Gewölk, das vorher leicht am Himmel hintrieb, ballt sich schwerer zusammen über dem Wald, dem steten Zuführer neuer Feuchtigkeit, und entladet seinen Inhalt nach Maßgabe der Abkühlung in Tropfen, Hagelkörnern oder Schneeflocken. Niemals gelangt der ganze Niederschlag auf den Waldboden; vom Regen bleibt reichlich ¼, bei dichterem Kieferbestand ⅓ in den Baumkronen hängen, die Blätter nährend und beim Verdunsten die Luft durchfeuchtend, — wer hätte sich nicht schon von freier Bergeshöhe aus am „Dampfen der Wälder" gelabt, wenn nach stattgehabtem Regenfall Abendkühle die grünenden Thäler und Gehänge umfing! Was aber auf den Boden gelangt an niedertropfendem Wasser, wird unter der schützenden Decke abgefallener Blätter, wuchernder Moose und Kräuter in die eifrig aufschlürfende Erdkrume aufgenommen und entlang dem labyrinthischen Geflecht des Wurzelwerkes in weiser Vertheilung der Tiefe zugeleitet, um unterirdisch in Quellgängen sich zu sammeln. Aehnlich wird unter den Baumschirmen des Waldes die wärmende Schneelage viel länger als anderwärts gehegt und das Thauwasser weit besser zu rath gehalten als im Umland, wo urplötzlich aus Schneefeldern abrauschende Wildwasser loszubrechen pflegen. Höchst bemerkenswerth ist aber vor allem die Kraft des Waldes in der Conservirung der kostbaren Flüssigkeiten als solcher: bei der hohen Sättigung ihrer Luft mit dem von den Blättern ausgehauchten Wassergas und bei der Ruhe, welche die dicht stehenden Bäume dieser Luft stets bewahren, verhält sich die Verdunstung des Wassers im Wald zu derjenigen außerhalb desselben wie 1 : 3. Kurz: der Wald nützt weit mehr als durch Mehrung der atmosphärischen Niederschläge durch deren segensvolle Vertheilung und haushälterische Aufspeicherung.

So steht völlig naturwahr neben dem „starrend von Wäldern" das „widrig durch Moräste" in Tacitus' markiger Schilderung des Aussehens unseres Vaterlands vor achtzehn Jahrhunderten; neben dem Wald trug auch das Sumpfgebreite das seine dazu bei, unseren Vorfahren den Himmel öfter, tiefer und dauernder zu verdüstern als uns an der nämlichen Stätte. Rauher war das Klima des alten Germaniens nicht sowohl durch unbedeutend geringere Sommerwärme als vielmehr durch den vielen Schnee des Winters, den vielen Regen des Sommers; seltner als jetzt lächelte ein freundlicher Himmel über dem noch kaum gelichteten Wald vom Rhein bis zur Weichsel, zahlreicher waren die Seen, höher der Stand der fließenden Gewässer und nicht so schwankend wie jetzt, was bei der Anlage und dem Betrieb der Wassermühlen sehr förderlich sein mußte.

Noch heute ist Deutschland reich an Wald; es wird innerhalb Europa's darin nur vom Nordosten des Erdtheils übertroffen. Der Waldantheil am Areal des Deutschen Reichs zu einem vollen Viertel drückt noch nicht einmal zur Genüge die Wälderfülle des Ganzen aus; denn stark aufgewogen wird die Waldarmuth der Niederlande durch die unabsehbaren Forsten, welche die Alpen der Schweiz und Oesterreichs zum großen Theile decken. Lehrt uns aber nicht die Geschichte der deutschen Kultur in ihrem grundlegenden Haupttheil, der Geschichte der deutschen Bodenbewirthschaftung, das richtige Maß finden für Werthschätzung des Waldes in Bezug auf die Gesittung der Menschen? Ein Nimrod mag sich mit Wollust hineinträumen in diese altdeutschen Wälder, nicht bloß voll Rieseneichen und Riesen-

tannen, sondern auch voll von Hirsch und Reh, Schwarzwild und Sumpfgeflügel die Menge, voll Elch und Schelch; auch der Fischer hatte damals gar reichlicheren Fang — aber wer von uns möchte trotzdem die anmuthigere Schönheit unseres heutigen Vaterlands austauschen gegen jene wilde Größe des alten, zu der das klobige Blockhaus und das um die Schultern geworfene Bärenfell der biederen Altvorderen gut paßte!

Wie Entsumpfung, so ist bis zu einem gewissen Grad ebenfalls Entwaldung eine Kulturthat. Der Reinertrag des Bodens steigert sich mächtig, wenn Aehren nicken, wo vorher Waldung grünte. Im Norden unseres Vaterlandes darf man die Steigerung des Bodenwerthes durch Urbarmachen früheren Waldbodens etwa auf das Vierfache veranschlagen; denn dasselbe Geviert, ein Hektar, welches in den acht altpreußischen Provinzen mit Forst bedeckt im Jahr durchschnittlich nur einen Nutzen von 4,2 ℳ (in Westpreußen sogar nur die Hälfte davon) abwirft, lohnt die Feldbestellung mit einem Reingewinn von 17,1 ℳ Und wie unzutreffend erweist sich bei vergleichender Betrachtung einer Wald- und einer Niederschlagskarte des Deutschen Reichs die landläufige Annahme, daß waldreichere Landstriche auch niederschlagsreichere sein müßten! Gerade unser Küstenland an der Nordsee, wo man Bäume fast nur unter der gärtnerisch pflegenden Hand des Menschen um dessen Wohnhäuser oder gepflanzt als Einfassung der Landstraßen gewahrt, zählen zu den regenreichsten des europäischen Festlandes und übertreffen in der Hinsicht bei weitem den bewaldeten, aber seeferneren Südosten Deutschlands, abgesehen von den höheren Gebirgen.

Das bereitet uns zu der wichtigen Erkenntniß vor, daß der klimatische Werth des Waldes je nach der klimatischen Eigenthümlichkeit des Landes, folglich nach der Lage und Bodenerhebung desselben beurtheilt sein will. Die bisher gewohnte Art, die vielbesprochene Waldfrage zu erledigen, ermangelte der Schärfe, weil sie nicht einmal die Grundverschiedenheit der großen Klimagürtel zu berücksichtigen pflegte, in welche die Erdoberfläche zerfällt. Gewiß hat Dove Recht gehabt, als er aussprach, die Menge des atmosphärischen Niederschlags werde in erster Linie von der wesentlich verharrenden Arealgröße des Weltmeeres bedingt; aus ihm tragen, wie jeder weiß, die Luftströmungen sichtbar als Wolken oder unsichtbar als Wassergas jene Schätze der Oberflächenverdunstung über die Festlande und Inseln, aus denen Flüsse und Seen werden, aus denen alles organische Leben, also auch der Waldesschmuck Ursprung und Gedeihen schöpft. Nur eines einzigen Vermittlers bedarf es, um diese köstliche Gabe oceanischer Verflüchtigung dem trocknen Lande zu gute kommen zu lassen, auf daß es nicht Wüste sei: der Abkühlung der wassergashaltigen Luft bis auf denjenigen Temperaturgrad, bei welchem sie nicht mehr fähig ist ihr Wasser in der Gasform weiterzutragen, so daß am Orte der Abkühlungswirkung und in der Strichlinie der Weiterbewegung der Luft Verdichtung eintreten muß. Wo nun auf Erden die Luft durch Eintreten in höhere Breiten oder durch Aufsteigen in die Höhe der Atmosphäre, also durch ihre wagerechte, beziehentlich senkrechte Bewegungsrichtung schon genugsam abgekühlt wird, bedarf es selbstverständlich dazu nicht erst der Vermittlungsrolle der Wälder. Letztere ist hingegen am bedeutungsvollsten, wo die regelmäßigen Luftströmungen lange Zeit, z. B. im Umring des Mittelmeeres gerade während der heißen Sommertage,

in äquatornähere, wärmere Breiten ziehen, folglich die Aufnahmefähigkeit der Luft für Wassergas sich verstärkt, statt sich zu verringern.

Im außermediterranen Europa mit überwiegend südwestlichen Winden wird also eine Gegend um so leichter den Wald für das Abdingen des Wasserzinses aus der Luft entbehren können, je näher sie erstens unserem Hauptwasserspender, dem atlantischen Meere, liegt, je weniger also der atmosphärische Wasserschatz noch unveräußert ist, und je vollständiger zweitens Gebirge der sich fortbewegenden Luft Steigung aufnöthigen, aus welcher an sich schon rasche Abkühlung hervorgehen muß. Die britischen Inseln durften in neuerer Zeit beinahe die letzten Reste ihres Wälderkleides ablegen und blieben dennoch einer der bestgetränkten Erdräume; sie haben gegenwärtig nur noch 2,4 pCt. Waldareal (Schottland mit vollends bloß 0,6 ist das waldärmste Staatsgebiet von ganz Europa), aber die jährliche Regenhöhe ist daselbst gegen Westen zu außerordentlich hoch, ja sie erreicht im westlichen Nordengland fast 4 Meter (3867 Millimeter), wie sonst nirgends außerhalb des südostasiatischen Monsunbereichs und außerhalb des Wendekreisgürtels. Aus ähnlicher Ursache erfreut sich das fast waldlose Ostfriesland einer Jahresbenetzung von über 700 Millimeter, die waldige Mark Brandenburg nur einer solchen von über 500. Wo der Passat die Lufttheilchen unablässig äquatorwärts führt, wie auf allen Weltmeeren der heißen Zone, herrscht Jahr aus Jahr ein volle Regenlosigkeit. Sie würde auch Südeuropa, Vorderasien und Nordafrika's Gestade mit den Schrecknissen der Saharadürre geißeln, wenn hier in subtropischen Breiten nicht der im Gürtel höchster tellurischer Erwärmung aufgestiegene wasserhaltige Luftstrom herniederstiege in der Winterhälfte des Jahres, und wenn nicht in der sommerlichen Zeit bedrohlich passatischer Luftbewegung daselbst örtliche Verdichtungen ermöglicht würden, theils durch die Gebirge, theils durch den Wald. Steigungsregen hat das alte Griechenland und Italien darum entschieden mehr gehabt als das heutige, weil der Luftzug damals waldigere, folglich kühlere Abhänge erklomm als heutzutage. Im Umfang des jetzigen Königreichs Hellas muß schon in dieser Hinsicht die Abminderung des Waldareals auf 18 pCt. der Gesammtfläche, obwohl sie nach Obigem fast das Achtfache der britischen Waldmenge übrig ließ, ohne Zweifel sich bestraft haben.

Vergessen dürfen wir jedoch nie, daß, wie wir sahen, die Wälder vor allem als Bewahrer und weise Austheiler des zur Erde gekommenen Wassers überall den Hauptsegen stiften. Daher muß man eben den Gegenden die Waldbecke möglichst bewahren, welche die strömendsten Regen, den massigsten Schneefall empfangen: den Gebirgen, diesen Mutterstätten der Flüsse. Wie arg fühlt nicht Frankreich die Nachwehen seiner in die Mittel- und Hochgebirge unbedachtsam tief eingedrungenen Waldverheerung! Wie in unseligem Wechsel von stürmischer Leidenschaft und ohnmächtiger Erschlaffung verheeren seine Ströme nun bald in Ueberschwemmungen ihr Gebiet, verstopfende Sandmassen bis zur Mündung reißend, bald erschweren sie in natürlicher Folge derartiger Verschwendung die Binnenschifffahrt durch Versiegen. Und wenn sich jetzt an den Bergen, die Homer als „laubschüttelnde“ besang, seltene Sommerregen entladen; schaden sie den kahlen Gehängen mehr als sie nützen: niedergerissen wird die etwa schwächlich erneute Erdkrume, beim unaufhaltsamen Forteilen verfliegt der beste Theil des Nasses, da kein Wald die Verdunstung in die

lechzende Atmosphäre hemmt, und wie in Australien führen weitaus die meisten der dortigen Rinnsale deshalb nur zur Winterzeit Wasser, den Sommer über höchstens zeitweise in ihrem Oberlauf. Ja selbst da, wo zwischen den Wendekreisen die steilste Sonnenbestrahlung stets einen Gürtel überreichen Tropenregens um Land und Meer schlingt, jene regenlose Wüstenzone des tropischen Oceans mit einer äquatornahen Scheidewand sogar beständigen Regens unterbrechend, beweist der Wald nur um so deutlicher seinen Nutzen für die Verwerthung des im jähen Sturz unter Blitz und Donner über die Lande einherfallenden Wasserschwalls. Ließ doch der Tacarigua-See Venezuela's in der kurzen Zeit, in welcher wir seine Geschichte kennen, zweimalige Niveauveränderung spüren nach Maßgabe der Waldesfülle seiner Umgebung: der Seespiegel sank durch Entwaldung und hob sich wieder, als in Folge des Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien der Anbau des Zuckerrohrs verfiel und der Wald seinen alten Boden zurückeroberte.

So knüpft der Wald ein Band tiefer wechselseitiger Einwirkung zwischen der Wirthschaft des Menschen und der Natur des von ihm bewohnten Landes. Seit Urzeiten hat ihn der Mensch außerhalb des Raumes der Wüsten und Steppen fast überall bekämpfen müssen, um anders denn als Schweifender leben zu können; er mag ihn weiter einengen zum Besten seiner Gesittungsschöpfungen, soweit es das von Land zu Land verschiedene Getriebe unerbittlich waltender Naturgesetze erlaubt, — verachten aber darf er ihn nie und nirgends.

Die Einheit im inneren Bau der Pflanzen*).

Von **J. Wiesner** in Wien.

Das naturgeschichtliche Element im Studium der Pflanze ist rein morphologischer Natur. Die Botanik im engeren Sinne des Wortes, die Naturgeschichte der Gewächse, ist deren Morphologie. Die Pflanzenphysiologie hat mit der Botanik — wenn letztere in dem genannten Sinne aufgefaßt wird — nicht viel mehr als das Object der Forschung, den vegetabilischen Organismus, gemein, in Bezug auf Ziel und Methode stellt sie sich hingegen als Physik und Chemie der Pflanze dar.

Für die Botanik im weiteren, oder richtiger gesagt im besten Sinne der Bedeutung existirt die Scheidewand zwischen Morphologie und Physiologie nicht und zur Lösung der Fragen müssen die Methoden der einen, wie der anderen verwendet, die Erfahrungsschätze der einen und der anderen herangezogen werden. Diese Durchdringung von Morphologie und Physiologie zum Zwecke einer möglichst tiefgehenden Erforschung der Natur der Pflanze befindet sich noch in den ersten Anfängen; nur vorsichtig tritt man an die physiologische Auffassung morphologischer Verhältnisse heran; und mit Recht, denn der bedachtsame Forscher erkennt bei solchen Unternehmungen sehr bald, wie mangelhaft noch unser Erfahrungswissen

*) Mit Beziehung auf folgende Werke: A. de Bary, Vergleichende Anatomie der Vegetationsorgane der Phanerogamen und Farne. Leipzig 1877. G. A. Weiß, Anatomie der Pflanzen. Wien 1878. Th. Hartig, Anatomie und Physiologie der Holzpflanzen. Berlin 1878.

in der reinen Morphologie und Physiologie der Pflanzen beschaffen ist und wie leicht hierbei der Boden der Thatsachen unter den Füßen sich verliert. Darum ist es gut, daß die genannten, die Lehre von der Pflanze betreffenden Grunddisciplinen noch ihre getrennten Pfade einhalten.

In der Morphologie der Pflanzen sind es zwei Richtungen, die in neuerer Zeit zu gleicher Geltung gekommen, zur Lösung der einschlägigen Fragen führen: die analytische und die synthetische, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, die anatomische und die entwicklungsgeschichtliche. Die erstere geht von den fertigen Organen aus, oder, allgemein gesagt, von irgend einem bestimmten Entwicklungsstadium eines Organs und versucht es, dasselbe in seine organischen Elemente zu zerlegen. Die zweite nimmt hingegen einen möglichst frühen Entwicklungszustand eines Organs oder einer ganzen Pflanze zum Ausgangspunkt der Untersuchung und verfolgt die Hervorbildung neuer Theile aus den vorhandenen und die Umgestaltungen der letzteren. So gelangt der Forscher, indem er die analytische Methode anwendet, schließlich an der völlig ausgebildeten Pflanze zu den organischen Bausteinen, zu den Zellen oder Elementarorganen; hingegen, wenn er sich der synthetischen Methode bedient, von der Zelle, welche die erste Anlage einer Pflanze bildet, zum fertigen Organismus.

War die Entwicklung der genannten Disciplinen eine logische, so mußte die Anatomie der Entwicklungsgeschichte voranschreiten; denn die letztere geht in der Lösung ihrer Fragen von einem der Endergebnisse der ersteren aus. In der That ist die Anatomie älter als die Entwicklungsgeschichte. Während die Anatomie am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Marcello Malpighi ihren Begründer fand, ist die Entwicklungsgeschichte erst in diesem Jahrhundert in die Botanik eingedrungen, und namentlich sind es die Forschungen Robert Brown's und die von Schleiden ausgegangenen Impulse, welche zur allgemeinen Einführung der Entwicklungsgeschichte in unserer Wissenschaft geführt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß Malpighi auf anatomischem und Rob. Brown auf entwicklungsgeschichtlichem Gebiete nicht ihre Vorläufer gehabt hätten.

So strenge sich die analytische Untersuchungsmethode von der synthetischen unterscheidet, so wenig erfüllen die Resultate der einen die Anatomie, und die der anderen die Lehre von der Entwicklung vollständig. Und, man muß hinzufügen, zum großen Nutzen beider. Beide ergänzen sich gegenseitig, eine fördert die andere. Der Anatom studirt die Entwicklung der Zelle und ihrer Theile, und der Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte sucht sich auf analytischem Wege, durch genaue anatomische Prüfung bestimmte Entwicklungsstadien der Organe, den Gang der Entwicklung klar zu machen. In der Anatomie, wie sie von den Forschern aufgefaßt wurde und noch immer aufgefaßt wird, liegen entwicklungsgeschichtliche Elemente, und in der Entwicklungsgeschichte der Pflanze anatomische.

Die erste Auffindung der Zellen durch R. Hooke in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, die bahnbrechenden anatomischen Untersuchungen Malpighi's haben — nach einer Unterbrechung von etwa einem Jahrhundert — später zu gewissen Anschauungen über den inneren Bau der Pflanze geführt, welche H. von Mohl in folgender Weise formulirt vorfand. Dreierlei Elementarorgane sind es, welche die Pflanze zusammensetzen: Zellen oder Bläschen, Fasern und Gefäße. Dem

durchdringenden Scharfsinne des genannten Forschers blieb es vorbehalten, zu beweisen, daß die charakteristischen, im Baue und in der Entwicklung gelegenen Eigenthümlichkeiten der Zellen sich auch in den Fasern vorfinden, diese beiden sich nur durch ihre äußere Form, also in sehr unwesentlicher Weise unterscheiden, daß aber die Gefäße nichts anderes als Zellen sind, welche durch Verschmelzung ihrer Querscheidewände in mehr oder minder lange Röhren umgewandelt wurden.

Mohl's Entdeckung der Einheit im inneren Baue der Pflanze stützte sich allerdings auf eine große Zahl von Beobachtungen, aber man darf doch ohne Uebertreibung sagen, daß nicht der millionenste Theil, der durch die Systematik bekannt gewordenen anatomischen Objecte bis dahin untersucht wurde. Trotz einer weit- und tiefgehenden Fortsetzung der Mohl'schen Arbeiten steht der Mohl'sche Satz heute so fest, wie zur Zeit, als er ihn aussprach. Freilich mußte der Begriff der Zelle mit der fortschreitenden Bereicherung unserer Erfahrung modificirt werden. Während man früher neben dem Protoplasma, Zellkern und Membran als nothwendige Attribute der Zellen annahm, kann heute nur das erstere als der wahrhaft wesentliche, keiner Zelle fehlende Bestandtheil angesehen werden, wie die gründlichen Forschungen Brücke's lehrten. Brücke hat seine Untersuchungen allerdings mit Hauptrücksicht auf den thierischen Organismus ausgeführt; allein er wies auch auf kernlose Pflanzenzellen (Hefe) hin und heute steht es fest, daß allerdings kern- und membranführende Zellen im pflanzlichen Organismus die Regel bilden, daß aber auch kern- und membranlose unzweifelhaft vorkommen.

Die directe Beobachtung hat in der Ergründung des inneren Baues der Pflanze nicht weiter als bis zur Zelle geführt. Indeß hat eine große Zahl von Erscheinungen auf die Existenz von organisirten Bausteinen der Zelle hingeleitet. Brücke hat in seiner berühmten Schrift „Die Elementarorganismen“ zum ersten Male diese Gedanken begründet, und Nägeli und Schwendener haben diesen „organischen Molekülen“ jüngsthin den Namen Micellen gegeben. Daß dieselben zu einer höheren Einheit verknüpfte Molekülverbindungen sein müssen, ist selbstverständlich; über ihre näheren Beziehungen zu den Molekülen der sog. todten Materie, liegen indeß zur Zeit nur mehr oder minder vage Vermuthungen vor. Immerhin darf aber angenommen werden, daß in gleicher Weise, wie die Pflanze (und das Thier) aus Zellen zusammengesetzt ist, auch jede Zelle aus im Wesentlichen gleichen, feineren, organischen Bausteinen zusammengefügt ist.

Auch in der Art, wie die Zellen in den Pflanzen zu höheren Einheiten (Geweben) verbunden erscheinen und wie diese in die Zusammensetzung der Organe eintreten, zeigt sich trotz einer fast ins Unendliche gehenden Mannigfaltigkeit eine große Uebereinstimmung. Allein hier in der Masse der Einzelnheiten sich nicht zu verlieren und die allgemeinen Gesichtspunkte aufzufinden, von denen aus zunächst die Uebersicht erleichtert wird und die schließlich zu einer tieferen Einsicht in den inneren Zusammenhang der Gewebe und ihrer Vereinigungen führt, gehört zu den höchsten Zielen der Morphologie.

Seit Schacht, also etwa seit zwanzig Jahren, sind die Erfahrungen auf dem Gebiete der Anatomie nicht in einem besonderen Werke zusammengefaßt worden. Mittlerweile hat sich aber der Schatz an Kenntnissen außerordentlich vermehrt, einzelne fundamentale Fragen dieses Wissenszweiges haben eine gründliche

Lösung gefunden. Aber alles das liegt in Fachjournalen, in Gesellschaftsschriften, in besonders erschienenen Abhandlungen und Werken zerstreut, so daß derjenige, welcher die Literatur einer anatomischen Frage zu studiren genöthigt ist, seine liebe Noth hatte, das vorhandene Material auch nur ausfindig zu machen. Einigermaßen war dem dringendsten Bedürfnisse wohl durch das bekannte, vorzügliche Lehrbuch von Sachs abgeholfen, in welchem die Anatomie eine für ein derartiges Werk sehr gründliche und eingehende Bearbeitung fand; auch ist darin ein bedeutender, die Einheit im Baue der Organe der beblätterten Pflanzen betreffender Gedanke entwickelt, das Beste, was in Bezug auf Gewebssysteme bis dahin ausgesprochen wurde. Nämlich: die verschiedenartigen, an der Zusammensetzung der Blätter, Stämme und Wurzel antheilnehmenden Organe lassen sich auf drei Grundtypen zurückführen, auf ein Hautgewebe, welches das Organ nach außen begrenzt, aus einem das Organ erfüllenden Grundgewebe, und in das dem letzten eingelagerte Gefäßbündelgewebe. Ich komme auf dieses System der Gewebe noch weiter unten zurück. Allein trotz aller Vorzüge des Sachs'schen Lehrbuchs konnte dasselbe die auf eine zusammenfassende Darstellung der Pflanzenanatomie abzielenden Wünsche nicht befriedigen. Das lag auch gar nicht im Plane des genannten Buchs.

Nunmehr erschienen fast gleichzeitig zwei Werke über Pflanzenanatomie, eins von de Bary, das zweite von A. Weiß, und zudem noch ein Werk von Th. Hartig, welches allerdings den Titel „Anatomie und Physiologie der Holzgewächse" führt, das aber, wenigstens was die Zelle anlangt, über die im Titel gezogene Grenze hinausgreift und eine allgemeine Darlegung dieses Gegenstandes anstrebt.

In den beiden zuerst genannten Werken, besonders in dem de Bary'schen Werke ist der anatomische Wissensschatz reichlich aufgestapelt und lichtvoll dargestellt; nunmehr wird es ein Leichtes sein, sich in der einschlägigen Literatur zurechtzufinden.

Selbstverständlich kann hier nicht in eine Kritik dieser beiden Werke eingegangen werden. Nur zur allgemeinen Orientirung sei Folgendes bemerkt.

De Bary, der berühmteste zeitgenössische Mykologe, hat sich in diesem Buche als kenntnißreicher, gründlicher Anatom bewährt. Das Meisterhafte des Buches liegt in der fast durchwegs außerordentlich genauen Wiedergabe der Beobachtungen Anderer, in der Beherrschung der Details, in der gründlichen Durcharbeitung der einzelnen Kapitel. In der Zusammensetzung der Zellen und Gewebe zu höheren Einheiten ist de Bary weniger glücklich gewesen. Er verwirft Sachs' klare Uebersicht der Gewebssysteme, ohne aber etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Was Sachs als Haut- und Gefäßbündelgewebe bezeichnete, hält er für positiv charakterisirt, nicht aber dessen Grundgewebe. Allein, selbst wenn man nicht mehr als das Kennzeichen angeben könnte, daß es die Grundmasse bildet, in welchem die Gefäßbündel sich ausbreiten, so müßte man dies als positiven Charakter gelten lassen. Freilich läßt sich das Grundgewebe nicht so kurz charakterisiren als die beiden anderen Gewebssysteme, dies ist aber noch kein Grund, die Zusammenfassung jener mannigfaltig gebildeten Gewebearten (Mesophyll, Markstrahlen, Mark, Rindenparenchym u. s. w.), die so sichtlich die Grundmasse der Organe bilden, in welchen das Strangsystem eingebettet ist, abzulehnen.

So unentbehrlich das de Bary'sche Buch für jeden Pflanzenanatomen ist, so willkommen wird dem letzteren auch das Werk von A. Weiß sein, wenn es auch an Umfang, Tiefe und Correctheit dem anderen Werke nachsteht. Was dem Weiß'schen Werke aber sehr zu statten kommt, ist ein gewisser conservativer Charakter, der sich in der Wiedergabe älterer, aber deshalb noch nicht veralteter Beobachtungen, ferner in dem Anschließen an die klare Uebersicht, welche Mohl, Unger und Sachs über Zellenformen, Gewebearten und Gewebssysteme gegeben haben, kundgiebt.

Merkwürdig, wie alles, was von dem Nestor unter den deutschen Pflanzenphysiologen, Th. Hartig, ausging, ist auch dessen oben genanntes Werk. Des Autors Licht- und Schattenseiten treten hierin gleich deutlich auf. Während die beiden vorher besprochenen Bücher in die Anatomie einzuführen berufen sind, kann Hartigs Buch nur in der Hand eines bereits unterrichteten Botanikers Nutzen stiften; denn der Autor trägt seine Beobachtungen und Ansichten ohne jede Rücksicht auf das, was andere Forscher geleistet, vor, in Kunstausdrücken, welche er selbst geschaffen, und die fast gar keinen Eingang in die Wissenschaft gefunden. Scharfsinnige Beobachtungen und treffende Bemerkungen stehen in seinem Buche neben groben Irrthümern in thatsächlichen Wahrnehmungen und Interpretationen des Gesehenen. Im Ganzen genommen bringt das Buch nicht viel Neues, sondern ist vorwiegend eine Zusammenfassung von Hartigs früherer Arbeit, für die wir ihm aber zu danken verpflichtet sind, da seine Publicationen in zahlreichen Fachblättern (botanischen, forstlichen und commerciellen) zerstreut liegen.

Hartigs Stärke liegt bekanntlich in einem Findertalent, welches unter den Botanikern dieses Jahrhunderts nur wenige seines Gleichen hat. Er entdeckte das in den Geweben so häufig vorkommende Aleuron, die Siebröhren des Bastes, also Objecte, die heute jeder Schüler kennt, an denen aber die besten Botaniker blind vorübergingen. Durch diese seltene Gabe hat er sich wahrhaft große Verdienste um unsere Wissenschaft erworben, welche auch durch die Fehler und Irrthümer, die er begangen, nicht geschmälert werden. Seine Theorie über die Entstehung der Cuticula, seine Lehre von der Ab- und Ausspaltung der Blätter rc., die er leider in seinem Buche wieder reproducirte, ohne Rücksicht darauf, daß diese Dinge durch gründlichere Untersuchungen völlig widerlegt wurden, sind schon gegenstandslos geworden; aber seine echten Entdeckungen werden erhalten bleiben.

Bäder und Heilbrunnen sonst und jetzt.

Von F. Seitz in München.

Wenn der Frühling ins Land geht, bringt er auch den Bädern und Kurorten die lange erwarteten Gäste. Eine Besprechung der Bäder und des Lebens in denselben erscheint uns daher als ein eben zeitgemäßer Gegenstand für unseren Bericht ins Juniheft der „Deutschen Revue".

Wir beginnen denselben mit einem flüchtigen Blick auf die Entwicklung des Gebrauches von Bädern seit den frühsten Zeiten bis auf unsere Tage. Das Baden hat nicht nur wegen seiner Wirkung auf die Haut und das Nervensystem großen

Werth für die Erhaltung der Gesundheit, sondern ist auch in den verschiedenen Formen seiner Anwendung ein kräftiges Heilmittel in vielen Krankheiten. Es nimmt darum in der Therapie eine hervorragende Stelle ein und erscheint auf vielen Blättern in der Geschichte der Medicin.

Schon im Leben der Culturvölker des Alterthums, bei Indern, Aegyptern, Griechen und Römern spielten die Bäder eine wichtige Rolle. Sie standen bei den Indern und Aegyptern in naher Beziehung zum Cultus. Das Baden war bei ihnen durch religiöse Vorschriften geboten. Die mosaischen Gesetze verordneten bereits Bäder und Waschungen gegen verschiedene Krankheiten, wie Geschwüre und den Aussatz. Bei den Griechen und Römern waren die Bäder schon mehr in den Gebrauch des täglichen Lebens übergegangen und fanden zum Zweck der Reinlichkeit und Pflege der Schönheit die ausgedehnteste Anwendung. Doch wurden noch von Griechen und Römern Tempel in der Nähe von Mineralquellen errichtet. Besonders warme Quellen galten als Geschenk der Götter, wie denn auch Aristoteles, der größte Naturforscher des Alterthums, allen Thermen den Beinamen der Allerheiligsten giebt. In der Homerischen Zeit empfingen ankommende Gäste stets das Bad als erste Gabe der Gastfreundschaft. In den Gymnasien bildeten Bäder einen wichtigen Theil der diätetischen Behandlung. In den Hippokratischen Schriften findet das Wasser als Getränk und zu Bädern in verschiedener Art, warm und kalt, aus süßen Quellen und den salzigen Meeren ausgedehnte Anwendung nach bestimmten Anzeigen in vielen Krankheiten. Die Römer überboten sich in der Kaiserzeit in prachtvollen Bädereinrichtungen im eignen Hause und in öffentlichen Bauten, die in ihren ausgedehnten Ruinen noch von ihrer einstigen Großartigkeit zeugen. So hatte Caracalla die Römer mit einer Badeanstalt von 1600 Marmorbecken beschenkt. Die kaiserlichen Thermen Neros, Hadrians, Trajans, Constantins und Diocletians enthielten Lesehallen, Hörsäle, in welchen Dichter und Redner zahlreiche Zuhörer um sich versammelten, Gärten, Schaubühnen und Ringplätze. So weit die römische Herrschaft reichte, überall wendeten die Eroberer aufgefundenen Heilquellen ihre Aufmerksamkeit und bauliche Fürsorge zu. Plinius führt eine beträchtliche Anzahl von Bädern in verschiedenen römischen Provinzen, darunter auch die Mattiacischen (Wiesbaden) in Germanien mit Angabe der Krankheiten, in welchen ihre Wasser sich heilsam erweisen, auf. Kalte Bäder waren schon in der Zeit des Augustus, ebenso Dampf- und Schlammbäder vielfach in Gebrauch. Celsus empfiehlt neben Luft- und Sandbädern die natürlichen Gasbäder zu Bajae, dem durch die Lage am Meere und die Annehmlichkeit seiner Luft begünstigten und den dort herrschenden Luxus berühmtesten Badeorte der römischen Kaiserzeit.

Nicht mehr war wie in der römischen Zeit im Mittelalter der Gebrauch von Bädern so allgemein und durch alle Klassen und Stände verbreitet, wenn auch Kaiser und Fürsten solche gründeten und mit Vorliebe gebrauchten und förderten, so Karl der Große Aachen und Pyrmont, Kaiser Karl IV. Karlsbad, Herzog Eberhard das württembergische Wildbad, Adolf von Nassau Wiesbaden, Erzherzog Friedrich Gastein u. s. w.

Wegen der Beschwerlichkeit und Kostspieligkeit des Reisens war der Gebrauch der wenigen damals bekannten Bäder mit einem großen Aufwand ver-

bunden und mehr nur Wohlhabenden und Leuten aus der nächsten Umgegend der Badeorte möglich. Fürsten und Edle zogen nach denselben mit vielen Wagen und einem großen Gefolge meist berittener Diener, reiche Frauen der Patrizier aus den Städten mit zahlreichem Gesinde. Ehemänner der Jetztzeit, von denen wir manche über die Badereisen ihrer Frauen als ein von der neuern Medicin erst erfundenes Bedürfniß klagen hören, mögen in der von glaubwürdigen Chronisten erzählten Thatsache, daß in der Schweiz die alljährige Badefahrt der Frauen in jener Zeit schon im Ehecontract vorgesehen war, einigen Trost finden. Die Landesherren hielten im Mittelalter und auch noch in spätern Jahrhunderten an den in ihren Gebieten gelegnen Badeorten zur Sommerzeit mit ihren Räthen und Dienern viele Wochen lang Hof. So erzählt die Chronik von Gastein, daß der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich, Graf von Raitenau, im Jahre 1591, umgeben von seinen 50 Leibgarden mit einem Gefolge von 240 Personen und 139 Pferden nach dem genannten Bade zog, wo die reichen Besitzer der damals in dem Gebirgsthale noch im Betrieb stehenden Goldbergwerke dem prunkliebenden Fürsten zu Ehren Feste veranstalteten, deren Pracht von damals lebenden Dichtern gefeiert wurde.

Vom Ende des 15. Jahrhunderts an erschienen monographische ärztliche Beschreibungen der wichtigern Heilquellen, deren Verfasser theilweise in der medicinischen Literatur bekannte Namen: wie Savonarola, Paracelsus, Fuchs, Tabernaemontanus, Conrad Geßner, Günther von Andernach, Johann Bauhin trugen. Entsprechend dem damaligen Standpunkte der ärztlichen Wissenschaft überhaupt enthielten dieselben außer speculativen Vorstellungen von einem den Heilquellen einwohnenden Brunnengeiste und andern Elementarkräften nur populäre Mittheilungen von Beobachtungen über die Wirksamkeit derselben in einzelnen Krankheitsfällen. Nur allmählich gelangte man durch die Fortschritte der Chemie seit der Entdeckung der fixen Alkalien und des kohlensauren Gases durch van Helmont und einer größern Zahl von Reagentien durch Robert Boyle zur nähern Kenntniß der auf ihren chemischen Bestandtheilen beruhenden Eigenthümlichkeit der Mineralquellen.

Die größten Verdienste um die Erforschung der Heilquellen, die Baco von Verulam als eine Aufgabe für die weitere Ausbildung der Medicin bezeichnet hatte, erwarb sich Friedrich Hoffmann, der erste Professor der Medicin an der im Jahre 1693 neugegründeten Hochschule zu Halle. Sein Einfluß auf die Förderung der Lehre von den Heilbrunnen war von nachhaltigem Erfolge durch die von ihm durchgeführten zahlreichen Untersuchungen von Heilquellen, die Anweisung zur künstlichen Nachbildung derselben und der erfahrungsmäßigen Feststellung ihres therapeutischen Werthes. Seine Eintheilung der Quellen in Thermen, alkalische, eisenhaltige, in Kalkwässer und Bitterwässer hat sich im wesentlichen bis in unser Jahrhundert erhalten. Er trat auch dem bis dahin üblichen Trinken unmäßiger Mengen von Wasser, wie 12 Quart Karlsbader Brunnen und dem übermäßig langen Verweilen im Bade entgegen.

Gegenüber den Curgewohnheiten im Mittelalter und den ersten auf dasselbe folgenden Jahrhunderten hat sich allmählich ein gewaltiger Wechsel in der Weise des Gebrauches der Quellen vollzogen. Die Trink- und Badecuren wurden

früher länger und intensiver angewendet als gegenwärtig. So badete Pfalzgraf Otto Heinrich, der Gasteiner Chronik zufolge, im Jahre 1537 14 Wochen lang im dortigen Wildbad. Der Badearzt Strobelberger, dessen „kurze Instruction, wie das Kaiser Karlsbad sammt guter Diät zu gebrauchen", vom Jahre 1548 bis 1733 24 Auflagen erlebte, führt unter dem Namen Fresser (Corrosio) eine Methode an, bei der der Kranke 6 Stunden Vor- und 6 Stunden Nachmittags im Bade verweilte, bis eine vollständige Anfressung der Haut stattgefunden hatte. In allen Thermen zu Wildbad, Karlsbad, Gastein brachte man in den vergangnen Jahrhunderten einen großen Theil des Tages im Bade zu. Ein ähnlicher Badgebrauch war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts bei einer Anzahl von in Salzburg und dem benachbarten Baiern begüterten Adelsfamilien alljährlich in Gastein durch Generationen hindurch herkömmlich. Sie saßen, Männer und Frauen zusammen, gewöhnlich 4 Stunden am Morgen und 3 Stunden am Nachmittag in den damals bestehenden geräumigen Communbädern. Es wurde in denselben das Frühstück genommen, auch zur Kurzweil ein Kartenspiel gemacht. Nur in Thermen, so im Bad Leuk im Canton Wallis ist noch das gemeinschaftliche Baden in großen Bassins üblich. Dort wird auch die Dauer des Bades von $1/2$ bis 1 Stunde im Beginn der Cur allmählich bis auf 5 bis 7 Stunden ausgedehnt. In andern Bädern dauert der Aufenthalt im Bade selten über $1/2$ Stunde.

Die Zahl der Becher bei der Trinkcur hat sich an den meisten Curorten im Vergleich zu früheren Zeiten beträchtlich vermindert. Die sonst für wesentlich gehaltene Einleitung der Trinkcur durch Abführmittel ist seit lange verlassen. Auch von der bei manchen Brunnencuren, so der Karlsbader üblichen Beschränkung der Kost, dem Verbot von verschiedenen Genußmitteln, wie Kaffee, Thee, Wein, Bier, während der Dauer derselben, ist man in jüngster Zeit abgekommen. Zeitweise wurde an einzelnen Orten das Wasser vorwiegend zur Trink-, zu anderer Zeit zur Badecur angewendet. In der Gegenwart werden beide Arten des Gebrauchs nach der Individualität des Krankheitsfalles zusammen oder die eine Art allein verordnet. Wechselten sonst die Meinungen über den Werth der Heilquellen, so daß ihnen bald allein gesund machende Kraft, bald in Zeiten des Skepticismus geringe Wirksamkeit zugeschrieben wurde, so wird jetzt die große Bedeutung der Heilquellen bei der Behandlung chronischer Krankheiten allseitig anerkannt. Im laufenden Jahrhundert wird die Heilquellenlehre durch Beobachtung und Versuche nach exacter naturwissenschaftlicher Methode wie andere Zweige der Heilkunst wissenschaftlich festbegründet und von allem ihr aus frühern Jahrhunderten noch anklebendem mystischen Beiwerk befreit. Ihre zeitgemäße Umgestaltung verdankt sie den Bemühungen einer großen Zahl von Aerzten, die theils monographische Arbeiten über einzelne Mineralquellen und Arten von Bädern, theils das ganze Gebiet der Heilquellenlehre umfassende Handbücher veröffentlicht haben. Unter letztern ist vor allen das im Jahre 1838 in erster Auflage in Berlin erschienene theoretisch-praktische Handbuch der allgemeinen und speciellen Heilquellenlehre von Dr. August Vetter zu nennen. Auf dasselbe folgten in den letzten Jahrzehnten die Bücher von Posner, Lersch, Hauck, Seeger, Helft, Braun und Valentiner. Das Jahr 1875 allein brachte vier, die ganze Brunnenlehre umfassende Schriften in deutscher Sprache von Kisch, Zinkeisen, Hahn und Hirschfeld

und Pichler. Die Balneologie gewinnt eben wie andere Zweige der Medicin von Jahr zu Jahr an Umfang und Vertiefung, sie beansprucht wie jene als Specialität die ganze Thätigkeit eines Arztes, wie es Professor Benecke in seinen im Jahre 1876 herausgegebenen balneologischen Briefen zur Pathologie und Therapie der constitutionellen Krankheiten ausgesprochen hat. Der Badearzt ist nach ihm und soll sein ein Specialist, wie der Augen-, Ohren- und Frauenarzt ein Specialist, der für die Behandlung constitutioneller und local chronischer Krankheitszustände vorzüglich ausgebildet ist. Sein Heilapparat besteht vorwaltend in Brunnen und Bädern, in Klima und in Diät. Dieser reiche in unserm Jahrhundert durch die Aufnahme der Hydrotherapie und die zahlreichen künstlich dargestellten Mineralwasser und andere Heilmittel, wie Molke und Kumys vermehrte Heilapparat hat in der zuletzt erschienenen Bäder- und Brunnenlehre von Dr. L. Lehmann, Sanitätsrath und Brunnenarzt in Oeynhausen (Rehme), Bonn 1877, eine neue sehr zweckmäßige und übersichtliche Anordnung gefunden. Ihr Verfasser, der sich durch mehrere experimentelle Arbeiten um die Kenntniß der Wirkung der Bäder verdient gemacht hat, versucht, wie er in der Vorrede sagt, ein balneologisches Gebäude auf physiologischen Grundmauern aufzurichten; die chemische Quellendifferenz füllt in demselben nur die Wände aus. Dem ersten Theile der Schrift, der die natürlichen und künstlichen Bäder darstellt, ist die Beschreibung der physiologischen Wirkung des lauen gewöhnlichen Wasserbades, wie dem zweiten die Brunnen aufzählenden das gewöhnliche Wasser als Prototyp zu Grunde gelegt.

Wie auf anderen Gebieten der ärztlichen Wissenschaft und Kunst ist auch auf dem der Balneologie die deutsche Literatur reicher als die der andern europäischen Völker. Ist ja auch unser Vaterland im Vergleich zu andern Ländern mit einem größern Schatze von heilkräftigen Thermen und Mineralbrunnen verschiedener chemischer Mischung ausgestattet, welchen es seinen mächtigen zahlreichen Gebirgszügen mit so mannigfaltiger geognostischer Formation verdankt. Es erscheinen zur Zeit in Deutschland vier balneologische Zeitschriften, zwei in Wien und zwei in Frankfurt a. M., unter ihnen zeichnet sich die schon im 7. Jahre vom Sanitätsrath Dr. Fr. Boschan und Dr. E. W. Hamburger, Brunnenärzten in Franzensbad, herausgegebene österreichische Badezeitung durch Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Mittheilungen aus. Nach Deutschland hat Frankreich die größte Badeliteratur, in der das im Jahre 1874 in Paris veröffentlichte Buch von Durand Fardel: „Les eaux minérales“, die erste Stelle einnimmt. In Paris erscheinen auch zwei Badezeitschriften. Frankreichs Gebirge, besonders die Pyrenäen sind reich an Mineralquellen der verschiedensten Art, seine ausgedehnten Seeküsten bieten an Meerbadeplätzen mehr als 100, worunter einige wie Boulogne, Dieppe, Trouville, Biarritz und Cannes sich der größten Frequenz von Badegästen, letztere beide auch im Frühling und Herbst, zu verschiedenen Zeiten des Jahres erfreuen. In Italien wendet man den Bädern große Aufmerksamkeit zu. An seinen Küsten wird zeitig im Frühlinge und spät noch im Herbste an vielen Orten gebadet. Auch die englischen Seebäder wie Brighton, Hastings, Torquai, Cowes, Ryde und Yarmouth, letztere drei auf der Insel Wight, sind noch im Herbst und Winter mit Gästen überfüllt. Die englische Bade-Literatur hat das nüchterne praktische Gepräge, das die gesammte englische Medicin auszeichnet. Dagegen hat

die balneologische Literatur in Frankreich unter der Führung des oben genannten Schriftstellers und der Herren Gubler und Labarthe in den letzten Jahren eine exclusiv nationale Färbung angenommen. Es werden die deutschen Leistungen in der Balneologie übersehen und statt der deutschen Bäder französische, so für Ems Royat, empfohlen und die Heileigenschaften der französischen überhaupt über die der deutschen Curorte gestellt.

Für die wissenschaftliche Ausbildung der Bäder- und Brunnenlehre waren die Behandlung mit kaltem Wasser und die von Erfolg gekrönten Versuche Struves, die Mineralwasser künstlich nachzubilden, von großer Bedeutung. Die Kaltwassercur, wie sie von Deutschland ausging, wird in unserm Vaterlande noch mehr als in andern europäischen Ländern gepflegt. Von L. Lehmann werden einige achtzig größere Wasserheilanstalten aufgezählt, alle mit Ausnahme weniger in der Schweiz bestehender aus Deutschland und Oesterreich. Vor 58 Jahren wurde die erste Mineralwasserfabrik von Dr. Struve in Dresden gegründet und seitdem sind ähnliche Anstalten in allen größern Städten Deutschlands und zahlreiche auch im Auslande entstanden. Sie ermöglichen dem Unbemittelten, der nicht nach fernen Brunnen reisen kann, den Gebrauch der seinen Leiden entsprechenden Mineralwässer, wobei freilich die bei der Cur an der Quelle mitwirkenden Momente: die Zerstreuung auf der Reise und im Badeorte, die mit dem Wechsel des Aufenthalts verknüpften klimatischen Einflüsse fehlen. Als ein Fortschritt dieses neuen Industriezweiges ist es zu betrachten, daß auch neu erfundene Mineralwässer nach ärztlich chemischen Vorschriften: so das kohlensaure Bitterwasser, das kohlensaure Lithionwasser, das pyrophosphorsaure Eisenwasser u. a. in diesen Mineralwasserfabriken bereitet und den Leidenden dargeboten werden. Wenn man bedenkt, wie allein die an allen Orten bestehenden Sodawasserbuden zur Erquickung und Förderung der Gesundheit von vielen Tausenden beitragen, so wird man mit Dr. H. Kolbe, dem Chemiker, die künstlichen Mineralwässer zu den denkwürdigen deutschen Erfindungen dieses Jahrhunderts zu zählen geneigt sein. (Was ist künstliches Mineralwasser? Leipzig 1877, S. 12.)

Einen großen Aufschwung hat das Badeleben in unsern Tagen im Vergleich zu frühern Jahrzehnten genommen. Viele neue Mineralquellen wurden aufgefunden; in den schon länger bekannten hat die Chemie neue Bestandtheile, wie das Lithion, Rubidium u. s. w. entdeckt.

Von der alten Welt hat sich die Badelust nach der neuen, nach Amerika verbreitet; wie an den Küsten Frankreichs und Englands finden sich in Nordamerika reizende Badeorte in großer Zahl, so daß seine atlantische Küste von Boston bis herab zum Cap May sich als ein einziges großes Seebad darstellt. Ausgedehnte, an Mineralquellen reiche Gebiete, wie sie in Europa am Rhein und im Nordwesten Böhmens seit lange zum Badegebrauch aufgeschlossen waren, sind jüngst in andern Welttheilen, so am Kaukasus und im Wyoming territory in Nordamerika entdeckt worden. Es finden sich unter dem 44. Grad nördlicher Breite und dem 60. und 61. Grad östlicher Länge im Norden des Kaukasus vier Quellengruppen: die Schwefelthermen von Piatigorsk, 20 an der Zahl, 13 Eisenquellen zu Sheleznowodsk, 28 alkalische, Kochsalz-, Jod- und eisenhaltige Quellen zu Essentuki und die kohlensäurehaltigen Quellen von Kislo-

wadsk. L. Heigman hat in der „Philadelphia medical Times“, 1876, 27. Mai im Nordwesten des Wyoming territory ein Hochplateau von vulkanischer geologischer Formation mit zahlreichen kalten und heißen Quellen, (T. B. Comstock hat sie in 17 Hauptgruppen getheilt) meist Schwefelthermen, die Kalk, Chloride, Kohlensäure und Schwefelwasserstoff enthalten und an den Ufern des Yellowstonesees und Flusses in herrlichster Landschaft liegen, beschrieben. In Erkenntniß der Bedeutung, die den Mineralwässern neben andern Bodenproducten für die Vermehrung der Einnahmequellen ganzer Staaten und einzelner Gemeinden zukömmt, wurde denselben mehr und mehr Aufmerksamkeit von Seite der staatlichen wie gemeindlichen Behörden zu Theil. So wurde eine Statistik der 1629 Heilquellen, die Italien besitzt, von dem Minister für Ackerbau, Handel und Gewerbe veranlaßt. Auch die russische Regierung hat alle geeigneten Schritte gethan für die genauere Erforschung der eben besprochenen Heilquellen im fernen Kaukasus und für den Versandt ihrer Wasser, um sie für weitere Kreise nutzbar zu machen.

Wie viel ist nicht in der Richtung durch Staats- und Gemeindebehörden, durch Actiengesellschaften und Privatunternehmer während der letzten Jahrzehnte in den Bade- und Curorten Deutschlands für zweckmäßige Benutzung ihrer Heilmittel und den Comfort und die Unterhaltung ihrer Gäste geschehen. In Beziehung auf Comfort und geselliges Leben finden sich die größten Unterschiede in denselben. Wie verschieden verhalten sich in der Beziehung die von der eleganten Welt besuchten Bäder am Rhein: Wiesbaden und Baden-Baden zu den zahlreichen Bauernbädern in Tyrol. Alle bedeutendern Curorte haben im letzten Jahrzehnt im Vergleich zu früherer Zeit beträchtlich an Frequenz gewonnen, ungeachtet des Entstehens zahlreicher neuer Badeorte. In dem 1876 unter dem Titel: „Die Curorte, Gesundbrunnen und Sommerfrischen Deutschlands von Dr. Gustav Hauck“ herausgegebenen Quellenregister finden sich über 1050 Nummern. Die größte Frequenz an Gästen hatte im Jahre 1877 Wiesbaden, in runder Summe 51 200, danach Baden-Baden 36 000, unter den Thermen Teplitz-Schoenau 31 300, unter den salinisch-alkal. Brunnen Karlsbad 20 000, unter den Schwefelbädern Aachen 16 300. In höherm Grade noch als in großen Bädern hat der Besuch kleiner Curorte und ländlicher Sommerfrischen zugenommen, seit die Bevölkerung größerer Städte bei ihrer Flucht vor der dieselbe zur Sommerzeit während der letzten Decennien öfter heimsuchenden Cholera die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf dem Lande und den vortheilhaften Einfluß des zeitweiligen Wechsels des Wohnorts auf die Gesundheit kennen gelernt hat. Wer könnte die Namen aller seitdem entstandenen Curorte behalten, wie sie zur Frühlingszeit sich in öffentlichen Blättern empfehlen! Solche zu werden hat eine wahre Manie manche Städtchen und Dörfer ergriffen, die im Gebirge oder etwas über dem Flachlande erhaben liegen, in ihrer Nähe Flußbäder oder gar einen kleinen See, Fichtenwälder und bei der nun überall verbreiteten Käsefabrikation Molken besitzen.

Harlem und Franz Hals.

Von F. **Reber** in München.

Wenn ein einzelner Reisender auf langen Eisenbahnstrecken, eingewiegt in träumerische Erinnerung an die zurückgelassenen Lieben und Freunde, den Blick durch das Waggonfenster wirft, so kann es ihm leicht begegnen, daß dadurch die Illusion, der er sich hingegeben, noch vermehrt wird. Abgesehen von der Gleichartigkeit des Bahnkörpers, der Signale u. s. w., glaubt er hier die heimathliche Haide, dort altbekannte Hügel, Bäche, an denen er gewandelt ist, selbst die ländlichen Gespanne und Heerden seines Landes zu erkennen, und nicht selten heimelt sogar ein unter Obstbäumen halbversteckte Dorf oder ein Kirchthurm in einer Weise an, um einen Augenblick vergessen zu machen, daß die hier wohnenden Menschen einen andern Dialekt, wenn nicht eine andere Sprache reden, vielleicht auch in vielen Stücken anders denken und empfinden.

Dies begegnet uns wohl niemals in den Niederlanden. Hier ist es vorbei mit der Aehnlichkeit heimathlicher Scenerien. Unberührt von dem sonstigen Modernisirungsprozeß der Landschaft, welcher besonders durch die künstlichen Zuthaten von Gärten und Häusern in andern Ländern den Typus verschiedener Landstriche heutzutage mehr uniform macht, als in früheren Zeiten, drängt sich uns hier unwillkürlich die Reminiscenz älterer Meister, eines Cuyp oder Potter, eines Salomon Ruysdael van Goyen und Hobbema auf. Man kann kaum sagen, durch den Anblick einer deutschen Flach- oder Gebirgslandschaft häufig an ein neues deutsches Landschaftsbild gemahnt zu werden, denn an diesem ist die künstlerische Zuthat, sei es nun durch Stil oder Manier, fast immer so stark, daß eine gewisse Idealität überwiegt; die alten Niederländer aber scheinen mit der größten Unmittelbarkeit zu Werke gegangen zu sein, ohne trotz aller packenden Wahrheit ihrer braunen und grauen Färbung und trotz der ungesuchten Naturausschnitte in realistische Unschönheit verfallen zu können. Denn das glänzende Grau der Luft, da wo sie im Horizont auf den fernen Dünen aufsitzt, der warme, weiche Ton des sandreichen Bodens, die selbst von der mäßigen Höhe eines Eisenbahndammes fast endlose Fernsicht, die beinahe bewegungslosen Wasser der Kanäle, die lebhaften Flecken der ruhig stehenden Rinder auf den weiten Weideplätzen, alles dies giebt vielleicht gerade durch die Spärlichkeit energischer Farben ein Bild von so anziehender coloristischer Harmonie und künstlerischer Feinheit, wie man es in wenigen durch fruchtbareren Boden beglückten Ländern des mittleren Europa findet. Streift dann das Auge im Fluge ein ländliches Gehöft ärmlichen Schlages, oder dringt durch eine offene Thüre in das Innere einer Hütte, so ist es nicht selten, als brauchten wir nur die tanzenden und zechenden Gestalten eines Teniers rings um den Spielmann auf dem Faß in die Höfe oder die Spieler oder Raucher eines Brouwer oder Ostade vor den Küchenkamin zu setzen, um die Originale wieder zu haben, nach welchen jene Meister ihre verbreiteten Werke geschaffen. Ja noch mehr; ist das nicht jene vollbrüstige, rundgesichtige Dirne Teniers', welche sehr unbekümmert um ihre Taille wie um ihre Frisur ihren Topf scheuert, während ihr bausbackige Mädchen, die Hände unter der Schürze, zusehen, als ob kein vorbeilärmender Bahnzug der

Welt im Stande wäre, sie aus ihrem vielversprechenden Phlegma zu rütteln. Oder guckt da nicht ein Brouwer selbst, den Stummel im verzogenen Munde, über den Zaun? Mit nicht mehr Recht wird man in hundert Jahren die künftigen Tyroler mit jenen Gestalten vergleichen, welche unser Defregger der Welt geschenkt.

Doch wir nähern uns einer Stadt, und man braucht weder Baedeker noch Fahrtenplan, um sie zu nennen. Es ist Harlem, sowie sie Jacob Ruysdael in einem seiner berühmtesten Bilder gegeben. Wenn man im Geiste das Ruysdael'sche Bild mit der Wirklichkeit vergleicht, so gewinnt man wieder den Eindruck, als ob hier die Welt Jahrhunderte lang still gestanden. Denn nicht blos, daß die Hauptkirche ihren mächtigen Rücken noch so riesengroß herausdrängt über die nicht nachgewachsenen Häuser, die ganze compakte Silhouette ist die gleiche geblieben, und vor der Stadt erstrecken sich noch wie vor 200 Jahren die Bleichen.

Harlem war mein Ziel, um ein paar Dutzend Bilder zu sehen und um einen Harlemer Meister kennen zu lernen, den man hier studiren muß, Franz Hals.

Hals gehört zu den neuest entdeckten Lieblingen der Gegenwart, denn er wird noch nicht zwanzig Jahre lang gekannt und geschätzt. In den zwei vergangenen Jahrhunderten zahlte man für keinen Meister weniger als für Hals, indem die Auktionspreise dieser Zeit zwischen 8 und 30 Gulden schwanken, und wenn auch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausnahmsweise 600 Gulden bezahlt worden waren, so ist dies doch noch nichts gegen die gegenwärtige Werthschätzung, welche die Preise derselben oder gleichwerthigen Werke zwischen 20,000 und 40,000 Gulden sich bewegen läßt. Eine zusammenfassende Würdigung und Darstellung fand der Meister erst 1868, in welchem Jahre W. Bürger ihn in der „Gazette des Beaux-arts" eingehend behandelt.*)

F. Hals ist 1584, mithin sieben Jahre nach Rubens, in Antwerpen geboren. Wir wissen nicht genau, was seine Familie veranlaßt hat, Haus und Hof in Harlem zu verlassen und sich auf Brabanter Boden zu begeben, auch nicht, wie lange sie dort blieb. Jedenfalls muß sie vor 1603 wieder in Harlem gewesen sein, denn Carel van Mander nennt Hals unter seinen Schülern und van Mander verließ 1603 Harlem. Was Hals damals in seinem 19. Jahre bereits gelernt hatte, ist schwer zu sagen; von dem genannten Meister wohl wenig, denn da dieser als Verfasser des Schilderboeck (Gesch. der niederländischen Maler) mit Recht geschätzte Künstler selbst mehr als Schriftsteller schuf, in Ausübung der Malerei aber wenig thätig war und übrigens unbedingt der Richtung der italienisirten Akademiker huldigte, so kann man weder viel erwarten, noch findet man selbst in Hals' frühesten Werken eine Spur der Richtung seines Lehrers. Möglich, daß er in Antwerpen von Rubens' Vorläufern, wie Adam van Noort, oder von Jugendwerken Rubens' selbst etwas gesehen und davon als Knabe Eindrücke mitgenommen, vielleicht auch daß die

*) A. van der Williger.
W. Bürger, gazette des Beaux-arts. 1868.
W. Bode, Franz Hals und seine Schule. Leipzig 1871.
A. Springer, Ueber die Schützen- und Regentenstücke. Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. S. 207.
A. Woltmann, Franz Hals und Rembrandt. Aus vier Jahrhunderten. Berlin 1878 S. 109 ff., welchem das Obige hauptsächlich entnommen ist.

Arbeiten eines Cornelis von Harlem, eines Grebber u. A. auf ihn eingewirkt; die Hauptsache aber verdankte er, wie jedes Genie, sich selbst.

Frühzeitig gründete er sich in Harlem seinen eigenen Hausstand; er war erst 27 Jahre alt, als bereits ein Sohn von ihm und seiner Frau Anneke Hermans in den Taufregistern auftritt.

Glücklich war dieser Hausstand wohl nicht: am 20. Februar 1616 steht Hals angeklagt vor dem Rathe seiner Stadt und erhält vom Bürgermeister eine Rüge wegen schlechter Behandlung seiner Frau mit einer Verwarnung wegen Trunkenheit und Heftigkeit. Wenn man damit zusammenhält, daß Anneke wenige Tage darauf starb, so wird man zu dem Schlusse geneigt, daß die beklagte schlechte Behandlung in ernstlicher Mißhandlung bestanden habe, oder daß die Verwarnung des Bürgermeisters die Folge hatte, die Mißhandlung bis zu einer criminellen Höhe zu steigern. Da uns jedoch darüber keine Beweise zur Verfügung stehen, ist es gerathen, den Tod Annekens mit dem Vorgange vom 20. Februar nicht in so bedenkliche Verbindung zu bringen, zumal die gelehrte Forschung in unserem Jahrhundert sich vielmehr in jener Art von Mohrenwäsche gefällt, welche von Nero's Zeiten an alles Schlechte, was der Tradition von berühmten Personen anhaftet, als Mißverstand und Verleumbung darstellt. Wir mögen also getrost Franz Hals neben die geretteten Holbein und Rembrandt, Brouwer u. s. w. stellen, vielleicht auch die Schuld auf Anneke schieben, die wir uns von dem Schlage der Agnes Dürer, nur von schwächlicherer Gesundheit, denken mögen. Jedenfalls kam er damals nicht in Verruf, denn nicht blos, daß eine andere Dame noch vor Schluß des Trauerjahres den verklagten Wittwer zu heirathen wagte, sondern er erscheint 1617 und 1618 als Ehrenmitglied der sogen. Rhetorikerkammer selbst in einer bürgerlichen Ehrenstelle.

Wir finden Franz Hals mit seiner zweiten Gemahlin Lysbeth Reyniers auf einem der früheren Werke des Meisters im Museum zu Amsterdam. Es sind Köpfe voll Leichtlebigkeit und Uebermuth. Er lehnt sich zurück und singt ins Weite hinaus und zwar jedenfalls keinen Psalm, sie lacht dazu. Es ist ein Bild bürgerlich kecken Behagens, ein etwas breitformiges, derbes, gesundes Paar, dem der Sinn für irdische Genüsse nicht karg zugemessen ist, welches sich aber keine weitgehenden Ziele steckt. Leben und Kunst des Meisters blieb auch an der Scholle. Hals scheint ein achtzigjähriges Leben mit wenig Ausnahmen in Harlem verbracht zu haben, und seine Kunst ging nie über das Einzel- und Gruppenbildniß hinaus.

Um nun diesem Manne meine Aufwartung zu machen, hatte ich den Waggon verlassen und trat in die Stadt ein. Kömmt man von Antwerpen oder selbst vom Haag, so wirkt hier Kleinstadt und Kleinbürgerthum wahrhaft überraschend. Mägde von echt holländischer Complexion wischten die Fließe der kaum 3′ breiten Trottoirs, die Lappen in den Händen und auf klappernden Holzschuhen gebückt rückwärts gehend, unbesorgt um den sich so dem nahenden Fremdling darbietenden keineswegs vortheilhaften Umriß. Hier und da stand ein Mädchen unter der niedrigen Ladenthüre, selten eilte ein Arbeiter durch die Straßen. Ich trat in die Kerche ein, alles war, wie meist in Holland, reinlich, eng und nett, Gänge und Treppen allzu zierlich. Das Rathhaus, woselbst die berühmten Gesellschaftsportraits, die Schützen- und Vorstandschaftsbilder von Fz. Hals zu sehen sind, war nicht mehr zugänglich,

ich ging daher, da auch der Küster der Hauptkirche nicht aufzutreiben war, vor das Städtchen, um die berühmten Gartenetablissements zu besuchen. Bekanntlich lagert sich die ostindische Flora in erster Hand hier ab, um acclimatisirt und dann in Europa verbreitet zu werden. Nachdem ich meine Neugierde befriedigt, konnte ich nicht umhin, als Entschädigung für die Erläuterung einige Kleinigkeiten zu kaufen, zu deren Bezahlung ich in das Contor geführt ward. Da saß denn wirklich das holländische Gesellschaftsstück, die Contoristen mit ihrem Obmann, am grünen Tische vor mir. Ob sie absichtlich und der kaufenden Fremden wegen die Gesellschaftsportraits eines Gebber und Hals copirten, oder ob sich die collegiale Behandlung aller Geschäfte seit Hals' Tagen traditionell fortgeerbt hat, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls drängte sich mir der Vergleich mit den mich beschäftigenden Bildern so lebhaft auf, daß ich durch die Feierlichkeit, mit welcher mir der Obmann den muthmaßlich collegialen Beschluß hinsichtlich der von mir zu zahlenden Summe verkündigte, beinahe die nöthige Fassung verlor.

Der Fremde kann, wie man sagt, in Harlem leicht in die Lage kommen, nicht mehr zu wissen, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Mir wurde sie kurz und ich kann behaupten, selten mit mehr Gewinn an Culturkenntniß flanirt zu haben wie hier. Auch des andern Tages freute ich mich wieder an verschiedenen Jan van der Meer und Pieter de Hoogh, die ich in den Straßen in Originalen fand, unterstützt von einem sonnigen Morgen, der dem Fachwerk der engeren Gassen einen besonderen coloristischen Reiz verlieh. Trotzdem noch etwas vorzeitig vor dem Rathhause angekommen, hatte ich noch Zeit, mir dieses genauer anzuschauen. Ein Juwel jener angeblichen Renaissance, welche durch ihre Cartouchenmaßlosigkeit eher an einen Vorläufer des Rococo, durch die wuchernden Ausläufer der Giebelwände eher an das krause Fialen- und Krabbenwerk der Gothik gemahnt, dazu so klein von Verhältnissen, so durchaus unmonumental, wie dies in den südwestlichen Niederlanden undenkbar wäre. Das Ganze macht den Eindruck von einem achtjährigen Mädchen, das sich in das überladene Costüm einer gestrengen Frau steckt, und dabei nicht jene Kinderschönheit besitzt, welche vor einer lediglich lächerlichen Wirkung bewahrt. Der enge Aufgang des Stadthauses führte zu einigen nicht unbedeutenden Rathsälen, welche die in ihrer Art einzige Sammlung aufnehmen.

Der monumentale Sinn fehlt dem ganz auf das Nützliche gerichteten Holländer. Deshalb hat er in der Glanzepoche seiner Kunst kein Historienbild zu Stande gebracht, obwohl es keineswegs an historischer Grundlage, an Impulsen zur Verherrlichung nationaler Helden fehlte. Die Thaten eines Ruyter und Tromp sind von keinem hervorragenden Meister verherrlicht worden. Wenn wie bei religiösen Stoffen die Richtung unvermeidlich erscheint, wird das Resultat unzweifelhaft genreartig. Selbst einem Rembrandt ist die Geburt Christi eine Hüttenscene, Christus im Tempel ein Synagogeninterieur, die Flucht nach Aegypten eine bäuerliche Idylle. Auch das dem Umfang nach größte holländische Gemälde der Glanzzeit, das Festessen beim Abschluß des westphälischen Friedens von Bartel van der Helst giebt das Gelage in dem über die Feierlichkeit hinaus zur ungezwungenen Tischunterhaltung vorgerückten, mithin bereits genrehaften Stadium, welcher Standpunkt durch die lebensgroßen Figuren nicht beeinträchtigt wird. Der Schwerpunkt liegt auch hier wie in Rembrandts Anatomie auf dem Porträt-

artigen. Selbst in Rembrandts sogenannter Nachtwache ist die Action sehr nebensächlich und unwesentlich, auch vom Künstler so wenig betont, daß man dem Bilde bis auf die neueste Zeit den falschen Namen einer nächtlichen Runde geben konnte, während es sich um einen Schützenauszug natürlich bei Tage handelt.

Dem prosaischen Naturell des Holländers war das Bildniß das Höchste. Im Bildniß bewegte sich auch die Kunst nicht blos eines Cornelis, Grebber in Harlem, eines Miereveldt in Delft, eines Ravesteyn im Haag, sondern auch eines Hals, Rembrandt und van der Helst. Schon von vornherein mit Vorliebe gepflegt, hatte das Bildniß mit der die Culturmalerei beschränkenden Reformation den ersten Platz erlangt. Eine Zeit lang hatte die Porträttreue wie natürlich den Auftraggebern, so auch den Malern als einziges Ziel genügt. So lange dies der Fall, war die holländische Kunst noch fern von ihren Triumphen. Diese feierte sie erst, als sie sich bestrebte, das Bildniß zum eigentlichen Bilde zu erheben, durch jene spezifisch malerische Zuthat, die außerhalb des Porträtzweckes liegt, demselben aber erst die Weihe eines Kunstwerkes im höheren Sinne giebt. Jetzt wurden namentlich Gruppenbildnisse nicht mehr Aneinanderreihungen von einzelnen Bildnissen, sondern einheitlich geschlossene Kunstwerke.

Porträts machen gewöhnlich den Eindruck, als ob nur die Köpfe von Belang, das Uebrige aber leider so wenig ganz zu entbehrende Zuthat sei, wie der Rahmen eines Bildes. Diese für ein Kunstwerk unangenehme Empfindung stellt sich bei Werken von Hals so wenig ein, wie etwa bei den sog. Staalmeesters von Rembrandt im Museum zu Amsterdam. Das Auge fixirt sich nicht auf einen Kopf, sondern verbreitet sich auf das Ganze. Und zwar keineswegs in Folge einer spannenden Situation, jener komödienhaften Gruppirung, wie sie sonst in Familienbildnissen nur zu oft den Eindruck eines gestellten sog. lebenden Bildes macht. Denn die Anordnung ist ungeheuer einfach, beinahe typisch, es ist eher vermieden, erkennen zu lassen, womit sich die dargestellte Gruppe im Momente beschäftigt. Da sitzen die Männer in einer Reihe an einem Tisch, und gerade jene Bilder fesselten mich am meisten, wo der Tisch leer und nicht wie an einigen Schützenbildern zum Gelage gedeckt war. Man kann auch gerade nicht sagen, daß die Köpfe im Einzelnen ein besonderes physiognomisches Interesse erweckten. Es sind überwiegend Alltags- und Bürgerköpfe von keineswegs bedeutender Art, behäbig, redlich, geschäftsklug, thatkräftig. Es ist also kein gegenständliches Interesse angestrebt, wenigstens ist sicher, daß dies nicht präponderirt. Nirgends wurde mir bewußter, wie im Stadthause zu Harlem, welcher Art die eigentlichste künstlerische Wirkung eines Gemäldes sei, die nichts von stofflichem Inhalt, von Formschönheit, von Farbenreichthum bedürfe, um doch mächtig zu fassen.

Die Bilder sind eben gemalt im besten Sinne des Wortes. Sie sind weder colorirte Zeichnung, noch sind sie mit dem Pinsel gezeichnet. Sie muthen uns an, als ob sie nichts sein und keinen anderen Zweck haben sollten, denn als Bilder zu wirken. Wir sind frei von dem bei Porträts fast immer auftretenden Gefühl, daß die Bilder blos dazu da sind, die Gesichter zu zeigen. Wir haben hier einen ganzen Ausschnitt aus der Realität, nur in eine besondere künstlerische Licht- und Farbeführung getaucht. Scheinbar mühelos, breit und keck, fett und pastos sitzen die Pinselstriche kraus nebeneinander, da ist nichts vertrieben, nichts

unklar; selbst im Schwarz der Gewänder sitzt jede Falte in Licht und Schatten ebenso flott als bestimmt. Es bedarf der Farbe nicht, denn die Carnation reicht aus, das sonstige Weiß und Schwarz der Gewänder zu beleben, wenn aber bei Schützenmahlzeiten roth-weiße oder gelb-blaue Schärpen wie gelbe Lederkoller auftreten, so sind diese Farben wunderbar placirt und entsprechend abgetont, so daß sie dem Incarnat nicht nachtheilig werden. Die Schützenmahlzeiten aber verhalten sich zu Jordaens Gelagen etwa wie gesunde Natur zu angebräunter Rohheit.

Von den acht großen Gruppenbildnissen von Hals im Stadthause stellen die drei älteren Schützenmahlzeiten dar. Das älteste von 1616 zeigt noch die ältere Schule. Die Farbe ist noch local, selbständig, ohne die volle Harmonie. Die beiden elf Jahre jüngeren (von 1627) zeigen die Tradition völlig überwunden. Welcher Saft, welche Frische, welche strotzende Gesundheit! Welche ungesuchte und ungezwungene Lebhaftigkeit der Conversation, welches Behagen beim Schmausen, beim Trinken! Welche Wahrheit jeder Geberde, welche Realität von oben bis unten! Und doch nirgends zu Gunsten der Einen, auf Kosten der Anderen. Nirgend die Spur, daß die Darstellung der Gerichte zu Stilllebenmalerei ausarten könnte, aber auch nirgends eine Andeutung, daß alles dies nur nebensächliches Füllwerk sei. Der Künstler hatte den Auftrag erhalten, die Porträts der Betheiligten wiederzugeben, und er hat diese Aufgabe erfüllt, wie Keiner vor ihm, aber er hat sich selbst die weitere Aufgabe gestellt, aus der Gruppe ein Bild zu gestalten, das, abgesehen vom Porträtwerthe, auch für sich als Kunstwerk bestehen könnte, und er ist auch sich selbst gerecht geworden. Wir haben nicht blos Bildnisse, sondern Darstellungen aus dem Leben, und nicht blos diese, nicht blos die zufällige Realität, sondern eine durch die Poesie des Pinsels zum Kunstwerk gesteigerte vor uns.

Spätere Stücke werden ernster, minder farbenfreudig, minder sorgfältig und ausführlich im Detail. Den Uebergang bildet das Schützenstück von 1639, die Offiziere der St. Joris-Doelen in 19 Figuren darstellend. Im Ausmarsch eine Treppe herabsteigend und im Freien zeigen die kräftigen, saftigen Gestalten mit ihren drastisch wirkenden blau-gelben Schärpen, und unter Mitwirkung der Farben der Landschaft noch mehr die Jugendauffassung des Meisters, als die seines späteren Mannesalters, wie sie bereits in den Vorstehern des Elisabeth-Spitals von 1641 begegnet. Hier tritt schon entschieden jene breite Kühnheit, energische Einfachheit der Form und Schlichtheit der Farbe auf, welche die späteren Werke des Meisters in steter Steigerung charakterisirt. In geschlossenem Raum mit scharf einfallendem Licht gesetzt, zeigt das Nackte den goldigen Ton Rembrandts, ohne jedoch diesen in dem Grade durch die Lasuren erlangt zu haben, wie dies bei Rembrandt der Fall ist. Sonst heben sich von den durchaus schwarzen Gewändern andersfarbig nur der Tischteppich und die weiten Halskrausen ab. Die Lichter sind gleichsam blitzartig aufgesetzt und wie hingeschleudert, der Pinsel aber bewegt sich nie in Kurven, sondern in meist geradlinigen Strichen, unter den verschiedensten Winkeln, fast niemals gekreuzt, wie überhaupt das Ganze den Eindruck macht, als sitze jeder Strich fest und inalterabel, als das Resultat einer Zauberkraft mehr, als das einer experimentirenden und nachträglich prüfenden Hand.

Mehr und mehr aber wird die breite Kühnheit dieses Pinsels roh, die

Wahrheit rücksichtslos. Zum Theil in Folge des Alters. Die Hand des achtzigjährigen Mannes, als welcher er uns in zwei Regentenbildern von 1664, die Vorsteher und Vorsteherinnen des Altmännerhauses darstellend, begegnet, mußte etwas von der sicheren Kraft verlieren, wie aus dem Verlust des früher so flüssigen, nun griesig und trocken gewordenen Farbenauftrages und dem zunehmenden Formverlust hervorgeht. Für diese Wandelung geben die Oelarbeiten des greisen Tizian, namentlich die Pietà in der Akademie zu Venedig und die Dornenkrönung in München, eine zutreffende Parallele. Die Jugend- und Manneslust hatte ebenfalls einer anderen Auffassung den Platz räumen müssen, und die Porträts wurden gleichsam unter der Hand älter, als voraussetzlich die Modelle. An die Stelle der früheren „Deftigkeit" der Männer, der frischen Vollsäftigkeit der Frauen tritt ein verwettertes oder sogar runzeliges Geschlecht. Ideale Schönheit kannte Hals nie, jetzt aber war ihm auch jene individuelle Schönheit, welche der Jugendfrische oder gesunder, kräftiger Männlichkeit eigen ist, kein Anliegen mehr. Im Gegentheil, sein Talent zu charakterisiren führte ihn eher zur Darstellung vorgerückten Alters, selbst zur Häßlichkeit. Die Vorliebe für das Individuelle und Charakteristische führt immer dazu, wenn sie nicht durch einen entschiedenen Sinn für ideale Formschönheit gezügelt wird. Dieser aber fehlte unserm Meister ganz.

Wie sehr er sich vielmehr am Häßlichen schon früher erfreute, zeigt sein berühmtes Bild „Die Hille-Bobbe von Harlem" aus der Suermondt'schen Sammlung, jetzt im Museum zu Berlin. Es stellt eine alte Kneiphexe dar, ein Ideal von greiser Trunkenboldin, jedenfalls nicht ganz nach der Natur gemalt, da die Wirklichkeit kaum so viel leisten kann, aber mit einer Wahrheit und Schärfe der Charakteristik und mit einer Lust an einer solchen Erscheinung geschaffen, daß man sich unwiderstehlich von dem Werke gefesselt sieht. Dazu ist die weibliche Verkommenheit wohl niemals geistreicher aufgefaßt und technisch sicherer gepackt worden, als gerade an diesem Bilde, vor welchem man das freche, kreischende Lachen zu vernehmen und die infernalische Bosheit zu fühlen wähnt, die sich in treffender Schärfe in jedem Worte äußern muß, das aus diesem Munde kömmt.

Man hat sich darüber gewundert, daß ein Meister wie Hals im Alter in schlechte äußere Umstände gerathen konnte. Im Jahre 1652 wurde er ausgepfändet und 1662, vier Jahre vor seinem Tode, mußte er bei dem Magistrat der Stadt um Unterstützung nachsuchen. Wir wissen, daß es Rembrandt nicht besser gegangen und müssen auch sagen, daß die Gründe für diese scheinbare Ungerechtigkeit des Schicksals einfach sind: Erstlich wurden Beide in ihrer Zeit nicht vollends verstanden und gewürdigt. Hals für seine Person engte sich überdies seinen Wirkungskreis dadurch selbst ein, daß er in einer verhältnißmäßig kleinen Stadt sein Lebenlang verblieb. Der Hauptgrund aber liegt darin, daß die Modelle im Porträtfach etwas anderes wollen, als bloße packende Wahrheit. Fast jeder Mensch wünscht, wenn nicht sich selbst, so doch der Nachwelt im Bildnisse bedeutender, und sagen wir es nur frei heraus, schöner zu erscheinen, als er ist. Namentlich aber werden Wenige dem Künstler die Unterordnung der Porträtperson unter das Bild danken. Das Modell beurtheilt sein Bildniß anders, als der gegen das Modell gleichgültige Beschauer. Es ist sehr fraglich, ob die Modelle auf Rembrandts sog. Nachtwache so zufrieden mit des Künstlers Leistung waren, als früher die Mitglieder der Chirurgen-

gilde mit der künstlerisch entschieden untergeordneten Anatomie. Je genialer diese Arbeiten wurden, desto weniger entsprachen sie dem Bestellzwecke und den persönlichen Gefühlen der Betheiligten. Als ich längere Zeit zwischen der Nachtwache und Bartel van der Helsts berühmten Friedensmahle hin- und hergegangen war, habe ich mir die darauf bezüglichen Fragen gestellt und konnte keinen Augenblick in Zweifel darüber sein, daß van der Helst von den abgebildeten Zeitgenossen den Vorzug erhalten mußte.

Wer aber seinem Ideal lebt und demselben entsprechend wirkt, wird dessen Märtyrer. Ihm gehört die Gegenwart niemals, dafür das, was Demjenigen, der mit dem Zeitstrome schwimmt und den Anschauungen und Wünschen der Zeitgenossen Rechnung trägt, versagt ist, etwas, noch werthvoller als die Anerkennung des Tages, nämlich die Zukunft.

Die musikalische Bedeutung der Psalmen.

Der Psalmengesang im christlichen Cultus.

Von **Emil Naumann** in Dresden.

Es ist höchst begreiflich, daß die Psalmen, als die mitältesten religiösen Hymnen der Bibel, den größten Einfluß auf die Entwicklung der ganzen christlichen Hymnologie gewonnen und daß sich die letztere am Psalter gleichsam wie an einer ihr gegebenen festen Säule emporrankte. Bekanntlich war die Christengemeinde zu Jerusalem die älteste auf dem Erdboden; sie ward daher die Mutter und das Vorbild aller später gestifteten christlichen Gemeinden, und eine der Folgen hiervon war die Uebertragung mancher der in der jüdischen Synagoge heimischen gottesdienstlichen Gebräuche auf den christlichen Gottesdienst. Auf diese Weise kam auch gleich bei ihrem Entstehen der Psalmengesang in die christliche Kirche, und die Christen gebrauchten die Psalmen um so lieber, da sie als von Gott selber eingegebene Gesänge betrachtet wurden, und fast in jedem derselben Verheißungen und Prophezeiungen zu finden waren, die sich auf den Messias deuten ließen. Ganz vorzüglich trat in dieser Beziehung gleich anfänglich der Psalm 22 hervor, dessen Worte: „Sie theilen meine Kleider unter sich, und werfen das Loos um mein Gewand," in der auffallendsten Beziehung zu den Worten des Evangelisten standen: „Da sie ihn aber gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider und warfen das Loos darum." Nicht weniger beziehungsvoll erinnern die Eingangsworte dieses Psalmes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" an die gleichen Worte, die der Heiland am Kreuze ausrief. Der 22. Psalm wurde darum auch schon in ältester Zeit am Charfreitag, als dem Todestage Jesu, gesungen. Ihm folgte bald der 51. Psalm, als der vorzugsweise in der Charwoche und in der vorhergehenden Fastenzeit zu singende geistliche Hymnus. Außerdem sang man schon im 3. Jahrhundert in allen christlichen Kirchen des Orients Morgens den 62. und Abends den 111. Psalm, woran sich dann nach und nach der liturgische Gebrauch des ganzen Psalters schloß.

In den heutigen jüdischen Synagogen besteht der Vortrag der Psalmen

mehr in einem tönenden Sprechen als in einem wirklichen Singen; sie werden mit geringer Modulation der Stimme und in mannichfaltigen freien Rhythmen recitirt oder declamirt. Wenn nun auch dieser Vortrag sicherlich ein völlig anderer geworden, als er zur Zeit Davids und Salomo's gewesen, so ist er doch wahrscheinlich gerade in dieser seiner musikalischen Vereinfachung und Abschwächung den frühsten christlichen Gemeinden ein Vorbild geworden. Dennoch dürfte er in den Tagen, da Rom über Palästina herrschte, wie mir aus verschiedenen historischen Quellen hervorgehen will, durchgängiger als in alttestamentlicher Zeit antiphon gewesen sein, d. h. auf einem Wechselvortrag von Halbchören beruht haben. Falsch wäre es jedoch, einen solchen, zwischen verschiedenen Stimmen wechselnden Vortrag, wie man wiederholt versucht hat, auf den besonderen Formalismus, der die Verse der Psalmen beherrscht, basiren zu wollen. Die Psalmen besitzen bekanntlich keine metrische Gliederung, d. h. sie sind nicht in Strophen, die eine bestimmte Anzahl von Verszeilen, sowie bestimmte, nach langen und kurzen Silben regelmäßig gegliederte Füße enthalten, gedichtet, sondern ihre Verse sind vielmehr auf den Parallelismus ihrer Satzglieder gegründet. Im Vers 1 des Psalm 103 ist z. B. der Ausruf: „Lobe den Herrn meine Seele," das erste Satzglied; der diesem sich anschließenden Ausruf: „Und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen" dagegen das zweite Satzglied. Beide in ihrer Verbindung aber stellen jene in den Psalmenversen waltende Gliederung dar, die mit Recht als ein ebensowohl äußerlicher wie innerlicher Parallelismus zweier Satzglieder bezeichnet wird; denn der formalen Eintheilung in die beiden zusammengehörigen und auf einander bezogenen Verszeilen entspricht in den Psalmen zugleich ein Parallelismus der Gedanken oder des geistigen Inhaltes eines jeden Verses. So z. B. wenn es im ersten Halbverse heißt: „Herr strafe mich nicht mit deinem Zorn," und der zweite Halbvers dann hinzufügt: „Und züchtige mich nicht in deinem Grimm." Die beiden hier ausgesprochenen Gedanken sind einander nicht nur verwandt, sondern stehen auch noch in einem Steigerungsverhältniß zu einander; denn das „Züchtigen" ist doch noch mehr, als das unbestimmt ausgedrückte „Strafen". Nun will ich zwar nicht behaupten, daß sich im Anschluß an diesen dichterischen Parallelismus der Psalmen schon überall im althebräischen Cultus auch ein alternirender musikalischer Vortrag derselben entwickelt haben müsse. Ich glaube im Gegentheil, daß in jener Zergliederung nichts weniger als die Berechtigung zu einem solchen geschichtlichen Schlusse liegt. Der Parallelismus ist eine allgemeine innerliche und geistige Gestaltung der orientalischen Poesie, die mit einem Wechsel im Vortrage eher direkt im Widerspruch steht, als daß sie dafür erfunden wurde. Hätten beim musikalischen Vortrag der Psalmen zwei Chöre von Halbvers zu Halbvers miteinander gewechselt, so würde dadurch jener innerliche Bezug der Versglieder aufeinander mehr gelockert, als betont und hervorgehoben worden sein. Denn wenn von den Gliedern eines und desselben Gedankens die folgenden den Sinn der vorhergehenden jedesmal — sei es durch ähnliche Ausdrücke, sei es durch das Gegentheil erhöhen, verstärken, ergänzen sollen, so scheint mir dies in der That am deutlichsten hervorzutreten, wenn dasselbe unveränderte Subject die beiderseitigen Glieder vorträgt, wogegen es in dem Maße verdunkelt werden würde, als eine Aenderung im Wechsel der Vortragenden eintritt. Die Iden=

tität des Sprechenden ist gerade der eigentliche geheime Träger jener inneren Beziehungen, bei dessen Wegräumung auch jenes innere Band, soviel dies nur möglich ist, gefährdet wird. Alle Glieder eines und desselben Gedankens setzen dieselbe Persönlichkeit voraus; wie viel mehr daher diejenigen, welche, indem sie einander ergänzen, bekräftigen, steigern sollen, in der möglichst engsten Weise mit einander verkettet sind.

Anders gestaltete sich dagegen der musikalische Vortrag der Psalmen, wie ich zu vermuthen Ursache habe, in den ersten christlichen Jahrhunderten. Von der jüdischen Weise nahm er nur die recitirende Art des Singens an, im Uebrigen aber trat der Gegengesang oder Wechselgesang als das gestaltende Princip im Psalmenvortrag hervor. — Fragt man nun, welche Quellen dafür anzuführen sind, daß ein alternirender Psalmengesang erst mit Eintritt des Christenthums Stil und Regel geworden sei, so verweise ich zunächst auf die Zeit des heiligen Ambrosius. Es wird versichert, daß damals ein zwischen verschiedenen Chören alternirender Psalmengesang in den Klöstern zuerst eingeführt worden sei. Theodoretus berichtet in seiner historia ecclesiastica: Zwei Mönche, Flavian und Diodor hätten, als sie noch in Antiochien waren, um die Mitte des vierten Jahrhunderts, zuerst den Chor der Psalmisten in 2 Theile getheilt, und die Psalmen Davids alternirend vorzutragen gelehrt, was sich hierauf von Antiochien aus in alle Welt verbreitet habe. Und wenn damit auch eine andere Nachricht nicht zu stimmen scheint, die uns noch weiter zurück auf den heiligen Ignatius, den Märtyrer führt, von dem der Kirchenhistoriker Sokrates erzählt, daß er einst in einer Vision den Himmel offen gesehen, und die Engel in alternirendem Hymnengesang die heilige Dreifaltigkeit habe preisen hören und hierauf diese Weise des Gesanges, wie er sie in seiner Verzückung gewahrt, bei der Kirche zu Antiochien eingeführt habe, so kann man sich in Betreff beider Nachrichten doch darauf beziehen, daß eine wie die andere den Wechselgesang, als eine damals schon in die christliche Kirche eingeführte Sangesweise betont.

Mehr aber als die Verschiedenheit dieser Nachrichten zieht die Aehnlichkeit derselben unsere Aufmerksamkeit auf sich; der Umstand nämlich, daß wir wieder nach Antiochien, wo eben Ignatius Bischof war, hingewiesen werden, also beiderseits nach Syrien, als auf den ursprünglichen Heerd des alternirenden Gesanges in der Kirche überhaupt. Da nun, was damals in die Kirche eingeführt wurde, sich, wenn auch nicht im Kunstgesange, so doch in der Liturgie Jahrhunderte hindurch zu erhalten pflegte, und namentlich in der katholischen Kirche hierin erhalten hat, so haben wir einen Grund mehr zu der Annahme, daß jener altchristliche Wechselvortrag der Psalmen nach Versen und nicht nach Halbversen erfolgt sei. Heute noch finden wir nämlich in den notorisch ältesten Antiphonarien, welche die katholische Kirche besitzt, in den Fällen, in welchen Psalmenrecitationen aufgezeichnet sind, einen Wechsel der einander Antwortenden von Vers zu Vers. Auch die katholische Kunstmusik liefert hierfür ins Gewicht fallende Beweise. So besitzen z. B. sämmtliche in der sixtinischen Kapelle zu Rom — dieser hartnäckigsten Bewahrerin des Alten — zur Aufführung gekommenen Miserere's (deren Text bekanntlich nichts Anderes als die Uebertragung des 51sten Psalms ins Lateinische ist) nur einen Wechsel ihrer Chöre nach ganzen Versen. In den 16 Magnificat's

Palestrina's behandeln acht die ungeraden Verse des Textes und auf beiden Seiten sind die ganzen anderen Verse der Gemeinde oder dem sie darstellenden recitirenden Chore überlassen.

Zu der ursprünglichen Einführung eines zwischen verschiedenen Chören oder zwischen Priester und Gemeinde wechselnden recitirenden Psalmenvortrags in die christliche Kirche, wie er heute theilweise noch vorliegt, dürften in den ersten christlichen Jahrhunderten noch gewisse Umstände mitgewirkt haben, die uns zugleich abermals darüber unterrichten, wie hoch wir etwa das durchschnittliche Alter jener ganzen Vortragsweise veranschlagen dürfen. — Der Bischof von Constantinopel Chrysostomus (398—404) wollte nämlich die Arianer und ihre ketzerischen Lieder dadurch überbieten, daß er prachtvolle Umzüge unter wohlklingenden Wechselgesängen veranstaltete. Als jedoch die arianischen Processionen, bei welchen die Arianer die Strenggläubigen und ihre von der Kirche gebilligten Gesänge verhöhnten, Thätlichkeiten veranlaßten, so wurden auf des Chrysostomus Betreiben jene Umzüge und Gesänge durch kaiserliches Verbot untersagt, und derselbe Mann, der früher die Arianer durch schönere kirchliche Hymnen hatte verdunkeln wollen, ward nun der feurigste Gegner eines liedartigen oder in anderer Weise glänzend entwickelten Kirchengesanges und war bestrebt, denselben zur größten Einfachheit zurückzuführen. Bei solcher Stimmung der Gemüther erfand der schwärmerische Abt Hieronymus zu Bethlehem (gestorben 428) um das Jahr 400 das sogenannte Psalmodiren oder die Psalmodie, die auch als Psalliren bezeichnet wird. Es ist dies jenes eintönige musikalische Declamiren oder abwechselnde Recitiren, das wir heute noch in der katholischen Kirche unter dem Namen von Responsorien, Litaneien, Antiphonen und, wenn es den Psalmen gilt, eben unter der Bezeichnung von „Psalmodien" vorfinden.

Die Psalmen sind, wie die Evangelien, über alle Zeiten, Racen, Völker, Bekenntnisse, Klimate, Zonen und localen Bedingungen erhaben, denn sie sind, wie alles Höchste im Gottesbewußtsein, in der Erkenntniß und in der Kunst, Eigenthum der Menschheit in deren Totalität. Dies ist der Grund, warum sich an Majestät, Tiefe und Inbrunst, sowie in ihrer Wirkung auf religiöse Gemeinschaften keine andere Gattung geistlicher Liederdichtung mit ihnen messen kann. Hierin liegt aber auch die Aufforderung für die Protestanten, es den Katholiken gleich zu thun und einen solchen langentbehrten Schatz reichster Erbauung, den gerade am eifrigsten Martin Luther bei seinen Anhängern einzuführen bemüht gewesen, der evangelischen Kirche im Namen und Sinne ihres Stifters wieder zu erobern. Wie der Protestant Gottes Wort selber liest und auslegt, so wird er Gottes Wort in Wahrheit erst wieder singen, wenn die unumschriebenen biblischen Psalmen von Millionen frommer Lippen ertönen!

Kritische Aphorismen.

Von **Adolf Strodtmann** in Steglitz bei Berlin.

1.

In keiner früheren Periode trug die Masse des gebildeten Publikums dem Erscheinen neuer Gedichtesammlungen eine stumpfere Theilnahmlosigkeit entgegen, als während der letzten dreißig Jahre. Die materialistische Tendenz unserer Zeit allein reicht nicht aus, diesen allgemeinen Ueberdruß an der lyrischen Produktion zu erklären. Sie fällt freilich mit ins Gewicht, aber ein großer Theil der Schuld daran trifft auch die Herrn Poeten. Denn der gewöhnliche Weg, auf dem heut zu Tage ein junger lyrischer Sänger allmählich bekannt wird, ist von nüchternster Art. Bevor noch der erste Flaum sein Kinn umsproßt, stellt der ruhmdurstige Musensohn die ersten form- und geschmacklosen Geburten seiner Phantasie in den Feuilletons einiger Tagesblätter zur Schau, und das Publikum dieser Journale gewöhnt sich an den Namen des gefühlvollen Besingers blauer oder schwarzer Augen, fortziehender oder heimkehrender Schwalben, wie es sich an die Reklame des Gevatters Schuster und Schneider in den Anzeigespalten gewöhnt, und, halb wider Willen, den oft gelesenen Namen endlich behalten muß. Zwei oder drei rasch auf einander folgende Gedichtesammlungen unter dem Titel „Feldblumen", „Herzensklänge", „Frühlingsharfe" ꝛc. werden von der Kritik mit gutmüthigem Spott, von dem Publikum mit erschreckender Gleichgültigkeit aufgenommen, und wenn der Verfasser ein redenswerthes Talent besitzt, fängt er nun vielleicht an, ernstlich zu arbeiten, um nach einigen Jahren der Welt durch bessere Productionen zu beweisen, daß er nach Kräften seine Ausbildung gefördert hat. Die Kritik ertheilt ihm ein väterliches Lob, seine Bücher finden nach und nach Käufer, und im günstigen Fall erobert er sich endlich einen unbestrittenen Platz auf dem Parnasse der Gegenwart. Das ist ohne Uebertreibung in jetziger Zeit wohl der gewöhnliche Pfad zu Anerkennung und Dichterruf. Unsere Poeten bilden sich vor unseren Augen heran, wir können ihren Entwicklungsproceß, wie den einer Raupe zum Schmetterling, mit kleinlicher Genauigkeit betrachten, wir haben das Recht, sie zu schulmeistern, denn sie treten als unreife Schüler in unsern Kreis; ihr Gesang reißt uns nicht mit Wundergewalt hin, bewältigt uns nicht mit himmlischer Macht, denn wir haben schon ihr fatales Piepsen nach kaum durchbrochener Eierschaale, ihr mattes Gezirp, ehe sie fliegen konnten, und all' jene dilettantischen Uebungen gehört, welche uns beständig erinnern, daß nicht der Gott Apoll, sondern die langsam geübte Hand eines fleißigen Menschenkindes die goldene Leier rührt. Dies ganze unheilige Treiben paßt vielleicht trefflich zu dem prosaischen Sinne der Gegenwart — aber es trägt gewiß nicht dazu bei, der Kunst in den Herzen der Menge jene Würde und Weihe zu sichern, welche ihr von Rechtswegen gebührt, und über deren Untergang heutigen Tages Niemand mehr, als die Dichter selber, zu jammern pflegt. Wir sind durchaus nicht geneigt, die Ansicht Derer zu theilen, welche sich einbilden, daß unsterbliche Gesänge dem Genie ohne Müh' und Schweiß, wie goldene Aepfel, in den Schooß fallen; aber wir verlangen, daß selbst das Genie nicht seine mühevollen Kämpfe, den spröden Stoff zu bezwingen, sondern erst die Früchte seines Kampfes der Menschheit darbiete. Wie der häßliche junge

Schwan sein graues Gefieder im Röhricht verbirgt, und erst im nächsten Frühling, wenn ihm glänzende Schwingen gewachsen sind, stolz mit den Genossen in die Mitte des blauen Sees hinaus schwimmt, soll auch der Poet erst dann vor aller Welt sein Lied anheben, wenn ihm in der Stille die Flügel groß geworden und ihn siegreich emporzutragen im Stande sind. Wie ein rechter Himmelsbote soll er den Menschen erscheinen, mit heiligem Schauer soll sein Gesang uns erfüllen, nicht aber die Frage wachrufen, ob wohl aus stümperhaften Anfängen mit der Zeit sich Besseres gestalten mag. Eine so würdige Auffassung der Kunst, eine so ernste Bescheidenheit sind wir freilich an unseren zeitgenössischen Poeten seit lange nicht mehr gewöhnt, und selten, sehr selten wird uns die freudige Ueberraschung gegönnt, einen Sänger zu begrüßen, welcher sofort als weißer Schwan sich majestätisch auf den krystallklaren Fluthen der Dichtung wiegt, und, weil er ein Meister ist, Publikum und Kritik von vornherein der lästigen Rolle des Schulmeisterns überhebt.

2.

Zu den Büchern, deren Lectüre mir in allen Lebensstimmungen einen unversiegbaren Schatz von Anregung und Belehrung erschließt, gehört die Gesammtausgabe von Friedrich Rückert's poetischen Werken. Ich weiß wohl, daß er, bei all' seinen Verdiensten, kein besonders volksthümlicher Dichter war; seine Lieder werden, mit wenigen Ausnahmen, auch nach seinem Tode niemals in dem Sinne Gemeingut der Nation werden, wie es die Lieder Goethe's und Schiller's, Uhland's und Heine's oder selbst manches anderen Genossen der großen Poetengilde geworden sind, der sich weder an Sprachgewandtheit noch an universeller Bildung mit Rückert messen kann. Man pflegt seine geringe Popularität wohl durch den Umstand zu erklären, daß bei der überreichen Masse des Producirten die genügende Beachtung und Werthschätzung des Einzelnen zuletzt kaum mehr möglich war. Zum Theil ist das richtig. Die Muse Rückert's breitete vor unsern staunenden Blicken in unerschöpflicher Fülle die poetischen Schätze aller Völker und Zonen der Erde aus, sie führte uns gleichsam im Fluge durch einen Bazar der Weltliteratur, und es ward uns schier zu Muthe, wie dem Wanderer, der sich eiligst durch ein buntes Jahrmarktsgewimmel drängt und sich von all' den zur Schau gestellten Herrlichkeiten geblendet fühlt, ohne doch einen klar bestimmten, dauernden Eindruck davon nach Haus zu tragen. Hie und da blieb vielleicht Einer vor der oder jener Zeltbude stehen und erfreute sich an der Pracht eines besonders kostbar geschliffenen Edelsteins oder einer hell blinkenden Perlenschnur, ein Anderer hatte Anderes bewundernd zu preisen, wenn einmal die Rede auf den dichterischen Nabob kam, dem all' diese Kleinodien zu eigen gehörten — aber ein Dritter und Vierter versicherten kopfschüttelnd, es sei eitel böhmisch Glas, was aus der goldenen Einfassung hervorprahle, und manches gleißende Schaustück habe sich bei näherem Hinsehen als Katzensilber und Rauschgold erwiesen. Der Nabob ist jetzt lange todt, aber sein Sohn und Erbe hat mit frommer Pietät die hinterlassenen Schätze des Vaters wohlgeordnet in den Sälen eines Museums untergebracht, wo Jeder dieselben nach Muße betrachten und prüfen kann.

Ich wüßte in der That die Bedeutung der Gesammtausgabe von Rückert's

Werken, dieses Schatzes von goldener Lebensweisheit, zu dem alle Zeiten und Völker ihre Beisteuer geliefert, mit keinem treffenderen Bilde zu bezeichnen. Ein großes Ganzes hat dieser Dichter ja niemals zu schaffen versucht; Alles, was er hervorgebracht, ist künstlerische — oftmals auch nur künstliche — Juwelierarbeit, deren Hauptwerth in der Form und Fassung besteht, und die durch geschicktere Aufstellung wohl ein günstigeres Licht erhalten kann, aber doch immer im Einzelnen betrachtet und beurtheilt werden muß. Nicht als ob es Rückert an einer bestimmten Weltanschauung gefehlt hätte, die sich aus einer Aneinanderreihung seiner einzelnen Gedichte mit prägnanter Klarheit entwickeln ließe; aber (man gestatte mir noch einmal, auf das vorhin gebrauchte Bild zurückzukommen) wir gewinnen dieselbe nur in ähnlicher Weise, wie man in einem ethnographischen Museum aus dem Anschauen der Kleidungsstücke, Waffen und Hausgeräthschaften eines fremden Volkes eine Vorstellung von dessen Kulturzustande gewinnen mag. Eines paßt vortrefflich zum Andern, die tausend und aber tausend glänzenden Steinchen und Perlen schieben sich leicht zu schön gewürfelten Mosaikmustern zusammen, aber sie stehen in keinem innerlichst nothwendigen organischen Verbande. Man könnte einwenden, daß das bei einem vorwiegend gnomischen Dichter, wie Rückert es gewesen, auch gar nicht erforderlich sei. Gewiß nicht; man soll jeden Schriftsteller aus seiner Eigenart erklären, soll ihn in der besondern Weise seines Kunstschaffens zu genießen verstehn. Nur ist es ein weitverbreiteter Irrthum, zu glauben, daß Rückert ein lyrischer Dichter in herkömmlichem Sinne gewesen sei. Das eben war er nicht. Er hat einige wenige sangbare Lieder geschrieben — sie gehören fast sämmtlich dem „Liebesfrühling" an und zählen zu den kostbarsten Perlen der deutschen Lyrik, — aber sein eigentlichstes, ja fast sein ausschließliches Gebiet ist das philosophische Lehr- und Spruchgedicht. Dies sollte vor Allem betont werden, wenn man sich über den unstreitig bedeutenden Platz verständigen will, den Rückert im deutschen Literaturtempel einnimmt. Es ist müßig, dabei die alte Streitfrage über den größeren oder geringeren Werth der didaktischen Poesie zu erneuern; mag letztere unter den verschiedenen Gattungen dichterischer Production am wenigsten hervorprunken, so hat doch auch sie ein künstlerisches Gesetz zu erfüllen, und unter den neueren Dichtern ist keiner, der ihren Inhalt so geistvoll vertieft, ihre Form so mannigfach nach allen Richtungen erweitert hätte, wie Friedrich Rückert. Man sollte ihn vielmehr dafür loben, daß er sich, mit Ausnahme einiger verfehlten dramatischen Versuche, so consequent innerhalb der Schranken hielt, welche sein Talent ihm gesetzt hatte. Es gebrach ihm unleugbar an jeder stürmisch aufflammenden Gluth der Leidenschaft und an jeder plastischen Gestaltungskraft; aber ihm war dafür ein Gemüth gegeben, dessen still bewegte, klare Fluth jedes Höchste und Tiefste wie ein reiner Spiegel zurückstrahlte, — ein Verstand, der mit fast intuitivem Scharfblick die geheimsten Welträthsel durchdrang und zwischen den scheinbar entlegensten Dingen überraschende Beziehungen entdeckte, — ein allzeit offenes Auge für die Wunder der Natur, die sich im Größten wie im Kleinsten offenbaren. Er war daher mehr noch ein Denker, als ein Dichter, die Außenwelt kam für ihn nur in Betracht, wie für die Biene etwa die Blumen des Feldes, aus deren Blüthenstaub sie Honig für ihre Zelle zu bereiten vermag, und er charakterisirt sich treffend in den Versen:

„Ein denkendes Gefühl, ein innerlicher Sang
Ist Alles, was ich bin, was mir zu sein gelang."

Aber widerlegen die „Geharnischten Sonette" und die große Zahl politisch-patriotischer Gedichte aus der Zeit der Befreiungskriege nicht dies Urtheil? Ganz und gar nicht. Wie für alles Hohe, Große und Schöne, hatte Rückert auch ein warmes Gefühl für die Ehre, Macht und Einheit seines deutschen Vaterlandes. Der Aufschwung des nationalen Geistes in jenen begeisterungsfreudigen Tagen war ihm naturgemäß ein ebenso würdiger Stoff poetischer Feier, wie der ideale Vervollkommnungsdrang des menschlichen Gemüthes, dem sich später seine sinnende Betrachtung unablässig zuwandte, als die politische Entwicklung unseres Volkes in einen so kläglichen Stillstand gerieth.

3.

Seit Berthold Auerbach's Vorgange ist das Feld der Dorfgeschichte von talentvollen und talentlosen Schriftstellern nach allen Richtungen hin beackert worden, ohne daß das Publicum aufgehört hätte, dieser Art von Erzählungen aus dem Volksleben eine liebevolle Empfänglichkeit entgegen zu bringen. Diese Erscheinung hat ihren guten Grund. Der Acker, um in dem Bilde zu bleiben, ist eben ein unerschöpflich reicher, der selbst bei mäßiger Pflege ergiebige Frucht tragen muß. Das Volk, die bei Weitem zahlreichste Masse seiner Individuen, der Bauernstand, sein Leben, Fühlen und Denken, seine zähe, conservative Natur, und die bedeutungsvollen Conflicte, in welche dieselbe bei ihrer Berührung mit den Fortschritten der Cultur geräth, alles dies bietet dem Schriftsteller, der sich eingehend mit seinem Thema beschäftigt, eine Fülle von Material, wie sie dankbarer kaum gedacht werden kann. Der realistische Zug unserer Zeit fördert noch insbesondere die Vorliebe für diese Gattung der novellistischen Literatur. Ganz naturgemäß bringt die Dorfgeschichte oft dieselben Interessen zur Sprache, welche auch in Reichstag und Kammer oder auf den volkswirthschaftlichen Congressen zur Discussion stehen; der Dichter arbeitet hier, so zu sagen, Hand in Hand mit den Staatsmännern und Nationalökonomen an der Lösung der großen Aufgaben des Jahrhunderts. Und auch in politischer Hinsicht ist die Wirkung der Dorfgeschichte nicht zu unterschätzen. Was vermöchte mehr die herzliche Liebe der Deutschen unter einander zu fördern, als die genauere Kenntniß der Sitten und Eigenthümlichkeiten, der Gemüthsanlagen und Charakterunterschiede ihrer verschiedenartigen Stämme in Nord und Süd? Die Dorfgeschichte erschließt dem Leser dies Verständniß in anschaulicher, handgreiflicher, herzwarmer Weise, und aus dem Verständnisse entspringt Duldsamkeit, Achtung der fremden Eigenart, Mitgefühl und Liebe für das Verwandte und Tüchtige, das uns in anderer Form, als bei unseren nächsten Landesgenossen, vor Augen tritt. In diesem Sinne haben Auerbach und seine Nachfolger der Einigung der deutschen Stämme wacker vorgearbeitet, sie haben mit glücklichstem Erfolge durch ihre lebensvollen Schilderungen dem Norddeutschen das Verständniß des süddeutschen Charakters erschlossen, wie Fritz Reuter durch seine plattdeutschen Bauernromane ein Gleiches that, um dem Süddeutschen einen Einblick in die Gemüths- und Denkart des norddeutschen Bruders zu eröffnen.

4.

O der traurigen Aufgabe des Kritikers, der mit schönheitsdurstiger Seele das sterile Feld unserer gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur zu durchwandern hat! Aber auch der Freude, wenn ihm plötzlich ein Werk zu erblicken vergönnt ist, das sich an Inhalt und Form weit über die geistlosen Machwerke der Alltagsschriftsteller erhebt! Es muß ihm dann wie dem Pilger zu Muthe sein, der Tag für Tag durch die brennende Sandwüste schritt, und nun endlich den frischen Quell einer Oase rauschen hört, zwischen deren Palmen er von fern schon das Ziel seiner Reise, die ragende Stadt der Menschen, hindurchschimmern sieht. Vielleicht läßt sich alles künstlerische Streben mit solch einer Wüstenwandrung vergleichen. Einzeln oder in Schaaren, meist aber einsam, ziehen die Pilger dahin; viele sinken sterbend in den Sand, ohne jemals den Tempel der Schönheit, das Ziel der Wanderung, von welchem sie sich weitab verirrten, mit Augen erblickt zu haben; andere sahen es einmal leuchten, aber ihnen fehlte die Kraft, fürder zu schreiten auf dem mühsamen Wege; nur einzelne gottbegnadete Naturen streben rüstig und unverweilt auf dasselbe zu, um ihr Bestes als Opfergabe auf den Altar der Göttin zu legen und ein unverwelkliches Lorbeerreis oder gar den vollen Kranz des Siegers aus ihrer Hand zu empfangen.

Einfluß der Getreide-Ernten auf die Getreide-Preise.

Von E. Laspeyres in Gießen.

Zu den Aufgaben, welche das statistische Amt des deutschen Reichs, vom Jahre 1878 anfangend, sich gestellt hat, gehört die Erhebung der landwirthschaftlichen Statistik. Ueber landwirthschaftliche Angelegenheiten besitzen wir fast gar keine gleichmäßige statistische Erhebungen aus ganz Deutschland, denn der wirthschaftliche Vorgänger des deutschen Reichs, der Zollverein, hat gemeinsame Erhebungen fast nur im Bereiche der Volkszählungen, des Zollwesens, des Handels und der Industrie angestellt, die Landwirthschaft ging, weil praktische Rücksichten statistische Ermittelungen nicht nöthig machten, leer aus. Das deutsche Reich, welches die Statistik weniger engherzig praktisch zu behandeln in der Lage ist, will nun diese Lücke ergänzen, einmal durch größere nur nach einer Reihe von Jahren wiederkehrende Erhebungen namentlich über solche Facta, welche von Jahr zu Jahr verhältnißmäßig wenig Aenderungen erfahren und durch jährliche Ermittelungen über diejenigen landwirthschaftlichen Erscheinungen, welche von Jahr zu Jahr ungemein schwanken, daher nur von Nutzen sind, wenn man dieselben jährlich kennt. In erster Linie gehört zu den letzteren Erscheinungen der Ausfall der Ernten in den hauptsächlichsten Landbauprodukten.

Die Ernteermittelungen in Deutschland sollen solche permanente Enqueten werden, wie wir sie in unserm letzten Artikel der Revue besprochen und für wünschenswerth erklärt haben. Sehr zu bedauern ist, daß wir nicht schon eine lange Reihe von Jahren hindurch eine gute deutsche Erntestatistik besitzen, denn wenn wir dieselbe besäßen, könnten wir viel sicherer eine Frage entscheiden, welche

augenblicklich für Deutschland von der allergrößten Wichtigkeit ist, nämlich ob der auffallende Umschwung, den Deutschland besonders seit 5 Jahren erlebt hat, aus einem stark Korn exportirenden Lande in ein Korn importirendes nur ein vorübergehender durch längere Zeit andauernde schlechte Ernten verschuldet ist, also in den alten Zustand wieder zurückschlagen kann, oder ob unser Consum an Getreide so bedeutend gewachsen ist, daß wir im Durchschnitt denselben nicht mehr mit der eigenen Produktion decken können und nur in Jahren besonders guter Ernten dem Ausland bedeutende Quantitäten Getreide abzugeben im Stande sind. Doch dies können wir in Ermangelung einer deutschen Erntestatistik wie gesagt nicht entscheiden, wir wollen vielmehr die Aufmerksamkeit der Leser auf eine hiermit allerdings im Zusammenhange stehende alte bestrittene Frage lenken, welchen Einfluß der Ernteausfall auf die Preise der landwirthschaftlichen Produkte ausübt. Der statistischen Durchforschung dieser Frage stehen, wie so mancher anderen statistischen Forschung, viele Hindernisse entgegen, trotzdem läßt sich der Zusammenhang zwischen Ernteausfall und Preisen statistisch nachweisen. Die Hindernisse bestehen einmal darin, daß die Erntestatistik bisher auf einer sehr unvollkommenen Entwickelungsstufe steht; eine gute Erntestatistik über eine längere Reihe von Jahren haben wir noch aus keinem Lande, höchstens eine genügende für eine ungenügende Anzahl von Jahren oder eine nicht ganz genügende für einen genügenden Zeitraum. Als Beispiel für den ersten Fall erwähnen wir die Schrift des verstorbenen Münchener Statistikers und Nationalökonomen, v. Hermann, über die Ernten des Königreichs Bayern vom Jahre 1863, als Beispiel für den zweiten Fall die Ergebnisse der französischen Weizenernten, welche im Journal officiel der französischen Republik vom 10. Dezember 1875 über einen vierundfünfzigjährigen Zeitraum publicirt worden sind. Für denselben Zeitraum hat das französische Ackerbauministerium die Ernten auch der andern landwirthschaftlichen Produkte im Journal officiel publicirt, das Versprechen aber, auch die Preise, die Ein- und Ausfuhren in diesen Produkten anzugeben, leider bisher noch nicht eingelöst. Auch für Weizen sind die Preise leider nur für das Kalenderjahr angegeben, diese Preise können wir nicht brauchen, wir haben vielmehr an ihre Stelle aus den Tableaux des prix moyens et mensuels de l'hectolitre de froment en France die Preise der sogenannten Erntejahre, d. h. von Anfang August bis Ende Juli gesetzt.

Wie die französischen Ernten ermittelt werden, können wir leider nicht an dieser Stelle ausführlicher besprechen, die Ermittelung wird wohl an vielen Fehlern leiden wie das bei Erntestatistiken bisher kaum sich vermeiden läßt.

Die statistische Untersuchung, welchen Einfluß die Ernten auf die Preise ausüben, krankt ferner an der Schwierigkeit, daß die Ernte nur einer der mannigfachen Einflüsse ist, unter welchen die Getreidepreise stehen. Wir brauchen hier nur zu erinnern an die Möglichkeit, bei schlechten Ernten den Ernteausfall durch Einfuhr zu decken, was die Preise, welche die mangelnde Ernte allein ergeben müßte, nicht so hoch werden läßt als die schlechte Ernte allein bedingen würde, ebenso umgekehrt an die Möglichkeit, von der reichlichen Ernte einen so großen Theil auszuführen, daß der Preisfall nicht bis zu der Tiefe sich vollziehen kann, welchen der Ernteausfall allein bedingen würde. Je mehr die Aus- und Einfuhr diese Preisbewegung nach unten und nach oben hemmen können, um so weniger hängen die Preise blos von den Ernten ab. Hiernach müssen die Getreidepreise besonders hoch

steigen und besonders tief sinken können in solchen Ländern, welche zu isolirt liegen um nennenswerth aus- oder einführen zu können. Desgleichen wird in früheren Zeiten vor den jetzigen billigen Transportmitteln der Einfluß der Ernte auf die Preise stärker gewesen sein als er jetzt ist. Seit die Getreidesendungen international geworden sind, sind es die Preise auch. Endlich werden bei verschiedenen Fruchtgattungen die Preise verschieden stark von der Ernte influirt, je nachdem die Produkte sehr leicht oder sehr schwer transportabel sind. Der Einfluß der Ernte auf die Kartoffelpreise einer bestimmten Gegend ist daher ein viel ausgeprägterer als auf die Weizenpreise. Die Ernten des Königreichs Sachsen bieten hierfür ein lehrreiches Beispiel. Engel hat, als er noch Director des Königlich sächsischen statistischen Bureaus war, in einem sehr lehrreichen Aufsatz die Ernte und Preise der verschiedenen Hauptprodukte der Landwirthschaft Sachsens in den 14 Jahren 1846—1859 publicirt. Wir haben daraus berechnet, wie in jedem Jahre der Kartoffelpreis zum Ernteausfall sich stellt. Das Resultat war, daß nicht in jedem Jahre der Preis in dem Maße hoch stand als die Ernte schlecht ausgefallen war und in dem Maße niedrig als die Ernte sich als gut erwies, wohl aber fand sich eine ganz bestimmte Beziehung, wenn man die 14 Ernten von der schlechtesten bis zur besten ordnete und aus den zwei einander am ähnlichsten Jahren das Mittel nahm.

Warum stimmte es nicht von Jahr zu Jahr? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil der Preis jedes einzelnen Erntejahres nicht allein von der vorausgehenden letzten Ernte abhängt, sondern öfters auch von der vorletzten Ernte und von der zu erwartenden nächstfolgenden. Ist z. B. in einem Jahre die Ernte sehr schlecht, war aber die vorausgehende so gut, daß aus derselben noch Ueberschüsse vorhanden waren, dann wird der Preis nicht so tief sinken als durch die Schlechtigkeit der letzten Ernte bedingt wäre, da die Güte der vorletzten Ernte noch von Einfluß war und zwar von entgegengesetztem. Ebenso wird nach einer sehr schlechten Ernte der Preis in den letzten Monaten des darauf folgenden Erntejahres nicht zu seiner ganzen möglichen Höhe anwachsen, wenn eine sehr gute Ernte im nächsten Jahre zu erwarten steht. Die Einflüsse der vorletzten und der nachfolgenden Ernte neben der zunächst in Frage kommenden Ernte heben sich aber gegen einander schon auf, wenn man nicht jedes Jahr für sich, sondern ein paar Jahre zusammen nimmt. Theilen wir also unsere vierzehnjährige Periode aus Sachsen in sieben Jahrzweite, so findet sich ein sehr enger Zusammenhang zwischen dem Ernteausfall von je 2 Jahren und den Preisen dieser zwei Jahre. Setzen wir die Durchschnittsernte der 14 Jahre = 100 und die Durchschnittspreise auch = 100, dann stehen die 7 Jahrzweite folgendermaßen dazu:

	Betrug die Ernte gegen die 14jährige Mittelernte = 100 gesetzt	so stand der Preis gegen den 14jährigen Durchschnittspreis = 100 gesetzt, wie:
2 Jahre	66	139
2 Jahre	83	113
2 Jahre	96	107
2 Jahre	103	104
2 Jahre	110	90
2 Jahre	113	77
2 Jahre	129	72
Durchschnitt	100.	100.

Wir sagen also (nur ist es nicht mathematisch genau zu verstehen), daß die Preise im umgekehrten Verhältniß zur Ernte stehen; ist die Ernte schlecht, stehen in ähnlichem Verhältniß die Preise hoch, ist die Ernte mittel, stehen auch die Preise mittel, ist die Ernte gut, sind die Preise in ähnlichem Verhältniß niedrig. Ein gleiches Resultat erhielten wir, wenn wir für die Kartoffel in Belgien je 2 Jahre zusammenfaßten noch nicht, sondern erst wenn wir je 3 Jahre als Einheit betrachteten. Der Grund ist in erster Linie wohl der, daß in Belgien mit seinen reichen Wasserverbindungen im Lande und mit dem Auslande die Kartoffelpreise nicht allein vom Ernteausfall des eigenen Landes, sondern auch von dem der umliegenden Gegenden abhängt. Die Kartoffel hat in Belgien wohl eine größere Transportabilität, und damit einen weniger lokalen Preis. Aus demselben Grunde wollte uns die gleiche Untersuchung über die Körnerfrüchte des Königreichs Sachsen bei Zusammenfassung von je 2 Jahren auch keinen Zusammenhang zwischen Ernte und Preis aufweisen, sondern erst bei Vereinigung von mehr Jahren in eine Gruppe. Hängt darum bei den Körnerfrüchten der Preis nicht von der Ernte ab? O ja doch, nur ist der Preis nicht abhängig von der lokalen Ernte des kleinen Stück Landes, genannt Königreich Sachsen, sondern von der Ernte eines größeren Gebiets, „Sachsen mit umliegenden Ländern", als Schlesien, Thüringen, Böhmen, preußisch Sachsen. Stände uns der Erntedurchschnitt eines größeren Ländergebietes zur Verfügung, so würden wir für kleinere Zeitabschnitte einen Zusammenhang zwischen Ernten und Preisen finden.

Nach so interessanten Aufschlüssen, welche die wenigen Zahlen aus Sachsen boten, reizte es mich selbstverständlich sehr durch eine lange Reihe von Jahren aus Frankreich den Weizen auf dieselbe Frage zu untersuchen. Ein so langer Zeitraum wie 50 Jahre will aber anders behandelt sein als ein kurzer, denn eine Ernte von einer gleichen Menge Hectoliter Weizen per Hectare geerntet, bedeutete in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts etwas ganz anderes als in den sechsziger Jahren, da der Ackerbau enorme Fortschritte in den letzten 50 Jahren gemacht hat und per Hectare durchschnittlich mehr Hectoliter jetzt ertragen muß als früher. Eine Berechnung ergab, daß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das durchschnittlich jährlich erzeugte Quantum Weizen wuchs. In den zwanziger Jahren wurde in Frankreich geerntet durchschnittlich 11,80 Hectoliter, in den dreißiger Jahren 12,37, in den vierziger Jahren 13,66, in den fünfziger Jahren 13,96 und in den sechsziger Jahren 14,37. Eine solche regelmäßige Steigerung im Verhältniß von 100 auf 105, 117, 118, 122 kann unmöglich aus stetig günstiger werdender Witterung, also besseren Ernten erklärt werden, sondern hauptsächlich aus Vervollkommnung der Ackerbautechnik.

Hiernach durfte man also nicht die 50 Jahre ordnen von der schlechtesten Ernte (9,47 Hectoliter) bis zur besten (16,88 Hectoliter), denn eine Ernte von gleicher Menge Hectoliter rechnete in den zwanziger Jahren vielleicht noch zu den besseren Ernten, in den sechsziger Jahren, da man vom Acker mehr zu verlangen berechtigt war, zu den geringeren. Ein Experiment bestätigte dies. Die Anordnung sogar in nur 5 Gruppen von je 10 Jahren ergab Folgendes:

	Bei einer Ernte von Hectoliter per Hectare	war der Preis per Hectoliter Fr.
10 Jahre	10,79	23,58
10 Jahre	12,15	20,94
10 Jahre	12,79	19,50
10 Jahre	14,39	17,79
10 Jahre	16,04	18,90
Durchschnitt von 50 Jahren	13,23.	20,34.

Bis zu der Gruppe der 10 größten Ernten ist allerdings der Preis jedesmal niedriger, wenn die Ernte größer ist, aber in den 10 Jahren mit den allergrößten Ernten will die Sache nicht mehr stimmen, vielmehr ist der Preis wieder höher, obwohl die Ernten sehr viel besser als in der nächst vorstehenden Gruppe sind. Eine Befragung der Zahlen, welche Jahre denn diese sehr großen Ernten bei auffallend hohen Preisen aufwiesen, belehrte uns, daß von denselben 7 in den letzten 20 und nur 3 in den ersten 30 Jahren lagen. Die letzten 20 Jahre sind die mit höherem Ertrage per Hectare auch bei ungünstiger Ernte, man darf also keinen der Ernte umgekehrten Preis verlangen, außerdem will in den letzten 20 Jahren ein hoher Preis nicht viel bedeuten, da die hohen Preise zum Theil nur scheinbare sind, bewirkt durch die seit der Mitte unseres Jahrhunderts eingetretene Geldentwerthung, welche als allgemeine Preissteigerung auftritt. Ein Preis der fünfziger und sechsziger Jahre muß bei einer gleichen Erntegüte höher sein als ein Preis der zwanziger und dreißiger Jahre. Bei solchen Verschiedenheiten der Jahrzehnte unter einander darf man für unsere Frage die 50 Jahre nicht als Einheit behandeln, man thut vielmehr besser daran, jedes Jahrzehnt für sich zu untersuchen. Wir haben das gemacht und in jedem Jahrzehnt einander gegenüber gestellt die 5 schlechteren und die 5 besseren Ernten. Hiernach war in jedem Jahrzehnt der Preis des Weizens in den 5 besseren Erntejahren niedriger als in den 5 schlechteren und zwar in den zwanziger Jahren bei schlechten Ernten der Preis 19,74, bei guten Ernten 17,11 Fr. In den dreißiger Jahren war in den schlechten Jahren der Preis 20,53 Fr., in den guten Jahren 17,79, in den vierziger Jahren 29,13 und 17,73, in den fünfziger Jahren 25,31 und 18,31, endlich in den sechsziger Jahren 23,29 und 19,61 Fr. per Hectoliter Weizen. Eine kleine Tabelle macht dies noch deutlicher, wir fügen derselben noch bei, wie oben für Sachsen, um wie viel Prozente in jedem Jahrzehnt die 5 guten und die 5 schlechten Ernten von der Mittelernte des Jahrzehnts und wie viel die 5 Jahre mit niedrigen Preisen und die 5 Jahre mit hohen Preisen vom Durchschnittspreis des Jahrzehnts abwichen.

Faßt man endlich aus jedem der 5 Jahrzehnte die 5 schlechtesten und die 5 besten Erntejahre in zwei Gruppen von 25 besseren und 25 schlechteren Ernten zusammen, dann ist bei nur 12,05 Hectoliter Ertrag der Preis 22,15 Fr., aber bei 14,42 Hectoliter Ertrag der Preis nur 18,12; in relativen Zahlen ausgedrückt, bei Abweichung der schlechteren und besseren Ernten um 9 Prozent unter und über dem Erntedurchschnitt sind die Preise 9,9 Prozent über oder unter dem Preisdurchschnitt. Die Abweichungen der Preise sind also den Abweichungen der Ernten sehr ähnlich. Die kleine nachstehende Tabelle böte noch Stoff für mancherlei interessante Fragen, namentlich ob Preisabweichungen in schlechten und guten Jahren noch stärker sind als die

Ernteabweichungen, allein der uns zugewiesene Raum erlaubt uns nicht, darauf weiter einzugehen.

Character der Jahre.	Jahrzehnte.	Ernte Hectoliter per Hectare.		Preis per Hectoliter in Fr.		Abweichung der Ernte von der Mittelernte = 100.		Abweichung der Preise vom Mittelpreis = 100.	
5 schlechte Jahre	1820—30	11,11	11,80	19,44	18,27	— 6	100	+ 6	100
5 gute Jahre		12,49		17,11		+ 6		— 6	
5 schlechte Jahre	1830—40	11,44	12,37	20,53	19,16	— 8	100	+ 7	100
5 gute Jahre		13,30		17,79		+ 8		— 7	
5 schlechte Jahre	1840—50	12,55	13,66	22,18	19,96	— 8	100	+ 11	100
5 gute Jahre		14,78		17,73		+ 8		— 11	
5 schlechte Jahre	1850—60	12,70	13,96	25,31	21,82	— 11	100	+ 16	100
5 gute Jahre		15,51		18,31		+ 11		— 16	
5 schlechte Jahre	1860—70	12,73	14,37	23,30	21,50	— 11	100	+ 8	100
5 gute Jahre		16,01		19,71		+ 11		— 8	

Haben wir nun aber, möchte man fragen, aus diesen statistischen Untersuchungen mehr gelernt als wir schon vorher wußten? Wir haben ja doch auch nur gefunden, daß die Ernten auf den Preis Einfluß haben, was uns ein einfaches Raisonnement schon sagen müßte. Gewiß, aber einmal ist jede Bestätigung eines deduktiven Beweises, daß etwas so und so sein muß durch die Induktion, daß es auch wirklich so ist, von Werth, denn reine Deduktionen täuschen oft, sodann aber zeigen solche Untersuchungen, daß nicht allemal und in jedem einzelnen Fall dieser Einfluß des Ernteausfalles stattfindet und führt uns darauf nachzuspüren, welche Momente auf den Preis neben dem Ernteresultat einwirken. Und selbst wenn unser bisheriges noch zu schlechtes und noch zu kleines Zahlenmaterial uns nicht wesentlich Neues gelehrt hätte und lehren könnte, so ist damit gar nicht gesagt, daß wir mit besserem und ausgedehnterem Material auch wesentlich Neues nicht finden werden. Im Gegentheil glaube ich, daß, wenn wir richtiges Material für viele Jahre, für viele Orte und für viele Früchte besäßen, wir die interessantesten Aufschlüsse darüber erhielten, ob die Ernten in einigen Zeiten, ob sie an einigen Orten anders wirkten als an anderen Orten und ob namentlich die einen Früchte sich hier anders verhielten als die anderen. Endlich würde sich auch feststellen lassen, *warum* diese Verschiedenheiten stattfinden, *welchen* Einfluß nämlich neben den Ernten die Möglichkeit der Einfuhren und Ausfuhren ausübt. Vielleicht kommen wir sogar dazu, neben der Existenz jedes einzelnen Einflusses auch die Größe desselben zu ermitteln, also von der unvollkommenen nur qualitativen Analyse der statistischen Daten zur quantitativen vorzugehen, was als Endziel der wissenschaftlichen Statistik uns vorschwebt. Außerdem ist auch nicht abzusehen, warum nicht die Praxis des Getreidehandels aus einer vollkommenen und schnell bekannt gegebenen Erntestatistik Nutzen ziehen sollte? Etwa weil die bisherigen ungenügenden Ernteermittelungen und ihre viel zu späte Berechnung und Publicirung diesen Zwecken noch nicht zu dienen vermag? Das dürfte ein sehr falscher Schluß sein. Mit den früheren vereinzelten und unvollkommenen Witterungsbeobachtungen war auch praktisch nichts anzufangen

und wie enorm ist der praktische Nutzen geworden, seit man dieselben systematisch und schnell zu verarbeiten gelernt hat. Wir haben also guten Grund, die künftigen regelmäßigen Ernteermittelungen in Deutschland mit Freuden zu begrüßen, um so mehr als die Art der geplanten Ermittelung bessere Resultate verspricht, als die ungenügenden Ernteermittelungen, wie sie namentlich in Preußen bisher angestellt wurden.

Zur Geschichte eines „volkswirthschaftlichen Staatsraths" in Deutschland.

Von **Josef Landgraf** in Stuttgart.

„Sie hatten seit Jahren eine systematische Agitation für ihre Zwecke organisirt, mit dem unverkennbaren Streben, die Staatsbehörden als unfähig zur genügenden Beurtheilung dieser und ähnlicher Fragen darzustellen und den Betheiligten oder vielmehr deren Repräsentanten eine Berechtigung zur unmittelbaren Theilnahme an den Regierungsakten bezüglich der Verhandlungen zwischen den Zollvereinsregierungen zu erwirken. — Wenn nun durchaus nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Beamtenstand noch vielfach der zu solchen Fragen erforderlichen technischen wie nationalöconomischen Vorbildung entbehrte, und daß es zu allen Zeiten ihm schwer werden wird, allen begründeten Ansprüchen in dieser Beziehung zu genügen, so konnten doch die Regierungen unmöglich darein willigen, den Schwerpunkt der Zollgesetzgebung in die Hände der dabei einseitig interessirten Wortführer, sei es der Industrie oder der Importeurs, zu legen, und die höheren Staatsrücksichten, sowie die Interessen der Consumenten bei Seite zu setzen." Diese treffenden Bemerkungen, die uns bei einem jüngsten Nachlesen des bekannten Werkes von dem bayerischen Staatsrath Weber: „Der deutsche Zollverein" aufstießen, führen uns um 30 Jahre zurück, in die Zeiten des heißesten Kampfes zwischen Schutzzoll und Freihandel, bezw. vielmehr an den ersten Friedensschluß in der Berliner Zollvereinsconferenz von 1846 in dieser den jungen Verein so schwer prüfenden Fehde. Wer hätte noch vor 5 bis 6 Jahren glauben mögen, daß nach 30jähriger Pause die Jugendperiode des nun politisch geeinten und amalgamirten Vereins solchen Kampf der Interessen neu wieder aufzunehmen habe? Nicht, als ob sich die Geschichte jener Tage genau selbst abschriebe! Von besonders aufdringlichen Interessen der Importeurs läßt sich heute kaum mehr reden wie damals, wo die in der That mächtig überlegene Industrie des Auslandes und die allerdings etwas einseitig auf den Außenhandel entwickelten, mit den deutschen Gewerbeverhältnissen in keinem innigen Causalzusammenhang stehenden deutschen Seestädte einen mächtigen Gegensatz herausgebildet hatten. Diese Contraste haben die drei Jahrzehnte, welche einen so unverkennbaren, technischen und wirthschaftlichen Aufschwung unserer heimischen Volkswirthschaft umfassen, ein achtungsgebietendes, exportfähiges Gewerbewesen herangezogen haben, abgeschliffen. Wenn trotzdem die deutsche Großindustrie seit wenigen Jahren noch einmal jenen Kampf vergangener Zeiten aufgenommen hat, so danken wir dieses in erster Linie der verzweifelten Krise, der

wir uns — aber freilich nicht wir allein, alle andern Culturstaaten Europa's um uns — nicht zu entwinden vermögen. Daß natürlich auch heute die Schwerkraft des Widerstandes in Deutschland gegen diese Bestrebungen gerade in den Seestädten zu suchen ist, daß vor Allem dort vorzüglich Opfer für diese Sache gebracht werden, dafür haben sich die Motive seit 1846 wesentlich geändert. Es ist diese freiere Anschauungsweise nur zu begreiflich in jenen Städten, die (um nur Eines zu erwähnen) mit verdientem Selbstbewußtsein auf die Entwicklung ihrer Seeschifffahrtsverbindungen zurückblicken können, die sie — im direkten Gegensatze zu allen andern Nationen — ohne jegliche Staatsunterstützung — der Welt als Muster eigener Thatkraft vor Augen stellen dürfen; es ist begreiflich, daß dort, wo der nüchterne Blick stets auf die große internationale frei zugängliche Weltstraße des Meeres gerichtet ist und sein muß, die Besorgniß eines handelspolitischen Rückschlags in unserem Vaterlande um so schwerwiegender ist, gerade weil man in so manchen anderen unserer Vertragsstaaten von der Modekrankheit einer „ausgleichenden" Zollregulirung angekränkelt ist. Und doch, in einem Punkte lassen sich immerhin mit unserer Vergleichsperiode der vierziger Jahre recht sprechende Analogien finden: damals die erste Erneuerung des jungen Zollvereins, welche seine Feinde benutzten, ihn vielleicht wieder unmöglich zu machen, heute die erste Erneuerung des beginnenden europäischen Zollvereins, wenn wir die Gesammtheit all jener Handels- und Zollverträge, die sich aus der Zeit anfangs der sechziger Jahre, gerade aus der liberalen Aera des internationalen Vertragsrechts heraus, allgemein zum Bedürfniß gemacht haben, wenn auch nur bildlich, so begrüßen dürfen. Auch uns fällt es heute so schwer, in die zweite Vertragsperiode hinüber zu gelangen; nur ein einziger solcher Vertrag, jener zwischen Frankreich und Italien, scheint wirklich zum definitiven Abschluß zu kommen. Noch eine weitere Analogie ließe sich anführen, wenn auch unter voller Berufung auf das Sprüchwort: „Jeder Vergleich hinkt". Was damals Albion für eine Rolle gegenüber der continentalen Industrie spielte, eine ähnliche Stellung oder doch Entwicklung fürchtet man heute von dem durch die Natur so hochbegünstigten Industriecoloß des amerikanischen Continents. Wie damals, dürfen oder wollen wir auch heute noch immer hoffen, daß, wie dort die Erhaltung des Zollvereins, so heute die seit 1½ Jahrzehnten erkämpfte gegenseitige, wirthschaftliche und damit auch politische Annäherung der culturlich vorgeschrittenen Nationen ungleich höher steht, als die Durchführung wirthschaftspolitischer Systeme.

Diese geschichtliche Parallele ist nothwendig zum vollen Verständnisse der letzten Ziele, welche der jetzt mit so viel Emphase einseitig geforderte volkswirthschaftliche Staatsrath im Auge hat. Seine im Ganzen kurze Geschichte läßt klar erkennen, daß meist Parteizwecke die Triebfedern seines Entstehens sind. Den ersten Schatten warf dieses Institut in die große Generalversammlung des Centralverbandes deutscher Industrieller zu Frankfurt a. M. am 16. Juni 1877; doch scheint damals mehr eine Art Seitenstück zum deutschen Handelstage geplant worden zu sein, welches in erster Linie die Großindustrie als Pflegekind zu übernehmen hätte, doch einigte man sich darüber in der voraufgegangenen Ausschußversammlung nicht; die wirklich vom Bureau vorgeschlagene Resolution war eine unbegreiflich zahme: Aufforderung an alle Handelskammern, dem Verbande als

Mitglieder sich anzuschließen; doch konnten einige Heißsporne in der einschlägigen Debatte zu Frankfurt ihre heftigen Abolitionsgelüste in Ansehung des deutschen Handelstages nicht ganz unverrathen lassen. Die besonneneren Führer der Partei sahen wohl die Erfolge der Ausschußberathungen des deutschen Handelstages vom 11. bis 13. October schon damals halb und halb voraus; die starke Vermehrung des bleibenden Ausschusses hatte ja jenen ersten Sieg in diesem Körper nahe genug gelegt. Die Extreme berührten sich bei dieser Octobersitzung des Ausschusses: der Antrag der Königsberger Kaufmannschaft auf Revision der Statuten in einem mehr aristokratischen Sinne und jener eines rheinischen Großindustriellen auf Abhaltung der Enquete. Da war denn auch Luft und Licht, besonders im Anschlusse an die in der That mangelhafte und ungleichmäßige Organisation der deutschen Handelskammern, für den von Herrn Meckel-Elberfeld proponirten volkswirthschaftlichen Senat nach Analogie des französischen conseil supérieur du commerce, de l'industrie et de l'agriculture; der Antrag verlangte eine desfallsige Vorstellung ans Reichskanzleramt, wobei jedoch bei Feststellung über die Zusammensetzung dieses Collegiums und der ihm zufallenden Aufgaben dem Ausschusse des Handelstages eine Mitwirkung zu gewähren sei. Der bleibende Ausschuß hätte sich selbst ein Armuthszeugniß ausstellen müssen, hätte er eine so hochwichtige Frage nach Wunsch des Antragstellers nur so im Fluge erledigen wollen; einer besonderen Empfehlung wäre eine derartige Sachbehandlung bei der Reichsregierung wohl auch nicht gleichzuachten gewesen. Eine Commission des Handelstages sollte die Frage erwägen und dem Ausschusse weitere Vorlagen darüber machen. Wie ernst man es in dieser Commission mit der Sache nahm, beweist die Thatsache, daß sich dieselbe sofort mit dem Directorium des Centralverbandes ins Benehmen setzte und daß Beide folgende Beschlüsse gefaßt haben:

1) Die Solidarität der Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft erheischt eine Verbindung dieser drei bis jetzt getrennt stehenden Gruppen. Nur durch diese Vereinigung wird eine rein sachliche, auf das Gedeihen der gesammten wirthschaftlichen Thätigkeit der Nation gerichtete Prüfung der einschlagenden Verhältnisse gewährleistet. — 2) Aus Delegirten des deutschen Handelstages, des Centralverbandes deutscher Industrieller und des deutschen Landwirthschaftsrathes wird ein volkswirthschaftlicher Senat gebildet, welchem die Vertretung der Interessen, soweit sie gemeinschaftlich sind, obliegt. Die Zahl der Delegirten aus jeder Gruppe darf nicht größer als 12, nicht kleiner als 7 sein. — 3) Da eine gedeihliche Wirksamkeit des „volkswirthschaftlichen Staatsraths" nur denkbar ist, wenn die staatlichen Behörden seine Existenz anerkennen und seine Arbeiten thatkräftig unterstützen, so wird die Reichsregierung von der Constituirung benachrichtigt und ersucht werden, an den Berathungen und Beschlüssen theilzunehmen. Die Form, in welcher diese Verbindung herzustellen ist, bleibt dem Ermessen der Regierung überlassen, jedoch ist es erwünscht, daß die Chefs derjenigen Behörden, welchen die Förderung der Wirthschafts- und Verkehrsinteressen anvertraut ist, ständige Mitglieder des Senats sind. — 4) Der Vorstand des deutschen Landwirthschaftsraths wird ersucht werden, diesen Beschlüssen beizutreten; demnächst werden die Generalversammlungen, bezw. die Ausschüsse des deutschen Handels-

tages, des Centralverbandes deutscher Industrieller und des deutschen Landwirthschaftsrathes über das Project gehört und zur Wahl der Delegirten aufgefordert werden. Diese Delegirten werden zur endgültigen Constituirung des „volkswirthschaftlichen Senats" ermächtigt und mit der Abfassung seines Statuts beauftragt. In der That trat nun auch der Vorstand des deutschen Landwirthschaftsraths der Sache gleichfalls bei; allein es scheinen noch differente Ansichten bestanden zu haben. Auch die Reichsregierung war der verlangten Concession an die Selbstverwaltung nicht abgeneigt.

Da erhielt die Sache urplötzlich eine andere Wendung. In der Delegirtenversammlung des Centralverbandes deutscher Industrieller zu Leipzig am 14. December 1877 hatte der ursprüngliche Antragsteller Meckel eine neue Denkschrift in der Angelegenheit in der Tasche, welche sich, mit Ignorirung der bis jetzt geschehenen anderweitigen Schritte, als Immediateingabe auf eigene Faust an den deutschen Kaiser entpuppte. Das Letztere wird in den neueren Mittheilungen der centralverbandlichen Organe jedoch in Abrede gestellt und das Schriftstück als eine solche an Bismarck gerichtete Denkschrift bezeichnet; an der Sache ändert das wenig. Derselbe ließ sich durch das Drängen seiner Freunde bewegen, dieselbe vorzulesen, und man beschloß sofort, daß ein solches Centralorgan den deutschen Verhältnissen und Gewohnheiten anzupassen sei. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung nahm von derselben Notiz, Wink genug für den Düsseldorfer Verein zur Wahrung der wirthschaftlichen Interessen, sofort einen Antrag zur Beschlußfassung über diese Frage in der Generalversammlung des Centralverbandes deutscher Industrieller zu Berlin am 21. und 22. Februar einzubringen. Die obigen Beschlüsse der aus dem Vorstande des Centralverbandes verstärkten Handelstagskommission konnten am 30. Januar in einer Denkschrift auch redaktionell fertig gestellt werden, aber um sie kümmerte man sich in der Generalversammlung des Centralverbandes nicht weiter, vielmehr wurde hier bereits ein staatlich stark potenzirtes Institut aus der Sache; es erschien in dem Beschlusse des Centralverbandes bereits als Collegium, aus höheren Beamten und aus Vertretern des Handels, der Industrie (der Gewerbe), der Landwirthschaft und des Verkehrswesens bestehend, das als von der Reichsregierung staatlich anerkannter Beirath in wirthschaftlichen Fragen fungirt. — Derselbe Verein, der so energisch die Sache einmal in die Hand genommen hatte, sorgte auch dafür, um über den Ausschuß hinweg die sofortige Plenarversammlung des deutschen Handelstages zu insceniren; Anfangs April wurden die Handelskammern der Rheinlande und Westfalens nach Düsseldorf geladen, von denen man ja weiß, daß sie mit wenigen bekannten Ausnahmen in ihrer Bedeutung seit der mächtigen Entwicklung des Düsseldorfer Vereins wesentlich zusammengeschrumpft sind — eine Thatsache, die ja an sich als der letzte Schritt zum völlig freien Vereinswesen nur erfreulich genannt werden kann —; der Erfolg war, daß man dort zur Noth die Zahl von 25 deutschen Handelskammern fertig brachte, auf deren Antrag hin im Sinne des Art. 5 des Statuts des deutschen Handelstags dieser Letztere in pleno zusammentreten muß. Und so wird der deutsche Handelstag demnächst über diese Angelegenheit zu tagen haben, der man in Düsseldorf noch den weiteren Annex einer wiederholten Statutenrevision des Han-

delstags beigegeben hat. — Wir sollten meinen, daß diese Geschichte des fraglichen Vorschlages zur Genüge zeigt, im Dienste von welchen einseitigen Interessen das zu schaffende Quid pro quo stehen soll, ohne daß es nöthig ist, materiell in diese Frage einzutreten. Indem wir uns vorbehalten, die sachliche Würdigung dieses Instituts bei anderer Gelegenheit zu besprechen, genügt es für heute, das Urtheil des centralverbandlichen Organs selbst wiederzugeben: „Ob und wie dieser Gedanke sich praktisch durchführen läßt, ist eine Frage, welche sehr schwer zu beantworten ist." — Jedenfalls ist es aber hohe Zeit, daß man sich auch in weiteren Kreisen darüber klar werde, ob wirklich demnächst die deutsche Volkswirthschaft von einem Häuflein deutscher Großindustrieller geleitet werden solle.

Ueber die landwirthschaftlichen Versuchsstationen.

Von **Eugen Werner** in Leipzig.

Am 15. September des verflossenen Jahres feierte die landwirthschaftliche Versuchsstation zu Möckern bei Leipzig ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen und zugleich die Gründung der landwirthschaftlichen Versuchsstationen in Deutschland überhaupt. Es dürfte an dieser Stelle der Ort sein, um über die Entwicklung, Organisation und Wirksamkeit der deutschen landwirthschaftlichen Versuchsstationen zu berichten, welche nach fünfundzwanzigjähriger mühevoller Thätigkeit großen Nutzen durch wissenschaftliche Begründung des wichtigsten Gewerbes unseres Vaterlandes gestiftet haben.

Durch J. v. Liebigs epochemachendes Werk „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie", welches im Jahre 1840 erschien, verbreitete sich namentlich in der Mitte der vierziger Jahre eine in landwirthschaftlichen Kreisen tief und weit gehende Bewegung, nachdem Liebig die Herstellung seiner künstlichen Düngmittel in England hatte ins Leben treten lassen. Trotzdem die Versuche mit den Liebigschen Düngepräparaten sehr zweifelhafte Resultate ergaben, so trat in Folge eifrigsten Wirkens Stöckhardts, Reunings und Petzoldts dennoch kein Rückschlag in den Meinungen ein, vielmehr blieb fortwährend der Einfluß der Wissenschaft auf die Entwicklung der Praxis Gegenstand lebhafter und allgemeiner Erörterung. Man hatte aus den gesteigerten Bedürfnissen der Landwirthschaft einerseits und aus den für eine naturgesetzlich zu begründende Technik des Landbaues sich reichlicher darbietenden Mitteln exakter Naturforschung andererseits die Ueberzeugung gewonnen, daß man, nach dem Prinzipe der Arbeitstheilung verfahrend, die experimentelle landwirthschaftliche Naturforschung äußerlich unabhängig von jeglichem Landwirthschaftsbetriebe machen, dieselbe damit auf eigene Füße stellen und ihre Pflege an besonderen, mit dem betreffenden Forschungsapparat ausgerüsteten Stätten landwirthschaftlichen Naturforschern übergeben müsse. Diesen Gedanken ins Leben zu übertragen, gelang zuerst der Leipziger ökonomischen Societät. Auf ihrem 60 Acker großen Landgute in Möckern wurde unter bereitwilligster Unterstützung des Dr. Crusius die erste landwirthschaftliche Versuchsanstalt gegründet. Als wissenschaftlicher Leiter

wurde Dr. E. Wolff, jetzt Professor an der Königlichen Akademie Hohenheim, gewonnen.

Auf den Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe zu Anfang der fünfziger Jahre wurde das Thema über die Versuchsstationen mehrfach und mit Vorliebe behandelt. Auf der Versammlung zu Cleve im Jahre 1855 war es durch Stöckhardts Bemühungen als erster Gegenstand auf die Tagesordnung gesetzt worden. Es wurde eine Commission von Landwirthen und Gelehrten ernannt, welche die Gründung von Versuchsstationen thatkräftig in die Hand nehmen sollte. Weiter wurde auf der nächsten Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Prag über die agriculturchemischen Versuchsstationen verhandelt. Im Jahre 1856 bestanden in Deutschland und Oesterreich bereits 26 Versuchsstationen, theils selbständige Institute, theils als agriculturchemische Laboratorien in Verbindung mit landwirthschaftlichen Lehranstalten. Nun entstanden in allen Gegenden Deutschlands Versuchsstationen, von denen, wie dies zu erwarten war, einige durch die Ungunst der Verhältnisse wieder eingingen. Gegenwärtig können wir im Gebiete des Deutschen Reiches von 65 Versuchsstationen berichten.

Die Institute bestehen, wie schon angedeutet, theils isolirt, theils in Verbindung mit Lehranstalten. Jede Station hat ein Kuratorium, bestehend aus Vertretern derjenigen Personen (Staat, landwirthschaftliche Vereine, Private), welche sich durch materielle Unterstützung Verdienste um die Anstalt erworben haben, oder solchen wissenschaftlichen Autoritäten, welche in der Nähe der Station ihren Wohnsitz haben und befähigt sind, durch ihren Rath die Versuchsstation zu fördern. In Stationen, welche mit einer Lehranstalt in Verbindung stehen, ist das Kuratorium in der Regel die Direktion des betreffenden Lehrinstitutes. Die wissenschaftliche Leitung ist in den Händen eines erfahrenen Chemikers, der durch seine naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Kenntnisse die Befähigung besitzen soll, durch selbständiges Forschen die Lücken in der naturwissenschaftlichen Begründung der Landwirthschaft auszufüllen. Zur Unterstützung des wissenschaftlichen Leiters dienen ein oder mehrere Assistenten. Die Einnahmen bestehen meistens aus Subventionen durch den Staat und durch den betreffenden landwirthschaftlichen Centralverein, den Honoraren für Analysen von Dünge- und Futtermitteln rc.

Um die Bedeutung der landwirthschaftlichen Versuchsstationen zu erkennen, ist es nothwendig, näher auf deren Aufgaben und Wirksamkeit einzugehen. Die wissenschaftlichen Aufgaben der Versuchsstationen haben sich dem Wesen der Landwirthschaft nach auf die Pflanzenproduktion, die Thierproduktion und auf die landwirthschaftlich technischen Gewerbe zu erstrecken. Zur wissenschaftlichen Begründung der Pflanzenproduktion ist zunächst die genaue Kenntniß der Wachsthumsbedingungen nothwendig. Dahin gehört in erster Reihe die Kenntniß des Bodens, als eine Nährstoffquelle für die Pflanze. In chemischer Beziehung ist die Beschaffenheit der Bodenarten, die Menge der in ihnen enthaltenen Pflanzennährstoffe, der Verwitterungsprozeß, die Bedeutung der Bodenbearbeitung behufs Zersetzung und Lösung der im Boden enthaltenen Mineralstoffe, in physikalischer Beziehung ist das Gewicht der einzelnen Bodenarten, die wasserhaltende Kraft, die Kohäsions- und Kapillaritätserscheinungen, sowie die Absorptionsfähigkeit für Gase, das Verhalten

gegen die Wärme ꝛc. Gegenstand der Forschung. Außer der Beschaffenheit des Bodens sind als Wachsthumsbedingungen der Pflanze zu untersuchen die Atmosphäre, die atmosphärischen Niederschläge, der Einfluß der Atmosphäre auf die Assimilation ihrer Bestandtheile durch die Blätter und Wurzeln, die Art der Assimilation bei verschiedenen Pflanzenarten. Auch die Wärme ist in den Kreis der Untersuchungen zu ziehen: das Bedarfsmaß für die Kulturpflanzen, der Einfluß derselben auf die Verwitterung und Verwesung. Die Veränderungen, welche die durch die Düngung zum Boden gebrachten Pflanzennährstoffe in demselben erleiden, sind zu erforschen, ebenso die Verbindungen, in welchen die Nährstoffe von den Pflanzen aufgenommen werden und die Art und Weise ihrer Aufnahme. Es ist die Frage zu entscheiden, welchen Antheil der Stickstoff der Luft an der Pflanzenernährung bei den einzelnen Pflanzenfamilien nimmt und wieviel Stickstoff somit der Boden zu liefern hat. Außerdem ist die Kenntniß über die Bedeutung der einzelnen Pflanzennährstoffe für das Pflanzenleben zu fördern, ganz besonders sind die innern Vorgänge in den Pflanzen zu studiren. Zur Beantwortung all' dieser Fragen sind von den Versuchsstationen schon viele werthvolle Arbeiten geliefert worden, deren es aber noch mancher bedarf, um volle Kenntniß von den Vegetationsvorgängen zu erhalten. Theilung der Arbeit hat auch hierbei stattgefunden, indem die meisten Versuchsstationen eine vorherrschend einseitige Arbeitsrichtung besitzen. Es beschäftigen sich besonders mit Bodenanalysen die Stationen zu Danzig, Regenwalde, Altmorschen, Breslau, Bayreuth, Döbeln, München und Oldenburg, mit Kultur- und Düngungsversuchen die Stationen zu Posen, Halle, Bonn, Triesdorf, Pommritz, Hohenheim, Darmstadt, Rostock und Jena, mit pflanzenphysiologischen Untersuchungen die Stationen zu Königsberg, Dahme, Regenwalde, Zabikowo, Breslau, Halle, Kiel, Münster, Altmorschen, Poppelsdorf, München, Augsburg, Speyer, Pommritz, Tharand, Hohenheim, Rostock, Jena und Köthen, mit Pflanzenkrankheiten die Stationen zu Dahme, Proskau, Halle, Geisenheim, Würzburg und Tharand, mit Forstkultur die Stationen zu Neustadt-Eberswalde, München, Tharand, Hohenheim, Karlsruhe, Darmstadt, Braunschweig und Eisenach, mit Kultur von Moor, Sumpf und Heide die Station zu Bremen, mit Obstbau die Stationen zu Proskau und Geisenheim.

Ungünstiger als bei der wissenschaftlichen Begründung der Pflanzenproduktion liegen die Verhältnisse in Bezug auf Thierproduktion. Eine Reihe von hochwichtigen Fragen ist noch nicht zum Abschluß gelangt; viele der aus den Versuchen gezogenen Schlüsse bedürfen noch durch Kontrolversuche der Bestätigung. Um Gesetze der Ernährung aufstellen zu können, bedarf es noch eingehender Untersuchungen über die Verdaulichkeit der einzelnen Futterstoffe für die einzelnen Gattungen der landwirthschaftlichen Nutzthiere; es bedarf Versuche über die Nährstoffmengen, welche für die einzelnen Thierarten in den verschiedenen Altersstufen erforderlich sind; Fettbildung, Fleischbildung, Einfluß der Nahrung auf die qualitative und quantitative Zusammensetzung der Milch, Beschaffenheit, Bedeutung und Einfluß der Verdauungssäfte auf die Verdaulichkeit der einzelnen Nährstoffe, kurz eine ansehnliche Reihe von Fragen, welche auf die Physiologie der Ernährung Bezug haben, bedürfen noch der Lösung oder ihre Lösung bedarf der Bestätigung

und Verbesserung. Außerdem ist es Aufgabe dieses Zweiges der Versuchsthätigkeit, die beste Form für die Verabreichung der Futtermittel und die geeignetste Art ihrer Einerntung und Aufbewahrung zu finden. Hiermit sind aber die Aufgaben der thierphysiologischen Versuchsstationen keineswegs geschlossen. Man muß bedenken, daß zu Versuchen dieser Art stets nur wenige Thiere benutzt werden können, und daß auf die Ernährungsart derselben ihre Individualität großen Einfluß ausübt. Um nun aus diesen Einzelversuchen Schlüsse von allgemeiner Gültigkeit ziehen zu können, sind diese Versuche auch mit einer größeren Anzahl von Thieren mit genauer Bestimmung der verabreichten Futter- und Nährstoffe und unter Beobachtung der hervorgebrachten Wirkung durch die Waage zur weiteren Feststellung der Ernährungsgesetze nothwendig. Die Schwierigkeiten, welche sich der Auffindung von sogenannten Gesetzen der Ernährung entgegenstellen, beruhen, wie bereits angedeutet, einerseits in der Individualität des betreffenden Thieres, andererseits in dem sehr schwankenden Gehalt der Futtermittel an Aschenbestandtheilen und organischen Stoffen. Abhängig ist die Zusammensetzung der Pflanzensubstanz von zahlreichen, vielfach unter einander in Beziehung stehenden, sich gegenseitig theils verstärkenden, theils mindernden und aufhebenden Einflüssen, so vom Boden, der Düngung, dem Klima, der Jahreswitterung, der Stärke der Beleuchtung, resp. dem Grade der Beschattung, der Stärke der Saat, der Pflanzenweite, der Bearbeitung während der Vegetation, dem von diesen Momenten abhängigen Grade der Entwicklung, be ganzen Pflanzen von der relativen Entwicklung der einzelnen, chemisch sehr differenten Pflanzentheile, dem Vegetationsstadium, der Erntemethode, der Erntewitterung und der Art der Aufbewahrung.

Um aus der Fütterung den höchsten Erfolg zu erzielen, muß die Quantität und Qualität der im Futter verabreichten Nährstoffe sich nach der Verdauungsfähigkeit des einzelnen Thieres richten. Die Fütterung muß somit eine individuelle werden, wie wir dies schon dort sehen, wo Thiere behufs Schaustellung auf die Höhe ihrer Leistungen gebracht werden sollen.

Wenn schon das Gebiet der thierischen Ernährung ein ziemlich dunkles ist, so ist dies in noch viel höherem Grade von der eigentlichen Züchtung zu behaupten, welche ihre Grundlagen in der allen Organismen eigenen Anpassungs- und Vererbungsfähigkeit hat. Man hat zwar gewisse Erscheinungen nach ihren vermeintlichen Ursachen klassificirt und ist auf diesem Wege zu „Anpassungs- und Vererbungs*gesetzen*“ gelangt, von denen man aber zugestehen muß, daß sie noch viele Ausnahmen zulassen und daß der „Zufall“ noch zu oft sein Spiel dabei hat. Der Grund dafür liegt theils in einseitigen, mangelhaften und mit vorgefaßter Meinung angestellten Beobachtungen, theils in der derzeitigen Unmöglichkeit, mit den Zeugungsstoffen, welche die materiellen Träger der Vererbung sind, direkt experimentiren zu können. Auf diesem Gebiete ist also noch so viel wie Alles im Dunkeln. Für thierphysiologische Untersuchungen und Fütterungsversuche sind im Gebiete des Deutschen Reiches 13 Versuchsstationen (Posen, Proskau, zwei zu Halle, Weende, München, Triesdorf, Möckern, Pommritz, Dresden, Hohenheim, Jena und Köthen).

Neben der Pflanzen- und Thierproduktion sind es die landwirthschaftlich

technischen Gewerbe (Mahl- und Backgewerbe, Butter- und Käsebereitung, Bierbrauerei, Stärke- und Syrupbereitung, Zuckerfabrikation, Flachsbereitung, Fermentation des Tabaks, Kellerwirthschaft, Ziegelei), welche die Thätigkeit der Versuchsstationen in Anspruch nehmen. Es handelt sich dabei um Prüfung des Rohmaterials, um möglichst starke Ausbeute bei geringen Kosten, um Prüfung der Rückstände, welche vielfach ein werthvolles Futter geben (Kleie, Molken, Schlempe, Biertrāber, Malzkeime, Diffusionsrückstände, Preßlinge ꝛc.). Auch unter den Versuchsstationen für technische Nebengewerbe ist eine starke Arbeitstheilung eingetreten. Im Gebiete des Deutschen Reiches existiren zu Danzig, Kiel, München, Weihenstephan, Oldenburg und Raden Stationen für Milchwirthschaft, zu Hildesheim für Zuckerindustrie, zu Berlin und Geisenheim für Spiritusfabrikation, zu München und Weihenstephan für Bierbrauerei, zu Wiesbaden, Geisenheim, Speyer, Würzburg, Karlsruhe und Rufach für Weinbau und Weinbereitung, außerdem noch 13 Stationen für chemisch-technische Untersuchungen.

Bisher ist nur eine Seite der Thätigkeit der landwirthschaftlichen Versuchsstationen erwähnt worden, die des selbständigen Forschens, des Erkennens der Naturgesetze, welche bei der Pflanzen- und Thierproduktion wirken. Man könnte diese Thätigkeit als theoretische bezeichnen, welche, sobald eine richtige Theorie angebahnt wird, von der größten praktischen Tragweite ist. Außer der theoretischen Thätigkeit entfalten aber die Versuchsstationen noch eine solche, welche von direktem praktischen Nutzen ist, und die als landwirthschaftlich-polizeiliche bezeichnet werden kann. Die Versuchsstationen haben nämlich auch die Aufgabe, durch Untersuchung der in den Handel kommenden Sämereien, Dünge- und Futtermittel den Betrügereien gegen das landwirthschaftliche Publikum entgegenzutreten. Da Verfälschungen der genannten Stoffe zum Theil von dem Laien gar nicht, zum Theil doch nur sehr schwer erkannt werden können, so haben die Versuchsstationen den Landwirth beim Ankauf dieser Stoffe, soweit es irgend möglich ist, zu unterstützen und dafür Sorge zu tragen, daß nur reelle Waare gekauft wird. Durch den Ankauf verfälschter und schlechter Waare erfährt der Landwirth nicht nur eine Schädigung, indem er werthlose Stoffe theuer bezahlen muß, sondern er verliert, wenn der Betrug nicht entdeckt wird, überhaupt das Zutrauen zu den betreffenden Stoffen. Besonders hat sich die praktische Thätigkeit der Versuchsstationen auf die Kontrole der käuflichen Düngemittel gerichtet und in dieser Beziehung schon viel Gutes gestiftet. 33 Versuchsstationen beschäftigen sich in Deutschland mit der Kontrole des Düngerhandels. Eine ähnliche Kontrole der käuflichen Futtermittel wird von 26 Stationen ausgeübt. Zur Kontrole des Samenhandels bestehen 29 Stationen, von denen die zu Breslau, Kiel, Göttingen, Bremervörde, Marburg, Poppelsdorf und Karlsruhe isolirte Samenkontrolstationen sind.

Ein nicht geringer Theil der Arbeitskräfte wird durch Analysen in Anspruch genommen, welche die Versuchsstationen im Auftrage von Privaten oder Vereinen gegen Entgelt ausführen. Durch derlei Arbeiten tragen die Stationen dazu bei, ihnen auch bei der großen, der Belehrung besonders bedürftigen Menge der Landwirthe diejenige Sympathie zu erwecken, welche die gedeihliche Wirksamkeit derselben, soweit sie in der Verbreitung des als nützlich Erkannten besteht, wesentlich

unterstützt. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Untersuchungen von Dünge- und Futtermitteln für Private und Vereine, — Arbeiten, welche ja meist innerhalb einer kurzen Frist ohne Aufschub ausgeführt werden müssen, — die Erledigung der laufenden Versuchsarbeiten oft genug zurückhalten. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß dieser Theil der Stationsthätigkeit vielfach dazu beiträgt, den Vorstand derselben in die erwünschte, ja nothwendige Berührung mit den praktischen Kreisen zu bringen und daß mancher für die sonst von der Station verfolgten Zwecke ziemlich gleichgültige Landwirth oder landwirthschaftliche Verein in Folge des unmittelbarsten Vortheils, welchen ihm hier das Eingreifen der Station bringt, Vertrauen zu derselben faßt und nun auch für die Lehren der Wissenschaft überhaupt zugänglicher wird.

Die Fühlung mit der wissenschaftlichen und praktischen Landwirthschaft herzustellen und zu erhalten, ist keine geringe Aufgabe für die Versuchsstationen. Zu dem Zwecke dienen leicht verständliche Vorträge in landwirthschaftlichen Vereinen und die Veröffentlichung der Arbeiten in geeigneten Organen, in größeren und kleineren landwirthschaftlichen Zeitschriften. Ein Gesammtbild von der zeitweiligen literarischen Thätigkeit der Versuchsstationen giebt die alljährlich erscheinende Schrift: „Die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, Organ für naturwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Landwirthschaft“, unter Mitwirkung sämmtlicher deutscher Versuchsstationen herausgegeben von Professor Dr. Fr. Nobbe in Tharand.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

Die „Revue des deux Mondes“, April. II. bringt: Das Handlungshaus der beiden Barbeaux. I. Von André Theuriet. — Die Geschichte der Alterthums-Philosophie in Deutschland. Der Orient und Griechenland. Von Paul Janet. — Die Forstverwaltung und das landwirthschaftliche Ministerium. Von Jules Clair. — Eine Akademie in der Provinz (zu Lyon). Von Francisque Bouillier. — Ein König und ein Pabst. I. Victor Emanuel und das italienische Königreich. Von Anatole Leroy-Beaulieu. — Die Königin von Saba. Schluß. Von T. B. Aldrich. — Der nicht zu Stande gekommene Congreß. Von Cucheval-Clarigny. — Die gemäßigte Politik unter der Restauration. IV. Von Charles de Mazade. — Der Geschichtschreiber und die Geschichte des Krimkriegs. Von Saint-René Taillandier. — Das Handlungshaus der beiden Barbeaux. Schluß. Von André Theuriet. — Florenz seit seiner Annectirung zum Königreiche von Italien. Von George Perrot. — Ein normannischer Schloßherr im 16. Jahrhundert. Das Tagebuch des Herrn von Gouberville. Von Henri Baudrillart. — Die griechische Civilisation und die Orientfrage. Von Emile Bournouf. — Der Proceß der Vera Zassoulitch. Von G. Valbert. — Chronik, Aufsätze und Bemerkungen, Bücherschau.

Die „Revue historique“ bringt im Jahrgang III, Band 6, Heft II, März-April (Paris) folgende Abhandlungen: A. de Boislisle, Frankreichs Handel unter Ludwig XIV. nach Colbert. — J. Desnoyers, Mittheilungen über verschiedene Manuscripte. — Jean Destrem, Documente über die Deportirungen während des Consulats. — H. Freidhof, Kritik des Textes von Malespini's florentinischer Geschichte. — P. Gaffarel, Peyrot Montluc. — A. Gazier (Bischof von Blois), Colbert's Ahnen. — L. Guibert, Die Girondisten im Haute-Vienne-Departement.

„Revue politique et litteraire“, Mai: Die Eröffnung der Weltausstellung. — Der intellectuelle Einfluß Deutschlands auf Frankreich. Von Joseph Reinach. — Der Kongreß der gelehrten Gesellschaften. Die historische Section. Von Georges de Nouvion. — Die Association zur Förderung hellenischer Studien in Frankreich, und ihre Resultate. Von Gustave d'Eichthal. — Die Literatur des Mittelalters. Die französischen Heldengesänge. Von Léon Gautier.

Belgien.

Die „Revue de Belgique“, April, enthält u. A.: Goblet d'Alviella, Entwurf eines Programms betreffend antiklericale Reformen. — J. de Bonne, Ueber die Beichte in der römischen Kirche. — A. Rivier, Der Ursprung der politischen Ideen Rousseau's. — E. Castelot, Eine populäre Geschichte der englischen Civilisation.

Schweiz.

Die „Bibliothèque universelle et Revue suisse“ bringt im Aprilheft: Pompeji nach den neuesten Entdeckungen. Von E. P. Goergens. — Die moderne Türkei, von einem Deutschen beurtheilt. II. Von Ernst Lehr. — Pariser, italienische, deutsche, englische Chronik. Novellen rc.

England.

Aus dem Inhalt der „Quarterly Review“, Aprilheft, erwähnen wir: Die Krone und die Verfassung. — Giordano Bruno und Galileo Galilei. — Ausbildung zur Marine. — Die indischen Fürsten und die Proclamation des indischen Kaiserreichs. — Der Angriff Rußlands und die Aufgabe Englands.

Aus der „Westminster Review“, April: Die Literatur der Serben und Croaten. — Der volksthümliche Buddhismus nach der chinesischen Glaubensvorschrift. — Ein indischer District, seine Bevölkerung und Verwaltung. — Unser gegenwärtiges Gefängnißsystem. — Der Angriff Rußlands und die Aufgabe Europa's.

„The Fortnightly Review“, Mai: Die Orientkrisis. Von Goldwin Smith. — Der Congreß der französischen Arbeiter. Von Fr. Harrison. — Die politischen Abenteuer des Lord Beaconsfield. II. — Mazzini. Von Frederic W. H. Myers. — Liberale und Whigs. Von George Bodrick. — Diderot in St. Petersburg. Von Herbert Spencer.

„Fraser's Magazine,“ Mai: Kann England ohne Beschwerde die Kosten eines großen Krieges tragen? — Englische und deutsche Parteienregierung. —

Ludwig Börne. — Indische und Colonial-Zollhäuser und Manchester. — Die gesetzliche Situation der Dardanellen und des Suezcanals. — Epheublätter ꝛc.

„The Nineteenth Century“, Mai, enthält u. A.: Die Armeen Rußlands und Oesterreichs. Von General E. B. Hamley. — Können Juden auch Patrioten sein? Von Prof. Goldwin Smith. — Politische Clubs und Parteiorganisation. Von Fraser Rae. — Gewalt, Thatkraft und Wille. Von Prof. St. George Mivart. — Die Tropfbar-Flüssigmachung des Sauerstoffs. Von Raoul Pictet — Kindheit und Unkenntniß. Von Prof. Clifford.

Schottland.

Die „Edinburgh Review“, April bringt: Sir Erskine May's Demokratie in Europa. — Barry Cornwall's Leben und Gedichte. — Zweifelsucht auf dem Gebiete der Erdkunde. — Englands Seemacht. — Die Gegenwart und Zukunft des Orients ꝛc.

Die „Contemporary Review“, Mai: Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Von Prof. Max Müller. I. — Pariser Zustände vor dem Ausbruch der Revolution. Von Henri Taine. — Der Untergang der „Eurydice“. Von P. T. Palgrave. — Die Ergebnisse der britischen Gestirn-Durchgangs-Expeditionen. Von R. A. Proctor. — Die sanitäre Gesetzgebung und die Wohnungen der Armen. Von Dr. Gilbert W. Child ꝛc.

Italien.

„Rivista Europea“, April, bringt u. A.: Der Proceß des Galileo Galilei und die moderne deutsche Kritik. Von Dr. Scartazzini — Die sogenannte See-Miliz-Steuer. Von Jehan de Johannis. — Theodorich, König der Gothen und Italiener. Von Dr. Gottardo Garollo. — Gedächtnißrede auf Victor Emanuel. Von A. Selmi. — Novellen, Notizen ꝛc.

Die „Nuova Antologia di Scienze, Littere ed Arti“ vom April: Die Demokratie in Europa. Von Luigi Palma. — Der Einfluß der Natur auf die Civilisation nach neueren Forschungen. Schluß. Von Niccola Marselli. — Der neue Versbau bei der italienischen Dichtkunst. Von Giuseppe Chiarini. — Die drei Ammen. Schluß. Von Salvatore Farina. — Die Rumänen und die latinischen Stämme. Von R. Cair. — Ueber den Selbstmord und dessen Vorbeugungsmittel. Von Carlo Lozzi. — Die Erhaltung des Servius-Tullius'schen Bollwerks. Von Rodolfo Lanciani ꝛc.

Die „Rivista de Letteratura popolare“, herausgegeben von G. Pitrè und F. Sabatini. Vol. I, Heft II (Rom) enthält: A. de Gubernatis, Geschichtchen vom heiligen Stephan von Calcinaia. — F. Sabatini, Sammlung römischer Volkslieder. Fortſ. — G. Pitrè, Alte Gebräuche beim Mitte-August-Feste in Palermo. — Th. Puymaigre, Volkslieder des Messiner Landes. — Th. Braga, Literatur der portugiesischen Volkslieder.

Spanien.

Aus dem Inhalt der „Revista de España“, April: Die sociale Frage und das neueste Völkerrecht. Von Rafael M. de Labra. — Denkwürdigkeiten und

Commentare über die Belagerung von Cartagena. Von José Lopez Dominguez. — Die Katakomben von Rom. Von Eduardo Saco. — Die erste Kammer während der Restauration. — Victor Balaguer. Von Aureliano Linares Rivas. — Die Einführung des freien Unterrichts. Graf von Aranda. Von Segismondo Moret y Prendergast. — Revue der inneren und auswärtigen Politik.

Rußland.

Die „Russische Revue", VII. Jahrg., 3. Heft, bringt: Die rechtliche Ordnung des internationalen bürgerlichen Verkehrs Rußlands im 18. Jahrhundert seit Peter I. Von O. Eichelmann. — Hochzeitsgebräuche des russischen Landvolks. Von Groß-pietsch. Der Hochzeitstag. Schluß. — Rußlands auswärtiger Handel i. J. 1876. Von Dr. Alfred Schmidt. Schluß. — Kleine Mittheilungen ꝛc.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 7.

(April 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Allgemeiner Theil.

Hermann Lingg: Die beiden Wagenlenker, Novelle 1
Emanuel Geibel: Zwei Episteln des Horaz 26
Heinrich Brugsch Bey: Die Mysterien der alten Aegypter 28
Justus von Liebig: Aus Briefen von J. von Liebig an F. Wöhler 43

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.
J. C. Bluntschli: Der russisch-türkische Friede und der europäische Friede 55
National-Oekonomie und Statistik.
E. Laspeyres: Wirthschaftliche Rückblicke auf das Jahr 1877 58
Handel, Gewerbe und Industrie.
Josef Landgraf: Die ökonomische Bedeutung der Baarzahlung 65
Landwirthschaft.
K. Birnbaum: Die höhere Besteuerung des Tabaks und die Landwirthschaft 69
Staats- und Rechtswissenschaft.
C. Gareis: Ueber die Reform des Rechtsstudiums 76
Geschichte.
Harry Breßlau: Das Testament Peters des Großen 79
Geographie.
A. Kirchhoff: Zur Entwicklungsgeschichte der Seen in Deutschland . . . 84
Philosophie und Aesthetik.
M. Carriere: Ideendichtung und Wahrheit; Bibel und Naturwissenschaft 92
Medicin und Gesundheitspflege.
F. Seitz: Die Ernährung und die Kost in öffentlichen Anstalten 98
Naturwissenschaft.
A. Kerner: Beiträge zur Geschichte der Pflanzenwanderungen 104
Bildende Kunst.
F. Reber: Die palatinischen Ausgrabungen 113
Musik.
Emil Naumann: Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes . . 122
Literatur.
Adolf Strodtmann: Der Realismus und die poetischen Stoffe der Gegenwart 131
Rundschau über die Revuen des Auslandes 137

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 8.

(Mai 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Seite

Paul Heyse: Die Judith des Cristofano Allori 141
Max v. Pettenkofer: Ueber Wasserversorgung 145
Levin Schücking: Ein Culturkämpfer, Erzählung 158
Justus von Liebig: Aus Briefen von Justus von Liebig an F. Wöhler . . . 173
H. Vambéry: Erinnerungen an Midhat Pascha 186
Richard Fleischer: Ein Abend beim Fürsten Bismarck 195

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.

J. von Schulte: Der Papstwechsel kirchenpolitisch betrachtet 201

National-Oekonomie und Statistik.

E. Laspeyres: Volkswirthschaftliche Enquêten 206

Handel, Gewerbe und Industrie.

Josef Landgraf: Die Concentration der Baarzahlungsbestrebungen in Deutschland 210

Landwirthschaft.

K. Birnbaum: Monopol oder Verbot des Tabakbaues 215

Staats- und Rechtswissenschaft.

Ph. Zorn: Zur Frage von der „besten Staatsform" 219

Geschichte.

Harry Breßlau: Der deutsche Reichstag im 17. und 18. Jahrhundert . 228

Geographie.

A. Kirchhoff: Ziele der neugegründeten „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" 233

Philosophie und Aesthetik.

J. Huber: Die Philosophie der deutschen Socialdemokratie 240

Naturwissenschaft.

G. Jäger: Neue Beweise für Darwin 245

Medicin und Gesundheitspflege.

F. Seitz: Die niedern Pilze und ihre Beziehungen zu den Infectionskrankheiten 250

Bildende Kunst.

Max Schasler: Die öffentlichen Sammlungen als Förderungsmittel der modernen Kunst 256

Musik.

Emil Naumann: Die musikalische Bedeutung der Psalmen 262

Literatur.

A. Strodtmann: Ungedruckte Jugendbriefe Ferdinand Freiligrath's . . . 267

Rundschau über die Revuen des Auslandes 277

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 9.

(Juni 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Allgemeiner Theil.

Levin Schücking: Ein Culturkämpfer, Erzählung (Schluß) 281
G. A. von Kloeden: Die untergegangene Atlantis 299
Heinrich Viehoff: Zur Realschulfrage 313
v. d. Goltz: Der christliche Staatssozialismus 322
Georg Rosen: Die Südslaven 340

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.

J. C. Bluntschli: Deutsche Träume über die orientalische Frage 363

National-Oekonomie und Statistik.

E. Laspeyres: Einfluß der Getreide-Ernten auf die Getreide-Preise . . 406

Handel, Gewerbe und Industrie.

Josef Landgraf: Zur Geschichte eines „volkswirthschaftlichen Staatsraths" in Deutschland 412

Landwirthschaft.

E. Werner: Ueber die landwirthschaftlichen Versuchsstationen 416

Staats- und Rechtswissenschaft.

C. Gareis: Deutsche Gesetzgebungszukunft 359

Geschichte.

Harry Breßlau: Die rumänische Frage 355

Geographie.

A. Kirchhoff: Wälder und Klima 375

Philosophie und Aesthetik.

H. Vaihinger: Die Platonischen Fragen in Vergangenheit und Gegenwart 368

Medicin und Gesundheitspflege.

F. Seitz: Bäder und Heilbrunnen sonst und jetzt 384

Naturwissenschaft.

J. Wiesner: Die Einheit im inneren Bau der Pflanzen 380

Bildende Kunst.

F. Reber: Harlem und Franz Hals 391

Musik.

Emil Naumann: Die musikalische Bedeutung der Psalmen 398

Literatur.

A. Strodtmann: Kritische Aphorismen 402

Rundschau über die Revuen des Auslandes 421

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 7. April 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 9. Juni 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Auf einsamer Höh'.

Novelle in Versen

von

Carl Caro.

Gr. 8⁰. Geheftet. Preis 2 M. Eleg. gebunden Preis 3 M. 50 Pf.

Was der Verfasser hier im Gewande poetischer Darstellung erzählt, ist ein tief ergreifendes Seelen-Gemälde edler Naturen, vom Hintergrunde grossartiger Alpenlandschaft zunächst als liebliches Idyll sich wirkungsvoll abhebend, dann den Leser durch die Empfindung des höchsten Glückes, des tiefsten Weh's, welches Menschenbrust zu fassen vermag, zu der stillen Ergebung führend, in welcher der eigene Schmerz der grossen Gesammtheit und ihrem Weh gegenüber versöhnend austönt.

☞ Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Vom April d. J. ab erscheint alle 14 Tage, 1—1½ Bogen stark, in der unterzeichneten Verlagshandlung die

Gewerbliche Zeitschrift für Rheinland und Westfalen.

Redigirt von **H. A. Buck.**

Neben der Beschäftigung mit den allgemeinen wirthschaftlichen Fragen wird diese Zeitschrift ihr Interesse ganz besonders den socialen Zuständen, den Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiter, den Vereinsbestrebungen der Arbeitgeber und Arbeiter, den socialen und rechtlichen Verhältnissen, welche aus der Beschäftigung von Arbeitern in gewerblichen Anlagen für Arbeitgeber und Arbeiter entstehen, sowie der einschlagenden Gesetzgebung, Rechtsprechung, den administrativen Massregeln und der betreffenden Literatur zuwenden.

Abonnements zu ℳ 4 pro Quartal auf diese Zeitschrift werden von allen Postämtern und von der Verlagshandlung angenommen.

L. Schwann'sche Verlagshandlung
in Düsseldorf.

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
des
Königlichen Theaters zu Berlin.

Nach Archivalien des Königlichen Staats-Archivs und des Königlichen Theaters

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band: Das alte Berliner Theaterwesen bis zur ersten Blüthe des deutschen Drama's. Preis 7 ℳ.

Zweiter Band: Die Königliche Oper unter Freiherrn von der Reck und das National-Theater bis zu Iffland. Preis 8 ℳ.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang. — Vierter Band.

(Juli bis September 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgang II.

(Juli bis September 1878.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Felix Dahn: Hunnen-Zug 1
Ferdinand Kürnberger: Der schützende Schutzgenosse 3. 141
Fedor von Köppen: Drohbriefe an den Fürsten Bismarck 27
Daniel Schenkel: Die Religion als Heilmittel der modernen Gesellschaft . . 40
Alfred Kirchhoff: Das deutsche Land als Mitbildner des deutschen Volks . . 60
Emil Naumann: Wolf Graf Baudissin 72
Richard Pohl: Erinnerungen an Robert Schumann 169. 306
K. A. Zittel: Sintfluth und Diluvium 181
K. v. Thaler: Der Sänger des Satans 193
Fachmännische Beleuchtung der Katastrophe des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst" 281
J. v. d. Traun: Der Geigenmacher von Absam 290
Josef Rank: Das Volksthümliche in unsern Klassikern 317
J. van Bebber: Die Wirbelstürme 333

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.

F. von Schulte: Zur inneren politischen Lage 78
J. C. Bluntschli: Der europäische Congreß in Berlin und der Berliner Friede im Orient 204
F. von Schulte: Parlamentarische Lage 350

Staats- und Rechtswissenschaft.

Ph. Zorn: Kirchenstaatsrechtliche Streitfragen 83
Carl Gareis: Die völkerrechtliche Bedeutung des Berliner Congresses . . 209
— — Mißverständnisse 354

Geschichte.

H. Breßlau: Zur diplomatischen Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 89
— — Zur Jugendgeschichte Napoleons I. 258
— — Ein preußischer Ministerwechsel am Ende des 17. Jahrhunderts . . 384

Geographie.

G. R. Credner: Ueber die Entwicklung des Rhein- und Elbthals 96
Alfred Kirchhoff: Cypern und seine Bedeutung für England 226
— — Ostturkestan 370

Seite

Philosophie und Aesthetik.

M. Carriere: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache 101. 219
H. Vaihinger: Entstehung, Probleme und Parteien der Erkenntnißtheorie 364

Naturwissenschaft.

G. Jaeger: Der todte Punkt in der Zoologie 108
E. Reitlinger: Aus dem Gebiete der Electricität 240
J. Wiesner: Die Bedeutung des Chlorophylls für das Leben der Pflanze 249

Medicin und Gesundheitspflege.

F. Seitz: Die Lungenschwindsucht und ihre Verhütung 114
— — Die Sterblichkeit der Kinder besonders im ersten Lebensjahre . . . 233
— — Der Gesundheitszustand und die herrschenden Krankheiten im deutschen Reiche 379

Musik.

M. Fürstenau: Goethe's Hauskapelle 120
— — Die Reise nach Berlin (1808) 268
E. Naumann: Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes 403

Literatur.

A. Strodtmann: Allgemeine Betrachtungen über den Roman 128
— — Antike Stoffe in modernem Gewande 263
— — Ein ungedruckter Aufsatz H. Heine's 398

National-Oekonomie und Statistik.

E. Laspeyres: Die Statistik im Dienste der nationalökonomischen Theorie 133
— — Wie lebt der deutsche Arbeiter?
I. Die Einnahmen der Arbeiter 214
II. Die Verwendung des Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse 359

Landwirthschaft.

K. Birnbaum: Zur Zukunft des Brennereibetriebs in der Landwirthschaft 246
Eugen Werner: Das höhere landwirthschaftliche Unterrichtswesen . . . 389

Handel, Gewerbe und Industrie.

Josef Landgraf: Der fahrende Gewerbebetrieb 254
— — Die Wirthschaftsconcessionen in der deutschen Gewerbeordnung . . . 395

Bildende Kunst.

M. Schasler: Die Zukunft der religiösen Malerei 414

Rundschau über die Revuen des Auslandes 139. 277

Allgemeiner Theil.

Hunnen-Zug.

Von

Felix Dahn.

I.

Ueber den Tanais, über den Ister
Winket der Tod mit der Sense der Pest:
„Gürte dich, schürze dich, schwarzes Geschwister!
Ferne nach Gallien ruft uns ein Fest.

Höre mich, hagerer Bruder du, Hunger!
Rüttle dich, schlafender Geier du, Krieg,
Altunersättlicher, immer noch junger,
Schüttle die blutigen Schwingen und flieg'!"

Sieh da: in Wolken, den Völkern ein Grauen,
Ballt sich ein schwarzer, ein schrecklicher Zug:
Riesen und Schlangen, entsetzlich zu schauen,
Rasende Rosse mit Flügeln am Bug!

Allen voran der verderbliche Geier,
Kreischend nach Fraß und die Fänge gespannt;
Sonne verfinsternd erstrecket der Schreier
Schattende Schwingen vom Meere zum Land.

Flammendes Züngelein schlägt er zuweilen
Roth aus des Schnabels, des klaffenden, Ritz;
Hinter ihm Nacht — doch in zischenden Keilen
Zuckt aus dem Schnabel ihm zündender Blitz.

II.

Aber noch grausiger als an dem Himmel
Wälzt sich auf Erden ein fluthender Streif:
Drachen vergleichlich, ein Völkergewimmel,
Feuer im Rachen und Gift in dem Schweif! —

Blies da ein Mann auf gewundenem Horne
An der Alutha vor felligem Zelt;
Schauernd in Lust und in Schreck und in Zorne
Bebt da der Occident, zittert die Welt.

„Hunnen, die Erde, mir gab sie der Kriegsgott!
Hunnen, euch schenk' ich sie, mordet sie aus!"
„Attila", scholl es da „Väterlein, Siegsgott,
Danke dir, danke dir! Richten es aus!" —

Horch! von dem Kaukasus bebt bis nach Böhmen
Dröhnend Europa von Hufegestampf:
Hoch auf den Bergen und tief in den Strömen
Woget und wüthet und würget der Kampf.

„Attila, Attila! Spender der Beute!
Väterlein, sage nur, machen wir's recht?
Pfählen die Jünglinge, schleifen die Bräute,
Bügelgebunden, am Lockengeflecht.

Attila, willst du's so? Nieder die Römer!
Siebenfach nieder Germanengeschlecht:
Völkerzermalmender Länderdurchströmer,
Attila, sag' es uns, machen wir's recht?"

Aber die Geißel, neunsträngig, mit Blute,
Hebet gen Himmel der Chan im Gebet:
„Seht ihr in Wolken die flammende Ruthe?
Vorwärts! nach Westen hin weist der Komet!"

III.

Aber in Gallien, fern an der Marne,
Standen zwei Männer, in Waffen gesellt:
„Soll denn, erwürgt in mongolischem Garne,"
Klagte der Eine, „verröcheln die Welt?"

„Nein doch, Aëtius," — lachte der Zweite,
Warf in den Nacken das goldene Har —
„Laß uns vergessen verstrittener Streite;
Sage, wen fürchten wir — wir, wenn ein Par?

Rufe vom Tiber durch fliegende Boten
Deiner Legionen gepanzerte Wehr;
Traue Theoderichs freudigen Goten:
Römischer Schild und germanischer Speer!

Laß sie nur kommen auf zottigen Gäulen!
Laß sie empfah'n uns mit Schild und mit Schaft:
Warte nur, ob sie nicht weichen mit Heulen
Römischer Kunst und germanischer Kraft."

Der schützende Schutzgenosse.

Novelle
von
Ferdinand Kürnberger.

I.

Es war in Triest, der „allergetreuesten Stadt", und zwar im schönsten Hause der schönsten Straße. Und doch fängt unsere Geschichte mit dem Thema an: Thränen in Palästen!

Zwar nicht sentimentale deutsche Thränen, wie naßkalter Thau, der nahezu Reif ist, sondern ein paar gepreßte glühende Tropfen, und das Uebrige: Wille, Feuer, Entschlossenheit! Tropfen, wie Lava aus Vulkanboden, nicht aus schwammigem Sumpfboden!

Ein junger Mann lehnt nachlässig in der Fensternische, wo er gedankenlos und verlegen mit der Gardinenquaste spielt. Ein hübscher Blondkopf! freilich geht das Blonde ein Bischen zu weit; es geht — bis zum „blonden Charakter". Weiche, gutmüthige Züge, ein Kind des Glücks, ein Muttersöhnchen, ein Vergnügling. Leben und leben lassen, ist seine Devise; natürlich mit dem Nebenbegriff: gut leben, angenehm leben. Leben mit Pflichten, Problemen, Conflikten, leben zur sittlichen Uebung des Charakters, das soll ihm Niemand zumuthen, dem hübschen Blondkopf. Man sieht, wir sprechen von Dem, was die galante Ethnographie den „gemüthlichen Oestreicher" nennt. Gabriel ist der reinste Typus davon.

Den italienischen Typus und zwar die liebenswürdigste Spielart desselben, den venetianischen, repräsentirt Candida, sein junges Frauchen. Sie ist in Affekt, die kleine Frau, — und sage man doch nichts von der „ruhenden Schönheit!" Wie eine Damascenerklinge bewegt sich ihr Gang. Wie eine Spieluhr arbeitet ihr Mündchen, melodisch und taktvoll noch im heftigsten Prestissimo! Alles ist klare Linie an dem feinen Geschöpfchen, — Charakter, Leben, Potenz! Nur ihr Auge schwimmt in jenem Etwas von weiblicher Diffusion, zu dem die Männlichkeit sein soll — was das Steuerruder im fließenden Wasser! Jetzt aber lebt und blitzt dieses Auge, ist voll von Nadeln und Spitzen, voll von der heißen dramatischen Willensthätigkeit des Südens, welche das direkte Gegentheil ist von jener willensschwachen Passivität, worin die glückliche östreichische Selbsttäuschung eben ihre „Gemüthlichkeit" findet.

„So kann's nicht fortgehen!" rief die junge Frau, und ihre Händchen zuckten, als ob sie eine Schnur entzweirissen. Darauf war ich nicht vorbereitet und Du selbst warst es nicht. Sie wird sich am Anfang ein wenig stolz und zurückhaltend benehmen, sagtest Du und meintest es auch vielleicht. Das waren Deine Worte, erinnere Dich ihrer. Großer Gott, stolz und zurückhaltend! Hielte sie sich nur zurück; niemals verlangt' ich es besser. Aber ist das Stolz, wenn sie ihre Schwiegertochter auf Schritt und Tritt vor ihren eigenen Dienstleuten erniedrigt? Ist das Zurückhaltung, wenn sie mich unablässig verfolgt, wenn sie des Tages tausend Gelegenheiten sucht, ihren Haß, ihre Feindseligkeit an mir auszulassen? Deinen Hund ließest Du nicht so behandeln! Wär' ich ein Thier, so müßte sich ein Thierschutzverein meiner annehmen. Aber ich bin — Dein glückliches Weib, und so bin ich schutzlos! Seid doch barmherzig! Legt mich mit einer Kette um den Hals vor euer Magazin und laßt den Tiras Schwiegertochter sein. Wie oft beneide ich das gute Thier um sein ruhiges Hundeleben! Wie oft wünschte ich, das Weib Deines Herzens könnte so ein Hund sein!"

„Saperment, Canchen, Du drückst dich stark aus!" meinte der gemüthliche Gabriel.

„Drück' ich mich aus? Warum drücke ich mich überhaupt aus? Warum muß ich reden, sprechen, und ist doch Alles, was ich sage, unsäglich, unaussprechlich? Ich drücke mich stark aus! Nein, nein, fürchte das nicht. Zanken ist nicht meine Sache, so weit kennst Du mich. Hielt ich Dir je Gardinenreden? Beunruhige ich Deine Ruhe? Gott soll mich bewahren! Meine Lage ist viel zu unhaltbar, als daß mir das Reden was helfen könnte. Es muß zu einem Resultate zwischen uns kommen. So kann es nicht fortgehen."

Der Mann blickte seine Frau an, aber ohne zu begreifen, daß eine große Krisis zu ihm sprach. Fast frivol antwortete er: „Das klingt ja kategorisch! Was soll ich thun?"

„Fortjagen sollst Du mich. Ja, ja, ich scherze nicht. Du mußt Dich scheiden lassen von mir. Deine Mutter will mich nicht, und sie ist der einzige Herr im Hause. Also fort mit der venetianischen Blumenmacherin! Man erlaubt sie Dir nicht."

Gabriel sagte empfindlich: „Also so leicht könntest Du mich verlassen?"

„Aber nein! Du bist es ja, der mich verläßt. Nimmst Du Dich meiner an? Kümmert es Dich, ob ich auch nur erträglich lebe? Du bist eigentlich d'accord mit Madame. Gestehe es nur, ich habe fortwährend den Eindruck, Du selbst willst mich los sein und wartest nur darauf, daß ich auf und davonlaufe."

„Was fällt Dir ein?!" rief Gabriel und streckte seinem Weibchen sehr gütig die Hand entgegen.

Aber Candida warf ihre beiden Arme hinter sich und sagte fest: „Nun, dann handle! Entweder, oder. Entweder ich muß fort, oder — ich muß auch fort, aber Du gehst mit mir und etablirst Dich irgendwo, oder nimmst eine Buchhalterstelle ..."

„Ihr Weiber seid rein des Teufels! Prokter Sohn soll als Buchhalter conditioniren! Bist Du bei Sinnen?"

„Bei Sinnen?" rief Candida glühend; „bei Sinnen, sagst Du jetzt? Also ich hätte Dir nicht glauben sollen? Also es war Dir nicht Ernst, als Du mir selber

schwurest: Und wenn mich die Meinigen toll machen, so gehe ich als Buchhalter in die Welt und heirathe Dich tausend Müttern zum Trotz?! Nun sage mir aber, was ist denn seitdem anders geworden? Warum hältst Du Deine Aufgabe jetzt für gelöst? Du hast Dein venetianisches Blumenmädchen, das ist richtig; aber habe ich Dich? Einen Mann, eine Stütze, einen Schutz? Weh mir, Gabriel, weh mir, wenn ich Dir's unter die Augen sagen muß: dann gabst Du mir den Stand der Ehe, aber nicht die Ehre der Ehe und Du selbst entbehrst diese Ehre; denn wie, wie hast Du mir dann Deine Person gegeben? Bei Gott, wie man Geld giebt!"

Ein Feuerblick schoß aus ihrem Auge, indem sie den Mann beobachtete, — dem sie von seiner Ehre gesprochen! Aber das Wort schlug nicht ein, der Blick zündete nicht. Der Gemüthliche stand da — hilflos gemüthlich!

„Wenn Dich die Deinigen toll machen? Aber daß sie mich toll machen ... ah, das steht nicht in unserm Vertrag! Ein feiner Unterschied! Ich habe ihn leider übersehen. Und nun ist die Klappe zu, die Maus ist gefangen. Meinst Du das, Gabriel? Aber wenn wir Kinder sie zu Hause fingen, — Venedig wimmelt von ihnen, — da entsprang uns gar manche, die wir schon in der Falle hatten! Nun, — dümmer als eine Maus will ich auch nicht sein!"

Sie schlug ein Schnippchen, stampfte mit dem Füßchen dazu, und ihre Nüstern schnaubten. Sie war außer sich.

Der Blondkopf spitzte das Ohr. Es war vom Besitz die Rede; er verstand eine Drohung, welche direkt das Haben bedrohte. Da ermannte er sich und die große Ausgabe, die er jetzt machte, war das nichtssagende Wort: „Meine Mutter ist nicht so böse; Du solltest Geduld mit ihr haben. Deine Probezeit wird vorübergehen."

Die Venetianerin sah ihren Oestreicher an — mit einem Ausdruck gänzlichen Gedankenstillstands. In ihrem Köpfchen ging eine Scene vor, wie wenn ein dichter Gedankenschwarm sich vor ein enges Einlaßpförtchen drängte, und da sie alle zugleich drängen, kein einziger vorwärts käme. So entstand eine Pause, ähnlich der Ruhe vor einem Gewittersturm, aber diesem völlig entgegengesetzt. Denn als Candida endlich das Wort fand, hatte ihr Ton eine große Gelassenheit. Sie sagte: „Ob Deine Mutter gut oder böse ist, weiß ein tieferer Kenner der menschlichen Herzen. Schwiegermütter sind wie entthronte Königinnen; wenn sie nicht bösen Herzens sind, so sind sie doch böser Laune. Die unsrige war schon böse genug darüber, ein armes Blumenmädchen in die reiche Firma Prokter & Sohn aufzunehmen. Damals gings über Dich her. Du hast Deinen Willen durchgesetzt; jetzt gehts über mich. Mein erstes Verbrechen war, daß ich eine Bettlerin war; mein zweites und größeres ist, daß ich — eine Loredano bin! Wie ich sie jetzt kenne, so hätte sie der Bettlerin zur Noth noch verziehen; vorausgesetzt, daß sie nur Bettlerin ganz und gar, durch und durch, von Charakter und Denkungsart. Dieser Person hätte sie dann imponirt, hätte ihre Bewunderin und Unterthanin an ihr gefunden; zu einer solchen konnte sie sich allenfalls in Gnaden herablassen und wenn ihre Gnaden auch ein wenig derb ausfielen, so verträgt das die Bettlerin eben. Aber mein Name traf sie wie ein Blitzstrahl auf Throneshöhen, und als sie im adligen Namen gar noch Adelssinn selbst entdeckte, als sie mich unfähig sah, die Majestät des Geldbeutels nur zu begreifen, geschweige denn anzubeten, vor der Firma Prokter zu kriechen, die Frau,

von der das Geld stammt, zu bewundern, als mein ganzes Betragen verrieth, daß ich nach Geld und Gut nicht geheirathet, daß ich mir den Luxus einer Liebe, eines Herzens, eines Mädchenideals erlaubt, lauter Dinge, die nicht Pfeffer und Indigo heißen, und die wohl niemals ihr eigenes Frauenleben vergoldet, da war sie mein Feind, wie nur ein Weib dem Weibe es sein kann! Ich that ihr das Bitterste an: statt ihren Stolz zu weiden, erregte ich ihren Neid! Das Facit ist Haß. Frage nun nicht, ob Deine Mutter so böse ist: der Haß ist böse!"

„Und der ist doch nicht gegenseitig?" war Alles, was dem armen Gabriel einfiel.

Candida antwortete: „Sie ist Deine Mutter und Dir bin ich an der Hand der Liebe in dieses Haus gefolgt. Wäre dieses Haus eine wüste Insel im Meere oder eine verrammelte und belagerte Festung, so würde ich dulden und sterben. Aber wir sind frei und nichts bindet uns. Warum zu Grunde gehen? Ich will für Dich sterben, wenn es sein muß. Sag, daß Du mich zum Tode hierher geführt hast, und ich sterbe. Aber ich soll für Dich leben und Dir zur Freude leben. Also mache mir das möglich. Befreie mich von diesen Banden. Du irrst Dich, wenn Du es für Bande der Hoffnung hältst. Geduld haben! Probezeit bestehen! Auf welche Hoffnung hin? Auf die langsame und sichere Macht meiner Liebenswürdigkeit, nicht wahr? Guter Gott, die wirkt ja umgekehrt; die eben zieht mir ja Haß zu. Glaube das uns: Keine Frau giebt sich auf, die in ihrer Liebenswürdigkeit noch einen letzten Faden von Hoffnung sieht. Mahne mich nicht zur Geduld. Ich weiß, daß ich sie habe, ich weiß aber auch, daß die Geduld aller Engel an Deiner Mutter verschwendet wäre. Ja, brauchtest Du selbst meine Geduld! Du solltest sehen, wie ein Weib dulden kann! Und wärest Du plötzlich ein Anderer geworden, hätte der böseste aller höllischen Geister über Nacht Dich mir ausgetauscht, müßte ich zusehen, wie Du von Männern und Weibern verführt in alle Laster der lasterhaftesten Gesellschaft bis über die Ohren hineingehst, ich würde sitzen und mich zu Tode gedulden und auf die Macht meiner Liebenswürdigkeit und auf Deine Besserung hoffen. Aber . . . "

„Topp, Canchen, das gilt!" rief Gabriel harmlos und fast vergnügt wie über einen glücklichen Einfall. „Wenn Du mit meinen Lastern Geduld haben willst, so bilde Dir ein, mein einziges Laster ist — daß ich Dir eine schlimme Schwiegermutter gegeben. Ertrage auch das."

„Ja! tausendmal ja!" rief Candida leidenschaftlich. „Aber hörst Du mich denn nicht! Rede ich taube Nüsse? Gieb mir diese Schwiegermutter auf einer Insel, von der kein Entkommen ist, auf einem Thurm, drinn wir Alle gefangen sind, und ich verliere kein Wort darüber. Zeige mir einen Zwang, ein Schicksal, das auch einen Mann zwingt, und ich verende stumm wie ein Kalb. Aber ist das unsre Lage? Bist Du nichts? Bist Du hilflos? Bist Du nichts als der Sohn Deiner Eltern? Wie anders klangs: wir gehen auf und davon und ich werde Buchhalter! Das Wort war mein Mädchenglaube, meine Mädchenbegeisterung . . . Und jetzt! und jetzt! Ich schäme mich meines Köpfchens, das so einfältig sich beschwatzen ließ; ich schäme mich des Mannes, der beschwatzt hat und Manneswort dazu mißbrauchte! Gabriel, ich schäme mich unser! Gabriel, kehre um! Rette Dich selbst in mir. Ich rede ja nicht mehr für mich. Nein, sei nicht gut mit mir, sei böse, mißhandele

mich, nur mißhandele mich eigenhändig. Wer mich schlägt, der zeigt mir auch den Zorn, womit er schlägt, und einen Zorn kann man versöhnen. Aber mich von Andern mißhandeln lassen und es ruhig mit ansehen, oder von dem Anblick sich feige hinwegstehlen, erst vom Mittag, dann auch vom Abendtisch ausbleiben und nur noch nachts nach Hause kommen und den Kopf in die Kissen stecken, wie der Vogel Strauß in den Sand . . . Gabriel, wir ertragen Alles, nur nicht einen unmännlichen Mann!"

Man glaubt, und in der Regel mag es wohl wahr sein, daß Frauen nicht fähig sind, dem Gedankengange der Männer zu folgen: sie hören in einer ganzen Reihe von Gedanken gewöhnlich nur einen einzelnen und bleiben fest bei ihm stehen. In unserm gegenwärtigen Falle aber war es umgekehrt. Gabriel antwortete mit einer fast unglaublichen Beschränktheit: „Ich will mit der Mutter sprechen."

Die Wirkung war eine augenblickliche. Candida wandte blitzschnell ihr Köpfchen weg, denn sie fühlte, wie ein Strom von Verachtung aus ihren leicht beweglichen Zügen sprühte. Nach einer Weile sagte sie in einem Tone von eiskalter Temperatur: „Also mit Deiner Mütter willst Du — sprechen? Es ist wahr, Frauen werden durch das Ohr gewonnen, aber nur in gewissen Fällen. Sonst verstehen sie einzig die Sprache der Thatsachen. Es ist unglaublich, wie wenig wir Frauen Respect vor Worten haben, — selbst die des Galans nicht ausgenommen, denn auch die schätzen wir nur als Vorrede zum Heirathen, also zu einer That. Wenn Du eine That thätest, wenn Du mit mir in die Welt gingest und ein Jahr lang versuchtest, auf eigenen Füßen zu stehen, so ist nichts gewisser — als daß es kein Jahr lang dauerte. Dein Haus würde Dich mit fliegenden Fahnen zurückholen, ja, Madame wäre vielleicht die Erste, die uns die Schlüssel entgegenbrächte. Ich glaube selbst, daß sie nicht unverbesserlich böse ist; ihre ganze Krankheit ist vielleicht nur — daß sie in ihrem Leben nie einen Mann gesehen hat. Aber in Worten sieht man den freilich nicht. Warum, das ist leicht gesagt. Gegen Männerthaten haben wir nichts mehr ins Feld zu stellen, aber gegen Worte haben wir selbst Worte. Sprich mit Madame, ja, sprich nur mit ihr. Aber sei gefaßt darauf: sie wird auch mit Dir sprechen! Ich will Dir sogar sagen, was sie sprechen wird. Sie zertritt mich ja doch nicht ganz, so lang noch der zarteste Faden hält, der die Frau mit dem Mann verbindet. Diesen Faden also nagt sie jetzt an. Höre, was gestern passirt ist. Ich war zu San Giusto in der Messe, aber ach, auch das Beten erleichtert mein schweres Herz nicht mehr. Da probirt' ich's mit Wohlthun. Ich erinnerte mich, daß in der Nähe der Packer wohnt, welcher sich mit einem Oelfaß in unsern Magazinen den Fuß zerquetscht hat. Ich machte ihm einen Krankenbesuch, beschenkte und tröstete ihn. Natürlich kam ich um so später nach Hause. Wo ich so lange gewesen? examinirt mich Madame und zwar vor der Josepha, die längst ihr Spion und nicht mehr mein Kammermädchen ist. Schon wollte ich antworten: ich frage sie auch nicht um ihr Kommen und Gehen und eine Frau steht nur ihrem Manne Rede. Aber ich bezwang mich, — ich habe ja Geduld, viel mehr, als Du wissen kannst, — und so sagte ich bloß: Ich habe dem alten Saramba den Fuß verbunden. Sie sind ja ein Engel, spottete sie, und die Josepha sekundirte ihr augenblicklich: Er verdient es, der alte Saramba, er ist ein gar braver Mann,

der auch seine Kinder was Tüchtiges lernen läßt. Jetzt wird sein Augustin, der Wiener Jurist, wohl schon auf Ferien zu Hause sein. Ein prächtiger Schwarzkopf! — Ah! sagt Madame und dehnt den Ton mit ihrer moquantesten Anzüglichkeit. Dazu ein Winken und Lächeln und eine versteckte Tücke hin und her spielender Augensprache und Deine Frau in der Mitte und Stichblatt dieser Weibergemeinheit! Pfui! Wer das duldet, hat es schon halb verdient. Zieht mir aus, was Ihr mir angezogen gehabt, aber laßt mir die Ehre, die ich ins Haus gebracht. Es war mir zum Aufschreien, diese Meuchlerhände an mir zu spüren, die mit perfidesten Griffen das Heiligste, was ich habe, zu Charpie zupfen möchten. Und vor solchen Gewissenlosigkeiten schreckt diese ehrbare Kaufmannsfrau nun auch nicht mehr zurück! Du wirst es zu hören bekommen. Es ist die neueste Giftmischerei, die sie sich ausgedacht."

„Und die lächerlichste", sagte Gabriel. „Zu einem Jago gehört ein Othello, aber die Dummheit dieses Mohrenkopfes ist nicht die meinige. Sei ganz unbesorgt, Candchen." Er sagte es mit einem Behagen von Zärtlichkeit, halb verliebt und halb jovialisch, aber ganz zufrieden mit seiner Frau und sich selbst. Es stand ihm gut zu Gesichte, — ungefähr wie sorglose Großmuth, die etwas Warmes und Vornehmes hat. Es war der schönere Schein der östreichischen Gemüthlichkeit, es war ein Moment jenes Zaubers, der das Blumenmädchen erobert hatte. Ach, wie bald war sie enttäuscht worden! Sie sah bald genug hinter die Coulisse jenes Zaubers und sah nichts, als die schlaffe Bequemlichkeit eines Vergnüglings, der nicht eifersüchtig sein will, — weil Eifersucht unbequem und genußstörend ist. So bedauerte sie fast seine gute Rede, denn ein Gespräch, das sie ins tiefste geführt, verflachte damit und sie verlor ihre Zwecke.

In diesem Augenblicke lugte das Kammermädchen herein: „Madame läßt den Herrn bitten."

„Ich will nicht unterbrochen sein, wenn ich mit meinem Mann rede!" herrschte Candida scharf, denn sie verstand die Absicht dieser Störung recht wohl.

Auf einmal traf es sie wie ein Blitz. „Was ist das?! Ich glaube gar, Du trägst meine Broche?!"

„Madame hat sie mir geschenkt", triumphirte Josepha mit einem boshaften Lächeln. Und ohne sich weiter in Anspruch nehmen zu lassen, entfernte sie sich mit einem arroganten Theaterschritt.

Candida bebte vor Aufregung. „Ich habe da weiter nichts mehr zu sagen," sagte sie mit ersticktem Athem. „Dieser Affront ist schon wieder neuer, als meine neuesten Klagen. Man geht über meine Chatoullen und Schränke, behandelt mich wie ein Wesen, das kein Eigenthum hat, verschenkt meine Sachen und läßt den Schmuck der Frau das Kammermädchen tragen, zum sichtbarsten Zeichen, daß ich meine Sklaverei auch öffentlich dulden muß. Sie tritt mir unter die Augen damit, — unter Deine Augen! Es giebt keinen Schritt mehr, der weiter geht. Es ist Alles zu Ende, bis auf das Siegel!"

„Alles zu Ende!" dehnte der Gemüthliche mit gemüthlichstem Phlegma. Du wirst doch diesen Achatstein verschmerzen können? Ich kaufe Dir eine Broche von Diamanten dafür."

Candida erbleichte. Sie stierte ihn an wie ein Gespenst. Sie verbeugte sich eisig und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Prokter. Ich will keine Broche, ich

will einen Mann, der sein Weib nicht beschimpfen läßt. In diesem Vorfall handelt es sich nicht um einen Schmuck, sondern um einen Charakter! Wenn ich geschmückt sein will, so schmückten meine Blumen mich besser, und bei Gott, ich kehre zu ihnen zurück!"

Sie wankte zur Thüre hinaus.

Der Gemüthliche begriff endlich, daß hier die Gemüthlichkeit aufgehört. Was er am besten, was er fast einzig verstand, war — der Verlust. Was seinen Genuß bedrohte, das traf sein Ohr.

Mit ausgebreiteten Armen flog er seinem reizenden Weibchen nach und rief ihr den Schwur zu: „Sie müssen die Broche herausgeben! In dieser Minute hast Du sie noch."

II.

Die junge Frau verschloß sich in ihr Gemach und wartete. Sie wartete auf Einlösung des Wortes, das diesmal eines von denen war, an die man glauben muß. In dieser Minute hast du sie noch! Eine Minute ist nicht wörtlich zu nehmen, aber — die drei handelnden Personen sind alle auf ihrem Platze. Nichts hindert, daß rasch gehandelt wird.

So wartet sie denn und heftet ihr Auge auf den Minutenzeiger. Die Uhr auf dem Kaminsims ist wie ihr Schicksalsgott. Ihr Auge wurzelt darauf. Sie zählt die Sekunden. Das Auge schmerzte sie endlich. Sie löst das Auge mit dem Ohr ab. Sie horcht. Sie horcht athemlos in ihr Haus hinein. Keine Eidechse könnte feiner hören. Das Straßengeräusch unterbricht sie zuweilen, aber in den Sekunden, wo es nicht geschieht, hört sie im Zimmer der Schwiegermutter den Papagei an seinem Kettchen rasseln, hört sie im Comptoir drunten die Dose des ältesten Buchhalters knarren, hört sie jeden Pulsschlag und Athemzug des Hauses.

Und sie hört, was sie zu hören lechzte. Der Pagagei fing ein grelles Geschnarre an, was immer geschah, wenn er ein lebhaftes Sprechen überstimmen wollte. Also Gabriel sprach mit der herrschenden Frau und Mutter des Hauses und das Gespräch war animirt. Nach einer Zeit war der Papagei still. Gabriel wird ihn zum Schweigen gebracht haben. Ein wichtiger Vorpostensieg, wenn man die Frau und ihren Papagei kennt. Candida lauscht athemlos schärfer. Sie wohnt ja unmittelbar am Centralkrater des häuslichen Vulkans, nämlich am schwiegermütterlichen Appartement. In der That hörte sie Stimmen herüber. Zwar das weiche gemüthliche Organ ihres Gatten hörte sie nicht, dagegen vernahm sie „die Macht des Gesanges" in den scharfen Accenten der Frau Prokter. Die Schlacht war im Gange.

Sie hielt ihre Spannung nicht aus. Das Ohr schmerzte sie, wie sie das Auge geschmerzt. Da warf sie das Fenster auf und lehnte sich nach der Straße hinaus. Sie that, als ob sie am Straßenleben sich zerstreuen, als ob sie vergessen könnte, daß in diesem Augenblicke die Geschichte ihrer Ehe gemacht wird. Aber sie wollte es vergessen. Die Thür sollte unversehns aufgehen und Gabriel als Sieger hereinstürmen. Sie wollte sich überraschen lassen.

Und sie w u r d e überrascht. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da

sah sie ihren Mann zum Hause hinausschleichen und mit hängendem Kopfe sich längs der Straße hinabdrücken. Sie traute ihren Augen nicht!

„Gabriel!“ rief sie zum Fenster hinab; aber er blickte nicht auf und doch hatte er sie gehört, denn er beschleunigte seinen Schritt und rief einen Fiaker an, mit dem er fluchtähnlich hinwegjagte. —

Die junge Frau blieb im Fenster liegen — gelähmt, betäubt. Die Sonne brannte heiß auf ihr schwarzes Köpfchen und ihren weißen Nacken, — sie fühlte es nicht. Sie fühlte nur ihren Schmerz. Himmel und Erde vergingen ihr vor dem Gedanken: Deine Sclaverei ist ewig! eine Hölle ohne Erlösung ist das Haus deines Mannes! Sie faßte es nicht. Sie träumte ihr Dasein in sich hinein wie im Fieberwahnsinn. Und das Heliotrop neben ihr, mit dem Dufte der Vanille wetteifernd, erzählte ihr das Sakontala-Märchen der Wendekreise, und der gesprengelte Edelfalter, welcher schaukelnd an einer Dahlia hing, rief ihr zu: streif' ab dieses Leben, verwandle dich und sei glücklich! und die Grasmücke im vergoldeten Käfig klagte der brütenden Schwalbe unter'm Balkon: wär' ich frei wie du, kein Mensch sollte mich je wieder fangen! und sogar aus dem Canale grande hob ein Braunfisch seinen treuherzigen Kopf in die Höhe und rief: Wohin bin ich gerathen! Auf nach Venedig! San Marco grüßt dich, du armes Kind!

San Marco! Glückliche Zeiten, wo sie noch auf der Piazetta ihre Kunstblumen gemacht und verkauft! Die Direktrice des Geschäftes war stolz auf sie, denn sie fühlte wohl, daß einheimische und fremde Kunden, daß der östreichische General und der englische Lord der schönen Candida wegen in ihrem Laden sich einfanden. Und wenn der Fremde dann fragte: wer ist das feine Kind? so gab die einheimische zugleich mit Seufzen und Stolz die Antwort: Nicht wahr, der ausgestorbene Adel Venedigs stirbt doch nicht aus? Sie ist eine Loredano!

Wie grell und scharf dagegen wehte die Luft in Istrien! Wie roh die Sitten, wie arm die Bildung, wie gemein die Naturen! Wie falsch ward ihr Triest als die Schwesterstadt Venedigs vorgespiegelt! Ach, es ist eine Stiefschwester! Wie fern liegen sich beide, wie fern! Ist es denn wahr, daß man in Istrien den vergoldeten Engel auf dem Campanile sieht? — Aber indem ihr dürstendes Auge in die geliebte Ferne hinüberträumt, sieht sie nicht deutlich über dem Ponte rosso den goldenen Engel schweben? Den Engel mit seinen großen ausgebreiteten Flügeln? Er ists, er ists! Sage doch Niemand, die Lichtstrahlung auf dem Wasserspiegel des Canals, oder auf dem Zinkdach des fernen Eckhauses erzeuge die erhabene Fulguration!

Sie sieht ihn, oder vielmehr sie hat ihn gesehen, denn schon ist er verschwunden, oder besser — verwandelt. Ein Menschenauge kann dem Wunder nicht folgen, und doch ists geschehen. Wie eine Sternschnuppe fiel der Engel zur Erde herab, und an der Stelle, wo er den Boden berührte, wandelt jetzt Pater Tinio, ihr Beichtvater von der Kirche Maria della Salute, ihrer stolzen und vornehmen Lieblingskirche, mit dem traulichen Klostergärtchen daran, wo unter Granatbäumen und Immergrün der alte geistvolle Mönch sie die Geschichte Venedigs, die Erinnerungen ihres großen Vaterlandes gelehrt hat. Ein Strom von Trost und Vertrauen kommt über sie. Sie sieht den Schritten des alten Herrn zu, wie den Schritten zu ihrer Erlösung.

Was schaut er nur an den Häusern herum, als ob er was suchte? Er kennt

recht gut seine Wege! Er weiß ja, wohin er gesandt ist. Richtig, da fragt er einen Eckensteher nach Profter & Sohn. Zwar die Stimme klingt verändert, und was für ein Einfall, daß er sich weltlich trägt! Aber seine Augen, seine Stirn, sein väterlich graues Haar, — Pater Tinio ists ja doch! Verstelle dich nur. Prüfe wie du willst, meinen Glauben. „Dein Glaube hat dir geholfen!“ Da bin ich, Väterchen, da bin ich! hilf deiner Tochter. — Und der Fremde schellt und kommt zum Hause herein.

III.

Aber um der Phantasie unserer Zeitgenossen, welche den schwülen Hauch der Romantik nicht mehr erträgt, sogleich die beliebte Kühle des Realismus zuzufächeln, so sei ihr unweigerlich ein- und zugestanden, daß der alte geistvolle Mönch weder der Engel vom Campanile, noch überhaupt ein Mönch oder auch nur ein venetianischer Landsmann, sondern Herr Mörner, ein alter abgewirthschafteter Kaufmann war. Seine Firma war in einer unberechenbaren Handelskrisis unverschuldet, fast ehrenvoll unterlegen; seitdem privatisirte er, denn es wollte ihm in seinen alternden Tagen nicht mehr glücken, das Einlaßpförtchen in die protokollirte Kaufmannswelt zurückzufinden. Er stand unter freiem Himmel und genoß einer unwillkommenen Muße. In diesem Zustande ergriff er Alles, was in seinen Beruf einschlug, und war es keine regelmäßige Anstellung mehr, — diese wurden von der nachrückenden Phalanx der jüngeren Generation ausgefüllt, — so übernahm er faute de mieux auch Mandate auf Zeit, einzelne Agenten- und Makleraufträge. Ein Schatz von Weltkenntniß, correcteste Treue und ein Unternehmungsgeist, worin er nöthigenfalls zehn Jünglinge überbot, qualificirten den alten Herrn wahrhaft mustergiltig für diesen Eclaireurdienst seines Berufes.

Das war der Apostel des armen verwirrten Köpfchens im ersten Stock. Nicht die unsichtbaren Fäden eines romantischen Wunders führten ihn ins Haus, sondern die kalte brandende Sturzwelle des „Geschäftes.“ —

Sie sind erwartet, Herr Mörner, sagte der Bediente, indem er die Karte des Ankömmlings in Empfang nahm. Er führte ihn durch einen Corridor, in welchem verschiedene Thüren mit der Aufschrift „Comtoir“ — „Kassa“ — rc. die Adern, Lungen und Herzkammern eines Geld ein- und ausathmenden Organismus bezeichneten, und öffnete ihm zuletzt eine Thür ohne Aufschrift. Das war das Arbeitszimmer des Prinzipals.

Für eine merkantilische Spinne war es ein recht appetitliches Netz. In der Mitte ein solid und elegant gearbeitetes Stehpult, in einem schwungvollen Halbcirkel herum eine Garnitur von prächtigen Mahagoni-Fauteuils, in welchen den Maklern, Agenten, Sensalen und sonstigen Fliegen der Spinne Audienz ertheilt wurde; an den Wänden Repositorien, aber dazwischen auch Gemälde und Statuetten auf Consols. Vor allem gut postirt erblickte man die „Venus aux belles fesses“, wie die Franzosen die Venus Kallipygos nennen, und zwar im richtigen Verständniß ihrer Persönlichkeit den Eintretenden mit jener Seite zugekehrt, von welcher sie den Namen trägt. Man wußte nicht, war diese Aufstellung eine satyrische Absicht des Hausherrn, womit er unangenehmen Menschen gleich beim Eintritt das Sinnbild einer gewissen weltverachtenden Redensart vorhalten wollte, oder stand die

Statuette zu seiner eigenen Andacht so da, als ein ernstgemeintes Idol für die Anbetung von Prokter sen., womit er bei seinen trockenen Arbeiten und vertrocknenden Sinnen wenigstens ein erfrischendes Abbild dessen besitzen wollte, was im natürlichen Urbild mehr und mehr ein Conto-Guthaben von Prokter jun. geworden war.

Herr Prokter sen. war ein kleiner Mann mit schlaffen, aber begehrlichen Zügen und kleinen grauen Augen, welche er wie ein Träumender oder Müder halbgeschlossen trug, — aber wehe dem Comtoir-Neuling, welcher wähnte, er sähe nichts! Wie die Katze auf ein naives Mäuschen schoß er auf den Verbrecher los, zeigte ihm den gut versteckten Paul de Kock unter'm Copirbuch und konnte ihn vor'm ganzen Comtoir so ausgesucht schlecht machen, daß der Arme vielleicht auf Monate und Jahre einen lächerlichen Unnamen davontrug.

Als Mörner eintrat, sah Prokter sogleich seine Pendeluhr auf dem Schreibpulte an und murmelte wohlgefällig: „Pünktlich!“ Hierauf wendete er sich um und öffnete eine kleine Tapetenthür, welche aus dem Heiligthum in sein Allerheiligstes führte, ein kleines alkovenartiges Cabinet mit stark gedämpftem Lichte. Er präsentirte dem Fremden ein Fauteuil und setzte sich selbst in ein zweites, indem er langsam und andächtig seine Frackschöße zurückschlug, mit der Miene einer feierlichen Behaglichkeit.

„Sie wollen also die Mission nach Odessa übernehmen?“ fing er an.

„Ich bin dazu bereit“, sagte der Fremde.

„Schön, schön. Um was es sich handelt, wissen Sie wohl im Allgemeinen?“

„Wenn ich Ihren Herrn Sohn recht verstanden habe, um ein Interesse, das sich durchaus nicht anders als durch persönliche Intervention vertreten läßt.“

„Das will ich eben nicht sagen“, meinte der vorsichtige Kaufmann und betrachtete gleichgiltig seine Nägel. „Aber ich bin des Briefschreibens müde. Allerdings wäre es mir eine Satisfaktion, wenn ich die zwei Spitzbuben unter eine tüchtige Kneipzange bringen könnte.“

„Ich bitte um Ihre Erklärungen.“

„Die Sache ist diese“, begann Herr Prokter. „Ich bin mit dem Hause Sanga, Schulef u. Comp. schon seit Jahren in einer theilweise genauen Verbindung. Das Geschäft beruhte auf der ganz gewöhnlichen Grundlage von Vorschüssen, welche mein Haus dem ihrigen auf Verschiffungen von Weizen zu machen pflegte. Ueberstiegen die Vorschüsse die Grenzen der stipulirten Raten, so folgten den Verschiffungen ohne Unterbrechung der üblichen Regelmäßigkeit in kurzer Zeit andere zur Deckung etwaiger Unterschiede, und es ergab sich nur selten, daß die letzteren weit hinter den ersteren zurückblieben. In ganz neuerer Zeit aber kamen Abweichungen von dieser Regelmäßigkeit vor; kleinere versprochene, selbst versicherte Sendungen blieben aus. Zuletzt erhielten wir den Auftrag, eine bedeutende Summe auf das dem Odessaer Haus zugehörige Schiff Alexander mit voller Ladung versichern zu lassen und neue Tratten kamen zum Vorschein. Die Ladung blieb lange aus, ungewöhnlich lange, Connossemente kamen gar nicht, und zuletzt blieben wir ohne weitere Nachrichten von dem Schiffe selbst. Nun fällt mir zufällig ein Blatt aus Marseille in die Hand, welches den dortigen Hafenverkehr zu berichten pflegt, und — denken Sie sich mein Erstaunen — mein Auge haftet auf folgender Notiz: Russisches Schiff Alexander mit Weizen beladen an die Herren Foulon u. Comp. Ich schreibe sogleich

an das Haus in Marseille und erhalte die Antwort: das Schiff Alexander sei von den Herren Sanga, Schulef u. Comp. abgefertigt worden und für mehr als den Fakturenwerth der Ladung, — hören Sie wohl! — für mehr als den Fakturenwerth der Ladung seien die Empfänger schon seit längerer Zeit unter Accepten. Was sagen Sie zu dem Schurkenstreich? Wir schrieben jetzt Briefe über Briefe nach Odessa, aber wer nicht antwortet, das sind meine sauberen Freunde Sanga und Schulef. Es dauert mich bereits der Streusand, um von dem Papiere gar nicht zu sprechen; genug, ich habe das Schreiben satt. Da warf ich meine Blicke in meinem Comtoir herum, wen ich als Vertreter des Hauses persönlich nach Odessa schickte, denn dazu war ich entschlossen. Inzwischen werde ich nicht recht eins mit meiner Wahl. Die Einen brauch' ich am Platze, die Andern sind mir zu jung, und weil mir in diesen Tagen just die Empfehlung unsers gemeinsamen Freundes zukommt, der Sie mir als einen Mann schildert..."

Herr Mörner verneigte sich abwehrend, und auch Herr Prokter hatte nicht eben Eile, die Waare, welche er kaufte, zu loben. So blieb der Satz in der Luft hängen und ein anderer fing an: „Wenn Sie also zu dem Unternehmen ein Herz haben, so werde ich Ihnen die nöthigen Papiere zurechtlegen und Sie können mit einem Lloyddampfer schon übermorgen abgehen. Nach Tische nehmen wir wohl unsern Schwarzen im Lloydkaffeehause? Sie werden sich dann den Antrag überlegt haben, — ein Mann wie Sie braucht nicht lange zu solchen Entschlüssen. Was Ihr Honorar betrifft, so hoffe ich, soll uns das am wenigsten aufhalten. Ich werfe allerdings mit der Wurst nach der Speckseite; dafür will ich aber die Kerls auch ordentlich zausen, und etwas herausschlagen werden Sie doch! Man muß Alles thun, den Hallunken einzuheizen. Es handelt sich um Geld und moralische Genugthuung. Zwei kostbare Dinge! Ein Theekessel, wer sie im Stiche läßt!"

In der That war das die Stimmung des Herrn Prokter. Er offerirte Mörner'n eine ziemlich liberale Geldvergütung und noch mehr: er versprach ihm eine splendide Tantième von Allem, was er der betrügerischen Firma aus den Zähnen reißen würde. Letzterer Vortheil übte auf einen so warmen und activen Kopf, wie Mörner, einen besonderen Reiz, denn mit einem Selbstvertrauen, welches gerecht war, hoffte er dem kitzlichen Geschäfte erfolgreich gewachsen zu sein. Schon sah er sich wieder im Geiste als Disponent eines kleinen Capitals und Chef einer kleinen ins Große wachsenden Firma.

Es ist uns lieb, daß er sein Unternehmen hoffnungsreich anfängt, denn da unsere Erzählung demselben sich anschließt, so dürfen wir nicht ohne einen gewissen Antheil dafür bleiben. —

IV.

Frau Rosalie, eine muntere Wittwe, die das bescheidene Boardinghaus gepachtet hatte, darin Mörner in Triest abgestiegen, hatte alle Hände ihrer weiblichen Gutherzigkeit voll, sich mit dem alten Herrn zu freuen und ihm Glück zu wünschen. Sie half ihm zierlich und flink sein Felleisen packen und spendete außer der Rechnung eine Flasche Prosecco dazu, worüber Wirthin und Gast fast gehabert hätten. Der pünktliche Kaufmann wollte bezahlen und die freundliche Wittwe nichts annehmen.

„Wenn Ihr glücklich zurückkommt“, sagte sie. „Ich bin stolz, einen Schuldner in Odessa zu haben.“

„Und ich bin stolz auf meinen Credit bei Euch. Habt Ihr in Odessa etwas zu bestellen? Freunde? Verwandte? Es sind viele Italiener dort.“

„Danke, danke. Ich habe nichts zu bestellen, als daß Ihr uns frisch und gesund wieder zurückkommt. Thut mir den Gefallen und pflegt Euch. Apropos, Ihr reist doch nicht allein?“

„Mit Eurem Bild im Herzen, wie wär' ich allein?“

„Oh!“ lachte die geschmeichelte Frau, „verlaßt Euch auf diese Gesellschaft nicht. Mein Bild reist in der ganzen Welt herum, wenn ich den Artigkeiten meiner freundlichen Gäste glauben darf. Scherz bei Seite, Signor, Ihr seid rüstig wie ein Jüngling an Jahren; aber es ist nicht Ein Tag wie der andere; man muß Gott nicht versuchen. Odessa soll ein garstiges Land sein. Ihr müßt eine Person um Euch haben. Wer soll Euch pflegen, wenn Euch was zustößt? und selbst gesund thäte Euch ein Bischen Bequemlichkeit wohl. Nehmt einen Burschen zur Bedienung mit.“

„Ich dachte selbst schon daran. Aber das Zauberwörtchen, — Oekonomie!“

„Freilich, freilich; weiß ich doch selbst, wie ich mich plagen muß, um ein Paar Hände zu ersparen! Aber unser einer hält's aus und lebt daheim in der gewohnten Nahrung und Luft. Eine Reise aber ist wie ein halber Krieg. Und wenn Ihr irgendwo in einer Fatalität stecken bleibt, kann Euch das ganze Geschäft zu Grunde gehen. Zwei Menschen sind nicht doppelt, sondern gleich zehnfach.“

„Wahr, sehr wahr! Ich folge nicht ungern einer praktischen Frau, die Recht hat und es gut meint. Wüßtet Ihr mir einen geeigneten Burschen und der wenig Ansprüche macht?“

„Warum soll ich mich verstellen? Ich könnte den Finger an die Nase legen und den Kopf hin und her schütteln wie ein hochstudirter Doktor, welcher nachdenkt' ob er Fenchel mit Wasser oder Wasser mit Fenchel verschreiben soll. Ich könnte Euch ein halb Dutzend Beppo's und Marco's nennen und dann Jedem ein Aber anhängen und wie die Katz' um den Brei herumgehen. Ich will Euch die Wahrheit sagen. Ich habe einen Burschen im Hause versteckt, der sich mit den italienischen Patrioten und ihren geheimen Gesellschaften eingelassen hat; — was sag' ich, eingelassen hat? Ein Seidenhändler in Venedig bittet ihn, ein Packet an einen hiesigen Schneider mitzunehmen, mit dem er im Conto steht. Nun, was soll in dem Packet gewesen sein? Natürlich Futterseide, Atlas, Giletstoffe; ich wüßte nicht, was sonst. Du gebenedeiteste Jungfrau, Flugschriften waren es, — Brandschriften, wie sie es nennen! Und mein guter Seidenhändler sitzt, und mein lieber Schneider sitzt, und mein Adulis, das junge unschuldige Blut, rettete sich kaum noch vor der Polizei, und hätte ihm eine mitleidige Seele nicht in der letzten Minute noch einen Wink gegeben, so säße er auch. Ich bitt' Euch um Gotteswillen, wie können sich Menschen nur so unglücklich machen! Sollte man nicht denken, ein Schneider hätte andere Dinge einzufädeln, als wie man Kaiser und Könige ums Land bringt, und der Seidenhändler wird auch keine Seide mehr spinnen an dem Orte, wo er jetzt untergebracht ist! Seht, diesen Burschen empfehle ich Euch. Wenn Ihr ihn mitnehmt, — es ist sein Vortheil und Eurer. Ihr könntet nichts Besseres finden. Seine

Kosten wird er fast selbst bestreiten, ein paar Marenghi hat er immer noch übrig. Er verlangt nichts weiter, als aus Triest zu verschwinden, aber freilich mit einer anständigen Gelegenheit und unter Schutz und Geleite. Ich wüßte nicht, was besser zusammenpaßte. Ihr taugt für ihn und er für Euch. Ihr werdet an ihm keine gemeine Bedientenseele haben; — Gott behüte! Das Bürschchen ist aus einem guten Hause und hat Erziehung und Sitten. Sein Vater war ein braver, wohlhabender Kaufmann, der rechtschaffenste Mann von der Welt. Nie ist ein ehrlicherer Bankerott gemacht worden, als wie er fallirte, und härtere Augen als die meinigen haben geweint, daß sich der arme hypochondrische Mann eine Kugel vor den Kopf schoß. Seine Mutter kam ins Irrenhaus darüber und bildet sich ein, sie sei der letzte Mensch auf Erden, und wer sie besuchen wolle, könne nur ein Gespenst oder ein Teufel sein, ihr eigener Sohn nicht ausgenommen. Das Herz möchte Einem brechen! Wie viel Unglück der gute Junge schon in einer Welt gehabt hat, wo ihm noch nicht einmal der erste Flaum gewachsen! Ich glaub' es in Ewigkeit nicht, daß er sich tiefer, als ich Euch gesagt habe, in die Conspiration einließ. Was geht ihn Italien an? Er hat an seinem häuslichen Kummer genug. Ich bitt' Euch, macht ihn nicht viel davon sprechen. Ueberlaßt ihn seiner Tiefsinnigkeit. Wenn Ihr ihn halbwegs schonend behandelt, — und Ihr seid ja der Mann dazu, — so vergilt er Euch's zehnfach; denn das sage ich Euch: kein lieberes Kind hat je eine Mutter geboren! Ihr werdet wie Tobias mit einem Engel reisen, wenn Ihr ihn mitnehmt."

Aber Mörner bedurfte längst keines Wortes mehr. Zwar die politische Affaire hatte sofort seine Stirne getrübt: das kann ein Kaufmann nicht brauchen. Aber den richtigen Ton schlug Frau Rosalie an, als sie den unverschuldeten Bankerott des Vaters und seinen tragischen Tod erzählte. Jetzt klangen die empfindlichsten Saiten seiner Brust. Jetzt sagte er zu und zwar mit gerührtester Theilnahme. Ein Laufbursche des Prokter'schen Geschäftes unterbrach die Conversation. Mörner wurde abberufen und kam erst spät in der Nacht nach Hause.

Den Kopf von seinen Geschäften voll und körperlich müde, freute er sich doch, den jungen Kaufmannssohn kennen zu lernen, welchen Frau Rosalie ihm so lebhaft empfohlen; er schickte noch vor dem Schlafengehen nach ihm. Aber die herbeigerufene Wirthin berichtete ihm fast mit Thränen im Auge, im Laufe des Abends sei ein Mann in Civilkleidung gekommen, der sich angeblich ein Zimmer in ihrem Hause aussuchen gewollt, ein stilles ruhiges Zimmer und wo möglich nach rückwärts. Aber sie habe ihn als einen Agenten der Polizei erkannt, und ihrem Schützling augenblicklich den Wink geben lassen, sich aus dem Staube zu machen. Ihre Geistesgegenwart sei auch dringend nothwendig gewesen, denn während er rückwärts echappirte, sah man vorn in der Straße zwei Gensdarmen auf- und ablungern, welche offenbar commandirt waren, den Fang in Empfang zu nehmen, wenn der verkappte Polizeicommissär ihn erwischt hätte. So sei das Aeußerste freilich vermieden; aber wo der Arme sich nun herumtreibe, das wisse Gott.

Das Kind hatte doch noch Glück im Unglück durch eine Beschützerin wie Sie. Er wird schon Mittel finden von sich hören zu lassen. Mörner sagte es mit Vertrauen und Herzlichkeit und die Wittwe war sichtlich zufrieden mit dieser Auffassung ihrer Geschichte. Das war am zweiten Tage der Negotiation mit Prokter. Des anderen Tages ging der Lloyddampfer ab.

Mörner ließ schon am Morgen sein Gepäck aus dem Hause schaffen und zu Schiffe bringen. Er sagte sein Adieu, denn er hatte noch Gänge, aber keine Ursache mehr, ins Boardinghaus zurückzukehren. Abulis wird am Hafen sein, flüsterte ihm Frau Rosalie mitten im schwärmenden Hausverkehr, worunter leicht ein Verdächtiger sein konnte, zum Abschiede zu. Mit Wink und Händedruck schien Mörner zu antworten: dachte ich es doch, er meldet sich wieder.

Der Tag verging nun in den vielerlei Gängen, Besuchen und Besorgungen, welche Jedermann kennt, der eine Reise gemacht hat, zumal eine Geschäftsreise. Im Fluge war die Stunde der Abfahrt gekommen.

Das aufregende Schauspiel des Hafenlebens beschäftigte einen Mann wie Mörner keinen Augenblick. Die abendlich beleuchtete, von Schiffen und Booten wimmelnde Wasserfläche; der zuckende Luftzug, welcher die zahllosen Wimpel thatlustig durch einander blies; die schmalen Schiffstreppen, welche mit ihrem Gedränge von Ein- und Ausladern kleinen überstürzten Beresina-Brücken glichen; die wogenden Menschen am Ufer, — braune Illyrier, blonde Slovaken, herkulische Dalmatiner, Griechen, Russen, Armenier, Crinolinen und Turbans; die Reisenden, die Abschiednehmenden, die Gaffenden; dazwischen die An- und Ausbieter von Erfrischungen, Melonen, Feigen, Granatäpfeln, oder von Muscheln, Korallen und anderen zu „Souvenirs" geeigneten Seecuriositäten: das Alles war für den alten, in solchen Scenen ergrauten Kaufmann nichts als ein lästiges Geräusch und Gedränge, denn wir sehen ihn, die Hände auf dem Rücken und begleitet von einigen Freunden, ein entlegenes Streifchen des Hafenquais suchen, wo einige Menschen mit der deutlichen Absicht, ungeschoren zu bleiben, bequem auf und ab promeniren. Endlich ertönt die Schiffsglocke, — man bleibt stehen, schüttelt sich die Hände, sagt sich noch Dieses und Jenes, und sagt sich zuletzt Adieu, das verhängnißvolle Wort, welches dem zärtlichsten wie dem trockensten, dem dümmsten wie dem tiefsinnigsten Gespräche ein gleichmäßiges Ende macht.

Als seine Begleiter verschwunden und Mörner im Begriffe war, sich in das Gewühl am Landungsplatz zu drängen, sah er plötzlich einen Menschen neben sich, welcher mit gedämpfter Stimme fragte: Herr Mörner! dieser nickte. Abulis, flüsterte der Andere. — Ah, dann kommen Sie! — Der alte Mann faßte den Jüngling unter den Arm und avancirte beherzt gegen die Landungsbrücke, indem er Blicke nach Häschern umherwarf und mit der Hand an die Geldtasche griff. Aber nichts Außerordentliches zeigte sich in der Handhabung der Freihafen-Polizei. Das Paar war im Schiffe, es wußte nicht, wie.

Das letzte Glockensignal tönte, das Dampfventil keuchte, das Schiff stieß ab und indem es mit langsamem Schaukeltakt auf dem flüssigen Fundament sich bewegte, fing Triest mit seinen Häusern, Ufern, Bäumen und Menschen seltsam zu schwanken an und kaum daß der alte Karst im Hintergrunde noch fest stand. Ueber Miramar ging die Sonne unter. —

V.

Die Seefahrt unserer beiden Reisenden verlief ohne Abenteuer. Die griechischen Inseln, die Dardanellen, der Bosporus, Constantinopel verdienten gewiß mit den Augen eines Jünglings gesehen und mit einer Jünglingsseele

genossen zu werden; aber der Dampfer verweilte allzu kurz in den Häfen, denn er war ja Geschäfts- und nicht Lustreisender. Dagegen versprach Mörner auf dem Rückwege und wenn er glücklich gewesen sei, die Fahrt zu unterbrechen und an den schönsten Punkten zu landen. Wir erwähnen damit das Einzige, was von dieser Reise zu erwähnen ist, nämlich daß Abulis, unser junger Verschwörer, trotz seiner stillen, in sich gekehrten Gemüthsart, oder vielleicht just deshalb, in kürzester Frist das Herz des alten Herrn gewonnen, der ihn wie einen Sohn oder Freund hielt, aber nicht wie einen engagirten Bedienten.

Als das Schiff, gegen eine frische Landbrise lavirend, auf die Höhe von Odessa kam und alle Augen dem Paris des Pontus entgegenblickten, bemerkte man von der Gegend der Stadt her wie aus einem Kamin dicke schwärzliche Rauchwolken qualmen, welche die ganze Avenüe verfinsterten und weit ins Meer hinaustrieben. Odessa brennt! rief Abulis und sah erschrocken um sich. Aber ein französischer Offizier der Ehrenlegion lächelte ihm zu und sagte: Riechen Sie Rauch? Abulis witterte und mußte es zu seiner Verwunderung verneinen. Natürlich! meinte Monsieur Jaquin, was Sie da sehen, das ist der berühmte schwärzliche Steppenstaub von Odessa. Wir haben Landwind und er kommt uns direkt entgegen. — Unter den Neulingen gab es lange Gesichter über diese Naturschönheit.

Dieselben Neulinge verwunderten sich auch, daß das Schiff nicht im graden Strich auf Odessa lossteuerte, sondern seitabschwenkte, wo auf einer langen schmalen Landzunge ein einsames Haus stand, ein unmalerischer viereckiger Kasten. Es ist das Quarantainehaus, erklärte Monsieur Jaquin. Halten wir Quarantaine? fragte bestürzt eine englische Gouvernante inmitten eines Damenparks verschiedener Nationen, worin sich der Franzose mit Vorliebe aufzuhalten pflegte. Olympische Sorglosigkeit der Frauen! rief dieser, und das fragen Sie jetzt? Aber trösten Sie sich. Die Quarantaine, die ihren Namen von vierzig Tagen hat, dürfte uns kaum eine Stunde aufhalten. Man wird uns blos auf verschiedene Gemächer vertheilen, uns einladen, unsere sämmtlichen Kleider abzulegen, diese Kleider durchräuchern und dann . . .

Was, wir müssen uns ausziehen?! schrie Fräulein Kreibel, eine naive Wienerin, zur Belustigung des ganzen Verdecks. Aber Sie dürfen sich wieder anziehen, sagte der Franzose zuvorkommend. Alles lachte. Indeß war den Damen doch übel zu Muthe. Von den frischesten Wangen verschwanden die Rosen und selbst Abulis erblaßte. Der Franzose gefiel sich darin, diese kitzliche Situation noch eine Weile auszugenießen, dann aber erbarmte er sich der allgemeinen Angst und sagte großmüthig: „Uebrigens fürchten sie nichts, meine Schönen. Sehen Sie diese Rubelnote hier? Ich wette mit Ihnen, dieses Papier ist groß genug, unsere ganze Gesellschaft einzuhüllen."

Und so war es denn auch. Der Quarantaine-Offizier war so artig, die „Verantwortung", d. h. ein splendides Douceur auf sich zu nehmen und die ganze Gesellschaft mit einem Eid schwören zu lassen, daß sie weder in Constantinopel ans Land gestiegen, noch sonst mit einer Person sich berührt, von welcher vorauszusetzen . . .

„Das wird eine schöne Geschichte!" moquirte sich ein italienischer Franciskaner.

„Bei unserm Eid, sagt er? Wir sind hier Katholiken, Protestanten, Griechen, Juden, Mahumedaner, — alle Religionen der Welt sind beisammen. Wie wird er uns denn vereidigen?"

Aber auch dafür wußte der gewandte Russe Rath. Unser russischer Gott ist ein Gott für alle Fälle des Lebens, sagte er mit amtsmäßigem Ernst; küssen Sie dieses Andreaskreuz hier und sie haben geschworen.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah man die orthodoxesten Mündchen Altenglands sich spitzen und mit Ueberhast nach dem Kreuze sich drängen.

„Mein Kreuz der Ehrenlegion gäbe ich drum, wenn ich jetzt hier gekreuzigt wäre!" schwur Monsieur Jaquin im Schwarm der küssenden Schönen.

So ging, wie alle Formalitäten, mit Geld und Scherz diese Quarantaine vorüber. In der nächsten Stunde hatte sich die ganze Schiffsgesellschaft über Odessa zerstreut.

Folgen wir unsern beiden Reisenden, so haben wir nicht lange zu gehen. Auf dem Boulevard de Paris, also dem Meere zunächst, stiegen sie im Hotel de St. Petersbourg an der Ecke des Boulevards und der Rue Richelieu ab. Von ihren Fenstern aus sahen sie die beiden Häfen, den Meeresspiegel und den Uferrand der gegenüber liegenden Steppe des Otschakoff. Im Innern ihrer Wände dagegen sahen sie — nichts, denn die Hotels von Odessa waren damals, auf gut asiatisch, noch unmöblirt. Es blieb den Fremden überlassen, sich Möbel zu miethen und einzurichten. Adulis wurde sogleich ausgesandt, dieses Geschäft zu besorgen.

Mörner seinerseits begab sich ins Casino del Commercio, als den geeignetsten Platz, wo er das Terrain vorerst studiren konnte. In der That begrüßte ihn gleich beim Eintritt eine bekannte Stimme: „Servus, Herr Mörner!" Es war Herr Kreidel, ein Wiener, den er das letztemal in Antwerpen, das vorletztemal in New-Orleans gesehen und dem er geschäftliche Gefälligkeiten erwiesen hatte. Er war jetzt in Odessa etablirt und befand sich in guten Verhältnissen. Der gute Freund bat ihn, an seinem Tischchen mit zwei Bekannten Platz zu nehmen, ehrlichen Leuten vor denen sie sprechen könnten wie unter vier Augen. Mörner ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern benützte die Gelegenheit, um von einheimischen und wohlwollenden Personen Winke und Meinungen über sein Geschäft zu hören. Der offene Wiener war auch gleich zur Hand damit. „Der letzte Romantiker!" rief er höchst ungenirt aus und blickte mit erstauntem Lächeln auf seine Gefährten. „Wie so?" fragte Mörner betreten. „Sie kommen in dieses Raubnest um Schulden einzukassiren, die nicht einmal Wechselschulden sind? Das ist romantisch. Im Odessa der Wirklichkeit wären Sie der erste auswärtige Gläubiger, der eine solche Zauberei je zu Stande gebracht hätte."

Das klang niederschlagend! Kreidel, welcher den Eindruck merkte, setzte gutmüthig hinzu: Uebrigens gehört dieser Sanga zu den Leuten, mit welchen ich näher verkehren muß; er besucht sogar mein Haus. Wenn Sie wollen, so bitte ich Sie beide morgen zu Tische und da können Sie gleich Ihre frommen Wünsche anbringen."

Bescheiden aber nachdrücklich antwortete Mörner: „Ich danke Ihnen, Herr Kreidel. Ich möchte diesem Herrn doch mehr Ernst zeigen als ein Tischgespräch zuläßt. Aber wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so erzählen Sie Herrn Sanga, woher mein linker Arm etwas steif ist, und daß ich in New-Orleans einen

Hallunken seines Kalibers im Duell erschossen habe. Sagen Sie ihm, daß ich mein altes Leben noch mehr als mein junges für die Ehre des Kaufmannstandes einzusetzen bereit bin."

Damit empfahl sich Herr Mörner und er hörte es noch in seinen eigenen Ohren, wie Kreibel hinter ihm sagte: „Solcher Kaufleute brauchten wir ein Stücker fünfzig in Odessa, dann würde vielleicht noch etwas aus diesem Raubneste."

Als Mörner gedankenvoll und müde nach Hause kam, war er ganz überrascht, wie wohnlich und angenehm er die drei Zimmer schon möblirt fand. Es war kein Aufwand gemacht, der Miethspreis mäßig, fast billig und doch mit Wenigem so viel Comfort, durch Auswahl und Anordnung fast Eleganz hervorgebracht, daß Mörner verwundert, ja mit einer Art Hochachtung auf den bescheidenen Adulis blickte. „Bravo, mein junger Intendant", rief er, „Sie sind ja ein kleiner Zauberer! Kein Frauenzimmer hätte das besser gemacht!" — Adulis erröthete.

Am anderen Morgen begann Mörner sein Geschäft in Odessa. Er ging nach dem Comptoir der Firma Sanga, Schulef & Comp.

Der dirigirende Chef des Hauses, der Italiener Sanga, hatte das verhängnißvolle Aeußere eines „Gezeichneten". Er besaß einen jener schielenden Doppelblicke, welche auf der Spitze der Nase sich kreuzen, und schien sich des abstoßenden Eindrucks, welchen dieser Naturfehler hervorzubringen pflegt, auch deutlich bewußt zu sein. Er befleißigte sich nämlich eines ewig grinsenden, heuchlerischsüßen Lächelns, von dem ihm die täuschende Eitelkeit freilich nicht sagte, daß er damit die Sache nur ärger mache und seine widerliche Erscheinung vollends ruinire. Mörner zuckte fast, als er diesen Mann zum erstenmal sah.

Deßungeachtet machte er ihm seinen geschäftsmäßigen Vortrag mit einer imponirenden Sicherheit und beschloß ihn mit der großen entscheidenden Frage, ob sein Haus, da er die Schuld doch anerkennen müsse, geneigt sei, die Zahlen festzustellen und Vorschläge zur Liquidirung derselben zu machen, wenn man den Betrag erst vereinbart habe.

Sanga hatte den Besuch dieser Nemesis mit einer an Schrecken grenzenden Verlegenheit aufgenommen. Mit schlecht affektirter Fassung antwortete er jetzt, das sei eine gewichtige und keineswegs so leicht abzumachende Sache. Er erwarte so eben Briefe von London, welche auf den Stand seiner disponiblen Fonds von Einfluß sein würden. Er müsse um eine Woche Aufschub bitten. Drei Tage, sagte Mörner, da ja die Londoner Briefe „so eben" erwartet werden.

Aber nach drei Tagen war Sanga „aufs Land" gegangen, und wurde, wie es hieß, erst in zehn Tagen zurück erwartet. Mörner konnte nichts thun, als diese Frist sich gefallen lassen.

In diesen unwillkommenen Mußetagen empfand er ganz den Trost einer Gesellschaft, wie Adulis. Nicht daß ein Mann von seinen Hilfsmitteln verlegen gewesen wäre, seine Zeit anständig auszufüllen. Alle Zeit wird ausgefüllt und von allen Geistern! Aber es war eine verdrießliche, peinliche Zeit und sie hatte ganz den Anschein, es zunächst auch zu bleiben. Da war es ihm doppelt von Werth, ein menschliches Wesen um sich zu haben, für das er sich noch gemüthlicher interessiren konnte, als mit dem bloßen Interesse des Zeitvertreibs.

Zwar ein munterer Gesellschafter war Adulis nicht. Aber — wie hätte ihm

Mörner sein stilles, niedergeschlagenes Wesen übel nehmen sollen? War es doch kein Charakter- und Temperamentsfehler. Die Hand des Schicksals lag auf dem Jüngling! Dem alten Herrn wäre ein turbulenter Brausewind unbequem gewesen, aber auch unbehaglich ein trübsinniger Kopfhänger von angeborener Todtschlechtigkeit. Er wußte es seiner Wirthin Dank, die ihm zwischen beiden in der Mitte just den schicklichsten Reisegefährten zugesellt. Adulis erfreute ihn durch das Bild von Jugend und Schönheit und verstimmte ihn nicht durch seinen Trübsinn, denn es war die Wirkung eines großen tragischen Unglücks, welches Achtung und Theilnahme einflößt. So ließ er den schweigsamen, in sich gekehrten Jüngling gewähren und nur mit leiser, schonender Hand suchte er auf diese Natur belebend und weckend einzuwirken.

Wenn er nach Hause kam, fand er ihn gewöhnlich sitzen und in einem Buche lesen. Milde ermahnte er ihn dann: „Machen Sie sich Bewegung, mein Freund. Sehen Sie sich die Stadt und ihre Verhältnisse an. Ein junger Kaufmannssohn muß die Fremde studiren." — Und da es nicht schien, daß Adulis von freien Stücken ihm nachkommen würde, so nahm ihn Mörner wie ein liebender Vater an die Hand und machte zu Fuß oder zu Wagen nähere und fernere Ausflüge mit ihm.

Einer der letzteren war es, als sie sich eines Tags fast stehenden Fußes entschlossen, in einem Trabakel, welches so eben abstieß, nach der Krim hinüber zu fahren und diese merkwürdige und altberühmte Halbinsel ein wenig in Augenschein zu nehmen.

Sie fanden nun zwar, so wenig wie an Odessa ein Paris, an der Krim ein Italien, obwohl es mit Südtirol und Oberitalien in gleicher Breite liegt. Deßungeachtet durchstreiften sie das Ländchen mit dem Vergnügen, eine grillenhaftneue und eigenthümliche Natur zu sehen.

Sie fanden ein Hochplateau, vom Spiegel des Meeres etwa fünfhundert bis tausend Fuß ansteigend, droben aber flach und nur sporadisch durchsetzt mit Kuppen und Klippen. Diese Fläche war unregelmäßig in Würfeln und Tafeln zerschnitten von den quellenden Flüssen und Regenbächen, welche die Steppe mit Rinnen und Gräben austieften und so als die einzigen Bildner von Thälern auftraten. Die Thäler entstanden hier demnach nicht durch Erhebungen über, sondern durch Einsenkungen in die Erde. Sie waren, ihrer Entstehung gemäß, schmale ravinenartige Furchen, doch fehlten auch breitere und geräumigere Thalsohlen nicht. In diesen Thälern lag dann Italien. Hier fanden die Wanderer den lieblichsten Anbau von Obst- und Weingärten und zwar in südlich strotzender Ueppigkeit. Hier fanden sie in Cypressen-, Oliven-, Wallnuß- und Kastanienwäldchen die größten und reichsten Dörfer, hier jene halborientalischen Feenschlösser Klupka, Marsanda, Livadia, Orianda und wie sie sonst hießen, die üppigen Sommerresidenzen der russischen Lords, welche seit dem Vortritt der großen Katharina und des Fürsten Woronzow die Villeggiatur in der Krim zur Mode erhoben. Stiegen sie aber aus den gesenkten und geschützten Lagen zur Hochfläche hinauf, so hatten sie Italien mit Rußland vertauscht. Sie athmeten dann eine rauhe, von Staub und Stürmen erfüllte Steppenluft, eine Luft, in welcher selbst die Bäume und Blumen Deutschlands nur verkrüppelt fortkamen und aller Pflanzenwuchs einen Hang zum Zwerghaften zeigte. Sie erlebten, daß sie morgens Sommer und abends Winter hatten. Sie erlebten außer diesem Wechsel des Klimas noch andere Launen desselben, z. B. die schroffe Geschiedenheit

zwischen Land und Meer. Sie fanden die seeumgürtete Halbinsel vom Einfluß der Seeluft fast gar nicht berührt; sie sahen unter Blitz und Donner lang ersehnte Gewitter vom Meere heraustreiben und über der lechzenden Steppe still stehen und zerflattern; sie sahen Landgewitter mit brüllendem Ungestüm schwarz und regenreich dem Meere zueilen, aber ins Meer fiel kein Tropfen und keine einzige Welle kräuselte die besonnte ruhige Wasserfläche. —

VI.

Als die Wanderer von diesem Krim-Ausflug nach Odessa zurückkehrten, fühlten sie sich von Asien nach Europa, ja nach der Heimath versetzt. Mit den Bildern der Steppe im Auge, wurden sie gerechter gegen die Stadt und begriffen, mit welchem Selbstgefühl sie sich das „Paris des Pontus" nennen durfte, was sie, mit den Bildern italienischer Architekturen im Auge, fast mitleidig belächelt hatten. Mörner erzählte seinem jungen Freunde von dem Wachsthum der amerikanischen Städte und ließ ihn nach diesem Maßstabe die Geschichte Odessa's würdigen. Das graueste Alterthum dieser Stadt, — belehrte er ihn, — reiche hinauf bis zum Jahre 1789! Damals war es, wo der russische Admiral Ribas, von Taurien den Halbmond vertreibend, diese Küste als eine menschenleere Einöde erblickte. Nichts als ein altes kleines Fort, eine Strandwacht gegen Seeräuber, fand Ribas auf der Baustelle von Odessa. Deßungeachtet schlug er den Platz seiner großen Kaiserin zur beabsichtigten Neugründung eines süd-russischen Ausfuhrhafens vor. Nach vier Jahren war ein Anfang gemacht mit einem Leuchtthurm, einem Bazar, einigen Magazinen und sechszig Häusern. Sechs Jahre später zählte die junge Ansiedlung schon viertausend zweihundert Einwohner, welche in fünfhundert Häusern wohnten und auf zweihundert Fahrzeugen Getreide nach Constantinopel führten. Dieses der Wiege entwachsene Kind übergab Alexander im Jahre 1803 seinem Krim-Gouverneur, dem Herzog von Richelieu zur Erziehung. Mit diesem glücklichen Griff war die Zukunft Odessa's entschieden. Richelieu wurde der Romulus und Washington von Odessa. Er ist sein Schöpfer, sein Vater, sein Ortsgott. Richelieu stellt sich uns dar in dem Charakter eines jener großartigen Idealisten, welche das vorige Jahrhundert so zahlreich hervorgebracht, — das Jahrhundert der Philosophie, der Philanthropie, des Enthusiasmus für Menschenwohl, das Jahrhundert, wo Rumford die Armen speiste und Malesherbes die Jugend krönte, wo ein Kaiser in öffentlichen Inschriften sich einen „Schützer der Menschheit" nannte und ein Müller gegen einen König den Proceß gewann. Es war jener warmherzige schöpferische Idealismus, welcher das Ideal nicht träumt, sondern verwirklicht. Richelieu verwirklichte das seinige. Sein Ideal war es, Wüsten in Gärten zu verwandeln, Einöden zu bevölkern, Armeen zu stampfen aus den Furchen des Pfluges, friedliche Arbeiter-Armeen, welchen er Brod und Sitten gab. Seine edle Persönlichkeit wirkte magnetisch in die weitesten Fernen. Von allen Seiten strömten Menschen herbei und brachten ihre Arme, ihre Kentnisse, ihre Capitalien mit. Die Revolutionen und Kriege jener Zeit entwurzelten unzählige Existenzen in ihren alten Verhältnissen und alle Parteien fanden in des Herzogs weiser und großartiger Liberalität ihre sichere Freistätte. Das Asylrecht, welches Rom und Amerika groß gemacht hat, diente auch ihm, ein obscures Stranddorf in die Reihe der Weltstädte einzuführen. So wuchs Odessa an diesem Einen

Manne empor. Nach einer zwölfjährigen Verwaltung übergab er seinem Nachfolger eine Stadt, welche fünfunddreißigtausend Seelen zählte, welche zweimalhunderttausend an Post- und zwei Millionen an Zollgefällen in den Staatsschatz lieferte, welche fünfundzwanzig Millionen in der Bank und fünfundvierzig Millionen Rubel in der Bilanz ihres Umsatzes hatte. Odessa war die Lunge geworden, durch welche Bessarabien, Volhynien, Podolien, die Ukraine, die Krim und Kaukasine lebten und athmeten.

Dieser Stoff war es, welchen der alte Kaufmann mit seinem jungen Gefährten zum Gespräche wählte, als sie jetzt wieder vor der Statue Richelieu's in dem herrlichen Volksgarten standen. Und mit strömendem Gefühl knüpfte er daran eine Herzensergießung von seinem Lieblingsgegenstande, von der Schönheit und Würde des kaufmännischen Berufes.

„Kaufmannschaft verdirbt den Charakter," antwortete Adulis kurz und trocken. Mörner war wie aus den Wolken gefallen. „Wie verstehen Sie das?" fragte er fast erschrocken. Aber Adulis wußte vielleicht selbst kaum, was er gesagt hatte. Er warf solche Äußerungen wie ein Geistesabwesender, ja wie ein Traumredender hin, gleichsam als lebte er in einer inneren Welt und die äußere thue ihm fast Gewalt an, wenn sie ihn zu einer Rechtfertigung seiner Gefühlsworte dränge. Mörner kannte schon die Weise des Jünglings, aber diesmal war er allzu betreten. „Wie verstehen Sie das?" fragte er noch einmal.

„Die Kaufleute sind geldstolz und weichlich," antwortete Adulis.

Mörner wurde warm. „Geldstolz?" eiferte er; „es giebt vielleicht keinen Stand auf der Welt, dem das Geld weniger Geld ist, als dem Kaufmanne. Unser Geld ist so recht eigentlich nur ein Zeichen, eine Schicksalsmarke, möchte ich sagen. Während ich Geld zu haben glaube, falliren meine Buchschuldner und während ich arm zu sein wähne, trägt mich die Springflut der Conjunktur über Nacht wieder ins Volle. Wir sind so wenig stolz auf angesammeltes Geld, als ein Vollblütiger auf sein Blut. Müßiges Geld kann uns unglücklicher machen als gar keins. Geld! Was ist denn Geld? Der Exponent von Thätigkeiten, multiplicirt mit Zufällen. Wir sind stolz auf unsere unternehmende Thätigkeit, wir sind stolz auf unsere scharfsinnigen Berechnungen des Zufalls; aber der Bodensatz, der sich aus diesem turbulenten Wechselspiel von Zufall und Thätigkeit in unseren Kassen niederschlägt, ich meine das Geld, auf das ist kein echter Kaufmann stolz; er denkt nicht daran. Wir fragen niemals, ob wir reich oder arm sind, sondern ob wir gut oder faul sind. Eben deshalb sind wir auch nicht weichlich. Wie Sie mich da sehen, habe ich mehr Reisen gemacht, als Napoleon, Cäsar und Alexander Märsche. Daß ich mir Wind und Wetter dabei nicht aussuchen konnte, werden Sie mir wohl glauben. Auch Krieger sind wir. Als im Jahre 1812 die Engländer New-Orleans angriffen, waren es wir Kaufleute, die es siegreich vertheidigten. Und das thaten wir ohne die Fanfaronade von Ruhm, Orden und Avancements, woran der Offizier, ohne die Aussicht auf Sold und Beute, woran der Soldat sich begeistert. Im Gegentheile, wir setzen noch zu. Einmal stand ich z. B. das Gewehr im Arm bei meiner Batterie und sah Wollsäcke auf die Schanzen führen, welche mein Magazins-Zeichen trugen. Herr General, sagte ich zu Jackson, man hat mir meine Waarenballen requirirt. Vortrefflich, Herr Mörner, um so besser werden Sie sie vertheidigen,

antwortete er, und schob kaltblütig ein Primchen Kautabak in den Mund. Wir lachten, und meine zerschossene Wolle war meine Kriegsbeute. Kein Mensch nahm Ersatz. Fast Keinem unter uns war New-Orleans ein Vaterland, aber wir machten dem Lande keine Rechnung unsrer Opfer. Das war auch Geldstolz."

„Ah, solche Kaufleute!" rief Adulis und küßte dem alten Herrn mit Feuer die Hand.

Haben Sie deren nicht in Triest? wollte Mörner fragen, aber Adulis war schon fort, — seine stürzenden Thränen zu verbergen. —

VII.

So war die Frist, um welche Mörner hingehalten wurde, abgelaufen und ausgefüllt. Er eilte wieder zu Sanga. Er fand den Italiener vom Lande zwar zurückgekehrt, aber — „meine armen Augen!" seufzte der Schielende, „der Steppenstaub hat sie furchtbar angegriffen. Ich werde noch blind. Ich glaube, ich muß zu einer Consultation nach Paris reisen. Liebster, bester Herr Mörner, entschuldigen Sie mich. Ich weiß, ich hätte an Ihre Befriedigung denken, ich hätte darüber mit Schulef sprechen sollen; ich weiß, ich weiß. Aber wer kann denken, wenn man blind wird? Ich hatte nähere Sorgen. Kommen Sie in drei Tagen wieder. Ich kann nur im Einvernehmen mit Schulef handeln. Der zähe, langweilige Russe! Ich wollte, ich hätte seine Compagnieschaft nie gesehen. In drei Tagen, wenn ich bitten darf."

Mörner ging, aber er ging stehenden Fußes zu Schulef.

Er fand an Herrn Schulef einen ernsten, schon bejahrten National-Russen, der sogar seinen Bart trug und im Gegensatze zum ewig lächelnden Sanga schwer und gewichtig wie ein Patriarch sich gehabte. Als er Mörner'n angehört hatte, antwortete er mit seiner tiefen, langsamen Baßstimme: ich werde mich dieser Sache nach Kräften annehmen, Herr Mörner, sobald mein Compagnon vom Lande hereinkommen wird. — „Er ist es bereits," sagte Mörner und fixirte ihn scharf. — Mit unerschütterlicher Gelassenheit fuhr Schulef fort: „Dann wundere ich mich, daß ich ihn noch nicht gesehen habe. So ist er. Seine italienische Unruhe und Zerstreutheit verursacht alle Augenblicke größere und kleinere Unzuträglichkeiten. Ich wollte, er könnte sich an meine langsame aber solide Ordnung gewöhnen. Die ganze „Alexander"-Geschichte ist *sein* Fehler. Wahrlich, der Mann ist kein Kaufmann. Machen Sie keinen Gebrauch davon, aber ich könnte daran denken . . sachte, sachte. Kommt Zeit, kommt Rath. Haben Sie nur Geduld, Herr Mörner, ich will mit ihm sprechen."

Welch ein Spitzbubenpaar! dachte Mörner. Uebrigens kenne ich jetzt mein Gespann und werde es zu fahren wissen.

Nach drei Tagen kam er nicht zu Sanga, denn er wußte, der Herr würde nicht zu Hause sein; er ließ daher weitere vier Tage vergehen, um ihn sicher zu machen und desto unverhoffter zu überfallen. Am siebenten endlich fuhr er bei Sanga vor, sagte, er habe ihn dringend zu sprechen, denn von Triest seien Ordres gekommen, ungemein günstig für ihren Ausgleich. Leider könne er sich nicht aufhalten, seine Gichtschmerzen plagten ihn fürchterlich, Sanga möge mit ihm fahren und ihm erlauben, sich zu Hause in die Wärme zu begeben, da könnten sie dann in aller Gemächlichkeit conferiren. „Sehr erfreut, sehr erfreut!" lächelte Sanga und

dachte bei sich: den alten Narren kannst du ja schnacken lassen; ohne Schulef bist du ein= für allemal incompetent. Sie fuhren.

In demselben Augenblicke aber hatte Mörner seinen Abulis zu Schulef geschickt und ihm das Nämliche sagen lassen. Das Haus Prokter schlage neuere und günstigere Ausgleichsbedingungen vor, Herr Schulef möge sogleich zu Mörner kommen, welcher leider Zimmerpatient sei, und diese Vorschläge entgegen nehmen. Dem blinden Heiden kannst du den Gefallen schon thun, dachte Schulef; ohne Sanga läßt du dich doch auf nichts ein. Auch er ging mit Abulis.

Mörner war seit einer Viertelstunde mit Sanga zu Hause. Er hatte angefangen vom Geschäfte zu sprechen, und der Italiener immer höchst zuvorkommend gegrinst und geschielt und Alles charmant und vortrefflich gefunden, nur daß er auch mit Schulef sprechen müsse und Schulef leider nach Smyrna gefahren sei.

In diesem Augenblicke that sich die Thüre auf und Abulis mit Schulef trat ein.

Wie zwei Wildkatzen, vom Jäger umgarnt, den unmittelbaren Trieb empfinden, zu kratzen und zu beißen, so machte sich bei den zwei Raubgesellen jetzt die ergrimmte Thiernatur Luft. „Das ist Verrätherei!“ kreischte Sanga; „wollen Sie uns die Pistole auf die Brust setzen?“ brüllte Schulef.

Obwohl Mörner längst wußte, daß er mit Gaunern zu thun hatte, so war selbst er noch erstaunt, wie sehr sie die Maske abwarfen. Der Kaufmann, in Ehren ergraut, brach los: „Also das ist das, was Ihr mir zu sagen habt, wenn es zwischen uns zu einer Zusammenkunft kommt? Und Ihr nennt Euch Kaufleute? Fort mit Euch! Hinaus! Befleckt mir dieses Zimmer nicht! Beim Handelsgericht sehen wir uns wieder.“

Aber der Italiener schlug ein helles Gelächter auf und der Russe höhnte mit einem langgedehnten Ton: beim Handelsgericht! — Damit entfernten sich die beiden Cumpane.

So hatte Mörner immerhin das erste Stadium zum Abschluß gebracht: die Ausflüchte und das Hinhalten. Seine Schuldner hatten ihm Farbe bekannt. Aber er wurde dieses Vortheils nicht froh. Die Gleichgiltigkeit der Compagnons gegen das Handelsgericht, — als Mann von Erfahrung sah er das wohl, — war nicht affectirt, sondern aufrichtig und ernsthaft. Er stutzte. Er erinnerte sich an Kreidel und fing an, immer unruhiger zu werden. Zuletzt beschloß er, den Mann wieder aufzusuchen. Er fuhr bei ihm vor und erzählte ihm den Fall. „Nicht wahr es geht verteufelt schwer in Odessa?“ sagte Kreidel mit der Miene des Mannes, der nur das Gewöhnlichste hört. „Ja, ja, Herr Mörner, Sie unternehmen das achte Weltwunder. Was nun das Handelsgericht betrifft, so ist der Präses desselben ein Kosak und ein starker Schuldner von Sanga und Schulef, ich glaube mit zwanzigtausend Silberrubeln. Natürlich hindert das nicht, daß der Spruch doch noch zu Ihren Gunsten ausfallen muß, denn Recht bleibt am Ende auch in Odessa Recht. Fatal ist's nur, daß Sie damit kaum etwas erreicht haben werden. Einen Kaufmann in Odessa zum Falliren, also zur Liquidation zu bringen, ist nur dann möglich, wenn er seine Accepte nicht einlöst, oder wenn er Wechsel auf das Ausland verkauft hätte, diese würden mit Protest und unbezahlt remittirt, während der Trassant den Betrag nicht zurückzahlte. Obliegt er in diesen beiden Fällen seinen Verpflich=

tungen nicht auf der Stelle, so ist er eo ipso fallit. Im Uebrigen bleibt er blos Schuldner, und keine, auch die klarste Buchschuld kann ihn zum Bruche zwingen. Sie werden daher mit der handelsgerichtlichen Anerkennung Ihrer Schuldforderung noch immer keine Liquidation derselben haben. Auch Beschlagnahmen gelten nicht."

Mörner hörte diese trostlose Antwort mit Ernst, aber nicht entmuthigt an. „Gleichviel," sagte er fest. „Ich bin der Mann, der nicht mürbe wird. Ich gehe hin, das achte Weltwunder, wie Sie es nennen, auszuführen." Er dankte, empfahl sich, und reichte seine Klage beim Handelsgericht ein.

Bei dieser Gelegenheit hätte der umsichtige und ewig thätige Mann bald noch ein anderes Geschäft negociirt und zwar — eine Heirathsstiftung. Als er nämlich Kreidels Haus verließ, hatte ihn Kreidels Tochter, — eben jene Wienerin, welche sich so naiv vor der Quarantaine gefürchtet, beim Weggehen zur Rede gestellt: Apropos, Herr Mörner, ich muß mich über Sie beklagen. Ich begrüßte Sie neulich mit Ihrem Privatsekretär vor der Statue des Richelieu im Volksgarten, aber die Herren haben mir nicht gedankt. Sie sprachen von Zoll und Ausfuhr und waren in das langweilige Zeug so blindlings vertieft, daß sie darüber eine Mücke, wie mich, zu ignoriren geruhten. — Mörner griff an den Hals und sagte: „Nur gleich einen Strick her! das ist ja ein todeswürdiges Verbrechen. In der That, mein Fräulein, ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Verzeihung — nicht für den Alten, denn der zählt gar nicht, — sondern für den Jungen. Der ist gemeint und von dem war's unverzeihlich; he? — Artig war's nicht von ihm. Erziehen Sie den jungen Herrn etwas besser. — Zu Befehl. Er muß Ihnen die Hand küssen und Sie persönlich um Verzeihung bitten. — Schaden könnte es ihm nicht."

Ah, das klang mehr als scherzhaft! Mörner ging fort und — wußte recht viel! Er überlegte den Fall, der so neu und unvorbereitet heran trat. Adulis war blind für das schöne Geschlecht und da er Mörner'n nichts zu bedenken gab, so hatte dieser überhaupt nicht gedacht. Jetzt aber mußte er's nothwendig und seine Gedankenbilanz war bald gemacht. Er kam nach Hause und erzählte dem Jüngling von seiner Eroberung. „Schon auf dem Schiffe," sagte er dann, „habe ich wohl bemerken gekonnt, daß sich die Blicke des Mädchens mit Ihnen beschäftigten. Aber auf Schiffsverdecken nennt man das Langweile und Zeitvertreib und legt kein weiteres Gewicht darauf. Heute indeß wissen wir's besser. Das Mädchen zeigt uns, so weit ein Mädchen es darf, daß sie eine Neigung hat, welcher sie nachhängen möchte. Ihre Person ist angenehm, ihr Ruf tadellos, ihre Familie gut. Ein junger Mann, denke ich nun, kann diese Neigung annehmen und sie erwidern. Es kommt nur auf Sie an, mein lieber Adulis, daß ich in Kreidels Haus Sie einführe. Und thatsächlich rathe ich Ihnen dazu. Bei mir können Sie doch nicht bleiben, meine Mission wird zu Ende gehen, — und was dann? Ob ich etwas dabei verdiene, ist noch die Frage, und wenn, so fange ich ein Geschäft damit an, das vorerst ein Kram ist, gut genug für einen Alten, aber nicht werth, daß ein Jüngling seine kostbaren Jahre dabei versäumt. Ganz anders die Firma Kreidel. Das ist ein Haus, fertig und unter Dach, da findet die Jugend Raum und Fülle der Thätigkeit. Das ist ein Feld für Sie. Sie praktiziren ein paar Jahr in Kreidels Comtoir, der Vater lernt Sie achten, wie die Tochter Sie lieben gelernt, Sie werden Schwiegersohn, Associé. Ihr Glück ist gemacht. Es sollte mich herzlich freuen, wenn die Aufopferung, wo-

mit Sie einem alten Manne zur Bedienung nach Odessa gefolgt sind, der Grundstein dieses Glückes für Sie geworden wäre. Ich würde dann sagen, gleichviel ob ich hier reussire oder nicht: gesegnet sei mein Eingang in Odessa! Aber nun sagen Sie auch etwas. Wollen Sie bei Kreidels eingeführt sein?"

Abulis war erblaßt, er starrte den Boden an und flüsterte kaum hörbar: „Ich habe an meine Zukunft noch nicht gedacht. Gönnen Sie mir Zeit!" — Damit verschwand er.

Am Abende dieses Tages fand Mörner ein Billet unter seiner Theetasse, welches von der Hand seines jungen Reisegefährten mit folgenden Zeilen beschrieben war:

„Verehrtester Herr! Als ich in einer schwierigen Lage mich Ihnen anbieten ließ, brauchte ich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit allerdings fremden Schutz; ich durfte mir dagegen einbilden, daß auch ich nützen könne und die Leistung eine gegenseitige wäre. Dem ist nun nicht so. Ich sehe Sie, wozu ich Ihnen herzlich Glück wünsche, gesund, rüstig, kräftig, fremder Dienste mit nichten bedürftig. Ich bin Ihnen unnütz. Dieses Gefühl drückt mich. Indem ich Ihnen für Ihre freundliche und wahrhaft väterliche Behandlung zu ewigem Danke verflichtet bleibe, bitte ich Sie um die Erlaubniß, Ihnen mein Adieu sagen zu dürfen. Ich gedenke mit dem Lloyddampfer, welcher heut Abend abgeht, nach Triest wieder zurückzukehren. Ihr gehorsamster Abulis."

Mörner war wie vom Blitz getroffen. In einer bitteren Pille empfing er die Lehre, was es heiße, seine Hand in das Schicksal eines Nebenmenschen zu mischen. Denn daß dieses Billet die umgehende Antwort auf das Heirathsproject war, daran durfte er keinen Augenblick zweifeln. Was war zu thun? „Mit dem Lloyddampfer, der Abends abgeht." Aber es war schon Abend. Abulis konnte schon an Bord sein. Holt er ihn zurück? Und wie überredet er ihn zu bleiben? Ja, will er ihn nur überreden? Eigentlich fühlt er sich innerlich ein wenig beleidigt. Geh, Trotzkopf, ist sein nächstes Gefühl. Sein nächstes, aber nicht sein ganzes. Abulis dauert ihn, indem er ihn interessirt. Dieser Jüngling ist ein Räthsel. Warum stößt er ein Lebens- und Liebesglück von sich, das in anderen Köpfen lichterloh zünden würde? Ist es jugendliche Unreife und Unvernunft? Ist es unheilbare Melancholie? Ist es kindisches Ritterthum und meint er gar schon gebunden zu sein, weil irgendwo ein Schulmädchen ein Augenpaar hat, dem er kindische Treue schwur? Diese Fragen durchjagen rasch seinen Kopf. In solchen Fällen aber denkt sich's tiefer und schneller als mit den Gedanken, mit der — Eingebung. Mörner schellte, denn es frug sich zunächst ob der Junge überhaupt noch im Hause sei; gleichzeitig faltete er das Blatt wieder zu und warf es zu Boden, als könnte es auch ungelesen verstreut worden sein. Das Uebrige überließ er jetzt — wie der Entscheidung eines Loostopfes.

Das Tatarenmädchen, die weibliche Bedienung des Hauses, trat ein. Mörner erschrak. Er fühlte den Schmerz eines Verlustes im Herzen.

„Ist Abulis nicht da?" fragte er mit künstlicher Fassung.

„Sie schicken ihn ja so eben auf den Lloyddampfer. Soll ich ihn zurück rufen?"

„Thun Sie es." — Der kritische Augenblick war also just noch erhascht worden.

Abulis kam. Mörner sah sein verstörtes, vielleicht verweintes Gesicht, obwohl

er that als merke und denke er nichts. Er sagte zerstreut: „Mir scheint, Sie sind in einem Ausgange gestört worden. Das thut mir leid. Eis könnte mir ja auch die Antschi bringen.“

„Eis? Ich dachte, Sie haben dem Gelati seit einer Kehlkopfkrankheit abgesagt?“

„Ganz recht. Ich rede auch nicht von Gelati, sondern von Eisumschlägen. Mein Kopf rührt sich wieder. Ich weiß nicht, soll eine Kopfgicht werden, oder eine Gehirnentzündung, — vielleicht ist es auch nur eine Schwäche der Augennerven: aber dieses Gefühl kommt mir jetzt öfter. Ich bin eben in den Jahren, wo Einen der Schlag trifft. Glücklicherweise kenne ich das Mittel; bisher hat mir noch immer ein Eisumschlag gut gethan.“

Adulis schrie auf. Leidenschaftlich sorgte und bekümmerte er sich um seinen Beschützer. Vor Allem ersah er das Blatt am Boden und steckte es rasch und heimlich zu sich, was Mörner, wie sein ganzes Betragen dieses Augenblicks, luchsäugig beobachtete. Die Probe war gelungen. Mörners Erfolg war vollständig. Er hatte den Jüngling richtig beurtheilt. Er entließ ihn nicht — er hielt ihn nicht, — er legte es in sein eigenes Gemüth, was er thun wollte.

Adulis blieb. Aber kein Wort dieser Krisis wurde mehr genannt, — weder Fräulein Kreidel, noch die Kopfgicht; — es war, als ob man sich beiderseits verstünde. Und still, zart, wortlos wuchs beiderseits Schonung und Anhänglichkeit.

(Schluß folgt.)

Drohbriefe an den Fürsten Bismarck.

Nach den bisher ungedruckten Originalen

mitgetheilt

von

Fedor von Köppen.

Als infolge der vor Kurzem stattgefundenen Verhaftung des Reichstags-Abgeordneten Most ein anonymer Drohbrief an die sächsische Staatsbehörde gerichtet und von dieser eine Belohnung auf die Entdeckung des Briefschreibers ausgesetzt wurde, lasen wir in einigen Blättern die merkwürdige Ansicht ausgesprochen, sie begriffen dieses Verfahren der Behörde nicht; anonyme Briefe gehörten eben nur in den Papierkorb. Wir denken anders darüber. Wie der Einzelne sich gegenüber anonymen Angriffen auf seine Person zu verhalten gedenkt, das mag er mit sich selbst abmachen. Der Staat aber hat höhere Pflichten; er darf sich nicht damit begnügen, das begangene Verbrechen festzustellen und zu bestrafen, sondern er muß auch dem angedrohten Verbrechen in seinen Motiven bis zu seinem Ursprunge nachgehen, um die Ausführung zu verhindern. Es ist freilich richtig, daß Diejenigen, welche auf feige Weise drohen, aus Furcht vor der Strafe selten den ernsten Willen haben, ihre Drohung auszuführen, aber ein gewisser psychologischer Zusammenhang zwischen dem Drohenden und dem Vollzieher der Thatsache, gleichviel wer dies sei, ist doch nicht hinwegzuleugnen. Für den Staat sind daher die anonymen Drohbriefe schon deshalb von Wichtigkeit, weil sie ihm oft die Spuren zu jenen finsteren

Schlupfwinkeln zeigen, wo das Verbrechen eigentlich geboren wird. In den unsäglich schmerzlichen Ereignissen der jüngsten Tage liegt für uns umsomehr die Aufforderung, dem eigentlichen Ursprunge der socialen Verirrungen unserer Zeit nachzugehen und das verruchte, schmutzige Treiben jener Klasse von Menschen aufzudecken, aus welcher Subjecte, wie Hödel, Nobiling u. A. hervorgegangen, — Menschen, die ohne allen sittlichen Halt, aller Ehre bankerott, mit dem Staate, der Gesellschaft und sich selbst zerfallen sind, die aber, wenn ihr unklares, schwammiges Gehirn das Gift gewisser Ideen einsaugt, gefügige oder willenlose Werkzeuge der Socialdemokratie oder anderer staatsfeindlicher Parteien werden können.

Uns ist vor einiger Zeit Einblick in die große Anzahl der im Bureau des auswärtigen Amtes in Berlin aufbewahrten Droh- und Warnungsbriefe gestattet worden, die zu verschiedenen Zeitpunkten und von verschiedenen Orten aus an den deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck gerichtet wurden und wohl nach der oben angedeuteten Richtung gerade in unseren Tagen ein besonderes Interesse haben und uns zum Nachdenken anregen dürften. Viele von diesen Drohbriefen sind offenbar nur der rohe Ausbruch von politischem Haß und gemeiner Gesinnung; dies gilt namentlich von denjenigen, die schon in ihrer Form die niedrige Bildungsstufe der Verfasser verrathen. Andere Droh- und die meisten Warnungsbriefe verfolgen systematisch den Zweck, den Fürsten nervöskrank und mürbe zu machen, oder ihn von einem bestimmten Ziele seiner auswärtigen oder Kirchenpolitik abzubringen. Manche scheinen auch nach Handschrift und Stil von Börsen-Interessenten herzurühren, die à la hausse engagirt waren.

Wie der Kanzler selbst über derartige Manöver mit anonymen Briefen denkt, geht aus seiner ganzen Handlungsweise hervor. Fest überzeugt von der inneren Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, die er vertritt, würde er selbst dann nicht einen Augenblick von der eingeschlagenen Bahn abweichen, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß der Drohung die That auf dem Fuße folgen würde; ihm steht die Sache höher als das Leben. „Durch einen Mord wird nichts in der Politik geändert," so äußerte er einmal bei einem späten Abendbesuche, den er bei seinem früheren Lehrer Professor Bonnell machte.

Wir gestatten uns nun, einige von diesen Briefen hier mitzutheilen, müssen aber von vorn herein diejenigen ausscheiben, welche der neueren Zeit angehören und zur Ermittelung von Spuren führten, die Anhalt für noch weitere Forschungen ergeben. Die hier mitgetheilten Briefe gehören der Zeit an, die zwischen den beiden Attentaten auf den Reichskanzler — in Berlin den 8. Mai 1866 und in Kissingen den 13. Juli 1874 — liegt. Eine besondere Beachtung verdient nach unserer Ansicht auch der Brief aus Ronneburg, insofern er uns zeigt, wie die Welt sich in dem unklaren Geiste eines solchen Menschen gestaltet, der zwar ein kleines Quantum wissenschaftlicher Bildung zur Schau trägt, aber nicht die Fähigkeit besitzt, einen einzigen richtigen Schluß zu ziehen, und insofern wir daraus ersehen, wohin wir gerathen würden, wenn unsere Staatsleiter politische Rathschläge von solchen Leuten annehmen wollten, welche sich anmaßen, die Ausgeburten ihres dumpfen, verworrenen Gehirns als höchste Staatsweisheit zu predigen. Wir haben die Orthographie der Originalbriefe hier beibehalten, bemerken aber, daß dieselbe in diesem Falle nicht den Maßstab für den Bildungsgrad der Verfasser

abgeben kann. In vielen Briefen von sehr guter und ausgeschriebener oder von verstellter Handschrift scheinen die orthographischen, mitunter auch historischen Fehler absichtlich hineingemengt zu sein, um die Anonymität der Verfasser zu wahren. Gewisse unfläthige Schmähworte, mit denen insbesondere der bereits angeführte Brief aus Ronneburg überreich gespickt ist, mußten wir aus Anstandsrücksichten unterdrücken.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den verehrten Leser in die Lectüre dieser Schriftstücke einzuführen, nach welcher er das Urtheil über den Standpunkt und die Ziele der anonymen Verfasser sich selbst bilden wird. Wir finden zunächst einige Schreiben, die sich auf das Attentat vom 8. Mai 1866 beziehen, und reihen einige andere in chronologischer Folge daran:

1) Poststempel Berlin, 8. Mai 1866.

Excellenz!

Ein unüberlegter junger Mann hat gestern ein Attentat gegen Ihr Leben gemacht; der Mann hätte überlegter handeln sollen und er hätte sein Ziel nicht verfehlt. — Doch ich als guter Patriot und Preuße will es versuchen, Sie zu warnen, ehe es zu spät wird.

Eine Reihe der besten und edelsten jungen Männer Preußens haben geschworen, Sie zu tödten und einer von ihnen wird doch sein Ziel nicht verfehlen!? Sie mögen sich mit Wachen und Schergen umgeben, es hilft Ihnen nichts. Sie müssen zum Heil und Wohl des Vaterlandes sterben, und sollte es selbst auf die Weise sein, wie der Minister Latour in Wien 1848 geendet hat.

Excellenz! Nur ein Mittel giebt es, Sie zu retten; geben Sie der Welt den Frieden, legen Sie Ihr Amt nieder und meiden Sie das Land, somit wird die Ehre Preußens gerettet und nicht durch Mord und Tödtung befleckt sein.

Excellenz! Spotten Sie nicht über dieses Schreiben, es ist leider bitterer Ernst und kommt aus dem Herzen eines Patrioten, der sein Vaterland liebt und nicht als Schauplatz der grenzenlosesten Umwälzung haben will.

Nochmals, Excellenz, retten Sie Ihr Leben!

---

2) Poststempel Berlin, 18. Mai.

Herr Graf!

Soeben habe ich erfahren, daß man Sie Sonnabend Abend erschießen will. Es sind 10 Mann bereit, Sie zu ermorden, sobald kein Friede wird.

R. v. R.

Sogar Ihre Frau soll mitsterben.

---

3) Poststempel Brighton, 20. Mai.

Brighton, 3 Hampton Place, Pfingsten 1866.

Mein Herr!

Leider sind Sie dieses Mal entgangen. Wissen Sie denn: „Noch giebt es Patrioten, die sich nicht fürchten, Ihrem elenden Dasein ein Ende

zu machen!" Mein verehrter unvergeßlicher Freund Ferdinand Blind hat mich gelehrt, Sie sicher zu treffen.

Fürchten Sie jetzt

Dolch
und
Gift!!!

Ich treffe sicher! Nehmen Sie Abschied von der Welt! Fluch und Schande werden Ihrem Andenken! Ewigen Haß gegen Alles, was Hohenzollern und Bismarck heißt, das schwöre ich!

Wilhelm Goergs,
ehemaliger Lehrer und Turnwart
in Stolberg bei Aachen.

---

4) Poststempel Lorges, 22. Mai 1866. (Schweiz.)

Herrn Bismarck!

Den — — — —

Sollten Sie nicht alsbald auch Ihr Möglichstes zum sofortigen Zustandebringen des Congresses beitragen, so stehe ich nicht gut, wenn Sie dieser Tage wieder eine unangenehme Carambole mit einem Blindschen Revolver machen werden.

Ein Deutscher, der schon längere Zeit von Hause fort ist,
aber jetzt einrücken muß.

---

5) Poststempel Bremen, 28. Mai 1866.
Bremen, im Mai 1866.

Sr. Excellenz,
Graf v. Bismarck.

Schon vor einiger Zeit hatte ich das Vergnügen, an Ew. Excellenz einige Zeilen zu richten.

Der s. Z. Mordversuch auf Ihr Leben konnte leider nicht — wegen Mangel an Zeit — wiederholt werden. Ich fordere Sie im Namen vieler Bremer nun hiermit auf, Ihre Dienste als k. preuß. Ministerpräsident zu verlassen, im widrigen Falle, — „ich schwöre beim Allmächtigen" — Sie bestimmt bis zum 15. Juni a. c. nicht mehr am Leben sind.

Sie können sicher glauben, daß dieses Werk (Ihr Tod) nützlich für Preußen, Deutschland, ja Europa in Erfüllung gehen wird.

In dieser meiner Hoffnung zeichnet
ein patriotisch gesinnter
Bremer.

---

6) Poststempel Stuttgart, 29. Mai 1866. (Kalligraphisch mit großer rother Schrift.)

An dem Tage, an welche preußische Truppen die preußische Grenze überschreiten oder gegen ihre deutschen Brüder kämpfen, wird

Bismarck

meuchelmörderisch durch einen Menschen umgebracht, welcher nicht

auf das Stahlhemd, sondern auf den Kopf schießen wird und dessen Kugel gewiß nicht fehlt.

Einer, der Gut und Blut für's Vaterland opfert.

---

7) Poststempel Amsterdam, 31. Mai. (Roth und schwarz mit großen Lettern geschrieben.)

Bismarck!

Memento mori.

Ravaillac. Jacques Clément. Balthasar Geeraerts. Boots.
Blind. Orsini.

On veille sur toi, prends garde de ne nous échapper!

(Darunter die Zeichnung von Waffen und eine Jakobinermütze mit der Inschrift: „Freiheit.")

---

8) Aus Nassau. (Frauenhand.)

S. E. dem Grafen von Bismarck.

Herr Graf!

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass, wenn das Herzogthum Nassau von Preussen vernichtet wird, und Sie dazu beigetragen haben, ich Sie mit meinem gezogenen Revolver **erschiessen** werde.

Es ist genug, dass Sie die Schändlichkeit gehabt haben, den Krieg im deutschen Vaterlande verursacht zu haben, wenn Sie aber noch dazu mein geliebtes Nassau vertilgen, so sind Sie des Todes! Merken Sie sich dieses!!!

Wenn Sie mich nöthigen, ein Mörder zu werden (und dadurch Ihr und mein Unglück verursachen), so werde ich mein Werk sicherlich vollenden. Erinnern Sie sich des, was vor ein paar Monaten geschehen ist?

Handeln Sie, bitte, gerecht! Ich werde dann immer
von Euer Excellenz
der Unterthänigste Diener sein,
Baron B....., v. S....

Den 18. Juni 1866.

P. S. Halten Sie dieses Schreiben geheim.

S. E. Graf von Bismarck etc.

Bitte, bitte, verschonen Sie den Thron S. H. des Herzogs Adolph. Gott und ich werden Sie dafür segnen. Haben Sie Rücksicht in Ihrer hohen Stellung auf meine Bitten.

Sagen Sie Seiner Majestät, er soll des Blutes gedenken, was jetzt für die blosse Ehrfurcht vergossen wird!!!

Bedenken Sie, dass, wenn meine Bitten nichts helfen, wenigstens mein Revolver helfen wird.

Denken Sie nicht etwa, ich sei nicht bei Sinnen.

---

9) Poststempel Wien, 22. Juni 1866.

Zeichnung: ein Galgen ꝛc.

Darunter die Worte: das ist das Einzige, welches sich der Junker und Premierminister v. Bismarck erwerben kann.

S. K.

---

10) Poststempel Hamburg, 3. Febr. 1867. (Hübsche Damenhandschrift.)

Warte nur, warte,
Es giebt einen Bonaparte,
Der will sich holen,
Was Preußen **gestohlen.**

Es giebt nur eine Kaiserstadt
Und das ist Wien!
Es giebt nur ein **Räubernest**
Und das ist Berlin!

Eine Preußen verachtende
freie Deutsche.

---

11) Poststempel Ronneburg, 23. Juni 1867. (Gute, sehr ausgeschriebene Handschrift.)

An Bismarck.

Deutschland in den Leidensjahren 1866—67.

Ein Mann, durch den es nur anders, aber nicht besser wird,
ist nicht zu achten.

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben,
Schätze, die Du hier erwirbst, Würden, die Dir Menschen gaben,
Nichts kann Dich im Tod erfreun, diese Güter sind nicht Dein!

Gellert.

(— — — —.)

Der Orden, die Namen, Titel und Würden der Jesuiten sind Dir bekannt und verdienst Du vollkommen, wenn man dieselben im ganzen Umfange auf Dich (— —) anwendet.

Was bewegt Dich (—) dazu, daß Du so lieblos und schonungslos, hartherzig und drückend auf die arme, beklagenswerthe deutsche Nation wirkst, die Du (—) wieder zusammengestohlen hast und im Begriffe stehst noch zusammenzustehlen?

Ehrgeiz, Herrschsucht und Gewinnsucht. — Denkst Du, es wird Dir gelingen und Dir für voll hinausgehen? erschrickst Du nicht vor dem einstigen Strafgericht? Was sagt Dein Kopfkissen dazu, kannst Du ruhig schlafen? Stehen Dir nicht immer wieder teuflische Ideen und Pläne vor Deinen Augen? ja, der Teufel selbst in Natura?

Und daß Du ein Prahler (— — — —) bist, hast Du wiederum bewiesen damit, weil Du Erstens hast verordnen wollen, daß die Berathungen und Verhandlungen im Parlamente von Seiten der Volksvertreter nicht veröffentlicht werden sollen, und Zweitens das über Mi-

litärhoheit, einheitliche Einführung des Militärwesen und die nöthigen Mittel zur Erhaltung derselben, sowie politische Vertretung im Auslande gar nicht diskutirt werden soll. Das ist wieder ein preußischer und Jesuitenkniff! — Wozu da das Parlament?! Wozu dem Volke wieder unnöthige Geldausgaben aufbürden? Laß doch lieber gleich in die Berliner Muhme setzen, was Du auf Deinem Herzen hast und was nöthig ist zur Begründung und Erhaltung des zweiten deutschen Bundes!! So gut Du (— — —), den deutschen Bund aufgelöst und zerrissen hast, so gewiß wirst Du einen neuen auf die Dauer nicht zu rechte bringen!! — Dazu ist die deutsche Nation nicht fähig und Du (—) nicht berufen. — — Revolution wird die Frucht Deiner Aussaat und Deiner teuflischen Ideen und Pläne sein! Verwünschungen, Vertreibung und Mißhandlung wird der wohlverdiente Lohn für Dich (— — —) sein. — Und wenn es Dir ja gelingen sollte, noch mehr Länder zusammenzustehlen, die Herzen wirst Du nicht gewinnen, es wird Dir gehen, wie dem großen Kaiser Napoleon I. Es könnte Dir auch überhaupt ergehen, wie Geßler und Beringer und dem nichtswürdigen Albrecht von Habsburg i. J. 1308. — Und Du (—) Verführer, hast Dich nicht gescheut, Deinen bejahrten Herrn und König auf solche Irrwege zu führen (— — — — — — — — — — — — — — — — —!) Der hochgeehrte Herr F..... hat recht, wenn er sagt, mit und unter solchen Verhältnissen nicht ins Parlament gehen zu wollen, alle sollten es meiden mit Dir, (— —) zu unterhandeln.

Von 100 Menschen 1 Mann zum Militär ausheben, ist unerhört und gar kein Verhältniß in Hinsicht der Größe und der Bevölkerung; 1 Mann von 200 Mann ausheben, ist beinahe noch zu viel, möchte doch aber noch eher angehen! —

Komm nun (— — — —) und laß mit Dir unterhandeln, weil Du auch nur ein sterblicher Mensch bist und keine Stunde vor dem Tode sicher!! — Wenn ihr immer mehr haben wollt, so müßt ihr weisen Männer auch dafür sorgen, daß es denen abverlangt wird, die es geben können und daß auch Geistliche, Lehrer, Beamte und **Offiziere** (beziehentlich Soldaten, „Gemeine nicht") dasselbe Quantum geben, was ein anderer Staatsbürger geben soll und muß! — Daß die vorgenannten steuerfrei sind, ist eine große Ungerechtigkeit!! — Nur der Arme, der soll immer über seine Kräfte geben. Wo soll es jetzt herkommen? bei der Theurung? theure Wohnung, Kleidung, Feurung, Nahrung, wenn einer Frau und 1, 2, 3, 4 Kinder hat und wöchentlich 2½, 3 oder 4 Thlr. verdient? Wenn Ihr mehr haben wollt, so müßt ihr auch dafür sorgen, daß der Lohn des Handwerksmannes, des Handwerksgesellen, des Fabrikarbeiters und des Tagelöhners verhältnißmäßig erhöht wird.

Daß wir das Pfund Salz mit 11 Pf. bezahlen müssen, haben wir euch preußischen Gaunern auch zu verdanken, — wir könnten es für 7 oder 8 Pf. haben, — und die vielen indirekten Steuern, daß sich Gott erbarmen wolle über uns arme Sünder! — !

Ich schreibe diese Zeilen, daß Du sie beherzigen sollst und in der

Zukunft weise, gerecht und mild verfahren sollst. Wem viel vertraut, der hat viel zu verantworten! Wenn aber ein fremdes Volk nach Deutschland käme, das hast Du (—) nicht zu verantworten, und sind 1813 auch ohne Dich (—) hinausgetrieben worden. Es werden auch dann wieder Soldaten genug sein und mehr als nöthig am Kampfe theilnehmen wollen.

Für heute schließt, weil ich schläfrig, verdrießlich und ärgerlich bin

W. J. G. A. W. J. F.

R. J. L. G.

Deutschland in den Leidensjahren 1866—1867.

Der Mann ist nicht zu achten, durch den es nur anders und nicht besser wird.

P. S. Nachdem ich meinen Brief schon beendigt hatte, kam mir der Entwurf für den norddeutschen Bund zu Gesicht und woraus sich ergiebt, daß ihr weiter nichts begehrt, als „Alles“, die noch übrigen Throne, Land und Leute der noch bestehenden Bundesstaaten. Ja, es wird und kann Dir gelingen, aber nur dann, wenn Du dem Grundsatze gemäß handelst, welcher lautet:

„Might overcoms right“

was Dir (— —) recht gut zuzutrauen ist.

Aber aus der Geschichte wirst Du gelernt haben, daß Gott und die „Zeit“ gerichtet hat und noch ferner **richten** wird!

Merke auch auf das Sprichwort:

„Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben!“

was sich bei der Handlungsweise des Burggrafen Heinrich V. bewiesen und bewährt hat, i. J. 1572. Die Geschichte von Engelbert II., Erzbischof von Cöln, starb 1275, und es gäbe noch viel aufzuzählen. — Die Geschichte von Philipp d. Schönen und Papst Clemens V. sei noch erwähnt zum Beweis, daß Gott und die „Zeit“ richtet, beide starben in einem und demselben Jahre, in welchem sie ihre teuflische und grausame That verübt hatten.

„Mit Recht erkannte das Volk hierin ein Gottesgericht“ u. s. w.

Und Du (—) willst auch Gott noch spotten und den Anfang Deiner hochmüthigen, teuflischen Verhandlung an einem Sonntag beginnen? — Mir könnten den Tag 10 Thlr. geboten werden, ich möchte mit Dir, Du (—), kein Wort wechseln.

Klingt das nicht viel schöner, wenn Hutten sich über Franz Sickingen gegen Erasmus in Rotterdam folgendermaßen ausdrückt:

„Sickingen ist ein Mann, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gehabt, und er verdient, daß Du ihn auch der Nachwelt empfiehlst. Ich hoffe, er wird unserer Nation große Ehre bringen. Alles, was wir an den Helden des Alterthums bewundern, hat er nachzuahmen gestrebt. Er ist weise, beredt und voll Thatkraft; edel und groß ist Alles, was er spricht und thut. „Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!“ —

Und wie erquickend und wohlthuend muß es schon hier im Leben

sein, wenn man versichert sein kann, daß einst ein Jeder an der irdischen Ruhestätte mit freudigem Herzen denken und sagen wird:

Ruhe sanft! an Deinem Grabe steht
Versunken jeder Freund in tiefen Schmerz,
Durch Dein Streben hast Du uns erhöht,
Dafür lohn' Dir Gott und unser Herz. —

Durch Deine gegenwärtige Politik wirst Du aber die deutsche Nation nicht glücklich machen. So lange ihr die Armen preßt und Du Dich nicht scheust, Schweiß und Blut vom erpreßten abzuwischen und Dich damit (—), werden Dich die Deutschen einen (—) nennen.

---

12) Poststempel Paris, 6. Juli 1867.

Monsieur le ministre de Prusse à Berlin.

Vous êtes prié de ne pas sortir dimanche, car j'ai appris qu'on veut vous assassiner. Si vous sortez de votre hôtel, tout est prêt pour ne pas vous manquer; faites y bien attention. Je fais parti de ce nombre qui ne partage pas les idées belliqueuses et insolentes de la Prusse. Que la guerre éclate et vous verrez si le patriotisme français est mort, comme le disent les news papes of you country take care to you time is money id is said in England. Je finis ma lettre et je vous déclare que je suis Allemand et de pur sang de Nuremberg.

Jean Kölk. (?)
passage à Paris.

---

13) Poststempel Moskau, 4. Sept. 1872.

Seiner Durchlaucht, dem hohen und mächtigen Prinzen Bismarck in Berlin.

Lieber Bismarck,

Du bist doch ein rechter (—), obwohl Du auch die Einigung Deutschlands hervorgebracht. — Was hast Du davon? — In der Geschichte wirst Du immer nur als ein guter Diener des (— — —) bleiben. Mach' 'ne Republik und stelle Dich als Präsident — dann wirst Du in Ewigkeit nicht alein für Deutschland sondern auch ganz Europa als e. Großer Mann bleiben.

Dein Freund.

---

14) Poststempel Dresden, 9. Okt. 1872.

Durchlaucht!

Euer fürstl. Durchlaucht werden es nicht übel nehmen, wenn Einer aus dem Volke zu Sie spricht, und es Ihnen schriftlich mittheilt, indem derselbe doch nicht bis an Ihren erhabenen Thron gelangen könnte. Nun, Herr Fürst! Der Herr! der Heerschaaren! der König Himmels und der Erde! hat Ihnen eine große Macht gegeben hier auf dieser Welt! Er hat Sie auf die höchste Stufe: der menschlichen Gesellschaft (durch Seine unentliche Gnade) gestellt! aber Herr Fürst!! Sie

mißbrauchen diese Gewald! — — — Sie sind zwar ein Irrgläubiger, der nicht die Wahrheit in sich hat, indem Sie kein Glied des h. katholischen Glaubens sein: Denn das Ast, was vom Stamme abgeschnitten worden ist, hat keinen Saft und Kraft mehr in sich. Und deshalb wird der Herr! der Aller Höchste! auch nicht auf strengste Art verfahren gegen Sie.

Aber das wissen Sie! sehr gut! daß Sie die Wahrheit unterdrücken und verfolgen! Denn Ihnen geht's wie Pontius und Pilatus! Dieser fragte auch den Erlöser (als der Heiland zu demselben sagte, ich bin gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben) ganz hönisch: ach! was ist Wahrheit?

O Fürst! Ihnen geht's sehr traurig! wenn der Herr Sie richten wird! denn der Heiland sagte zu seinen Jüngern: Wer Euch verachtet, der verachtet Mich und wer Mich verachtet, verachtet Dem, der Mich gesand hat. Und auch Sie, Herr Fürst, verfolgen die Diener der Kirche und die Ortensbrüder und sogar die heilige Braut Christi, die h. katholische Kirche selbst! die bereits seit 19zehn Jahrhunderten besteht! die der Erlöser mit seinem heiligen Blute! besiegelte und zu seinen Jüngern sprach: ich verlasse Euch nicht wie Waise, sondern ich bin alle Tage bei Euch bis an das Ende der Welt und die Pforden der Hölle!! werden meine Kirche nicht überwindigen. Und zum h. Apostel Petrus! sagte Er! Du ein Fels! auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen! waide meine Lämmer! waide meine Schafe! bis ich wiederkomme. Nun sehen Sie nicht, Herr Fürst! diesen Felsen in — Rom? Auch sagte der Heiland: die Bauleute haben den Stein verworfen. Er ist aber zum Eckstein geworden und alle, die sich daran stoßen, werden zerschellen. Und so wird's auch Ihnen, Herr Fürst! ergehen und allen Ihren mächtigen Helfershelfern. Der Herr, der Allerhöchste, ist unentlich — gütig und langmüthig! ist aber auch unentlich — gerecht! und läßt sich nicht spotten! bis hierher und nicht weiter! Und das ist gräßlich! in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Auch ich war Irrgläubiger! und verfolgte und lästerte die h. katholische Kirche! Der Herr! aber sprach zu mir! O! Menschenkind! warum? verfolgst Du mich? und Er gab mir seine Gnade! daß ich die Wahrheit reden sollte und Zeugniß dafür ablegen kann. Ich juble und preise den Herrn, Tag und Nacht! für diese große Gnade. — Denn Viele sind berufen — aber — wenige auserwählt.

Wie können Sie! da Sie! Lutheraner oder Zwinglianer sein, und doch den wahren Glauben nicht haben! die Braut Christi verfolgen? O! der Herr! wird strenges Gericht mit Sie halten! — Denken Sie an diesen Brief, wenn der Herr kommt!

Die unzähligen Menschen in Jericho lachten und verspotteten das Volk Israels! das Volk Gottes zu damaliger Zeit! als Sie 7 Tage lang um die festen Mauern der Stadt herumgingen und sogar am 7ten Tage 7 Mal und Gott dabei riefen und anbeteten! und das Allerheiligste in

Ihren Händen trugen (durch die Priester), um dadurch die Gnade Gottes zu erflehen — so fielen die Mauern zusammen! und die Juden zogen mit Posaunen und Trompeten und Lobliedern in Jericho ein. So auch jetzt Katholiken in Deutschland. Sie beten und preisen Gott, sie wallfahren und machen Geliebte! um daß der Herr! die Feinde der Kirche zu Schanden mache! O! Herr Fürst! es kommt wie ein Blitz und die katholische Kirche wird jubeln und Gott preisen.

Einer der die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt.

Herr Fürst!

O gehen Sie in sich mit Ihrem Kaiser! eh das Gericht Gottes über Euch kommt!

Sehen Sie! nicht die Wahrheit Christi, die Er gelehrt hat in dieser schönen h. katholischen Kirche? die da einig, heilig, allgemein, apostolisch über den ganzen Erdkreis verbreitet ist! Ich dachte, es müßte Ihnen in die Hände fallen. Wo die Mächtigen der Erde! und die Macht der Hölle Jahrhunderte schon an diesem Felsen gewackelt haben und doch nichts ausrichten? Wo tagtäglich in der heiligen Messe der Heiland zugegen ist und seinen himmlischen Vater anfleht für Unsere Sünden und unblutig aufopfert? Wo Er sagte zu Seinen Jüngern? verkündet den Tod Eueres Herrn! bis ich wiederkomme! und vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange! wird Meinem Namen ein heiliges reines Opfer dargebracht werden. O! ich könnte noch viel von der Wahrheit schreiben, das Pappier faßt es nicht.

D. O.

---

15) Poststempel Utrecht, 22. Juni 1873.

Am Herr dem Graf von Bismark
am Hofe des Kaisers von Deutschland
zu Berlin.

Mainz, den 22. Juni 1873.

Meinherr der Graf!

Gott sprach an seine Schüler: „Er, der meine Diener vervolgt, verfolgt mich.“

Sie verfolgen wohl die katholische Religion, aber sie werde besiegen und Sie, Excellentie, werde gestraft werden für Ihre Ungerechtigkeit. Weh Euch!

Leve der Papst!
Leve die Katholische Religion!

Ein Holländer.

---

16) Ew. Excellenz agiren mit den Liberalen und Logenbrüdern gegen ein Reich, das schon achtzehn Jahrhunderte bestanden hat und bis jetzt noch Niemand hat zerstören können, nämlich gegen die heilige katholische Kirche, die von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, gestiftet ist und bestehen wird bis ans Ende der Welt, der selbst gesagt hat: ich bin der Weg,

...eben und die Pforten der Hölle nicht überwältigen
... und betrügen kann, da er Gott von Ewigkeit her
... wissen, wie es allen denjenigen ergangen ist, die
...ie, nämlich, daß sie Alle eines elenden erbärm=
... Sie scheinen also mächtiger zu sein, wie alle
...ht von einem, sondern von tausend Teufeln
... so thöricht, unsinnig und gottlos nicht
...ssen keinen Funken Religion und keinen
...önnten Sie sich nicht unterstehen, die
...s, gestiftet von Jesus Christus, dem
..., gegen den alle Mächte der Hölle
...ren Genossen die Katholiken und
...he ausrotten, was Ihnen aber
... Aus Ihren Handlungen
...nd Hölle glauben,
...wahrscheinlich,
...ode mehr
...ges Ge=
...enbilde
...Gestalt
...chen.
...Welt
...tufe
...nn

Digitized by Google

hereinbrechen und Sie wie andere Menschen sterben müssen, dann wird Ihr Gewissen, das Sie jetzt betäuben und zum Schweigen bringen, erwachen und Ihnen die bittersten Vorwürfe machen und Ihnen Ihr gottvergessenes Handeln vorhalten und Sie vor den Gewissensbissen weder bei Tage noch des Nachts Ruhe haben und ruhig schlafen können, dann werden Sie Ihren verdienten Lohn bekommen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wer nicht hören will, muß fühlen!

Dixi et salvavi animam meam. Die Schuld und Strafe können und müssen Sie sich dann selber zuschreiben.

Die mitgetheilten Proben mögen vor der Hand genügen, da diejenigen Briefe, — und es sind dies freilich die interessantesten, — welche mit der Gegenwart in unmittelbarem Zusammenhange stehen, sich wie gesagt aus nahe liegenden Gründen der Mittheilung durch die Oeffentlichkeit entziehen. Auch diese anonymen Zuschriften sind bei allen politischen und Waffenerfolgen, die wir gehabt haben, und der gesteigerten Bildung unserer Zeit doch ernste und bedenkliche Zeichen für den Rückgang der Religiosität und Sittlichkeit in vielen Volksschichten, welchem nicht allein mit den vereinten Anstrengungen aller Vaterlands- und Reichsfreunde, gleichviel welcher Partei sie angehören, entgegenzuwirken ist, sondern welchem auch das Gesetz Einhalt thun muß. In welcher Weise dieses Letztere geschehen kann, darüber mögen die Berufenen entscheiden. Eines aber möchten wir als ein nach unserer Ansicht dringendes Erforderniß hervorheben, um den verderblichen Einfluß der staatsgefährlichen Lehren auf unbeschäftigte, verwahrloste junge Leute zu hindern: daß die Erziehung unserer Jugend schärfer überwacht, und daß Schülern, Lehrlingen, überhaupt allen Leuten, die nicht ein gewisses Alter und eine bestimmte Beschäftigung, die ihnen Unterhalt giebt, nachweisen können, der Besuch aller politischen und socialpolitischen Versammlungen verboten werde. Wer heute hier, morgen dort sein Unterkommen sucht, heute an diesem, morgen an jenem Orte den Staub von den Sohlen schüttelt und keinen anderen Grundsatz kennt, als „ubi bene, ibi patria“, der darf an dem vaterländischen Gemeinleben keinen Theil, überhaupt keine politischen Rechte haben. Wer es nicht versteht, für das Allernächste, was ihm obliegt, zu sorgen, um sich redlich durch's Leben zu schlagen und sich einen unbescholtenen Namen zu erhalten, wie möchte der über den Ausbau unserer Staatseinrichtungen ein Urtheil haben oder einen Rath geben können!

Wir stehen noch unter dem tief erschütternden Eindrucke des Ereignisses, das heute wie ein Alp auf uns Allen lastet, erfüllt von tiefer Trauer über jenen Schmachfleck, der unserer gesammten Nation von einem ihrer mißrathensten Söhne angehängt worden ist. Wir stehen ohne Antwort vor dem Räthsel: „Wie war es möglich, daß eine Hand sich gegen das geliebteste und würdigste Haupt der deutschen Nation, gegen das geweihte, ehrfurchtgebietende Haupt unseres greisen Kaisers erheben konnte?“ — Und wir schreiben zu dem Zwecke, um auch unsererseits dazu beizutragen, damit wir uns frei machen von der Mitschuld an dem blutigen Frevel, dessen Zusammenhang mit gewissen Bestrebungen innerhalb unseres Volkes auch aus den oben mitgetheilten Briefen hervorgeht. Es ist unser Aller Aufgabe, mit

vollster Energie gegen diese Bestrebungen anzukämpfen, damit es nicht in der Geschichte einst heißen möge: „Das deutsche Volk hat sich auf der Höhe seines Ruhmes durch ein der Zahl nach kaum beachtungswerthes, schwaches Bruchtheil der Nation die kostbarsten Früchte seiner vieljährigen und blutigen Arbeit verkümmern und entreißen lassen."

Die Religion als Heilmittel der modernen Gesellschaft.

Von
Daniel Schenkel.
Heidelberg.

1.

Wenn ein Organismus erkrankt ist, so fehlt es niemals an mitleidigen Aerzten, welche ihre Medicamente anbieten. Und wenn nun die ganze „moderne Gesellschaft", dieser vielgegliederte Organismus von Individuen, Ständen, Berufsklassen mit seinen Interessen- und Culturkämpfen sich als Patient anmeldet, so darf ein so interessanter Kranker mit Sicherheit auf reichlichen ärztlichen Zuspruch rechnen. Daß unsere moderne Gesellschaft sich nicht im Zustande eines normalen Wohlseins befindet, daß sie insbesondere an hochgradiger nervöser Aufregung leidet, daß eine fieberhafte Unruhe ihr durch alle Glieder zuckt, das werden auch diejenigen nicht leugnen, welche sich nicht so leicht pessimistischen Stimmungen hinzugeben pflegen. Nicht nur das mürrische Alter klagt über die böse, ungemüthliche, verwilderte Zeit; Niemand ist recht zufrieden; allgemein ist das Gefühl verbreitet, daß der Gesellschaftskörper selbst bedeutungsvollen Umwandlungen entgegengehe, und daß das Zeitalter der Umwälzungen, welches gerade vor hundert Jahren seinen Anfang genommen, noch lange nicht seinen Abschluß gefunden habe.

Wir wollen von den gewöhnlichen Quacksalbern, welche zur Heilung der gesellschaftlichen Schäden ihre Geheimmittel anpreisen, Umgang nehmen. Auch die vielen wohlwollenden und verdienstlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der neueren Gesetzgebung, welche einer den Bedürfnissen entsprechenderen Gesellschaftsordnung gewidmet sind, wollen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Der Schaden sitzt in unserm Patienten so tief, daß ihm mit Gesetzes-Recepten jedenfalls nicht gründlich geholfen werden kann. Es giebt Krankheiten, die nur durch eine ganz veränderte Diät beseitigt werden können. Das haben diejenigen erkannt, welche die Religion für das Heilmittel unserer gesellschaftlichen Gebrechen halten und die Gleichgültigkeit oder die Feindschaft gegen die Religion für die tiefste Ursache der herrschenden Verwirrung und Noth. Das ganze Zeitalter soll auf die richtige religiöse Diät gesetzt, nach der vorausgegangenen Emancipation des menschlichen Geistes von der göttlichen Offenbarung soll derselbe der Autorität der religiösen Institutionen aufs neue unterworfen; er soll wieder religiös disciplinirt werden. Nur wenn die Gesellschaftsordnung unter die durchgängige Zucht des religiösen Geistes gestellt wird, dann ist auch wieder auf vollständige Heilung der gegenwärtig herrschenden und unerträglich gewordenen socialen Uebel zu hoffen.

So reden nicht die, welche bewußt oder unbewußt auf eine neue Religion sinnen, nachdem sie an der Schöpferkraft und Lebensmacht der alten Religionen,

insbesondere auch des Christenthums, verzweifelt haben. Diese sind noch unklar über das, was sie wollen; ob es überhaupt eine Religion sei, worüber sie brüten, und womit sie die herkömmliche Gesellschaftsordnung auf den Kopf zu stellen gedenken. Sie sind einstweilen noch trübe und gefährliche Schwärmer, denen die Polizei auf die Finger sehen muß. Diejenigen, welche unserm Zeitalter das Heilmittel einer erneuerten religiösen Disciplinirung verschreiben wollen, gehören den alten Religionsparteien an, und sie wollen auf unsere Zeit nicht reformatorisch, sondern restauratorisch wirken. Was seit hundert Jahren im Leben der Völker sich ereignet hat, dieser unermeßliche politische, religiöse und sociale Umschwung, gegen welchen bisher jeder Widerstand auf die Dauer sich erfolglos gezeigt hat — — er erscheint diesen Heilkünstlern der Restauration lediglich als eine Episode des menschlichen Wahns und Uebermuthes innerhalb der göttlichen Weltleitung; und wenn sie sich drastisch ausdrücken und gröbere Nerven beeinflussen wollen, dann scheuen sie sich auch nicht, auf „das Werk des Teufels" hinzudeuten, das die hinter uns liegende hundertjährige Entwicklung garstig verunstaltet habe. Die Parole, die von dieser Seite ausgegeben wird, heißt: Umkehr, und vor Allem Umkehr der Wissenschaft, der gesammten Denkweise, der Culturerrungenschaften, der im Geiste individueller Freiheit gegründeten Schöpfungen des Zeitalters, der Universitäten, der Schulen, der Presse; und auf die Frage, wohin soll denn die moderne Gesellschaft umkehren, lautet die Antwort: zur Kirche, unter ihre Satzungen und Ordnungen, unter ihre heilbringende Leitung.

Man sagt „Religion", und man meint die „Kirche"; ganz als ob es sich von selbst verstände, daß die beiden Begriffe sich decken. Man sagt „Christenthum", und man meint das künstliche System der im Laufe der Zeit unter klerikaler und kirchenregimentlicher Autorität aufgestellten „Dogmen und Cultusformen", als ob das Christenthum ein Niederschlag von Dogmatik und Liturgik wäre. Man giebt vor, der Begriffsverwirrung in unsererer Gesellschaft wehren zu wollen, und man verwirrt und vermengt aufs heilloseste Begriffe, die nicht scharf genug auseinandergehalten werden können.

Es ist kein Mangel an Achtung vor der Kirche und ihren Institutionen, wenn man sie der Religion nicht gleich setzt. Die Religion ist eine Geistes- und Lebensmacht, welche das menschliche Dasein mit dem ewigen Urquell aller Dinge in Verbindung setzt; sie verleiht unserm Geiste im wechselnden Strome der Endlichkeit das Bewußtsein, daß er selbst unendlich ist; sie erhebt ihn über die sichtbare Welt und stellt ihn auf eine unsichtbare Höhe, von welcher er die Zeitlichkeit beherrscht, die Wallungen der Gefühle zu dämpfen, die Stürme der Leidenschaften zu beschwichtigen vermag. In jeder Religion ist ein geheimnißvolles Etwas, das die Sinnlichkeit niederhält und das Gemeine in uns bändigt; denn jede Religion verlangt von uns Opfer. Aber nur eine Religion hat die Opferidee von den Verirrungen des Fanatismus befreit und von dem Beiwerk einer dumpfen Symbolik gereinigt; nur das Christenthum hat das reine Opfer eines demüthigen Geistes und eines liebenden Herzens religiös geweiht und die Liebe zur absoluten Geistes- und Lebensmacht erhoben. Und auch in der Form des Glaubens ist das Christenthum Glaube an die Liebe, an ihre göttliche Herrlichkeit, an ihre erlösenden und das Menschenleben heiligenden Kräfte. „Wenn einer allen Glauben hätte", sagt

der Apostel, welchem das Christenthum die Ausbreitung über die Culturländer der alten Welt verdankt, „wenn er mit seinem Glauben Berge zu versetzen vermöchte und hätte keine Liebe, so wäre er nichts.“ Er kannte schon zu seiner Zeit die „gläubigen“ Redner mit Menschen- und mit Engelszungen, die gemachte Begeisterung und die Geheimnißkrämerei mit heiligen Dingen, das hohle Pathos flunkernder Rhetorik, das er dem tönenden Erze und einer klingenden Schelle vergleicht, das verzehrende Feuer eines brennenden geistlichen Eifers mit Unverstand — und mit Unwillen wendet er sich von allem erkünstelten und aufgespreizten Frommthun ab, und fordert — langmüthige, neidlose, demüthige, von Hoffart, Bitterkeit, Aufgeblasenheit freie, das Unrecht hassende, der Wahrheit sich freuende Liebe. Das ist Religion, das ist die christliche Religion.

Eine Religion, welche in unserer modernen Gesellschaft es dahin brächte, die Liebe zur absoluten Geistes- und Lebensmacht in ihr zu erheben, könnte uns sicherlich die nützlichsten Dienste leisten, wir könnten sie als Heilkraut auf manchen alten Schaden, manche tiefe Wunde legen. Die Selbstliebe ist ein nothwendiger Bestandtheil der Liebe; aber der Egoismus, die ausschließliche Liebe zu dem eigenen Ich, die Selbstbereicherung auf Kosten aller anderen Mitlebenden, die Ausnutzung derselben mit allen verfügbaren Mitteln, das schlechteste nicht ausgenommen, wenn es nur nicht dem Arme des Strafrichters verfällt — das ist die Verwilderung, die Zersetzung der Gesellschaft. Der Egoismus sitzt tief in der Menschennatur; das Thier ist im Menschen als Potenz, und seine schlummernden Triebe können jederzeit unter günstigen Umständen hervorbrechen und Schrecken verbreiten. Man kann den Egoismus durch Verstandesdressur zähmen; aber der raffinirte Selbstsüchtling ist der gefährlichste Feind der Gesellschaft. Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß mit Unterricht und Aufklärung den Verheerungen, die der Egoismus in der Gesellschaft anrichtet, für immer gewehrt werden könne. Der Egoismus ist die mächtigste Leidenschaft im Menschen; wenn er einmal entfesselt ist, so zwingt er auch den Verstand, die kluge Berechnung in seinen Dienst, und unwillkürlich staunen wir über den heillosen Scharfsinn, welchen große Verbrecher während ihrer grauenhaften Laufbahn entwickeln.

Gegen die thierische Potenz, den Egoismus im Menschen und in der Gesellschaft, muß die Heilkraft gefunden werden. Man darf weder das Individuum noch die Gesellschaft der entfesselten Macht des Egoismus überlassen; schon die Selbstliebe drängt hier zur Nothwehr. Die Gesellschaft hat in der Staatsordnung gegen Angriffe und Uebergriffe des Egoismus einen Schutzdamm; sie zwingt den Einzelnen, der ihren Organismus stört oder gar zu zerstören sucht, unter ihr Gesetz, die Macht des Gesammtwillens, durch Strafandrohung und Strafvollzug. Allein was ist das für ein gesellschaftlicher Zustand, der sein Fortbestehen unaufhörlich durch gewaltsame Mittel, durch Unterdrückung der persönlichen Freiheit, durch Freiheitsentziehung und durch Anwendung der Todesstrafe erzwingen muß! Der Socialdemokrat Schweizer hat in seinem Buche über die Religion, in welchem er schon vor Jahren die Abschaffung der Religion empfohlen hat, nicht verschwiegen, daß in dem von ihm geträumten Socialistenstaate für jedes niedergerissene Gotteshaus ein neues Zuchthaus erbaut werden müßte. Diejenigen, welche den Atheismus jetzt von den Dächern predigen und für Massenaustritte aus der „Kirche“ Propaganda

machen, haben sich vielleicht doch noch nicht klar genug gemacht, daß mit der Vertreibung der Religion unvermeidlich die rohe Gewalt Besitz von der modernen Gesellschaft nehmen würde, daß es zur Bändigung des individuellen Egoismus dann kein anderes Mittel mehr gäbe, als die gewaltsame Entfesselung des Egoismus der Gesammtheit.

Die Religion ist als Heilmittel der Schäden, welche der Egoismus in der Gesellschaft anrichtet, unentbehrlich. Wenn die Menschen den Glauben an die absolute Geistes- und Lebensmacht der Liebe völlig verloren haben, dann beginnen die wilden und unersättlichen Triebe und Leidenschaften des Egoismus ihr sociales Zerstörungswerk. Hier ist nun der Punkt, an welchem die Frage nach der Religion, als einem Heilmittel der modernen Gesellschaft, brennend wird. Es wäre nicht zu verantworten, wenn wir den Rückgang der Religion, als einer die moderne Gesellschaft mitbestimmenden Macht, irgendwie verschleiern wollten. Zwar bilden Diejenigen, welche die Religion auf die Aussterbeliste gesetzt haben, immer noch eine verschwindende Minderheit. Nicht der Religionshaß, sondern die religiöse Gleichgültigkeit giebt unserm Zeitalter das eigenthümliche Gepräge. Es liegt etwas Wahres in dem bittern Ausspruche von D. F. Strauß, daß das religiöse Gebiet dem Gebiet der Rothhäute in Amerika gleiche, das von deren weißhäutigen Nachbarn immer mehr eingeengt werde; und wenn er selbst auf die Frage: „haben wir noch Religon?" schließlich nur zu antworten weiß: „ja oder nein, je nachdem man es verstehen will", so ist er mit dieser nichtssagenden Antwort nur der Dolmetscher des religiösen Zeitindifferentismus geworden.

In Folge dieses Indifferentismus sind die Schranken gefallen, welche dem Umsichgreifen des Egoismus früher im Wege gestanden haben. Verwundern wir uns nicht über die Gründerwuth, den rücksichtslosen Interessenkampf, die Ausbeutungslust derer, welche die Macht haben, die Entfesselung des „Krieges aller gegen alle", die maßlose Genussesgier, die mit der Kraft zu erwerben in keinem Verhältnisse steht, die zunehmende Entwerthung der idealen Güter, die absolute Bevorzugung alles dessen, was man greifen, ausnutzen, essen, trinken, in ein Genuß- und Verbrauchsmittel verwandeln kann — verwundern wir uns darüber im Mindesten nicht. Nachdem der religiöse Indifferentismus in allen Klassen und Schichten der Gesellschaft dem Egoismus die Wege geebnet hat, nachdem der Glaube an den göttlichen Werth der Liebe und an deren weltgeschichtliche Offenbarung im Christenthum auf Nullpunkt gesunken ist, nachdem nicht nur die Altäre in den Gotteshäusern verlassen sind, sondern auch das ewige Licht auf dem Altar vieler Herzen erloschen ist, — so müssen die unheimlichen Vulkane sich über die Gesellschaft entleeren, deren unterirdisches Feuer so lange von den religiösen Mächten in Verschluß gehalten worden ist.

Wir sagen: von den religiösen Mächten, und insbesondere von der Macht der christlichen Liebe. Und das führt uns auf die Beantwortung der Frage: ob denn nicht doch die Kirchen berufen sind, die moderne Gesellschaft in ihre Kur zu nehmen? Noch weiter, ob die von denselben bereits in's Werk gesetzten Kurmethoden nicht doch die richtigen und zweckentsprechenden sind? Daß die Kirche nicht die Religion, die christliche Kirche nicht das Christenthum ist, bedarf nicht erst des Beweises. Allerdings ist der Religion ein Gefäß unentbehrlich, in welchem ihr

Inhalt aufbewahrt, durch welches er in der Gesellschaft verbreitet wird. Ist der Inhalt göttlich, so ist jedoch immerhin das Gefäß menschlich, und wie viele sehr menschliche Ingredienzien dem Christenthum von den Kirchen beigemischt worden sind, dafür legt die Kirchengeschichte auf jedem Blatte Zeugniß ab. Ja, schon die bloße Thatsache, daß nicht nur eine Kirche vorhanden ist, daß sehr mannigfaltige und von einander verschiedene christliche Gemeinschaftskörper existiren, zeigt uns deutlich, wie sehr wir uns vor dem Irrthum zu hüten haben, als ob die Wahrheit der christlichen Religion ohne weiteres aus den kirchlichen Dogmen, Institutionen und Cultusformen geschöpft werden könnte. Es wäre freilich sehr bequem, wenn sich die religiöse Wahrheit überlieferungsmäßig fixiren und durch eine mit übernatürlicher Autorität bekleidete Kaste unter Schloß und Riegel aufbewahren ließe. Jahrhunderte lang ist die Kirche, als eine solche übernatürliche Bewahrungsanstalt fixirter christlicher Wahrheit, zugleich als übernatürliche Heilanstalt der menschlichen Gesellschaft verehrt worden, und daß sie sich ihre Kuren mit theurem Gelde bezahlen ließ, das lehrt uns die Geschichte vom Ablaß. Aber die Reformation hat den Schleier zerrissen, der die Werkstätten der Geheimmittel verdeckte; der große Kurort Rom, zu dem die Patienten in hellen Haufen pilgerten, hat seinen guten Ruf seit langer Zeit verloren, und wenn die Protestanten ähnliche Kuranstalten in verkleinertem Maßstabe und mit schwächlichen Mitteln einzurichten versucht haben und noch immer versuchen, so haben sie mit der Kirche die christliche Religion selbst in Mißcredit gebracht, und auch so scharfsinnige Männer, wie D. F. Strauß und E. v. Hartmann, verleitet, das Christenthum mit der Kirche zu verwechseln und jenem die „Selbstzersetzung" zuzuschreiben, die sich lediglich in dieser findet.

Wären die „Kirchen" erfüllt vom Glauben an die absolute Macht der im Christenthum der Welt erschlossenen Liebe, dann wären sie unzweifelhaft die rechten Heilanstalten gegen den Egoismus, der unsere moderne Gesellschaft mit seinem ätzenden Gifte zersetzt. So weit die Kirchen wirkliche Träger der christlichen Religion sind, so weit haben sie auch den Beruf, ihre Rettungsboote auf das von Leidenschaften aufgewühlte Meer unseres Zeitlebens hinauszusenden. Allein wie steht es bei ihnen mit der Flagge, mit welcher sie ausgerüstet sein müssen, wenn ihr Hülfsanerbieten etwas Besseres sein soll als windige Wortmacherei? Segeln sie unter der Flagge des Glaubens an die absolute Macht der Liebe, oder sind sie selbst theilweise verkappte Fahnenträger des Zeitgeistes, geheime Instrumente des Egoismus, den sie im Princip verdammen? Eine zureichende Ursache muß vorhanden sein, weshalb sich das Zeitalter, auf den Höhen wie in den Niederungen der Gesellschaft, so vielfach und so entschieden von der Kirche abgewendet hat. Aus der bloßen Verstocktheit des menschlichen Herzens läßt sich die epidemisch gewordene Gleichgültigkeit gegen die Kirche nicht erklären. Wie, wenn das Salz selbst hin und wieder dumm geworden wäre und seine würzige Kraft verloren hätte? Der Egoismus hat die Kirche des Mittelalters untergraben; die Reformation ist in ihrem innersten Wesen die Rückkehr eines Theils der Christenheit zum Glauben an die Gotteskraft der Liebe gewesen. Die Abneigung, die gegenwärtig Tausende gegen die Kirche erfüllt, die stumpfe Gleichgültigkeit, womit viele Tausende an allen kirchlichen Erscheinungen und Unternehmungen vorübergehen, sie haben ihren tieferen Grund in der Voraussetzung, daß die Kirche, wenn auch

nicht durchweg, so doch vielfach einem egoistischen Zuge folge, daß ihren Organen weniger an der Wohlfahrt der Gesellschaft, als an ihrer eigenen Machtstellung, ihren Standesinteressen, ihrem materiellen Vortheile, der Wiederherstellung einer privilegirten Autorität, gelegen sei. Ein tiefes Mißtrauen gegen die Kirche hat die weitesten, namentlich die gebildeten Kreise ergriffen, und schon die Thatsache, daß dasselbe vorhanden ist, sollte die Vertreter und Führer der kirchlichen Parteien zur ernstlichsten Selbstbesinnung anregen, um die Ursachen dieses Mißtrauens zu erforschen. Der grobe Egoismus, der unverhüllt auf seine Befriedigung ausgeht, ist nicht am meisten zu fürchten; der feine Egoismus, der seine arglistigen Absichten in den Schafspelz der frommen Denkungsart versteckt, ist der schlimmste Feind der Gesellschaft. Will die Kirche sich aufs neue das Vertrauen ihres Patienten erwerben, so hat sie sich vorerst von jedem Verdachte zu reinigen, daß sie an derselben Krankheit leide, zu deren Heilung sie der modernen Gesellschaft ihre Dienste anbietet. Sie muß zuerst beweisen, daß es ihr um die Religion und nicht um das Dogma, um das Christenthum und nicht um die Hierarchie, um die geistige und sittliche Förderung der Gemeinden und nicht um deren Beherrschung, um den Glauben an die absolute Macht der Liebe und nicht um den Glauben an die absolute Autorität ihrer Institutionen zu thun ist. An ihren Früchten, hat der Meister gesagt, werdet ihr sie erkennen. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte, ein schlechter Baum keine guten Früchte bringen. Prüfen wir also die Früchte und beurtheilen darnach den Baum; legen wir die Werke auf die Wagschalen und wägen wir darnach den Glauben. Gleiche Wage und gleiches Gewicht gegenüber der römischen und gegenüber der protestantischen Kirche! Sehen wir uns ihre neuesten Thaten an, dann mögen wir entscheiden, inwiefern dieselben zu Heilmitteln unserer von den Gefahren des Egoismus bedrohten modernen Gesellschaft werden können, und inwiefern nicht.

2.

Wir lassen der römischen Kirche, wie billig, den Vorrang. Sie genießt den Ehrenvorzug des Alters, und sie zählt ihre Bekenner nach vielen Millionen. Wir unterscheiden sie zugleich von der katholischen Religion und lehnen von vornherein die Mißdeutung ab, als ob unser Urtheil über die **römische Kirche** ein Urtheil über die **katholische Religion** sein sollte.

Daß die römische Kirche sich im Besitze nicht nur des Heilmittels, sondern des Universalheilmittels für die moderne Gesellschaft glaubt, das ist uns soeben wieder von zuständigster Seite kund gethan worden. Nach der vor Kurzem (den 25. April d. J.) erlassenen Encyklika des Papstes Leo XIII., dieser geistlichen Thronrede an die „gesammte katholische Welt", liegt die Ursache aller so entsetzlichen Uebel der modernen Gesellschaft lediglich „in der Geringschätzung und Verwerfung der heiligen und erhabenen Autorität **der Kirche**", dieses Hortes und Schutzes jeglicher legitimen Autorität. Wäre diese Autorität niemals vernachlässigt oder verschmäht worden, dann wären alle die Uebel, von denen das Menschengeschlecht gegenwärtig in ausgedehntestem Umfange bedrängt wird, gar niemals zum Ausbruche gelangt; und würden Fürsten und Völker sich unter „die oberste Gewalt des römischen Papstes" und unter „die göttliche Verfassung der katholischen

(d. h. römischen) Kirche" wieder beugen, dann wäre das ausgiebige Heilmittel für die moderne Gesellschaft gefunden. Unterwerfung unter die Autorität des römischen, durch die vatikanische Synode als unfehlbar proclamirten Papstes und unter die von ihm ausfließende Gewalt: das ist, nach dem klaren Wortlaut der päpstlichen „Encyklika", der einzige untrügliche Weg zur Heilung aller Zeitschäden.

Wir haben es hier sicherlich mit keiner bloß rhetorischen Kundgebung, sondern mit einer sehr ernstlich gemeinten Meinungsäußerung zu thun, die besonders an die Adresse der „weltlichen Fürstengewalt" gerichtet ist, welcher zu Gemüthe geführt werden soll, daß sie durch Vernachlässigung der „heilsamen Autorität" der Kirche „ihren erhabenen und heiligen Schmuck verloren habe", den sie vordem „als ein Geschenk der Religion" getragen hatte. Man sollte denken, nach so unmißverständlichen Andeutungen sollte es nicht schwer sein, zu einem klaren Urtheil über Geist und Tendenz des Receptes zu gelangen, welches durch die „Encyklika" der modernen Gesellschaft verschrieben wird. Die italienische Presse ist auch mit ihrer Sprache fest und scharf herausgegangen. Unsere tonangebenden deutschen Zeitungen hielten es meist für angemessener, die Flötenregister aufzuziehen und zu Friedenshymnen sich begeistern zu lassen. Mit unverkennbarer Absichtlichkeit war durch fortlaufende Sensationsartikelchen mit offiziösem Anhauche die friedfertige Gesinnung des neuen Papstes verkündet worden, und daß bereits Unterhandlungen in Rom eingeleitet seien, um dem bösen „Culturkampf" ein rasches Ende zu bereiten. Es war nur eine Kleinigkeit in diesen Mittheilungen verschwiegen, ob die deutsche Regierung oder ob die römische Kirchengewalt sich nachgiebig zeigen werde, ob man von Berlin nach Canossa, oder ob man von Rom nach Berlin zu gehen entschlossen sei. Einstweilen kam es ja nur darauf an, mit „Wandrers Nachtlied"

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'"

die vom Culturkampf erregten Gemüther sanft einzulullen und den Culturkämpfern mit erhobenem Finger zuzuwinken:

„Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Oder, um uns eines der treffenden Bilder des deutschen Reichskanzlers zu bedienen, es kam nur darauf an, die „Versumpfung" des Streites abzuwarten, in welchem allerdings nichts Geringeres auf dem Spiele steht, als die Entscheidung über die Frage, ob die deutsche Fürsten- und Staatsgewalt ihren „erhabenen Schmuck", ihre Majestät künftig als ein „Geschenk der Kirche" zu tragen habe, oder ob ihre Würde, Macht und Hoheit aus ihrer selbsteigenen Machtvollkommenheit fließen solle.

Ich kann es mir nur aus der Geringschätzung, mit welcher die kirchlichen Angelegenheiten seit Jahren behandelt worden sind, einigermaßen erklären, daß die deutsche Presse in einer Reihe namhafter Blätter die „Encyklika" als eine Friedenstaube mit dem Oelzweige im Schnabel begrüßt hat. Es fehlte doch auch sonst nicht an mehrfachen Zeichen nach der Thronbesteigung des neuen Papstes, welche einigermaßen wetterkundige Auguren auf die richtige Spur hätten leiten können. War es denn etwa bloßer Zufall, daß die Etablirung der römischen Hierarchie in Schottland, in welcher die schottischen Reformirten ein Attentat auf ihre Geistes-

freiheit erblicken, unmittelbar nach dem Regierungsantritte Leo's XIII. erfolgte, und daß Rom seine propagandistischen Absichten in England, begünstigt vom Hochschlafe des anglikanischen Kirchenthums und den Träumereien eines kindischen Ritualismus, gerade jetzt vollends entlarvte? Die Nachricht, daß einem Prinzen des königlichen Hauses in Italien bei Anlaß der österlichen Beichte gemäß hoher Weisung die Absolution verweigert wurde, auf so lange, als er in der königlichen Armee befehlige, ja, daß ihm sogar der beichtväterliche Rath ertheilt wurde, das Weichbild der Stadt Rom zu verlassen, ist niemals widerrufen worden. Mittlerweile arbeitet unter dem neuen Papste die Congregation des Index mit verdoppelter Anstrengung, ohne Zweifel, um die Behauptung der „Encyklika" zu illustriren, daß der päpstliche Stuhl „die freundliche Fackel sei, durch welche die Civilisation der christlichen Zeiten hervorleuchte". Gewiß — eine „Fackel", die sich aber jederzeit aufs Verbrennen besser, als aufs Erleuchten verstanden hat, und die selbst ein unschuldiges Buch Minghetti's soeben der Vernichtung weihte, weil es unter der Autorität eines berühmten Namens religionslose Grundsätze verbreite und „so dem Einflusse der Kirche Abbruch thun könnte". Unter Pius IX. lebte der Exjesuit Pater Curci unangefochten, obwohl er anstößige Meinungen in Betreff der zeitlichen Herrschaft des heiligen Stuhls durch den Druck verbreitet hatte. Kaum hat Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestiegen, so wird Pater Curci nach Rom citirt und zu einer Unterwürfigkeitserklärung genöthigt, welche uns einen ganz deutlichen Begriff von dem Heilverfahren giebt, welches das Papstthum zur Zeit gegenüber der modernen Gesellschaft einzuschlagen entschlossen ist. Der unglückliche Curci nimmt nicht nur Alles zurück, was die päpstliche Heiligkeit und Unfehlbarkeit in seinen Schriften oder Handlungen tadelnswerth finden könnte, er erklärt sich auch zum „gelehrigsten Gehorsam gegen den Statthalter Jesu Christi" bereit, ja, er giebt „sich vollkommen in des Papstes Hände", der eigenhändig die Unterwerfungsformel zuerst geändert hatte, welche Curci nachher unterzeichnete.

Das Christenthum ist, wie wir gezeigt haben, die Religion des Glaubens an die absolute Macht der Liebe. Der Glaube ist, seinem Wesen nach, persönliche Selbstgewißheit und Freiheit, und nichts ist einleuchtender, als daß der modernen Gesellschaft von den Verheerungen, welche der Egoismus in ihrem Schooße angerichtet hat, nur geholfen werden kann durch Umstimmung und Umwandlung der Individuen im innersten Punkte ihres Gewissens. Der Egoismus verwirrt das Gewissensurtheil; dieses muß wieder geschärft werden, und der in den Dienst der Selbstsucht verstrickte Verstand muß sich dem höchsten Gewissensgesetze: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut auch ihr ihnen," freiwillig wieder unterwerfen lernen. Aller wahre Glaube an die Besserung und Vervollkommnung der Gesellschaftszustände ist zugleich Glaube an die sittliche Freiheit und Selbstbestimmungsfähigkeit der Individuen, und bei allen ihren Schwächen und Mängeln können wir es der Reformation nicht genug danken, daß sie das Gewissen, vorab des deutschen Volkes, befreit, und in ihm das Bewußtsein seiner sittlichen Würde und Selbständigkeit wieder geweckt hat, das unter dem Sirenengesange der römischen Casuisten und Ablaßkrämer eingeschlafen war.

Was wird uns nun aber durch das Beispiel des Pater Curci documentirt? Das neue Papstthum kennt wie das alte kein anderes Heilmittel für die beklagten

Gesellschaftsgebrechen als Gewissensunterwerfung, Gewissensunterdrückung. Die „Kirche" kennt keine Berechtigung der religiösen Individualität. Immer erhebt das heilige und ewige Gewissenstribunal im Menschengeiste seine Stimme aufs neue wieder, und immer wird sie wieder aufs neue erstickt durch das Machtwort des Papstthums: Unterwerfung. Auch Bischof Ketteler hat einen Nothschrei des Gewissens ausgestoßen, als er die vatikanische Formel unterzeichnen sollte; auch der Bischof Hefele von Rottenburg hat Gewissensbisse empfunden, als ihm zugemuthet wurde, in schreienden Widerspruch mit allen seinen bisherigen Ueberzeugungen und Veröffentlichungen zu treten; und welche Gewissenskämpfe mag Pater Curci ausgestanden haben, bevor er die verhängnißvolle Feder ergriff, die sein moralisches Todesurtheil unterzeichnen sollte. Aber sie haben sich unterworfen, Einer wie der Andere, und wie schon Viele, und wie noch Viele künftig es thun werden. Dieses, wir leugnen es nicht, großartige, mit Maschinenhochdruck wirkende Institut der Gewissensunterwerfung schließt die Wunden; aber sie heilen nicht, sie brennen im Verborgenen, sie eitern fort, und wer will die unausbleibliche Folge, die allmähliche Blutvergiftung des Gesellschaftskörpers, unter solchen Umständen hindern?

Die „Kirche", die römisch-päpstliche Kirche, soll, nach der „Encyklika", die ausschließliche Brunnenstube sämmtlicher Heilkräfte für die moderne Gesellschaft sein. Nicht nur kein Wort der Anerkennung für das Christenthum, das außerhalb der römischen Grenzmarken auch in der Welt ist, sondern gegen dasselbe lediglich Worte heftiger Aggression. Weil die orientalischen Völker die „sanften Bande, durch welche sie mit dem apostolischen Stuhl verbunden waren, zerrissen haben", darum haben sie „den Glanz ihres ursprünglichen Adels, die Zierde der Wissenschaften und Künste, die Würde ihrer Herrschaft" verloren. Der nüchterne Historiker weiß, daß die Gebrechen, an welchen die orientalische Kirche gegenwärtig noch leidet, schon vor dem eilften Jahrhundert, also vor der Trennung derselben von dem römischen Stuhle, sich ausgebildet hatten, und daß es namentlich die Verderbnisse in der abendländischen Kirche, das päpstliche Verbot der rechtmäßigen Priesterehe und die Fälschung des nicänischen Symbols, waren, wodurch die Trennung mitherbeigeführt wurde.

Insonderheit die Stellung, welche die preußische Regierung und das deutsche Reich in der letzten Zeit gegen das römische Kirchenthum zu nehmen sich genöthigt sahen, wird in der „Encyklika" in einer Weise zum Gegenstande der Aggression gemacht, daß wir über die Gutmüthigkeit der Zeitungsreferenten nur staunen können, welche von der Milde und dem Wohlwollen, womit das fragliche Aktenstück abgefaßt sei, nicht Rühmliches genug zu sagen wissen. Als ob nicht mit Fingern auf „die Feinde der öffentlichen Ordnung" hingewiesen wäre, „welche, um die Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern, ihre hartnäckigen Angriffe gegen die Kirche Gottes richten, in schmählichen Verleumdungen Eifersucht und Haß auf sie herabrufen, ihrer Autorität täglich neue Wunden schlagen und die oberste Gewalt des römischen Papstes, dieses Hüters und Anwalts der ewigen und unveränderlichen Ideen der Gerechtigkeit, umzustürzen suchen!" Wer etwa noch zweifeln wollte, gegen wen in der „Encyklika" die verwegene Anklage „der Feindschaft gegen die öffentliche Ordnung, der Erschütterung der Grundlagen der Gesellschaft und der hartnäckigen Angriffe gegen die Kirche Gottes" geschleudert werde, dessen Zweifel müssen

sich lösen bei der Wahrnehmung, daß die Urheber „der in den meisten Ländern zum Umsturz der göttlichen Verfassung der römischen Kirche erlassenen Gesetze" unumwunden als solche Feinde der Ordnung, Verwüster der Gesellschaft und Attentäter gegen die Kirche Gottes bezeichnet werden. „Die Verachtung der bischöflichen Macht, die der Ausübung des geistlichen Amtes entgegengestellten Hindernisse, die Zerstreuung der religiösen Orden, die Einziehung der Kirchen- und Armengüter, die Entziehung der wohlthätigen Stiftungen aus der Leitung der Kirche", mit einem Worte die sog. Maigesetze werden in Ausdrücken, wie sie aus dem Munde der Centrumspartei nicht herausfordernder ertönen könnten, in der „Encyklika" als Versuche zur Zerstörung der göttlichen Verfassung der römischen Kirche gebrandmarkt.

Wer möchte nicht wünschen, daß die Staatsgewalt in Deutschland mit allen Religionsgemeinschaften, auch mit der katholischen Kirche, in Frieden leben könnte. Aber zum Frieden gehören immer zwei Parteien. Und ein fauler nichtnutziger Friede ist schlimmer als der schlimmste Streit. Einen solchen Frieden mit dem römischen Papstthum auf Kosten der Ehre und Selbständigkeit des Staates zu schließen, dazu scheinen gegenwärtig diejenigen keine kleine Lust zu haben, welche sich nur im Bunde mit der römischen Hierarchie stark genug glauben, das freie Wort zu unterdrücken und den protestantischen Geist zu knebeln. „Ein Abgesandter Leo's XIII.", meint eine der Centrumspartei nicht fern stehende lutherische Kirchen-Zeitung, „fände bei billigem Angebot jetzt rege Nachfrage". Hat denn die deutsche Regierung die katholische Religion irgendwie angetastet? Möchte doch nur der Liebeshauch der Religion die Segel des Schiffes Petri schwellen, mit Freuden würde die Fahrt seines neuen Steuermannes begrüßt werden. Aber ist denn die „Verfassung der Kirche", ihre hierarchische Organisation, ist die Papstgewalt Religion? Die „Encyklika" erklärt die Verfassung der römischen Kirche für eine „göttliche" Institution, als ob Gott selbst oder Christus sie vom Himmel herab gegeben hätten. Die Verfassungen und Gesetze der Staaten, die Macht und Gewalt der Fürsten sind auf dem Standpunkt der „Encyklika" lediglich hinfällige menschliche Einrichtungen, welche der göttlichen Autorität der Kirche unterworfen sind. Selbst im Mittelalter haben kräftige Fürsten und selbstbewußte Staaten dieser theokratischen Anmaßung erfolgreichen Widerstand geleistet; die Reformation hat sie in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit aufgedeckt; der moderne Staat kann in der Erneuerung der theokratischen Ansprüche nur eine Auflehnung gegen seine Würde und Selbständigkeit, gegen sein ewiges geheiligtes Recht erblicken, und es ist seine heilige Pflicht, dieses Recht zu schützen.

Mag an einigen Bestimmungen der Maigesetze die Kritik diesen oder jenen Punkt anders wünschen, darauf kommt es gar nicht an; eine solche Kritik hat auch die „Encyklika" an denselben gar nicht geübt. In dem schwebenden Streite ist das Princip Alles. Der Staat allein hat der Kirche gegenüber zu bestimmen, was seines Rechtes ist und was die Pflicht gegen die Staatsangehörigen von ihm erfordert. Der Staat kennt keine „göttliche" Verfassung der Kirche; er weiß aus der Geschichte, wie menschlich dieselbe zu Stande gekommen ist. So lange das Papstthum darauf beharrt, seine theokratischen Ansprüche dem Staate aufzudrängen, so lange es das moderne Staatsprincip nicht nur theoretisch verwirft, sondern that-

sächlich zu untergraben sucht, so lange es die Regierungen, welche ihr gutes Recht durch die Gesetzgebung wahren, als Feinde der katholischen Religion und als Zerstörer der Gesellschaftsordnung den Völkern denuncirt: — so lange ist es nicht nur unwürdig, sondern lächerlich, die Staatsgewalt zur Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl zu ermahnen, und Preußen oder Deutschland die Rolle anzusinnen, welche Pater Curci so eben abgespielt hat.

Wir sind überzeugt, daß nur die Heilkräfte der Religion die Wunden wieder schließen können, welche der Egoismus unserer Gesellschaftsordnung geschlagen hat; die Encyklika dagegen drückt die Ueberzeugung aus, daß „das öffentliche Wohl und das Heil der ganzen Menschheit" die Wiedereinsetzung der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhls dringend verlange. „Weltliche Herrschaft" — das ist also das Heilmittel, welches die römische Kirche für die moderne Gesellschaftsordnung in Bereitschaft hält. Der Statthalter scheint das Wort des Meisters vergessen zu haben: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Kein weltliches Reich, sondern seinen heiligen Geist hat Christus der Kirche zurückgelassen; schlimm genug, wenn man von der römischen Kirche sagen müßte, sie hätte beides durch eigene Schuld verloren. Die „Encyklika" strotzt von Protesten gegen den Verlust der weltlichen Papstherrschaft, als ob mit ihr dem Stuhle Petri das Fundament unter den Füßen weggezogen wäre. Daß dem Romanismus mit dem Verluste des Geistes Christi, des Geistes der Toleranz und der Liebe, die Krone vom Haupte gefallen, das Oel der Heilkraft für die Gesellschaftsordnung aus den Gliedern geflossen ist, davon hat derselbe keine Ahnung. Man kann es in diesem merkwürdigen Hirtenbriefe mit Händen greifen: das Princip des römischen Kirchenthums ist ein politisches geworden, und der theokratische Staat ringt mit dem politischen Staate noch einmal, vielleicht zum letztenmal, um die Weltherrschaft.

Diesen Kampf, den Pius IX. mit aller Gluth eines edeln, mit theokratischen Ideen übersättigten Geistes aufgenommen, ist Leo XIII. — das ist der ernste nicht mißzuverstehende Sinn seiner „Encyklika" — fortzusetzen und wo möglich durchzuführen fest entschlossen. Er wird in Worten und Mitteln wählerischer sein, als sein Vorgänger, in der Sache und im Wesen mindestens so ausdauernd und unerschütterlich. Nicht die Heilung der modernen Gesellschaft, sondern die Herrschaft über die moderne Gesellschaft ist der lockende Kampfpreis, für welchen die Hierarchie gegen die Staatsgewalt in die Schranken tritt. Wir sind der „Encyklika" dankbar für die Offenheit, womit sie die Zukunftspläne des vatikanischen Systems enthüllt hat. Wer die Schule und die Familie beherrscht, der beherrscht die Gesellschaft. Auf vollständigste Besitzergreifung der Schule, von der untersten Volksschule bis zu den Universitäten, ist zunächst das Streben der Hierarchie gerichtet. O, „über die zügellose schlimme Freiheit der Lehre in Schrift und Wort", o, daß man allen frischen und tapferen Forschern den Mund schließen, daß man alle Lehrer der Jugend, alle Vertreter der Wissenschaft so stumm und so unterwürfig zu den Füßen des heiligen Stuhles legen könnte, wie die fünfhundert Säulenmänner des vatikanischen Concils, wie den Bischof von Rottenburg und wie den Pater Curci! Der „Kirche", der römisch-vatikanischen, gebührt, der „Encyklika" zufolge, „das Recht auf den Unterricht und die Erziehung der Jugend". Vom religiösen Unterricht ist nicht die Rede. Die Schule überhaupt, das gesammte Unterrichtswesen soll der

„Kirche“ ausgeliefert, dem Staate abgenommen werden: die ganze Jugend soll durchtränkt werden von dem heiligen Oele der vatikanischen Decrete. Die Bewunderer der gemäßigten Ansprüche der „Encyklika“ scheinen zufriedengestellt, wenn Rom nur nicht mehr will. Sie sehen vielleicht mit gespannter Erwartung der neuen „Philosophie“ entgegen, welche das päpstliche Rundschreiben uns in Aussicht stellt, der Restauration der Philosophie des heiligen Augustinus und des Thomas von Aquino, „von der das richtige Verständniß der übrigen Wissenschaften zum großen Theile abhängt“. Der Triumphwagen der vatikanischen Kirche, von den großen Scholastikern des Mittelalters gezogen, würde dann unsern Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, alle Denker, die mit ihren Lehren „die Geister verwirren und die Sitten verderben“, zu Staub zermalmen, es würde nur gelehrt werden, was der unfehlbare Hort aller Seelen nach vatikanischem Recepte zu lehren erlaubt, und jung und alt wäre nunmehr „vor der Ansteckung durch das Gift der Irrthümer“ bewahrt.

So träumt sich der Einsiedler im Vatikan die Zukunft der modernen Gesellschaft, nach Anleitung seiner „Encyklika“. Nur begnügt er sich noch nicht mit der ganzen Schule; die Familie soll gleichfalls der Kirche gehören, und „ihre Würde kann nur durch die Gesetze wiederhergestellt werden, welche der göttliche Stifter selbst für die Kirche angeordnet hat“. Also Christus Urheber einer Ehe- und Familiengesetzgebung! Christus Stifter des „Sacraments“ der Ehe! Die vatikanische Theologie wagt den „ehrwürdigen Brüdern“ Erstaunliches zu bieten. Das Erstaunlichste ist freilich, daß die Staatsgesetze, welche die bürgerliche Eheschließung regeln, als „gottlose Gesetze“ gebrandmarkt werden, und daß die von Staatsbeamten geschlossene Ehe in der „Encyklika“ als „gesetzliches Concubinat“ beschimpft wird. Das ist die milde und wohlwollende Sprache, deren sich das päpstliche Rundschreiben gegenüber den Staatsregierungen bedient.

In diesem Tone spricht die „Encyklika“ von den rechtsgültigen Gesetzen des preußischen Staates und des deutschen Reiches in demselben Augenblick, in welchem allem Anscheine nach inspirirte Federn von eingeleiteten friedlichen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle zu erzählen wissen, die doch auf den Grundlagen der „Encyklika“ für Deutschland zu keinem anderen Ziele führen könnten, als zu einer demüthigen Pilgerfahrt nach Canossa.

Nicht nur hat Leo XIII. das Rundschreiben seines Vorgängers mit dem berüchtigten Syllabus in keiner Weise zurückgenommen, er hat vielmehr dasselbe in seiner „Encyklika“ aufs förmlichste und feierlichste bestätigt. „Den Spuren unserer Vorgänger folgend“, erklärt er, „wollen wir von diesem apostolischen Stuhle der Wahrheit herab hiermit die Verurtheilungen sämmtlich bestätigen.“ Man hat dem deutschen Volke eine Zeit lang Sand in die Augen zu streuen gesucht, und es wäre vielleicht gelungen, dasselbe seiner Sehkraft zu berauben, wenn das päpstliche Rundschreiben nicht so geeignet wäre, auch die blödesten Augen zu öffnen. Fortgesetzter Kampf gegen das Gesetzgebungsrecht des Staates, so weit dasselbe die Kirche, und im Weiteren auch die Schule, die Familie, die Eheschließung betrifft: das ist das Losungswort der päpstlichen „Encyklika“ vom 25. April d. J. Herrschaft des Papstthums über die moderne Gesellschaft, das ist das Heilmittel, welches die römische Kirche gegenwärtig in

Bereitschaft hält und anpreist, um den schweren Gebrechen und Schäden dieser Gesellschaft zu steuern. Unterwerfung der Gesetzgebung des Staates unter das „göttliche" Verfassungsgesetz der „Kirche", das ist das „billige Angebot", auf welches hin Rom gegenwärtig mit Deutschland Frieden zu schließen bereit ist.

3.

Welche Aufgabe hätte in diesem entscheidungsvollen Augenblicke der deutsche Protestantismus zu lösen! Durch die Reformation hat Deutschland vor allen übrigen Staaten, selbst England nicht ausgenommen, einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen. Es hat die Fesseln der Hierarchie abgeschüttelt; alle Bedingungen zu einer geistesfreien und gemüthsinnigen Volkskirche sind im Deutschen Reiche vorhanden, wogegen England in dem Netzwerke seiner bischöflichen Verfassung hängen geblieben ist und dem Fischer auf dem Stuhle Petri leider reichliche Fischzüge liefert. Und doch — welch ein unerquickliches Bild gewährt uns gegenwärtig der deutsche Protestantismus! Wie ohnmächtig und rathlos steht er den großen Problemen der modernen Gesellschaft gegenüber! Partikularistisch zerklüftet, dogmatisch zerrissen, kirchenpolitisch zersplittert, würde er sich nur dann zu einer leitenden und gebietenden geistigen Macht in der modernen Gesellschaft erheben können, wenn er in dem hervorragendsten Staate Deutschlands eine feste Stütze und einen sicheren Schutz für die freie und volle Entwicklung seiner Prinzipien fände. Allein durch ein verhängnißvolles Geschick ist seit einem halben Jahrhundert gerade die evangelische Kirche Preußens, im Widerspruche mit ihrer ganzen Vergangenheit und ihrem innersten Berufe, in die Strömung eines reaktionären und restaurativen Bekenntnißformalismus hineingetrieben worden, als hätte sie die Reformationsfeier im Jahre 1817 nur abgehalten, um die reformatorischen Principien lahm zu legen und die Vereinigung der bisher getrennten zwei evangelischen Hauptconfessionen nur abgeschlossen, um der lutherischen Confession Veranlassung zu geben, die Spitzen und Schärfen ihrer Bekenntnißtheologie zu erneuerter Geltung zu bringen. Was man „positive Union" nennt, ist doch nur die verschleiert wieder importirte Confession. Wir klagen damit nicht an; wir beklagen nur, daß Preußen, das um die politische Wiedergeburt und Einigung Deutschlands sich unermeßliche Verdienste erworben hat, seinen Beruf, die deutschen evangelischen Landeskirchen um die Fahne der Glaubenseinheit und Geistesfreiheit zu sammeln, bisher nicht begriffen hat, und daß die Meinung weit verbreitet ist, der bedauerliche gegenwärtige Zustand des deutschen Protestantismus, der jeden Vaterlandsfreund mit Wehmuth und Sorge erfüllt, weil Jeder weiß, was der Protestantismus dem Vaterlande leisten kann, sei hauptsächlich durch den kirchlichen Rückschritt in Preußen verschuldet. Rückschritt —, das mildeste Wort, das wir wählen konnten; denn wo Gedanken und Gefühle im vertraulichen Verkehr ausgetauscht werden, da fließen ganz andere Bezeichnungen aus Mund oder Feder. Vor fünfzig Jahren strömte die theologische studirende Jugend aus ganz Deutschland und anderen Ländern nach Berlin, um Schleiermacher zu hören, und aus seinem beredten und geweihten Munde flossen Worte des Lebens, die eine tiefgehende Wiedergeburt der theologischen Wissenschaft und der überlieferten kirchlichen Einrichtungen ankündigten. Er hatte ja die große Wahrheit entdeckt, daß die Religion weder orthodoxe noch rationalistische Dogmatik, sondern

eine ewige, im Innersten des Menschengeistes gewurzelte Lebensmacht sei. Weil er das religiöse Leben schöpferisch in der eigenen Brust trug und überzeugt war, daß ein Diener der Kirche nur dann erfolgreich wirken könne, wenn das Christenthum in ihm lebe, darum gab er auch die Formeln der Dogmatik zur Umwandlung in christliches Leben frei. Und als die ersten Versuchsstationen der jungen Dogmenfanatiker in Berlin errichtet, als die ersten Denunciationsproben gegen rationalistische verdiente theologische Lehrer in Scene gesetzt wurden, da schrieb der bereits gealterte, aber noch immer geistesfrische Mann die denkwürdigen Worte: „Mir genügt nun nicht, nur irgendwie zu erklären, wie bereitwillig ich meinerseits bin, die würdigen Männer, die man Rationalisten nennt, in unserer Kirchengemeinschaft zu behalten, sondern ich möchte auch gern zeigen, daß sie mit ihrem guten Rechte darin sein und bleiben können."

Daß das Christenthum lang genug als erstarrte Schlacke im Dogma vergraben gewesen sei, daß es seine Auferstehung unter den Völkern nur als Lebensmacht feiern könne, das haben noch im Anfange dieses Jahrhunderts die besten unter den nationalen Dichtern und Denkern verkündigt. Es kam jedoch anders, als sie hofften. Das deutsche Volk sehnte sich nach Religion, und man gab ihm — die Confession, es verlangte nach der alten Wahrheit in einer neuen, dem Culturumschwunge der Gegenwart zusagenden Ausdrucksweise, und man bot ihm dafür die alte Theologie mit Allem, was von jeher an ihr hing, mit ihren dem Volksgemüthe unverständlichen Formeln, mit der dogmatischen Spitzfindigkeit, der polemischen Zanksucht, dem pastoralen Streiteifer, dem rechtgläubigen Zelotismus, der klerikalen Engherzigkeit, welche die besseren Elemente der Nation schon im siebzehnten Jahrhundert nicht zu ertragen vermochten. Die Zeit ging vorwärts, die Kirche mit ihren Dienern rückwärts. Viele, die sich nach dem ehrwürdigen Namen Schleiermachers nannten, verleugneten ungescheut seinen Geist. Nur ein kleines Häuflein blieb dem Meister treu, und in diesem Augenblick scheint denen, welche die Umkehr des Protestantismus von den Principien der Gewissenstreue und Geistesfreiheit zur Gewissensbevormundung und zum Buchstabendienste seit Jahren geflissentlich betrieben haben, der günstige Zeitpunkt gekommen, in welchem der letzte Rest der echten Jünger des großen Meisters vernichtet, oder doch stumm gemacht werden kann. Die letzten Vorgänge lassen gar keine Zweifel darüber aufkommen, daß es auf Lahmlegung der freien Geistesbewegung in der deutschen protestantischen Kirche abgesehen ist, daß die Kanzel jedem Geistlichen verschlossen werden soll, der auch nur annähernd rationalistisch lehrt, der überhaupt so lehrt, wie Schleiermacher gelehrt hat, der die „Gottheit Christi" nicht bekenntnißmäßig in sein Credo aufnimmt. Daß Schleiermacher sich zur „Gottheit Christi" im kirchlichen Sinne niemals bekannt hat, das weiß jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß von seinem System besitzt. So hoch er von Christus als dem sündlosen und vollkommenen Urbilde der Menschheit gedacht, so entschieden hat er doch nur ein „Sein Gottes" in seiner Person angenommen, so unmißverständlich hat er erklärt, daß was durch das Sein Gottes in Christo werde, „alles vollkommen menschlich sei", so gleichgültig hat er sich in Betreff der „übernatürlichen" Entstehung Jesu geäußert. Und die „Thatsachen" der Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft Christi hat er gar nicht zu den eigentlichen Bestandtheilen der Lehre von der Person Jesu gerechnet.

An die Stelle der Wunder hat er die geschichtliche Kunde von den geistigen Wirkungen Christi gesetzt, die kirchliche Dreieinigkeitslehre aber, als in unserm religiösen Selbstbewußtsein gar nicht enthalten, am Schlusse seiner Glaubenslehre in einen Anhang verwiesen, mit der Erklärung, daß ihr, nachdem sie bei der Feststellung der evangelischen Kirche keine neue Bearbeitung erfahren habe, noch eine auf ihre ersten Anfänge zurückgehende Umgestaltung bevorstehe.

Auch Schleiermacher hoffte von der Religion, und insbesondere von dem evangelischen Christenthum, daß es als ein die faulen und ungesunden Bestandtheile ausscheidender Sauerteig die moderne Gesellschaft durchdringen werde. Aber Bedenken erweckte ihm schon vor mehr als einem halben Jahrhundert der Umstand, daß „die Ueberfrommen so entsetzlich hinter dem Buchstaben her waren“, und am Ende des Jahres 1826 lief in Berlin das Gerücht herum, daß man an maßgebender Stelle die evangelische Kirche durch ein neues Bekenntniß zu stärken beabsichtige. Mit dem „neuen“ meinte man übrigens lediglich das alte. Damals theilte Schleiermacher seine wuchtigen Hiebe aus gegen die, welche „drinnen eine gebietende Kirchenlehre aufstellen wollten, die allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheine“; damals that er die ahnungsvollen Aussprüche von den „düstern Larven, die auskriechen wollten, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb der Verschanzungen eines alten Buchstaben für satanisch erklären“. Er meinte, diese könnten doch nicht ausersehen sein „zu Hütern des heiligen Grabes“.

Es ist gerade das Gegentheil von dem geschehen, was der große Lehrer der evangelischen Kirche vor fünfzig Jahren hoffte und erwartete; es ist gerade das eingetroffen, was er um jeden Preis vermieden haben wollte. Und was ihm das Schmerzlichste gewesen wäre — es liegt als ein offener Schaden vor Jedermanns Augen —: die heranwachsende theologische Jugend, welche die bessere Zukunft in unserm Gesellschaftskörper herbeiführen sollte, hat den frischen Flügelschlag des Geistes, den edeln Mannesmuth, ohne welchen keine erfolgreiche Wirksamkeit denkbar, großentheils eingebüßt. „Nur die freigebildete Ueberzeugung kann wieder Ueberzeugung hervorbringen“: es wäre an der Zeit, dieses goldene Wort Schleiermachers über die Thüren unserer theologischen Hörsäle, vielleicht auch an die Eingangspforten der Sitzungssäle unserer Consistorien zu schreiben. Sie ist ja gekommen die Zeit, in welcher man eine „gebietende Kirchenlehre“ theils wieder aufgestellt hat, theils wieder aufzustellen im besten Zuge ist. Daß sie „allen draußen als ein wesenloses Gespenst erscheint“, das wissen die am allersichersten, die drinnen sich gegen die mächtigen Strömungen der Culturwelt und der Wissenschaft verschanzen. In erschreckenden Verhältnissen hat die Zahl der Theologiestudirenden seit den letzten zwanzig Jahren abgenommen, und es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, wie viele derselben, das Pfarrhaus ausgenommen, aus den gebildeten Ständen, demjenigen Theile des Volkes hervorgegangen sind, welches den festen Stamm und Kern der Gesellschaft bildet. Es giebt theologische Fakultäten in Deutschland, in welchen es den wenigen der freieren Richtung angehörigen Lehrern nicht oder kaum möglich ist, Zuhörer zu finden, weil die in den Prüfungen „gebietende Kirchenlehre“ drinnen zum Gespenst geworden ist, das mit hoch emporgehobenem Finger Jeden bedroht, der verdächtig ist, auf den Irrpfaden

der modernen Kritik gewandelt zu haben. Und wenn die Söhne entschlossen wären, mit dem Gespenste einen Gang zu wagen .... aber die Väter, die Mütter, die Vormünder, die Pastoren am Geburtsorte .... auf der einen Seite die lachende Aussicht auf rasche Beförderung bei guter Gesinnung, auf der anderen Seite der Fall Sydow, der Fall Hoßbach, der Fall Diekmann, der Fall Kalthof, der Fall Hanne, der Fall Schramm, die Fälle in Hannover, die Bescheide des Oberkirchenrathes an den Prediger Hoßbach und an den Gemeindekirchenrath von St. Jacobi: wer will die schwachen Herzen verdammen, welche der mit Hochdruck auf sie einarbeitenden Pression keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen vermögen.

Noch vor vierzig Jahren hatten die Schüler Schleiermachers vom rechten Flügel, die Fahnenträger der sogenannten vermittelnden Theologie, ein Stichwort ausgegeben, das der Gesellschaft das Heilmittel der „Religion“ zu verheißen schien. Das Christenthum — sagten sie — ist von der Orthodoxie zur Lehre gestempelt worden und darum hat ihm der Erfolg gemangelt; wir begreifen dasselbe als ein durch die Person Christi geoffenbartes Leben, und als die höchste Lebenskraft wird es auch die umfassendsten Wirkungen zur Folge haben. Aber die Urheber des Stichwortes waren die ersten, welche die Fahnenflucht ergriffen und zum Cultus der heiligen Formeln zurückkehrten, als die bekenntnißtreue Strömung immer gewaltiger anschwoll, und als es unerläßlich erschien, um mit seinem Lebensschifflein in eine bequeme und sichere Bucht einzulaufen, dasselbe mit dem neuen Lehrgute zu befrachten. Nein! das Christenthum ist nicht der lebendige Pulsschlag unseres Volkslebens geworden; es hat durch das Geäder unserer modernen Gesellschaft den edeln Saft einer idealen, das Herz über gemeine Gewinnsucht und egoistische Beschränktheit erhebenden Gesinnung nicht zu treiben vermocht. Es ist verdeckt und verdunkelt geblieben unter dem Fachwerk wieder hervorgeholter dogmatischer Formeln und kirchlicher Formen. Von dem restaurirten Kirchenthum und seiner Dogmatik hat sich das Herz unseres Volkes abgewendet, es hat in der künstlich aus dem sechszehnten und dem siebzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übergeführten Lehre das Leben der Religion nicht gefunden, und falschen Propheten ist es nunmehr ein Leichtes geworden, einen beträchtlichen Theil unseres Volkes zu bereden, daß die dogmatische Schale der religiöse Kern sei, daß das in Formeln erstarrte Christenthum, ein überwundener Standpunkt der Vergangenheit, für die Gegenwart werthlos geworden sei, und daß, wenn die Religion doch einmal nicht zu entbehren sei, die Bausteine zu einem neuen, der Zukunft angehörigen Tempel zusammengetragen werden müßten, welcher dem ausschließlichen Cultus des irdischen Glückes zu widmen wäre. Der unter allen geistesfrischen Theologen vor einem Menschenalter noch als unzweifelhaft geltende Satz: „das Christenthum ist seinem Wesen nach religiöses Leben“, hat sich unbesehen in den der Theologie des siebzehenten Jahrhunderts angehörigen Satz verwandelt: „das Christenthum ist wesentlich Lehre“. Die „Hüter des heiligen Grabes“ werden widersprechen, und der Widerspruch macht ihrem Herzen Ehre. Wo in einer Brust noch ein Funke des protestantischen Gewissens lebt, da muß dieses Gewissen gegen jenen Satz Protest erheben. Aber widersprechende Worte helfen nichts; die Thatsachen entscheiden. Die unter mächtigen Schutzwehren immer üppiger herangediehene confessionelle Theologie fordert durchgängige unbedingte Herrschaft der „reinen Lehre“

und Reinigung der theologischen Fakultäten und der kirchlichen Aemter von dem Gifte der modernen, insbesondere der kritischen Wissenschaft. Diese Forderung ist zwar noch nicht gewährt; aber immer trotziger, immer maßloser erheben Diejenigen, welche sie stellen, ihre Stimme. Immer zaghafter, immer kleinlauter wird der Widerspruch und der Widerstand seitens derer, welche an maßgebender Stelle sich erinnern müssen, das Beste, was sie in Theologie und Philosophie besitzen, von Schleiermacher und Kant gelernt zu haben. Noch immer hat der Trotz auf die Dauer die Schwäche besiegt. Mit aufrichtiger Theilnahme haben wir die persönlich so ehrenwerthen Männer, welchen die Ueberwachung und Ermäßigung der Brandenburger Consistorialpolitik bisher anvertraut war, auf ihrer dornenvollen Bahn begleitet. Was muß es sie gekostet haben, zu einem Bescheide ihre Zustimmung zu geben, wie er dem Prediger Hoßbach und dem Gemeindekirchenrath von St. Jacobi zu Theil geworden ist. Welche Aufgabe, den Nachweis zu liefern, daß ein Berliner Prediger in der St. Andreaskirche zu lehren befugt ist, wozu ihm die Befugniß nicht zustehen soll in der St. Jacobikirche! Es wäre unverantwortlich, sich darüber zu beklagen, daß die Lösung dieser Aufgabe so gänzlich mißlungen ist.

Nein, noch sind wir nicht an jenem Punkte angelangt, den ein Mecklenburger Pastoralverein vor einiger Zeit den christlichen Regierungen Deutschlands zur Heilung aller gesellschaftlichen Schäden als höchstes zu erstrebendes Ziel vor Augen gestellt hat: „der Ketzerbegriff muß wieder hergestellt werden“. Noch sind die „Ketzer“ im Reichsstrafgesetzbuche nicht mit den ihnen „von Rechtswegen“ gebührenden Strafen bedacht. Noch ist auch von den scharfsichtigsten Wächtern des „reinen“ Lehrbekenntnisses die Grenzlinie nicht aufgefunden, wo innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaft die Rechtgläubigkeit aufhört und die Ketzerei anfängt. Noch müssen „die drinnen“ selbst „zulässige Abweichungen von der überlieferten kirchlichen Lehre“ einräumen, und noch keiner hat es „denen draußen“ zu präcisiren verstanden, in welchen Fällen die Abweichungen unzulässig zu werden beginnen. Das sechszehnte Jahrhundert hat, als der Strom des evangelischen Glaubens im Bette der Lehrgerechtigkeit zu versanden sich angeschickt hatte, den einzig correcten Weg eingeschlagen, der eine herrschende Lehrkirche zum Ziele führen kann. Eine neue, jede unzulässige Lehrabweichung aufs präciseste kennzeichnende Lehrformel: dieses Heilmittel ist zunächst für unsere kirchlichen, dann auch für unsere gesellschaftlichen Zustände ganz unentbehrlich geworden, wenn mit dem Satze: „das Christenthum ist wesentlich Lehre“, aufrichtiger Ernst gemacht werden will. Diejenigen, welche ihre Zukunft und die ganze Kraft ihres Lebens dem Dienste der Kirche widmen wollen, müssen nothwendig schon vor dem Eintritte in diesen Dienst, ja ehebevor sie sich überhaupt dazu vorbereiten, aufs genaueste wissen, welche Schranken durch denselben ihrem Gewissen, ihrer wissenschaftlichen und moralischen Ueberzeugung, der Freiheit ihrer geistigen Bewegung gezogen werden. Die gegenwärtig in Betreff der Grenzen der Lehrfreiheit herrschende Willkür und Verwirrung hat innerhalb der evangelischen Kirche bereits Zustände herbeigeführt, im Vergleiche mit welchen das Verfahren der römischen Kirche, das in der Regel ohne Verweis und Absetzung mit „löblicher Unterwürfigkeit“ abschließt, als ein verhältnißmäßig beneidenswerthes erscheinen könnte.

Eine neue Lehrformel, ein ausgiebiger Ketzerkatalog als Culturerrungen-

schaft des neunzehnten Jahrhunderts, mit den glorreichen Namen „Schleiermacher" und „Baur" an der Spitze — denn warum sollen die Gebeine der Meister noch weiter grünen, wenn man die Schüler einsargt —, ein präcises Verzeichniß der theologischen und philosophischen Lehrer, deren Vorlesungen ohne Berufsgefahr künftighin noch besucht werden dürfen, in jeder Universitätsstadt eine lehrgerechte Ueberwachungscommission in Betreff verderblicher theologischer und philosophischer Literatur — das wären Institutionen, welche weit mehr Licht über die gegenwärtige kirchliche und gesellschaftliche Situation verbreiten würden, als das Verbot incorrecter Lehre zu St. Jacobi nebst Gestattung derselben zu St. Andreas. Auch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts hat das Heilmittel der Lehrbedrückung treffliche Dienste geleistet. Die neue Lehrformel bewirkte damals, was ohne dieselbe niemals zu Stande gekommen wäre — das Erwachen der im Hochschlaf des Indifferentismus versunkenen Gemüther, den Aufschwung der Philosophie, die religiöse Wiedergeburt in innig verbundenen Kreisen, die ersten Regungen der gegen den Stachel der Verfolgung kühn ausschlagenden biblischen Forschung. Es ist nicht unmöglich, daß es unter den gegenwärtigen Umständen den auf kirchliche Lehrherrschaft hinstrebenden pastoralen Parteien gelingt, die Wahlen in die bevorstehende Generalsynode ganz nach Wunsch zu lenken, und für die Geistlichen eine Verpflichtungsformel zur Geltung zu bringen, welche die Schleiermacher'sche und Baur'sche Theologie von Lehrstuhl und Kanzel ausschließt. Dann aber wird auch der Anfang des Endes da sein. Was der deutsche Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert nicht ertragen hat, das wird er gewißlich noch viel weniger im neunzehnten ertragen. Was ihn im sechszehnten Jahrhundert nur darauf geführt hat, sich wieder auf sein Princip zu besinnen, sich auf's neue mit dem Gewissen zu waffnen, aus den unmittelbaren Quellen zu schöpfen, der Wahrheit zu Gunsten der Tradition nichts zu vergeben — das wird noch weit mehr im neunzehnten Jahrhundert eine dringende Veranlassung für ihn werden, der gefährdeten Gesellschaft seine Hülfe nicht länger zu entziehen und ihr, statt des ertödtenden restaurirten Buchstabens, die Kräfte des religiösen und sittlichen Lebens einzuflößen, die auch gegenwärtig vorhanden, aber leider außer Thätigkeit gesetzt sind.

Ja, die moderne Gesellschaft bedarf der Religion, und sie bedarf auch der Kirche oder der Kirchen, soweit diese keine egoistischen, hierarchischen oder klerikalen Zwecke verfolgen, sondern in aufrichtigem Glauben an die absolute Macht der göttlichen Liebe, als dem Dienste der Liebe geweihte Gefäße der Religion, die gemeinen Triebe in der Menschenbrust niederkämpfen, die Sehnsucht nach dem Ewigen wecken und auf jene unvergänglichen idealen Güter hinweisen, deren Besitz im harten Kampfe des Lebens mit der rauhen Wirklichkeit für die Wunden und Narben, die wir davontragen, allein uns zu entschädigen vermag. Der Protestantismus insbesondere hat einen idealen Charakter; er hat die sinnlich symbolische Hülle der römischen Kirche großentheils abgestreift; es liegt in seinem Wesen, das Christenthum geistig zu verklären und sittlich auszuwirken. Unsere materialistische Zeitrichtung verschmäht geistige Güter und lächelt über sittliche Anstrengungen. Bodenlose Gewinn- und Genußsucht wetteifern mit wüster Verwirrung in allen sittlichen Begriffen. In einer solchen Zeit hat das Christenthum nicht seine dogmatischen Schwächen, sondern seine sittliche Kraft zu entfalten. Denjenigen, die in der Be-

friedigung der Sinnenlust ihr Lebensglück suchen, muß es die Freuden aufzeigen, welche wir aus der Beherrschung unserer sinnlichen Triebe und aus der Erhebung über den flüchtigen Genuß zu einem dauernden, Geist und Gemüth befriedigenden Wirken schöpfen. Es muß in der verwilderten, von den Leidenschaften der Habsucht und Ehrsucht aufgestachelten Gemüthern wieder die Gefühle der Genügsamkeit, der Ergebung, der Zufriedenheit auch mit beschränkten Verhältnissen wecken. Die Gewaltthätigen, welche auf Umsturz der Grundpfeiler aller Gesellschafts- und Staatsordnung, des Eigenthums, der Ehe, der Familiengemeinschaft sinnen, muß es belehren, daß die entfesselte Gewalt die Gesellschaft nur zerstören, eine neue Ordnung der Dinge niemals schaffen kann, daß nur die Gerechtigkeit die nicht zu leugnenden Mängel und Unzuträglichkeiten unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände auf dem Wege friedlicher Umgestaltung allmählich zu beseitigen vermag. Es ist nicht wahr, daß das Christenthum die Armen und Nothleidenden auf das Jenseits vertröste und im Elend des Diesseits verkommen lasse. Eine Religion, welche auf dem Glauben an die absolute Liebe beruht, fordert von jedem Engherzigen und Hartherzigen gerade im Diesseits Opfer; das Christenthum verurtheilt den Egoismus, es verwirft das Unrecht, in welcher Gestalt dasselbe sich zeige, es straft die Reichen, die ihr Herz ans Gold hängen und herzlos an dem Nothleidenden vorübergehen, es ermuthigt und tröstet die Armen, damit sie sich mit Geduld und Vertrauen waffnen, es öffnet in den Herzen, die ihm ergeben sind, unversiegliche Quellen der Hülfsbereitschaft und des Wohlthuns.

Aber darüber täusche man sich nicht. Das Christenthum ist kein gesellschaftliches Heilmittel nach der Schablone socialistischer Doctrinäre, und das neue Testament kennt auch keinen christlichen und conservativen Staatssocialismus. Der unselige Irrthum, wonach das Christenthum ein Lehrcodex sein soll, hat zu dem noch verhängnißvolleren Irrthum Veranlassung gegeben, daß sich aus ihm ein Statut zu einer socialen Gesellschaftsordnung entwerfen lasse. Schon die Thatsache, daß der Stifter des Christenthums eine solche Ordnung nicht zu begründen versucht, sondern sich darauf beschränkt hat, das *unsichtbare* Gottesreich, die ewigen religiösen und sittlichen Ideen der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe, der Opferwilligkeit in das *Innere* der Gemüther zu pflanzen, sollte hinreichen, um vor übereilten und gefährlichen Experimenten mit socialchristlichen Kurmitteln zurückzuhalten. Auch wir wollen dem Muthe der Männer unsere Anerkennung nicht versagen, welche dem leidenschaftlichen Ansturm der socialistischen Leidenschaften in Massenversammlungen die Stirn geboten und die grimmigen und höhnischen Angriffe gegen ihre Person und die von ihnen vertretene Sache stundenlang ausgehalten haben. Aber der Sache des Christenthums haben sie nichts genützt; sie haben sie bloßgestellt ohne Beruf und ohne Noth; sie haben die Gegner gereizt, nicht gewonnen; und wenn es ihnen auch gelungen ist, einige tausend Unterschriften von Männern oder Frauen aus der arbeitenden Klasse für ihr Programm zusammenzubringen und eine Beifallserklärung aus dem Munde des Führers der Centrumspartei zu erhaschen, woher nehmen sie die Gewähr, daß in dem Innern der Unterschreiber die religiöse und sittliche Erneuerung vor sich gegangen ist, ohne welche die Unterschrift ein heuchlerischer Selbstbetrug oder eine schnöde Täuschung Anderer bleibt? Können denn einsichtige und ernste Männer sich wirklich der Illusion hingeben, daß mit einer

handschriftlichen Zustimmungserklärung zu den Sätzen des Apostolicums oder zu anderen Formeln des kirchlichen Bekenntnisses die Bekehrung zum Christenthum vollzogen sei? Den Herr-Herrsagern ist ihr Würdigkeitszeugniß aus geweihtem Munde schon längst ausgestellt.

Die Diener der christlichen Kirche haben in dieser gesellschaftlich verwirrten Zeit den hochwichtigen Beruf, die religiösen und sittlichen Grundsätze des Christenthums auf dem ihnen zugewiesenen Arbeitsfelde zur Geltung zu bringen; aber sie sollen sich nicht dem Staate als Gesellschaftsretter aufdrängen, sie dürfen die ewigen Zwecke des Christenthums nicht mit den zeitlichen Interessen vermischen. Wenn die Organe der römischen Kirche sich solcher Ausschreitungen schuldig machen, so ist die römische Kirche eben „von dieser Welt"; die evangelische Kirche darf aber das Wort ihres Herrn bei ihren Unternehmungen niemals außer Acht lassen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Die Lösung der socialen Frage muß im Innern der Menschen durch erneuerte religiöse und sittliche, auf Ueberwindung des Egoismus gerichtete Gesinnung vorbereitet werden; hier liegt für die Diener der Kirchen ein unermeßliches Feld der Wirksamkeit, auf welchem freilich keine heroischen Bravourstücke aufzuführen, keine mit stürmischen Bravos begrüßte rhetorischen Triumphe davon zu tragen sind. Dagegen hat die staatliche Gesetzgebung allein die gesellschaftlichen Verhältnisse, soweit sie Capital und Arbeit, Arbeit und Lohn, Arbeitsgeber und Arbeitsnehmer, eine billigere Vertheilung des Eigenthums und des Antheils am Erwerbe, Erbschaftsrecht 2c. betreffen, mit umsichtigster Prüfung der bisherigen socialgeschichtlichen Entwicklung und der thatsächlichen wirthschaftlichen Zustände allmählich zu ordnen. Das Eingreifen kirchlicher Organe auf diesem Gebiete, auch durch bloße Parteigründung, ist unbefugt, vermehrt die Verwirrung, lähmt den Einfluß der Kirche auf ihrem eigenthümlichen Lebensgebiete, der Religion, und setzt sie noch mehr als bisher dem bereits so weit verbreiteten Mißtrauen aus, daß sie herrschen wolle, anstatt zu dienen. Ja, das Christenthum selbst läuft Gefahr, durch den christlichen und angeblich conservativen Staatssocialismus seines ewigen Inhaltes entkleidet und zu einem Recepte von sehr zweifelhafter Wirkung für Herstellung der „Solidarität der irdischen Interessen" degradirt zu werden. Das soeben in zweiter Auflage erschienene Buch des Pastor R. Todt über den „radicalen deutschen Socialismus und die christliche Gesellschaft", in welchem das Vaterunser als das Mustergebet der „solidarischen Interessen" gefeiert wird, zeigt uns die Verirrungen des „christlichen" Staatssocialismus in einer wahrhaft erschreckenden Gestalt. Es entlarvt auch insbesondere die hinter den Bestrebungen dieser socialistischen Partei lauernde Herrschsucht mit der unmißverständlichen Andeutung, daß „wenn die Geistlichkeit dieser Richtung folge, sie einen überwiegenden Einfluß auf die weltlichen Institutionen der Völker behaupten werde." Der „christliche" Staatssocialismus erklärt damit unumwunden: „Unser Reich ist von dieser Welt." Wenn er gar, wie dies unlängst in einer „christlich-socialen" Arbeiterversammlung unter geistlicher Oberleitung geschehen ist, die abgenöthigte Enteignung der städtischen Hauseigenthümer zu Gunsten einer socialistischen Wohnungsgenossenschaft in das Programm seiner Vorträge aufnimmt, dann hat er sich auf die schiefe Ebene eines Communismus begeben, der uns unter der Maske des Christenthums aufs Widerlichste angrinst.

Dieser Ausblick in die Zukunft ist wahrhaftig nicht erfreulich. Aber der Schleier muß gelüftet werden; die Zeit ist zu ernst und zu gefahrvoll, als daß wir uns in optimistischen Illusionen wiegen dürften. Aus erhabenem Munde ist in Folge eines ruchlosen Verbrechens, das uns in einen Abgrund sittlicher Verwilderung blicken läßt, das Wort gesprochen worden: „Die Religion muß uns helfen.“ Wir stimmen aus vollstem Herzen in dieses Wort ein. Die Religion kann uns aber nur dann helfen, wenn sie sich nicht auf die Irrwege der Hierarchie und des Dogmatismus verirrt, wenn sie auf ihrem eigenen Gebiete bleibt und mit den ihr eigenthümlichen geistigen Kräften, insbesondere im Glauben und mit der Liebe arbeitet, wenn sie weder den Staat beherrschen, noch die Gewissen bevormunden will. Leider scheinen die Diener der Religion in ihrer Mehrzahl gegenwärtig anderer Meinung zu sein. Und so muß es sich denn zeigen, was das deutsche Volk in seinen berufensten und urtheilsfähigsten Vertretern zu der gegenwärtigen so bedeutungsvollen kirchlichen und gesellschaftlichen Krisis sagt. Wenn die Gebildeten nicht den Panzer des Indifferentismus abwerfen, wenn sie die unendliche Tragweite der religiösen Frage nicht zu begreifen und zu studiren sich entschließen, wenn sie um ihre religiösen Angelegenheiten nicht ernstlich sich zu bekümmern anfangen, so wird die Kirche immer mehr ein Monopol der Priester und der Pastoren werden, und das Ende der modernen Gesellschaft wird — eine atheistische Cultur und — eine pfäffische Religion sein.

Das deutsche Land als Mitbildner des deutschen Volks.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Dreierlei Ursachen sind es, welche die Natur der Völker erwirken: die Abstammung, die Eigenart des bewohnten Landes und die geschichtlichen Aenderungen, deren Einfluß sich sowohl auf das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen als auf ihr Verhältniß zu dem Wohnraum geltend macht.

Schwer fällt es bei irgend einem Volk, den Wirkungskreis jeder dieser drei Gattungen von Ursachen zu umgrenzen, denn auf dem Wege der Anerbung wirken sie alle drei vereint wie ein tausendfältig nachhallendes Echo ferner Vergangenheit. Und wo träfe man nur eine Familie, geschweige denn eine Nation, deren Stammbaum für eine längere Reihe von Jahrhunderten sicher zu ermitteln wäre? Seitdem wir eine ungefähre Ahnung von den ungeheueren vorgeschichtlichen Zeitfernen erworben haben, schwindet vollends die Hoffnung, jemals das Chaos von Mischungen der einzelnen Horden bei deren ewigem Wanderleben und steter Lust zu gegenseitiger Unterjochung bis auf den Ursprung unseres Geschlechtes durchschauen zu können. Aber in jenen Horden der grauen Urzeit lebten die Vorfahren auch der höchstgestiegenen Kulturvölker unserer Tage; wer möchte sich also vermessen selbst für diese, deren Annalen uns vollständiger vorliegen, die Summe der örtlichen und geschichtlichen Einwirkungen zu ergründen, aus deren wechselvollem Zusammenspiel ihr Wesen hervorging?

Um so werthvoller erscheint die Erforschung der in der Tageshelle der Jetztzeit ununterbrochen und allgegenwärtig das Völkerdasein bedingenden Ursachen, d. h. der geographischen; in ihr verflechten sich innig zwei uralte, nun wieder zu verjüngtem Leben erwachte Wissenszweige: die Völker- und die Erdkunde. Humboldt und Ritter haben bewußtvoll das Band zwischen beiden geschlungen, Peschel hat uns gelehrt, die Freiheit des menschlichen Thuns voll anzuerkennen und nur desto tiefer die ewig waltende Naturbedingtheit des menschlichen Seins forschend zu bewundern.

Es sei versucht, eine so jugendfrische Lehre an dieser Stelle am Beispiel unseres deutschen Volks zu prüfen; natürlich nur in wenigen Einzelzügen, da die Zeit noch unendlich fern liegt, in der man den Gegenstand im Ganzen mit Erfolg zu behandeln vermöchte.

Gerade die Deutschen haben wie kaum irgend welche andere Nation den Wandel von Leib und Seele unter drei sehr verschiedenartigen Himmelsstrichen bewährt, ja sie haben im Verlauf von nicht ganz anderthalb Jahrtausenden zwei neue Nationalitäten auf neuen geographischen Grundlagen ohne sehr wesentliche Blutmischung erzeugt, ganz nach Moritz Wagner's Migrationsgesetz: die englische und die der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Großbritanniens Bewohner stehen uns so fremd gegenüber, wie die Schweden oder Norweger, und doch sollten wir sie genealogisch nicht gleich den Skandinaviern blos in den weiteren Verwandtschaftskreis germanischer Nationalität einreihen, sondern in diesen Nachkommen der übers Meer gezogenen Angeln, Sachsen und Friesen Deutsche sehen, welche in der neuen oceanischen Heimat mehr und mehr abänderten. Noch erstaunlicher vollzog sich die Abweichung zum Yankee-Typus. Würde wohl ein Anthropolog in diesen Nordamerikanern die nächsten Blutsverwandten unserer Niedersachsen und Friesen entdecken, wenn uns die Geschichte nichts meldete von dem Auszug englischer Kolonisten an den Hudson und Delaware, woraus der Grundstock der jüngsten aller germanischen Nationen, wir dürfen sagen, einer Enkelnation der deutschen erwuchs. Dieser hochschüssige sehnige Körperbau mit dem unverhältnißmäßig langen Hals, dieses Frühreifen und Frühaltern, dieses nervös hastige Treiben des Neuengländers erinnert aufs deutlichste an das Naturell des rothen Mannes, der jene Gegenden vor den weißen Gesichtern innehatte; auf die beiden grundverschiedenen Rassen wirkten eben dieselben geographischen Factoren; vor allem ein im grellsten Gegensatz zum britischen in jähem Wechsel von Hitze und Kälte, furchtbaren Gewitterentladungen und nervenspannender Dürre sich gefallendes Klima, — so nahm der neue Wein Geschmack vom alten Schlauche an.

Die berühmte Messung von mehr denn einer Million nordamerikanischer Bürger, welche beim großen Secessionskrieg die Waffen trugen, hat sogar das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß örtliche Einflüsse irgend welcher Art schon in der ersten Generation die Größenverhältnisse innerhalb der Unionsgrenzen merklich bedingen: diejenigen nämlich, welche in den westlichen Staaten die Wachsthumsjahre verlebt hatten, erwiesen sich durchschnittlich größer als die übrigen. Man wird dabei gewiß an die beträchtliche Höhenlage dieser Weststaaten im Gegensatz zu den weiten Ebenen der Mitte wie des Ostens der Union zu denken haben, welche auf Verminderung des Luftdrucks, Verstärkung von Zu- und Ausstrahlung der Sonnenwärme den unmittelbarsten Einfluß übt.

Indem wir nun unsere Betrachtung auf unser mitteleuropäisches Vaterland beschränken, begegnet uns zunächst eine der letzterwähnten auffällig ähnliche Erscheinung: dicht an und auf den Alpen scheint das Mittelmaß des Körpers unserer Volksgenossen am größten zu sein, gerade wie sich unter den Slowenen Krains, die in der Umgebung der herrlichen Triglav-Gruppe wohnenden Gorenzen, d. h. Gebirgsleute, durch ihre Größe auszeichnen vor den Dolenzen, d. h. ihren Nachbarn abwärts der Save, auf dem nicht mehr alpenhaften Berg- und Niederland von Ostkrain. In der Schweiz wie in den österreichischen Alpen ist fast durchweg ein größerer Volksschlag heimisch, so stark auch die körperlichen Verschiedenheiten der einzelnen Thalschaften hervortreten. Die österreichische Militärstatistik zählt in den deutschen Gebietstheilen nirgends so wenig Gestellte unter dem Mittelmaß und nirgends so viele von überragender Größe auf als in den Alpen; besonders in Salzburgs Hochthälern wachsen die Riesen deutscher Zunge. Der bayerischen Heeresstatistik verdanken wir einen noch mehr detaillirenden und darum noch schätzbareren Aufschluß in dieser Hinsicht. Man möchte freilich dabei fast zu dem Wunsche sich versteigen, daß die allgemeine Wehrpflicht auch auf das weibliche Geschlecht ausgedehnt werde; indessen, da große Brüder große Schwestern zu haben pflegen, würde bei der Messung eines Armeecorps bairischer Amazonen höchst wahrscheinlich dasselbe gefunden werden, was von den dortigen Männern gilt: sie erreichen am häufigsten das Vollmaß und übertreffen am häufigsten das Maximalmaß an und in den höheren Gebirgen. Im Bezirk Tölz an der oberen Isar und am Walchen-See ist ungefähr jeder vierte Mann 6 Fuß hoch oder höher; zählt man die Gestellten der ganzen Kreise Oberbaiern und Schwaben zusammen, so kommt eine so beträchtliche Größe auf den 10. Mann, ebenso am bairischen Wald und an der Rhön, von wo sich die Münchener Cürassiere zu rekrutiren pflegten. Die unmittelbare Ursache hiervon wird man weder in der geognostischen Beschaffenheit noch in der starken Erhebung der genannten Gebirge erkennen dürfen, weil merkwürdiger Weise die Wirkung, wenn auch in allmählich abgeschwächtem Grade, sich noch in geraumer Entfernung vom Gebirgsfuße äußert. So sind die Oberpfälzer fern ab von den Granit- und Glimmerschieferhöhen des bairischen Waldes auf dem Flachland der Jura- und Kreideformation noch bis an die Vils größer, als die westlicher wohnenden, und auf der schwäbisch-bairischen Hochebene hebt sich bereits die Körperhöhe der Menschen, ehe man nur die Alpen aufblauen sieht; das Hügelland der Molasse um Kempten liefert schon 15 pCt. jener Riesen, die angrenzenden Hochalpen des kalkigen Algäu nur 1 pCt. mehr. Es handelt sich demnach um eine auf drei verschiedenartige Stämme — Baiern, Schwaben, Hessen, — ausgedehnte Fern- wie Nahewirkung, die um so beträchtlicher ist, je höher das Gebirge. Wir werden daher entschieden auf die Witterungseigenthümlichkeit gewiesen, auf die heftigen Wechsel zumal von Kälte und Wärme, welche die über jeder stärkeren Bodenerhebung so viel dünnere Luft nicht nur örtlich hervorbringt, sondern auch der Umgebung mittheilt durch das Aufschlürfen der Luftschicht über der letzteren in den Frühstunden nach den sich schneller erwärmenden Höhen, das Herabsenken der im Gebirge früher und heftiger erkaltenden Luft gegen Abend ins Vorland, was bei uns nirgends in so großartiger Regelmäßigkeit zu beobachten ist, als auf der Münchener Hochfläche, weil sie die geräumigste Ebene vor unserem einzigen firn-

und gletscherbedeckten Gebirge darstellt. Somit erklärt es sich, warum die Körpergröße von den Alpen her weit in diese Ebene herabsteigt, nicht aber solche körperliche Vorzüge ihr dahin folgen, welche allein durch das Leben im Hochgebirge entwickelt und immer vollkommener von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wurden, wie die wunderbare Schärfe der Sinne, namentlich des Auges, dem hier schon unwillkürlich die Uebung im Fernsehen sich aufdrängt, ohne dessen treue Hülfe der Aelpler aber auch mannigfachster Gefahr schutzlos ausgesetzt wäre, ferner die gewaltige Muskulatur der Waden, die nach dem Gesetz der Fortbildung der Organe durch deren Gebrauch in Deutschland nur in den Alpen derartig befördert werden kann, weil deren Bewohner, gemäß der steilen Böschung der Gebirgshänge und der vorwiegend gerade auf diese hinführenden Gewinnung des Lebensbedarfs in jedem Sommerhalbjahr mehr zu steigen haben, als mancher Berliner während seiner ganzen irdischen Pilgerschaft im Gesichtskreis seines Kreuzberges und seines Rathhausthurms.

Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß die alpenfernste Niederung Mitteleuropas, also die norddeutsche, die Heimstätte des Zwerghaften und körperlich Schwachen wäre. Schon deshalb ist sie das durchaus nicht, weil in unserer Zeit das städtische Leben sich auf die den Verkehr so wesentlich erleichternden Tiefebenen sammelt und dasselbe — abgesehen von der tragischen Vermehrung des Siechthums, namentlich der Lungenschwindsucht, durch die gesundheitsgefährliche Arbeit in den Fabriken — neben einer neutralen, dabei höchst räthselhaften Wirkung eine eben so leicht erklärliche als heilsame ausübt: die Stadtbewohner bekommen allmählich dunklere Augen- und Haarfärbung als die umgebende Landbevölkerung, unterscheiden sich aber von dieser noch weit mehr durch eine durchschnittlich bessere, besonders fleischreichere Nahrung, und daher ist, einem verbreiteten Vorurtheil schnurstracks zuwider, der Städter gewöhnlich um etwas größer, als sein Nachbar vom Dorfe, denn das Maß des Auswachsens spiegelt in der Regel das Maß der körperlichen Vollendung überhaupt ab. Für Stadt und Land ist aber vermuthlich in der weiten Ebene unseres Nordens noch ein geologisches Moment der Grund zur Ausbildung hoher Gestalten, wie sie uns von Westfalen bis Ostpreußen wahrlich nicht selten erfreuen; der Boden dieser Ebene ist die sandige Hinterlassenschaft eines erst durch jüngste Landhebung in seine gegenwärtigen Küstenlinien zurückgedrängten, des sogenannten diluvialen Meeres, und eben der leichtere Sandboden scheint eine noch unerklärte Kraft auf die Streckung des menschlichen Leibes zu äußern. Dies leuchtet uns am meisten an unseren Nordseeküsten ein, wo der Diluvialsand der „Geest" bedeckt ist mit der vom Meer angespülten thonigen, so äußerst fruchtbaren „Marsch": da sieht man dicht neben dem hochgewachsenen Geestmann den breitschultrigen, untersetzten Marschbauer wohnen, — ein Gegensatz, der gewöhnlich auf die niedersächsische Abkunft des einen, die friesische des anderen zurückgeführt wird, jedoch wohl nicht mit vollem Recht, da die nicht von der allergeringsten Bodenschwellung bezeichnete Grenze zwischen Geest und Marsch mehrfachen geschichtlichen Spuren zufolge gewiß nicht die ursprüngliche Siedelungsgrenze beider Stämme gewesen ist.

Zwei bodenständige, unzutreffend sogenannte endemische Krankheiten beweisen recht ernsthaft unsere nie völlig zu lösende Abhängigkeit von Luft, Wasser und Erdreich unserer Heimat.

Die eine ist die Malaria in der Form des Wechselfiebers. Dasselbe wüthet Jahr aus Jahr ein in der norddeutschen Tiefebene und trägt in deren Westen sogar zur steten Vermehrung der sonst unter so gleichmäßig mildem Klima dort nur geringen Sterblichkeit bei. Es führt den sehr bezeichnenden geographischen Namen Marschfieber, weil es auf dem schweren Kleiboden unserer Nordseemarschen von Schleswig-Holstein bis nach den Niederlanden sein geschlossenstes Herrschaftsgebiet besitzt. Verfolgt man seine Verbreitung binnenwärts, so verschmälern sich die Malaria-Striche und schmiegen sich dabei vornehmlich an die Flüsse, wo diese bei verlangsamtem Laufe ihr Thal mit meist thonreichen Sinkstoffen erfüllt haben und solche ihren heutigen Wasserspiegel überhöhende Gelände bei Hochwasser noch jetzt gern überschwemmen, immer durchfeuchten. Für die Naturgeschichte des Malaria-Miasmas ist es von Bedeutung, daß in ganz Mittel-Europa das Wechselfieber nur in den Niederungen haust, wo stagnirende Grundwasser durch Abfluß hemmende Bodenverhältnisse der steigenden Sonnenwärme ausgesetzt sind. Das Wechselfieber kommt und verläßt uns mit den Schwalben, grassirt am heftigsten in den heißesten Monaten und sucht die wasserreichen und des Gefälles fast völlig entbehrenden Umgebungen der Rhein-, Maas- und Scheldemündungen besonders heim, ist zwar noch weit die Ostsee entlang, weit in die märkische und schlesische Niederung zu treffen, auch auf dem Schwemmland des Rheins wie der Donau bis gegen den Alpensaum hin, weicht aber z. B. den hurtig abwässernden Hochflächen des böhmischen Gebirgszwingers aus und findet sich überhaupt im gebirgigen Deutschland nur vereinzelt, etwa vergleichbar dem Auftreten der Malaria in den Oasen mitten in der völlig malariafreien Sahara, wo die Oasenbewohner doch ganz naturgemäß am Fieber leiden, eben weil das Dasein der Oasen selbst geknüpft ist an das Hervortreten des in der umgebenden Wüste tief sickernden Grundwassers an die Oberfläche. Wie die Dattelpalme verlangt unser Wechselfieber zu seinem Gedeihen, daß Wasser gleichsam seinen Fuß bespüle, Sonnenhitze ihm zu Häupten brenne. Wir Norddeutschen sind uns zu wenig bewußt, daß, als die Ascanier und nach ihnen die Hohenzollern Ansiedler in die einst weit über die Flußufer hinaus versumpfte ostelbische Niederung zogen, vor allen Fläminger, die von ihren Maas- und Scheldegegenden die Kunst der Eindeichung mitbrachten, durch solche herakleische Entsumpfungsarbeit nicht nur gute Wiesen, prangende Saatfelder im Elbe-, Oder- und Weichselland da geschaffen wurden, wo vordem nichts wie Röhricht und Sauergras stand, nur Storch und Reiher, Krebs und Frosch ihr Wesen trieben, — sondern damit ein noch weit edleres Gut gewonnen wurde: die menschliche Gesundheit. Ein modernes Abbild dieser doppelseitig segensreichen Großthaten hält uns die Schweiz, wenn auch in viel kleinerem Maßstab, vor Augen: zwischen Walen- und Züricher See versumpften noch zu Anfang unseres Jahrhunderts alljährlich von neuem die Wildwasser der Linth, dieser ungestümen Tochter des Tödi, das vollkommen söhlige Land, daß dort nur arme, fiebergeplagte Menschen elend ihr Leben fristen konnten; da führte der wackre Züricher Konrad Escher das schöne Werk der Linthcorrection aus, welches ihm und seiner Familie den wohlverdienten Adelsnamen „Escher von der Linth" stiftete, — seitdem bestellen gesunde, wohlhabende Leute ein durch hohe Dämme gegen Ueberfluthung geschütztes fruchtbares Land, welches die Malaria-Geißel für immer los ist.

Ein zweites wunderbar bodenständiges Leiden, Kropf und Cretinismus, zerklüftet unser Vaterland noch viel schärfer im fast genauen Anschluß an die Grenze zwischen Nieder- und Oberdeutschland, jedoch in umgekehrtem Sinne: die Niederdeutschen sind auffallend von ihm verschont, die Bewohner der Gebirgsthäler weit und breit ihm unterworfen; die äußersten Gegensätze der deutschen Bodenplastik, Niederlande und Hochalpen, bilden zugleich den negativen und positiven Pol dieser allermerkwürdigsten Krankheitserscheinung, welche uns Leib und Seele des Menschen, Wohnraum und Bewohner in tiefster, räthselvoller Abhängigkeit von einander zeigt. Nicht jeder Dickhals ist Cretin, indessen der Cretinismus tritt sehr gewöhnlich mit dem Kropfleiden in der nämlichen Gegend und wie eine Art Steigerung desselben auf, so daß Cretins in der Regel auch kröpfig sind. Der Cretin ist ein von früher Kindheit an traurig entarteter Mensch; gewöhnlich bleibt er klein, mitunter wird er kaum über meterhoch, im Salzburgischen sieht man jedoch auch großgewachsene; die Knochenbildung ist meist abnorm, die Beine krumm und so schwach, daß sie in einem stoßweißen Bärengang den Körper nur unsicher tragen; der Kopf pflegt unförmlich zu sein, zu groß oder zu klein, dabei schwach und struppig behaart, das Gesicht fahlfarben mit großem, geifernden Mund, ohne jeden geistigen Ausdruck, bisweilen von papageiähnlichem Profil; der völligen Stumpfheit der äußeren Sinne entspricht ein gänzlich unentwickelter Verstand und bis auf einen gelegentlich kurz aufflackernden Zorn die Abwesenheit jeder Leidenschaft; hochgradige Cretins, die gerade nicht immer Kröpfe tragen, bleiben hinsichtlich ihres Verstandes, ihres kaum ein paar Laute lallenden Sprachvermögens wie neugeborene Kinder und werden doch leider dabei oft in Folge von sogar großer Widerstandskraft gegen Krankheitseinflüsse recht alt. Wenn es nun schon beim römischen Dichter Juvenal heißt: „Wer wundert sich über Dickhals in den Alpen“, vor der Völkerwanderung aber noch keine Deutschen, sondern Räter und Kelten neben hereingezogenen Römern das Alpengebirge bewohnten, andererseits die erhabensten Hochgebirge ebenfalls in Asien und Südamerika Brutstätten von Kropf und Cretinismus sind, so liegt hier der weitaus interessanteste Fall von gleichartiger Wirkung geographischer Ursachen auf die allerverschiedensten Völker vor. Die Physiologie vermag sich noch wenig Rechenschaft zu geben über den Zusammenhang der Verschwellung der Schilddrüse unseres Halses mit unserer Gehirnausbildung und somit unserer Verstandesthätigkeit, zur Bekämpfung des entsetzlichen Uebels sollten aber unsere Aerzte dessen Verursachung durch ein viel umfassenderes und gründlicheres Studium seiner örtlichen Verbreitung zu erforschen suchen.

Hier muß es genügen, auf Folgendes hinzuweisen. Die Gebirge wirken offenbar nicht durch ihre Höhe schädlich, denn oberhalb 1000 Meter, der allerdings mehrfach überschrittenen Saussure'schen Höhengrenze des Cretinismus in den Alpen, wird letzterer dort entschieden nur noch selten wahrgenommen, in niedrigeren Gebirgen hört er schon weit tiefer auf, im Schwarzwald z. B. ungefähr bei 700 Meter, und außerdem steigt er bis zu ganz geringen Seehöhen hinab. Als wesentlich fördersames Moment haben wir vielmehr die schluchtige Steilwandigkeit der Gebirgsthäler zu betrachten, welche die feuchte Luft stocken läßt, Nebel bildet und lange in sich hält, vornehmlich aber den an der Thalwand emporgebauten Siedelungen das Sonnenlicht verkümmert; wo die freibewegte Gebirgsluft weht, ver-

schwindet die traurige Entartung, im Alpengebirg also weit höher als im außeralpinen Bergland; im engen Serpentinenlauf des Moselthals ist Kropf und Cretinismus ähnlich wie in den anderen tief ins rheinische Schiefergebirge eingeschnittenen Thälern recht häufig und der anmuthige Schmuck manches traulichen Moselörtchens, der beschattende Obsthain, aus dem es kaum hervorlugt, scheint oft die Plage nur zu verschlimmern, während man oben auf dem Hunsrück nichts von all der Romantik, kaum aber auch eine Spur von jenem schweren Leiden gewahrt. Nächst der Luftfeuchtigkeit und dem Lichtmangel spielen aber jedenfalls gewisse chemische Beimengungen des Bodens, folglich auch des Trinkwassers und der täglichen Nahrungsmittel eine große Rolle. Gips- und Magnesiagehalt der Quellen oder Brunnen wird hauptsächlich dabei beschuldigt, und in der That sieht man unter unseren Mainfranken und Neckarschwaben auf dem an beiden Stoffen reichen Keuper zahlreiche Kröpfige und Idioten, diese zeigen sich gleichfalls, wenn man den alten „Gipsgau" des Steigerwaldes längst im Rücken hat, unter dem Obwalten eines ähnlichen Chemismus auf dem Muschelkalk bei Würzburg, verschwinden jedoch plötzlich auf dem Buntsandstein des Spessart; wenn dagegen die Fortsetzung desselben Buntsandsteinzuges ins Schwarzwaldgebiet vielmehr eine Zunahme der Krankheitsform im Vergleich zu dem angrenzenden schwäbischen Muschelkalk aufweist, so liegt darin ein schlagender Beweis, daß die Reliefgestalt einer sonst unschädlichen Bodenart schon als solche den bösesten Einfluß zu üben vermag. Die größte Aufmerksamkeit scheint endlich der für die Heilkunde so werthvolle Umstand zu verdienen, daß Jodgehalt von Luft und Wasser wahrscheinlich all die beschriebenen Unheilsursachen aufzuheben, Jodabwesenheit umgekehrt sie alle zu verstärken, vielleicht zu ersetzen vermag. Nicht allein unsere deutschen Küsten, sondern auch diejenigen von Frankreich, ja des im Innern von Kropfleiden und Cretinismus so arg geplagten Brasiliens sind wie sämmtliche übrigen bis jetzt darauf untersuchten Gestadeländer völlig immun, selbst das mit seinen Fjordengassen und seinem den Centralalpen so nahe verwandten Gneißgestein in der Hinsicht bedrohlich aussehende Norwegen. Die Ursache solchen Glücks kann neben dem steten Luftwechsel wohl nur in dem Jod des Meeres und der Seeluft erkannt werden. Im Zusammenhalt hiermit verdient es laut betont zu werden, daß, während die jodreiche Kreuznacher Umgebung ebenso wie die von Keuper unterteufte Erfurter Stadtflur mit ihrem charakteristischen Bau der Brunnenkresse, dem bekannten jodbedürftigen Wasserkraut, auffallend frei ist von Cretinismus, dagegen an einem Hauptheerd des westdeutschen Kropf-Idiotismus, nämlich in der schönen, beckenförmig offenen Koblenzer Umgebung, wo die Dorfschaften Urbar, Metternich, Niederwörth von Alters her so furchtbar darunter zu leiden haben, ausgezeichnete Chemiker Luft wie Wasser jodfrei befunden haben, desgleichen Fully gegenüber Martigny, der im cretinreichen Wallis wohl am meisten von dem Uebel heimgesuchte Ort, nicht den mindesten Jodgehalt in seinem Trinkwasser entdecken ließ.

Doch der Lichtglanz fortschreitender Cultur scheint bereits mächtig die düstern Schatten des physisch-psychischen Unheils gebannt zu haben durch bessere Kinderpflege, Schulerziehung, gesunderes Wohnen in nicht mehr so dumpfigen, lichtarmen Stuben, vor deren kleinen Lukenfenstern womöglich der Düngerhaufen sich thürmte, namentlich aber auch durch Verminderung des Heirathens im engsten dörflichen

oder patricischen Familienkreise, durch frische Blutmischung in Folge regeren Verkehrs. Sehr bezeichnend schelten wir noch den Ungeschickten „deppisch“ oder „Tollpatsch“, den Abgeschmackten „läppisch“, — alles Ausdrücke, welche unsere Vorfahren ursprünglich nur auf die ihnen also sicher vielfach bekannten Cretins angewandt haben werden, wie noch heute in den deutschen Alpen Lappe, Deppe, Tollpatsch gleich Fex oder Drutsch das romanische Wort Cretin ersetzt. Manche unserer Gebirge, die wie der Harz früher in einzelnen Thälern beständig Kropf-Idioten erzogen, zeigen jetzt an den nämlichen Oertlichkeiten fast nur noch Dickhalsige und Kröpfige; die erwähnte Rheininsel Niederwörth, abwärts von Koblenz, welche Ende der fünfziger Jahre unter 800 Dorfbewohnern 238 Kropfleidende und volle 7 pCt. cretinisch Blödsinnige zählte, führte, als ich sie vor wenigen Jahren besuchte, in ihrer aufwachsenden Kinderschaar keine eigentlichen Idioten mehr, alle noch lebenden Cretins und Cretinen stammten aus der Zeit, in welcher das Ineinanderheirathen ganz weniger Geschlechter dort noch die Regel war und zweifellos die physisch gegebene Anlage zum Cretinismus zur blühendsten Entwicklung brachte. Niederwörth, in seiner matrimonialen Abgeschlossenheit durch ein erst in unserem Jahrhundert aufgehobenes Nonnenkloster, dem die Insel einst gehörte, beeinflußt, besteht noch gegenwärtig überwiegend aus vier Familien, so daß man sich die Noth des Landbriefboten denken kann, da noch obendrein gewisse Heiligennamen als Vornamen überaus beliebt sind; man hat daher Uebersichts halber die vielen Peter Stein, Josef Michel u. s. w. wirklich daselbst numeriren müssen. Angeerbt ist auch der jetzt erwachsenden Generation Niederwörths trotz des segensvollen Einheirathens Fremder in die Gemeinde eine eigenthümliche Schwerfälligkeit des Geistes im deutlichen Gegensatz zu den Nachbarn auf den umfangenden Rheinufern, wo mannigfaltigere Geschlechternamen schon ältere Blutmischung verrathen.

Noch einmal wird uns die Theilung unseres Vaterlandes in Ober- und Unterland bedeutsam, insofern sie theilweise harmonirt mit der Scheidung unserer Sprache in Ober- und Niederdeutsch. Niederdeutsche Mundarten erklingen bis etwa 30 Meilen von der Seeküste landeinwärts, dann erst beginnen die oberdeutschen. Die Provinz Preußen ist in Folge der sehr verschiedenen Herkunft ihrer deutschen Ansiedler dialektisch etwas gemischt; Pommern, Mecklenburg, die Mark empfingen bei der Germanisirung des ostelbischen Slavenlandes mit den niedersächsischen Einzüglern deren plattdeutsche, Sachsen und Schlesien mit oberdeutschen, namentlich thüringisch-hessischen Einwanderern deren oberdeutsche Zunge. So weit ist alles rein geschichtlich zu deuten; indessen kann es unmöglich blinder Zufall sein, daß beim erobernden Vordringen der Alemannen seit dem 4., der Baiern im 6. Jahrhundert gegen die Alpen hin sich eben jener seltsame Umschwung im Sprachbau vollzog, welchen man die Lautverschiebung genannt hat und welcher seitdem die Deutschen, wie Luther es ausdrückt, in „Ober- und Niederländer“ zerspaltet. Unberührt sind von dieser Neuerung nur die in der nördlichen Ebene verharrenden deutschen Stämme geblieben. Die Niedersachsen reden (auch wo sie ins westfälische Bergland und seit Vernichtung des altthüringischen Reiches tiefer in den Harz reichen) eine der englischen und den skandinavischen Sprachen hinsichtlich des Consonantismus verwandtere Mundart; sie sagen beispielsweise tid und breken wie der Engländer tide und to break, der Schwede tid und bräcka. Was veranlaßte nun

Alemannen und Bajovaren beim Eindringen in die südlicheren Gebirge ihr tid in zit, ihr brekan in brechan, ihr slâpan in slâfan zu wandeln, kurz zuvörderst alle Tenues zu aspiriren? Ließe sich die Vermuthung neuerer Sprachforscher erhärten, daß dem die Neigung der Bergbewohner zur Aspiration, besonders bei Gaumenlauten zu Grunde läge, so hätten wir einen klassischen Fall des Einflusses veränderter Landesnatur auf unser Volk vor uns. Und fürwahr nirgends vernimmt man in deutschen Landen so araberhafte Gurgeltöne als in den schwäbischen Bergen, vor allem in der Schweiz, wo zu St. Gallen ein Hauptmittelpunkt des in dem ältesten Oberdeutsch, nämlich in Altschwäbisch verfaßten Schriftenthums gelegen war. So ein echt schweizerisches „i chumma" — dem Bürger des physisch zum Elsaß gehörigen Basel noch fremd — steht dabei unserem „ich komme" gerade so gegenüber wie das graubündnerische „Chur" und „chasa" dem italienischen curia und casa. Am beherzigenswerthesten jedoch bleibt es, daß dieselben Franken, welche um Main und Rhein bis zur Düsseldorfer Gegend die oberdeutsche Lautverschiebung wie Hessen und Thüringer annahmen, in der ferneren Tiefebene am Niederrhein, wo wir sie zuletzt Holländer nennen, dagegen genau so wie die umwohnenden Fläminger, Friesen, Sachsen auf der alten Lautstufe verharrten, sammt letzteren übrigens auch die vom österreichischen Deutschland in den Schlußjahrhunderten des Mittelalters ausgegangene Diphthongisirung langer Vocale abwehrten, der zufolge wir im Kreise oberdeutscher Zunge Hus in Haus verwandelten, Zit in Zeit u. ä.

Viel klarer ist die Naturumgebung als Lenkerin der sprachlichen Vergleichsbeziehungen zu ersehen. Darüber ließen sich lustige Sammlungen anlegen. Ohne Zweifel geologisch sogar bedingt ist es, wenn man in der Schweiz von einem, der mit seiner Tischrede gar nicht das Ziel finden will, neckisch sagt: „er kann nit landen" — denn hätte sich die Schweiz zur Eiszeit nicht ihre herrlichen Seen bewahrt, so wäre das Wort tief im Binnenland kaum möglich. Und wenn das kleine Halligmädchen, da es den Tisch zur Uebung decken soll, die Mutter fragt, ob die Gabel gen Ost oder West vom Teller gehöre, so folgt sie nur dem dort zu Land allverbreiteten Brauch statt mit rechts und links sich nach den Himmelsgegenden zu orientiren, so natürlich für die tafelebenen kleinen Halliginseln vor Schleswigs Westküste, auf denen kein Baum das überall kreisrunde Gesichtsfeld unterbricht, von der Windrichtung aber so viel abhängt, sogar die Erhaltung des deichlos dem Meere preisgegebenen Landes.

In der Einrichtung des Wohnhauses, in der Wahl der Kleidung, der Genußmittel, ja des Lebensberufs zeigt sich trotz der hierbei weit freieren Entscheidung des Einzelnen auch in Deutschland Luft und Boden der Heimat, wenn man das Ganze ins Auge faßt, von so tonangebender Bedeutung, daß wenige Hinweise in dieser Richtung genügen werden.

Das Alpenhaus ist als Holzbau eine vortrefflich gewählte Waffe des Hochgebirglers im Kampf gegen die Unbilden der Witterung. Das Holz stumpft als schlechter Wärmeleiter die Temperatur-Extreme der Außenluft im Hausinnern ab, geht sparsam um mit der im langen Winter, oft noch in die bessere Jahreszeit hinein durch die Feuerung erzeugten Wärme und ist so leicht durchdringbar für den Luftzug, daß der strömendste Regen keine dauernde Feuchtigkeit im Wohnraum

hervorbringt. Das weit ausladende Holzdach hält den Regen ab von den offenen Galerien, den alterthümlich sogenannten Lauben, wo man Wäsche oder durchnäßte Kleidung bestens trocknen kann; der Giebel wird dabei natürlich ganz stumpfwinklig, indessen das flachere Dach mag, wenn es von den Gewittergüssen, der Schneelast des Winters zu arg mitgenommen wurde, in seinem Bretterwerk leicht bei der Waldesfülle erneut werden und läßt die wuchtigen Felsbrocken nicht rutschen, deren man wieder benöthigt ist zur Abwehr der Entdachung durch die sausende Windsbraut, welcher die breit vorragende Dachkante günstige Handhabe bietet. Im außeralpinen Deutschland finden sich hölzerne Häuser nur auf Gebirgshöhen, die mit den Alpen Klimaverwandtschaft haben, bis auf das Riesengebirge hin mit seinen Bauden. Erst in der Ackerbauregion begegnen wir dem Strohdach, welches mit Ziegel- oder Schieferdach wechselt, je nachdem die Grauwackenschiefer in der Nähe anstehen oder nicht. Im mittelgebirgigen Deutschland baut man mitunter selbst die Dörfer statt im gewöhnlichen Fachwerk ganz massiv aus Bruchstein; wo an der Altmühl die Juraformation die berühmten dünnen lichtgelblichen Kalkplatten liefert, fügt man aus ihnen sogar die Bedachung, die, um das Abschurren zu verhüten, selbstverständlich sehr flach ist. An unserer Nordseeküste, in dem andauernd feuchten Klima, baut man die Häuser weder aus Holz noch aus Bruchstein; nicht, weil hier der gen Nordwest geminderte Waldreichthum Deutschlands seinen Nullpunkt erreicht und Steine dem ganzen Marschboden fehlen, sondern weil der Backstein wie das billigste so auch das gesündeste Baumaterial daselbst ausmacht. Die rothen Thonsteine des unbeworfenen friesischen und niederländischen Hauses sind nicht der Fäulniß unterworfen, der das nicht mit Oelfarbe bestrichene Holz unter diesem grauen, höchstens hellblauen Wasserhimmel schnell erliegt, und lassen die dort seemäßig windige Luft zu steter Austrocknung der Gemächer ununterbrochen ein- und ausziehen; Bruchsteinmauern würden bei der Nässe gesundheitswidrig undurchlässig werden. Das Friesenhaus besitzt ferner, wie kein anderes deutsches Haus, naturnothwendig und darum seit unvordenklichen Zeiten die „Regenback", d. h. eine Cisternenvorrichtung zum Auffangen der Niederschläge, weil Marschland nie Quellen sprudeln läßt. Ein beneidenswerther Vorzug ist aber allen nordwestdeutschen Wohnhäusern eigen, je mehr oceanische Nebelluft sie einhüllt: die rühmlichste Reinlichkeit. Schon von Bremen ab bemerkt man im Scheuern, im Putzen der Fenster und Thürklinken eine beträchtliche Steigerung, die in Holland mit drei wöchentlichen Scheuerfesttagen, ewigem Abwaschen und Abfegen selbst der Außenwände des Hauses sammt den zierlich grün und weiß gefirnißten Fensterrahmen und -Läden zur gelinden Manie wird — ein offenbares Produkt des siegreichen Kampfes gegen die feindliche Natur, die gerade durch ihre farblosen Nebel die Sehnsucht nach künstlicher Farbenreinheit, durch ihre gehässige Vertrübung blinkender Flächen den Sinn für Sauberkeit großzog. Es ist also kein Zufall, daß die deutsche Hausfrau eben in unserem feuchtesten Küstenstrich der schönste Gegensatz wurde zur griechischen, italienischen und spanischen mit ihrem oft so schmutzigen Hausrath unter dem lichtprangenden Himmel des Südens.

Die Temperatur des Jahres, mehr noch des Winters, stuft sich bei uns viel mehr gen Osten ab, als gen Norden. In Ostpreußen braucht man die meiste Ofenheizung, weil man sich gegen ein schon russisches Festlandklima zu wehren hat,

im rheinischen Westen beginnt schon französische Kaminheizung. Gerade aber, wo der milde Anhauch des Weltmeers den Umwohnern der Nordsee Schnee und Eis kaum im Januar bescheert, das Vieh bis in den November nicht von der grünen Weide wegkommt, macht sich ein unerwartetes Bedürfniß nach Einhüllen des Leibes in Wollstoffe bemerklich. Das beruht nicht auf Verzärtelung, denn es äußert sich hierin nur das Gesetz, daß bereits mäßig kühle, dabei jedoch feuchte Luft deshalb uns frieren macht, weil Wasser ein viel kräftigerer Wärmeableiter ist, als Luft. Darum also fühlt sich die Niederländerin selbst in der kirchlichen Andacht gestört, wenn sie nicht die Fußbank mit dem Kohlenbecken-Einsatz, ihr liebes Stoofje, unter sich hat, und darum sind Wollzeuge zumal unseren Matrosen so unentbehrlich, weil deren Faser reichlicher als Pflanzenfaser oder Seide Luft birgt, welche die vom Körper empfangene Wärme conservirt, und weil sie dabei viel weniger Wasser zieht als andere Stoffe, mithin die wärmende Luft minder sich rauben läßt. Aus dem nämlichen Grunde hat sich von Jütland tief in den deutschen Nordwesten bis nach Flandern und über die Moorländereien gen Süden bis auf die torfige Rhön der Holzschuh eingebürgert, sehr nachtheilig zwar für die Grazie des Ganges, aber unübertrefflich schützend gegen die Erkältung der Füße. In den Alpen könnten die hannöverischen Holzschuhmacher nichts verdienen; da muß biegsames Sohlenleder das Klettern ermöglichen helfen, da sieht man das schottisch nackte Knie noch beim Tiroler, dem die neuere Mode lange Beinkleider zu tragen nicht frommt, weil sie beim Bergsteigen widerwärtiges Spannen auf dem Knie bewirkt. Und wo der trockene Sand des ostelbischen Diluviums, des verwitternden Buntsandsteins oder Keupersandsteins den Fuß weder näßt, noch mit Steinschärfen belästigt, da wohnen von Pommern bis in den Spessart und nach dem Rednitzland unsere Barfüßler.

Wo feuchte Luft weht, neigt der Mensch besonders zur Anwendung von Mitteln, seine Geschmacksnerven stark zu reizen durch Kauen beißender Stoffe. Das Tabakkauen unserer Küstenbewohner an Nord- und Ostsee, namentlich aber der Fischer und Schiffer, entspricht neben dem unablässigen Rauchen der Holländer gewiß dem im malaiischen Archipel so allgemeinen Kauen der Betelnuß nebst gebranntem Kalk. Die Vorliebe zu starkem Getränk, sei es alkoholischer Art oder Thee oder Kaffee, ist ebenfalls an unseren Küsten offenbar naturbedingt, theils wegen der steten Wärmeverluste des Blutes an die naßkalte Umgebung, theils wohl auch aus dem gesteigerten Bedürfniß nach Nervenanregung. Von Belgien bis nach den dänischen Inseln zieht sich der Gürtel eines Mokka's über Dorf und Stadt, mit dem der bräunlich aussehende Blümchentrank der Erzgebirgler fast blos den Namen gemein hat. Missen mag freilich einen anregenden Trunk der Deutsche des Binnenlandes auch nicht; im gesegneten Südwesten wächst unserem Volk die Begeisterung am Rebstock; wo die Sonne nicht genug Licht und Wärme zum Aussüßen der Traube spendet, labt man sich am Gebräu oder, wie ostwärts des Elbstroms, wo der Großgrundbesitz auf dem eroberten Slavenboden mit neuer Kunst Kartoffel-Latifundien verwerthen lernte, am Branntwein. Wie dämonisch sieht man da das Gewölk unseres Himmels, die Thalfurchung und Terrassirung unseres vaterländischen Bodens walten über dem Naturell der Deutschen, so grundverschieden im fröhlichen Weinland, im phlegmatischeren Bierland und dem breiten Osten unserer Tiefebene,

wo glücklicher Weise der edlere Gerstensaft den Fuselduft zu verscheuchen beginnt, mit dem die verrätherisch billige Erquickung so manche Arbeitskraft gelähmt, so manches Familienglück in der Hütte des Armen untergraben hat.

Die Stimmung des Gemüths wurzelt nebst Sitte und Gewohnheitsrecht natürlich vor allem in der Berufsarbeit. Das Hirtenleben im Gebirge, der Ackerbau in der offenen Landschaft, der Seehandel an der Küste, die Großindustrie auf den die europäische Menschheit seit Anwendung der Dampfmaschinen chinesisch verdichtenden Steinkohlenfeldern oder auf den Gebirgshöhen mit wohlfeiler Wassertriebkraft und althergebrachtem hausgewerblichen, anspruchslosen Fleiß der Bewohner, oder endlich auf dem Boden großstädtischen Verkehrs — wer möchte bezweifeln, daß dies alles ein Volk in seinem ganzen Wesen zu beherrschen und selbst eine sonst gleichartige Masse nach der Verschiedenheit der Berufszweige in eben so viele verschiedene Wesensformen hineinzubilden vermag, wie unter der Hand des Gußkünstlers derselbe Stoff das mannigfachste Gepräge annimmt. Bei der seltenen Vielseitigkeit seiner geographischen Mitgift mußte aber Deutschland mehr als alle übrigen Länder Europa's gerade in dieser Hinsicht seine Bewohnerschaft vermannigfaltigen. Wir haben unsere Liverpool und London in Rotterdam, Amsterdam, Bremen und Hamburg, unsere Manchester und Sheffield am Nordsaum unseres rheinischen Schiefergebirges, im Elsaß, in Sachsen und in Schlesien; Norwegens Fischer- und Säterleben wohnt bei uns getheilt an den nördlichen Küsten und auf den freundlichen Almen des nur uns in solcher Stattlichkeit beschiedenen Hochgebirges; mit den Obst-, Gemüse- und Weingärtnern Wälschlands dürfen sich die in unserem Süden und Westen schon messen, Rußlands Weide- und Ernte-Erträgnissen kommt im Reigen der europäischen Länder keins so nahe als unser Vaterland.

Einheit aber in der Mannigfaltigkeit ist auch umgeprägt von unserem Land auf unser Volk. Wir wollen auch hier nicht nutzlos wägen, wie viel die wesentlich gleiche Abkunft, die bis an die Schwelle der Neuzeit durchaus gemeinsame Geschichte dazu beitrug, daß unser Volk sich deutsch, d. h. zusammengehörig fühlte und deutsch blieb. Unser letzter Gedanke verweile nur noch einen Augenblick bei jener dem Wechsel nicht so wie Blutmischung und geschichtliches Verhängniß unterworfenen, in welchem Grade auch immer mit beiden zusammenwirkenden Einung durch das Land.

Sanft und doch allgewaltig lebt und webt dieses deutschen Landes Art in dem Innersten unseres Selbst; noch jeder wohl hat das empfunden, wenn er vom deutschen Boden mußte scheiden. Der Heimat stets geschautes Bild spiegelt sich noch in den scheinbar frei'sten Schöpfungen, in denen der Kunst. Oder wäre es Zufall, daß der hellste Klang der deutschen Dichtung aus unserem Bergland kam, daß Friesland nimmer sang und die Fülle deutscher Lieder da ertönt, wo's Echo hallt? Die Troubadours konnten nicht gleich unseren Minnesängern von Lenzeswonne singen, denn im Lande der Oliven kennt man unsern Frühling nicht. Wir aber haben stets den wechselvollen Schritt der Horen mitgefühlt; uns hat noch immer nach dem grauen Winter das junge Grün von Flur und Wald das Herz mit neuem Muth gefüllt, uns stählt ein nicht zu strenger Wetterwechsel Nerv und Muskel, uns weist der Schneesturm an den häuslichen Heerd; da wird schon dem Kind die deutsche Art gelehrt, daß es zu arbeiten gelte, um zu leben, denn unser

Land trägt keine Brodfrucht an den Bäumen, wohl aber guten Lohn der Mühe, Schande der Trägheit. Es sind dieselben Menschen wohnhaft von den Adlerhorsten der Alpen bis „wo am Belt die Möwe zieht". Schildere sie uns Reuter, wie sie auf Mecklenburgs nahrhaftem Boden leben, oder Rosegger aus der schönen grünen Steiermark — wir fühlen uns ihnen wohlverwandt als Söhnen deutscher Erde. Erst hinter Brügge, hinter Memel erlischt das deutsche Heerdfeuer trauter Häuslichkeit. Wohl walten andre Fürsten, andre Staatsgesetze über diesem deutschen Frieden da und dort, doch wollte ein neuer Cäsar an die Niederlande feindlich rühren oder fremde Gewalt arglistige Pläne schmieden auf die alte Lösung der Schweiz, die neue und doch auch naturgemäße Oesterreichs aus unserm Reichsverband, dann würd' es rufen von dem Fels zum Meere:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

Wolf Graf Baudissin.

Rückblicke auf sein Leben

von

Emil Naumann.

Dresden.

Wieder ist einer jener Veteranen der deutschen Literatur dahingegangen, die noch Zeugen der großen Zeit waren; einer jener wenigen Mitlebenden, die mit Bewußtsein Schillers Tod beklagten, Goethe als rüstigen Mann kannten und Jung-Deutschland blühen und fallen sahen! — Am 4. April starb zu Dresden Wolf Graf Baudissin, hoch verehrt von Allen, die jemals in Beziehung zu ihm traten. — Seine literarischen Verdienste zu würdigen, haben sich berufene Federn gefunden; wir verweisen in dieser Beziehung auf die deutsche Rundschau (Hermann Hettner), die Gegenwart (Paul Lindau) und die Hamburger Nachrichten (Rob. Waldmüller). Lassen Sie mich, der ich Baudissin seit meiner Kindheit kannte, Ihnen ein Bild des Menschen geben; ein Bild eines durchaus vollendeten, harmonisch in sich abgeschlossenen Daseins, wie es nach innen und außen hin selten schöner gelebt wurde. Freilich waren alle Vorbedingungen hierzu gegeben. Auf den Höhen des Lebens aufgewachsen, sorgfältig gebildet und erzogen, blieb ihm die Sorge und Noth des Tages erspart! Aber wie Vielen wird dies zu Theil, und wie Wenige wissen „die Reihe guter Tage" würdig zu tragen, edel auszufüllen.

Wolf Baudissin wurde am 30. Januar 1789 zu Kopenhagen geboren und verlebte seine ersten Jugendjahre abwechselnd dort oder auf Rantzau in Holstein, dem Gute seines, in dänischen Kriegsdiensten stehenden Vaters. Derselbe wurde im Jahre 1801 dänischer Gesandter in Berlin, woselbst Wolf schon im 13. Jahre die Vorlesungen A. W. Schlegels mit Nutzen besuchte. Seine Erziehung leitete Kohlrausch, sein Lehrer im Französischen war Ancillon. Er bezog 1805 die Universität Kiel und 1806 Göttingen, später noch Heidelberg. Dem Wunsche des Vaters folgend, schlug er die diplomatische Laufbahn ein und ging demzufolge zuerst auf drei Jahre nach Stockholm, von wo er 1813 abberufen wurde, um an

einer Gesandtschaft an Napoleon Theil zu nehmen. Seine Sympathien für Deutschland hinderten ihn, dem Befehle nachzukommen, und die Folge war eine halbjährige Inhaftirung in Friedrichsort. Jedoch schon das nächste Jahr sah ihn wieder in Thätigkeit. Er ging mit Graf Bernstorf ins österreichische Hauptquartier und nach Paris. Von der Theilnahme am Wiener Congreß hielt ihn der Tod seines Vaters ab, der als Gouverneur von Kopenhagen starb. — Wolf trat das Majorat an und übernahm mit demselben neben den Rechten auch die Pflichten eines Familien-Oberhauptes, und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Er vermählte sich damals mit seiner Cousine, einer Gräfin Julie Baudissin, mit der er während der Jahre 1820 bis 1823 reiste und in Italien lebte. Erst im Jahre 1827 wählte er Dresden zum dauernden Aufenthalte, und hier war es auch, wo er die Gattin verlor. Eine Reise nach Griechenland und Constantinopel sollte ihm wohl über die Oede und Traurigkeit jener Zeit mit hinweghelfen. Seine zweite, beinahe vierzigjährige Ehe wurde ebenfalls in Dresden geschlossen, und er verlebte mit seiner Gattin Sophie, geb. Kaskel, die Jahre seitdem theils hier, theils in Rantzau und in Wachwitz, einem Dörfchen an der Elbe, wohin eine reizende Besitzung ihn alljährlich im Frühling lockte. — Während mehr als einem Menschenalter nur ein einzigesmal von der Gattin getrennt (und auch dann nur auf wenige Stunden), von ihrer sorgsamsten Liebe gehegt und gepflegt, schien es, als ob Alter und Tod ihn vergessen hätten. — Da zeigten sich im vergangenen Sommer die ersten Beschwerden, die er in liebenswürdigster Weise ertrug und nach und nach schwand er dahin wie ein schöner Sommertag zur Neige geht; die Sonne ist untergegangen, aber noch lange nachher zeigen rosige Wolken die Stätte an, wo sie dem menschlichen Auge entschwand. — „Der Tod hat ihn fortgeküßt", sagte ein ihm nahe stehender Freund!

Das sind die äußeren Umrisse seines Lebens; sehen wir nun, wie er dasselbe, indem er es durch reiches Können, ernstes Wollen und edles Thun ausfüllte, zu einem wahrhaft idealen Dasein gestaltete. — Sorgfältige Leitung, vor Allem aber eigene, vielfache Begabung öffneten ihm schon früh die Augen für alles Schöne, sei es in der Natur, sei es in der Kunst. — Seine Geburt und Stellung im Leben brachten ihn mit „den Besten seiner Zeit" in Berührung; aber daß aus diesen Begegnungen und Berührungen dauernde Freundschaften wurden, daß in den Jahren seiner Jugend die Menschen mit Liebe, in denen seines Alters mit Verehrung an ihm hingen, das war die Folge seines liebenswürdigen, milden, und jedem Unreinen abholden Charakters! Schon zeitig entwickelte sich in dem bezaubernden Knaben (es existirt im Familienbesitz ein Bild aus jenen Tagen von wahrhaft idealer Schönheit) der Sinn für Melodik und Rhythmik; ein Sinn, der ihn früh zur Musik, früh auch zur Wiedergabe klassischer Dichterwerke anderer Nationen in metrischer Uebersetzung trieb! So spielte er Sebastian Bach schon in seinem zehnten Jahre mit Eifer und einer für den Knaben seltenen Vollendung, und schloß im Jahre 1804 eine Uebersetzung von Shakespeare's Lear ab, die nicht nur seinen Eltern, sondern auch A. W. Schlegel die größte Freude bereitete. Er hatte sich, wie man sieht, frühzeitig die beiden Schutzheiligen seines Lebens gewählt: Bach und Shakespeare, die ihn durch mehr denn zwei Menschenalter treu begleiten und deren Cultus er in keinem Moment untreu werden sollte. — Wenn er dem von

ihm bewunderten Großmeister der Fuge nur im stillen engen Kreise seine Huldigungen darbrachte, so verstand er ihn darum nicht minder, folgte seinen Schöpfungen nicht weniger liebevoll und eingehend, als denen „Meister Williams". — Ich glaube, daß ich vor Allen dazu berufen bin dies auszusprechen, wenn ich an jene unvergeßlichen Tage und Wochen in Bad Creuznach denke, wo er dem heranwachsenden Knaben auf Spaziergängen und am Flügel das Verständniß für den großen Tonmeister und dessen „wohltemperirtes Clavier" öffnete. Und wie ich ihm mein Handexemplar dieses Evangeliums des Clavierspiels verdanke, so war er es (wenn ich von Gottfried Kinkels Gattin Johanna absehe) allein, der damals die Liebe und Verehrung, den ersten Keim zur wahren Würdigung des alten Cantors von St. Thomas zu Leipzig in mein Herz senkte, wofür ich ihm noch über das Grab hinaus meinen Dank nachrufe. — Wie er den Meister der Töne in seinen Jugendbriefen nie anders als den „heiligen Sebastian" nannte, wie er ein bedeutendes Geldgeschenk seiner Mutter dazu bestimmte, ein Paar seiner Lieblingswerke desselben in einer neuen Auflage herauszugeben, so wuchs mit den Jahren auch die Gabe, in den wunderbaren formalen Aufbau und in die unvergleichliche polyphone Technik der Arbeiten Bachs einzudringen, dessen Werke, die er ihrer Mehrzahl nach gründlich kannte, er auch nach diesen Seiten hin mit feinstem Verständniß zu beurtheilen wußte. — Aus jener innigen Theilnahme an dem einen unserer musikalischen Heroen entwickelte sich aber nun selbstredend die an den anderen Tondichtern unserer deutschen Genie-Epoche. — Er kannte, liebte und beurtheilte die Werke Händels, Glucks, Haydns, Mozarts und Beethovens nicht wie ein Dilettant, sondern fast wie ein Musiker. Wesentlich trug dazu in früheren Jahren wohl die eigene emsige Ausübung der Tonkunst bei (Baudissin war ein gediegener Clavierspieler), sowie der Aufenthalt in den großen Hauptstädten und das vielmalige Hören der Meisterwerke von den besten vorhandenen Kräften. — In späterer Zeit aber, als er selbst nicht mehr ausübend wirkte, erhielt sich seine warme Theilnahme an der Tonkunst durch den innigen Verkehr mit seiner ungewöhnlich musikalisch begabten Gattin, die, selbst eine feine und brillante Clavierspielerin, es liebte, ihm im Verein mit executirenden Künstlern ersten Ranges, wie Fürstenau, Grützmacher und Lauterbach, von Zeit zu Zeit treffliche Clavier- und Kammermusik vorzuführen, und zwar nicht nur Schöpfungen unserer Classiker, sondern zugleich Werke jüngerer Talente, von Chopin, Mendelssohn und Schumann an, bis auf Brahms und St. Saëns. Und wie Baudissins liebevolles und vorurtheilsloses Gemüth sich in jeder Lebenslage documentirte, so auch hier. Nicht mit der Geringschätzung gegen die Bestrebungen der Gegenwart, die den Altclassiker kennzeichnet, hing er an den Werken seiner großen Alten, auch den neueren Meistern brachte er ein offenes Auge und ein offenes Ohr entgegen und würdigte ihre Gaben nach Verdienst. — Nur von der neuromantischen Schule wandte er sich einigermaßen ab. Dem edlen reinen Sinn des Meisters der Form mag der formlose und häufig trübe Inhalt so mancher Producte jener Kunstrichtung wiederstrebt haben, und so verschloß er sich dagegen, indem er sie einfach nicht hörte, wodurch ihm, neben dem Unschönen, freilich auch manches Bemerkenswerthe und Bedeutende entging. Welch ein Lebensbedürfniß ihm die Musik gewesen, ja, wie sie, neben der Poesie, ihm Lebensluft war, zeigt

wohl am besten, daß es der größten Ueberredungskunst bedurfte, ihn, den fast Neunzigjährigen, noch im vergangenen Winter vom Besuche des „Fidelio“ abzuhalten, sowie eine Aeußerung, die er in der letzten von ihm besuchten Trio-Soirée that, in welcher er, als man ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete: „Ich fühle mich wie im Paradiese“. — Das letzte Vocalwerk, das er hörte, war der Herakles von Händel, der am 2. Januar dieses Jahres unter meiner Direction in Dresden zur Aufführung gelangte, und tief beziehungsvoll wird es mir bleiben, daß Georg Henschel gerade die herrliche Arie sang: „Mein Name wird für alle Zeiten hell im Glanz der Ehren stehen“, als er den Concertsaal verlassen mußte.

So entwickelte sich in ihm die Musik, aber neben und mit ihr die Poesie, von der er ganz durchdrungen war. Baudissin war nicht, was man ein, in einer ungewöhnlich stark hervortretenden Art produktives Talent nennen könnte, sondern vielmehr. wie Goethe einmal so schön sagt: „eine im besten Sinne anempfindende Natur.“ — Nicht das, was er selbst schuf, sondern dasjenige, was er uns von den großen Dichtern fremder Nationen als Uebersetzer zugänglich machte, sichert ihm einen ehrenvollen und dauernden Platz in der deutschen Literatur. — Er hat uns in seinen Mannesjahren dreizehn Stücke von Shakespeare (in der Schlegel-Tieck-schen Uebersetzung), er hat uns als Greis den ganzen Molière in deutscher Sprache wiedergegeben, ja man darf wohl sagen, wiedergeschaffen. — Mag man über die Art seiner Uebersetzung Shakespeares streiten, mag man den Jambus vertheidigen oder verdammen, in den er die Molière'schen Alexandriner verwandelte: es bleiben die Arbeiten eines Dichters. Sie unterscheiden sich von vielen anderen, wie sich ein guter Kupferstich nach einem Meisterwerke von einer Photographie unterscheidet; und wie die Morghen'schen Stiche der Stanzen, der Longhi'sche Stich des Sposalizio, der Müller'sche der Sixtina, selbständige Kunstwerke sind, so Baudissins Uebersetzungen, die auch das mit den genannten Blättern gemein haben, daß sie zur Verbreitung des Verständnisses großer Meister nicht zum kleinsten Theil mitgewirkt haben. Wunderbar mag es scheinen, daß es erst in den letzten Jahren im großen Publikum bekannt wurde, daß Baudissin in Gemeinschaft mit Tieck und dessen Tochter Dorothea die Shakespeare-Uebersetzung vollendete. — Baudissin war zufrieden, daß Tieck im letzten Bande derselben ihn als Mitarbeiter nannte und verzichtete, in seiner selbstlosen Weise, auf jeden äußern Lohn und Ruhm. — In der Poesie ging es ihm, wie in der Musik: um den Hauptheiligen gruppirten sich Geistesgenossen und wurden mit gleicher Liebe und gleichem Verständniß verehrt. Ein angeborenes Talent für Sprachen, ein eiserner Fleiß und ein wunderbares Gedächtniß ließen ihn alte und neue Sprachen mit gleicher Leichtigkeit beherrschen und sich zu eigen machen. Rechnet man dazu eben jene anempfindende Natur, der es gegeben ist, die Gefühle und Gedanken des Dichters bis in die feinsten Regungen der Seele, die zartesten Nüancen des Ausdrucks hinein zu verfolgen, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm Homer und die Griechen, Virgil, Horaz und Terenz ebenso in Fleisch und Blut übergegangen waren, wie Italiens Dichter der Früh- und Spät-Renaissance und wie hauptsächlich unsere eigenen großen Schriftsteller und Poeten. Wenn man ihn über Goethe sprechen hörte, meinte man, seine ganze Zeit müsse dem Studium dieses einen gewidmet sein, bis er sich mit demselben Verständniß, der-

selben Kenntniß und gleichem Geschmack über einen andern Dichter äußerte! Und wie in der Musik, waren es nicht die Alten allein, denen er Liebe und volles Verstehen entgegenbrachte; wie manche unserer Modernen haben sich einer eingehenden Kenntniß ihrer Werke seinerseits zu rühmen gehabt. Auerbach, Roquette, Geibel, Heyse, Freitag, Lindau, Duboc erfreuten sich seiner persönlichen Freundschaft, und er verfolgte ihre Werke mit regstem Interesse. Er war überdies einer jener seltenen Freunde, die unsere Sachen nicht nur lesen, sondern kaufen! — Und dann vor Allem Eines! Nie habe ich ihn jemals über einen Mitlebenden eine schonungslose Kritik aussprechen hören. Er stand über den Parteien und urtheilte sine ira et studio. Kleinem Neide und selbstgefälliger Eitelkeit war seine innerlich vornehme Natur gleich unzugänglich, und gerade dies machte ihn zu einem so objectiven und unbefangenen Beurtheiler neuer Schöpfungen. Kannte er doch selbst zu wohl die Schwierigkeiten, unter denen ein Kunstwerk entsteht, um es so ohne weiteres über Bord zu werfen! — Von den Mitlebenden aber ist ihm vor Allen Einer zu größtem Danke verpflichtet, der Franzose Francois Coppée, von dem er einige dramatische Kleinigkeiten in meisterhafte deutsche Verse übertrug und sie so der deutschen Bühne zugänglich machte. Das letzte kleine Schauspiel Coppée's: „Der Geigenmacher von Cremona", hält sich, sowohl in Berlin als Dresden, dauernd auf dem Repertoire, ein Vorzug, den es zum großen Theile der Baudissin'schen Uebersetzung, der Uebersetzung eines Mannes von 87 Jahren verdankt.

Es ist nöthig hier noch zu erwähnen, daß Baudissin auch zu den bildenden Künsten in dem Verhältniß eines gründlichen und einsichtsvollen Kenners stand. Architektur, Plastik und Malerei interessirten ihn in gleicher Weise und ich glaube, daß, außer Dresdens schöner Natur und der Anwesenheit Tiecks, auch die Dresdener Galerie ihn mit dazu bestimmte, sich in Elbflorenz ganz niederzulassen. Aber auch hiermit waren die weiten Kreise seiner Antheilnahme noch nicht erschöpft. Neben Musik, Poesie und bildender Kunst war es vor allen Dingen die Politik, die ihn beschäftigte und der er mit regstem Interesse folgte. Obgleich durch sein Majorat dänischer Unterthan, war er von deutschester Gesinnung und hat manches äußere und innere Opfer derselben dargebracht. — Wie er sich im Jahre 1813 einer im antideutschen Sinne angeordneten Sendung an Napoleon entzog und dafür auf der Festung büßte, so hatte seine deutsche Richtung im ersten holsteinischen Krieg eine zeitweilige Confiscation der Einnahmen seiner Güter zur Folge, um so mehr, da sein Bruder, der treffliche, von einer dänischen Kugel bei Kolding schwerverwundete General Otto Baudissin, zu den höheren Befehlshabern der schleswig-holsteinischen Armee gehörte. Unter den schwierigsten Verhältnissen und mit feinstem Tact blieb er seiner Gesinnung auch im Jahre 1866 treu, trotz seines nahen langjährigen Verhältnisses zum König Johann von Sachsen, dessen geistvoller und von tiefer Gelehrsamkeit zeugender Dante-Uebersetzung er nicht fernstand. Der Aufrichtung des deutschen Reiches, den Erfolgen Bismarcks zollte er den regsten Antheil und das wärmste Interesse und tief beglückte ihn die endliche Erfüllung aller der Hoffnungen, die schon in den Jahren 1814 und 15 des Jünglings Brust bewegten. — Der Culturkampf beschäftigte ihn lebhaft, ebenso wie die socialdemokratische Frage. In dem letzten Kriege stand er, obwohl nationalliberal, gleich den meisten seiner Gesinnungsgenossen, die im Panslavismus nicht

Deutschlands künftigen Alliirten zu erblicken vermögen, auf der Seite der Türkei. Ein Mann, dessen reger Sinn in dieser Weise an Allem, was seine Zeit bewegte, Antheil nahm, dem die Mittel zu einer schönen Geselligkeit zu Gebote standen, mußte für das geistige Leben Dresdens selbstverständlich ein Mittelpunkt werden, und so sehen wir denn auch in seinem Hause die Koryphäen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft verkehren: ebensowohl diejenigen, deren dauernder Aufenthalt Dresden war, als solche, die es nur zeitweilig aufsuchten. Jedem aber, dem das Glück zu Theil ward, in kleinem Kreise, in heiterem Gespräch oder bei guter Musik, dort einige Stunden zuzubringen, wird der Eindruck geblieben sein, daß er sich in einer Sphäre höchster Bildung und befruchtenden Interesses bewegt und erquickt habe.

Sehen wir nun auf dies reiche, schöne, in weite Kreise hinein befruchtend wirkende Leben zurück, so erscheint es wohl nicht ungerechtfertigt, wenn wir dasselbe oben als ein in seltener Weise harmonisch in sich abgeschlossenes bezeichneten. Dürfen wir auch nicht den Schleier lüften, den er selbst voll Bescheidenheit und Edelmuth über so manches Werk rührenden Wohlthuns gebreitet hatte, so sei es uns wenigstens gestattet im Allgemeinen anzudeuten, daß auch diese Seite seines Wesens nicht hinter den anderen schönen Vorzügen seines Charakters zurücktrat, und daß er manche Thräne getrocknet, manchen heimlichen Wunsch befriedigt und erfüllt hat! — So können wir Alle, die ihm nahe standen, nur Gott danken, daß er die Dauer seines Erdenlebens bis auf das längste Maß ausdehnte und ihm bis zu dessen äußersten Momente das Glück geistiger Frische und Empfänglichkeit gewährte. Er konnte in der letzten Zeit nicht mehr selbst lesen. Es theilten sich daher seine Gattin, deren treffliche Schwester und eine treue Freundin in das Amt, ihm das Neueste und das Alte vorzulesen. Jede von ihnen aber hatte ein bestimmtes Buch und las zu einer anderen Tageszeit. — Als ihn nun Jemand verwundert fragte: Verwirrt Sie dies nicht? antwortete er lächelnd: „Mein Gedächtniß gleicht einem Kutscher, der vierspännig fährt und doch alle Pferde auseinanderhält". — Wohl ist es ein Liebling der Götter, dem ein derartiges Glück im 89. Jahre gewährt wird, und wohl ist es werth ein solches Leben kennen zu lernen und ihm ein Denkmal in unser Aller Gedächtniß zu setzen. Ist doch nirgendwo das Dichterwort zutreffender, als bei Baudissin:

Denn hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Rundschau über das nationale Leben.

Zur inneren politischen Lage.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Das junge deutsche Reich hat kaum einen Augenblick von der Bedeutung und Schwierigkeit, wie den gegenwärtigen (4. Juni) gehabt. Eben sind drei Wochen verflossen, daß wir Zeugen wurden des scheußlichsten Mordversuches auf das Leben eines Monarchen, der durch seine Persönlichkeit, sein Alter, seine Verdienste um das Vaterland, wie wenige Regenten vor ihm, den vollsten Anspruch auf die Dankbarkeit der ganzen Nation hat; es mußte jeden Deutschen mit tiefem Schmerz erfüllen, daß sein Vaterland solche Scheusale birgt. Außer Zweifel war, daß die Umsturzideen, welche vor Allem systematisch von den Organen der Socialdemokraten in die Masse geworfen werden, Geist und Gemüth des Verbrechers verwirrt haben. Der Bundesrath legt vor den Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen. Mit Ausschluß der Socialdemokraten erklären in den Verhandlungen des 23. und 24. Mai sich alle, die konservativen und liberalen Parteien und auch das Centrum mit Entschiedenheit gegen die Bestrebungen der Socialdemokraten; der Gesetzentwurf selbst wird gleichwohl aber mit 243 Stimmen gegen 60 abgelehnt; nur die Conservativen und zwei Nationalliberale stimmen dafür, sechs enthalten sich der Abstimmung. Noch war der Jubel über die glückliche Errettung des allverehrten Kaisers nicht überall verhallt, noch fuhr man fort, Gott den Dank ob dessen feierlich darzubringen, da traf am 31. Mai unsere junge Marine in dem Untergang des „Großen Kurfürsten", eines unserer großen Panzerschiffe, und mit ihm in dem Tode Hunderter seiner Mannschaft einer jener furchtbaren Schläge, deren Größe wegen des Verlustes an Menschen und Vermögen nicht leicht zu vergessen sind. Und noch hatte man sich von dem Schrecken nicht erholt, als am 2. Juni die Kunde von dem neuerlichen Mordversuche gegen das Leben des kaiserlichen Heldengreises und dessen Verwundung die Herzen aller Deutschen mit unsäglichem Schmerz erfüllte. Wären diese Ereignisse allein geeignet, die Situation trübe zu gestalten, so tritt Anderes hinzu. Mit eigenthümlichen Hoffnungen traten namentlich die liberalen Parteien in die eben ausgelaufene Reichstagssession ein. Wurde auch das, was in Varzin bei dem wiederholten Auf-

enthalte des Herrn von Bennigsen gesprochen, verhandelt, vielleicht in Aussicht gestellt oder als solches angenommen wurde, niemals klar und präcis zur Kunde aller gebracht, die Hoffnung auf der einen, der Schmerz auf der anderen Seite, zwei oder gar drei „Führer der Nationalliberalen" wurden Ministerposten in Preußen und als deren Anhängsel, oder, wenn man will, als Motiv, hervorragende Stellen in der Reichsregierung einnehmen, gab dem Beginn der Session ihre absonderliche Färbung. Da kommt die Tabaksteuervorlage, die Erklärung des Fürsten Bismarck zu Gunsten des Monopols, die gleiche von Seiten des damaligen preußischen Finanzministers Camphausen, Erörterungen beider, das Fortspiel im preußischen Abgeordnetenhause: Vorlage des Gesetzentwurfs über den neuen Posten eines Vicepräsidenten des Staatsministeriums, eines eigenen Eisenbahnministers, und die Scheidung der Domänen und Forsten aus dem Ressort des Finanzministers unter gleichzeitiger Zutheilung an den Ackerbauminister. Der preußische Finanzminister, der Handelsminister, der seit Monaten auf Urlaub befindliche Minister des Innern treten ab und werden durch neue ersetzt; von den Gesetzesvorlagen geht nur die über die Vicepräsidentschaft durch. Es war mittlerweile der anfängliche rosige Hoffnungsschimmer einer Atmosphäre gewichen, die so ziemlich der in den Hundstagen einem recht starken Gewitter voraufgehenden gleicht. Eine neue Vorlage über die Stellvertretung des Reichskanzlers wirkt wohl abkühlend aber nicht bessernd, die anderweite über Vornahme einer Enquete bezüglich der Tabaksfabrikation wird dergestalt modificirt angenommen, daß der Zweck, welcher allgemein als Motiv der Vorlage angesehen wurde, nämlich die Beschaffung des zur Vorbereitung und Begründung des Gesetzes über Einführung des Tabakmonopols erforderlichen Materials kaum mehr erreicht werden wird; mit unzweideutigen Worten weist die nationalliberale Fraction das Monopol von sich, ein Gleiches geschieht von anderer Seite. Als sei des Zündstoffs noch nicht genug, mußte die eclatante Zurückweisung des Gesetzentwurfs über die Socialdemokraten erfolgen. Und bei diesen Dingen bleibt's nicht. Niemand kann verkennen, daß eine schwere wirthschaftliche Noth auf Deutschland drückt; die Ansichten und Absichten über das, was fromme, gehen schroff auseinander. Wer Schutz für nöthig hält und wünscht, glaubt nach losen Andeutungen des leitenden Staatsmannes und anderer seine Zeit gekommen und sieht schon die wirthschaftliche Umkehr nahen; das ist aber genug, um die Freihändler aus Princip aus Rand und Band zu bringen, mindestens das Gespenst einer wirthschaftlichen Reaction zu sehen. Ihm aber geht voraus oder folgt nach das der politischen Reaction. Die Gedanken an Reichstags- und Landtags-Auflösung, Octroyrung u. dergl. schwirrten durch die Luft. Um den Wirrwarr voll zu machen, gesellte sich noch ein Element als gährendes hinzu, welches leider so häufig statt des Wandelns im Lichte, wie es sollte, im Trüben fischt. Der scheinbare Anlauf, welchen der neue Pontifex Leo XIII. nahm, sich von dem Schimpfen, Fluchen, Poltern und Lästern seines Vorgängers zu emancipiren, seiner Kirche den ihr so nöthigen Frieden zu sichern durch vernünftige Fügung in die Thatsache, daß sich Papst und römische Klerisei im neunzehnten Jahrhundert und in einer Welt befinden, die keine „geistlichen Staaten" mehr kennt, ließ die Hoffnung entstehen, es werde damit der „Culturkampf" beendigt. Daran knüpften sich sofort eigenthümliche Erscheinungen. Es gab Leute, welche die Einen, die gemäßigten oder

Digitized by Google

„staatsmännischen" Ultramontanen, denen die Kaplansgeisel doch nachgerade zu scharf ins Fleisch schneidet, schon in treuem Bunde Hand in Hand gehen sahen mit der Reaction, eingedenk alter Zeiten, wo in Preußen der Oberpräsident und römische Bischof auf die Wahlen in einträchtigem Geiste einwirkten und Herr Jörg der begeisterte Anhänger Bismarcks war; Andere freuten sich schon über den Zerfall einer Partei, aus der mit der „Knechtung der Kirche" das Band entfallen müsse, welches rothe Kapläne, frondirende Welfen, mißvergnügte Geheimräthe, fromm gewordene Kavallerieoffiziere, pensionirte Krämer, Grafen und Freiherren u. dergl. m. zu einer Gesellschaft verbindet, welche in der Opposition gegen die Staatsgewalt das einzige positive Band besitzt. Die Sturmböcke der Partei selbst wiesen jede Aussöhnung zurück, so lange der preußische Staat nicht winselnd zu den Füßen des Unfehlbaren liege, was praktisch darauf hinauslaufen müßte, daß wieder wie vor 1872 der „geistliche Herr" sein allgewaltiges Regiment von „Unter den Linden Nr. 4, Berlin W." bis in die Dorfschule hinein erstrecke. Alle diese Befürchtungen wie Hoffnungen scheinen verfrüht; die extreme Partei scheint den „Stellvertreter Gottes" wieder auf den richtigen Weg gebracht zu haben, zum Theil schon seine Encyklika, mehr noch seine Reden an die „Pilger", namentlich an die Deutschen, die Belobungsdecrete an die katholischen Universitäten u. s. w. beweisen, daß ein anderer Leib unter die Papstmütze gekommen ist, der alte Geist aber in diesen eingekehrt ist. Der Vulkan, auf dem der preußische Cultusminister steht, empfängt seine Hauptnahrung von einer anderen Seite. Vorerst wird man wohl den Brand noch löschen.

Je unerfreulicher diese Lage ist, desto mehr wird sich das Bestreben lohnen, zu deren Klärung beizutragen. Zwei Punkten wollen wir heute eine nähere Betrachtung widmen, den Maßregeln gegen die Socialdemokratie und der Steuerfrage, weil von der glücklichen Lösung der in Betracht kommenden Fragen das einträchtige Zusammengehen von Reichstag und Bundesrath oder Reichskanzler abhängt. Wir haben uns schon im November 1877 (Jahrg. II. H. 2. S. 137 ff.) der „Deutschen Revue" rückhaltslos für Beseitigung der Matricularbeiträge aus politischen und anderen Gründen erklärt. In der Debatte über die Vorlage wegen der Besteuerung des Tabaks haben alle nationalliberalen Redner diesen Gedanken, der schon 1869, 1872 und 1875 von derselben Seite zum Ausdruck kam, im wesentlichen angenommen; man ging noch weiter. Herr v. Bennigsen sprach sich am 5. März (Stenogr. Ber. S. 334) wörtlich dahin aus: „Die Steuervorlage muß so große Summen bringen nach meiner und meiner Freunde Auffassung, daß damit wirklich Erleichterungen möglich sind für die Einzelstaaten. Sie müssen die Matricularbeiträge entweder ganz beseitigen oder zum großen Theil, im weiteren Verlaufe sogar die Möglichkeit gewähren, an einzelne Staaten noch Summen abzuführen, was ich durchaus nicht für eine extravagante Ausnahme halte." Während aber die Herren v. Stauffenberg (Ber. S. 128 fg.) und Dr. Lasker (das. S. 159) als Bedingung jeder Steuerreform durch das Reich forderten, daß „das Steuerbewilligungsrecht im Reiche und in allen Einzelstaaten gewahrt sei", hat Herr v. Bennigsen (das. S. 335) sich damit begnügt zu fordern, „daß die großen Mehreinnahmen, welche aus den indirecten Steuern durch neue Reichsgesetze gewonnen werden sollen, mit den sich ergebenden Erleichterungen, welche sie an den

Matricularbeiträgen oder durch directe Zuführungen von Summen aus dem Reich den Einzelstaaten gewähren, — daß diese Mehreinnahmen resp. die Minderausgaben zu denjenigen Erleichterungen durch Uebertragung von Steuern an die Communen oder durch jährliche Erleichterungen in den Personalsteuern benutzt werden, welche die Landesvertretung in den einzelnen Ländern für nöthig erachtet." Wir haben nur einen praktischen Weg, das gewollte Ziel: Erleichterung der Einzelstaaten und Stellung des Reichs hinsichtlich seiner Einnahmen auf eigne Füße, zu erreichen, nämlich die Vermehrung der indirecten Abgaben. Ein solcher ist in der unzweifelhaft zulässigen bedeutenden Erhöhung der Tabaksteuer, einer mäßigen Erhöhung der Zuckersteuer und in der Uebertragung weiterer Stempelsteuern auf das Reich gegeben. Will man aber Erhöhung der Reichseinnahmen, so muß man die Beseitigung der Matricularbeiträge anstreben. So lange man das nicht will, kann man jedem Versuche, höhere Einnahmen zu schaffen, den Mangel eines Bedürfnisses entgegen setzen. Will man aber jene Beseitigung, so tritt die weitere constitutionelle einzelstaatliche Frage ganz in den Hintergrund. Denn wenn Preußen in Folge erhöhter Reichseinnahmen zwanzig Millionen Mark an Matricularbeiträgen weniger, oder wenn es gar keine zu entrichten hätte, so ist die Bestimmung über die Verwendung der ersparten Gelder Sache der Landesvertretung. Daß für eine solche Bestimmnng die Rechte der Landesvertretung gewahrt werden, ist ganz selbstverständlich. Vom politischen Gesichtspunkte aus wäre es aber ein gewaltiger Fehler, die Erhöhung der Reichseinnahmen davon abhängig zu machen, daß Garantieen für die Wahrung der Rechte der Landesvertretungen gegeben werden. Wer soll diese geben? Der Reichskanzler und die anderen preußischen Minister, welche Mitglieder des Bundesraths sind, haben weder im Bundesrathe noch im Reichstage Recht oder Pflicht, specifisch preußische Fragen zu lösen. Wer kann sie fordern? Weder der Reichstag, noch die Mitglieder der preußischen Landesvertretung, welche zugleich Mitglieder des Reichstags sind. Was man zu fordern befugt ist, besteht darin, daß der Reichskanzler sich persönlich anheischig mache, Alles zu thun, um die Rechte der Landesvertretung zu sichern. Mehr kann man nicht verlangen, der Reichstag ist nicht der Ort, preußische Schmerzen zu lindern. Wenn man also Herabminderung der Matricularbeiträge will, darf man nicht im selben Athemzuge diese von Dingen abhängig machen, welche das Reich nicht berühren. Und noch weniger scheint es mir vom politischen Gesichtspunkte aus geboten oder richtig zu sein, wenn man sagt: ich bewillige nur neue Reichseinnahmen, wenn diese sehr viel einbringen, vielleicht sogar gestatten, an die Einzelstaaten Summen abzuführen. Wie soll man politisch überhaupt motiviren, daß das Reich mehr Einnahmen beziehe als es nöthig hat, daß das Reich die Reichsbürger besteuere, um die Einzelstaaten zu beschenken. Eine vernünftige Staatsfinanzpolitik geht nicht darauf aus, überfließende Kassen zu haben; die Zeit, wo man den preußischen Finanzminister bejubelte, wenn er, auf die Tasche klopfend, sagen konnte: meine Herren, ich habe zwanzig Millionen Ueberschuß, wird hoffentlich nicht wiederkehren, nachdem sich gezeigt hat, wohin es führt, wenn man in Hast Staatsanlehen zurückzahlt und dadurch die Gewinnsucht anlockt. Was der Staat an Steuern seiner Bürger nicht nöthig hat, das können diese selbst sehr gut verwenden; wer Geld erspart, kann es selbst anlegen, der Staat braucht es ihm

Digitized by Google

nicht abzunehmen. Meines Erachtens ist jede Reichsfinanzpolitik, die auf ein Anderes abzielt, als auf die Beseitigung der Matricularbeiträge, respective, da die Ausgaben schon steigen werden, auf Beschaffung der nöthigen Einnahmen, oder darauf, von den Einzelstaaten Ausgaben auf das Reich zu übernehmen, sobald letzteres dauernde Ueberschüsse hat, eine politisch verfehlte. Wer aber das hier vorgesteckte Ziel will, der braucht nicht zu warten, bis ein Ideal vorgelegt wird. Um die Matricularbeiträge zu beseitigen, bedarf es schon fruchtbringender indirekter Steuern.

Darf man sich bei genauer Erwägung der Hoffnung überlassen, eine unbefangene Prüfung werde in Zukunft Steuervorlagen nicht aus fernliegenden Motiven ablehnen machen, so kann auch der zweite Punkt zu einem gedeihlichen Abschlusse kommen, sobald man aufhört, mit bloßen selbstgeschaffenen Argumenten der Theorie zu fechten. Das immer wiederkehrende Argument, welches der neuesten Gesetzesvorlage entgegengestellt wurde, war, daß man Maßregeln auf dem Boden des gemeinen Rechts, kein Gesetz, ab irato, aus Veranlassung eines einzelnen Falles, wolle, daß die Vorlage nichts nütze, weil, wenn auch die socialdemokratische Tagespresse lahm gelegt werde, „tausende von Flugschriften" nicht zu verhindern seien u. dgl. m. Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, ob es nicht möglich gewesen wäre, der Vorlage eine Gestalt zu geben, welche ihre Annahme auch den bedenklichsten Theoretikern gestattet hätte. Aus den Zusagen, welche insbesondere Herr von Bennigsen und Herr Dr. Lasker gemacht haben, wird die Regierung ohne Zweifel den Anlaß zu einer neuen Vorlage hernehmen. Wie wir deren Bewilligung für nothwendig halten, scheint uns auch das gemeine Recht der Ergänzung zu bedürfen. Man kann kaum ein Blatt gewisser Richtungen zur Hand nehmen, ohne darin die Rechtfertigung oder Anpreisung strafbarer Handlungen zu finden. Dagegen giebt es kein gesetzliches Mittel. Der §. 108 des Entwurfs eines Deutschen Strafgesetzbuchs ist gestrichen; wer strafbare Handlungen durch öffentliche Rechtfertigung anpreist, der ist nicht strafbar. So konnte dann in der socialdemokratischen Presse die Pariser Commune, der politische Mord, in der ultramontanen der Widerstand gegen die Staatsgesetze als höchstes Verdienst gepriesen werden und jene Verwilderung eintreten, welche wir vor Augen sehen. Es ist zu erwarten, daß die, welche die Regierung auf das gemeine Recht verwiesen haben, auch bereit sein werden, dasselbe mit der nöthigen Abwehr zu versehen. Indessen scheint uns überhaupt nichts übler angebracht zu sein, als ein Idealismus, der von dem Edelmuthe der Masse die Correctur für mangelhafte Gesetze erwartet. Wer grundsätzlich die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft angreift, stellt sich außerhalb des Bodens des gemeinen Rechts und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er besonderen Gesetzen unterworfen wird. Die Aufgabe der Gesetzgebung kann niemals sein, theoretisch vollkommene oder ausgezeichnete Producte für die Erprobung im Leben zu machen, sondern klare, greifbare, genügende Vorschriften für ein erwiesenes Bedürfniß zu schaffen. Das Volk hat ein Recht zu verlangen, es ist ein Bedürfniß, daß den Wühlereien, der Predigt des Verbrechens, der systematischen Ausrottung der Achtung vor dem Gesetze und der Obrigkeit endlich Einhalt gethan werde durch gesetzliche Mittel. Schafft man solche und unterstellt die Prüfung von deren richtigen Anwendung dem richterlichen Urtheile, so hat man dem Einwurfe des „Polizei

staats" vorgebeugt. Wenn man sich in England mit Recht nicht scheut, einen agrarischen Mord zur Veranlassung zu nehmen, die Habeas-corpus-Acte zu suspendiren, so werden wir in Deutschland wahrlich keine Bedenken haben dürfen, einer planmäßigen Unterwühlung der Gesellschaftsgrundlagen entgegen zu treten. Wir werden in einem nächsten Artikel das Vereins- und Versammlungswesen besprechen und zu zeigen versuchen, daß und in welcher Weise es einer gesetzlichen Regelung desselben bedarf, um einerseits den berechtigten Fortschritt frei zu lassen, andererseits dem Umsturze vorzubeugen.

Kirchenstaatsrechtliche Streitfragen.

Von
Philipp Zorn.
Königsberg i. Pr.

Vor einiger Zeit wurde in dieser Zeitschrift*) Anlaß genommen, bei Gelegenheit des Erscheinens von Thudichum's Deutschem Kirchenrecht einige wichtige Punkte der Theorie und Praxis des neueren Kirchenstaatsrechts kritisch zu erörtern und insbesondere die zwar sehr wohlgemeinten, aber recht sehr gefährlichen territorialistischen Irrthümer festzustellen, in welche jener Autor, der mit der Geschichte des Kirchenrechts offenbar nicht ausreichend vertraut ist, verfällt. Speciell bedenklich wird jener Irrweg für den Verfasser bei Erörterung des Princips der Gewissensfreiheit und bei Darlegung des protestantischen Kirchenrechts. Es möge verstattet sein, auf diese Fragen noch in Kürze zurückzukommen. Auf Grund der Gewissensfreiheit müssen schwere Bedenken erhoben werden gegen mehrfache Verwendung dieses Princips bei Thudichum. Garantirt der Staat die Gewissensfreiheit, so erklärt er seinerseits principiell, daß die kirchlichen Verhältnisse, soweit sie Glauben und Gewissen angehen und nicht irgendwie gegen Staatsinteressen sich richten, für ihn irrelevant, daß sie „frei" sind. Demnach aber kann es unmöglich als in der Aufgabe des Staates liegend anerkannt werden, dem Mitgliede eines Religionsvereins, Geistlichen oder Laien, Schutz zu gewähren gegen die von Seite der kirchlichen Obern geforderte Anerkennung eines Staatsinteressen gar nicht berührenden Dogmas. Absolute Gewissensfreiheit einerseits und der Begriff Kirche, ja der Begriff eines jeden Vereines andererseits sind begrifflich unvereinbare Widersprüche. Wer in einen Verein eintritt, unterwirft sich damit den Statuten des Vereins; wer einer Kirche angehören will, muß die Glaubenssätze derselben annehmen; will er letzteres nicht, so muß er aus der Kirche austreten, bez. sich den Ausschluß gefallen lassen; die staatliche Garantie der Gewissensfreiheit aber kann doch nur den Sinn haben, daß der Staat dafür sorgen muß, daß jener Austritt die bürgerliche Sphäre des Austretenden nicht berührt, bez. daß der Ausschluß nicht aus Gründen oder in einer Form erfolgt, die die öffentliche Ordnung verletzen. Im Uebrigen aber hat sich der Staat nicht in das innere Glaubensleben eines Religionsvereines zu mischen; gegen die seitens eines solchen von seinen Mitgliedern geforderte Anerkennung eines Dogmas kann staatlicher Schutz

*) Heft 3, Seite 298 ff. des II. Jahrganges.

Digitized by Google

nur eintreten, wo das betreffende Dogma in die Sphäre des Staates übergreift. Zum Executor kirchlicher Censuren aber soll der Staat sich in gar keinem Falle hergeben: diesen hochwichtigen Punkt betont Thudichum gar nicht.

Weiter meint der Verfasser, die neuere Reichs- und Landesgesetzgebung verwirkliche den Grundsatz der Gleichheit der Pflichten und Rechte unabhängig vom religiösen Bekenntniß „mit voller Folgerichtigkeit“ nach allen Richtungen und die einzige wahre Ausnahme davon sei „das Privileg einiger tausend Personen, anstatt förmlichen Eides ein bloßes Handgelübde an Eidesstatt ableisten zu dürfen.“ Wir können dies nicht als richtig zugeben. Jener Grundsatz ist vielmehr zur Zeit noch in einer Reihe der wichtigsten Beziehungen nicht durchgeführt: so im Schulrecht, im kirchlichen Finanzrecht, im Eidesrecht und in vielen anderen Beziehungen. Hinsichtlich des Schulrechtes wurden bereits oben in dem Eingangs allegirten Artikel einige Bemerkungen gemacht. Was das kirchliche Finanzrecht betrifft, so ist klar — wir sehen dabei von den Säcularisationen und deren Bedeutung für die vorwürfige Frage vollkommen ab —, daß die Consequenz jenes Grundsatzes zu völliger Ausscheidung des kirchlichen Budgets vom Staatsbudget führen müßte. Da der Staat allenthalben nur einzelne Religionsvereine aus dem Staatsbudget subventionirt, so liegt zweifellos eine Beeinträchtigung derjenigen vor, welche nicht Mitglieder der subventionirten Religionsvereine sind und doch durch ihre Staatssteuern zu jener Subvention beitragen müssen. In der Schweiz hat man sich auch an diese schwierigste Frage des heutigen Staatskirchenrechts bereits gewagt; Art. 49 Abs. 6 der Bundesverf. von 1874 bestimmt nämlich: „Niemand ist gehalten, Steuern zu bezahlen, welche speciell für eigentliche Cultuszwecke einer Religionsgenossenschaft, der er nicht angehört, auferlegt werden.“ Zur Ausführung dieses Grundsatzes wurde der Bundesversammlung vor einiger Zeit ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im Uebrigen zwar das in der Verfassung sanctionirte Princip specialisirte, aber in Art. 2 bestimmte: „wird ein Theil der Staatseinkünfte für Cultuszwecke einer oder mehrerer Religionsgenossenschaften verwendet, so kann hieraus für diejenigen, welche keiner derselben angehören, ein Anspruch auf theilweise Befreiung von den Staatssteuern nicht abgeleitet werden.“ Mit Recht fand man einerseits hierin eine Verletzung des Grundprincips; mit Recht aber machte man andererseits auch geltend, daß die historisch gewordenen und zur Zeit noch festgewurzelten Verhältnisse jetzt schon eine consequente Durchführung jenes Princips kaum als möglich erscheinen lassen. Man nahm daraufhin vom Erlaß des beantragten Gesetzes „zur Zeit“ überhaupt Abstand.*)

Was ferner die Eidesleistung betrifft, so ist es Gewissenszwang, eine Person, die den Glauben an den persönlichen Gott zu verwerfen erklärt, in der Eidesformel zur Anrufung des persönlichen Gottes zu zwingen und im Weigerungsfalle zu strafen. Die Stabungsformel „so wahr mir Gott helfe“ kann beibehalten werden, aber nur in fakultativer Weise, d. i. so, daß demjenigen, der sie aus Gründen des Gewissens verwirft, ein einfaches Gelöbniß mit Eideswirkung verstattet ist. Die schweizerische Gesetzgebung und Praxis hat dies auch vollkommen

*) Man vergl. zur näheren Orientirung hierüber Gareis u. Zorn, Staat und Kirche i. d. Schweiz I, Seite 48—52.

anerkannt und cantonale Bestrafungen wegen Eidesweigerung wurden jedesmal von Bundeswegen als die Gewissensfreiheit verletzend aufgehoben.*) Also gerade das Gegentheil ist richtig von dem, was Thudichum hierüber vorbringt.

Thudichum sagt weiter an einer Stelle: „es muß sich unfehlbar die Ueberzeugung mehr und mehr Bahn brechen, daß eine solche Verfassung (wie die der evangelischen Kirche) auch der römisch-katholischen Kirche von Staatswegen vorgeschrieben werden darf und muß." Und in diesem Sinne meint er, die neuere Gesetzgebung der schweizerischen Cantone Bern und Aargau böte einen Einblick in die „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten". Hätte der Verfasser die kirchenstaatsrechtlichen Bestimmungen der Bundesverfassung von 1874 für diese „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten" exemplificirt, so könnten wir dem vollständig beistimmen; auf die Gesetzgebung der beiden Cantone Bern und Aargau aber paßt dieses Lob nicht. Aargau hat überhaupt keine neu geordnete kirchenstaatsrechtliche Gesetzgebung, befindet sich vielmehr in dieser Frage von allen schweizerischen Cantonen in der größten Confusion.**) Bern hat durch das Kirchengesetz von 1874 eine neue Ordnung getroffen, die zweifellos einen großen Fortschritt repräsentirt und die organisatorischen Vorschriften dieses Gesetzes beziehen sich allerdings auch auf die „katholische" Kirche; aber gerade die römische Richtung dieser Kirche hat jenes Gesetz nicht angenommen und sich lieber unter Ausscheidung aus allen staatsrechtlichen Privilegien als freier religiöser Privatverein constituirt, während die altkatholische („christkatholische Kirche") das Gesetz annahm und damit an Stelle der römischen in alle Privilegien der „katholischen" eintrat. Ebenso ging die Sache in Genf.***) Eine gefährlichere Lehre, als die, daß der Staat der römisch-katholischen Kirche von sich aus eine vollständige Organisation geben könne und müsse, könnte man gewiß aus dem „Culturkampfe" nicht ziehen: dies widerspräche den heutigen Staatsprincipien und wäre ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen, wie gerade die beiden schweizerischen Cantone Bern und Genf beweisen. Wollte der Verfasser sich mit dem Gange der neueren kirchenstaatsrechtlichen Entwicklung in diesen Cantonen etwas vertraut machen, so würde er sich gewiß hüten, das undurchführbare Experiment einer vollständigen Organisation der römisch-katholischen Kirche anzupreisen. Die schweizerische Bundesverfassung hingegen, welche principiell alle Religionsgesellschaften als Privatvereine auffaßt und nur hinsichtlich der römisch-katholischen Kirche besondere gesetzliche Vorsichtsmaßregeln statuirt, darf mit Recht als ein Beispiel für die „Zukunftsgesetzgebung freier Staaten" in kirchenstaatsrechtlicher Hinsicht gerühmt werden.

Ferner mögen noch einige Bemerkungen hinsichtlich der Darstellung des

*) Vergl. a. a. O. Seite 38, bes. Note 2 u. 3.

**) Die Belege hierfür findet man bei Gareis u. Zorn, a. a. O. I, § 30. Nebenbei ist auch das von Thudichum wiederholt als in Geltung stehend, cit. schweiz. Ges. über die gemischten Ehen v. 3. Dec. 1850 längst aufgehoben durch Art. 54 der B.-V. v. 1874, bez. Art. 62 des Ges. über Civilstand und Ehe von 1876. S. Gareis u. Zorn, a. a. O. S. 128 N. 1.

***) Auch hier verweise ich bezüglich der hochinteressanten kirchenstaatsrechtlichen Bewegungen in Bern und Genf auf das mehrfach alleg. Werk von Gareis und Zorn I., §§ 20 und 36.

bayrischen Kirchenstaatsrechtes verstattet sein. Wenn der Verfasser meint, in dem seitens der Curie an Bayern gerichteten Protest gegen das Reichscivilehegesetz liege der Anfang der Aufkündigung des Concordates, so wird er sich wohl täuschen; die Curie wird sich hüten, das Concordat und seine Vortheile preiszugeben und damit insbesondere die niemals aufgegebene Hoffnung zerstören, das Concordat demnächst zu voller Durchführung bringen zu können. Jene Bemerkung des Verfassers bezeugt wirklich eine recht naive Unkenntniß der bayrischen Zustände.

Ungenügend erscheinen uns ferner die Bemerkungen des Verfassers hinsichtlich des protestantischen Staatskirchenrechtes in Bayern. Da die betreffenden Punkte von allgemeiner Wichtigkeit sind, so mag eine eingehendere Erörterung derselben verstattet sein. Bezüglich des landesherrlichen Kirchenregimentes wird auf alte Verordnungen verwiesen, ohne daß der Versuch gemacht würde, den genauen Sinn derselben festzustellen. Die byzantinischen Neigungen des Verfassers kommen gerade hier recht bedenklich zum Vorschein. Gewiß liegt uns nichts ferner, als für das dermalige Kirchenregiment in Bayern und seine bureaukratische Trägheit auch nur ein Wort der Vertheidigung anbringen zu wollen; aber der Cultusminister Dr. v. Lutz beurtheilte doch den Zustand der protestantischen Kirche Bayerns um vieles billiger und den Forderungen des heutigen Staatsrechtes entsprechender, wie Professor Thudichum, als er in der bayrischen Abgeordnetenkammer das Verlangen nach größerer Selbständigkeit derselben für vollberechtigt erklärte. Es ist nach Ausweis der stenographischen Berichte ganz unrichtig, daß der Minister erklärt habe, „er werde dem Könige nicht rathen, irgendwelche Schritte in dieser Hinsicht zu thun“, wie der Verfasser Seite 337 behauptet; gerade das Gegentheil erklärte der Minister und durch den Allerhöchsten Bescheid auf die Beschlüsse der Generalsynode von 1873 wurde demgemäß das Oberconsistorium zur Einreichung von Reformvorschlägen aufgefordert; der Cultusminister erklärte nur und zwar mit vollem Recht den von der Generalsynode in dieser Frage eingeschlagenen Weg als verwerflich und für den Staat nicht annehmbar. Von einer größeren Mitwirkung der Gemeinden bei der Kirchenverwaltung, wie Thudichum behauptet, sprach der Minister, soviel aus den stenographischen Berichten ersichtlich, kein Wort. Daß das landesherrliche Kirchenregiment sammt seiner Consequenz, dem Consistorialkirchenthum, in seinem dermaligen Zustand in Bayern nicht erhalten werden kann und darf, sowohl aus Gründen des Staatsrechtes als aus Gründen einer berechtigten Forderung kirchlicher Autonomie, das bezweifelt in Bayern kein halbwegs Sachverständiger.

Eingehend polemisirt Thudichum gegen die Aufstellungen des Rechtsgutachtens über die Anerkennung des Bischofs Dr. Reinkens in Bayern. Er ist auf dieses Rechtsgutachten sehr schlecht zu sprechen, nach seiner Ansicht hätte die Regierung sowohl dem altkatholischen Religionsverein Corporationsrechte als auch dem altkatholischen Bischofe die Anerkennung durch Königliche Verordnung ertheilen können. Die von Thudichum wiederholt vorgebrachte Behauptung, daß durch das Reichsgesetz v. 3. Juli 1869 die Zulässigkeit der landesrechtlichen Forderung eines Gesetzes für Neugründung von Religionsvereinen als aufgehoben zu erachten sei, findet in dem Wortlaut des alleg. Gesetzes gar keine Begründung. Das Rechtsgutachten behauptet nun, zur rechtlichen Neuconstituirung eines mit

Corporationsrechten ausgestatteten Religionsvereines in Bayern sei ein Verfassungsgesetz nothwendig und steht damit in Einklang mit der bisherigen gesetzlichen Praxis; der Verfasser sagt, es genüge königliche Genehmigung und führt dafür den § 32 des Religionsedictes an. Wir halten die erstere Interpretation für die richtige und die im Rechtsgutachten dafür beigebrachten Gründe für durchschlagend; aber selbst wenn Thudichum recht hätte, so wäre für die Altkatholiken damit wenig gewonnen gewesen. Die bayerische Regierung hatte nach dem Vaticanum die rechtliche Möglichkeit, zu erklären: diejenige katholische Kirche, auf welche sich das bisher geltende Recht bezog, existirt nicht mehr. Wir geben zu, daß die Regierung dies rechtlich hätte thun können. Keineswegs aber wäre daraus die Folgerung statthaft gewesen: diejenige katholische Kirche, auf welche sich das bisher in Kraft gestandene Recht künftig allein bezieht, bilden die Altkatholiken. Vielmehr hätte man dann sagen müssen: es besteht die bisherige katholische Kirche gar nicht mehr, sondern dieselbe hat sich gespalten in zwei neue Zweige; das ganze frühere Recht der katholischen Kirche in Bayern ist dahingefallen und es muß eine vollkommene Neuregelung vorgenommen werden. Das wäre consequent und rechtlich möglich gewesen, aber es war factisch unmöglich, denn weder der negative noch der positive Theil dieser Procedur hätte ohne Mitwirkung der Landesvertretung erfolgen können.

Oder die Regierung mußte den Weg einschlagen, beide Richtungen als gleichberechtigte Bestandtheile der katholischen Kirche anzuerkennen. Das führte zu der Consequenz, auch für die Altkatholiken das geltende Recht als in Kraft stehend zu betrachten. Daß dieser Weg Fatalitäten in seinem Gefolge haben mußte, wie z. B. Anerkennung der Jurisdiction der römischen Bischöfe über die Altkatholiken, das war freilich vorauszusehen. Die Regierung aber, welche Realpolitik treiben und den factischen Zuständen im Lande Rechnung tragen mußte, konnte allein auf diesem Wege den Altkatholiken einigen Schutz gewähren und zögerte darum nicht, ihn einzuschlagen. Sie hat auch die Altkatholiken geschützt, wo und wie es ihr möglich war, aber ihren Bischof als bayerischen Bischof anzuerkennen, das erlaubte auf Grund der von der Regierung eingenommenen Rechtsposition Artikel II. des Concordates, der zweifellos in Kraft stand, nicht.

Was Thudichum in dieser Beziehung vorbringt, ist ganz und gar nicht concludent. Er meint, die Regierung hätte den erstbezeichneten Weg einschlagen müssen; so wenigstens verstehen wir die Ausführung auf S. 351, wo jedoch der Verfasser sich nicht darüber äußert, ob er die Altkatholiken als den legitimen Rechtsnachfolger der vor 1870 bestandenen katholischen Kirche betrachtet; sicherlich hätte die Regierung auch lieber jenen Weg eingeschlagen, aber man sollte einer Staatsregierung nicht Vorwürfe machen, wenn sie etwas nach der Sachlage Unmögliches nicht gethan hat. Selbst um tabula rasa zu machen durch Außerkraftsetzung der bezüglichen Verfassungsgesetze, hätte die Regierung die Mitwirkung der Kammern nöthig gehabt; gesetzt, sie hätte dieselbe erhalten, was aber nicht der Fall gewesen wäre, was dann? Die Regierung eines constitutionellen Staates aber darf doch wohl bei ihren Maßnahmen auch das „respice finem" im Auge behalten. Der Gelehrte im Studirzimmer kann allerdings lustig Consequenzen ziehen, unbekümmert um die factisch ihrer Verwirklichung entgegenstehenden Hindernisse.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den allgemeinen Theil des Thudichum'schen „Systemes". Wir haben oben bereits bemerkt, daß die zur Zeit herrschende rein historische Methode den heutigen gesetzlichen Zuständen nicht gerecht wird; schon das Aufsuchen einer mehr das praktisch geltende Recht als die Rechtsgeschichte berücksichtigenden Methode ist nach Lage der Dinge ein Verdienst. Daß jedoch die von Thudichum befolgte Methode selbst verdienstlich oder nur brauchbar wäre, läßt sich nicht behaupten. Der Hauptstoff und auch der Haupwerth des vorliegenden ersten Bandes liegt im dritten Unterabschnitt des vierten Abschnittes; derselbe — S. 180—440, also fast zwei Drittel des ganzen Bandes umfassend — behandelt die Gesetzgebung der Einzelstaaten nach einer einleitenden, sehr dankenswerthen statistischen Nachweisung in wohlgeordneter und übersichtlicher Weise; die übrigen Abschnitte enthalten principielle Erörterungen, durchflochten mit Ausführungen über specielle einschlägige Rechtssätze. Die Kategorien jedoch, unter welchen diese principiellen Erörterungen gegeben werden, lassen die erforderliche Klarheit und Schärfe durchaus vermissen; wir fragen uns vergeblich: welcher in der Sache liegende Grund läßt sich entdecken für eine Unterscheidung der drei ersten Abschnitte? Gehören die „Gewissens- und Religionsfreiheit" (Abschn. II.) und die „Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen und bürgerlichen Rechte und Pflichten vom Religionsbekenntniß" (Abschn. III.) nicht zuerst und zumeist unter die „allgemeinen Grundsätze des deutschen Staatsverfassungsrechtes in Bezug auf Religionsangelegenheiten" (Abschn. I.)? Was für ein Unterschied besteht zwischen diesen „allgemeinen Grundsätzen des deutschen Staatsverfassungsrechtes in Bezug auf Religionsangelegenheiten" — Abschn. I. — und der „allgemeinen Uebersicht der wichtigsten von der neueren deutschen Gesetzgebung befolgten und nothwendig zu befolgenden Grundsätze" — Abschn. IV. Unterabschn. I. —?

Klar und einfach wäre das System gewesen, hätte der Verfasser in einem ersten allgemeinen Theile die principiellen Ausführungen, in einem zweiten speciellen Theile die Darstellung des positiven Rechtsstoffes gegeben. In Bezug auf erstere müssen wir dem Buche einen großen Mangel an Klarheit und Schärfe vorwerfen: was wir heute in der Wissenschaft und in der Praxis des Kirchenrechts am nothwendigsten brauchen, nämlich scharfe Präcisirung der leitenden principiellen Gesichtspunkte, das hat durch das Thudichum'sche Buch keine Förderung erfahren; in dieser Beziehung repräsentirt das Buch vielmehr einen beklagenswerthen Rückfall in die territorialistischen Sätze einer längst überwundenen Periode der Wissenschaft; politisch aber würde eine gesetzgeberische Praxis im Sinne Thudichums nur als ein unermeßlicher Rückschritt, als ein Abfall von den freiheitlichen Principien, auf welchen die moderne Staatsentwicklung ruht, bezeichnet werden können. Der zweite Theil dagegen muß auch dann dankbar begrüßt werden, wenn man bei der dermalen herrschenden lebhaften Bewegung in den kirchenrechtlichen Institutionen sich der Befürchtung nicht entschlagen kann, es werde ein großer Theil des zur Verarbeitung gebrachten Materials in Kürze antiquirt sein. Vielleicht wäre es vortheilhafter gewesen, der Verfasser hätte eine weiter vorgeschrittene Klärung in der dermaligen Gährung abgewartet; wohin wir blicken, bieten die kirchenstaatsrechtlichen Zustände das Bild einer mehr oder weniger bedeutenden Unfertigkeit;

wohin insbesondere die begonnene Bewegung innerhalb der evangelischen Kirche führen wird, ist noch gar nicht abzusehen.

Alles aber, was zur Klärung beizutragen vermag, ist immerhin dankbar zu begrüßen, und ganz besonders gilt dies von einer systematischen Darstellung des positiv vorhandenen Rechtsstoffes. Darum sei das vorliegende Werk, das in jedem Falle Anregung zum Nachdenken bietet, allen, denen daran liegt, sich ein klares, auf wissenschaftlicher Basis begründetes Urtheil über das Verhältniß von Staat und Kirche zu bilden, zu kritischer Würdigung warm empfohlen.

Zur diplomatischen Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870*).

Von
H. Breßlau.
Berlin.

Daß die Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges von 1870 keine ganz ungetrübten waren, ist eine Thatsache, die längst bekannt ist. Schon das Zurückbleiben eines bedeutenden Theils der nationalen Kriegsmacht, des sechsten Armeecorps, in Schlesien zur Bewachung der Grenzen ließ darauf schließen, daß die oberste Leitung unserer Politik sich über die Gelüste nach Revanche, die man in Wien empfand, keinen Illusionen hingab; wiederholt ist es betont worden, wie sehr die deutschfreundliche Haltung Rußlands in jenen verhängnißvollen Monaten, die der Kriegserklärung Frankreichs vorangingen, dazu beigetragen hat, diesen Gelüsten Vorsicht zu gebieten; und seit der Aufsehen erregenden Polemik zwischen dem Herzog von Grammont und dem Grafen von Beust in den Jahren 1872 und 1873 wußten wir, daß schon seit 1868 zwischen Oesterreich und Frankreich Verhandlungen stattgefunden hatten, deren Zweck ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Preußen und den Norddeutschen Bund und die gänzliche oder theilweise Vernichtung der durch den Krieg von 1866 erreichten Resultate war. Indessen die ganze Größe der Gefahr, die damals von Süden und Osten gedroht hatte, ließ sich nach dem, was bekannt geworden war, in keiner Weise übersehen; der Schleier des Geheimnisses, der über jenen Zettelungen geschwebt hatte, war kaum gelüftet, nicht gehoben worden, und unsere Kenntniß von denselben blieb überaus dürftig und lückenhaft. Erst im Anfange dieses Jahres haben die in einer französischen Zeitschrift gegebenen, durch Gründe innerer Politik hervorgerufenen Enthüllungen des Prinzen Napoleon in Verbindung mit den Erwiderungen des Herzogs von Grammont und des früheren italienischen Unterrichtsministers Bonghi mehr Licht über diese Vorgänge verbreitet und gestatten den Ver-

*) Im Anschluß an die Abhandlungen des Prinzen Napoleon in der „Revue des deux mondes“ vom 1. April 1878, des Herzogs von Grammont in der „Revue de France“ vom 15. April 1878, des italienischen Exministers Ruggiero Bonghi in der „Nuova Antologia“ vom 1. Mai 1878. Der Aufsatz des Herzogs von Grammont ist uns nur in den von den größeren französischen und deutschen Zeitungen veröffentlichten Auszügen zugänglich gewesen, da keine der Bibliotheken Berlins die „Revue de France“ besitzt. Bei der Ausführlichkeit dieser Auszüge dürfte indessen dadurch unserer Darstellung kein wesentlicher Nachtheil erwachsen sein.

Digitized by Google

such einer zusammenhängenden Darstellung. Freilich wird dieselbe sich nicht vermessen können, Alles klar zu stellen, was man zu wissen verlangen möchte. Alle drei Berichterstatter, denen wir folgen müssen, waren in der Lage, über diese Verhältnisse unterrichtet zu sein; der Prinz Napoleon hat, wie er versichert, bei den Verhandlungen selbst eine hervorragende Rolle gespielt; der Herzog von Grammont war bis zum 15. Mai 1870 Botschafter in Wien, sodann Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris; Bonghi war zwar 1870 noch einfacher Professor der Geschichte, trat aber, nicht zu lange nachher, in das italienische Ministerium ein und hatte somit alle Gelegenheit, sich aus den Acten der Archive über die, seinem Eintritt vorhergegangenen Negociationen zu informiren. Allein abgesehen davon, daß jeder unserer drei Gewährsmänner aus leicht erkennbaren politischen Rücksichten vieles zu verschweigen, anderes gefärbt darzustellen veranlaßt worden ist, so haben ihre Berichte auch sonst vielfache Mängel, die ihren Werth als historische Quellen erheblich beeinträchtigen. Der Prinz Napoleon erzählt offenbar zumeist aus dem Gedächtniß, ohne sich auf schriftliche Aufzeichnungen zu stützen; daß aber seine Erinnerung über so verwickelte Vorgänge nach einem Zeitraume von acht Jahren keine ungetrübte mehr sein konnte, liegt auf der Hand. Der Herzog von Grammont ist nicht nur in der Chronologie sehr unbestimmt, sondern hat auch offenbar die durcheinanderlaufenden und sich kreuzenden Fäden mehrerer gleichzeitig neben einander hergehenden Unterhandlungen mehrfach in Verwirrung gebracht; ob mit, ob ohne Absicht, muß dahin gestellt bleiben. Herr Bonghi endlich läßt sich in einzelnen Punkten, wo wir ihn durch seine eigenen Angaben controlliren können, so auffallende Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten zu Schulden kommen, daß man gegen die historiographische Befähigung des italienischen Geschichtsprofessors sehr mißtrauisch werden muß. Kommt nun hinzu, daß die drei Berichte sich in mehreren wichtigen Punkten auf das Entschiedenste widersprechen und daß es uns nicht immer möglich ist, uns über diese Widersprüche ein ganz sicheres und selbständiges Urtheil zu bilden, so begreift man leicht, daß auch jetzt noch Vieles dunkel und unklar bleibt und daß die nachfolgenden Erörterungen vielleicht vielseitiger Berichtigung bei etwaigem Bekanntwerden neuen Materials bedürfen.

Schon im Jahre 1868 — zu welchem Zeitpunkt in diesem Jahre erfahren wir nicht — begannen zwischen den Höfen von Paris, Wien und Florenz Verhandlungen über eine Allianz, die, dem Namen nach defensiv, doch geeignet sein sollte sich in ein Aggressiv-Bündniß umzuwandeln, dessen Spitze sich gegen Preußen wendete. Wenn wir den Angaben des Prinzen Napoleon glauben dürfen, so gingen die ersten Eröffnungen in dieser Beziehung vom König Victor Emanuel aus, der ein solches Bündniß lebhaft wünschte; sie wurden durchaus geheim gehalten und in privater und vertraulicher Form durch directe Briefe oder officiöse Agenten geführt; von französischer Seite waren neben dem Prinzen vorzugsweise Rouher und der Marquis von Lavalette, der Minister des Auswärtigen, davon unterrichtet; in Oesterreich wußte neben dem Botschafter Fürsten Metternich Graf Beust darum, in Italien war das Ministerium nicht eingeweiht. Was Bonghi gegen diese Darstellung einwendet, fällt in keiner Weise ins Gewicht; wenn er bestreitet, daß die Initiative zu den Verhandlungen von Italien ausgegangen sei,

so hat dieser Widerspruch gar keinen Werth, da er selbst ausdrücklich gesteht, über die ganzen Verhandlungen erst von dem Augenblicke an etwas zu wissen, als das italienische Ministerium davon in Kenntniß gesetzt wurde; er beschränkt sich darauf zu versichern, was Niemand bestritten hat, daß es sich vorher nur um einen privaten Meinungsaustausch der Souveräne gehandelt habe. Im Juni 1869 ernahm derselbe eine bestimmtere Gestalt an, indem der Kaiser von Frankreich dem Könige Victor Emanuel in einem officiellen Schreiben den Entwurf zu dem abzuschließenden Vertrage einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien überreichte, den dieser nunmehr nach den in Italien herrschenden constitutionellen Grundsätzen seinem Ministerium zur Begutachtung vorlegte. So lange Zeit sich jener nicht offizielle Meinungsaustausch der drei Herrscher hingezogen hatte, so kurz nur war die Dauer der jetzt eröffneten eigentlichen Verhandlungen; im Juni angeknüpft, sind sie noch in demselben Monat wieder abgebrochen worden. Daß ein Grund ihres Scheiterns die römische Frage war, wird allseitig zugegeben. Rom war, wie man sich erinnert, nach der Katastrophe von Mentana 1869 durch die französischen Truppen unter Nichtbeachtung der Bestimmungen der Septemberconvention wieder besetzt worden; wie der Prinz Napoleon angiebt, hätte das italienische Ministerium zur Bedingung des abzuschließenden Vertrages eine Regelung dieser Angelegenheit, auf der Basis der Räumung Roms durch die Franzosen, verlangt, mit dem Vorbehalt, daß die Italiener eintretenden Falls die Stadt besetzen könnten. Frankreich, durch das bekannte jamais des leitenden Ministers Rouher gebunden, hätte diese Bedingung abgelehnt, es habe der italienischen Regierung erklärt, daß unter den obwaltenden Umständen die Unterhandlungen suspendirt werden müßten, daß man sich vorbehalte, darauf zurückzukommen, wenn die Aussicht auf ein Gelingen größer als gegenwärtig sei, d. h. wie der Prinz hinzufügt, vielleicht nach dem Tode des Papstes Pius IX. Grammont, der übrigens über diese Vorgänge nur indirect durch den Grafen Beust unterrichtet sein will — was große Wahrscheinlichkeit hat, da die Verhandlungen nicht in Wien geführt wurden — stimmt dieser Darstellung zu; er bestätigt, daß die Negociationen gescheitert seien, daß Napoleon sich geweigert habe, „Rom seinen Feinden zu überliefern“, ein Entschluß, den er freilich im Gegensatz zu dem Prinzen durchaus zu billigen erklärt. Auch Herr Bonghi berichtet, daß Italien hinsichtlich Roms Forderungen gestellt habe, welche man in Frankreich verwarf, nur habe die italienische Regierung nicht bloß die Räumung Roms, sondern auch die ausdrückliche Anerkennung des Princips der Nicht-Intervention in Italien verlangt. Dann aber bestreitet er, daß das die einzige Bedingung des italienischen Ministeriums, und daß die römische Frage der einzige, oder auch nur der hauptsächliche Grund des Scheiterns der Verhandlungen gewesen sei. Ihm zufolge hätte man in Florenz weiter gefordert, daß Italien in Folge des abzuschließenden Vertrages zu keiner Action jenseits der Alpen verpflichtet sein solle, deren Zweck es wäre, die Resultate des Krieges von 1866 wieder aufzuheben oder die Einigung Deutschlands zu hindern. Wir haben, soweit sich erkennen läßt, keinen Grund, dieser ganz positiven Angabe Bonghi's zu mißtrauen. Es ist klar, daß, welcher Art auch immer die persönlichen Neigungen des Königs Victor Emanuel gewesen sein mögen, ein constitutionelles Ministerium in Italien auf keine Verbindung eingehen konnte, die

Digitized by Google

darauf abzielte, in Deutschland jene Principien zu bekämpfen, au Grund deren das Gebäude der italienischen Monarchie errichtet war; es war nich sowohl das Gefühl politischer Dankbarkeit für die mit preußischer Hilfe erfolg Erwerbung Venetiens, als vielmehr das richtig verstandene eigene Staatsint sse, welches der italienischen Regierung eine solche Handlungsweise vorschreiben mußte. Es ist andererseits leicht erkennbar, warum der Prinz Napoleon von d ser zweiten Forderung Italiens schweigt; die Tendenz seiner ganzen Darstell g geht offenbar darauf hinaus, die klerikalen Neigungen der kaiserlichen Regier ng vorzugsweise für das Unglück Frankreichs verantwortlich zu machen. Giebt an das aber zu, so wird man auch weiter schwerlich in Abrede stellen könne , was Bonghi behauptet, daß diese zweite Bedingung mehr noch als jene e te das Scheitern des Vertrages herbeigeführt habe. Ueber die römische Fr ge wäre vielleicht doch noch bei einigem guten Willen eine Verständigung nöglich gewesen; mit jener zweiten Klausel, welche Italien vorschlug, hatte die T pelallianz weder für Herrn von Beust noch für den Kaiser Napoleon irgend welch n Werth; wenn Deutschland ausgeschlossen war, gab es keinen Feind, der eine Ver indung der drei Mächte nöthig gemacht hätte.

So blieb von den Verhandlungen von 1868 und 1869 nichts übrig, als ein Austausch von persönlichen Handschreiben der drei Souveräne, in welchen dieselben sich gegenseitig ihrer Freundschaft und ihres Wohlwollens versicherten, eine Art allgemeiner Entente, die nichts Bindendes hatte, und, wie die Ereignisse zeigten, von sehr geringem praktischen Werthe war. Deutschland aber hat allen Grund, der praktischen Klugheit der Staatsmänner, welche in jenen verhängnißschweren Tagen die Geschicke Italiens leiteten, dankbar zu sein.

Wenn es möglich ist, bei einer kritischen Vergleichung der vorliegenden Angabe über die erste, 1869 beendete Phase der österreichisch-französisch-italienischen Unterhandlungen noch zu einem einigermaßen sicheren Ergebniß zu gelangen, so wird die Aufgabe viel schwieriger, wenn wir uns zu den Vorgängen vom Juli 1870 wenden. Daß Italien — oder sagen wir vorsichtiger, das italienische Ministerium — den Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Preußen damals nicht wünschte, wird uns glaubwürdig versichert; man hatte von Florenz aus dem Kaiser Napoleon gerathen, sich mit dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern auf die spanische Krone zufrieden zu geben; man hatte Oesterreich zu gleichem Verhalten zu veranlassen gesucht. Und dieser Rath ist in Wien befolgt worden; so oft Herr von Beust auch vorher die Chancen eines mit Frankreich gemeinschaftlich zu unternehmenden Krieges erörtert hatte, so war doch auch ihm dieser spanische Conflict zu schnell gekommen; vor der Mitte des September konnte Oesterreich seine Rüstungen nicht vollenden, und Beust mochte die „affenartige Geschwindigkeit“ der Preußen noch gut genug im Gedächtniß haben, um zu wissen, daß, wenn ein Krieg einmal unvermeidlich sei, man in Berlin nicht so lange warten würde, bis die Gegner fertig wären. Seine Depesche vom 13. Juli gab in Paris die gleichen Rathschläge, die man von Italien erhalten hatte. Gleichzeitig aber war der alte Vertraute des österreichischen Ministers, Graf Vitzthum, nach Paris gekommen, und in seiner Anwesenheit begannen aufs neue geheime Ver-

Digitized by Google

handlungen, an denen für Italien der Graf Vimercati — wir erfahren nicht, ob von dem Ministerium oder dem König beauftragt — Theil nahm.

Von nun an werden die Angaben unserer Berichterstatter überaus widerspruchsvoll. Ich stelle, von minder wichtigen Abweichungen absehend, die Grundzüge der drei Erzählungen zusammen. Nach dem Bericht des Prinzen Napoleon schlug der französische Kaiser in der zweiten Hälfte des Juli die Unterzeichnung eines Vertrages in drei Artikeln vor, durch welchen die bewaffnete Action der drei Mächte verabredet wurde. Diesem Project fügte man in Italien, von Oesterreich unterstützt, einen vierten Artikel hinzu, der Frankreich verpflichtete, den Papst zur Annahme eines modus vivendi zu nöthigen. Nach vielfachen Verhandlungen über diesen hinzugefügten Artikel, bei denen neben Vimercati noch ein anderer nicht officieller Agent Italiens, General Türr, eine Rolle spielte, lehnte der Kaiser zu Anfang des August in Metz jede Nachgiebigkeit in der römischen Frage ab; am 3. August reiste Vimercati von Metz ab, um in Florenz über die Modifikationen dieses vierten Artikels, die Napoleon verlangte, zu berichten; ehe er dort anlangte, hatten die Schlachten von Wörth und Spicheren die ganze Situation verändert.

Nach dem Herzog von Grammont war in jenen vertraulichen Unterredungen zu Paris, nachdem vorher schon die Räumung Roms durch die Franzosen und das Wiederaufleben der Septemberconvention bestimmt war, verabredet worden, die 1869 gescheiterte Tripelallianz wieder aufzunehmen und zu unterzeichnen. Dann sollten Oesterreich und Italien an Preußen die Forderung richten, in Deutschland den territorialen Besitzstand und den status quo des Prager Friedens aufrecht zu erhalten, im vorauszusehenden Fall der Weigerung den Krieg erklären und mit einer bestimmten Truppenzahl die Feindseligkeiten zu eröffnen. Hierüber sei nun in Wien und Florenz weiter verhandelt und dabei auch eine Lösung der römischen Frage aufs Tapet gebracht worden. Am 1. August sei Graf Vimercati in Paris wieder eingetroffen und nach wenigen Stunden nach Metz weiter gereist mit einem Vertrage in vier Artikeln, welcher eine bewaffnete Neutralität Oesterreichs und Italiens, also keine Tripelallianz mehr, verabredete, die sich in einem gegebenen Zeitpunkt und unter gegebenen Bedingungen in eine wirkliche Cooperation verwandeln sollte. Im vierten Artikel dieses Vertrages habe Oesterreich versprochen, Italien in der römischen Frage zu unterstützen und günstigere Bedingungen als die der Septemberconvention zu erwirken. Napoleon habe die Streichung dieses vierten Artikels und einen kürzeren Zeitraum für die Theilnahme Oesterreichs und Italiens verlangt, mit diesen Forderungen sei Vimercati nach Florenz wieder abgereist, wohin sich gleichzeitig Vitzthum von Wien aus begeben habe. Auch in diesem letzten Stadium sei der König von Italien noch eifrig bemüht gewesen, einen Abschluß zu Stande zu bringen — in Folge der während dieser Verzögerungen eingetretenen Kriegsereignisse seien dann die Unterhandlungen ins Stocken gerathen.

Hören wir endlich den Bericht des Herrn Bonghi. Nach ihm richtete am 16. Juli Napoleon an den König von Italien ein Schreiben, in welchem nicht ein Vertrag in drei Artikeln, sondern dieselbe Tripelallianz wieder vorgeschlagen wurde, die man 1869 beabsichtigt hatte; Oesterreich und Italien sollten dann zwischen Preußen und Frankreich auf der Basis des status quo in Deutschland und der vertragsmäßigen Ausschließung der Häuser Hohenzollern und Bonaparte

vom spanischen Thron eine Vermittlung eintreten lassen. Am 18. Juli telegraphirte die italienische Regierung, die eine Theilnahme am Kriege, wie sie ein solcher Vertrag nach sich ziehen mußte, zu vermeiden wünschte, an Oesterreich, eine Vermittlung sei nur in Verbindung mit England möglich. Inzwischen erfolgte am 20. und 21. Juli ein Austausch von Erklärungen zwischen Frankreich und Italien, durch welchen die Räumung Roms und das Wiederinkrafttreten der Septemberconvention verabredet wurde; aber Italien betrachtete diese letzten Verhandlungen als völlig unabhängig von denen über einen Allianztractat; am 25. Juli gab der italienische Ministerpräsident in der Kammer die Erklärung ab, daß die Verabredungen über die Räumung Roms keine Verpflichtungen über die Haltung Italiens, das seine Neutralität erklärt hatte, gegenüber dem Conflict zwischen Frankreich und Preußen involvirten. Darauf kam Graf Beust auf den Gedanken, die Offensivallianz zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich durch ein Defensivbündniß der beiden letzteren Mächte zu ersetzen. Am 1. August überreichte Graf Vitzthum in Florenz einen von Beust verfaßten Vertragsentwurf nicht in drei oder vier, sondern in sieben Artikeln, von denen der letzte sich auf Rom bezog. Derselbe verpflichtete den Kaiser von Oesterreich, „seine guten Dienste bei Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen einzulegen, um nicht allein die sofortige Räumung des Kirchenstaates durch die französischen Truppen, sondern auch zu erwirken, daß diese Räumung unter Bedingungen erfolge, welche den Wünschen und Interessen Italiens entsprächen und geeignet wären, den inneren Frieden des Königreichs zu sichern.“ In Italien war man wenig geneigt, auf einen solchen Vertrag einzugehen; man beantwortete ihn mit Gegenvorschlägen, die einer Verwerfung gleichkamen; man hatte eine ganz andere Richtung der Politik im Auge. Schon am 29. Juli war der Deputirte Minghetti, der bis 1869 Mitglied des italienischen Cabinets gewesen war, von dem Minister des Auswärtigen, Visconti Venosta, ersucht worden, nach London zu gehen, um mit England eine gemeinsame Haltung zu verabreden. Am 5. August in England angekommen, schloß Minghetti am 8. mit Lord Granville ein schriftliches Uebereinkommen ab, nach welchem England und Italien sich zur Neutralität in dem ausgebrochenen Kriege verabredeten, die keine von beiden Mächten ohne den Versuch einer Verständigung mit der anderen aufgeben solle; Oesterreich und Rußland wurde der Beitritt zu einem Abkommen offen gehalten.

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht, wie, trotz mannigfacher Berührungspunkte zwischen den drei resumirten Berichten, daneben doch sehr auffallende Widersprüche zwischen denselben bestehen. Nicht ohne schwere Bedenken machen wir einen Versuch zur Lösung derselben; wir machen ihn mit allen Vorbehalten und wünschen ihn nur als eine Hypothese betrachtet zu sehen, die uns freilich viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint.

Irren wir nicht ganz, so ist wiederum im Juli 1870, wie bis zum Juni 1869 zwischen derjenigen Politik zu unterscheiden, welche König Victor Emanuel persönlich durch officiöse Agenten zu machen versuchte, und derjenigen, von welcher officiell das italienische Ministerium sich leiten ließ. Vorzugsweise von jener ersteren erzählen der Prinz Napoleon und der Herzog von Grammont, nur über diese letztere berichtet Bonghi, der, da er nie zu den Vertrauten seines

Königs gehörte, nur von dieser unterrichtet gewesen sein kann. Es wird nach den detaillirten Angaben unserer beiden französischen Gewährsmänner kaum bezweifelt werden können, daß Victor Emanuel sich soweit von den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Frankreich und der Anhänglichkeit an dessen Herrscher leiten ließ, um eine Unterstützung desselben durch italienische Streitkräfte in dem schweren Kriege, der ausgebrochen war, aufs eifrigste zu wünschen. Er mochte sich der Hoffnung hingeben, sein Ministerium, ohne dessen Zustimmung zu handeln die italienische Verfassung ihm nicht gestattete, für seine Politik zu gewinnen, wenn er ihm den Nachweis führen könne, daß um den Preis eines Bündnisses gegen Deutschland, und nur um diesen, Frankreich zu jenen Concessionen in der römischen Frage bereit sei, die man von Seiten Italiens so dringend erwünschte. Daher erklärt sich, daß man in Wien und Florenz so großes Gewicht auf jenen vierten Artikel des ursprünglichen Vertragsentwurfes legte, an dessen, von dem Prinzen und von Grammont behaupteter Existenz wir darum nicht zu zweifeln brauchen, weil Bonghi ihn nicht kennt, weil er, offenbar nur in jenen officiösen Besprechungen erörtert, gar nicht zur officiellen Cognition der italienischen Minister gelangt ist. Darum waren, sobald die Unnachgiebigkeit des Kaisers in der römischen Frage feststand, diese Verhandlungen über eine Tripelallianz ganz aussichtslos, und so erklärt sich die auffallende Schwenkung des vorher so kriegslustigen Beust, sein nichtssagender Vorschlag einer Verbindung zwischen Oesterreich und Italien, nichtssagend in der Form wenigstens, wie dieser Vorschlag in sieben Artikeln formulirt dem italienischen Cabinet vorgelegt wurde. Darum endlich hat bis zu einem gewissen Punkte der Prinz Napoleon Recht, wenn er für das Scheitern der Verhandlungen vom Juli wiederum die klerikalen Einflüsse verantwortlich macht, die den Kaiser zu seiner Starrheit hinsichtlich Roms bewogen. Aber er hat nur bis zu einem gewissen Punkte Recht. Denn die Haltung des italienischen Ministeriums, 1870 wie 1869, soweit sich erkennen läßt, durchaus correct und vom national-deutschen, wie vom allgemein europäischen Standpunkte aus gleich anerkennenswerth, läßt es doch als überaus zweifelhaft erscheinen, ob selbst die umfassendsten Zugeständnisse in der römischen Frage das Ministerium und das Parlament hätten bewegen können, auf eine Theilnahme am Kriege gegen Deutschland einzugehen; die Richtung der italienischen Politik wenigstens, die sich in jenem Uebereinkommen mit England ausspricht, läßt die gegentheilige Annahme als viel wahrscheinlicher erscheinen

Von dem letzten Nachspiel dieser Verhandlungen, der von vornherein aussichtslosen Reise des Prinzen Napoleon nach Italien, erzählt derselbe nur ganz kurz. Mit persönlichen Instructionen des Kaisers und einem militärischen Befehl des Marschalls Mac Mahon, der wohl für die Besatzung Roms bestimmt war, von Châlons abgereist, kam er am 20. August in Florenz an. Er sollte die bewaffnete Hülfe Oesterreichs und Italiens erbitten und dem letzteren dagegen völlig freie Hand hinsichtlich Roms anbieten. Aber dies Zugeständniß kam zu spät; Italien verlangte, Oesterreich zu befragen, dies zögerte mit der Antwort; so gingen einige Tage verloren. Inzwischen trafen die weiteren Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein, die es unmöglich machten, eine bewaffnete Intervention Italiens oder Oesterreichs zu verlangen. Davon, daß die von Bonghi mitgetheilten Verabredungen Italiens mit England eine solche Intervention schon an und für sich ausschlossen,

schreibt der Prinz kein Wort; so weit man sehen kann, hat er von ihnen überall keine Kenntniß gehabt. Daß aber Rom, wenn die kriegerischen Ereignisse sich in derselben Weise weiter entwickelten, wie sie begonnen hatten, auch ohne jedes Zugeständniß von Seiten Frankreichs den Italienern zufallen müsse, konnte er sich nicht verhehlen. Und so hat auch der Erfolg zuletzt derjenigen politischen Richtung Recht gegeben, welche das italienische Ministerium, im Gegensatz zu den persönlichen Wünschen und Neigungen seines heißblütigen und mehr von dem Gefühl als von dem Verstande geleiteten Königs zu der seinigen gemacht hatte.

Ueber die Entstehung des Rheinthales unterhalb Bingen und des Elbthales unterhalb Bodenbach.

Von
H. R. Credner.
Halle a. S.

Der außerordentlich mannigfaltige und tiefgreifende Einfluß, welchen die Thalbildungen auf die Erscheinungsweise der Erdoberfläche ausüben, hat schon früh die Frage nach deren Entstehungsart, als ein lösungswerthes Problem in den Vordergrund geographischer und geologischer Forschungen gedrängt. Sind es doch die Thäler in ihren verschiedenartigen Entwicklungsformen, welche den Gebirgen, die als rohe Gesteinsmassen aus der Hand der im Innern wirkenden Kräfte hervorgegangen sind, die Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Linien, ihre abwechslungsreiche, vielgestaltige Gliederung, kurz die Schönheit und Großartigkeit ihrer Erscheinung verleihen. Sind sie es doch, die den Verkehrs- und Handelswegen über die Höhen der Gebirge als Ausgangspunkte dienen, deren fruchtbarer Alluvialboden und geschützte Lage den Ackerbau und mit ihm die Ansiedlung der Menschen tief in die unwirthlichsten Hochgebirge hineinreichen lassen. Auch in unserem mitteldeutschen Gebirgslande läßt sich ein derartiger Einfluß der Thalbildung nicht verkennen; er tritt uns am deutlichsten in den beiden Querthälern des Rheinstromes und der Elbe entgegen. Inmitten der monotonen und einförmigen Plateaus des rheinischen Schiefergebirges und des sächsischen Elbsandsteingebirges entstanden beide Thäler, hier das Rheinthal mit seinen anmuthigen, rebenumkränzten und burggekrönten Gehängen, dort das Elbthal mit den wildzerrissenen grotesken Felsformen und den tiefeingeschnittenen, fast senkrecht abstürzenden Schluchten der sächsischen Schweiz. Gleichzeitig öffneten sich in jenen Thälern durch die steilabfallenden und deshalb verkehrshemmenden Gebirgsmassen hindurch wichtige Handelswege zwischen dem Norden und dem Süden unseres Vaterlandes.

Wie aber entstanden diese mehrere hundert Meter in die Felsmassen eingeschnittenen Thalschluchten? Waren es die Flüsse, welche sie jetzt in vielfachen Windungen durchströmen, die in langsamer aber unausgesetzt wirkender Thätigkeit die Thäler in die festen Gesteinschichten einfurchten, oder waren schon Spalten in den Plateaus vorhanden, ehe noch die Flüsse ihren Lauf durch dieselben nahmen? Sind die Thäler also jünger oder älter als die sie jetzt durchströmenden Flüsse; sind es Erosions- oder Spaltenthäler?

Beide Ströme, der Rhein wie die Elbe, durchfließen vor ihrem Eintritt in

die engen Thalschluchten bei Bingen und bei Bodenbach geräumige Becken, deren Meereshöhe eine weit geringere ist, als die der Plateaus, die sie in jenen Schluchten durchbrechen. Der Rheinspiegel bei Bingen liegt 78 Meter über dem Meere, die Höhen des Taunus und des Hunsrück aber, durch welche sich der Fluß unterhalb Bingen hindurch windet, besitzen eine mittlere Erhebung von weit über 300 Metern. Das muldenförmige Becken Nordböhmens erreicht nur eine Meereshöhe von durchschnittlich 190 Metern, die dasselbe abschließende und von der Elbe durchbrochene Gebirgsmauer, also das Erzgebirge und das sächsische Quadersandsteingebirge, ist dagegen fast überall mehr als 380 Meter hoch. Wenn sich nun der Rhein und die Elbe ihren Weg durch die sich ihnen in steiler Erhebung entgegenstellenden Gebirgsriegel selbst gebahnt haben, so mußten sie dereinst über dieselben hinwegfließen, die Gewässer mußten sich also zunächst hinter jenen Gebirgswällen zu ausgedehnten Süßwasserseen ansammeln, bis endlich ein Ueberströmen über die vorgelagerten Plateaus erfolgte und die allmähliche Austiefung des Flußbettes in dieselben, und dadurch die Ableitung jener Seen vor sich gehen konnte. Nun sucht man aber im Rheinbecken oberhalb Bingen sowohl, wie in der nordböhmischen Einsenkung vergebens nach den Spuren so hochreichender Binnenseen, und man hat deshalb annehmen zu müssen geglaubt, daß die Thalspalten bereits in dem rheinischen Schiefergebirge und in dem Elbsandsteingebirge vorhanden gewesen sein müßten, als der Rhein und die Elbe ihren Lauf nach der norddeutschen Niederung nahmen. So richtig indessen diese Schlußfolgerung sein würde, wenn die Bildung jener Thäler ausschließlich in der gegenwärtigen Periode der Erdgeschichte, also unter den gegenwärtig bestehenden Reliefverhältnissen jener Gegenden stattgefunden hätte, so wenig zutreffend erweist sie sich der Thatsache gegenüber, daß die Durchbrechung jener Gebirgsschranken durch die Elbe und den Rhein bereits in weit hinter uns liegender geologischer Vergangenheit begonnen hat, in Zeiten, in denen, wie wir sehen werden, die Höhenverhältnisse der von den Thälern durchschnittenen Plateaus wesentlich andere waren als gegenwärtig, in denen also auch die Bildung jener Thäler unter anderen Bedingungen erfolgte, als sie gegenwärtig jene Gegenden bieten.

Man pflegte bis vor Kurzem der Entstehung der heute vom Rhein durchflossenen Einsenkung zwischen dem Schwarzwald und dem Wasgau ein außerordentlich hohes geologisches Alter zuzuschreiben. Schon vor Beginn des jurassischen Zeitalters, so meinte man, hatten sich jene Gebirge über den Meeresspiegel gehoben und zwischen beiden befand sich in der Jurazeit an Stelle der heutigen Rheinebene ein langgestreckter schmaler Meeresgolf, welcher sich weit nach Norden bis an den Taunus hinzog und im Süden über die Schweiz hinweg mit dem südeuropäischen Jurameere in Zusammenhang stand. In diesem Golfe sollten die jurassischen Ablagerungen zur Bildung gelangt sein, welche sich in der Rheinebene am Fuße der Steilabstürze des Schwarzwaldes und des Wasgau finden. Neuere geologische Untersuchungen machen es indessen höchst wahrscheinlich, daß die Erhebung jener Gebirge erst in nachjurassischen Zeiten erfolgte, und daß die große Einsenkung zwischen beiden erst in der Tertiärzeit entstanden ist. Jene jurassischen Ablagerungen der Rheinebene repräsentiren dieser Anschauung zufolge keineswegs Bildungen, die an Ort und Stelle, wo sie sich gegenwärtig finden, in einem Arm des Jurameeres entstanden sind; sie sind vielmehr nur die Reste und Bruchstücke eines gewaltigen

Schichtencomplexes, welcher, gleichzeitig mit dem Schwarzwald und dem Wasgau über den Meeresspiegel erhoben, beide Gebirge mit einander verband, in der Tertiärzeit aber durch eine Verwerfung der von Klüften durchsetzten Schichten in das Niveau der jetzigen Rheinebene hinabsank, während zu beiden Seiten die genannten Gebirgszüge erhalten blieben.

In die so entstandene gewaltige Einsenkung drangen die Fluthen des Tertiärmeeres ein und bildeten einen schmalen, aber weit nach Norden in das damalige Festland hineinragenden, vielfach verzweigten Meeresgolf. Die Verbreitung der in diesem tertiären Meeresbecken zur Ablagerung gelangten Sedimentschichten des sog. Mainzer Beckens läßt die Ausdehnung desselben annähernd feststellen. Seine Gewässer bedeckten das ganze Gebiet zwischen dem Schwarzwald, dem Odenwald, dem Spessart, der Rhön, dem Vogelsberg und dem Taunus auf der einen, und dem Wasgau, der Hart und dem Hundsrück auf der anderen Seite.

Ein reiche Fauna bevölkerte jenes tertiäre Meeresbecken. Nur wenige Gegenden unserer Heimath haben eine größere Ausbeute an fossilen Thierresten geliefert, als das Tertiärgebiet des Mainzer Beckens, der trocken gelegte Boden jenes einstigen Meeres.

Die Uebereinanderfolge verschiedener Faunen in den einzelnen Etagen dieser theils sandigen, theils thonigen, theils kalkigen Ablagerungen läßt deutlich eine allmähliche Wandlung in dem Charakter der Thierwelt erkennen, welche jenes Tertiärbecken nach einander beherbergte. Während nämlich die untersten, also ältesten Schichten eine fossile Meeresfauna umschließen, treten an deren Stelle in den mittleren Schichten die Reste von Brakwasserthieren; auch diese fehlen endlich in den obersten, jüngsten Etagen. Diese Umgestaltung der ursprünglichen Meeresfauna beweist eine allmähliche Veränderung in der Beschaffenheit der Gewässer, sie läßt auf eine tiefgreifende Metamorphose schließen, welche jenes frühere Meeresbecken im Laufe der Zeiten erfahren hat.

Ursprünglich eine Bucht des Tertiärmeeres, war dasselbe in der ersten Zeit seines Bestehens mit Salzwasser erfüllt. Bald aber erfolgte durch eine ungleichmäßige Hebung des Festlandes, durch welche der Meeresboden am Ausgange der Bucht über den Wasserspiegel erhoben und trocken gelegt wurde, die Umwandlung des Meerbusens in einen Binnensee. Die zahlreichen Zuflüsse dieses Sees, in welchen u. A. der Main bei Aschaffenburg, die Lahn in der Gegend von Staufenberg mündete und der Neckar und die Murg die Gewässer des Schwarzwaldes führten, bewirkten eine allmähliche Aussüßung der Gewässer: der einst salzige See verwandelt sich in ein Brakwasser- und endlich in ein Süßwasser-Becken. Diese Umwandlung in der Beschaffenheit des Wassers konnte indessen nur unter der Bedingung vor sich gehen, daß sich während dieses Aussüßungsprozesses ein Abfluß des Sees bildete, durch welchen die salzigen Gewässer allmählich abgeleitet wurden, um durch das Süßwasser der Zuflüsse des Binnensees ersetzt zu werden. Dieser Abfluß nun ist das heutige Rheinthal unterhalb Bingen. Daß dieses aber durch langsame Einfurchung des Flußbettes und nicht durch die gewaltsame und plötzliche Aufreißung einer Spalte entstanden ist, dafür sprechen die zahlreichen Spuren von einst höher gelegenen Flußbetten, welche an den Gehängen des Rheinthales zwischen Bingen und Coblenz in Gestalt von Schuttmassen zurückgeblieben sind. Man findet

dort in Höhen bis zu 190 Meter über der gegenwärtigen Thalsohle terrassenartige Plateaus, bedeckt mit ähnlichen Geschieben und Flußkieseln, wie sie der Rhein noch jetzt mit sich führt; Sandmassen, durchaus identisch mit den Ablagerungen im jetzigen Flußbette, beobachtet man in einem Niveau, das über 120 Meter über dem letzteren liegt.

Der Abfluß jenes tertiären Binnensees, also der heutige Rhein, muß mithin dereinst seinen Lauf über die Höhen des rheinischen Schiefergebirges hinweg genommen haben, um sich dann allmählich sein Bett in die festen Grauwacken- und Schieferbänke einzutiefen. Indessen ein solches Ueberfließen des Sees über den Kamm des Taunus und Hunsrück hätte nicht stattfinden können, wenn diese Gebirge schon in jenen Zeiten bis zu der Höhe emporgehoben gewesen wären, welche sie heute einnehmen. Die vertikale Verbreitung der Ablagerungen jenes Sees, die Meereshöhen, in denen sie sich unter normalen Verhältnissen finden, weisen darauf hin, daß eine so bedeutende Anschwellung der Gewässer nicht erfolgt ist. Nun liefern uns aber die Geologen den Beweis, daß die den tertiären Binnensee gegen Norden abschließenden Gebirgszüge damals noch keineswegs ihre heutige Höhe besaßen, daß sie vielmehr erst in nachtertiärer, ja nachdiluvialer Zeit durch säculare Hebung mehr und mehr emporgerückt sind, bis sie endlich ihre gegenwärtige Höhenlage erreichten. Der Binnensee brauchte also, um nach Norden abfließen zu können, garnicht so beträchtlich anzuschwellen. Daß dieser Abfluß in der That stattgefunden hat, daß die Gewässer des Sees über jene Gebirgsrücken hinweggeströmt sind, das beweisen Schollen tertiärer Ablagerungen, welche sich an geschützten Stellen auf der Höhe derselben befinden. Ursprünglich unter den Gewässern jenes Sees entstanden, sind diese isolirten Tertiärvorkommen mitsammt den Gebirgsmassen des Taunus und des Hunsrück allmählich bis zu ihrer gegenwärtigen Meereshöhe von über 400 Meter erhoben worden. Gleichzeitig mit dieser Hebung der Gebirgsmauer nahm die Tieferlegung des Rheinthales ihren Fortgang, unablässig arbeitete der Fluß nagend und ausfeilend daran, sein Bett in das Gestein einzufurchen, der Spiegel des Sees sank mehr und mehr, ein Theil der Rheinebene nach dem anderen tauchte über ihn hervor, bis endlich die Thalsohle tief genug gelegt war, daß auch der letzte Rest des einstigen Binnensees abfließen konnte.

Unter ganz analogen Verhältnissen scheint der Durchbruch der Elbe durch das sächsische Quadersandsteingebirge hindurch erfolgt zu sein. Noch in der Kreideperiode stand das nördliche Böhmen in offener Verbindnng mit dem die norddeutsche Niederung bedeckenden Meere. Die Gegend der heutigen sächsischen Schweiz war von den Gewässern eines Golfes des Kreidemeeres überfluthet, welcher das ganze nördliche Böhmen von Dresden bis Zwittau, bis Prag und Saaz hin umfaßte. Erst am Schlusse der Kreidezeit hoben sich diese Gebiete über den Meeresspiegel, hoben sich besonders die Sandsteinmassen im Gebiete der sächsischen Schweiz, um als ein ebenflächiges, monotones Plateau Böhmen gegen Norden abzuschließen. Dadurch wurde die bis dahin bestehende Lücke in der Gebirgsmauer ausgefüllt, welche dieses, vorwaltend aus krystallinischen Urgesteinen aufgebaute, älteste Festlandsgebilde des europäischen Continentes umschließt und es zu dem am selbständigsten abgegrenzten Theile Central-Europas macht. Wie heute, so strömten auch in den nun folgenden tertiären Zeiten in Folge des nach Norden abgedachten, terrassen-

förmigen Baues des Landes aus ganz Böhmen die Gewässer in die nördliche Einsenkung zusammen und benagten hier den Fuß des Erzgebirges und des Quadersandsteingebirges, um sich vereint einen Ausweg durch dasselbe hindurch nach Norden zu bahnen. Denn ebensowenig wie bei Bingen fanden die Gewässer bei Bodenbach eine Spalte in dem sich ihr entgegenstellenden Gebirgsriegel vor. Sie stauten sich vielmehr hinter demselben auf und bildeten einen ausgedehnten Süßwassersee, auf dessen Grunde die Tertiärablagerungen des nördlichen Böhmens zur Bildung gelangten. Eine geologische Karte zeigt uns ein umfangreiches Tertiärbecken, welches sich am Fuße des Erzgebirges entlang zieht und sich von Falkenau bei Eger bis nach Kammnitz östlich der Elbe, also von den Elbogener durch den Saazer bis in den Leitmeritzer Kreis ausdehnt. Das Vorhandensein dieses Süßwassersees berechtigt zu der Folgerung, daß der Abschluß Böhmens gegen Norden ein vollständiger war, und daß eine Spalte in dem Gebirgswall nicht vorhanden gewesen ist, durch welche die Gewässer abfließen konnten ohne einen See zu bilden.

Nun finden sich aber wie im Rheinthale so auch im Elbthale vielfache Beweise, daß der Strom dereinst in einem beträchtlich höheren Niveau floß als gegenwärtig, daß mithin auch die Elbe sich selbst ihr Bett in die Sandsteinmassen eingegraben haben muß. In der Gegend von Dresden nämlich beachtete man zahlreiche Schotter- und Kiesablagerungen, deren Bestandtheile ihre Heimath zum größten Theil im Oberlauf der Elbe oder deren Zuflüssen haben. Man fand dort hauptsächlich Basalte und Phonolithe, Grauwacken und Kieselschiefer, welche aus Böhmen stammen und nur durch die Elbe an ihren gegenwärtigen Fundort transportirt sein können. Derartige Ablagerungen hat man bis zu einer Höhe von 90 Meter über dem gegenwärtigen Spiegel der Elbe bei Dresden nachgewiesen; um diesen Betrag also muß sich seitdem das Flußbett vertieft haben. Daß aber in der That einst die Elbe über die Höhen des Sandsteinplateaus hinweggeflossen ist und sich erst allmählich ihre Thalschlucht in dasselbe eingewühlt hat, das bemerkt man am deutlichsten, wenn man von einem erhöhten Punkte, etwa von der Bastei aus, das Plateau überschaut. Dann erkennt man, wie Bernh. v. Cotta berichtet, mit einem Blicke ein altes auf der Höhe des Gebirges eingeschnittenes, „colossales Elbthal, welches fast ohne Krümmungen das Sandsteingebiet durchzieht, und auf dessen Boden man das jetzige stark gewundene Elbthal erkennt wie ein stark gewundenes Flußbett in einem breiten Thale“.

Ein solches Ueberströmen der Gewässer über das Quadersandsteingebirge konnte nur stattfinden, wenn die Höhenverhältnisse jener Gegenden wesentlich andere waren als gegenwärtig. Die Emporhebung des Erzgebirges bis zu seiner heutigen Höhe ist nicht das Resultat eines einzigen Hebungsactes. Aus den Lagerungsverhältnissen der am Aufbau des Gebirges theilnehmenden Formationsglieder geht vielmehr hervor, daß die Entstehung desselben ganz allmählich und seit den ältesten geologischen Zeiträumen vor sich gegangen ist und sich bis in die jüngsten Perioden der Erdgeschichte fortgesetzt hat. So weist die in einem Winkel von 20—30 Grad aufgerichtete Stellung der urspr\u00fcglich horizontal gelagerten Schichten des Tertiärs am Südfuße des Erzgebirges darauf hin, daß noch nach der Tertiärperiode ein Emporbrängen des Gebirges stattgefunden hat.

Niveauveränderungen der beträchtlichsten Art aber hat jene ganze Gegend

gleichzeitig mit dem gesammten nördlichen Deutschland und Europa noch während und nach der Diluvialzeit erlitten. Man hat die obere Grenze der in dem Diluvialmeere durch schmelzende Eisberge zur Ablagerung gelangten, aus dem Norden unseres Erdtheils, namentlich aus Skandinavien stammenden erratischen Geschiebe in der Lausitz und am Erzgebirge in einer Höhe von 410 Metern über dem jetzigen Meeresspiegel beobachtet. Bis zu diesem Niveau also war das östliche Deutschland in Folge einer Senkung des Landes von den Gewässern des Diluvialmeeres überfluthet. Dieselben nordischen Geschiebe finden sich auch in den Kies- und Lehmablagerungen des nördlichen Böhmens, namentlich im Thale des Polzen und seiner Zuflüsse. Das Diluvialmeer muß demnach in Form einer Bucht bis nach Nordböhmen hineingereicht haben, deren Zusammenhang mit dem offnen Meere über das Sandsteinplateau der sächsischen Schweiz stattfand. Auch auf diesem haben sich nordische Geschiebe bis zu einer Meereshöhe von 370 Metern gefunden.

Allmählich erhob sich indessen am Schlusse der Diluvialzeit das ganze Gebiet wieder über den Meeresspiegel, die Gewässer wichen zurück, das Land gewann nach und nach seine heutige Configuration. Mit dem allmählichen Rückzuge des Meeres von dem Sandsteinplateau der sächsischen Schweiz begann, so dürfen wir vermuthen, die Austiefung des eigentlichen Elbthales. Es entstand zunächst auf der Höhe des Plateaus jenes flachmuldenförmige „alte Elbthal", auf dessen Grunde sich dann der Fluß sein Bett tiefer und tiefer einschnitt, während sich gleichzeitig die beiderseitigen Uferhöhen mehr und mehr über das Niveau des Quartärmeeres erhoben. Mit dem Hauptflusse zugleich vertiesten die Zuflüsse desselben ihre Thäler in die von Klüften durchsetzten, leicht zerstörbaren Sandsteinmassen, bis endlich das Schluchten-Labyrinth entstanden war, welches heute die Felsmassen der sächsischen Schweiz durchzieht.

Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache.

I.

Lazarus und Steinthal, Geiger und Noiré.

Von

M. Carriere.

München.

Die Sprache ist kein fertiges, ruhendes Ding, sondern sie wird fortwährend erzeugt, sie ist die stets wiederholte Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu gestalten. Die Sprache ist nicht sowohl ein Mittel um Gedanken mitzutheilen, sie ist das bildende Organ des Gedankens, der erst im Wort zur klaren Bestimmtheit kommt; sie ist nicht vor dem Denken, noch dieses vor ihr. Der Mensch umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, in denen er die Eindrücke der Dinge auf die Seele ausdrückt, um die Gegenstände in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Die Sprache bricht aus der innersten Natur des Menschen hervor, und er kommt durch sie zum entwickelsten Selbst- und Weltbewußtsein; schon Herder nannte nicht nur die Sprache eine Schöpfung des Menschen, sondern auch den Menschen ein Geschöpf der Sprache. Was aber der Geist einmal hervorgebracht hat, das wirkt in ihm fort, das behält er und arbeitet damit weiter, und so entsteht das bleibende

Gebilde von Wörtern, Wortformen und Verbindungen, das von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, darin ein Geschlecht dem andern sein Wissen überliefert; indem das Kind sich nicht seine eigene Sprache macht, sondern durch seine Sprachfähigkeit und Thätigkeit die seines Volkes sich aneignet, lebt es in der Gemeinsamkeit der Menschheit; denn das Wort gehört von Anfang an dem Redenden wie dem Hörenden, es will verstanden sein. Das führt uns zur Einheit der menschlichen Natur. Es ist dieselbe Vernunft, es sind dieselben Sinneseindrücke in allen; Keiner entwickelt sich für sich allein zur selbstbewußten Geistigkeit, sondern nur in der Gemeinsamkeit, und die Sprache ist ihr Werk. Jedes Sprechen ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen und Vorgestellten an die gemeinsame Natur der Menschheit. Der Verstehende nimmt nicht äußerlich auf, er wird angeregt, die Gedanken des Sprechenden in sich zu entwickeln, mitzudenken.

In diesen Sätzen hat Wilhelm von Humboldt den Grund zur Sprachwissenschaft gelegt, auf welchem die Gegenwart weiter baut. Jakob Grimm, Franz Bopp, Max Müller faßten vornehmlich die geschichtliche Entwicklung der Sprache ins Auge, Steinthal und Lazarus suchten den Zusammenhang von Geist und Sprache näher darzulegen; heute handelt es sich vornehmlich um die Frage nach dem Ursprung der Sprache. Der Mensch, der aus der Thierheit hervorging, wie kam er zur Sprache? Sie unterscheidet ihn vom Thier, und Noiré giebt seiner Schrift vom Ursprung der Sprache den Satz Lazar Geigers zum Motto: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor der Sprache war der Mensch vernunftlos.“ Das ist dann eine der Verkehrungen, in denen unsere Zeit sich gefällt. Die Einheit des Selbstbewußtseins, das Erste für uns, ohne die niemals von Dingen für uns die Rede wäre, will man lieber als Geschenk von Milliarden selbstloser Atome empfangen und durch eine Veränderung der Lage derselben erklären; das Vernunftlose soll Vernunft hervorbringen. — Wir haben keine fertigen Gedanken und suchen dann nach einem Mittel, sie zu äußern, sondern unser Denken entwickelt sich mit dem Sprechen, die Vorstellung formt sich mit dem Wort, unsere Vernunftanlage ist das Ursprüngliche, sie kommt zu bewußter Vernünftigkeit, indem sie in der Sprachbildung sich bethätigt, sich nicht blos ein Organ zur Mittheilung an andere, sondern auch zum eigenen Denken erzeugt. Nicht diejenigen Thiere sind vernünftig geworden, die zufällig zur Sprache kamen, sondern diejenigen Wesen haben die Sprache hervorgebracht, welche dazu fähig, weil vernunftbegabt waren. Sprache ohne Vernunft ist ein Unding, denn das Wort ist eben seinem Begriff nach der Laut als Träger des Gedankens. Wir denken in Worten, aber ohne die Gedanken ist das Wort ein leerer Schall. In der Sprache und durch sie entwickelt sich die Vernunft, die ursprüngliche Anlage unseres Wesens, der Seelenkeim zu selbstbewußter und weltbewußter Geistigkeit.

Auch ohne Sprache sind wir im Gefühl unserer eigenen Zuständlichkeit inne, ist es uns wohl oder weh, und haben wir zufolge der Einwirkungen der materiellen Welt außer uns auf unsere Sinne die Empfindungen des Lichts und der Farbe, des Schalls, der Schwere, der Wärme, des Geruchs, Geschmacks; und aus diesen mannigfaltigen Affektionen verschiedener Sinne entwirft die Einbildungskraft die Anschauungen oder Bilder der Dinge. Nicht minder regen sich Begierden und Triebe, und folgen ihnen die leiblichen Bewegungen; endlich lösen wir die Ein=

drücke der Außenwelt gar häufig durch Gegenwirkungen aus, die wir Reflex-bewegungen nennen; die Reizung sensitiver Nerven überträgt sich auf motorische. Das alles ist uns mit den Thieren gemein. Gleich vielen von ihnen geben wir unsere Stimmung im Schrei des Schmerzes wie im Wohlgefühl der Lust durch die Stimme kund. Doch daß diese Interjectionen nur ein kleines Element der Sprache bilden können bei der Allgemeinheit der Gefühle selbst, das ist einleuchtend, und Max Müller hat die Ableitung der Sprache aus solchen Lauten als Pah- und Pfuitheorie ebenso verspottet, wie die Bauwautheorie, die die Wörter auf die Nachahmung des Hundegebells oder Schafgeblöks begründen will; wiewohl das griechische bus doch das buhende Thier bezeichnet, der Kukuk von seinem Ruf seinen Namen hat und in Schnarchen, Knarren, Pfeifen solche Wörter bei allen Völkern vorkommen. Die meisten Eindrücke der Außenwelt gewinnen wir durch das Gesicht, und indem wir darnach die Anschauungen bilden, gilt es für sie ein Tonbild zu schaffen, das dem Ohr einen ähnlichen Eindruck gewährt, wie sie dem Auge; in Wörtern wie Blitz, zackig, dumpf, Welle ist dies bei einigem Lautsinne klar. Die Mundbewegung wie der Laut bei Quelle entspricht dem Bild der Sache; ebenso plu dem von Innen sich Entfaltenden, das durch einen Hauch in flu = das Fließende übergeht; W ist bewegender Hauch in Wind und wehen. Endlich ist ein weiterer Schritt nöthig: das Reingeistige wird durch Naturanalogien angedeutet, wie wir Aufklärung vom Licht ableiten und selbst im Begreifen das Betasten und Zusammenfassen der Dinge haben. Renan hat mit Recht bemerkt: die Verbindung von Sinn und Laut ist niemals naturnothwendig — sonst wäre sie überall gleich —, noch willkürlich und absichtlich, aber sie ist stets motivirt, nie grundlos.

Hier haben nun Steinthal und Lazarus die Anfänge der Sprache in eine Reihe mit den Reflexbewegungen gesetzt. Ganz unwillkürlich wie wir unser Gefühl in Geberden, Mienen, Lauten kund geben, und von hier aus andere verstehen, wenn wir ähnliche Bewegungen und Töne bei ihnen wahrnehmen, — so wirken die Eindrücke der Außenwelt auf uns und andere, und wir reagiren unwillkürlich gegen dieselben durch Bewegungen, die wir machen, durch Laute, die wir ausstoßen; wir geben darin den Ausdruck ihres Eindrucks, und wenn dies gelungen ist, wenn andere ihren Eindruck darin bezeichnet finden, so wiederholen sie den artikulirten Laut, und es verschmilzt mit dem Bild die Sache; und die treffend befundenen Laute werden erhalten, während andere ungenügendere verklingen. Wir bilden die Sprache in der Gemeinsamkeit, wie die Bienen ihre Zellen bauen; weil gleiche Antriebe auf alle wirken, so ist bei der wesengleichen Natur der Menschen der beim Eindruck der Sache hervorgestoßene ausdrucksvolle Laut verständlich; Eindruck und Ausdruck haften an einander und werden mit einander erinnert. „Die Anschauung der Seele reflektirt in einer Bewegung des Organismus, welche den Laut bildet, und dieser macht selbst einen Eindruck auf die Seele, und mit der Anschauung des Lautes associirt sich die Dinganschauung und die reflectirte Bewegung, so daß auf die innere Lautanschauung in der Seele auch die äußere Lauterzeugung im Organismus erfolgt." (Lazarus.) Der Laut und die Anschauung der Sache sind mit einander erzeugt, der Laut bedeutet die Sache, die Anschauung wird Inhalt des Lautes.

Zum rechten Wort gehört, daß in der Anschauung das Wesen die Sache

erfaßt, daß im Laut der entsprechende Ausdruck gefunden wird; das wird immer ein Einzelner thun, aber dieser ist dann das Auge und der Mund seiner Genossen, der Führer, der ihnen das vorthut, wozu sie sich selber getrieben fühlen. Das ist der Sinn für Casparis wunderliche Behauptung, daß die Verwirrung der allseitig gebrauchten verschiedenen Töne geschlichtet werde, indem die Häuptlinge ihren Lauten eine Autorität geben, so daß sie nachgeahmt werden. Das geschieht nicht auf Befehl, sondern weil das Rechte gefunden scheint, und wer immer das trifft, der ist der Tonangeber.

Es ist selbstverständlich, daß die Urmenschen nicht das Ferne und Entlegene, sondern das sie unmittelbar Berührende und direkt Angehende zu bezeichnen suchten; außer Sonne und Mond, Blitz und Donner, Sturm und Regen waren es Thiere und die eigene Thätigkeit mit ihren Mitteln und Erfolgen, was zum sprachlichen Ausdruck reizte; durch sein Schaffen, sagen wir mit Lazarus, lernt der Mensch sehen; in einer steigenden Wechselwirkung lernt er die Dinge gestalten, wie er sie auffaßt, aber auch auffassen, wie er sie gestaltet. Lazar Geiger wollte den Reichthum der Sprache aus den Anfängen des thierähnlichen Lebens ableiten, „ein mehr eingenwilliger als origineller Denker", wie Steinthal ihn nennt, der die demselben von Noiré und Andern gezollte maßlose Bewunderung durch eine scharfeindringende Kritik (Ursprung der Sprache, S. 146—299) bekämpft. Geräthe und Werkzeuge, sagt Geiger, werden nach der Bereitung und dem Gebrauch benannt; jedes Wort aber, das eine mit einem Werkzeug auszuführende Thätigkeit bezeichnet, bedeutet vorher eine ähnliche Thätigkeit, die nur der natürlichen Organe des Menschen bedarf. So bedeutet mahlen ursprünglich mit den Fingern zerreiben, mit den Zähnen zermalmen; im Mahlen des Korns und im Malen des Bildes ist die Grundbedeutung: mit den Fingern reiben oder streichen; eine noch frühere Stufe soll uns zweckloses Wühlen und Manschen im Koth zeigen. Ja, Geiger meint das Urwort und seinen Gegenstand gefunden zu haben: „Der Sprachschrei erfolgt ursprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krankhafter Zuckung oder gewaltiger wirbelnder Bewegung befindlichen thierischen oder menschlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füßen oder Händen, der Verzerrung eines menschlichen oder thierischen Gesichtes macht." Das Wühlen eines Thieres im Moder soll ein andermal das erste Sprachobjekt gewesen sein. Geiger will seine Lehre auf Erfahrung gründen, aber ist diese wunderliche Annahme eine beobachtete Thatsache? Thiere sollen nach ihm wohl in Furcht und Begierde Laute ausstoßen, aber die Sprache soll Objekte um ihrer selbst willen bezeichnen. Nachahmend macht der Mensch mit, was er sieht und hört, und darnach faßt Noiré die Geigersche Theorie in den Satz zusammen: „Nachahmend sympathische Gesichtsverzerrung, begleitet von einem Laut, also eine Art von Mitgrinsen im Verein mit einem Mitgrunzen, war das älteste Sprachobjekt, welches zur Darstellung kam, woraus denn nachmals die ganze Sprache durch Differenzirung von Lauten und Begriffen sich entwickelt hat", — im Kopf von Geiger und im Mund seiner Anbeter, aber daß es in der Wirklichkeit so gewesen, das hat Niemand nachgewiesen. Es ist erstaunlich, wie leichtgläubig gerade die Leute sind, die sich auf ihren religiösen Unglauben etwas zu gute thun und lieber vom Koth als von Gott stammen. Daß Geiger seine eigenen Grundsätze nicht festhält, hat Steinthal dargethan. Daß das grie-

chische Wort für schreiben (γράφειν) einritzen bedeutet, ist allgemein anerkannt; man kann mit Geiger sagen: die thierische Thätigkeit des Kratzens war der äußerliche Ausgangspunkt, von wo der Mensch zur Schrift gelangte; aber die innere Triebkraft, die ihn dazu führte, sein Geist wird dabei zu betonen sein; denn ohne solche wird die Kunst der Plastik aus dem Wühlen im Schlamm auch nicht zu erklären sein, sonst müßten die Säue den Phidias und Praxiteles übertreffen. Geiger läßt den Zufall einen Gegenstand mit einem Laute verbinden, und meint, daß dieser Sprachlaut vollkommen befähigt sei, Begriffsbildung, Denkthätigkeit und Selbstbewußtsein zu erzeugen. Da wird ein vernunftloses Gebilde des Zufalls zu einem selbständig schöpferischen Wesen hinaufgeschwindelt, und das wahrhaft Reale, unser denkendes Selbst, zu dessen Geschöpf gemacht. So macht man neumodisch das Zweite zum Ersten. Wenn dann Geiger ganz richtig wieder den Sprachlaut einen Stützpunkt der Vernuftentwicklung nennt, so fragt Steinthal mit Recht: Ist denn Stützpunkt und genügende Ursache dasselbe? Ist denn der Stab Ursache des Gehens? Erzeugt denn der Pfahl die ihn umrankende Weinrebe mit der Traube? Auch entwickelt der Laut sich nicht, sondern zu der ersten Geberde und dem ersten Laut treten neue Geberden mit neuen Lauten hinzu. Wenn Geiger dann ein andermal das Zusammenpressen der Lippen die ursprünglichste sprachschaffende Geberde nennt und mu als ihren Laut bezeichnet, so ist nach ihm das Mu die Mutter der Vernunft! Und das wäre kein Unsinn? Aber ist denn Mu ein Grinsen? Damit hing ja Grunzen viel näher zusammen. „Das Prinzip, wonach Natur und Vernunft sich entwickeln, ist Differenzirung und der durch sie in Wirksamkeit tretende und immer mächtiger anwachsende Zufall; die Zeit ist es, welche den Organismus schuf, indem in ihrem Verlauf an das bereits Verbundene das eine früher, das andere später herantrat.“ So gedankenlos, wie Geiger hier redet, kann es nur der, welchem, wie ihm, den Gedanken Nachwirkungen der Aetherwellen, Abbilder von Bildern auf unserer Netzhaut sind. Die Zeit soll den Organismus schaffen? Ist denn die Zeit ein Wesen und eine Kraft, oder die von uns angeschaute Form des Nacheinanders im werdenden Leben und in seiner Entwicklung? Und schafft denn die Zeit, wenn in ihrem Verlauf das eine Atom sich an das andere fügt? Da sind ja doch die Atome das Wirkende! Und wird denn der Organismus aus äußerlichen Bestandstücken zusammengesetzt, oder entwickelt er sich, Stoff sich aneignend, aus dem Keim, von innen heraus?

Ist es Geiger nicht gelungen, den Unsinn, daß der Sprachlaut die Vernunft und den Geist erzeugt, uns zu beweisen, so hat auch Noiré das nicht vermocht, ja nicht einmal unternommen. Doch hat er eins der in der Sprachentwicklung nothwendigen Momente hervorgehoben, nur leider übertrieben und zum ausschließlichen gemacht. Ich meine die Gemeinsamkeit. Der Mensch entwickelt sich nur in ihr, und die Sprache ist das Werk gemeinsamer Arbeit. Das haben wir längst gewußt. Noiré sagt emphatisch: „Es war die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Thätigkeit, es war die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquollen. (Ist denn auf einen Zweck gerichtete Thätigkeit, frage ich, nicht bereits eine vernünftige?) Zum siegfreudigen Angriff begeistert auch heute noch der aus der Männerbrust frei und machtvoll entströmende Laut, wie vordem die homerischen Kämpfer. Gilt es, ein gefahrvolles Unternehmen, das gemeinsam aus-

geführt werden soll, die Rettung eines strandenden Schiffes, den Widerstand gegen entfesselte Elemente, oder fühlt eine versammelte Menge gemeinsam ihr zugefügte Schmach, welche gemeinsam abgewehrt werden soll, — nun, wer es einmal erlebt, der weiß, wie die Begeisterung des Gemeingefühls, der gemeinsamen Thätigkeit in solchen zündenden Momenten die Brust fast zersprengt, bis sie in gemeinsamem Laut sich Luft macht." So sei der Sprachlaut in seiner Entstehung der die gemeinsame Thätigkeit begleitende Ausdruck des erhöhten Gemeingefühls. Es wird erinnert, wiederholt, die verstandene Bezeichnung für die gemeinsame Arbeit. Das wird bei solcher der Fall gewesen sein. Aber das schließt gar nicht aus, daß auch der gemeinsame Eindruck des Blitzes, der Sonne einen Einzelnen zu einem Ausdruck veranlaßt, der, von den Andern gehört, als treffend empfunden und beibehalten wird. „Das ist geradezu eine Unmöglichkeit!" wirft Noiré ein. Und warum? „Die Sprache, deren Wesentlichstes überall darin gefunden wird, daß sie das Individuelle meidet und haßt, kann unmöglich aus individuellen Aeußerungen hervorgegangen sein." Die Sprache haßt etwas? Ist sie eine Persönlichkeit? Was Noiré sagen will, das hat schon Platon erkannt, die Sprache bezeichnet nicht die einzelnen Dinge, sondern die Gattungsbegriffe; das Wort Eiche gilt für alle Eichen, die besondere müssen wir aufzeigen; Laufen gilt für Pferde und Hunde, heut und morgen. Warum kann das Wort als Vorstellungsausdruck nicht von einem Einzelnen ausgegangen sein? Besteht denn die Gemeinsamkeit nicht aus den Einzelnen? Fast scheint Noiré sie für ein Wesen für sich zu nehmen. Der erste Bezeichnende steht in der Gemeinsamkeit, und wird verstanden, weil der gleiche Antrieb auf alle wirkt und die gleiche menschliche Natur in allen lebendig ist. Für Sonne und Mond, für Speise und Trank soll nach Noiré absolut jede Möglichkeit gemeinsamer Auffassung gefehlt haben! Steht denn die Sonne nicht am Himmel, und sieht sie nicht jeder und empfindet die Wirkung ihrer Strahlen eben so gut wie er das strandende Schiff sieht und die Anstrengung seiner Muskeln beim Ziehen des Rettungsseiles spürt? Sieht denn nicht jeder die Baumfrucht und fühlt nicht einer wie der andere, daß sie ihn sättigt? Nicht dadurch, daß viele ihn aussprechen, wird ein Laut Bezeichnung des allgemeinen Begriffs, sondern dadurch, daß jeder Denkende als Einzelner sich vom Besondern zum Allgemeinen erhebt und das Wort zum Ausdruck des Gedankens macht. Wie dies geschieht, das hat weder Geiger noch Noiré untersucht; das soll in einem zweiten Artikel im Anschluß an Lazarus (Das Leben der Seele; zweiter Band: Geist und Sprache) und Steinthal (Sprachwissenschaft) näher betrachtet werden. Der besondere Laut, den viele zugleich ausstoßen, ist damit noch kein Ausdruck des Allgemeinen, das hat Noiré ganz übersehen. Er hat zwar richtig bemerkt: „Verba, Zeitwörter, Thätigkeitswörter sind der nothwendigste Bestand aller Sprachen", aber nicht weil die Sprache aus der menschlichen Thätigkeit hervorging und sie begleitete, sondern weil die Dinge außer uns durch ihr Wirken auf uns empfunden werden, weil Leben und Werden uns überall begegnen. „Menschliche Thätigkeit ist der Begriffsinhalt aller Urwurzeln — so behauptet Geiger, ohne es zu beweisen; aber er hat recht, wenn er fortfährt: „Wie konnte man eine Thätigkeit eines fremden unbekannten Wesens ausdrücken, wofern man sie nicht — damals wie heute — durch die eigene Thätigkeit erst verständlichte?" Gewiß. Wir verstehen die Welt von uns aus. Aber dies ist nicht wahr, daß die Dinge erst in den Gesichtskreis

unserer Sprachanschauung treten, insofern sie mit unserer Thätigkeit in Berührung kommen, von ihr Wirkung erleiden; sie treten auch in unsern Gesichtskreis, insofern sie Wirkungen auf uns üben und unsere Empfindungen uns zum Ausdruck drängen. Stets ist es ein Gesammteindruck des Dinges mit seinen mannigfachen Eigenschaften, mit seinem Thun oder Leiden, was im Laute zum Ausdruck kommt; das Urwort ist nicht Verbum oder Substantivum, sondern ein noch unentwickelter Keim eines Satzes; unser Denken unterscheidet und verbindet die Sache mit ihren Eigenschaften, ihrem Wirken, das Urtheil verknüpft Subjekt und Prädikat, so wird der Keim zum entfalteten Organismus. Das geschieht durch die geistige Thätigkeit, welche dem Menschen und nicht dem Thier eignet.

G. Jäger, der im Sinne Darwins die Wurzeln des Menschlichen in der Thierwelt sucht, sagt dabei ganz vortrefflich: „Der Abstand zwischen der Thier- und Menschensprache ist genau so groß, wie der Abstand zwischen Thier- und Menschenseele." Er schlägt dabei die Brücke zwischen beiden, und seine Bemerkungen stimmen im Wesentlichen nicht mit den Neuerungen von Geiger und Noiré, sondern mit meinen obigen Erörterungen überein. Das erste und allgemeinste Element der Thiersprache ist ein Empfindungslaut, ein Schrei des Schmerzes oder der Angst, oder ein Gesang, der das Wohlgefühl der Liebes- und Lebenslust ausdrückt; und dann wird das eine zum Warnruf, das andere zum Lockruf, zum Verständigungsmittel mit andern. Das entspricht den Interjectionen der Menschen. Man lockt aber einen Gegenstand mit dem Laut, den dieser selbst von sich giebt; Jäger nennt dies Ahmlaut und knüpft daran unsere schallnachahmenden Bezeichnungen. Der Pfau hat zwei Laute, einen tiefen und hohen; die Indogermanen nennen ihn nach dem ersten, die Chinesen nach dem zweiten, Tai. Sodann finden wir Thiere mit ausgebildeter Geberdensprache, wie namentlich die Affen. Dem Empfindungslaut entspricht die Empfindungsgeberde, dem Lock- und Bezeichnungston entspricht die Bewegung des Körpers nach dem Gegenstande, das Deuten. So kann das Thier sich mit Anwesenden und über Anwesendes verständigen. Tritt das Bedürfniß ein, auch Abwesendes zu bezeichnen, so wird das Deuten zum Zeichnen eines Luftbildes, der Ton zum Lautbild. Ton und Geberde wirken beim Naturmenschen stets zusammen. Die ersten Töne des Kindes sind Empfindungslaute, erst nach Wochen macht der Säugling von seiner Stimme als Verständigungsmittel Gebrauch, um Nahrung zu verlangen. Ein Theil der Wurzeln, sagt Jäger mit uns, besteht aus Empfindungslauten, ein anderer aus Schallnachahmungen, ein dritter (der größte) entstand dadurch, daß man die Eindrücke der anderen Sinne (namentlich des Gesichts) in Gehöreindrücke übersetzte (durch articulirte Laute symbolisirte). Aber all das wird erst zur menschlichen Sprache dadurch, daß Begriffe im Laut sich ausprägen, Urtheile in der Verbindung der Worte sich aussprechen: die menschliche Sprache ist eine Schöpfung des Menschen nach den Bildungsgesetzen seiner idealen Natur.

Der todte Punkt in der Zoologie.

Von
G. Jaeger.
Stuttgart.

Seit wir durch die physikalischen Beobachtungen, welche Helmholtz, Du-Bois-Reymond, Pflüger und Andere, und durch die chemischen Versuche, welche J. Ranke über den Erregungsvorgang in Muskeln und Nerven angestellt haben, Aeußerungsweise und Grund der thierischen und Kraftentbindung kennen, seit ich in einer soeben erschienenen Schrift*) die Ponderabilität der Lebenskräfte nachgewiesen, dürfen wir, wenn auch noch manches zur allgemeinen Aufhellung übrig bleibt, die allgemeinen Lebenserscheinungen als naturwissenschaftlich erklärt ansehen. Nicht das Gleiche können wir von den spezifischen Lebenserscheinungen sagen. Besehen wir uns das näher.

Das Wachsthum der belebten Wesen durch Intussusception, d. h. durch Aufnahme neuer Theile zwischen die alten anstatt durch Auflagerung von außen, ist erklärt; nicht erklärt ist, warum dieses Wachsthum stets in ganz bestimmtem spezifisch, generisch, typisch u. s. w. verschiedenem Rythmus und verschiedener Richtung erfolgt: kurz, wir kennen die vis formativa nicht.

Warum das Thier Sinnesreize mit Bewegungen beantwortet, wissen wir; allein wir wissen nicht, warum die Thiere gleiche Reize in specifisch verschiedener Weise beantworten, warum ein Thier von dem gleichen Sinnesreiz abgestoßen wird, der ein anderes anzieht. Kurz, wir wissen, wodurch es überhaupt lebt, aber nicht, warum es nach einer ganz spezifischen Methode lebt.

Wir wissen, warum und wie ein Thier überhaupt frißt, aber wir wissen nicht, warum es stets nur ganz bestimmte Nahrung genießt und andere zurückweist. Wir kennen also das Wesen des Ernährungstriebs, aber, was uns unbekannt geblieben, ist der Ernährungsinstinkt.

Wir wissen — obwohl gerade hier noch eher eine Lücke in unserem Wissen ist — warum das Thier sich überhaupt fortpflanzt und bei Getrenntgeschlechtlichkeit sich begattet, aber wir wissen nicht, warum dies stets in spezifisch eigenartiger Weise erfolgt, warum sich stets nur Männchen und Weibchen gleicher Art begatten, bei spezifischer Differenz dagegen sich meiden. Kurz, wir verstehen den Fortpflanzungstrieb und seine Mechanik, allein der Fortpflanzungsinstinkt ist uns ein Räthsel.

Um es anders zu sagen: wir kennen so ziemlich die Mechanik des lebenden Körpers, und zwar sowohl die grobe als die feine. Wir wissen, mit welchen Kräften derselbe arbeitet, wir wissen auch, daß etwas in ihm steckt, was ihn treibt, aber warum das immer nur in einer ganz bestimmten Richtung treibt, das wissen wir nicht. Wir kennen die Lokomotive, aber der Lokomotivführer hat sich bis jetzt unserer Nachsuche zu entziehen gewußt, wir haben nur einen Namen für ihn und dieser lautet „Seele".

Wir stellen uns den Thierkörper wie eine Maschine vor, und eine solche ist

*) Seuchenfestigkeit und Constitutionskraft und ihre Beziehung zum specifischen Gewicht des Lebenden. Leipzig 1878.

er auch: das Leben wickelt sich in ihm ganz ähnlich ab, wie in einer von Menschenhand gemachten und in Gang gesetzten Maschine. Wir können eine künstliche Maschine, so lange sie im Gang ist, lebendig heißen, so gut wir dieses Wort von einem Thierkörper gebrauchen, ja wir können — und thun es auch — ganz allgemein von „lebendiger“ Kraft sprechen und die Lebenskräfte — auf diesen Nachweis darf die Experimentalphysiologie mit Recht stolz sein — sind keine anderen als die, welche auch unsere künstlichen Maschinen und die anorganische Natur bewegen. Aber zwischen einem industriellen Mechanismus und einem organischen Mechanismus, also einem Thier- und Pflanzenkörper besteht doch ein kolossaler Unterschied: der letztere ist beseelt, der erstere nicht.

Was ist die Seele? Diese Frage muß jetzt ernstlicher als bisher aufgenommen werden, denn hier liegt der todte Punkt der ganzen Zoologie, Physiologie, Biologie und Morphologie, kurz der gesammten Lehre vom Leben.

Häckel hat die Frage bekanntlich aufgegriffen und sich mit Bestimmtheit dahin ausgesprochen, es sei nicht blos das Thier als Ganzes beseelt, sondern die Seele stecke in jeder Zelle, in jedem Ei, ja, er sagt: sie stecke in jedem Protoplasmaelement, für das er den Ausdruck Plastidule gebraucht, er spricht deshalb von einer Plastidulseele.

Er bezeichnet uns nun diese Seele als Bewegung, und zwar als eine Bewegung von eigenartigem Rhythmus. Wie nachher gezeigt wird, unterschreibe ich das vollkommen. Das kann uns aber nicht befriedigen, denn Häckel sagt uns nicht, was sich bewegt und warum dieses „Was“ sich spezifisch bewegt. Auch darum kann es uns nicht befriedigen: Jede Bewegung in einem Protoplasma heißen wir Leben, nun kennen wir bei sehr vielen niederen Thieren, namentlich deren Eiern, einen Zustand latenten Lebens, in welchem keinerlei Bewegung stattfindet. Wenn die Seele nur abstrakte Bewegung ist, so ist sie in diesem Zustand fort, wo kommt sie wieder her? Kurz die Seele muß ein Ding sein, das sich zeitweilig bewegt, aber auch die Fähigkeit hat, zu ruhen.

Weiter: Wir Naturforscher können uns schlechterdings keine Bewegung ohne materielles Substrat vorstellen, denn da, wo der Chemiker kein Substrat mehr nachweisen kann, setzt der Physiker seinen Aether als das sich Bewegende und hält an ihm mit Hartnäckigkeit fest. Deshalb können auch wir Zoologen unmöglich mit der Aussage zufrieden sein: „Die Seele sei eine eigenartige Bewegung.“ Wir verlangen die Materie der Seele, den Seelenstoff kennen zu lernen und dieser Stoff muß nicht blos im Gesammtkörper, nicht blos in der Zelle und im Ei, sondern noch im letzten Protoplasmaelement, der Häckel'schen Plastidule stecken, es muß ein integrirender Mischungsbestandtheil des Protoplasmas sein.

Ich glaube das erlösende Wort in der Seelenfrage aussprechen, d. h. sagen zu können, welcher Mischungsbestandtheil des Protoplasmas die Seele ist. Ich kenne das Wagniß einer solchen Behauptung wohl, der Streit um die Seele wird noch heftiger entbrennen, als der um die Descendenztheorie, aber das kann nichts helfen: Ohne Kampf giebt es auch in der Wissenschaft keinen Fortschritt und wir sind auf einem Punkt angelangt, wo jedes weitere Vordringen auf die heftigste Opposition stößt.

Zweierlei ist es, was uns bei ernstem Suchen nach der Seelenmaterie dieselbe sofort finden läßt.

Betrachten wir die Seelenäußerungen, wie sie uns in den Verrichtungen des Selbsterhaltungs- und des Fortpflanzungstriebes bei einem Thiere entgegen treten, so ist das Maßgebendste die spezifische Natur derselben. Das Leben ist eine allgemeine Erscheinung, die Seelenthätigkeiten tragen durchaus den Charakter der Specifität, die eines Hundes sind anders als die der Katze u. s. w. Demnach hat jedes Thier eine spezifische Seele. Wenn nun die Seele ein greifbarer Stoff ist, so sind sofort alle Protoplasmabestandtheile ausgeschlossen, welche bei allen Thieren vorkommen und es bleiben nur die Stoffe, welche ganz spezifischer Natur sind, als allein verdächtig zurück. Dahin gehört nur eine einzige Stoffgruppe, nämlich die Stoffe, welche uns im Ausdünstungsgeruch und Fleischgeschmack eines Thieres (und einer Pflanze) entgegen treten, denn diese allein sind vollkommen spezifischer Natur.

Ich habe mich über die Thatsache von der Specifität dieser Stoffe bereits an vier Orten im Druck geäußert: in meinen zoologischen Briefen, in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie (Bd. 27), in dem Journal „Kosmos“ (Bd. I.) und im zweiten Bande meiner allgemeinen Zoologie. Ich will hier deshalb nur das Allernothwendigste wiederholen.

Im Großen und Ganzen hat die Wissenschaft und die Laienwelt nur der Thatsache ihre Aufmerksamkeit geschenkt, daß die Pflanzen, namentlich deren Blüthen einen ganz spezifischen Ausdünstungsgeruch haben und daß dasselbe für den Geschmack gilt. Manche Pflanzen duften und schmecken zwar sehr ähnlich, aber in jedem einzelnen solchen Falle lernt ein Mensch mit halbwegs entwickeltem Geschmack- und Geruchssinn sehr schnell, sie zu unterscheiden, und so weit der Chemiker die Düfte der Pflanzen isolirt und geprüft hat, findet auch er stets Unterschiede, trotzdem seine Prüfungsmittel unendlich plumper sind als unsere Sinne.

Dagegen ist Wissenschaft und Laienwelt ziemlich gleichgültig an der Thatsache vorübergegangen, daß für die Thiere genau dasselbe gilt, daß sie ebenso entschiedene und ebenso spezifisch verschiedene Düfte und Fleischgeschmäcke haben, wie die Pflanzen. Hiervon kann sich an unseren Hausthieren und Speisethieren jeder jeden Augenblick unmittelbar überzeugen.

In jedem zoologischen Garten kann man sich Gewißheit darüber verschaffen, daß der Hirsch anders duftet als das Reh, das Schaf anders als die Ziege, die eine Papageienart anders als die andere. Man prüfe das ganze Thierreich durch, man wird finden, daß nicht nur jede Thierart überhaupt einen Ausdünstungsgeruch hat, sondern auch, daß es nicht zwei Arten giebt, deren Ausdünstungsgerüche nicht bei einiger Uebung von einander unterschieden werden könnten; können ja doch selbst so nahe stehende Thiere wie Rabenkrähe und Nebelkrähe noch am todten Balg von der so wenig geübten Nase eines Menschen unterschieden werden. Ja, die Sache geht noch weiter: Es ist Thatsache, daß ein Hund mit seiner fein geübten Nase sogar das einzelne menschliche Individuum mit Sicherheit von jedem andern am Geruch unterscheiden kann, was mit der Thatsache harmonirt, daß kaum zwei ganz gleich geartete Menschenseelen gefunden werden können.

Die zweite für meine Behauptung wichtige Thatsache ist, daß für die Richtung der Seelenthätigkeiten auf beiden Gebieten, auf dem der Selbsterhaltung und

dem der Fortpflanzung eben diese spezifischen chemischen Stoffe ausschlaggebend sind.

Welches Futter ein Thier zu seiner Nahrung wählt, hängt von dessen spezifischem Duft und Geschmack ab. Es ist notorisch, daß ein Thier das gar nicht zu erlernen braucht: das Räupchen findet sofort nach dem Verlassen des Eies unfehlbar aus verschiedenen ihm vorliegenden Pflanzen die heraus, welche seine natürliche Nahrung ist, und zwar bei Nacht so gut wie bei Tag. Es wird also hierbei nur von seinem chemischen Sinn geleitet.

Wenn man einer neugebornen Katze das Bild eines Hundes zeigt, so läßt sie das, auch wenn sie schon sehen kann, ganz gleichgültig, hält man ihr dagegen eine Hand vor die Nase, welche zuvor einen Hund gestreichelt hat, so empört sich ihre Seele, sie verzieht das Gesicht und faucht: sie haßt ihren Feind instinktmäßig, d. h. weil er stinkt. Das umgekehrte Experiment kann man bei der Katze mit der Maus machen: ihr Bild läßt sie gleichgültig, ihr Ausdünstungsgeruch erregt sofort ihre Begierde, weil er ihr instinktmäßig angenehm ist. Das ist das Resultat der chemischen Wechselbeziehung zwischen Katzenseelenstoff und Mausseelenstoff, die von jeder Erfahrung völlig unabhängig ist.

Die Erzählung, der griechische Maler Apelles habe Trauben so täuschend gemalt, daß die Vögel danach geflogen seien, ist eine Fabel; selbst diese exquisiten „Augenthiere" lassen sich bei der Nahrungswahl von dem Geruchsinn leiten und der Gesichtssinn kommt insofern hinterdrein, als er erst an der Hand des Geruchsinns seine Entwicklung und Erziehung erfährt. Ich glaube das für alle Augenthiere sagen zu dürfen.

Das Gleiche gilt nun für das andere Gebiet der Seelenthätigkeiten, die Fortpflanzung. Dem Zusammenfinden der Geschlechter dienen allerdings verschiedene Veranstaltungen, allein ob sich die Thiere annehmen, das ist „Geschmackssache", oder besser gesagt „Geruchsache". Erst das Beriechen entscheidet endgültig über die Zusammengehörigkeit vom Säugethier an bis hinab zum Wurm, ja ich möchte sagen bis zu den sich conjugirenden Infusorien hinunter, ja noch weiter: bei der Befruchtung außerhalb Mutterleib hängt die Vereinigung von Samenfaden und Ei von dem Samenduft (Aura seminalis) beziehungsweise der Aura ovalis ab: es ist regiert von der chemischen Beziehung zwischen Eiseele und Spermaseele.

Habe ich soeben gezeigt, warum wir die angezogenen flüchtigen Stoffe für das „Treibende" beim Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb halten dürfen, so spricht Folgendes dafür, daß sie auch das Agens beim Bildungs- und Formungstrieb, kurz der Träger der vires formativae, also die materiae formativae sind:

Ich habe in meinen früheren Veröffentlichungen nachgewiesen, daß bei den Thieren ein inniger Zusammenhang zwischen der Qualität ihres Ausdünstungsgeruchs und ihrem morphologischen Bau, oder allgemeiner gesagt, ihrer systematischen Stellung besteht, und zwar so:

Trotzdem, daß jede Thierart ihren ganz eigenartigen Duft besitzt, zeigen die Düfte zweier Thiere um so mehr Uebereinstimmendes, je näher ihre systematische Zusammengehörigkeit ist, und um so mehr Differenz, je ferner sie sich im System stehen, d. h. die Speziesdüfte gruppiren sich zu Gattungsdüften, die Gattungsdüfte

zu Ordnungs- und Familienbüften, diese zu Klassenbüften. Ich will einige Beispiele anführen:

a) Für Gattungsdüfte: wir unterscheiden leicht den Ausdünstungsgeruch eines Esels von dem eines Pferdes, aber beide haben so viel Gemeinsames, daß wir von einem Einhuferduft sprechen können. Rind und Büffel duften auffallend verschieden aber doch ähnlich. Hund, Fuchs, Wolf, Schakal duften verschieden, und doch werden wir bei einiger Uebung ihre Düfte nie mit denen einer Katzenart zusammen zu bringen geneigt sein; die Katzen duften alle einander ähnlich, aber wesentlich anders als die Hunde.

b) Beispiele für Ordnungsdüfte sind: der Raubthierduft, der Affenduft, der Wiederkäuerduft, Nagethierduft 2c., die in den Stallungen der zoologischen Gärten leicht zu studiren sind. Ob in einem Stall ein Rind, eine Antilope, eine Ziege oder ein Schaf lebt, nie wird man bei seinem Duft an ein Raubthier, einen Affen oder ein Nagethier denken können.

c) Unter den Klassendüften fallen uns die Fischdüfte durch ihre große Uebereinstimmung auf, aber bei genauer Prüfung wird man dasselbe auch bei den Amphibien, den Reptilien, Vögeln und Säugethieren finden. Man beriecche nur einmal Singvogelkäfige, Entenställe, Hühnerställe, Papageienhäuser, Raubvogelkäfige, Taubenschläge u. s. w.: es bleibt bei aller Verschiedenheit etwas Gemeinsames, was keinen Gedanken an ein Säugethier, einen Fisch oder ein Amphibium aufkommen läßt.

Bei den wirbellosen Thieren ist freilich die Prüfung schwerer, aber der Krebsduft, Schmetterlingsduft, Wanzenduft 2c. sind Beispiele, von denen man sich leicht überzeugen kann. So stehe ich denn nicht an zu behaupten, die Düfte sind auch die formenden Stoffe — die spezifische Seele ist es, die sich auch ihren spezifisch geformten Leib baut; sie ist der Entwicklungsarchitekt.

Betrachten wir nun die Duftstoffe an und für sich und legen uns die Frage vor, ob das, was wir von ihrer Natur wissen, sie zu der ihnen hier zugetheilten Rolle befähigt. Hier glaube ich Folgendes anführen zu dürfen:

Das Charakteristische ist ihre große Flüchtigkeit, was wir nur so erklären können, daß ihre Atombewegungen äußerst lebhaft sind und sie so über große Triebkräfte verfügen. Das macht sie unstreitig geschickt, das „treibende“ Element im Körper zu bilden. Wir wissen auch von der physiologischen Wirkung der Düfte, daß sie alle in kleinsten Mengen energisch erregend, reizend wirken.

Das Wichtigste scheint mir die merkwürdige Specifität ihrer Wirkung auf den Geruchssinn zu sein. Hier tritt uns aber sofort die ganze Dürftigkeit unseres Wissens entgegen. Was der Schall und das Licht ist, wodurch sich ein Ton vom andern, eine Farbe von der andern unterscheidet, das wissen wir: es sind regelmäßige Schwingungen in verschiedener Schwingungszahl. Wir können auch leiblich erklären, wie es kommt, daß wir mit unseren Sinneswerkzeugen Töne und Farben unterscheiden, aber was ist ein Geruch und wie kommt es, daß wir verschiedene Gerüche unterscheiden können?

Daß die Erregung unserer Riechorgane durch den Riechstoff keine einfache chemische Reaktion ist, geht schon daraus hervor, daß wir nichts riechen, wenn sich die mit dem Riechstoff beladene Luft nicht in unserer Nase bewegt. Ich schließe

daraus und aus der großen Flüchtigkeit der Stoffe, daß es sich beim Riechen um die Wahrnehmung eigenartiger feinster Bewegungen handelt, ähnlich wie beim Hören und Sehen, aber die Bewegungen sind andersartig. Das Charakteristische für Töne und Farben ist, daß sie eine Scala bilden (hohe und niedere Töne, stark und schwachbrechbare Farben), daß sie in ziffermäßigen Relationen (Octaven, Terzen 2c.) stehen und sich blos quantitativ unterscheiden. Das ist alles bei den Düften nicht der Fall. Wir kennen keine Scala für Düfte, die Unterschiede sind hier nur qualitativ.

Ich glaube an einem Bilde am besten zeigen zu können, wie ich mir die Duftbewegnngen vorstelle. Die Gerüche gleichen verschiedenen Tonmelodien, zwischen denen wir ja auch keine quantitativen, sondern nur qualitative Differenzen unterscheiden und bei denen eine ähnliche wirre, bunte und regellose Mannigfaltigkeit möglich ist.

Wir können uns nun eine Melodie verkörpern: dies ist in den Spieluhren geschehen, wo auf einer Walze in verschiedenen Distanzen nach Länge und Umfang Stifte vorstehen, die in einer ganz beliebig wählbaren, jede Unregelmäßigkeit wie jede Regelmäßigkeit zulassenden Zeitfolge die verschiedenen Töne hervorbringen, sobald die Walze rotirt.

Die Physik lehrt uns nun, daß die Moleküle eines wägbaren Stoffes zweierlei Sorten von Bewegungen ausführen: 1) Bewegungen im Raum von einem Ort zum andern: diese erfolgen mit einer regelmäßigen Pendelung oder Rotirung und machen sich uns fühlbar als Schall, Licht und Wärme, 2) Rotationen um die eigene Axe, wie die Walze in einer Spieluhr, und diese erkläre ich für das Object des Geruch- und Geschmacksinns, und zwar darum:

Die Moleküle einer chemischen Verbindung bestehen aus einer Mehrzahl von Elementatomen von oft äußerster Complication in Zahl und Stellung. Denken wir uns jetzt das Molekül eines Duftstoffes als rotirende Walze einer Spieluhr und die Atome als die Stifte derselben, d. h. als die Punkte, von denen die Reizstöße auf die Riechnerven ausgehen, so erhalten wir ähnlich wie bei Schall- und Lichtwellen eine Reihenfolge von Anstößen; aber während bei einem Ton und einem Lichtstrahl diese Anstöße in ganz genau denselben Zeitabschnitten sich wiederholen und jeder folgende Stoß qualitativ derselbe ist, wie der vorhergehende, können, ja müssen die Atomstöße bei den Düften der Zeit nach durchaus unregelmäßig erfolgen, und da die Atome verschiedenartig sind (bei den Duftstoffen Kohlenstoff- und Wasserstoffatome, oder diese plus Sauerstoff- oder gar noch plus Stickstoffatome), so setzt sich die Reihenfolge auch noch aus qualitativ verschiedenartigen Anstößen zusammen (Kohlenstoffstößen, Wasserstoffstößen 2c.), so daß die Aehnlichkeit mit der Leistung einer Uhrenwalze noch größer wird. Ein Duft ist wie eine Musik, nicht wie ein Ton.

Es ist hier nicht Raum und Ort, näher zu erörtern, warum durch diese Vorstellung die Physiologie des Geruchsinns (und beim Geschmacksinn ist es höchst wahrscheinlich ähnlich) um vieles verständlicher wird, es ist nur anzugeben, daß hierdurch auch die Seelenfrage entschieden gewinnt. Die Eigenartigkeit der in den thierischen Trieben zur Aeußerung kommenden Bewegungsrichtungen, sowohl bei den biologischen Thätigkeiten als bei dem Aufbau des Leibes während der Ent-

wicklung, stimmt gut zu der Eigenartigkeit der Bewegungen der Riechstoffe, und das bestärkt den Verdacht, sie seien die Seelenstoffe. Freilich ist es noch sehr weit bis zur Erklärung der Leibesform eines Thieres aus den specifischen Bewegungen seiner Seelenstoffe, aber es beginnt durch meine Vorstellung von der Natur der Seele und ihrer Bewegungen sich etwas Habhaftes aus dem metaphysischen und metachemischen Nebel heraus zu schälen, in dessen Verfolgung man meiner Ansicht nach das Seelenräthsel und das morphogenetische Räthsel zur Lösung wird bringen können.

Das will ich noch hinzufügen. Die Seelenstoffe können der chemischen Untersuchung zufolge in das Molekül des Eiweißes eintreten und durch Behandlung mit Säuren aus ihnen ausgelöst werden. Das Eiweißmolekül ist also das Beseelte*), aber noch nicht Lebendige. Letzteres ist erst das aus verschiedenen Eiweißkörpern (sauren und alkalischen) aufgebaute und deshalb mit electromotorischen Kräften versehene Protoplasma-Element. Bei der Erregung des Protoplasmas wird Eiweiß zersetzt; hierbei wird der Seelenstoff frei und wirkt jetzt treibend auf die Maschine des Körpers. Wenn ein Thier ein anderes frißt, verdaut und assimilirt, so findet hierbei eine Auswechselung der Seelen statt: bei der Verdauung wird das Eiweiß des Beutethiers entseelt, bei der Assimilation neu und andersartig beseelt. Endlich versteht sich von selbst, daß ich auch die Düfte der Pflanzen für die Seelen derselben und mithin die Pflanzen ebenfalls für beseelt erklären will.

Das sind meine Gedanken über die Seele, die jedenfalls vor andern den Vorzug haben, daß sie uns auf die Bahnen der exacten chemisch-physiologischen Forschung verweisen. Ob außer der von mir bezeichneten materiellen Seele noch etwas Immaterielles in Thier- und Pflanzenkörpern steckt, wird durch meine Aussprüche durchaus nicht präjudicirt. Wer nach dem Grundsatz „tres faciunt collegium" den Organismus aus drei Theilen, Körper, Seele und Geist, aufbaut, opfert durch das Zugeständniß, daß die beiden ersten Theile materiell, also sterblich sind, nichts von seinem religiösen Glauben, dem ich nicht im entferntesten nahe treten will.

Die Lungenschwindsucht und ihre Verhütung.

Von
J. Seitz.
München.

Unter allen Krankheiten ist die Lungenschwindsucht die dem Menschengeschlecht verderblichste. Sie hat den größten Einfluß auf die Sterblichkeit. Die Sterblichkeit an ihr verhält sich zur Gesammtsterblichkeit wie 3 : 22, d. h. $^1/_7$ aller Todesfälle ist durch Lungenschwindsucht bedingt. Sie fordert in jedem Lebensalter, von der Geburt an bis ins höchste Greisenalter (dem 95. Jahre und darüber) ihre Opfer. Gering ist ihr Einfluß auf die Gesammtsterblichkeit in der ersten

*) Ich acceptire deshalb den Namen Plastidulseele nicht, sondern sage Eiweißseele, denn sie ist die elementare Seele.

Kindheit, steigt aber beträchtlich vom 10. bis zum 25. Lebensjahre, in welch letzterem die Phthisis 45 pCt., d. i. fast die Hälfte aller Todesfälle bewirkt. Auch in der Sterblichkeit der nächsten zwei Jahrzehnte, im Alter zwischen 25 und 45 Jahren, treffen noch $^1/_3$ bis $^2/_5$ der Gestorbenen auf Lungenschwindsucht. Erst in der Altersklasse vom 55. bis 65. Jahre mindern sich ihre Opfer. Ihre Zahl sinkt von da an beständig bis zu den äußersten Grenzen des Lebens, so daß z. B. in der Altersklasse von 75 bis 85 Jahren nur noch $^1/_{200}$ aller Todesfälle ihr erliegt. Statistische Berechnungen ergeben, daß das weibliche Geschlecht ein größeres Contingent zur Phthise stellt, als das männliche.

Keine Race oder Nationalität wird von ihr verschont. Man begegnet ihr unter allen der kaukasischen Race angehörigen Nationen Europas, Asiens und Afrikas, unter den Negern, den mongolischen Völkern des östlichen Asiens, den Eingebornen Australiens und der Südseeinseln und den Indianerstämmen Nord- und Südamerikas. Doch machen sich in Gegenden, in denen eine gemischte Bevölkerung lebt, unter den einzelnen Theilen derselben Unterschiede in der Geneigtheit zur Erkrankung an Schwindsucht bemerklich. So erkranken in Indien, soviel man aus den militärärztlichen Berichten ersehen kann, vorzugsweise die eingewanderten Europäer, seltener die eingeborenen Muselmänner und Hindus an Phthisis. Große Geneigtheit zur Erkrankung an Schwindsucht beobachtet man unter Negern, die aus ihrer Heimat im inneren Afrika nach höheren Breitegraden gebracht worden sind, so schon nach Aegypten und Algerien und noch mehr in Europa. Gehen ja auch die aus heißen Klimaten in unsere Menagerien versetzten Thiere meist an Tuberkulose zu Grunde. Diese Thatsachen weisen darauf hin, daß klimatische Verhältnisse von Einfluß auf die Häufigkeit des Vorkommens der Lungenschwindsucht sind.

Was die einzelnen Factoren des Klimas: Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Höhenlage über dem Meere betrifft, so geht aus den vorliegenden Berichten aus allen Theilen der Erde hervor, daß die Temperatur an sich keinen bemerkenswerthen Einfluß auf die Entwicklung oder Verbreitung der Schwindsucht äußert. Nach der Zusammenstellung der geographischen Verbreitung der Krankheit in dem Handbuch der historisch-geographischen Pathologie von Dr. August Hirsch, Erlangen 1864, 2. Bd. S. 55, erfreuen sich gerade viele der nördlichst gelegenen Punkte Europas: Island, die Faröer, die Finn- und Lappmarken Skandinaviens einer auffallenden Immunität von derselben. Dagegen scheint in mehreren Gegenden und in einzelnen Orten in Süddeutschland, so in Würzburg, Nürnberg, Ulm rc. die Schwindsucht in größerer Ausdehnung vorzukommen. Unter den näher am Aequator gelegenen Ländern sollen Nubien und Oberägypten sich einer ähnlichen Immunität von Phthisis erfreuen wie die obengenannten nördlich gelegenen. Dagegen kömmt sie auf den ostafrikanischen Inseln, besonders auf Mauritius und Isle de Bourbon häufig, in enormer Verbreitung aber in einzelnen Theilen Indiens vor.

Der Luftfeuchtigkeit wurde von vielen Beobachtern ein Einfluß auf die Häufigkeit der Lungenschwindsucht zuerkannt, ja sie wurde als das wichtigste atmosphärische Moment für ihre Entstehung, wie für die des Katarrhs und der Bronchitis bezeichnet. Es wurde dagegen hervorgehoben, daß Landstriche, welche sich eines

seltenen Vorkommens der genannten Krankheit erfreuen, meist auffallende Trockenheit der Luft oder bei mittlerer Stärke von Luftfeuchtigkeit eine gleichmäßige Temperatur zeigen. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß auf allen kleinen gebirgigen Eilanden innerhalb der Tropen, wie überhaupt in tropisch gelegenen Gegenden, wo die schmale Küstenebene in einer schnellen und starken Elevation gegen das Binnenland aufsteigt, die Frequenz der Schwindsucht auf der Küste größer ist als im Innern, so auf vielen Inseln des indischen Archipels, in Peru und Central-Amerika. Englische, nordamerikanische und französische Aerzte haben übereinstimmend auf das Zusammenvorkommen häufiger Tuberculosen mit hochgradiger Luftfeuchtigkeit großes Gewicht gelegt. So hat auch H. Lombard in seinem 1877 in Paris erschienenen Traité de Climatologie médicale im II. Bande, S. 396 und 418, das häufige Vorkommen der Lungenschwindsucht an den westlichen Küsten von England und Schottland mit der dort beobachteten größeren Luftfeuchtigkeit im Vergleich zu den mehr östlich gelegenen Landstrichen in Zusammenhang gebracht. Im Gegensatz zu dieser Annahme steht die auf S. 273 besprochene Thatsache, daß trotz der Feuchtigkeit und der häufigen Nebel in Holland in den größeren Städten wie auf dem Lande die Phthisis viel seltener beobachtet wird als in Brüssel und Paris. Lombard hält es für fraglich, ob diese Immunität der holländischen Städte den Nebeln und dem feuchten Klima oder den über einen großen Theil des Landes verbreitet herrschenden Malariafiebern zuzuschreiben sei. Man hatte nach dem Vorgang des Engländers Wells, des Franzosen Boudin und unseres deutschen berühmten Klinikers Schönlein eine Zeit lang geglaubt, daß Malariafieber und Schwindsucht in einem räumlichen Antagonismus zu einander ständen, so daß Malariafieber als endemische Krankheit einer bestimmten Landschaft das Vorkommen der Schwindsucht daselbst ausschließt. Es dauerte nicht lange, so wurden aus verschiedenen Städten in Belgien, Holland, der Schweiz, Frankreich, aus Algier und Westafrika zahlreiche statistische Belege für das Zusammenvorkommen zahlreicher Erkrankungen an Wechselfieber und Lungenschwindsucht veröffentlicht. Wie in anderen medicinischen Fragen hat auch in der in letzter Zeit viel discutirten, des antagonistischen Verhältnisses der Malariakrankheiten zur Tuberculose, die Verallgemeinerung vereinzelter Thatsachen zu irrigen Schlüssen geführt.

Von Einfluß auf die Häufigkeit der Tuberculose erweist sich die Höhenlage der Wohnorte über dem Meere. Sie nimmt in den gebirgigen Gegenden und Hochebenen überall auf beiden Hemisphären ab. So wurde die Seltenheit der Krankheit auf hochgelegenen Gegenden, im Harz, im Erzgebirge, in den Alpen, in Europa und in gleicher Weise auf den Hochebnen der Cordilleren in Amerika und auf den Hochplateaus in Armenien, Persien und Ostindien beobachtet. Auf Reisen, die wir in den hochgelegenen Thälern des Lechs und des Inns in Tyrol und der Schweiz unternommen haben, überall wurde diese Thatsache von den dort seit lange prakticirenden Aerzten constatirt. Die dort vereinzelt vorkommenden Fälle betreffen Leute, die aus ihrer Heimat des Erwerbs wegen in den tiefer gelegnen größern Hauptstädten der benachbarten Länder längere Zeit sich aufgehalten haben und später in der Heimat Genesung von der in der Tiefe acquirirten Krankheit suchten. Die in den oben angeführten Schriften von Hirsch und Lombard ausführlich besprochene Thatsache von der Abnahme der Lungenschwindsucht mit

zunehmender Höhe der bewohnten Orte haben neuerdings die Beobachtungen der Schweizer Aerzte über die Verbreitung der Krankheit in diesem Lande bestätigt. Dieselben finden sich in dem Bericht der von der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft über die Verbreitung der Lungenschwindsucht in der Schweiz niedergesetzten Commission erstattet von ihrem Actuar Bezirksarzt Emil Müller, Winterthur 1876. Die Commission war in Folge einer von uns bei der Wanderversammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft im August 1863 zu Samaden im Engadin angeregten Discussion über das Auftreten der Lungenschwindsucht in verschiedner absoluter Höhe gewählt worden. Als das Ergebniß der nach einem bestimmten Programm während 5 Jahren (1865—1870) von 200 Aerzten an 126 Stationen fortgesetzten Beobachtungen der Sterblichkeit an Lungenschwindsucht stellt sich heraus, daß in der Schweiz die Krankheit in den höchst bewohnten Orten selten vorkommt, im Durchschnitt in den niedersten Lagen doppelt so häufig als in den höchsten. Nur industrielle Bevölkerungsgruppen zeigen Ausnahmen von dieser Regel.

Ueberall in England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland bilden Fabrikstädte einen Hauptsitz der Schwindsucht. Der mit manchen Fabrikationszweigen verbundene anhaltende Aufenthalt in geschlossenen, mit Ausdünstungen aller Art angefüllten, schlecht gelüfteten zu engen Räumen bei spärlicher Nahrung und Mangel an Bewegung in freier Luft begünstigt die Entstehung dieser Krankheit. Dieselben Momente liegen auch dem auffallend häufigen Vorkommen von Schwindsucht in Klöstern, Seminarien und Gefängnissen zu Grunde. Bei manchen Fabrikationszweigen und Handwerken bestehen in dem der Bearbeitung unterworfenen Material, insofern dasselbe zur Verunreinigung der Luft im Arbeitsraum mit fein vertheilten, die Athmungsorgane mechanisch oder chemisch reizenden Körpern: Woll-, Metall-, Holz-, Kohlenstaub u. s. w. beiträgt, nachtheilige Einflüsse, welche zu chronischen Krankheiten der Athmungsorgane und schließlich zur Schwindsucht führen. Ueberall in Nordamerika, England und Deutschland weiß man, daß Steinhauer, Marmorarbeiter, Feilenhauer, Nadelschleifer, überhaupt Arbeiter, welche andauernd einem die Athmungsorgane reizenden Staube ausgesetzt sind, frühzeitig, häufig schon vor dem 40. Lebensjahre durch Lungenkrankheiten hinweggerafft werden. Sie gehen nach lang anhaltender Entzündung der Luftröhrenverzweigungen (Bronchitis), welche allmählich auf das benachbarte Lungengewebe übergreift (Peribronchitis), an der Wassersucht oder hektisch zu Grunde. Man hat solchen Verlauf als entzündliche Phthisis von der infectiösen (Miliartuberculose) unterschieden, welcher, individuelle Praedisposition, erbliche Anlage oder Scrophulose zu Grunde liegt. Letztere erscheint als das wichtigste Causalmoment der Miliartuberculose.

Mehrere Beobachter, Cohnheim, B. Fraenkel, Ruge und Waldenburg, wollten durch Versuche den Nachweis liefern, daß nicht nur die Impfung von Tuberkelmassen, sondern die Einbringung der verschiedensten Stoffe in Gestalt fein vertheilter Fremdkörper ins Blut zur Miliartuberculose in verschiedenen Organen führen. Dagegen wurde die Ansicht, daß die Miliartuberculose, die sich in Form kleinster kugliger, anfänglich weicher, durchsichtiger, später derb und gelblich werdender Ablagerungen im Bindegewebe der Organe darstellt, eine spezifische Infectionskrankheit sei, von einer Anzahl gewichtiger Autoritäten: Biermer, von Buhl, Nie-

meyer, Oppolzer u. A. vertreten. Dieselbe wurde von Buhl in seiner Schrift: Lungenentzündung, Tuberculose und Schwindsucht, München 1872 (sie erscheint eben in zweiter Auflage) ausführlich erörtert und begründet. Klebs versuchte bei der Naturforscherversammlung zu München im September vorigen Jahres (Amtlicher Bericht der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, München, 1877, 4. S. 281) zu zeigen, daß die Tuberculose wie viele andere Infectionskrankheiten durch gewisse außerhalb des Organismus zu züchtende Organismen hervorgerufen wird, die er vorläufig als Monas tuberculosum bezeichnet. In derselben Sitzung der Sektion für pathologische Anatomie theilten die Doctoren Lippl und Tappeiner eine Reihe von ihnen im pathologischen Institut in München an Hunden ausgeführter Versuche mit, bei welchen durch Einathmung der getrockneten und frischen, mit destillirtem Wasser verriebenen Sputa von Lungensüchtigen den tuberculösen ganz ähnliche weißgelbe, hirsekorngroße Knötchen in den Lungen und anderen Organen (allgemeine Tuberculose) sich entwickelten. Auch nach Fütterung mit solchem frischem Auswurf entstand bei anderen Hunden allgemeine Tuberculose. Aus dem Ergebniß derartiger Versuche hat man den Schluß gezogen, daß auch Menschen durch Einathmen der durch den Husten zerstäubten, in der Luft suspendirten phthisischen Sputa allgemeine Miliartuberculose acquiriren könnten, und so die auf die Erfahrung des gleichzeitigen oder bald aufeinander folgenden Vorkommens der Tuberculose bei Ehegatten und Gliedern einer Familie sich gründende, vielfach schon ausgesprochene Anschauung von der Ansteckungsfähigkeit der Lungenschwindsucht experimentell nachgewiesen erachtet.

Die Erfahrungen über solch gleichzeitiges Vorkommen der Tuberculose bei Familiengliedern, die in nahem Verkehr miteinander stehen, sind aber so selten, daß die Ansteckungsfähigkeit der Tuberculose noch zweifelhaft bleibt. Dagegen kann ihre Vererbung von Generation zu Generation bei den zahlreichen Erfahrungen, die wir Aerzte täglich bei Schwindsüchtigen machen, nicht in Zweifel gezogen werden. Beobachter, denen eine ausgedehnte Erfahrung zu Gebote stand, wie Louis, Portal, Lugol, Clark und Briquet, fanden bei ihren Untersuchungen zahlreicher Lungensüchtiger, daß bei einem großen Bruchtheil derselben ($^1/_3$—$^2/_3$) Vater oder Mutter an Phthisis gestorben waren. Wo in Familien durch mehrere an Lungensucht erfolgte Todesfälle die erbliche Anlage zu dieser Krankheit ans Licht getreten ist, gelingt es durch eine sorgfältige Durchführung der prophylaktischen Heilmethode, die gegen Lungensucht am meisten Erfolg verspricht, dem Arzte nicht selten, die Entwicklung der Krankheit in einer Generation zu verhüten. Mütter mit ererbter Anlage zur Tuberculose dürfen ihre Kinder nicht stillen, müssen dieses gesunden Ammen überlassen. Tritt später im Habitus des Kindes die Anlage zu Scropheln und in dem schmalen, schwachen Brustbau desselben zur Lungentuberculose auf, so muß durch gute Ernährung, viel Bewegung, Turnen auf Kräftigung der Constitution gewirkt werden. Sorge für Hautcultur, Abhärtung durch kalte Waschungen, Fluß- und Seebäder werden am besten der Neigung zu Erkältung entgegentreten. Dabei muß übermäßige körperliche und geistige Anstrengung, Genuß von zu viel alcoholhaltigen Getränken vermieden werden. Von größter Bedeutung ist bei jungen Leuten, die von tuberculösen Eltern abstammen, die Wahl des Berufes. Solchen frommen Beschäftigungsarten in freier Luft, die

viel körperliche Bewegung gestatten, viel besser wie andere, die mit Sitzen in eingeschlossener Luft verbunden sind.

Die oben schon besprochene Verunreinigung der Luft durch den von gewissen Beschäftigungen untrennbaren Staub und das mit anderen Handwerken verbundene anhaltende Sitzen in geschlossenen Räumen, Schädlichkeiten, welche bei Menschen ohne ererbte Krankheitsanlagen zu Lungensucht führen, müssen ein Gegenstand hygienischer Vorsorge werden. Mehr entsprechen größere Fabriken als die Werkstätten mancher Handwerker bislang den Anforderungen der Gesundheitspflege. Wenn man in enge, niedere Stuben kommt, in welchen ein halb Dutzend und mehr Schneider- oder Schustergesellen zusammengekauert und eng an einander vom frühen Morgen bis späten Abend bei der Arbeit sitzen, so fühlt man, daß zur Sicherung dieser Arbeiter gegen Gefahr für ihre Gesundheit gesundheitspolizeiliche Abhülfe Noth thut. Es dürfte, wie dieses durch eine Polizeiverordnung in Düsseldorf geschehen ist (Varentrapp, Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, 1875, VII., S. 491) aller Orten vorgesehen werden, daß jedem in einer Werkstätte beschäftigten Arbeiter ein bestimmter Luftraum und durch eine wirksame Ventilation Schutz vor der Einwirkung größerer Mengen von Staub, Gasen und übeln Ausdünstungen gewährt werde. Es ist deshalb nothwendig, daß jede gewerbliche Anlage, wie dieses auch die jüngste Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Nürnberg vorgeschlagen hat, vor ihrer Errichtung einer gesundheitspolizeilichen Prüfung unterworfen würde.

Die zeitweise Versetzung des für Lungenschwindsucht disponirten oder daran schon leidenden Individuums aus feuchten, niedrig gelegenen Gegenden, aus engen Straßen großer Städte auf das Land, in höher gelegene Orte, zeigt sich schon von günstigem Einfluß auf dasselbe, noch mehr tritt ein solcher von längerem Klimawechsel in die Erscheinung. Seit Jahrhunderten stand die Erfahrung fest, daß bei Ueberwinterung in einigen, im südlichen Klima an der See gelegenen Orten, an welchen Kranke fast täglich Bewegung in freier Luft sich machen können, Fälle von Tuberculose zum Stillstand kamen. Zu solchem Winteraufenthalte wurden in der Römerzeit von Celsus Alexandrien in Aegypten, später Pisa, Nizza, Madeira, in jüngster Zeit an der Riviera Mentone und San Remo, Cannes, Meran und Gries bei Botzen empfohlen. Neben südlichen wurden früher auch schon hochgelegene Orte, so von Galen Stabiae als Sanatorien für Brustkranke gerühmt. Es konnte nicht fehlen, daß die oben schon besprochenen, in letzter Zeit sich mehrenden Berichte über das seltene Vorkommen der Tuberculose in hochgelegenen Thälern, wie die Nachrichten von dem günstigen Einfluß der himmelanstrebenden Gesundheitsstationen der Engländer in Indien, wie Darling im Himalaya, 7429′, Utakamand, 7490′, in den Nilgirisgebirgen und der Hochebenen Perus, so der von Jauja und Huaniayo — 11 000′ über dem Meer — auf Phthisiker die Blicke der zahlreichen, an Lungenkrankheiten leidenden Kranken auf hochgelegene Orte lenkten. Durch zwei bald nach einander erschienene Schriften, von Dr. Brehmer in Groebersdorf: Die chronische Lungenschwindsucht, ihre Ursache und ihre Heilung, 1854, und dem schon genannten Dr. H. Lombard: Les climats des montagnes, considérés au point de vue médical. Génève et Paris, 1858, wurde die Hypsotherapie als eine besondere Heilmethode für Lungen- und Nervenkrankheiten, Scrophulose und

Anaemie begründet. Zahlreiche Erfahrungen wurden seitdem über den guten Einfluß derselben auf Brustleidende und Tuberculöse in früheren Stadien der Krankheit auf den zahlreichen Luftkurorten gewonnen. Mehr als 100 in einer Höhe von 1200 bis 6000 Fuß über dem Meere gelegene Orte sind in Deutschland, in der Schweiz, in Italien und in den Pyrenäen Frankreichs für verschiedene Zeiten des Jahres Kranken zum Aufenthalte empfohlen worden. Unter den niedriger gelegenen erfreuen sich vorzüglich Groebersdorf, Alexandersbad, Streitberg, Badenweiler, Kreuth, Heiden, Partenkirchen, Oblabis und Cauterets, unter den höher gelegenen der Rigi, Bormio, Davos und Sanct Moritz großen Besuchs. Die gute Wirkung des Aufenthalts an solchen Orten denkt man sich abhängig von der Verdünnung und Trockenheit der Luft. Diese bedingt eine vermehrte Tiefe der Inspirationen und eine größere Ausdehnung der Lungen, die zu der bei Bergbewohnern beobachteten größeren Wölbung des Thorax führen. Die frische, reine Gebirgsluft, das intensivere Licht, die großartige Landschaft üben außerdem einen erregenden Einfluß auf das ganze Nervensystem.

Goethe's Hauskapelle.

Aus den „Erinnerungen" Carl Eberwein's.

Mitgetheilt
von
M. Fürstenau.
Dresden.

Franz Carl Adalbert Eberwein, geb. 10. November 1786 in Weimar, erhielt den ersten Unterricht in der Musik vom Vater, später, als er sich hauptsächlich der Violine zuwendete, von seinem älteren Bruder Traugott Maximilian. Durch tüchtige theoretische Studien und den Besuch des Gymnasiums zu Weimar erwarb er sich nicht nur hervorragende musikalische Kenntnisse, sondern eine bemerkenswerthe allgemeine Bildung, welche durch den späteren Verkehr mit den damaligen literarischen Kreisen Weimars sehr gefördert wurde. Am 3. October 1803 trat er als Hofmusikus in die Großherzogliche Kapelle und hatte bald das Glück, die Gunst Goethe's zu erringen, für dessen Hauskapelle er verschiedene Chorgesänge componirte und deren Dirigent er später wurde. Auf Verwendung des Dichters erhielt er Urlaub und ging mit Empfehlungen von diesem 1808 nach Berlin zu Zelter, um dessen Unterricht zu genießen. Seit 1810 zum Kammermusikus befördert, wurde Eberwein 1818 zum Musikdirector bei der Stadtkirche und Gesangslehrer beim Seminar, 1826 zum Großherzoglichen Musikdirector und Dirigenten der Oper ernannt, welches Amt er bis zu seiner ehrenvollen Pensionirung im October 1849 ausübte. Hochbetagt starb er am 2. März 1868 in Weimar.

Eberwein hat fleißig componirt für Kirche, Haus und Bühne. In seinen Werken steht er auf dem Boden der classischen Schule, Mozart als Vorbild anerkennend, ohne jedoch der selbständigen charakteristischen Erfindung ganz zu entbehren. Für die Kirche schrieb er unter Anderen das Oratorium der „Jüngling zu Nain" und eine große Cantate zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum Carl August's. Von seinen Opern und Singspielen sind zu nennen: „Die Heer-

schau", „der Graf von Gleichen", „der Sohn des Reichen oder der Rothmantel", „der Teppichhändler", „die schöne Ruhlaerin", sowie die populär gewordene Musik zu Holtei's „Leonore" (Mantellied), zu Wolf's „Preziosa" und zu Goethe's „Faust" I. und II. Theil, letzterer nach Eckermann's Bearbeitung, zum ersten Male aufgeführt am 27. Juni 1855. Ferner componirte Eberwein 1814 die Musik zu Goethe's Monodram „Proserpina", worüber er selbst im „Weimarer Sonntagsblatt" (1856, Nr. 27 flg.) interessante Mittheilungen macht. Außerdem schrieb er zahlreiche Entreacte, viele Cantaten, Lieder und Instrumental-Compositionen. Seine Gattin, Henriette, eine Tochter des bekannten Componisten und Clavierspielers Wilhelm Häsler, geb. 1790 in Erfurt, nahm 1806 Unterricht beim Musikdirector Bierey in Dresden, kam schon 1807 an das Theater nach Weimar, trat als zweite Sopranistin in die Hauskapelle Goethe's ein, wo sie Eberwein kennen lernte und heirathete diesen im Jahre 1812. Seit Ende 1838 pensionirt, starb sie am 6. August 1849. — Henriette hatte sich nach der Jagemann-Heygendorf gebildet und wurde sehr geschätzt in Rollen wie „Donna Anna", „Fidelio" u. s. w.

Eberwein war ein hochgewachsener, prächtig hübscher Mann mit reichem, schönstem, bläulich-schwarzem Haare und frischester Gesichtsfarbe. Ich selbst habe ihn persönlich gekannt und wiederholt in seiner Familie verkehrt (1840 und 1842); er war befreundet mit meinem verstorbenen Vater, dem wohlbekannten Flötisten Anton Bernhard Fürstenau.

Ein glücklicher Umstand hat mich kürzlich mit den von Eberwein niedergeschriebenen „Erinnerungen" bekannt gemacht, die, wenn auch nur bis zum Jahre 1809 gehend, doch des Interessanten außerordentlich viel enthalten. Am besten wird das Vorwort dieser Erinnerungen den Leser über den Charakter derselben und über die Absichten des trefflichen Eberwein aufklären.

„Wem es je vergönnt war, in der unmittelbaren Nähe eines großen Mannes zu leben und unter seinem Einflusse und nach seinem Rathe zu wirken, der hat die Pflicht auf sich, Einzelnheiten zu sammeln, welche später einen Beitrag liefern könnten zum vollständigen Bilde einer Persönlichkeit, bedeutungsvoll nicht allein für das Land, dem sie angehörte, sondern für die Welt des Geistes überhaupt. Meine Beziehungen zu Goethe und dem Großherzoglichen Hoftheater unter seiner Leitung sind denn auch der erste Grund gewesen zur Zusammenstellung vorliegender Erinnerungen aus meinem Leben. Sodann leitete mich bei Abfassung ein anderer Gedanke. Nirgends habe ich noch eine treue Copie von der Werkstätte eines deutschen sogenannten gelernten Stadtmusikus gefunden, in welcher sich musikalisches Talent gleichsam spielend entwickelt. Gar interessant waren die Einrichtungen und Gebräuche, wie sie vor einem halben Jahrhundert und darüber gäng und gäbe waren in der genannten Lebenssphäre und von denen die allumstaltende Neuzeit kaum noch Spuren übrig ließ. Ich will es versuchen, in diesen Blättern ein Bild jenes Lebenskreises zu liefern. Dabei lag es mir natürlich nahe, zu zeigen, in welcher Weise ich die Künstlerlaufbahn betrat und wie Glück und Umstände, die der Mensch Zufall zu nennen pflegt, mir den Weg zur Meisterschaft erleichterten.

Weimar, im Herbst 1853.

Carl Eberwein."

Aus den „Erinnerungen“ ist bis jetzt nur ein Abschnitt mitgetheilt worden und zwar vom Verfasser selbst in der Zeitschrift „Europa“ (1856. S. 475 flg.) unter dem Titel: „Goethe als Theaterdirector“. Ich bringe nun zunächst Eberwein's Aufzeichnungen über Goethe's „Hauskapelle“ und über seinen ersten Aufenthalt in Berlin bei Zelter 1808. Ueber Goethe's Beziehungen zur Musik ist bis jetzt nicht viel Material vorhanden. Das Ausführlichste bringt Düntzer in seinem Aufsatze: „Goethe's Tonlehre und Christian Schlosser“. (Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters von H. Düntzer. Braunschweig 1868.) Auch J. W. Schäfer in „Goethe's Leben“ (Leipzig 1877. S. 233) theilt Einiges über diesen Gegenstand mit.*) Außerdem enthält der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter vielen Stoff über Musik und auch über die Hauskapelle. Die Details, welche Eberwein über letztere erzählt, dürften völlig neu sein; ebenso werden seine Mittheilungen über Berlin und die dortigen Kunstzustände sicher interessiren.

Eberwein war während des Sommers 1807 mit dem Personal des Hoftheaters wie gewöhnlich in Lauchstedt gewesen und im Herbst nach Weimar zurückgekehrt. Dort erwartete ihn das seltene Glück, Goethe näher zu treten. Letzterer schrieb am 27. Juli 1807 an Zelter: „Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da seyn sollten. Nun haben wir von Schleswig wieder ein paar neue Leute, einen sehr guten Tenor und eine Art von Correpetitor bekommen, die ich noch nicht persönlich kenne, die aber gute und verständige Leute zu seyn scheinen.

Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Seculum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich denn nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben. Ich ersetze die Auslagen mit Dank. Zeigen Sie mir an, ob man im Notendruck, oder gestochen, dergleichen findet. Auch Canons und was Sie zu dem Zwecke nützlich halten. Sie sollen wieder in unserer Mitte sein, geistig und herzlich willkommen, wenn Sie persönlich erscheinen möchten. Schreiben Sie mir ein Wort hierher, denn ich bleibe noch vier Wochen hier, und schicken mir ein Packet nach Weimar, damit ich gleich anfangen kann, wenn ich nach Hauße komme.“

Jedenfalls hatte der Verkehr mit Zelter und dessen Nachrichten über die Berliner Singakademie den Meister zur Gründung seiner Hauskapelle angeregt. Von nun an mag Eberwein selbst das Wort führen.

„Von Lauchstedt in die Heimath zurückgekehrt, besuchte ich fast täglich das

*) Bei der Revision erhielt ich auch noch W. v. Bock's Schrift „Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik“, Berlin, Schneider. F.

Kirst'sche Caffeehaus, wo ich regelmäßig Billard spielte. Violinisten, welche eine gute Bogenführung haben, wissen auch den Queue geschickt zu handhaben. Mit dieser Waffe erkämpfte ich mir im à la guerre manchen ansehnlichen Pot, zu nicht geringem Verdruß der alten Herren, die ich überflügelt hatte. An dem Orte, wo ich nur in anständiger Gesellschaft einen für mich angenehmen Zeitvertreib suchte, sollte mir ein Glück erblühen, das für mein Kunststreben von größter Bedeutung war. Unter den Hofschauspielern, die sich dort in gleicher Absicht mit mir einfanden, war auch Heß, der bei Goethe ein Singquartett mit der Violine dirigirte.*) Er sprach oft von dem Vergnügen, das es ihm gewähre, in Gegenwart des Geheimeraths die Gesänge einzuüben und aufzuführen. Zugleich bedauerte er, wegen Mangel an Musikalien nur ein beschränktes Repertoire zu haben. Als er eines Abends wieder das alte Klagelied anstimmte, faßte ich Muth, ihm mein Verlangen auszusprechen, Etwas dergleichen zu componiren, wenn ich hierzu passende Texte hätte. „Diese will ich Ihnen geben, sobald Sie mich besuchen," erwiderte der freundliche Mann. — Den folgenden Morgen ging ich bei guter Zeit zu Heß, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Ich fand ihn noch unschlüssig, was er mir bieten könnte. Nachdem er eine Weile in einem Band Gedichte hin und her geblättert, sprach er: „Hier, diese zwei Räthsel von Schiller werden sich wohl zur Composition eignen." Das eine ist meinem Gedächtniß entschwunden, wie mir die Musik dazu verloren gegangen ist.

Das andere lautet:

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der alleräLt'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn u. s. w.

Zur Auflösung dieses Räthsels führt in mondheller Nacht ein Blick zum Firmamente. Die Gemüthsstimmung, welche das milde Licht des Mondes und der Sterne bei den Erdbewohnern hervorruft, ferner die Ruhe ihrer Bewegung glaube ich in der Musik so gut ausgedrückt zu haben, daß ich nicht wüßte, wie ich sie nach 46 Jahren besser machen könnte.

Als Heß die Räthsel beim Geheimerath singen ließ, überraschte es denselben, zum ersten Male in seinem Leben dergleichen Poesien singen zu hören, fand aber die Idee, Räthsel in Musik zu setzen, ganz artig, die weiter benutzt zu werden verdiene. Goethe gab hierauf Heß den Auftrag, mir zu sagen, daß, wenn es mir Vergnügen mache, den Singübungen in seinem Hause beizuwohnen, so würde ich ihm willkommen sein. Erwünschteres als Hessens Botschaft konnte mir nicht begegnen. Die nächste Probe war Donnerstag, Abends 9 Uhr. Mit Freuden folgte ich der freundlichen Einladung meines hochverehrten Chefs. Die Singübungen

*) Heß debutirte in Weimar den 21. September 1807 in „Der Wasserträger" (Micheli) und ging bereits im Sommer 1808 ab. F.

fanden im Zimmer der kleinen Frau, wie Goethe seine liebenswürdige Gemahlin nannte, statt, die, obgleich nicht musikalisch gebildet, doch gute Musik gern hörte, aber darüber die Sorge für das Hauswesen nicht vergaß und deshalb mit einem großen Bund Schlüssel ab- und zuging. Großmutter und Tante der Geheimeräthin, die ein heiteres Asyl bei Goethe gefunden, hörten dem Gesang mit Andacht zu.

Goethe's Hauskapelle bildeten: Heß (Dirigent), Demoiselle Engels (erster Sopran), Demoiselle Häßler (zweiter Sopran oder Alt), Mohrhardt (Tenor) und Deny (Baß), sämmtlich Mitglieder des Weimarischen Theaters. Nachdem die Sänger mich durch Vortrag meiner Compositionen erfreut, erschien der Geheimerath in einem Ueberrock. Er begrüßte mich freundlich als den ehemaligen Gespielen seines August*) und dankte für meine Bereitwilligkeit, mich an seiner Hauskapelle betheiligen zu wollen. Nach Wiederholung der Räthsel sprach er sich, wie früher angegeben, vortheilhaft aus. Bezüglich der dritten Strophe vorstehenden Gedichtes:

„Und hat der Lämmer keins verloren
So oft er seinen Weg gemacht."

bemerkte Goethe gutmüthig scherzend, hier habe sich sein verehrungswürdiger Freund einer Unwahrheit schuldig gemacht, denn die Sterne, die sich schnuppten, und darauf am Firmamente verschwänden, wären allerdings zu den verlornen Lämmern zu zählen.

Acht Uhr ging es zu Tische. Ehe wir es uns versahen, war Goethe verschwunden, um in seinem Studirzimmer zu soupiren. Wenn der Meister uns zum Schlusse des Essens mit seiner Gegenwart beehren wollte, so stand schon ein Stuhl zunächst der Thüre, wo er eintrat, für ihn bereit. Er öffnete dann hastig die Thüre, setzte sich blitzschnell auf seinen Sessel, und ehe wir uns erheben konnten, rief er uns zu: „Kinder, bleibt sitzen."

In Folge der einfachen Lebensweise im Goethe'schen Hause bestand das Mahl nur aus einem, aber schmackhaft zubereiteten Gericht und Bier. Zwei Talglichter erleuchteten das Gemach. In des Geheimraths Arbeitszimmer brannten auch nur zwei Lichter von gleicher Qualität. Demjenigen, der wie Knebel das Licht zu kurz oder gar ausputzte, gestattete Goethe nie wieder, sich diesem Geschäft zu unterziehen. So wie Jener Miene machte, ein Gleiches zu versuchen, langte Goethe nach der Lichtputze und putzte es selbst. Es war dem gefeierten Dichter Bedürfniß, auch bei der geringfügigsten Sache seine Ordnungsliebe zu bethätigen. Benahm sich Einer in seiner Gegenwart ungeschickt, worüber er sich nicht aussprechen wollte, so fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, gleichsam als wolle er es nicht bemerkt haben, oder das Widerwärtige durch die Handbewegung aus dem Gedächtniß entfernen. — Auf das bescheidene Mahl folgten heitere Gespräche über Kunst, Theater oder Stadtneuigkeiten, bis das Horn des Nachtwächters erinnerte, daß es an der Zeit sei, sich in seine Wohnung zu begeben.

Hessens dürftiges Violinspiel zum Gesange war weder dem Ohr angenehm, noch ausreichend, um den Sängern das Einstudiren ihrer Partien zu erleichtern. Hier war Hilfe nöthig, wenn ein regeres Leben den Verein durchdringen sollte.

---

*) Eberwein war Spielkamerad der Söhne von Schiller und Goethe gewesen. F.

Schon in der nächsten Versammlung hatte die Geheimräthin auf meinen Wunsch für ein Pianoforte gesorgt, womit ich nun den Gesang begleitete. Daß Heß mit seiner Violine dadurch in den Genitiv zu stehen kam, war der Vortheile wegen, die durch die veränderte Einrichtung gewonnen wurden, nicht in Betracht zu ziehen. Dennoch machte mir später Heß den Vorwurf, er habe mich bei Goethe eingeführt und zum Dank dafür hätte ich ihn dort verdrängt. Die vierstimmige Begleitung that den Sängern wohl und erleichterte ihnen die Ausführung ihrer Partien.

Unterm 16. Dezember 1807 schrieb Goethe an Zelter: „Mein kleiner Singchor bildet sich schon recht hübsch und wirkt auch auf das Theater zu. Durch den Hinzutritt einer jungen weiblichen Stimme, die man fast einen Alt nennen könnte, ist er sehr geschmückt worden." Diese junge Sängerin, welcher Goethe so freundlich gedachte, war Demoiselle Henriette Häßler, Tochter des berühmten Clavier- und Orgelspielers, den 24. November 1790 zu Erfurt geboren und seit dem 7. Oktober 1807 Mitglied des Weimarischen Hoftheaters.

Zur Feier des ersten Januars 1808 dichtete Riemer einen Lobgesang an Goethe, den ich fünfstimmig in Musik setzte, damit auch Heß sich dabei betheiligen möchte. Hieraus ergiebt sich, daß mir die Absicht fern lag, Heß bei Goethe zu verdrängen.

Früh 8 Uhr versammelte sich unser Septett im Urbini-Zimmer des Goethe'schen Hauses. Als der zu Feiernde in das Zimmer trat und wir ihn mit dem Gesang:

„Meister göttlichen Gesanges,
Den Du uns in's Herz gesungen,
Sieh, wir nahen Dir, durchdrungen
Von Verehrung, Lieb und Dank,
Dir zu weih'n die Huldigungen
Unsrer Herzen; unsre Zungen
Strömen festlich Vollgesang!

Wünsche für Dein theures Leben
Senden wir zu hohen Sphären,
Götter wollen sie gewähren,
Ja, so ahnet unsre Brust!
Mögest Du voll Huld uns hören:
Dir zu dienen, Dich verehren,
Unser Stolz ist's, unsre Lust!"

begrüßten, prägte sich in seinem Gesicht die tiefe Bewegung aus, in welche ihn unser Gesang versetzte. Das war wohl anders nicht möglich, denn die Sänger sangen so gefühlvoll und mit einem Ausdruck, den ich früher nicht bei ihnen bemerkt hatte. Als der Gesang verklungen war, dankte der hochverehrte Meister mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten. Zur Erfrischung wurde uns Glühwein verabreicht.

Das Urbini-Zimmer, der Saal und die angrenzenden Räumlichkeiten faßten kaum das Heer der Gratulanten, die der Excellenz ihre Glückwünsche zu Füßen legten. Damit auch jene unsern Gesang hören möchten, ließ uns Goethe durch

die Geheimräthin auffordern, ihn zu wiederholen. Stromeier, mit seiner wundervollen Stimme, übernahm die Baßpartie, wodurch die Wirkung der Komposition noch verstärkt wurde. Kurz darauf rief mich die Geheimräthin bei Seite und frug mich, ob ich wohl Lust hätte, einige Zeit nach Berlin zu gehen und bei Zelter Unterricht zu nehmen; der Geheimerath würde mir dabei behilflich sein. Ueber den Antrag erfreut, entgegnete ich, daß ich schon vor Jahren den Wunsch gehabt, mich in der Königsstadt aufzuhalten, aber keinen Urlaub bekommen hätte. „Nun dafür," erwiderte sie, „lassen Sie den Geheimerath sorgen."

Am 21. Januar hatten wir das Glück, der Herzogin Louise und der Frau Erbgroßherzogin, Kaiserliche Hoheit, unsere Gesänge vorzutragen, welche viel Vergnügen daran fanden. Unterm 22. schrieb Goethe an Zelter: „Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorener Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session, und verwünsche dabei die Matthisons, Salis, Tiedgen, und die sämmtliche Klerisey, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind, und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann. Auch gestern wieder bei dem „Niemals erscheinen die Götter allein", beim „lieben Freunde, es gab bessere Zeiten" war es gleich, als ob Jedermann den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte schüttelte."

Zur Einleitung meiner projectirten Reise nach Berlin schrieb Goethe, Anfang April, an Zelter: „In einiger Zeit erhalten Sie Versuche eines jungen Musikers, der bei meiner kleinen Singschule diesen Winter*) mitgewirkt hat. Sie haben die Gefälligkeit, mir eine kleine Recension darüber zu machen. Es sind vierstimmige Gesänge, und wenn sie Ihnen einiges Zutrauen erregen, so schicke ich den jungen Mann selbst vielleicht auf künftigen September, damit er sich Ihres gegenwärtigen Einflusses erfreue."

Zelter antwortete am 6. April: „Die Versuche Ihres jungen Komponisten erwarte ich und er selber soll willkommen seyn, wenn er uns besuchen will."

Endlich wanderten meine Kompositionen mit folgender Zuschrift von Goethe nach Berlin**): „Hier, mein Bester, kommen die Gesänge. Werfen Sie einen Blick darauf. Vielleicht machen Sie einige Bemerkungen mit rother Dinte und sagen im Allgemeinen, was Sie von der Anlage des jungen Mannes denken; und besonders belehren Sie mich, wie weit er es in dieser schweren Kunst gebracht zu haben scheint. Ich schicke ihn vielleicht auf Michaelis, weil er wohl künftigen Winter der Anführer meines kleinen Hausgesanges werden möchte. Da es mein Geschick nicht war, an der reichen Tafel einer großen Stadt bequemlich mit zu schmausen, so muß ich im Kleinen bauen und pflanzen, hervorbringen und geschehen lassen, was dem Tag und Umständen nach möglich ist."

---

*) 1807—1808.

**) Brief an Zelter vom 20. April 1808.

Die Sänger der Goethe'schen Hauskapelle hatte die Natur mit gesunden Stimmen ausgestattet, welche unter guter Leitung einer größeren Ausbildung fähig waren, als sie sich, wie sie zum Theater kamen, rühmen konnten. Sie waren mehr oder weniger musikalisch nicht durchgebildet. Um den Mängeln derselben entgegen zu wirken, sich selbst aber den Genuß mehrstimmiger Gesänge von seinem Freund Zelter und anderen guten Meistern, wie Fasch, Mozart, J. Haydn, Jomelli, Kaiser, für den er sich fortwährend interessirte, zu verschaffen, forderte Goethe sie auf, jeden Donnerstag, Abends 6 Uhr, zu ihm zu kommen und sich dort unter Hessens Direktion weiter zu bilden. Beim Einstudiren kirchlicher Gesänge hielt sich Goethe passiv. Als ich beigezogen wurde, beschäftigten die Sänger sich mit den kleinen Soli aus dem Miserere von Fasch, die Goethe so unter der Hand von Zelter erhalten hatte, später mit Canons von Mozart, Salieri, Ferrari u. A. Goethe hörte dergleichen sehr gern. Er fand es sehr artig, daß, wenn die erste Stimme eine Melodie gesungen hat, die folgenden diese nacheinander recapituliren, während die vorhergehenden Stimmen sich neue Wege bahnen und endlich sich ein vollständiger Satz heranbildet. Auch bei diesen Gesängen ließ der Geheimerath den Dirigenten gewähren. Aber in Betreff der Lieder und humoristischen Kompositionen ergriff der Meister selbst die Zügel, bestimmte die Tempi und den Vortrag. Die Fesseln der rythmischen Musik wurden da abgeworfen, wo sie nicht den Intentionen des Dichters entsprachen. In dieser Weise erhielten diese Gesänge eine Schärfe des Ausdrucks und eine Mannigfaltigkeit, die den Zuhörer überraschte und erstaunte. Hier wurde der Grund zu dem gelegt, was mir vielleicht später bei Liederkompositionen gelungen ist.*)

Die beifällige Aufnahme der Goethe'schen Hauskapelle von Seiten unserer erhabenen Fürstinnen und ihrem Gefolge, reizte Goethe's Verehrer und Freunde, auch von dessen musikalischen Genüssen zu kosten. Um allen freundlichen Ansprüchen in dieser Beziehung Genüge zu leisten, so gab er im Winter jeden Sonntag von halb elf bis halb eins eine musikalische Unterhaltung, wozu jene ein- für allemal eingeladen waren. Der Weimarische Adel und die Schöngeister fanden sich nicht allein zahlreich des Sonntags früh bei Goethe ein, sondern brachten auch Fremde von Distinction mit, so daß die Zahl der Zuhörer sich oft bis fünfzig steigerte. Frau von Stein verschmähte unsere Lieder. Ihre Eifersucht gegen die Geheimeräthin gestattete ihr nicht, uns durch ihre Gegenwart zu erfreuen. Das Programm bezeichnete im Allgemeinen das sonntägliche Leben. Zunächst waren unsere Gesänge dem Höchsten gewidmet, dem wir alles Wahre, Gute und Schöne zu danken haben. Die Offertorien von Jomelli, J. Haydn's Motetten, kirchliche Gesänge von Fasch, Mozart u. A. gestatteten eine wünschenswerthe Abwechselung. Nach dem Allmächtigen wurden Natur und Welt in Betracht gezogen; „der Frühling" von Max Eberwein, des „Wanderers Nachtlied" von Goethe und Reichard, „das Vaterland" und „Generalbeichte" von Zelter, „der Friede" von Salieri u. A. erfreuten sich einer beifälligen Aufnahme. Die Canons von Mozart, Salieri, Ferrari und die Lieder von Schiller und Zelter: „An die Freunde", „die Gunst

*) Eberwein erzählt hier von der Zeit, wo er, von Berlin zurückgekehrt, Dirigent der Hauskapelle wurde (1808—1810). F.

des Augenblicks", „Dithyrambe" und „der Zauberlehrling" von Goethe und Zelter versetzten die Zuhörer in die heitere Region der Kunst. Den Schluß bildeten komische Gesänge, wie das Lied „Herr Urian" und das Terzett von Wenzel Müller aus der travestirten Alceste:

„Die verdammten Heirathen,
Wenns nur allweil gerathen thaten,
Ja, hernach wär's recht.
Aber unsre Heirathen,
Stechen wie die Fischgraten,
G'rathen meistens schlecht."

Der Komponist hat den trivialen Text mit so viel Humor ausgestattet, daß der Effect jedesmal durchschlagend war. Bei der Stelle des Terzetts, wo sich Ismene, Admet und Hierophant in kurzen Phrasen mit den mehrmals wiederholten Worten: Ismene „dieß thaten", Admet und Hierophant „das thaten", imitirten, schlug Zacharias Werner vor, statt der Wiederholung jener Worte den Text dahin abzuändern: „Dieß thaten, das thaten, Fischgraten, Heirathen, Heirathen, Fischgraten", wodurch allerdings die Komik noch gesteigert wurde.

Als Goethe's Hauskapelle einige Berühmtheit erlangt hatte, so regte sich auch der Neid. Eine einflußreiche Partei ließ es sich angelegen sein, dem Schöpfer derselben und seinen Gehülfen bei jeder Gelegenheit Verdruß zu bereiten. Doch ihr Bemühen diente nur dazu, daß die Gehülfen sich um so fester an ihren Meister anschlossen und immer größerer Erfolge sich zu erfreuen hatten."

Im nächsten Hefte werden wir die Berliner Musikverhältnisse nach Eberwein's Erinnerungen schildern.

Allgemeine Betrachtungen über den Roman.

Von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

In einer früheren Betrachtung über die lyrisch-epische Dichtung der Gegenwart haben wir den Romanschriftsteller, mit geringer Einschränkung, als den vollberechtigten Erben und Nachfolger des epischen Dichters vergangener Zeiten anerkannt. Wir wiesen darauf hin, wie das unendlich complicirte und vertiefte Leben der Gegenwart sich nicht mehr von dem festgeschlossenen Rahmen des naiven Epos umspannen lasse, sondern zu seiner künstlerischen Bewältigung einer dehnbareren Form, einer fesselloseren Sprache bedürfe. Diese neue, zweckentsprechende Kunstform hatte sich indeß der Romanschriftsteller selbst erst zu erschaffen, und in Deutschland gelang es ihm später als in den meisten übrigen europäischen Ländern sicheren Schrittes die richtige Bahn einzuschlagen. Wie das höfische Kunstepos des deutschen Mittelalters seine Stoffe vorwiegend aus der Fremde, aus französischen und angelsächsischen Sagen, empfing, so lehnte auch der deutsche Roman, nachdem er mit Umwandlung der Rittergedichte in Volksbücher begonnen und in den simplicianischen Schriften einen glücklichen Anlauf zum humoristischen

Zeit- und Sittenroman genommen hatte, sich geraume Zeit in unselbständiger Nachahmung an ausländische Muster an. Und zwar folgte er nicht dem glänzenden Beispiel der italienischen und spanischen Literatur, welche in den Novellen des Boccaccio und Cervantes höchste Vorbilder der neuen Kunstgattung darboten, sondern abermals französischen und mehr noch englischen Einwirkungen.

Ueberblicken wir im Ganzen und Großen das Feld der Romanschriftstellerei, so machen sich auf demselben bis in die neueste Zeit zwei grundverschiedene, nach Form und Wesen einander schroff entgegengesetzte Richtungen bemerklich, deren Ursprung auf die nationalen Eigenthümlichkeiten jener beiden Nachbarvölker Deutschlands zurückweist. Die eine dieser Richtungen sucht vor Allem einem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfniß zu genügen; sie speculirt vorherrschend auf die schwachen Seiten des Publicums: auf die Neugier des Lesers, auf ein frivoles Interesse an Scandal, Intrigue, Abenteuer und Verbrechen; und indem sie durch den Reichthum äußerer Handlung die Phantasie überrascht, den Verstand betäubt, ist der „Effekt" ihr höchstes Ziel. Diese Art des Romans ist seit je von den Franzosen mit besonderer Vorliebe gepflegt worden. Die Verfasser des „Gil Blas" oder der „Manon Lescaut", des „Sopha" oder der „Liaisons dangereuses", der „Nôtre Dame de Paris" und der „Misérables", des „Grafen von Monte-Christo", der „Geheimnisse von Paris", des „Bruder Liederlich", der „Kameliendame" oder des „Roman d'un jeune homme pauvre", bis zu den Greuelerfindungen eines Ponson du Terrail herab, unterscheiden sich zwar sehr erheblich von einander durch das Plus oder Minus künstlerischer Behandlung, aber darin tragen sie einen unverkennbaren Zug von Familienähnlichkeit, daß bei ihnen allen das hauptsächliche, um nicht zu sagen das einzige, Gewicht auf dem effektvollen Verlauf der äußerlichen Handlung beruht. Diese Art des Romans beschäftigt eben mehr die Phantasie als den Verstand, sie nimmt es mit der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht allzu genau, sie liebt, wie ihrer Zeit die Politik Napoleon's III., die Ueberraschungen, und der Anfang läßt auf das Ende nicht schließen, weil in der Regel nur die willkürliche Laune des Dichters die Entwicklung und den Ausgang des, allen Chancen eines blinden Zufalls unterworfenen, innerlich gesetzlosen Hazardspiels bestimmt.

Die andere Richtung könnte man füglich die englische nennen. Sie hat an Sterne, Fielding und Goldsmith, an Dickens und Thackeray ihre Studien gemacht und schildert mit photographischer Treue die inneren und äußeren Vorfälle des Lebens. Sie vertieft sich mit Vorliebe in psychologische Probleme, in die wirr verschlungenen Pfade der Herzensempfindungen, sie begleitet ihre Charaktere mit sorgsam spähendem Auge durch alle Verwicklungen und Prüfungen der realen Welt, sie sucht ihren Werth nicht in einer krankhaften Aufreizung der Phantasie, sondern in einem verständigen Aufweisen jener Gesetze, welche mit unerbittlicher Nothwendigkeit unser Thun und unser Schicksal bestimmen. Während bei den Nachbarn an der Seine nur die glänzend aufgebauschte, abenteuerliche Thatsache Geltung zu finden pflegt, wird jenseits des Kanals der Accent vor Allem auf die sorgfältige Zergliederung der geheimsten Fibern und Fasern der Seele gelegt. Wenn auch die letztgenannte Richtung in vielfacher Hinsicht den Vorzug verdient, kann sie doch leicht in unkünstlerische Breite, in Einseitigkeit und Monotonie ver-

fallen, sie kann, wie es z. B. in manchem Bulwer'schen Romane geschieht, über der raffinirten Schilderung psychologischer Processe den frischen Farbenreiz einbüßen, und schließlich ganz des epischen Ursprungs vergessen, aus welchem die Kunstform des Romans hervorgewachsen ist, und an welchen seine Schöpfungen stets in deutlicher Weise erinnern sollten.

Ohne Frage ist es ein Fortschritt, daß beide Richtungen sich in neuerer Zeit einander zu nähern suchen, daß die eine von der andern zu lernen bestrebt ist, so unbeholfen die Experimente auch oftmals noch ausfallen. Die französischen Modeschriftsteller, ein Alexandre Dumas fils, ein Feydeau, Octave Feuillet &c., verdienen gewiß vollständig die Lauge ätzenden Spottes, mit welcher die deutsche Kritik ihre sentimentalen Freudenmädchen, ihre verliebten Großmütter, ihre auf den legitimen Gemahl der Angebeteten eifersüchtigen Amants überschüttet hat, und eben so wenig soll es gelobt werden, wenn die englischen Autoren der letzten Decennien, die Wilkie Collins und Miß Braddons, in ihren Sensationsromanen die Pikanterie französischer Erfindungen schier übertrumpfen; aber bei alledem ist nicht zu verkennen, daß sich dort inmitten aller Ausschweifungen einer leichtfertigen Phantasie ein gewisses Streben nach tieferer psychologischer Motivirung (freilich oft der unsinnigsten Handlungen!) geltend macht, während der Roman an der Themse, statt der Zerfaserung des Seelenlebens, sich jetzt häufig ein buntes Gewirr äußerlicher Handlung zum Vorwurfe nimmt.

In Deutschland, dem Lande der Innerlichkeit, hat, wie in England, auf dem Felde des Romans die äußerliche Handlung bisher eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Was ist, um von dem Besten, von den unsterblichen Meisterwerken Goethe's, zu reden, der Inhalt des „Werther", des „Wilhelm Meister", der „Wahlverwandtschaften"? Im Grunde doch überall die ziemlich egoistische Frage, wie das Gemüthsleben des Einzelnen vor Störung und Trübung durch die Einflüsse der Außenwelt zu bewahren und zu genußreichster Entfaltung zu bringen sei. Mit solchen tief innerlichen Problemen des auf dem Gipfel moderner Bildung stehenden Individuums hat sich der bessere Theil unserer Romandichter bis zum Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts beschäftigt — aber was ist von all diesen Produktionen seit Goethe in der lebendigen Erinnerung unserer Zeitgenossen geblieben, außer etwa dem „Münchhausen" Immermann's, welcher der gestaltungsohnmächtigen, in geistreichem Phrasenthum schwelgenden Epoche den humoristischen Zerrspiegel ihrer Thorheiten vorhielt? Vielleicht trug diese vornehme, exclusive Beschäftigung unsrer besseren Autoren mit ihrem eigenen Ich einen nicht geringen Theil der Schuld daran, daß die große Masse des Publicums in dieser Zeit ihr Unterhaltungsbedürfniß durch Lectüre jener französischen Romane befriedigte, welche zum mindesten amüsant und pikant waren und in zahllosen Uebersetzungen den deutschen Büchermarkt überschwemmten. Erst seit die internationalen Verträge zum Schutz der Autorenrechte diese Uebersetzungsindustrie einigermaßen beschränkt haben, nimmt die Romandichtung in Deutschland einen selbständigen und vielversprechenden Aufschwung. Ihr weites Gebiet wird nach allen Richtungen von talentvollen und fleißigen Arbeitern beackert, und wir halten es für sehr bedeutungsvoll, daß unsre namhaftesten poetischen Kräfte sich im letzten Vierteljahrhundert fast sämmtlich mit Eifer der Pflege des Romans und der Novelle zuwandten.

In der That, immer siegreicher tritt in jüngster Zeit das Bestreben des deutschen Romans hervor, das Gesammtleben der Gegenwart mit all seinen Verzweigungen in künstlerischer Beleuchtung zu spiegeln. Immer geflissentlicher suchen unsre Romanschriftsteller, um das bekannte Wort Julian Schmidt's zu wiederholen, das Volk bei seiner Arbeit auf, — bei jener ernsten geistigen und materiellen Arbeit, welche aus dem Baumaterial der Gegenwart das Haus unsrer Zukunft bereitet. Die fieberhafte Krisis der jungdeutschen Sturm- und Drangperiode, welche mit der Revolution von 1848 ihren Culminationspunkt erreichte, ist im Bewußtsein des heutigen Geschlechts überwunden; die Reste einer veralteten Weltanschauung in Religion, Sitte und Staatsleben, welche gespenstig in das Leben der Gegenwart herüber ragten und seine Entwicklung unnatürlich zu hemmen drohten, sind im endgültigen Absterben begriffen, und die Reform der gesellschaftlichen Zustände ist nicht mehr der visionäre Traum eines verzückten Phantasten, der im einsamen Studirzimmer ein revolutionäres Weltverbesserungssystem als Universalpanacee für die leidende Menschheit ersinnt, sondern sie ist die anerkannte Aufgabe der Wissenschaft, welche die großen volkswirthschaftlichen Probleme in gemeinschaftlicher Arbeit ruhig und mit sicher fortschreitendem Erfolge zu lösen sucht. Die freiere und vorurtheilslosere Weltanschauung der neuen Zeit ist nicht mehr das ausschließliche Eigenthum bevorzugter Geister, die, ihrem Jahrhundert vorangeeilt, auf einsamer Höhe standen, und für deren titanische Conflikte der Dichter fast nur die Lösung eines tragischen Untergangs sah. Die Lebenskämpfe der heutigen Menschen sind nicht minder ernst und würdevoll, aber sie lassen meist einen versöhnlicheren Ausgang zu, weil mit der fortschreitenden Bildung die Achtung vor der unseren Ansichten widersprechenden Ueberzeugung anderer Personen wesentlich zugenommen hat. Nicht als hätte die Weltvernunft heute schon einen so glorreichen Sieg errungen, daß die Haupthebel der Romandichtung früherer Zeit als abgenutzt und verbraucht gelten dürften. Standes- und Glaubensvorurtheile berücken heute noch die Köpfe zahlreicher Thoren, und die Aristokratie des Geldsacks brüstet und bläht sich dem geistigen Verdienst gegenüber oftmals pfauenhafter, als es der stolzeste Marquis des ancien regime gegen die canaille roturière gethan — aber nur in den seltensten Fällen wird man jene Vorurtheile und diese Afteraristokratie noch als „unüberwindliche Mächte" betrachten in einer Zeit, wo wir es täglich erleben können, daß der reiche Sproß eines altadligen, vielleicht gar fürstlichen Geschlechtes eine Bühnenkünstlerin von dunkelstem Ursprung als angetraute Gemahlin in sein Schloß führt, oder daß der Erbe eines Grafentitels eine „Mesalliance" mit der jüdischen Banquierstochter schließt, ohne sich Scrupel darüber zu machen, ob seine sechszehn Ahnen christlich-germanischer Abkunft wegen dieser Befleckung des Stammbaums sich im Grabe noch umdrehen. Selbst die Politik spaltet die Welt heutigen Tages nicht mehr so schroff, wie vor wenigen Jahrzehnten, in zwei versöhnungslos sich befehdende feindliche Heerlager; der Sieg der liberalen Ideen ist im Princip schon entschieden, und wenn ihn die grollenden Feinde des Fortschritts auch in der Praxis noch vielfach verkümmern, so haben sie doch insgeheim die Einsicht, daß sie eine verlorene Sache vertheidigen, und sie finden es nöthig, die Sprache der Gegner zu reden, die Devise „Freiheit", „Bildung", „Volkswohlfahrt" auf ihre Fahne zu schreiben, wenn sie überhaupt noch

gehört werden wollen. Uebereinstimmend mit dieser Erkenntniß, die sich in immer weiteren Kreisen Bahn bricht, gelangt denn auch in den meisten deutschen Romandichtungen der Gegenwart der humane, alle schroffen Gegensätze ausgleichende und versöhnende Geist unsres Jahrhunderts zu seinem Rechte, und nicht die edlen Vorkämpfer einer freien und vernünftigen Weltanschauung müssen mit gebrochenen Schwingen an dem Widerstande eines brutalen Herkommens erlahmen, sondern wir sehen Diejenigen durch eigene Schuld zu Grunde gehen, welche den bornirten Eigensinn ihrer veralteten Denkart selbstsüchtig den Anforderungen der neuen Zeit entgegenstemmen.

Während so die besseren Romanschriftsteller unserer Tage die tiefsten Probleme der Zeit künstlerisch zu bewältigen suchen und ein culturhistorisches Gesammtbild ihrer Bestrebungen entrollen, das noch künftigen Geschlechtern lehrreich und interessant bleiben wird, trägt auch das ephemere Mittelgut der heutigen Unterhaltungsliteratur, welches von Messe zu Messe auftaucht und verschwindet, durchschnittlich ein ganz anderes Gepräge, als zu Ende des vorigen und in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts. Die phantastische Welt der Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten findet im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen so wenig mehr einen Platz, wie das empfindsame Familienidyll Lafontaine'scher Romane, an dem sich unsere Großmütter erbauten. Jemehr sich der Gesichtskreis der allgemeinen Bildung erweitert, je weniger das heutige Geschlecht an die heimathliche Scholle gebunden ist, desto lebhafter wächst in allen Schichten des Volkes das Verlangen, einen Blick in das reich bewegte, hastig aufgeregte Leben in Näh' und Ferne zu thun. Diesem prickelnden Verlangen nach einer oberflächlichen Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Interessen des modernen Lebens kommt freilich die Masse der heutigen Romanliteratur nur allzu willfährig entgegen. In zusammenhangslosem Wechsel, wie die Bilder eines Kaleidoskops, schwirren die Scenen und Ereignisse an dem Leser vorbei, und was ihm als ein Spiegelbild der Wirklichkeit geboten wird, ist in manchen Fällen nur ein abenteuerlicher Wirrwar erhitzter Imagination. Die Stoffe sind dem realen Leben entnommen, aber die Behandlungsweise erinnert häufig aufs Haar an die tolle Phantastik des alten Ritter- und Räuberromans, die heuzutag unter dem Aushängeschilde des historischen, politischen, erotischen, des Künstler- und des Verbrecherromans, mit den Heroengestalten der Geschichte und Literatur, mit den barbarischen Sitten halbcivilisirter Völker oder mit den Nachtseiten psychischer Verirrungen ihr spukhaftes Spiel treibt. Das sind arge Uebelstände, gewiß! — aber wir haben alle Ursache, uns des vielen Vortrefflichen zu freuen, das alljährlich in einer verhältnißmäßig neuen, sein Gesetz erst suchenden Kunstgattung geschaffen wird, und mit Befriedigung anzuerkennen, daß selbst das Mittelgut unsrer Unterhaltungsliteratur sich, trotz all seiner Schwächen, auf einen ungleich höheren Standpunkt, als vor wenigen Decennien, erhoben hat.

Die Statistik im Dienste der nationalökonomischen Theorie.

Einfluß der Productionskosten auf die Preise.

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

Bei unseren Untersuchungen in der Deutschen Revue, wie weit man schon im Stande ist nationalökonomische Fragen statistisch zu erforschen, waren wir meistens nur so glücklich zeigen zu können, daß wir dermaleinst bei besserer wirthschaftlicher Statistik nicht nur praktische Einzelfragen, sondern auch Prinzipienfragen statistisch der Lösung viel näher bringen können als bis jetzt mit unserer überaus mangelhaften Wirthschaftsstatistik, daß wir also mit Freuden jede Erweiterung der Wirthschaftsstatistik begrüßen müssen.

Heute wollen wir, anknüpfend an den neulich behandelten Einfluß der Getreideernten auf die Getreidepreise, untersuchen, welchen Einfluß die Productionskosten auf die Preise aller Waaren ausüben, so weit wir hier die Statistik schon verwenden können.

Auf die reine abstracte Lehre, wonach sich die Preise der Waaren richten, wollen wir uns ausführlich nicht einlassen, da hier fast Alles noch sehr bestritten ist. Der Streit dreht sich allerdings weniger darum, welche Umstände für die Preisbildung von Wichtigkeit sind, als vielmehr um die Stärke, mit welcher jeder Umstand einwirkt, und diese quantitative Untersuchung läßt sich ja überhaupt nur dermaleinst mit der Statistik führen.

Wie man sich auch den Einfluß der verschiedenen preisbestimmenden Momente denken mag, darüber herrscht so ziemlich communis opinio, daß einmal die Productionskosten bei der Preisbildung eine Rolle spielen, andererseits das Verhältniß von Angebot zu Nachfrage; auch wird man kaum bestreiten wollen, daß der jeweilige Preisstand besonders von Angebot und Nachfrage, der langjährige Durchschnittspreis besonders von der Höhe der Productionskosten abhängt.

Was Angebot und Nachfrage angeht, so ist unter Veränderung derselben allerdings sehr Verschiedenes zu verstehen. Die frühere Nationalökonomie legte ein zu großes und zu ausschließliches Gewicht auf die *Größe* des Angebots, auf die *Größe* der Nachfrage, neuerdings legt die Nationalökonomie mit Recht ein großes Gewicht auch darauf, wie *bringlich* das Angebot und die Nachfrage auftritt. Es ist in Deutschland besonders das Verdienst von Brentano in Breslau für Angebot und Nachfrage von *Arbeit* nachgewiesen zu haben, in welch ungünstiger Lage in den meisten Fällen die Arbeiter in Bezug auf das Angebot ihrer Arbeit sich befinden, weil das Angebot von Arbeit, je ärmer die Arbeiterbevölkerung ist, um so *dringender* auftritt, d. h. im Nothfalle lieber noch zum Schleuderpreise die Arbeit verkauft, als gänzlich verhungert. Aber nicht nur bei der Arbeit, auch bei Waaren spielt die Dringlichkeit des Angebots eine bedeutende Rolle, nur ist dieselbe statistisch besonders schwer faßbar. Desgleichen für die Arbeit legt Brentano ein Hauptgewicht darauf, ob das Angebot ein monopolistisches ist, d. h. von Wenigen oder

gar nur Einem ausgeht, oder ob es stark concurristisch auftritt, d. h. in kleinen Quantitäten von Vielen angeboten. Auch hierin steht der Arbeiter ungünstig und geht das Bestreben der Arbeiter ganz richtiger Weise dahin, durch Vereinigung der vielen Arbeiter zu wenigen Arbeitervereinen (Gewerkvereinen), welche mit den Arbeitgebern über die Arbeitsbedingungen mehr monopolistisch verhandeln, sich von dem concurristischen Angebot der Arbeit zu emancipiren. Dieselbe Vereinigung der Arbeiter ist auch im Stande, das Arbeitsangebot ihrer Angehörigen weniger bringlich zu machen, indem sie durch ein geregeltes Unterstützungswesen den Zwang, sich jeder Arbeitsbedingung zu fügen, bedeutend abschwächt.

Wie Angebot und Nachfrage auf die jeweiligen Preise der Waaren einwirken, läßt sich statistisch schwer ermitteln, weil wir höchstens die Preise, nicht aber das Angebot und die Nachfrage kennen, weder nach Größe noch nach Dringlichkeit, noch nach der — wenn wir das schwerfällige aber bezeichnende Wort gebrauchen dürfen — Concurristischkeit.

Nur gerade bei den Ackerbauproducten, in denen das Angebot von Jahr zu Jahr durch den Ernteausfall bedingt sehr stark schwankt, kennen wir ab und zu die Größe des Angebots, und können wir auch zur Noth die Dringlichkeit des Angebots, soweit sie in der Verderblichkeit des Gegenstandes liegt, beurtheilen. So ist die Verderblichkeit der Kartoffel einer der Gründe, aus denen die Kartoffelpreise sich stärker nach dem Ernteausfall richten, als z. B. die Weizenpreise, weil Weizen von einem Erntejahr auf das andere übertragen werden kann, die Kartoffel aber nicht.

Bei den Ackerbauproducten können wir auch untersuchen, wie die Productionskosten auf die Preise einwirken, da hier das Angebot, soweit dasselbe Ausfluß des Ernteertrages, nicht auch der Einfuhr- und Ausfuhrmöglichkeit ist, sehr stark von den Productionskosten abhängt. Man kann die Verschiedenheit des Ernteausfalls von Jahr zu Jahr auch umgekehrt ausdrücken als Verschiedenheit der Productionskosten von Jahr zu Jahr. Die Productionskosten sind in der Landwirthschaft jedes Jahr nahezu die gleichen, die Hauptposten, Verzinsung des Grund und Bodens, Verzinsung und Amortisation des sonstigen stehenden Kapitals schwanken wenig, die Rohmaterialien, namentlich das Saatkorn, welches von Jahr zu Jahr im Preise schwankt, macht wenig aus, die Löhne bleiben von Jahr zu Jahr sehr gleich. Mit diesen jährlich nahezu gleichen Productionskosten werden jährlich sehr ungleiche Productenmengen gewonnen, z. B. um das im letzten Artikel gebrauchte Beispiel der Kartoffelernte zu benutzen, mit jedesmal 100 Productionskosten werden in einem guten Jahre gewonnen 129, in einem schlechten nur 66. Statt nun zu sagen: mit gleichen Productionskosten (100) werden ungleiche Mengen (129 und 66) gewonnen, kann man auch sagen: eine gleiche Productenmenge (100) werde in einem guten Jahre gewonnen mit kleineren Productionskosten (78) nach der Proportion 129 : 100 = 100 : 78, oder eine gleiche Productenmenge (100) wird in einem schlechten Jahre gewonnen mit großen Productionskosten (151) nach der Proportion 66 : 100 = 100 : 151. Hiernach erhielten wir dann für das Verhältniß der Kartoffelernte resp. umgekehrt für das Verhältniß der Productionskosten zum Kartoffelpreise folgende Zahlen:

	Betrug die Ernte gegen die 14jährige Mittelernte = 100 gesetzt:	oder waren umgekehrt die Productionskosten gegen die 14jährigen mittleren Productionskosten = 100 gesetzt:	so stand der Preis gegen den 14jährigen Durchschnittspreis = 100 gesetzt, wie:
2 Jahre . .	66	151	139
2 Jahre . .	83	121	113
2 Jahre . .	96	114	107
2 Jahre . .	103	97	104
2 Jahre . .	110	91	90
2 Jahre . .	113	89	77
2 Jahre . .	129	78	72
Durchschnitt	100	100	100

Vergleicht man jetzt die beiden letzten Zahlenreihen, so gehen Productionskosten und Preis sehr genau mit einander, nur sieht es aus, als ob bei hohen Productionskosten der Preis nicht ganz der Productionskostensteigerung entsprechend stiege, hingegen bei niedrigen Productionskosten stärker sänke, denn Steigerungen der Productionskosten auf 151 resp. 121 steigerten den Preis nur auf 139 resp. 113 während Senkungen der Productionskosten auf 89 resp. 78 den Preis auf 77 resp. 72 senkten. Träfe dies allgemein zu, so hieße dies, daß eine schlechte Ernte trotz der daraus folgenden Preissteigerung den Landmann doch schlechter stellt, als eine gute Ernte, trotz der daraus folgenden Preissenkung, daß also zwischen Consumenten und Producenten Interessenharmonie herrscht. Ob dieses allgemein zutrifft, ist aber noch eine völlig offene Frage, auf welche wir hier nicht eingehen können. Genug, daß die Erntestatistik für die Theorie der Preisbildung ein höchst werthvolles Material ist, welches zu cultiviren im höchsten Grade dermaleinst lohnen wird, da wir nur in seltenen Fällen die Productionskosten kennen und weil wir zu gleicher Zeit, was die Preise betrifft, hier eine zuverlässigere Statistik besitzen, als für die meisten anderen Waaren.

Die Productionskosten der Waaren sind fast durchweg Geschäftsgeheimniß der Producenten, darum ist es zum Beispiel auch so schwer für die praktische Frage der Schutzzölle genau zu ermitteln, ob durchschnittlich eine Industrie, etwa die Baumwollenspinnerei, in einem Lande unter ungünstigeren Bedingungen producirt, als in anderen Ländern und wie groß diese Ungunst der Productionskosten ist.

Wollen wir trotzdem versuchen zu ermitteln, ob eine Veränderung in den Productionskosten eine Veränderung in den Preisen hervorruft, so müssen wir Verhältnisse nehmen, in denen es wenigstens keinem Zweifel unterliegt, daß die Productionskosten sich stark verändert haben, wenn wir auch nicht angeben können, wie stark die Veränderung in den Productionskosten war, und müssen wir weiter Verhältnisse nehmen, in denen es keinem Zweifel unterliegt, daß in einer großen Reihe von Fällen die Veränderungen der Productionskosten stärker gewesen sind, als in mehreren anderen gleich großen Reihen von Fällen.

Für zwei derartige Betrachtungen haben wir ein leidlich genügendes Material von Preisangaben.

1. In den Preisen der Waaren eines großen Handelsplatzes, der hauptsächlich nur mit Producten anderer Gegenden handelt, sagen wir Hamburg, müssen eine Rolle spielen einmal die Kosten, welche die Herstellung dieser Waaren am Pro-

ductionsort, und zweitens die Kosten, welche die Herbeischaffung dieser Waaren zu dem Handelsplatz verursacht hat. Seit der Mitte unseres Jahrhunderts hat der Ausbau des Eisenbahnnetzes in Europa und anderwärts den Theil der Productionskosten, welcher in Transportkosten besteht, bedeutend verringert. Diese Verringerung der Transportkosten mußte verhältnißmäßig denjenigen Waaren am meisten zu gute kommen, welche bei sehr großem Gewicht und Volumen einen nur geringen Werth haben, also per Centner wenig kosten, während sehr werthvolle Waaren von der Transportkostenabnahme wenig verspürten. Wären z. B. durch die Eisenbahnen die Frachten um die Hälfte gesunken, so würden am Handelsplatze die Waaren, welche am Erzeugungsorte 1 Mark per Centner werth waren und welche früher auf 100 Kilometer Entfernung bei 1 Pfennig Fracht per Kilometer 2 Mark kosteten, auf 1,5 Mark herabgehen, also um 25 pCt., hingegen Waaren, welche 100 Mark per Centner am Erzeugungsort und 101 Mark am 100 Kilometer entfernten Handelsplatz galten, nur von 101 auf 100,5 Mark, also noch nicht um ½ pCt. herabgegangen sein. Darnach müßten in Hamburg durchschnittlich die Waaren, welche einen geringen Werth per Centner haben, mehr im Preise gesunken sein als die Waaren mit hohem Werth per Centner. So einfach stellt sich freilich die Sache statistisch nicht, denn die Waaren sind durchschnittlich seit der Mitte unseres Jahrhunderts durch die Entwerthung der Edelmetalle im Preise gestiegen, darum wird das Resultat sein müssen, daß, wenn alle Waaren im Durchschnitt in Hamburg gestiegen sind, die werthvolleren Waaren, bei denen die Transporterleichterung von geringem Belang war, mehr gestiegen sind als die weniger werthvollen, bei denen die auf Rechnung der Geldentwerthung zu setzende Vertheuerung ein Gegengewicht in der Abnahme der Transportkosten fand. Wir haben 310 verschiedene Hamburger Waaren, deren Durchschnittswerthe per Centner wir kannten, geordnet von der werthvollsten, deren Werth bis in die Tausende Mark per Centner geht, bis zu der mindest werthvollen, deren Werth unter einer Mark per Centner bleibt. Diese nach dem einen Gesichtspunkte geordneten Waaren theilten wir dann in drei Gruppen von je 100 resp. 110 Waaren. Der Durchschnittswerth per Centner in den 100 mindestwerthigen Waaren stellte sich auf 11,31 Mark, der Durchschnittswerth der zweiten 100 Waaren auf 36,84 Mark und der der letzten 110 Waaren auf 362,70 Mark. Nach unserer Theorie hätten also nach eingetretener allgemeiner Transportverbilligung die werthvollsten Waaren mehr steigen müssen als die weniger werthvollen. Das ist auch in hohem Grade der Fall. Im Durchschnitt der 10 Jahre 1861—1870 stehen die Preise der 110 werthvollsten Waaren mit 362,70 Mark per Centner um 26,9 pCt. höher als im Durchschnitt der Jahre 1847—1850 die 100 Waaren mit 36,84 Mark per Centner nur 20,7 pCt. höher und endlich die mindest werthvollen Waaren mit nur 11,31 Mark per Ctr., sogar nur 16,6 pCt. höher. Zwischen den beiden extremen Gruppen, der einen mit 26,9, der anderen mit nur 16,6 pCt. Steigerung ist eine Differenz von 10 pCt. gewiß sehr viel in einem so kurzen Zeitraum.

Der Einfluß der Transportverbilligung würde unstreitig noch viel greller hervortreten, wenn wir lauter Waaren hätten vergleichen können, welche gleiche Transportstrecken durchlaufen, so aber befinden sich unter den werthvolleren Waaren, welche viel im Preise stiegen, auch Waaren, welche sehr weite Strecken durchliefen, also verhältnißmäßig doch auch trotz der geringen Verbilligung per Kilometer durch

die Menge der durchlaufenen Kilometer von der Transportverbilligung profitirten, ebenso befinden sich unter den weniger werthvollen Waaren, welche weniger stark stiegen, auch solche, welche, obwohl es schwere Güter sind, von der Transporterleichterung wenig Nutzen zogen, weil sie nur kurze Strecken transportirt wurden.

2. Den Einfluß abnehmender Productionskosten können wir auf ähnlichem Wege in einem andern Falle verfolgen: Die colossalen Productionsverbesserungen durch Erfindungen aller Art, chemischer wie mechanischer Natur, müssen den Manufacten mehr zu Statten gekommen sein als den Rohproducten des Ackerbaues, der Viehzucht, des Waldbaues, der Jagd und Fischerei, nicht als ob nicht auch bei Letzteren die Erfindungen eine verbilligende Rolle spielten, wohl aber weil hier dieser Verbilligung ein vertheuerndes Moment in dem theurer werdenden Factor „Natur" entgegenwirkt. Diesen Umständen entsprechend sind denn auch, wenn wir dieselben Waaren und dieselben Perioden benutzen, 1861—1870 gegen 1847—1850, die oben bezeichneten Rohproducte unter den 310 Hamburger Waaren um 32,9 pCt. gestiegen, hingegen die Manufacte und Bergbauproducte nur um 2,3 pCt. Mögen nun auch diese Manufacte in ihren Durchschnittswerthen zum Theil mit dadurch gefallen sein, daß geringere Qualitäten importirt wurden, so ist doch unmöglich die ganze Differenz in der Preisbewegung hierauf zurückzuführen. Daß die verarbeiteten Producte eben wegen ihrer billiger werdenden Verarbeitung im Preise weniger gestiegen sind als die Rohproducte, wird durch eine weitere detaillirte Untersuchung innerhalb der Manufacte bestätigt. Wir werden uns sagen müssen, daß auf eine je höhere Verarbeitungsstufe ein Rohproduct gebracht wird, dieses Endproduct um so weniger im Preise gestiegen sein muß. Diese Verarbeitungsstufe drückt sich aus in dem Mehrwerth, den das Manufact gegenüber dem Hauptrohmaterial, aus dem es gefertigt ist, erhält. Wir haben, um diese zu erforschen, unter den 310 Hamburger Waaren diejenigen Manufacte herausgesucht, von denen wir auch die Rohproducte unter den 310 Hamburger Waaren besitzen, es waren dies leider nur 58 Manufacte und die 58 dazu benöthigten Hauptrohmaterialien. Diese 58 Waaren haben wir in folgende drei Gruppen gebracht. In die erste nahmen wir die 22 Manufacte auf, welche um weniger als 100 pCt. Wertherhöhung in der Verarbeitung erfuhren. Diese 22 Manufacte hatten durchschnittlich einen Werth von 163,20 Mark per Centner, ihre Rohmaterialien einen Werth von 135,90 Mark. Die durchschnittliche Wertherhöhung war also nur 20 pCt. In die zweite Gruppe faßten wir die zufällig gleichfalls 22 Waaren zusammen, welche mehr als 100 pCt., aber weniger als 500 pCt. gegen die Rohmaterialien im Werthe zunahmen. Diese Manufacte hatten durchschnittlich einen Werth von 99,90 Mark per Centner und waren hervorgebracht aus Rohmaterialien im Werthe von durchschnittlich 33,30 Mark per Centner. Die durchschnittliche Werthzunahme durch Verarbeitung stellt sich hiernach auf 200 pCt. Endlich vereinigte die dritte Gruppe die übrigbleibenden 14 Manufacte, welche mehr als 500 pCt. über den Werth der Rohmaterialien standen. Diese 14 Rohproducte waren durchschnittlich 40,50 Mark per Centner werth, die Manufacte daraus 447,00 Mark, die Werthzunahme im Manufact betrug durchschnittlich 1000 pCt.

Nimmt man alle 58 Manufacte einerseits und alle 58 Rohproducte andererseits zusammen, so waren die Rohproducte 70,80 Mark per Centner werth, die

Manufacte daraus 207,30 Mark, Wertherhöhung des Rohmaterials im Manufacte war 193 pCt. Diese 58 Rohproducte sind 1861—1870 gegen 1847—50 im Preis um 19 pCt. gestiegen, die Manufacte daraus nur um 11 pCt.

Ist nun die Größe der Verarbeitungsstufe oder die Verbilligung in den Verarbeitungsprocessen von Einfluß gewesen auf die Preisbewegung, dann müssen die Manufacte der Gruppe, welche die stärkste Verarbeitungsstufe repräsentiren, verglichen mit ihren Rohmaterialien, besonders wenig im Preise gestiegen sein. Das ist auch in der That der Fall. Während die Rohmaterialien aller drei Gruppen genau gleich stark, in jeder Gruppe nämlich rund 19 pCt. vertheuert waren, sind die am wenigsten verarbeiteten Producte mit durchschnittlich nur 20 pCt. Werthzunahme, in denen also mit anderen Worten die Rohproducte den Hauptkostenpunkt ausmachen, um fast ebensoviel gestiegen als die Rohproducte, nämlich 16 pCt. Schon für die zweite Gruppe mit durchschnittlich 200 procentiger Wertherhöhung der Manufacte waren die Manufacte nur um 8 pCt. gegen die vierziger Jahre gestiegen, endlich in der dritten Gruppe mit durchschnittlich 1000 pCt., waren die Manufacte nur um 4 pCt. theurer geworden. Fassen wir das Resultat zusammen, so sind die am wenigsten verarbeiteten Producte nur um 3 pCt. weniger gestiegen als ihre Rohmaterialien, die schon mehr verarbeiteten um 10 pCt. weniger als die Rohmaterialien, und die am allermeisten verarbeiteten Producte gar um 15 pCt. weniger als ihre respectiven Rohmaterialien.

Für ein so kleines Beobachtungsmaterial ist das gewiß schon ein recht frappantes Resultat.

Das ausgedehnteste Material, welches aber für diese Frage verwerthbar ist, dürfte die Statistik der Fleisch-, Getreide- und Mehlpreise sein, welche die Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus seit Jahren publicirt. Mit dem 1. Januar 1875 ist in den mahl- und schlachtsteuerpflichtigen Städten die Mahlsteuer überall, die Schlachtsteuer mit ganz geringen Ausnahmen weggefallen. Dies ist einer Verringerung der Productionskosten gleichzuachten, die Preisbewegung nach Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer muß also zeigen, ob diese einmal ausnahmsweise auch in ihrer Größe bekannte Abnahme der Productionskosten eine eben so große Preisverringerung herbeigeführt hat, ob also die Preise proportional der Productionskostenveränderung sich ändern. Wir stehen leider erst im Anfang dieser auch für die Steuerpraxis höchst wichtigen, aber auch sehr mühsamen Untersuchung, werden aber nicht ermangeln, die Leser der Revue seiner Zeit, vermuthlich im Herbst dieses Jahres, mit den Resultaten unserer Untersuchung bekannt zu machen. Die Resultate für die schlesischen Städte finden sich bereits in der österreichischen statistischen Monatsschrift.*)

---

*) Vergleiche E. Laspeyres, Statistische Untersuchungen über den Einfluß einer Steueraufhebung auf die Preise der bisher besteuerten Producte. Oesterreichische statistische Monatsschrift, Jahrgang 1877.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„La Revue des deux mondes“ v. 15. Mai u. 1. Juni enthält: Die Vorstellung Johann Téterols. I. Theil. Von Victor Cherbouillez. — Die Bank von Frankreich während der Commune. I. u. II. Von Maxime du Camp. — Die Krankheit des Pessimismus im 19. Jahrhundert. III. Von E. Caro. — Voltaire nach neueren Forschungen. Von F. Brunetière. — Ein König und ein Papst. II. Pius IX. und der heilige Stuhl. Von Anatole Leroy=Beaulieu. — David von Angers, seine Werke und Lehren. Von Henri Delaborde. — Der Roman eines Malers. I. Theil. Von Ferdinand Fabre. — Die Kindheit in Paris. IV. Die Landstreicher. Das Centraldepot. Die Aufsicht über die möblirten Wohnungen. Von Othenin d'Haussonville. — Studien über die öffentlichen Arbeiten. Von H. Blerzy. — Baschinka, Bilder aus dem Leben der polnischen Juden. Von L. Herzberg=Fränkel. — Die Wiederaufnahme der Silberwährung in den Vereinigten Staaten und das Project einer internationalen Conferenz. Von Victor Bonnet. — Eine Einführung in der französischen Akademie. Von G. Valbert.

„La Revue historique. (Mai, Juni.) E. Mercier: Die Schlacht von Poitiers (732) und die wahren Ursachen der Zurückschlagung der arabischen Invasion. A. Sorel. — Der Friede von Basel. 1795. Forts. Vermischtes und Urkunden: Die Belagerung von Rouen durch Heinrich IV. (1592). Von L. Leger. — Urkunden über die Decorationen während des Consulats. Von Jean Destrem. — Die Bulle des Päpstes Paul IV., welche die Colonna's excommunicirt. Von G. Duvuy.

Italien.

„La Rivista Europea.“ (1. Mai u. 16. Mai.) Die Geschichtsforschungen in Italien seit 1859. Von A. Cosci. — Ueber die Oekonomie der Geisteskräfte in den italienischen Schulen. Von Bartol. Fontana. — Aus Anlaß eines neuen Werkes von Versi. Von Giov. Alfr. Cesareo. — Ueber den deutschen Einfluß auf die moderne italienische Lyrik. Von Antonio Zardo. — Ueber die Studien, betreffend den Camillo Porzio und dessen Werke. Von Giambattista Beltrani. — Edgar Poe und sein noch nicht veröffentlichtes Werk. Von X. Y. Z. — Die Zwillinge. Von A. Romizi. — Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erkenntniß. Von Prof. von Nägeli aus München. — Die Päpste und die Kirche gegenüber der Geschichte. Von G. Fanti. — Die englischen Universitäten. Von V. de Tivoli. — Guido Cavalcanti. Von Nicola Arnone. — Frühlingslied. Von Giov. Alfr. Cesareo. — Die falsche Bäuerin des Puschkin. Von E. Z.

Spanien.

„Revista de España.“ (Mai.) Denkschrift und Commentare über die Belagerung von Cartagena. Von José Lopez Dominguez. — Die Bewegung der Bevölkerung Spaniens während des Jahrzehnts von 1861 bis 1870. Von J. Jimeno Agius. — Die Diplomatie im 17. Jahrhundert. Von Vicente Tinasero. — Das Telephon. Von Ant. Rave. — Die erste Kammer aus der Restauration. Von Aureliano Linares Rivas. — Die religiöse Freiheit. Von Angelmo Fuentes. — Charakteristische Eigenthümlichkeiten der arabischen Cultur. Von Rafael Contreras. — Gesichtspunkte für die Geschichte der Carikatur. Von Jacinto Octavio Picon.

„La Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (Mai=Heft.) Die Allianz Italiens im Jahre 1869 und 1870. Von Bonghi. — Das Problem der Religion. Das Erfassen des Unbegrenzten. Von Max Müller. — Giorgio Byron. Von G. Boglietti. — Capri und die blaue Grotte. Von Cesira Pozzolini=Siciliani. — Die Reichthümer des Meeres. Eine aufgegebene Industrie. Von G. V. Vecchi. — Die Zukunft von Venedig. Von Paulo Fambri. — Rom und die Eisenbahnen. Von Marco Minghetti. — Die politischen Parteien in der griechischen Poesie. Von F. Zambaldi. — Friedrich der Große und Voltaire. Von Emilio Broglio. — Valentina. Aus den Erinnerungen

eines Malers. Von Grazia Pierantoni-Mancini. (Forts.) — Archäologische Fragen betreffs der bemalten Gefäße. Von E. Brizio.

„La Civiltà Cattolica.“ (Mitte Mai.) Die Encyclica des neuen Papstes Leo's XIII. — Die Allianzen des Kaiserreichs in den Jahren 1869 und 1870. — Die göttliche Größe. — Ueber die Volkswahlen in der Kirche. — rc.

England.

„Frasers Magazine“. (Juni.) Vice-Admiral Baron von Tegethof. — Ueber das jüdische Proselytenthum vor dem Tituskriege. — Die Vergeltung der Renaissance. — Jean Reynaud. — Oben und Unten in der Phylologie. — Ueber die Jahreszeit der langen Tage. — Marie Wollstonecraft. — Die Eisenbahn-Commissionen und die Gesellschaften. — Die Gartenlandpächte. — Die Academie vom Azcadi. Theil I. — Epheublätter.

„The contemporary Review“. (Juni.) Thatsachen des Fortschreitens in Indien. Von Prof. Monier Williams. — Ein neuer Versuch, die Vorbestimmung mit der moralischen Freiheit in Einklang zu bringen. Von Paul Janet. — Schottischer Einfluß auf die englische theologische Anschauung. Von Canonicus Vaughan. — Froudes Leben und das Zeitalter von Thomas Becket. Von Edward A. Freeman. III. Theil. — Sind die arbeitenden Classen unvorsorglich? Von George Howell. — Des Kardinals Manning wahrheitsgetreue Geschichte vom vaticanischen Concil. Von Prof. Friedrich. II. Theil. — Studien über das Antike. Von Em. Pfeiffer. — Das jüngste Gericht. — Die Hoffnung auf die Ewigkeit. Von Canonicus Farrar. — Zeitgenossen-Leben und Anschauung in Italien. Von Angelico de Guberatis. — Desgleichen in Rußland Von T. S.

„The nineteenth Century“. (Juni.) Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Türkei. Von Midhat Pascha. — Die Pocken und die Zwangsimpfung. Von Sir Thomas Watson. — Die Zukunft der englischen Frauen. Von Frau A. Sutherland Orr. — Die Religion der Griechen nach den Illustrationen aus griechischen Inschriften. Von C. T. Newton. — Voltaire und Madame de Chatelet zu Cirey. Von Frau Clarke. — Kanada's politische Bestimmung. — Froude und die Grundherrn Irland's. Von Ritter von Kerry. — Die Aussöhnung von Kirche und Staat. — Von Lordbischof von Gloucester und Bristol. — Der sociale Ursprung von Nihilismus und Pessimismus in Deutschland. Von Dr. Waldstein. — Moderne Wissenschaft. — Die Freiheit im Osten und Westen. Von Gladstone.

„The Fortnightly Review“. (Juni.) Die Furcht und der Widerwille in der Wissenschaft. Von G. H. Lewes. — Emilio Castelar. Von M. E. Grant Duff. — Asiatische Streitkräfte in unseren europäischen Kriegen. Von W. R. Greg. — Shelleys letzte Tage. Von Richard Garnett. — Die politischen Abenteuer Lord Beaconfield's. III. — Liberalismus und Kirchenstreit. Von Edward Jenkins. — Charles de Bernard. Von Georg Saintsbury. — Die Zukunft der asiatischen Türkei. Von James Bryce. — Das Transvaalsche und Zulu-Land. Von J. Sanderson. — Einheimische und auswärtige Angelegenheiten.

Nord-Amerika.

„The North American Review“. (Mai-Juni.) Ist die republikanische Partei in ihrem Todeskampfe? Von Senator Howe. — Die Souveränität der Sittengesetze. Von R. W. Emerson. — Handelsbeziehungen mit Frankreich. Von J. S. Moore. — Die Zucht auf amerikanischen Universitäten. Von James Mac Cosk. — Die Armee der Vereinigten Staaten. Theil II. Von General James A. Garfield. — Ist der Mensch ein vollkommenes Geschöpf? Von den Pfarrern Frothingham und Chambers. — Der unvermeidliche Conflict in der Schwebe. Von Senator Cameron. — Chinesische Einwanderung. Von J. Dee. — Der Phonograph und seine Zukunft. Von Thomas A. Edison. — Literatur der Neuzeit.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Allgemeiner Theil.

Der schützende Schutzgenosse.

Novelle
von
Ferdinand Kürnberger.

(Schluß.)

VIII.

Mit dem Handelsgerichte hatte Mörner Glück. Der Kosak, welcher Präsident desselben war, stand, wie wir wissen, in Sangas und Schulefs Schuld; aber just dieser Umstand, scheinbar so ungünstig für Mörners Sache, half ihm direkt. Der Kosak benützte nämlich seine vortheilhafte Lage, um auf Sanga und Schulef einen erpressenden Druck auszuüben. Aber sei's, daß er seinen Bogen zu straff spannte, oder der Geiz seiner Freunde zu groß war; genug, er befand sich bald in der Situation so vieler Politiker, welche eine Demonstration machen, ohne ihren Zweck der Einschüchterung erreichen zu können: er mußte seine Drohungen ehrenhalber und gleichsam gegen seinen Willen ausführen. Er ließ das Handelsgericht bald und gerecht Mörners Proceß entscheiden, also die Firma Sanga und Schulef zur Zahlung verurtheilen.

Alle Jahr einen Rubel, sagte Sanga; um Gotteswillen, ruiniren Sie mich nicht! schrie Schulef, alle hundert Jahr eine Kopeke. So trieben sie ihren Spott mit den Zahlungsterminen. Sie lachten und höhnten. Kreibel hatte richtig vorausgesagt: Die Entscheidung des Handelsgerichtes war machtlos. Mörner mochte sich zeigen wann immer, und Vorschläge machen wie er wollte; er wurde einfach ausgelacht. Die Gegenvorschläge waren eine Satyre auf jeden Ausgleich.

Eines Tags endlich griff Mörner zu seiner letzten und langgesparten Waffe. Er setzte sich hin und schrieb: „Finden Sie sich im Laufe von achtundvierzig Stunden nicht bei mir ein, um meine Forderung an Sie mit drei Vierteln ihres vollen Betrages baar zu berichten, so werde ich Sie auf der Börse aufsuchen und daselbst in einer Weise beschimpfen, daß Sie gezwungen sein werden, davon Kenntniß zu nehmen. Sollten Sie mir ein- oder zweimal aus dem Wege gehen und weiterhin dennoch wagen, Ihr Gesicht an der Börse zu zeigen, so werde ich meine Beschimpfungen

fortsetzen und zwar so lange, bis Sie sich gezwungen fühlen, entweder die Börse von Odessa für immer zu verlassen, oder das zu thun, was unter den gleichen Umständen selbst der Ehrloseste nicht vermeiden dürfte, — mich zu fordern."

Dieses Billet schickte er im Duplicat an Sanga und Schulef. Ruhig wartete der Ehrenmann die Wirkung davon ab.

Als Sanga sein Exemplar empfing, erblaßte er, gerieth in grenzenlose Wuth, stieß ein paar Tintenflaschen um, gab dem jüngsten Comptoirlehrlig eine Ohrfeige und rannte wie besessen zu Schulef. Seine schielenden Augen rollten so furchtbar, daß sie mit durchbohrenden Blicken gegenseitig sich selbst bedrohten. Auf der Mitte des Weges begegnete ihm, wie ein angeschossener Eber, zornschnaubend, mit rothem Gesichte und blutunterlaufenen Augen — der Russe Schulef.

„Ich wollte eben zu Euch," keuchte Schulef.

„Und ich zu Euch," sprühte Sanga.

„Da les't diesen Wisch!"

„Und diesen!"

Die Herren tauschten ihre „identischen Noten" aus. Hierauf blieben sie in der Mitte der Straße stehen, — die Odessaer-Straßen sind breit genug dazu — und sahen sich sprachlos einander an.

„Was nun?" fragte Schulef.

„Wir sind zu Ende," antwortete Sanga und zerknitterte mit einem Fluche sein Billet in der geballten Faust.

„Das ist der Erste, mit dem wir nicht fertig werden," knirschte Schulef.

„Wenigstens auf unserm gewöhnlichen Wege nicht," setzte Sanga hinzu.

Der Russe schlug sich vor die Stirn. „Wie schade, wie schade! Stünden wir mit ihm noch so gut, daß wir ihn auf eine Tasse Thee bitten könnten, — ich wüßte ihn gründlich abzufertigen."

„Luminös!" rief der Italiener und lachte wie ein gekitzelter Affe. „Ihr hattet eine Idee wie eine saëtta! Und Thee nimmt er so wie so, wenn nicht bei uns, doch zu Hause. Was meint Ihr zu seinem blödsinnigen Amoroso? Das Bürschchen, scheint mir, hat sein Verhältniß satt. Wie kopfhängerisch er herumschleicht! Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er mit sich zerfallen ist. Oh, wie uns das entgegenkommt! Man hat Beispiele, daß so ein Ganymed, wenn ihm seine Rolle zum Ekel geworden, sich in den wüthendsten Feind seines — Protektors verwandelt. In solchen Fällen geschahen oft Thaten der Rache und der Verzweiflung, — wie wir sie brauchen können! Klopfen wir auf den Strauch. Gehängt will ich sein, wenn ihm dieser Abulis nicht einen Thee zubereitet, der unsre Rechnung auf ewig saldirt!"

Die würdige Firma versenkte sich in eifrige Besprechung dieses Gedankens.

Aber während sie noch redeten, sahen sie Abulis über die Straße gehen, welchen Mörner zur Post geschickt hatte.

„Der kommt gerufen!" schrie der Italiener. „Auf, Gevatter, das ist ein Omen! Der Würfel fällt, es soll sein. Keine Zeit verloren! Macht Euch an ihn, schleppt ihn ins Sabanski-Caféhaus; nagelt ihn fest."

„Und Ihr?"

„Oho, ich komme gleich nach. Hört, was mir einfällt. Ich fahre auf Dewitschei Pole und hole Sophiechen ab; was meint Ihr? Während Ihr ihm alle

guten Dinge der Welt verspricht, — Geld, Anstellungen, Reisen, überrumple ich ihn mit dem Mädchen und gebe ihm vollends den Rest. Die Teufelshexe ist ganz der Brander dazu. Er soll wissen, um wie viel besser es ist, Trinker zu sein, als Trinkgeschirr. Zur Kohle will ich ihn brennen!"

„Ein kapitaler Einfall, Gevatter! Recht habt Ihr. Ohne Mädchen kein Teufel. Unser ist er mit Haut und Haar, wenn unser Sophiechen über ihn kommt. Vorwärts! Paschol!"

Und thatlustig fuhren sie auseinander, der Eine in den nächsten Fiaker sich werfend, der Andere unserm armen Abulis nachjagend, wie eine Schleiereule einem harmlosen Mäuschen.

Verwundern wir uns nicht, daß wir im nächsten Augenblicke Schulef und Abulis in einer Laube von blühenden Topfgewächsen vor dem Sabanski-Café finden. Auch der bescheidenste Diener fühlt sich geschmeichelt und fängt an zuzuhören, wenn man ihm mit geschickter Trugrede beibringt, daß man ihm Wichtigkeit beilegt, daß er vermitteln, versöhnen, ausgleichen, kurz zwischen streitenden Parteien von Nutzen sein könne.

Mit solch einladenden Reden aber fing Schulef an. Als er damit erreicht hatte, daß ihm Abulis mit Zutrauen sein Ohr lieh, rückte er näher und näher. Abulis, in tiefster Unwissenheit über das Verhältniß, worüber er ausgeholt wurde, verhielt sich stumm, und da der Andere in seiner bösen verdorbenen Meinung diese Unwissenheit nicht voraussetzte, so hielt er sein Schweigen für Betroffenheit, für Zugeständniß. Er ging schon dreister vor. Endlich begriff, oder vielmehr errieth Abulis, daß ein Gefäß voll unreiner Gedanken und Absichten ihm gegenüber sitze, und namentlich daß ein böser Anschlag gegen seinen Herrn im Werke sei. Um über diesen fürchterlichen Argwohn sich Licht zu verschaffen, holte er nun seinerseits den Russen aus und stellte sich, als ob er anfange ihm entgegen zu kommen. Der Russe legte nun ganz seine Karte auf. Abulis verlor vor Schrecken und Abscheu fast die Besinnung. Er saß wie auf Kohlen. Sein Kopf schwindelte, er wünschte sich weit hinweg von diesem Gespräche. Er blickte nach Rettung aus, die ganze Straße, die ganze Welt schien ihm ein Paradies voll unschuldiger Menschen, er wollte vor Scham in den Boden sinken, daß nur er mit diesem Verpesteten das reine Sonnenlicht schände. Zuletzt sprang er auf und mit dem Rufe: O meine Zahnschmerzen! ich muß zu einem Zahnarzte, — hielt er einen vorbeifahrenden Fiaker an. Es war hohe Zeit, denn so eben stand ihm noch Gräuelhafteres bevor. In der nächsten Minute kam Sanga mit seinem „Nichtchen" angefahren. „Schon fertig?" rief er verwundert, als er seinen Spießgesellen allein fand; „nun, wie gings?" Schulef aber, — sei's, daß ihn selbst die Eitelkeit täuschte, sei's daß ihn im unrechtesten Augenblick die menschliche Schwäche anwandelte, mit Erfolgen zu prahlen, — genug, das Schicksal dieser Firma sollte sich erfüllen, denn ein entschiedenes Verhängniß war es, daß Schulef antwortete: „Gut gings, Gevatter, gut. Zwar ein bischen kälbermäßig geberdete er sich für den Anfang, dafür ist er aber auch ein Neuling. Ich bin ganz zufrieden mit meinem Erfolg. Wir haben ihn, kein Zweifel, wir haben ihn!" — „Also drauf!" rief der Italiener mit mordfunkelnden Augen, „und das warme Eisen geschmiedet! Ganymed darf nicht zur Besinnung kommen. Vorwärts, in Teufels Namen!"

IX.

„Was ist Ihnen begegnet, Abulis? Sie sehen ja wie verwandelt aus!“ war Mörners erstes Wort, als sein Diener vom Postgange nach Hause kam. — Abulis war stumm und verlegen. — Mörner machte persönliche Bemerkungen nur aus Theilnahme und ließ sie fallen, wenn sie kein Echo fanden. Er sagte daher blos noch: „Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind, denn so eben muß ich einen dringenden Gang machen und doch erwarte ich die Freunde zur Spielpartie. Empfangen Sie die Herren, wenn sie vor mir noch kommen sollten; in vierzig Minuten komme ich selbst wieder.“ — Damit verließ er das Haus.

Abulis brütete in sein Zimmer hin, faßte den Kopf in beide Hände und starrte ins Bodenlose. Es war der erste einsame Augenblick, dem furchtbarsten Eindruck seines Lebens ungestört nachzuhängen. Es geschah dann mit einer Selbstverlorenheit, worin ihm die ganze Welt unterging.

Plötzlich fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter: Monsieur Lequile, der französische Handelsconsul, Mörners Freund und einer der Spielpartner, stand in der Wohnung. „Munter, mein Lieber!“ rief der Franzose, „es ist keine Gefahr bei dem Handel. Geben Sie Acht, sie schießen sich nicht.“

Abulis fuhr auf. „Gefahr! schießen! Was ist das? Wovon sprechen Sie denn?“

„Nun, von seinem Handel mit Sanga und Schulef. Den kennen Sie doch?“

„Sehr genau.“

„Also dann wissen Sie ja, daß Herr Mörner die zwei Hallunken auf Pistolen gefordert hat, um couper court mit ihren Cabalen zu machen.“

„Mein Gott, nein! Kein Wort weiß ich! Was sagen Sie? Pistolen! Ich bin des Todes!“

„Ah, Pardon! Ein Mißverständniß, wie ich merke. Ich trat ein und fand Sie in einem so tragischen Abandon, daß ich dachte, Sie bekümmern sich über dieses Pistolenduell. Tant mieux, wenn ich irrte. Aber nehmen Sie auch Ihre amours nicht zu tragisch. Ein Junge wie Sie darf nicht seufzen. Hören Sie, Freundchen?“

„Herr Lequile, Sie zermalmen mich. Ein Duell ist im Zuge! Herr Mörner schießt sich! Ich komme von Sinnen! Abgründe von allen Seiten! Welch' ein neues Entsetzen! Herr Mörner schießt sich!“

„Eh non! Ich sage es Ihnen ja. Die Kerle sind Hasenfüße. Es kommt nicht dazu. Herr Mörner jagt sie ins Bockshorn. Geben Sie Acht, das Mittel wirkt. Die Spitzbuben zahlen.“

„Sie zahlen nicht!“ schrie Abulis heftig. „Sie denken nicht daran! Sie denken an ganz andere Auswege. Mein Gott, mein Gott! auch das noch! Welche Gefahren bedrohen uns überall!“ — Der Jüngling war außer sich. Er irrte händeringend im Zimmer herum und rang vergebens nach Fassung.

Jetzt trat Herr Pogowitsch ein, ein anderer Theilnehmer der Spielpartie. Er war der Polizeidirektor von Odessa und mit Lequile einer der Wenigen, mit welchen Mörner in Odessa Freundschaft geschlossen. Abulis war froh, sich zurückziehen zu dürfen. Es stürmte zu heftig und verworren in ihm.

Es war Mörners Abendordnung, wenn er eine Spielpartie hatte, daß das

Spiel dem Thee vorherging, denn mit diesem beschloß er den Abend und begab sich dann bald zu Bette.

Während die Herren im ersten Zimmer nun spielten, brütete Adulis im dritten. Er hielt sich im Dunklen und machte die Kämpfe dieses Tages und Abends durch. Es dauerte lange; es war ihm Zeit gegönnt.

So kam er endlich zum Thee, den er bediente, mit Fassung. Aber mit welcher Fassung! Er sah aus, wie der Geist seiner selbst. Alle Aufregung, alles zitternd-Nervöse und Bewegte war aus seinen Zügen verschwunden. Sie waren steinern und kalt. Ein Entschluß hatte sich durchgekämpft, ein Gedanke und Wille. Aber der Kampf hatte Alles gekostet. Die Kräfte waren verbraucht, die Ruhe des Entschlusses war Tod. Mörner hätte zum zweitenmale sagen können: Sie sehen ja wie verwandelt aus!

Aber er sagte es nicht. Er sagte jetzt mehr und weniger. „Adulis, Sie sind krank," sagte er, „gehen Sie zu Bette. Willigen Sie endlich ein, daß den Thee die Antschi bedient. Ich werde sie Ihnen auch selbst zur Bedienung nachschicken."

Adulis schlug das Auge zu ihm auf. Mörner war betroffen, der Blick sagte ihm, daß er um das Duell wisse, und war ein Vorwurf, daß er ihm's verschwiegen. Welche Augen! Adulis hatte Blicke, welche von Seele zu Seele gingen.

Der Russe Pogowitsch inzwischen brummte gutmüthig: „Unser Söhnchen bekommt wohl das Steppenfieber. Die Fremden bekommen es oft, aber gestorben ist noch keiner daran."

„Ja, ja," spottete Lequile, „Euer Paris des Pontus macht uns Alles nach, nur unsere Pariser Veilchenluft nicht."

So hatten sie ihn angesehen und angesprochen, alle Drei: Die erste Pein der Verlegenheit war überstanden. Adulis gab sich von innen heraus und fast sichtbar den letzten Anstoß gegen die Schüchternheit seines Dastehens und sagte dann, wie Einer, der auf Leben und Tod an sein Werk geht: „Meine Herren, sind Sie Jäger?"

„Ah, er spricht schon im Fieber!" murmelte der Russe; aber der Franzose ging auf die Frage ein, weil den Gesprächigen jedes Gespräch interessirt. Er antwortete: „Berufsjäger sind wir natürlich nicht, aber jeder Gentleman jagt. Warum fragen Sie das? Haben Sie Lust, eine Jagdpartie mitzumachen?"

Adulis verneinte. „Wenn Sie jagen, fuhr er fort, dann sagen Sie mir Folgendes: Geht man auf der Jagd immer offen zu Werke, oder ist auch List und Hinterhalt erlaubt?"

„O, das ist ja der Hauptspaß! Was wäre Jagd ohne ruse de guerre?"

„Das dachte ich auch. Die Robbenfänger, las ich einmal, gehen sogar so weit und stecken sich in Robbenfelle, kriechen auf allen Vieren herum, machen den Robben pantomimisch ihre Bewegungen nach, was sehr possirlich sein soll, — kurz machen von der List den weitesten Gebrauch, um die armen sanften Thiere in den Tod zu locken."

„Er fiebert nicht," flüsterte Pogowitsch und Lequile sagte gespannt: „Sprechen Sie weiter, junger Mann."

Adulis that es. „Das thut die Jagd, sagte er; die Jagd auf die sogenannten wilden Thiere. Und nun die höchste der Hochjagd? Die Jagd auf wilde Menschen,

auf Bestien, auf Ungeheuer, auf Meuchelmörder, auf Giftmischer? Meine Herren, was thut diese Jagd? Genirt sie sich? hat sie point d'honneur? jagt sie mit Scrupeln, mit Goldwagen, mit Sammthandschuhen? Ist List und Hinterhalt nicht auch gegen das menschliche Raubthier erlaubt?"

„Unter Umständen, ja!" sagte der Konsul Lequile, und Pogowitsch, der Polizeidirektor, beeilte sich hinzuzusetzen: „Unter sehr vielen Umständen!"

Abulis hob seine Stirn und fuhr mit freierem Brusttone fort: „Meine Herren, Sie nehmen mir eine schwere Last von der Seele! Es existiren hier in Odessa zwei Bösewichter, welche Sie kennen oder vielmehr nicht kennen, denn in ihrer wahren scheußlichen Gestalt kenne nur ich sie und auch erst seit wenigen Stunden. Ich sage nicht mehr, als daß diese Unholde mich selbst zum Meuchelmörder gedungen haben. Das hat mich krank gemacht! Ja, ich bin krank: aber kein Bettkranker. Ich bin krank am Entsetzen. Damit winkt mir kein Schlaf, — kein Bett, — ich wache heut Nacht wie ein Jäger. Ein Netz habe ich gestrickt und eine Fallgrube gegraben, — einen Jagdplan gebaut auf List und Hinterhalt. Wie Todesschweiß brach es mir aus, ob er gelingen wird, denn nur durch Sie kann er gelingen. Und ach, Sie sind Männer und ich nur ein . . . Knabe. Durfte ich mich unterstehen, Männer wie Sie in den Hinterhalt zu legen, welche gewohnt sind, offen zu kämpfen und den Feind an der Stirne zu packen? Aber dieser Feind hat keine Stirne! Er ist ein feiges tückisches Wesen, er geht mit Meuchlergedanken um, und ich wußte mir weder Hilfe noch Rettung, wenn es nicht erlaubt war, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Gott sei Dank, Sie sagen, es ist erlaubt! Sie ersparen mir eine Criminalanzeige und gerichtliche Verhöre und Proceduren, — ach, ich hätte sie nicht ausgehalten und sie hätten auch nichts genützt, denn ich habe ja keine Zeugen. Nein, nicht ans Gericht durfte ich denken. Ich mußte mir den Muth fassen, drei Männer zu einer abenteuerlichen Knabenlist aufzufordern, zu einem kindischen Einfall, wie ich mir selbst sagte, und doch sagt' ich mir auch: es giebt keinen andern! Es muß gewagt werden! Der Schlag muß gelingen; Sie dürfen nur Ja sagen. Kommen Sie morgen zu einem Spiel, wo um Mörderköpfe gespielt wird. Schenken Sie uns eine Stunde des Tages — nur den vierten Theil davon brauchen wir. Sagen Sie, daß Sie kommen! Sagen Sie, daß Sie mir vertrauen! Wenn Sie Jäger sind, meine Herren, so versuchen Sie es mit meiner Jagd. Helfen Sie mir zu dem Wild, das ein Tiger ist! Bin ich krank, so machen Sie mich gesund und erfüllen Sie meine Bitte. Sagen Sie nein, so überlebe ich diese Nacht nicht. Sagen Sie ja, so triumphiren wir Alle."

„Bei der Iberischen Muttergottes," rief Pogowitsch, „das Kind ist ganz Polizei! Er definirt unsre kunstvollste Praxis. Wie oft thun wir das Räthselhafte, ja das scheinbar Absurde und knüpfen unsere Fäden an Punkten an, wo Andere den leeren Raum oder die helle Narrheit erblicken! Ich verstehe ihn ganz. Sollst Recht haben, mein Söhnchen, sagte er zu Abulis, welchen er immer duzte, wenn er gemüthlich wurde. Morgen um drei Uhr steht Dir der Polizeidirector von Odessa zur Verfügung."

„Pour la curiosité du fait," schwur der Franzose, „ich halte mit! Origineller ist noch nie eine Jagdpartie arrangirt worden!"

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen, meine Herren!" rief Adulis. „Also morgen um drei Uhr! Um diese Zeit, Herr Mörner, haben Sie Ihr Geld und behalten Ihr Leben. Um diese Zeit gebe ich Feuer auf Sanga=Schulef, nicht Sie; — Ihnen stellt man sich nicht."

Wie auf Flügeln der Begeisterung gehoben und als ein dreimal Verwandelter sprach Adulis diese Worte. Er eilte hinweg und die drei Männer hatten den Eindruck — daß etwas Wunderartiges durch ihr Leben gegangen!

Auf seinem Zimmer aber schrieb er folgendes Billet: „Ich ergreife diese Feder zitternd vor Zorn über meine häuslichen Verhältnisse. Ich erlebe so eben, was mich zum Aeußersten treibt. Wäre ich vor wenigen Stunden in dieser Verfassung gewesen, Sie hätten mich im Sabanski=Café entschlossener gefunden. Also morgen! Ich halte meiner Zahnschmerzen wegen Clausur und müßte ohnedies das Haus hüten, weil Herr Mörner aufs Land geht. Wir werden allein und ungestört sein. Kommen Sie nach der Börse, zwischen drei und vier Uhr. Wir werden uns verständigen. Rache! Ihr A."

Dieses Billet übergab Adulis dem Lohndiener, der es im Lampenschein der Straßen noch an diesem Abende zu Schulef trug.

X.

Schulef hatte ein dunkles Gefühl, daß dieses Billet und der Schreiber desselben, wie seine Haltung noch im Sabanski=Café gewesen, eben nicht zusammen stimmten. Die Frucht schien ihm etwas allzu schnell reif geworden. Er fand es für gut, seinen Compagnon Sanga vorzuschieben. Auch dieser hatte eine kurze und flüchtige Anwandlung von Verstand und einen Augenblick lang — es muß zur Ehre der Wahrheit gesagt werden — war der Stand der Sache ein solcher, daß die Kriegslist mißlingen konnte. Hätte das Paar seine Bedenken ausgetauscht, so konnte ein einziger Athemzug das Fünkchen zum Licht anblasen und Alles hell machen. Aber noch wahrer ist es, daß die Oekonomie der Natur, welche das Böse zuläßt, auch das Böse unter sich aufreibt. Das Fünkchen starb. Jeder der beiden Kumpane hütete sich aufs sorgfältigste, den anderen irre zu machen, vielmehr setzten sie sich gegenseitig in die gierigste Stimmung hinein. Und da der Russe Schulef den Grund seiner Entschuldigung aufs schlaueste ausgedacht, und da Sanga stärker als Alles die leidenschaftliche Ungeduld empfand, diesen Duell=Kaufmann sich vom Halse zu schaffen, so fand sich zuletzt doch der Italiener darein, „das Geschäft" auf sich zu nehmen.

Am Morgen des nächsten Tages ging Adulis zum Möbelverleiher und suchte sich die zwei größten Chiffonniers aus, welche er vorfand. Er ließ sie in die Wohnung transportiren und im mittleren Zimmer aufstellen.

Mit dem Stundenschlage halb vier Uhr Nachmittags kam Sanga. Ist Herr Mörner zu Hause? fragte er den Portier. — Er ist aufs Land und kommt vor Nacht nicht zurück. — Vielleicht sein Laufbursche doch, grinste Sanga mit affectirter Gleichgiltigkeit und schlüpfte die Treppe hinauf. Auf dem Corridor begegnete ihm Antschi, das Stubenmädchen. — Ich will zu Herrn Mörner. — Ist für heute verreist. — Und Adulis? — Weiß nicht; belieben nachzusehen. Links, Nummero Drei. — Das hielt Sanga für seine Vorsicht! Zufrieden mit dem

gleichen Wortlaute des doppelten Bescheides, klopfte er an die verhängnißvolle Thür Nummero Drei.

Abulis öffnete. „Was wünschen Sie?“ — „Ich komme für Herrn Schulef.“ — „Warum kommt Herr Schulef nicht selbst?“ — „Er hat zu thun. Fürchten Sie nichts. Wir sind Compagnons. Mein Name ist Sanga.“ — „Ich weiß, ich weiß. Ich kenne Sie ja. Aber Herr Schulef wäre mir lieber gewesen.“

Der Italiener drängte sich wie der Fuchs in den Taubenschlag an der schlanken Person des Jünglings vorbei in die Wohnung. Abulis sperrte das Thürschloß.

Nach allen Seiten schielte Sanga herum. „Sind wir sicher? Wohnen nicht Passagiere nebenan?“ —

„Wohl,“ sagte Abulis, „aber wir selbst bewohnen drei Zimmer. Folgen Sie mir ins mittlere, so stoßen wir links und rechts an uns selbst.“

Der Italiener fletschte zufrieden die Zähne. Sie gingen ins Mittelzimmer. Sanga öffnete links und rechts die Flügelthüren zu den beiden anderen und da ihm Abulis mit Befremden zusah, lächelte er diplomatisch-schlau: „Bei offenen Thüren sichert man sich am besten vor Lauschern.“

Nach diesem Kunstgriff rückte er sich einen Sessel zurecht, daß er durch die offenen Thüren die ganze Wohnung übersehen konnte, hieß den Jüngling neben sich sitzen, räusperte sich und fing an: „Ich glaube, ich kann heute kurz sein, nachdem ihnen gestern mein Compagnon . . .“

Abulis trug den Kopf eingebunden, wovon er jetzt Gebrauch machte. „Reden Sie lauter,“ sprach er. „Meiner Zahnschmerzen wegen band ich mich ein, aber ich höre nicht gut durch das Tuch. Was sagten Sie? Sie müssen laut sprechen.“

„Mein Compagnon wird Ihnen gestern gesagt haben . . .“

„Mein Gott, ich weiß gar nichts mehr,“ unterbrach ihn Abulis. „Wiederholen Sie mir's. Gestern! gestern! Ich war so verwirrt gestern!“

„Herr Schulef bemerkte es. Es muß Sie allerdings erschüttert haben, zu hören, daß es hier in Odessa Menschen giebt, welche in Ihrem Herrn Mörner den entsprungenen Galeerensträfling erkannten, den Mann, welcher zwei Frauen vergiftet, welcher in New-Orleans einen Börsensyndikus erschossen hat, welcher durch eine Reihe von Jahren das thätigste Mitglied einer Gaunergesellschaft zur Verbreitung falscher englischer Pfundnoten war, den Mann, hinter dem fast in allen Sprachen der Welt Steckbriefe her sind, den Mann, der in zahllosen Verbrechen mit dem Galgen gespielt hat und leider nur an der Galeere hängen blieb, von der er sich mit der List und Gelenkigkeit aller Raubthiere gleichfalls abzuschrauben im Stande war.“

„Sie entsetzen mich!“ rief Abulis. „Aber wozu da einen Giftmord? Den Mann denunciren wir der Polizei.“

„Und Sie?“ grinste Sanga mit verzogenem Munde.

„Ich? Ich weiß von nichts; ich bin unschuldig.“

„Hoho! höhnte der Italiener; so entschlüpfen Sie uns nicht. Keine Verstellung, junger Herr! Das müßte eine hübsche Unschuld sein, der Privatsecretair eines solchen Verbrechers! Aber wäre es auch! Wissen Sie selbst, wie weit Sie unschuldig sind? Können Sie wissen, wie viele falsche Banknoten durch Ihre Hand gegangen? Können Sie

wissen, welche Briefe Sie bestellt und an wen? Wie wollen Sie Ihr Nichtwissen beweisen? Sie haben die Präsumption des Complicen für sich. In der Gesellschaft eines Verbrechers ertappt, ein Bedientester, ein Freund, ein Intimus, wie es scheint, dieses gemeingefährlichen Subjects — können Sie wissen, wie weit Sie angesteckt, mitschuldig, mitverpestet und in seine Verbrechen verflochten sind? Ihn der Polizei denunciren! Sie Kälbchen! Thun Sie das nur in Ihrer vermeinten Unschuld und reißen Sie Augen und Ohren auf, wie sich im Nu die feingezahnten Räder der Polizei in Ihr eigenes Höschen verfangen! Haben Sie bedacht, wo Sie sind? Sie sind in Rußland! Sie sind in einem Lande, wo man selbst einen Stockblinden — den englischen Marinelieutenant James Holman — als Spion behandelte und auf die Warschauer Citadelle setzte. Da, lesen Sie, wenn Sie mir nicht glauben wollen; lesen Sie dieses Zeitungsblatt. Spielen Sie nur mit der Leimruthe einer russischen Polizei, und sehen Sie zu, welcher Heilige Sie wieder loskriegt! Ihr sauberer Herr Mörner, welcher die Polizei von zwei Welten zum Narren hat, kann auch bei uns durchbrennen und Sie bleiben allein im Garne. Was sag' ich? Es ist ja die Taktik dieser Hochstapler, an jedem Ort, den sie abgaunern, just die Polizei selbst in ihr Interesse zu ziehen. Hier in Odessa geht Ihr Herr Mörner mit dem Polizeidirector Pogowitsch um, ein Schuft, der direct aus dem Zuchthause kam und nur angestellt wurde, weil er selbst die Verbrecherlaufbahn durchgemacht hat und alles Polizeiwidrige aus eigener Erfahrung kennt. Ein anderer Freund Ihres Herrn Mörner ist der französische Handelsconsul Lequile, der unter den Augen des Zollamtes schmuggelt und der größte Dieb zwischen dem weißen und schwarzen Meere ist. Einen solchen Mann denunciren Sie der Polizei! Sie läßt ihn durchschlüpfen und hält sich an Sie. Merken Sie das! Sie sind eigens engagirt als sein Strohmann; hören Sie das von einem Erfahrenen, wenn Sie's in Ihrer Unschuld nicht wissen. Unschuld! Ja, ja, pochen Sie nur auf Ihre Unschuld. In den Bergwerken des Ural und in Sibirien wird man Sie schon lehren, was Unschuld heißt, und wenn Sie's nicht begreifen, so hilft die Knute nach, junger Herr!"

Adulis stellte sich ganz so eingeschüchtert, als diese Worte es beabsichtigten und sagte kleinlaut: „Um Gotteswillen, schonen Sie mich! Sie wissen ganz anders zu sprechen, als Herr Schulef gestern im Sabanski-Café. Der sagte mir nicht den zehnten Theil dieser schrecklichen Dinge."

„Strohkopf!" murmelte der Italiener. Er triumphirte über seinen bessern Erfolg und fuhr siegesgewiß fort: „Also zur Sache, junger Herr! Dieser Mörner ist ein gemeinschädliches Individuum, welches als Magnetiseur, Croupier, Spion, Kuppler, Schmuggler, Sklavenhändler, Erbschleicher und gelegentlicher Meuchelmörder seit dreißig Jahren die beiden Hemisphären unsicher macht. Seine Handschuhe sind dabei junge Leute, wie Sie, welche er auszieht und wegwirft, sobald sie schmutzig geworden. Mit der Pistole in der Hand cassirt er fingirte Schulden ein, ein Verbrechen, wovon Sie selbst Zeuge sind. Da, sehen Sie her! Glauben Sie seiner Handschrift, wenn Sie mir nicht glauben. Von unserer Firma erpreßt er Geld, indem er Schulef und mich mit der Pistole bedroht. Thut das ein Kaufmann? Ein Meuchelmörder ist Ihr Herr Mörner, ein gemeiner Meuchelmörder. Wir sind nur im Rechte der Nothwehr gegen ihn, wenn wir ihn aus der Welt

schaffen. Wir bezahlen ihn mit seiner eigenen Münze. Uns will er umbringen und Sie — Sie läßt er dem Criminalgerichte als Ersatzmann zurück! Wir haben also beide dasselbe Interesse, dem Galgenvogel zuvorzukommen. Will er Pulver — hier ist es! Aber ein Pulver für die Theetasse, nicht für die Zündpfanne. Hahaha!"

Adulis sagte: „Und doch ist er mein Versorger. Was bieten Sie mir, damit ich den Menschen, wenigstens fürs erste, entbehren kann."

Sanga's Augen leuchteten bei dieser Frage. Sie war das Jawort! Mühsam seine Freude verbergend, antwortete er: „Haben Sie von dem weltberühmten Schloß Kliutschi oder Goldmund gehört? Es ist nach dem Modell von Neuilly bei Paris gebaut, gehört einer Gräfin Bilienbajewska und liegt in der Ukraine, in einem Naturpark von Wiesen und Wäldern, die das Schönste auf Erden sind! Wir haben starke Hypotheken auf das Gut gegeben und müssen oft Nachsicht wegen der Zinsen haben, — die Gräfin ist in Dependenz von uns. Dorthin schicken wir Sie. Sie verschwinden aus der Welt — in ein Paradies! Uebrigens ist eine Nichte von Schulef dame de compagnie bei der Gräfin und ohne Hyperbel das schönste Mädchen in Südrußland. Sie werden also keineswegs lange Weile haben. Gefällt Ihnen der Vorschlag?"

„Ausgezeichnet! Aber . . . ich werde nebenbei doch auch ein Bischen Taschengeld brauchen. Was können Sie mir in Baarem geben?"

„Sie sind ein zäher Kaufmann. Aber wir wollen coulant sein. Wir unterzeichnen sofort Versicherung und Gegenversicherung für zweitausend Rubel, zahlbar an Mörners Todestag. Gilts?"

„Her mit dem Gifte!" rief Adulis.

Der Italiener händigte ihm ein weißes Packetchen ein.

Adulis trat jetzt zwei Schritt zurück und rief mit erhobener Stimme: „Also der Pakt ist gemacht. Sie geben mir zweitausend Rubel, um meinen Herrn zu vergiften, und das Gift halte ich hier in der Hand. Zeugen herbei!"

Da thaten sich plötzlich die zwei Chiffoniers auf und Sanga sah sich umringt von Mörner, Lequile und Pogowitsch. Alle drei waren bewaffnet.

Sanga stieß einen Schrei aus, wie ein angeschossenes Thier. Pogowitsch packte ihn an der Brust, aber er brach zusammen und lag wie ein zertretner Wurm zu seinen Füßen.

„Ich zahle", winselte er.

Da sich Adulis eine Gerichtsprocedur verbeten, so stand das Urtheil über den Sünder schon fest.

„Allerdings zahlen Sie", sagte Herr Mörner. „Sie zahlen die Buchschuld der Firma Prokter & Sohn im vollen Betrage von vierzigtausend Rubeln."

„Dreißig verlangten Sie."

„Das ist wahr. Wir proponirten Ihnen fünfundsiebzig Procent. Der Kaufmann wollte nicht, — der Giftmischer zahlt jetzt voll."

„Ich thu's", stöhnte Sanga.

Mörner fuhr fort: „Was meinen Sie, Herr Polizeidirector, welche Summe zahlt Sanga als Sühne für einen beabsichtigten Meuchelmord an das Handlungs-Kranken- und Waisenhaus in Odessa?"

„Hunderttausend Rubel“, antwortete Pogowitsch.

„Erbarmen! ich werde zum Bettler!“ wimmerte Sanga.

„Möge der Bettelstab Sie bessere Wege führen“, war die Antwort.

„Fünfzig.“

„Hier wird nicht gehandelt. Hunderttausend oder Sibirien! Ihre Firma ist ein Schwamm voll ungerechten Gutes, — heraus damit!“

Man gab dem Verbrecher zwei Cassa-Anweisungen zu zeichnen. Er zeichnete. „Es ist gut“, sagte Pogowitsch. „Für den Incasso werde ich selbst sorgen.“ —

Mehr todt als lebendig stürzte Sanga zum Hause hinaus.

In der Rue Richelieu erwartete ihn Schulef. „Nun, wie ging's?“ rief er den Compagnon heißhungrig an.

„Vermaledeiter Ochsenkopf!“ schrie Sanga und versetzte ihm einen Faustschlag, mit dem er die platte Nase des Russen vollends entzweischlug. —

XI.

„Das Schiff streicht durch die Wellen.“ Wieder waren die Anker gelichtet, und unsere Reisenden fuhren ins Meer hinaus. Abulis saß mit dem Rücken gegen den Schiffscours und sah auf Odessa zurück.

„Von der Seeseite ist's eine schöne Stadt“, sagte er zu Mörner. „Wie auf einer Altane steht sie auf ihrem steilen Uferrand dort oben. Man ahnt nichts von der Steppe, die dahinter liegt und die überall in ihre langen geraden Straßen hereinblickt. Ah, sie sind zu breit, diese Straßen! Das bischen Trottoir, das man so kostspielig von Malta herbeischleppt, hält weder den Staub nieder, noch schützen die Bäume in den Straßen gegen Wind und Sonne. Es gehört die Bevölkerung von Paris dazu, um diese Straßen auszufüllen. Richelieu muß ein großartiger Mann gewesen sein. Ich liebe solche Männer. War er verheirathet?“

„Ich weiß es nicht.“

„Es ist schändlich! Man müßte die Biographie dieses Mannes an allen Straßenecken von Odessa verkaufen. Das ist in Venedig anders. Da weiß jeder Facchino von den Namen Morosini, Mocenigo, Ziani, Dandolo. Die Arsenalotten wissen die ganze Geschichte Venedigs auswendig. Ah, das sind Menschen! Die lieben ihr Vaterland, und ich sage Ihnen, der niedrigste Mann wird ein König, wenn er was Großes liebt!“

„Nun, nun! Lieben Sie Ihr großes italienisches Vaterland nur nicht allzu königlich!“ drohte Mörner lächelnd seinem kleinen Verschwörer.

Abulis antwortete nichts. Er sah träumerisch auf Odessa hin, bis die hoch liegende Stadt immer tiefer und tiefer zu den Wellen herabsank, bis ihr fern schimmernder Häuserstreifen zuletzt unter den Wellen verschwand.

Mörner betrachtete ihn so empfindungsvoll, wie er die Stadt.

Er legte dem Jüngling die Hand auf die Achsel und sagte, fast schamhaft über seine zärtliche Rührung: „Sie haben was Großes in dieser Stadt ausgerichtet! Sie nehmen Abschied von dem merkwüdigsten Schauplatz Ihres Lebens.“

Mit einem flehenden Blicke in Mörners Augen verbat sich Abulis die Schmeichelei, die ihn beschämte.

Mörner verstand diesen Blick und änderte den Gegenstand seiner Unterhaltung. Er sagte: „Also vorwärts die Sinne, mein Freund! Constantinopel liegt vor uns, das goldene Horn, seit dreitausend Jahren die berühmteste Landschaft zwischen Europa und Asien. Da wollen wir uns ein paar Tage lang gütlich thun.“

„Nein, nein, nichts von der Türkei!“ rief Abulis lebhaft. „Wir müßten dann in christlichen Häfen Quarantaine halten, und ich mag keine Quarantaine.“

„Gut, mein Freund. Ihr Wille soll auch der meinige sein. Und genau betrachtet, haben Sie nicht Unrecht. Die Tage der Quarantaine können wir uns ersparen und lustiger zubringen; sie gehören uns, nicht der Firma Prokter. Wir haben sie redlich verdient. Ich will also nach Triest schreiben und unsern Ankunftstermin etwa auf vierzehn Tage später ansetzen. Diese vierzehn Tage machen wir uns Ferien auf irgend einer Station, die Sie selbst wählen sollen. Schlagen Sie also was Anderes vor statt Constantinopel.“

„Zante.“

„Zante? Gut. Sie hatten die Wahl schon vorräthig, wie ich sehe. Also Zante. Was hat Sie auf Zante aufmerksam gemacht?“

Abulis recitirte vor sich hin, wie man Verse recitirt: „Es ist nicht der Charakter der Pracht, noch das romantisch Ungeheure oder gewaltsam Ergreifende; es ist die himmlische Ruhe, die lyrische Form, der Ueberfluß eines vollendeten Daseins, welche diese Gegenden charakterisiren und in der Seele des Beschauers so süße Befriedigung zurücklassen. Der Eindruck dieser Landschaft glich in nichts dem, was ich bisher gefunden; ich ward lebhaft von dem Gedanken ergriffen, daß, wenn ein Leidender, ein Unglücklicher hier von einem tiefen Schlafe erwachte, er leicht glauben könne, schon gestorben zu sein und die Gefilde der Seligen vor sich zu sehen.“

„Wer sagt diese Worte?“

„Pückler-Muskau. Ein Jude in Odessa hielt eine Leihbibliothek von allen Sprachen und da fiel mir das Buch in die Hände.“

„Die Beschreibung ist freilich anlockend.“

„Das will ich meinen! Ein Leidender, ein Unglücklicher, der gestorben ist und in den Gefilden der Seligen aufwacht! Kann man mehr sagen?“

Aber Mörner war traurig, daß sich sein junger Freund in dieser heiteren Beschreibung just wieder das Elegische, das Melancholisch-Gedämpfte herausgesucht hatte. Seit ihm die Katastrophe in Odessa gezeigt, was für tiefe und fast dämonische Fähigkeiten in diesem wunderbaren Jünglinge ruhten, sah ihn Mörner wie ein inspirirtes, wie ein höheres Wesen an. Tausendmal dachte er an die Worte der Frau Rosalie in Triest: Wenn Ihr ihn mitnehmt, werdet Ihr wie Tobias mit einem Engel reisen. Und dieser Engel war nicht glücklich! Ein unbezwinglicher Bann von Gemüthsverdüsterung lag über ihm! Wohl hielt sich Mörner sein Familienunglück gegenwärtig: der Vater ein Selbstmörder, die Mutter im Irrenhaus; — aber manchmal dünkte es ihm, als reiche selbst das nicht zu. Sind achtzehn Jahre nicht ein Glück über alles Unglück? Hat der Jüngling nicht alles voraus, was beim Aelteren höchstens eine leidige Nachnahme ist, genannt Trost, Geduld, Fassung? Hält irgend eine Macht der Erde das Rollen des Blutes

in seinen Adern auf? Er lebt ja sein eigenes Schicksal und nicht das von Andern, die wieder das ihrige leben. Könnte die Welt sich ergänzen, wenn glücklose Eltern freudlose Kinder zur Folge hätten? So dachte Mörner oft und mit tiefer Herzensinbrunst erflehte er seinem jungen Freunde das Glück der Jugend vom Himmel herab.

„Das Schiff streicht durch die Wellen!“ Constantinopel vorbei, wo man nach Adulis Willen nicht anhielt, gings ins ägeische Meer. Es waren die Wellen, in welchen Homer und Sappho und Anakreon sich gespiegelt! Wie in einem schönen bräutlichen Frühlingstraum schwamm der Dampfer durch die Cykladen, einem Bogen gleich, der über Saiten streicht, und sein Gang war eine Melodie!

Als er die Südspitze von Morea umschifft hatte, hielt er sich so nahe an der Westküste des Peloponnes, daß man auf dem Verdecke deutlich das Ufer sah. Oelberge, Weingärten, Häuser und Villen, weiß schimmernd im grünen Versteck, bald einzeln, bald zu Städten und Dörfern gruppirt, im Hintergrunde eine schöne Gebirgslinie, hier bewaldet, dort nacktes Gestein, farbenspielend in violettnen und purpurnen Tönen der Fernsicht: das waren die Bilder, welche in ihrer Heiterkeit und Abwechslung stundenlang das Auge beschäftigten. Der sonnigste Himmel blaute darüber und das krystallklare Meerwasser spiegelte sie mit plastischer Schärfe zurück.

Und wieder wendete das Schiff und fuhr direct gegen Westen. Die waldreichen Baien von Zante breiteten ihre grünen Arme aus. Und wieder tanzte auf dem Lande und im Widerschein des Meeres eine weiße Doppellinie von Häusern vor den Augen der Reisenden, — es war Zante, die Stadt. Da lag sie mit ihren flachen italienischen Dächern, erst zerstreut wie ein Dorf in Obstgärten, dann dichter und dichter zusammenschießend, zuletzt eine breite stattliche Masse mit einer malerischen Hafenavenue. Der Anker rollte auf den Grund, man landete.

Im nächsten Augenblicke lagen unsre Reisenden in den Armen des „Kefs“. Auf einer Terrasse am Hafendamme stand das Hotel de l'Orient, in welchem Mörner sogleich abstieg. „Jetzt will ich Ihnen zeigen, was ein türkischer Kef ist,“ sagte er zu Adulis. „Aber damit Sie nicht in Spannung gerathen, — der Kef verträgt keine Spannung, da er selbst die süßeste Abspannung ist, — so will ich Ihnen wenigstens vom Wort eine Vorstellung geben. Kef ist die absolute Faulheit. Das ist selbst das dolce far niente nicht, denn dabei kann man immer noch tanzen, singen, das Tambourin schlagen, Mora spielen, was Alles nicht Kef ist. Mit Recht hat daher ein witziger Kopf den Kef einen Zustand genannt, gegen welchen das dolce far niente noch eine saure Arbeit ist. Der Kef verträgt gar keine Bewegung, er darf nach dem Genusse kein Glied rühren. Er ist müheloser Genuß. Liegen, ins Blaue hineinstarren, wenn's hoch kommt, an einer Süßigkeit saugen oder einem Pudel das Ohr krauen und zuletzt beim monotonen Geleier eines Märchenerzählers einzuschlafen, — das ist der Kef.“

Und Mörner bestellte Zimmer im Hotel und im Zimmer ein Bad; auf die Plattform des Daches aber ließ er Erfrischungen bringen und Kissen und Teppiche und niedrige Schemel und Tischchen, den Baldachin ersparte die Laubkrone einer Palme, welche über das Dach hin ihren Schatten warf und in diesen Schatten lagerte sich Mörner und Adulis. Hier sahen sie auf den Landungsplatz

im Hafen hinab, wo die geschäftigen Zweifüßler noch immer den Lloyddampfer umwimmelten, sahen von der Sonne, welche hinter ihnen im Westen stand, den klaren flüssigen Schatten der Insel weit ins Meer hinausfallen, sahen die gegenüberliegende Küste des Peloponnes im Rosenlicht aufleuchten und Clarenza und Tornese und andere niedliche Uferstädtchen wie Schmucksachen von Perlmutter herüberglänzen. Das Meer zu ihren Füßen war ruhig wie ein Landsee, nur ein Abendhauch streifte es manchmal und trieb in gleichen Abständen weite Halbbogen über den Wasserspiegel der Hafenbucht. Am Lande hinauf und hinab ragten eine Menge von Vorgebirgen, Hügeln und Abhängen, besäet mit schimmernden Villen, welche aussahen, als habe sich ein Schwarm weißer Seemöven ins Grüne gelagert. Von allen Seiten fuhren Segel hin und wider und führten die sonderbarsten optischen Neckereien auf, denn aufs täuschendste schien's oft, als steuerten sie direct in Gärten und Weinberge hinein oder schlüpften aus Felswänden heraus; sie ließen einen grenzenlosen Formenreichthum des viel gegliederten Ufers ahnen und machten auf allen Punkten des Landes die Allgegenwart des Meeres kund, des schönen herrlichen Elementes, das der Reisende bald so leidenschaftlich als die eigentliche Menschenheimath lieben lernt.

„Sehen Sie, das ist der Kef!" sagte Mörner. „Bei so viel Ruhe so viel Genuß. Rings um uns her ein Paradies und wir mitten drin, mit ausgestreckten Händen und Füßen an der Faulheit arbeitend. Das Bad, das uns so noth thut, könnten wir drunten im Meere nehmen, aber der Kef badet nicht im Freien, wo ihm alle Bequemlichkeit fehlt, — das thut höchstens das dolce far niente. Ich habe die Badewannen in unsre Zimmer bestellt, und Alles, was ein türkischer Gentleman leistet, ist, daß er sich vom Dache herab gütigst ins Zimmer bemüht."

Mörner war sehr liebenswürdig, wenn er faul war. Der thätige Mann kokettirte allerliebst mit dem Kontrast seiner Natur, mit der Faulheit, und wenn er sich ihr einmal hingab, so war er klassisch darin und ganz Kind und kindlicher Spielsinn.

„Eins aber ist schade," seufzte der alte Herr, indem er des Latakias aromatische Wolken von sich blies und mitleidig nach Abulis schielte, welcher eine Feige aussog. „Zum Kef gehört nothwendig der Tschibuk. Wie schade, daß Sie nicht rauchen! Ich sage Ihnen, mein Engelchen, rauchen heißt eine zweite Seele haben."

„Man hat an der ersten oft schon zu viel," warf Abulis hin.

Diese Antwort nahm Mörner doch wieder ernster, obwohl sie seine Behaglichkeit nicht störte. Mit lässiger Milde sagte er: „Man hat an der ersten oft schon zu viel! Aber bedenken Sie, daß wir mit dem lieben Seelchen bis über siebzig Jahr ausreichen sollen; da müssen wir mit zwanzig wohl einen Vorrath, einen überflüssigen Vorrath bekommen, der uns schier zu viel däucht und oft Schmerzen verursacht. Aber bekämen wir ihn nicht, nun, so bliebe das Alter dann kalt und seelenlos, was doch wieder zu wenig wäre. Also lieber ein Zuviel in der Jugend, als ein Zuwenig im Alter. Meinen Sie nicht?"

„Sie dürfen das sagen," antwortete Abulis mit einem pietätvollen Blicke, „Sie sind ja selbst ein lebendiges Beispiel von Seelenvorrath."

Der alte Herr wurde fast roth über diese Bemerkung, denn Abulis schmeichelte nicht. Nach einer Weile sagte er: „Das Eine wenigstens ist wahr, ich war in meiner Jugend weit mehr Poet als Kaufmann; oder besser, ich trieb die Kaufmannschaft selbst als Poesie. Das Wetten und Wagen, das Reisen mit seinen Abenteuern und namentlich die Menschenkenntniß, das Studium der Charaktere und ihrer Behandlung ... doch darin fand ich an Ihnen selbst meinen Meister. Sie haben an Sanga und Schulef ein Meisterstück geleistet. Bitte, lassen Sie mich sprechen, lassen Sie mich ganz aufgeknöpft sprechen. Jener Augenblick hat uns auf ewig verbunden. Erst in jenem Augenblicke verstand ich Sie ganz. Ich verstand Sie noch nicht, als Sie mir das Heirathsprojekt mit Fräulein Kreibel so kurzweg zu Boden fallen ließen und hab's Ihnen im Stillen nachgetragen. Jetzt seh ich es anders an. Der Plan war vielleicht doch ein Bischen philisterhaft, ja vielleicht nicht einmal so glückverheißend als es mir schien. Kreibel steht gut, aber wie wir das Raubnest Odessa jetzt kennen, — was steht gut auf diesem Boden? Und das leichtblütige Temperament seiner Tochter, das jetzt so naiv-liebenswürdig ist, könnte wohl späterhin zu einer Frivolität ausarten, die einem Ehemann nicht sehr wünschenswerth ist. Möglicherweise hatte ich Unrecht und Sie haben blind das Bessere getroffen. Jedenfalls aber hat Sie Ihr Meisterstreich gegen Sanga als einen Jüngling geoffenbart, welcher unermeßliche Fähigkeiten besitzt, welcher nicht en passant mit zwei blauen Augen zu angeln ist, sondern welcher fühlt, daß er sich sein eigenes Glück schaffen kann und größere Mannesaufgaben hat, als der nächstbesten Schäferin ins Netz zu gehen. Ich sprach daher kein Wort mehr von Kreibel, als wir Odessa verließen; ich wußte, Sie sind zu groß für meine Vorsorge. Eben deshalb redete ich Ihnen auch nicht zu, das Offert des Polizeidirectors anzunehmen, als Sie der Mann jubelnd in die Lüfte schwang und ausrief: Söhnchen, Du bist mit dreitausend Rubel mein Secretair und in zwanzig Jahren mußt Du russischer Polizeiminister sein! Ich wunderte mich nicht, daß Sie das so wenig annahmen, als Fräulein Kreibels Hand, obwohl es tausend Andere gethan hätten. Sie sind eine viel zu edle Natur, als daß Sie aus dem genialen Polizeidienste, welchen Sie mir geleistet haben, ein gemeines Handwerk machen wollten. So fuhren wir aus Odessa hinaus und ich weiß, sie werden mich dort jetzt einen Egoisten schelten, daß ich einen jungen Menschen nicht zurückließ, welcher in zweierlei Form sein brillantestes Glück machen konnte. Nun, gesteh' ich es nur, ich bin auch ein Egoist. Ich möchte Sie jetzt behalten. Nach dem, was wir mit einander erlebt, möchte ich mich nie mehr von Ihnen trennen. Hoffentlich habe ich Ihnen doch jetzt noch mehr zu bieten als damals, wo ich Ihnen meine Zukunft so zweifelhaft vorstellte. Sehen Sie, wir Beide haben uns um die Firma Prokter verdient gemacht, namentlich Sie. Nun war der Alte schon in Triest nicht ungeneigt, eine Commandite, etwa in Marseille oder Palermo zu gründen und mir in Procura zu geben. Kommen wir nun mit unsern Lorbeern zurück, die das Kühnste übertreffen, was sich die Prokters erwarten können, so realisirt sich wahrscheinlich die Sache. Sie bleiben bei mir in der Commandite, nach ein paar Jahren lösen wir sie dem Stammhause ab, und ein alter Mann, der ich bin, geht sie in Kurzem auf Sie allein über. Freilich wird es zu diesem Zwecke nothwendig sein, daß wir Beide bei Prokter ein paar Monate arbeiten, um das Geschäft zu studiren;

aber wenn Sie politisch nicht ernstlicher compromittirt sind, als Frau Rosalie mir gesagt hat, so können Sie ohne Gefahr in Triest auftreten. Eher könnte Ihnen eine andere Gefahr drohen. Sie dürften der jungen Frau Prokter nicht zu tief in die Augen gucken. Ich höre, Prokter Sohn hat sich die schönste Venetianerin zur Frau herübergeholt. Leider habe ich sie nicht selbst gesehen. Warum lächeln Sie?"

„Weil — weil ich finde, daß Sie eigentlich viel mehr an das schöne Geschlecht denken, als ich."

„Wie natürlich ist das! Ich habe in meinem längeren Leben viel mehr gesehen und geliebt, als Sie. Und vor dem Schicksale, eine verheirathete Frau zu lieben, möge Sie nur der Himmel bewahren! Wenn Ihre Stunde 'mal schlägt, so werden Sie nicht bloß liebeln, das weiß ich; Sie werden lieben — Aug um Aug und Zahn um Zahn! Den Schmerz möchte ich nicht erleben, Sie in einer Wertherliebe unglücklich zu sehen."

Adulis schlug die Augen nieder und drückte dem alten Herrn die Hand.

So unterhielten sich unsere Freunde auf dem Wonneplätzchen dort oben in der Stunde ihres Kefs. Ueber ihrem traulichen Geplauder sank die Nacht herab und am Himmel entbrannten die Sterne. —

XII.

Am andern Morgen ging's auf Ausflüge in die Insel hinaus. Aber im Reiten, was hier die landesübliche Art der Ausflüge war, zeigte sich Adulis auffallend ungeschickt. Er bemerkte, daß es bemerkt wurde und wurde sehr unlustig über die Lustbarkeit. Der alte Herr saß viel strammer als der junge. Um des letzteren willen kürzte Mörner die Landpartie ab und in die Stadt hinein kehrte man vollends zu Fuß zurück.

Am nächsten Tage half der Wirth, ein gewandter Franzose, mit einem zweisitzigen Cabriolet aus. Das war willkommen. Unser Paar bestieg es mit Hochgenuß und suchte sich, mit einer guten englischen Karte in der Tasche, ohne Führer den Weg.

Bald hatten sie die Stadt hinter sich, die sich nach und nach in einzelne Höfe auflöste. Diese Höfe waren von Mauern umgeben und die Mauern ganz überdeckt vom Pflanzenwuchs. Bald sahen sie Kaktusstauden, welche über Mannshöhe an den Rand der Mauer emporwuchsen und mit üppigem Flechtwerk nach allen Seiten drüber hinausquollen; bald waren es Weinstöcke oft nur ein einzelner, welche in ungeheurer Dicke das ganze Gebäude umrankten und tausende von Trauben, auf der Nordseite nicht minder reich als gegen Süden, zu strotzenden Kränzen flochten. So kamen sie um das Kastell herum, welches sie links liegen ließen, an röthlichen Marmorwänden vorbei, aus deren Ritzen und Klüften überall Guirlanden von wuchernden Schlingpflanzen drängten, bis sie zuletzt an einem Straßenkreuz hielten, wo links der Weg zwischen Oelgärten sich hinaufwand, rechts ein Thalgrund sich öffnete, welcher wie ein krummes Horn gegen die Stadt sich zurückbog und nach dem Meere hin abfiel.

Das war ein schöner Punkt. Unter ihnen der grüne Thalgarten, seitwärts das blaue Meer, im Hintergrunde die Gebirge des griechischen Continents. „Hier

könnte Pückler-Muskau gestanden und jene Worte geschrieben haben," sagte Abulis. „Diese Thalkrümmung ist eines von den Gefilden der Seligen. Ein kleiner ländlicher Anbau, welcher von Hütte zu Hütte durch hundert fleißige Nachbarschaften geht, macht das Ganze zu einem großen Naturgarten, in welchem jeder Einzelne an seinem Stück Grundeigenthum sein Stück Glückseligkeit hat. Die ganze Thalfurche und alle Abhänge webt ein großer Mantel von Grün wie zur Hülle eines einzigen Leibes zusammen und wenn wo in Blöcken oder Felswänden nacktes Gestein hervorsieht, welches des Anbau's gespottet hat, so liebt es dann erst die Natur zu zeigen, was sie auch ohne Menschenhände vermag und preßt mit ihren volleren Händen das saftgrüne Grün aus Steinen heraus, wie den Saft aus der Frucht, und naschende Ziegen durchstreifen es und von der Seeseite kommen Vögel und brüten darin. So krümmt sich zwischen wildem und angebautem Grün das Thalhorn wie eine gewundene Schnecke von Bild zu Bild, keines dem andern gleich und jedes dem andern ähnlich. Es ist eine Welt für sich, eine kleine zufriedene Hirtenwelt. Und dann das Meer und die blauen Berge der Ferne! Wie bescheiden und doch wie mächtig deuten sie an, daß die Welt noch weiter und größer ist als dieser Thalwinkel! Sie verhindern den Geist, im Kleinen unterzugehen, laden ihn ein, ohne ihn just zu zwingen, ans Ganze zu denken und versetzen ihn in jene mäßige Spannung, welche seine Beweglichkeit übt, ohne seine Ruhe zu stören. Es ist das schönste Gleichgewicht hier zwischen den Contrasten von Niedlich und Großartig, Nah und Fern, Genügen und Sehnsucht, Traum, der sich reizend verwirklicht, und Wirklichkeit, die wie geträumt aussieht. Ah, das ist doch ein anderes Land als die Krim! Man hat hier eine Stimmung, wie im Frühling. Es ist als geschähe was Neues, als stünde das Alte vor einer Wendung, — ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Es ist Einem so hoffnungsselig zu Muthe! Ich muß immer an die Worte des Fürsten denken."

„Und sind doch selbst ein Prinz und sprechen schon längst besser als er!" sagte Mörner, indem er den Jüngling bewundernd anhörte und ansah. So beredtsam hatte Abulis noch selten gesprochen. Innig freute sich Mörner, daß es doch Etwas gab, was ihm die Zunge löste. „Wie froh bin ich, — er mußte es ihm laut sagen, — wie froh bin ich, daß Ihr Wunsch nach Zante Ihnen so gut Wort gehalten hat! Und so wollen wir uns noch manch guten Tag machen und das treffliche Inselchen uns zu Gemüthe führen."

Mörner lenkte das Fuhrwerk nun links dem Berge zu, welcher aus der Ferne ein mächtig breiter Olivenwald geschienen, im Näherkommen aber waren es Weinberge, in welchen die Oelbäume einzeln, aber freilich zu Tausenden, nur als Nebennutzung standen. In vielen Weinbergen war die Traubenlese vorüber und man hatte sie Heerden von Ziegen, Schaafen und Eseln geöffnet, welche die Reben ohne Gewissensscrupeln zusammenfraßen. Unsre Wanderer sahen dieses Schauspiel mit Staunen und kaum wagten sie es, an die unverwüstliche Vollkraft einer Natur zu glauben, welche, wie ihnen die Landleute sagten, im nächsten Jahre den ganzen Rebwuchs wieder hergestellt hätte.

In einigen Lagen aber fanden sie die Corinthenernte noch im Gange. Das Verfahren, wodurch die Weinbeere zur Corinthe wird, konnten sie fast vom Wagen aus studiren. Es war einfach. Sie fanden im Weingarten den sonnigsten

Theil seiner Fläche sorgfältig zu einer Tenne geebnet und diese Tenne mittelst kleiner Gräben, welche eine Spanne breit und tief waren, in längliche Würfel von zwölf bis sechszehn Schritt Seitenlänge abgetheilt. Man schüttete die reif abgeschnittenen Trauben zwar nicht über, aber dicht neben einander von Würfel zu Würfel so lange auf, bis die ganze Tenne voll war. Das Blut der Traube fing bald zu gerinnen an und nach acht oder neun Tagen war die Dörrung vollendet. In jenen Würfeln, wo dies zuerst geschah, — denn ungleich geschah es doch — wurden dann die Corinthen eingeerntet und frische Trauben aufgeschüttet, so lange, bis der Weinberg abgelesen war. Das Einernten der Corinthen geschah folgendermaßen. Die Leute rührten die Traubenbeete mit Harken um, worauf die Beeren von den Traubensceletten mit Leichtigkeit abfielen. Die letzteren wurden dann mit Rechen von der Tenne hinweggestreift, ungefähr wie man eine flüssige Oberfläche abschäumt. Auf dem Grund der Tenne aber schaufelte man zuletzt das süße schwere Korn, nämlich die Corinthen, mit Wurfschaufeln zu Haufen, um sie gelegentlich einzuheimsen. Das war Alles.

Unsere Wandrer sahen diese Arbeit in ihren verschiedenen Abschnitten. Am meisten verwunderte sich Adulis, daß die Corinthen, welche unsre Hausfrauen nicht leicht verwenden, ohne sie abzuspülen, am Ort ihrer Erzeugung rein und klar wie Bernsteintropfen waren. Um die Wette aber priesen er und Mörner den entzückenden Süßduft, welcher von den Dörrstellen der Weinberge aufdampfte und mit seinem Wohlgeruch die ganze Insel erfüllte.

Mörner lenkte den Einspänner immer bergan, nicht stets auf dem Fahrweg, sondern in Kreuz- und Querzügen durch die Weinberge, aber der Richtung nach aufwärts immer getreu. „Ich vermuthe,“ sagte er zu Adulis, „wenn wir erst auf der Wasserscheide sind, daß wir dann oben irgendwo einen Punkt finden, wo wir auf die andere Seite der Insel hinübersehen, vielleicht von Meer zu Meer. Länglich schmal, wie sie ist, müßte sich eigentlich jeder Höhenpunkt dazu eignen, vorausgesetzt, daß die Höhen auch Spitzen haben und nicht die Form von Hochflächen, — was sich ja bald genug zeigen muß.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so sah sich das Paar mit einem Ausruf fast von erschrockener Freude an. Sie hatten eine Einsattlung erreicht und die Aussicht, welche Mörner vermuthet hatte, lag vor ihnen. Sie sahen von der Ost- auf die Westseite der Insel hinüber, in eine Landschaft von durchaus verändertem Charakter. Zu ihren Füßen lag eine Fläche, welche auf diesem hügelverschränkten Inselraum eine ausgedehnte Ebene war. Die Fläche war hufeisenförmig von Bergen eingerahmt und wo der Rahmen aufhörte, begrenzte sie der Horizont des Jonischen Meeres. Also ein einfaches Motiv, fast ein monotones. Aber so weit das Auge reichte, wogte es über die Fläche von Rebenlaub und machte sie zu einem einzigen ungeheuren Weingarten. Und just das war das Hinreißende dieses Anblicks. Wenn die Cultur der Menschenhand auftritt — wie ein Wald, wie eine Prairie, wie das Element selbst in seiner Wildheit und Freiheit, so setzt es die Fassungskraft in Erstaunen, daß der Fleiß des Einzelnen Schritt halten kann mit einer Macht, die ein Riese ist und über einen Riesenleib den Mantel zu werfen, ausholende Wurfweite hat. Es giebt ein Bild, in welchem das, was man sieht, und das, was man denkt, zu einem Strom von Erhabenheit zu-

sammenfließt und der Gedanke selbst eine sinnliche Größe wird. Es schien als könne in diesem Fruchtgarten das halbe Menschengeschlecht seine Nahrung finden und die Quelle des Lebens in Jahrtausenden nicht zur Neige trinken. Wenn kühnere Landschaften mit den süßen Schrecken des Wildromantischen aufregen, so fühlten sich die Beschauer hier aufgeregt — vor lauter Ruhe und Frieden! Sie glaubten die Erde von ihrer heiligen Seite zu sehen, sie sahen die Thore des Segens offen, sahen das Glück und sein Füllhorn und die Begeisterung des Alterthums wehte sie an, welches das Land der Verheißung ein Land nennt, „wo Milch und Honig fließt".

Hieher wird das Wort Ihres Pückler-Muskau passen und nicht auf jene Thalschlucht dort vorne, sagte Mörner. Er spricht vom „Ueberfluß eines vollendeten Daseins". In dem schön gewundenen Thale, das Sie zuvor gepriesen, kämpfte das Dasein immer noch mit Fels und Stein, welche freilich malerischer waren; aber „vollendeter" und im „Ueberfluß" ist das Dasein hier. Kann man sich satt sehen an dieser Ebene, welche fast schäumt von Wein, welche fast Wellen wirft von Zuckerstoff und Gährungsduft? Und wenn das Auge ermüden wollte, so laden überall Höfe und Villen, wie Inseln im Rebenmeere, als ebenso viele Ruhepunkte ein; mit dem Auge läßt der Geist, ja fast der Leib auf ihren flachen Dächern sich nieder und das ganze Geschäft dieser Ruhe ist es, von Dach zu Dach solche Ruhepunkte zu zählen, denn so viel man deren auch findet, sie scheinen sich im Zählen selbst zu vermehren, gleich lebendigen Kindern, welche Versteckens spielen, aber bald hier, bald dort aus den Verstecken hervorspringen.

„Dabei gefällt mir die anspruchslose Simplicität dieser Besitzungen," sagte Abulis. „Es sind gewiß die reichsten Kaufleute darunter, aber sie haben taktvoll empfunden, wie protzig es wäre, mitten in einem Garten sich mit Gartenanlagen zu umgeben. Sie sondern das Haus vom Weingarten höchstens mit einer lebendigen Hecke ab, mit den Zäunen von Kaktus, Aloë, Myrten und Rosmarin, wie sie hier überall herumstehen, und pflanzen etwa noch ein paar Ulmen oder Pappeln vor den Thorweg, aber auch das nicht einmal zu Putz und Staat, denn sie sind fast nothwendige Wegweiser und gleichsam Leuchtthürme mitten in dem grünen Meere von Weinstöcken. Das ist schön und nützlich zugleich."

So erfreuten sich die Wanderer ihres landschaftlichen Fundes. Mörner aber suchte dazwischen immer noch mit den Augen umher und als Abulis es bemerkte, antwortete er ihm: „Ich suche einen Punkt, auf welchem wir ebenso voll und bequem zurückschauen könnten, als wir vorwärts schauen. Nun liegt aber unsere Einsattlung bereits hoch und frei genug, daß es dazu nur ein Weniges brauchte, daß vielleicht jede Ziege schon, welche auf der nächstbesten Klippe um ein paar Meter höher steht, die Rundschau, die mir vorschwebt, beherrscht. Leihen Sie mir Ihr Auge, junger Herr. Seh' ich dort links auf der Anhöhe nicht wirklich eine kleine weiße Linie zwischen dem Laub der Kastanien? Das scheint mir ein Stückchen Dachfirst zu sein."

„Es ist's auch. Aber so eben läßt sich ein Seeadler darauf nieder. Das ist gewiß ein Wüstthum im Dickicht, eine menschenleere Ruine, verwildert und unzugänglich, wo statt der Taube der Adler auf Dächern sitzt."

„Das mag der freche Kerl mit sich selbst ausmachen. Uebrigens schließe ich

anders. Wo die Bevölkerung nicht dicht oder das Meer in der Nähe ist, nimmt sich das Wild Freiheiten heraus. Der Adler beweist mir also nur, daß ich Recht habe. Er wird sich die dominirendste Aussicht gesucht haben, und die eben suchen wir auch. Dort droben wird uns der Peloponnes wieder in voller Pracht und Herrlichkeit auftauchen, der uns auf der Ostseite ein wenig zurücktrat, in dem Maße, als wir diese Westseite hier gewannen. Dort droben wird uns die meerumgürtete Insel wieder rund nach allen Seiten, und alle vier Himmelsgegenden und alle zweiunddreißig Strahlen der Schiffsrose fallen in unsern Gesichtskreis. Und daß diesen Punkt ein Haus besetzt hat, ein menschliches Dach, das geschah eigens auf Bestellung für uns. Wahre Glückskinder sind wir: Das Adlerdach wird jetzt unsre Zante-Residenz. Dort bringen wir unsere Ferien zu. Ah, wie uns alles nach Wunsch geht!"

„Sind Sie denn sicher, daß das Haus auch ein Gasthaus ist?" fragte Abulis unschuldig.

Aber Mörner lachte nur. „Das kümmert uns wenig, genug, daß es uns gehört. Wir nehmen es in Besitz. Den Hausherrn werden wir freilich noch dulden, denn das ist menschlich, übrigens machen wir es uns bequem, richten uns ein darin und halten Séjour, so lang es uns gefällt. Wetter auch, zwei junge lustige Bursche wie wir erobern die Welt! Die umnachteten Insulaner müssen froh sein, wenn so weitgereiste erfahrene Weisheitspender bei ihnen vorsprechen. Im Ernste, Abulis, der Kaufmann ist überall willkommen, denn er bringt seine Kenntnisse mit und streut Samen aus, welche mit Nutzen aufgehen. Denken Sie nur, wie wir alle Taschen voll Platzkenntnisse von Odessa haben! Mit diesem Wissen hätte das Haus Prokter viel erspart. Ah, was haben wir zu erzählen! Und die Inselgriechen haben es immer gerne gehört, wenn Einer aus Kolchis, aus Tauris, aus Scythien kam und ihre neugierigen Ohren mit den Abenteuern der Fremde kitzelte. Aber noch ist Zante das alte Zakynthos und wir kommen wie zwei alte Griechen, und alles Inselvolk lauscht, wenn ich nun meinen Gesang anhebe, den Ruhm meines erfindungsreichen Odysseus und wie er in Odessa die Cyklopen Sanga und Schulef überlistete. Was meinen Sie! ich muß Glück damit machen, wie der Vater Homer, und noch besser, denn ich führe meinen Helden gleich mit an der Hand. Bei Gott, ums Hineinkommen ist mir nicht bange, man wird uns gar nicht wieder hinauslassen!"

Mit diesem Worte, das prophetischer war, als Mörner es ahnte, lenkte er hügelan dem Landhause zu und als das Fuhrwerk auf den Rauhwegen stockte, übergab er es einem Weinbergsarbeiter in die Huth, der dem Paare, das auf italienisch um Auskünfte über das Haus fragte, im bäuerlichsten Inselromäisch antwortete. Ihren Weg zu Fuß verfolgend, erreichten Mörner und Abulis unbelehrt, durch Stein und Gestrüpp, die lockende fremde Besitzung. —

XIII.

Die Eindringlinge erkannten bald, daß sie ihr Ziel von einer unwegsamen Seite erreichten und wurden sich über die Lage des Landhauses klar. Es lag der Länge nach zwischen Ost und West und hatte auf diesen Fronten ganz jene Ausblicke vollkommenster Schönheit, welcher Mörner erwartet. Die kürzeren Nord- und

Südseiten, — und von letzterer kam unser Paar, — waren die Kehrseiten des Hauses, umwildert von undurchdringlichen Hecken, aus welchen Kastanien und Maulbeerbäume aufragten, und Hecken nnd Baumkronen machten den Bau hier fast unsichtbar. Hier war es, wo Mörner ein Streifchen des Daches entdeckt hatte und Abulis den Seeadler auf dem Dache.

Nicht ohne Mühe durchbrachen Mörner und Abulis die Hecken, denn ein Zwischenpförtchen fanden sie nirgends. Aber als sie sich durchgedrängt hatten, lag's wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihnen. Das Haus von seiner Stirnseite genommen, zeigte von selbst seinen Situationsplan, seine Zugänge, seine Verkehrswege, denn der Auftritt dieses Hauses war der Schlußstein einer Bodenfigur, ja, war die Rampe dieses ganzen Landschaftstheaters. Sie standen auf dem Höhepunkt jenes Thales, welches die erste Scenerie ihres Ausfluges war und welches mit der Spitze seines Krummhornes fast zu ihren Füßen heraufstieß; sie standen auf dem Höhepunkt jener weinvollen Ebene, welche zwischen ihnen und dem ionischen Meere sich ausbreitete und deren gepriesenes Bild sie sich hier noch vervollkommneten. Sie sahen hemmnißlos rund um die Insel, in sie und über sie. Drüben im Osten lag der Peloponnes, schräg im Norden Cephalonia, jenseits im Westen die Küste Calabriens, welche freilich nur geahnt wurde. Man konnte sagen: Italien und Griechenland sah zu den Fenstern dieses Landhauses herauf. Der Erbauer wußte, was er gethan; er hatte den Punkt gewählt, wie ihn Mörner errathen hatte. Es war der Schlüssel des ganzen Panoramas.

Und so gut wußte er's, daß er die Mitte des Hauses mit einer offenen Gallerie durchbrochen und von Meer zu Meer, das Diesseits und Jenseits, Ost und West, Bild und Bild zu einem Anblick vereinigt hatte. Das war ein Zug, der selbst die Ueberraschung noch überbot. Man brauchte nicht einmal ums Haus herum zu gehen, man brauchte nicht Insasse zu sein und im ersten Stock durchgehende Zimmer zu bewohnen; man stellte sich in diese offene Halle, wendete den Kopf bald rechts, bald links und legte sich zwei unvergleichliche Aussichten zu einer einzigen und ganzen zusammen.

„Soweit wären wir also!" sagte Mörner. „Jetzt unsere Zimmer! Heda, Bedienung! Sollte der Seeadler der einzige Portier gewesen sein? Meldet er uns im Himmel an? Werden uns Engel aufnehmen? Oder Jupiter mit Iris und Hebe? Weß Glaubens war der Geselle?" Mörner stöberte scherzend und suchend herum, aber das Haus, obwohl sichtlich bewohnt, war einsam und menschenleer. Endlich schlug er folgenden Plan vor. Er wolle auf der Westseite in die Weinbergsterrassen hinabsteigen, wo er arbeitende Menschen vermuthe; Abulis aber, um sich diese Kletterarbeit zu ersparen, bleibe oben zurück und wenn es im Hause selbst oder auf der Ostseite lebendig würde, rufe er ihn herauf. Das Paar trennte sich und alsbald verschwand Mörner im überlaubten Absturz des Weinberges wie in einer Theaterversenkung.

Der Weinberg war von oben nach unten in querlaufende Terrassen getheilt, auf welchen die gewölbten Rebengänge standen von der Höhe eines aufrechtstehenden Menschen. Die Terrassenflächen untereinander verband eine Gliederkette von steilgestuften Treppenabsätzen. Mörner hatte also abwärts zu steigen und rechts und links seitwärts zu blicken. Mit den Blicken aber war es oft genug nicht ge-

than, denn mancher Rebengang war von oben herab fast zugewachsen mit zuchtlos rankendem Laubwerk und Mörner ging oder drängte sich mit dem Hut in der Hand auf und ab durch die Wölbung.

Ein solcher Sucher muß finden. Es war in einem dieser Terrassengänge, da begegnete sich Mörner, indem er sich einwühlte, mit einem Andern, der herausdrängte. Aber wie groß war beider Erstaunen, als sie im dichten Rebengeschling aneinanderprallten! „Was seh ich, Herr Mörner?!“ — „Sehe ich recht, Herr Prokter junior?!“

„Wer verrieth Ihnen, daß ich hier bin?“ sagte der junge Mann, der sichtlich verlegen war.

„Kein Mensch. Der Zufall. Wir sind auf der Rückfahrt von Odessa begriffen, wollen uns vom russischen Staub und Sturm ein Bischen verschnaufen und fallen in dieses Weinparadies ein, wie die Vögel aus der Luft.“

„Sie sagen: wir. Wer ist diese Mehrzahl?“

„Ich und mein Reisegefährte. Ein merkwürdiger Junge, ein Wunderkind! Sie werden ihn mit Vergnügen kennen lernen, aber mit wahrer Hochachtung anblicken, wenn ich Ihnen erst unsere Odessaer Geschichte erzähle.“

„Nun, so erzählen Sie.“

„Gemach, gemach. Das erzählt sich nicht stehenden Fußes. Zum Anbiß nur so viel: Ihr ganzes Guthaben ist hereingebracht!“

„Sie sind ja ein Zauberer. Sie wären gut nach verlorenen Schätzen auszuschicken!“ Der junge Prokter sagte es mit einem Seufzer, den Mörner, an Menschenbeobachtung gewöhnt, sich auffallen ließ und um so mehr, als er Jubel statt Seufzer erwartete.

Mörner kämpfte, ob er seine Empfindlichkeit, die ihn fast anwandelte, auch verrathen sollte; aber sein tüchtiges Menschenherz siegte. Was er verrieth, war nur Theilnahme. „Sie scheinen nicht heiter,“ sagte er schonend. „Komme ich mit meiner Glückspost zu einem Manne des Unglücks? Es würde mich innig betrüben!“

Gabriel fühlte sich wohlthuend angesprochen, was ein Leidender bald fühlt. Er gewann Vertrauen und sagte zu Mörner: „Wenn ich Sie um einen Gefallen bitten darf, werther Herr, um einen persönlichen großen Gefallen, so sagen Sie in Triest nicht, daß ich hier bin. In Triest soll mein hiesiger Aufenthalt ein Geheimniß bleiben.“

Mit männlicher Gradheit antwortete Mörner: „Aber wenn in Triest von Ihnen die Rede ist? Dann bewahre ich nicht ein Geheimniß, ich verhehle es schon ein wenig. Das ist ein Unterschied. Was man verhehlt, sollte man eigentlich selbst wissen. Pardon, ich thu's auch unbesehen, nur bitte ich, der guten Form wegen um Ihr Ehrenwort. Man kann sich ja tausend correcte Geheimnisse denken und doppelt leicht in der Jugend. Sie sind ein junger Mann und wären Sie nicht verheirathet, so wäre mein nächstliegender Gedanke — ein Roman.“

Gabriel hatte sich schon, als Mörner nicht „stehenden Fußes“ erzählen wollte, in Bewegung gesetzt und fuhr jetzt, aus dem Weinberg dem Hause sich nähernd, fort: „Bleiben Sie, bleiben Sie nur bei diesen Gedanken, Herr Mörner. Auch die Ehe hat ja ihre Romane, nicht bloß die Liebe. Freilich zählt man die letzteren in der Regel allein, denn sie sind der Phantasie, — der Eitelkeit sollte

ich sagen, — um Vieles schmeichelhafter. Wer liebt, der begehrt, und wer begehrt, der strebt. Aus dem Phlegma wacht er zum Pathos, aus der Faulheit zur Thätigkeit, aus dem Egoismus zur Aufopferung auf, — kurz, der ganze Bursche wird größer. Er wird, wie der Roman sagt, ein „Held“. Ach, das bleibt er in der Ehe nicht leicht. Guter Gott, nein! Und die Heldin, die Figur, die im Roman fast Hauptsache ist, das Weib, — die verschwindet erst recht in der Ehe. Sie war ein Gegenstand, der sich besitzen lassen soll; sie wird nun besessen, und ihre Rolle ist aus. Sie zählt nicht mehr mit. Erst wenn das Weib ihre Nullität durchbricht und so frei ist, auch noch ein Bischen zu sein, erhebt sich die Ehe wieder zum Romane: aber von diesem Eheromane spricht man nicht gern. Er ist unbeliebt, er schmeichelt und amüsirt nicht, und seine Katastrophe zumal endet oft herzlich schlecht. Es kann passiren, daß die Heldin nicht sowohl entführt wird, sondern Heldin genug ist, sich selbst zu entführen.“

„Verstehe ich Sie recht . . .“

„So ist mir mein Weib durchgegangen; sehr wohl, verehrtester Herr! Ich habe sie von ihrer Schwiegermutter so lange conjoniren lassen, bis sie sich erinnerte, daß sie eine Person und nicht eine Sache sei. Ach, Herr Mörner, in welchem Zustande finden Sie mich! Ich könnte der glücklichste aller Menschen sein und bin der unglücklichste. Ich hatte Alles. Es ist nicht möglich, etwas zu wünschen, was ich nicht hatte. Und vor allem hatt' ich ein Weib, — ein Weib, das ich liebte, verehrte, anbetete; ein Weib, das mir lieber war als eine Legion von Engeln, für das ich mich todtschlagen ließe, wenn ich es wieder hätte und das ich moralisch todtschlagen ließ, als ich sie noch hatte. Sagen Sie, Herr Mörner, was für ein Teufel reitet uns Männer, daß wir taub, blind, lahm, an allen Sinnen paralysirt sind, wenn wir das Ding, das wir lieben, in unsere vier Wände gesetzt haben? Ein Kaufmann assecurirt doch sein Baumwollenlager; wir aber, wir wären im Stande, unser Haus anzuzünden und uns höchlich zu verwundern, wenn das Weibchen zum Fenster herausspränge, anstatt ruhig wie ein Schaf zu verbrennen. In ein brennendes Haus hab' ich mein Lanchen geführt; ich wußt' es, ich wußt' es genau, ich sah sie leiden, aber ich steckte wie der Strauß den Kopf in den Sand und ließ brennen und brennen. Ich möchte rasend werden! Noch am Vorabend warf sie sich mir in die Arme, und daß mir ja nicht die Ausflucht bliebe, ich sei ungewarnt, so sagte sie mir fast mit offnen, unbedingten Worten, daß sie sich retten müsse und nur die Wahl habe, es mit mir oder ohne mich zu thun. Ich verstand sie sehr wohl, ich war erschrocken genug, aber ich dachte zuletzt, — sagen Sie mir, was ich dachte? Ich weiß es selbst nicht. Was denkt man, wenn man gedankenlos der Gewohnheit folgt? Ehe ist Ehe. Es muß so sein. Andere haben auch Schwiegermütter. Sie muß es tragen. Von Tag zu Tag, — es vertheilt sich. Jeden Tag etwas. Es wird schon gehen. Sie wird's so arg nicht machen — und so fort, den ganzen Hundefraß der Philisterei durchgefressen und gespien und wieder gefressen! Pfui über mich, tausendmal pfui! Der lumpigste Kameeltreiber, wenn er sein Kameel beladet, hütet sich, daß es zu viel wird, er merkt auf den Wink des stummen Thieres und befolgt ihn genau. Und ich, ich höre die Menschensprache des geliebtesten Weibes, höre den rührendsten Nothschrei und — überhöre ihn! Mit brechenden Lasten drücke ich es wund bis zum Tode, mein armes

edles Geschöpfchen! Ich habe nicht die Lastträger-Rücksicht eines Kameeltreibers! O was für menschliche Menschen sind wir Europäer! In Indien soll sich nach dem Tode ihres Mannes keine Wittwe mehr in die Flammen stürzen; aber in Europa soll sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes im schwiegermütterlichen Fegfeuer braten! Das ist Eherecht und Ehepflicht. Und das steckt in unsern Schädeln, fester und dümmer als alle Vorurtheile der asiatischen Barbaren!"

Mörner sagte bedächtig: „Sie drücken die Schuld, die Sie zu haben glauben, mit einem so lebhaften Gefühle aus, daß es das beste Zeugniß für die Güte Ihrer Natur giebt. Aber vielleicht gehen Sie auch zu weit. Vielleicht wäre es ein Trost, freilich ein leidiger Trost, wenn Sie in Ihrem Unglücke denken dürften, daß die Schuld desselben — nicht ganz so einseitig auf Ihrer Seite allein liegt."

„Gott soll mich bewahren, daß ich das Andenken meiner theuren Verlornen nur mit dem leisesten Schatten eines Verdachtes beleidige. Denn das wollen Sie doch sagen. Nein, nein, Herr Mörner. Candida war ein reines Weib. Was wollen Sie? Sie sollte mit einem Andern durchgegangen sein? Lag sie doch fast auf den Knieen vor mir, daß ich mit ihr selbst durchgehen sollte! Sie hätten es hören sollen, wie sie in mich drang! Sie verlangte nichts von mir, als was billig und thunlich war; aber sie verlangte es wie ein Geschöpf, das seinen letzten Schrei ausstößt. Gott, Gott, wie jedes ihrer Worte mir gegenwärtig ist! Ich hatte ihr, als es mit unserer Heirath am schwierigsten stand, versprochen, den Eltern zum Trotz zu heirathen und irgendwo als Buchhalter hinzugehen. Buchstäblich Recht hatte sie, daß ich das jetzt noch sollte, und daß meine Mutter vielleicht nichts brauche, als einen solchen Beweis von Festigkeit zu erleben, um für ewig die Waffen zu strecken. Glauben Sie, ich that es? Es fehlte wenig, so lachte ich auf. Die Idee, die doch meine eigene war, als ich um ihren Besitz noch rang, kam mir so überspannt, so überflüssig vor, nachdem ich den Genuß ihres Besitzes erreicht; — es schien mir so unmöglich, daß Triest ohne mich und ich ohne das Tergesteum und seine Spielpartie existiren könne, . . . oh, jetzt kann ich es! Sie lehrte mich, was ich kann! Wer nicht hören will, muß fühlen. Als ich in jener letzten Nacht ihren Zettel an mein Bettkissen genadelt fand, mit dem Schreckensworte: Addio! da überlegte ich in den langen schlaflosen Stunden, daß ich nichts Besseres thun könne, als am Morgen selbst zu verschwinden. Die Welt sollte glauben, meine Eltern nicht ausgenommen, ich sei bei meiner Frau und der Schritt zwischen uns Beiden verabredet. Bei einem Schulfreunde von der Handels-Akademie, Gaëtano Pinestre, welcher ausgedehnte Weingüter auf Zante besitzt, suchte und fand ich dieses Asyl und beschäftigte mich in seinem großen Produktenhandel. Ich kam zur Corinthenernte aufs Landhaus heraus, — und nun sehen Sie sich um! In welchem Paradiese lebe ich! Hier das Meer, dort die Berge, zu unseren Füßen eine ganze Grafschaft voll Reben, — und dieser Himmel! diese Luft! dieser Geruch über allen Höhen und Tiefen! Haben Sie auf allen Ihren Reisen ein solches Zauberland je gesehen? Und das Alles könnte ich mit meinem Candchen genießen! Es war die ganze Heldenthat, die sie von meiner Energie verlangte, uns in einen Zustand zu versetzen, der schon beim ersten Versuche so glücklich gerieth. Aber in Güte vermocht' ich es nicht. Gar nichts vermochte ich, das Kleinste, Nächste, Bequemste nicht. O wie sie mich verachten mußte! Seit ich auf dieser Insel hier Mann ge-

worden, sehe ich mit Schaudern, was für ein Schlaraff ich in Oesterreich war, und welche Geduld ein Charakter, wie Candchen, mit mir hatte. Ich schäme mich vor mir selbst; eine Hand, einen Fuß gäbe ich darum, wenn ich meine Ehe von neuem anfangen könnte, wenn ich den Lüften eine Botschaft auftragen könnte: Candchen, ich bin gebessert!"

„Gabriel!" rief plötzlich eine Stimme und Abulis hing als Candida am Halse des reuigen Ehemanns. —

XIV.

Die Ueberraschung war grenzenlos. Ebenso die Verwirrung. Gabriel glaubte, Mörner habe um Alles gewußt und die Frau in dieser Verkleidung ihm zugeführt; ganz dasselbe aber äußerte Candida, welche diese Vereinigung mit ihrem Gatten für eine Veranstaltung Mörners hielt. Mörner aber war gar keines Lautes mächtig, sondern stand sprachlos, wie zu einer Salzsäule versteinert. Er ließ das Kreuzfeuer der Ausrufungen über sich ergehen; hörte fragen, jubeln, unter Freudenthränen schluchzen; sah Umarmungen, Küsse, wechselnde Farben, und vermochte es nicht zu fassen: das Alles bedeute, — sein Abulis sei plötzlich zur Frau geworden!

Und doch! Im Fluge ging sein Zusammensein mit diesem Reisegefährten durch seine Phantasie und blitzgleich sah er jetzt Alles erklärt, was ihm so manchmal ein Räthsel gewesen: wie sich Abulis zu dem Heirathsprojekte mit Fräulein Kreibel, zu dem Anstellungsprojecte des Polizeidirectors verhalten, seine Scheu gegen die Quarantaine, noch gestern sein linkisches Reiten à califourchon, kurz, Züge in allen Schattirungen. Ja, selbst sein Meisterstück gegen Sanga und Schulef war jetzt natürlicher als Frauenlist der jugendlichen Frau, welche dem gleichalterigen Jüngling so überlegen ist, im Charakter verwandter.

Nun gings ans Fragen und Antworten. Erst erzählte Mörner dem jüngeren Prokter, wie er zu seinem Reisegefährten gekommen. Das war der Hauptsache nach einfach und nur durch die sinnreich gefältelte Garnitur der Frau Rosalie complicirter. Diese unternehmende Frau bewies ihrer Freundin aus Kalender-Anekdoten, wie oft Frauen als Männer, sogar als Soldaten, durch die Welt gekommen und ihre Rolle jahrelang und unter den schwierigsten Umständen durchgeführt hätten. Aber beleuchtet werden mußten hierauf die übrigen Zuthaten dieser Intrigue. Warum die Verschwörer-Erfindung? Zur größeren Glaubwürdigkeit, daß ein feiner Jüngling, der nicht zum Bedienten gemacht war, unter dem Schutz eines Aelteren um jeden Preis das Weite zu gewinnen gedrängt sei. Warum die tragischen Erfindungen vom Selbstmord des Vaters und dem Irrsinn der Mutter? Um Mörner'n durch Mitleid geneigter zu machen, mehr noch, um die Stimmung einer unglücklichen Frau auch für einen Jüngling, der lebenslustiger sein mußte, gut zu motiviren. Warum endlich den Humbug von der Polizeispionage im Hause? Um es auf den letzten Augenblick ankommen zu lassen und die Möglichkeit abzuschneiden, daß Mörner seinen Mann sich genauer ansehe und allerlei Examina mit ihm anstelle. Das zu fragen, war jetzt an Mörner und zu beantworten an Abulis-Candida.

Dazwischen fragte Gabriel immer wieder von neuem, wie Alles gekommen und ob das Wunder dieses Zufalls nicht doch wohl eine veranstaltete Ueberraschung?

Da citirte Abulis seinen Pückler-Muskau und Mörner berühmte sich seines Blicks für die landschaftliche Lage dieser Villa. So seien sie hieher gekommen. Und während er nach Menschen den Weinberg durchsucht, habe sich Candida, sagte sie, vor der sengenden Sonne in die schattigen Lorbeerhecken verkrochen und die Aussicht auf Meer und Land am Boden liegend genoßen, eine perspektivische Gourmandise von bekanntem Effekt. Im umlaubten Liegen sei sie dann ungesehen geblieben, als die Männer heraufgekommen, und habe Alles gehört, was Gabriel, dicht neben ihr an die Säule gelehnt, so herzbewegend gesprochen.

Alle diese Fragen und Antworten hätten Musik sein sollen, wo mehrere Stimmen zugleich tönen können und nicht eine die andere abwarten muß, wie in der gesprochenen Rede. So aber gab's ein Reden wie Wasserfälle, wie fliegende Schwalben! Endlich war das Wissenswertheste gewußt, und Mörner kam nun dazu, — Ende gut, Alles gut, sagte er, — seinem Abulis die Krone aufzusetzen und seinen Sieg über Sanga und Schulef zu erzählen.

„Und einem Weibe, wie diesem, habe ich mein kleinliches Hauskreuz zugemuthet!" rief Gabriel wie vernichtet und doch erglühend von Stolz, daß es sein Weib!

Candida sagte ernst: „Dafür bin ich auch aus meinen weiblichen Grenzen herausgetreten. Andere hätten ja doch die Schwiegermutter — bis in den Tod ausgehalten. Aber indem ich auf meinen Platz zurücktrete, preise mir diesen Abulis und sein Odessa nun nicht länger. Es ist mir lieb, wenn er's wett gemacht hat, was Candida in vielen Augen zu viel gethan. Laß uns diese Bubenstreiche aber mit keinem Worte mehr in Erinnerung bringen, von dem Augenblicke an, wo ich mein Frauenkleid wieder anziehe. Und wahrlich, nach diesem Genuß schmachte ich jetzt. Dort vorne steht unser Wagen, laß mich nur gleich hinabfahren und in der Stadt meine Einkäufe machen."

„Das Gute liegt näher," lächelte Gabriel. „Ich habe Deinen Anzug der letzten Stunde zum ewigen Andenken mit mir genommen und führe ihn immer mit mir. Du kannst sofort hier ins Haus eintreten und Dich nach Wunsch ankleiben."

Candida flog ihm an den Hals, aber ihr Blick flog zu Mörner. Der Blick leuchtete von Ausdruck. Seht, das ist mein Mann und er ist doch meiner werth! schien sie Mörner'n zu sagen.

Mörner aber machte ein eigenthümliches Gesicht. „Abulis! Abulis!" rief er, „werfen Sie mich nicht gar so schnell zu den Todten. Seid nicht so rasch, ihr jungen Leute. Laßt mir Zeit, mich daran zu gewöhnen. Laßt mir von meinem Abulis wenigstens das Kleid."

In diesem Augenblicke wurde das Paar erst aufmerksam, was auch in Mörner Menschliches vorging. In der That, der alte Mann hatte sich an den jungen gewöhnt; er machte seine Pläne mit ihm, wollte ihm eine Handlung einrichten, wollte ihn an Sohnes statt annehmen, kurz, baute die Hoffnung seines einsamen Alters auf ihn. Das Alles bedeutete ihm das Wort: Abulis' Kleid! Diesen Blick machten sie jetzt in Mörners Gemüth. Die Zwei fühlten sich wieder zu Dritt — und ein Schatten flog über sie!

Der alte Kaufmann aber, rüstig wie immer, hub an: Kinder, laßt uns einen Plan machen. Wir müssen auseinander; — das liegt schon in der Natur

der Sache selbst. Ich denke nun so. Ich gehe nach Triest und liefere mein Geld ab, Ihr aber bleibt mittlerweile noch hier. Prokter senior, dem ich Geld über Erwartung bringe, zieht mich als Tischgast, wohl auch als Hausgast an sich, was ich mir für einige Tage gefallen lasse. Dabei studire ich nun die Luft Eures Hauses und erstatte Euch schriftlich Bericht darüber. Je nach dem Stand der Dinge entschließt ihr Euch dann in aller Bequemlichkeit, ob und wie lang ihr noch hier bleiben wollt, oder wie ihr's mit Eurer Zurückkehr haltet. So vergeht Zeit, und auch ich alter Mann bin dann gefaßter — meinem Adulis in Damenkleidern die Hand zu küssen!"

Den würdigen Mann umarmten vier Arme und Kuß und Händedruck sagten, — was sich nicht sagen ließ!

Mörner blieb noch zwei Tage lang auf der Insel und ließ sich von dem Paare verhätscheln. Adulis blieb ihm zu Ehren noch in Männerkleidern. Am dritten endlich — gab's sechs feuchte Augen im Hafen von Zante, unaussprechliche beredtsame Blicke und nur wenige, wenige Worte! Das Schiff stieß ab, Mörner fuhr hin, und — das Taubenpaar kehrte zu seinem Adlersitz heim! Seit das weinduftende Zakynthos in seinen blauen Wellen sich spiegelt, hat es wenig Tage gesehen, so götterselig, wie sie jetzt das paphische Taubenpaar feierte.

Als Mörner in Triest landete, war sein erster Gang — nicht zu Prokter, sondern ins Boardinghaus zu Frau Rosalie.

Wo ist Adulis? rief sie erschrocken, als sie ihn allein kommen sah.

„Unglück über Unglück!" antwortete Mörner. „Denkt Euch! der Junge, der immer niedergeschlagen war und zu keinem Mädchen sein Auge aufhob, hatte das Glück, daß sie ihm von selbst an den Hals flogen. Aber dieses Glück war sein Unglück. In Odessa warf sich ihm die Tochter des Gouverneurs in die Arme; aber der Vater überraschte sie dabei, riß den Jungen hinweg, gab ihm die Knute und schickte ihn ohne Urtel und Recht nach Sibirien."

„Er ist unschuldig!" schrie die Wittwe, „ich weiß, daß er unschuldig ist! Auf, Herr Mörner, führen Sie mich hin. Ich bezahle Alles. Ich raffe zusammen, was ich habe, aber wir müssen hin und ihn loskriegen! Fort, Herr Mörner, mit dem nächsten Lloyddampfer fort!"

Mörner antwortete: „Das ist schön von Ihnen, Frau Rosalie. Aber noch schöner ist es, — daß die ganze Geschichte erlogen ist. Denkt ihr, ihr könnt allein dichten, ihr verschmitzten Weiberchen? Unsereiner kann's auch. Ihr sollt mit dem Schrecken davon gekommen sein. Denn Strafe habt Ihr ja doch verdient, was? Seht mir ins Auge!"

Und Mörner erzählte, wie sich Alles begeben und Frau Rosalie befeuchtete die Zunge, die so Vieles und Schönes zu sprechen hatte, mit ihrem besten Prosecco.

So ging's hier. Wie es bei Prokter ging, soll er in seinem ersten Berichtbriefe selbst sagen. Mörner schrieb:

„Ich fand die innere Politik Ihres Hauses in einer Constellation, wie sie die auswärtigen Mächte auf Zante nur wünschen können. Herr Prokter senior, welcher durch Ihre beiderseitige Abwesenheit zugleich das Nützliche und das Angenehme entbehrt, — den Sohn und die Schwiegertochter, — hat die Fahne einer siegreichen Insurrektion aufgeslanzt und die weibliche Linie seiner Dynastie dethronisirt. Ma-

dame ist ein stiller Mann geworden, und der Mann des Hauses — wieder der Mann. Aber Madame resignirt sich in diesen Wechsel der Herrschaft mit der mustergiltigen diplomatischen Formel: sie sei das Opfer eines Mißverständnisses. Das Ministerium Josepha, für dieses Mißverständniß einzig verantwortlich, ist in höchsten Ungnaden entlassen. Madame dagegen befolgt jetzt folgende Politik. Sie hat ihre Schwiegertochter nicht aus Geldstolz, wie böse Zungen ihr nachsagten, von der Gesellschaft ihrer Kaufmannsdamen ausgeschlossen, sondern umgekehrt: die junge Prokter recludirte sich selbst und zwar ihrerseits aus Adelsstolz! Sie ist eine Loredano! Dieses Wort ist jetzt das mot d'ordre ihrer Haus-, Hof- und Cabinetspolitik. Sie colportirt es eben so eifrig, als sie es vor Kurzem noch todtgeschwiegen. Alle Palazzi der Theresienstadt, alle Villen von Conti, Cassi, Chiozza und Mauritio widerhallen von dem Namen Loredano; wer in ihrer Coterie courfähig sein will, muß für den alten Hochadel Venedigs schwärmen und der Prokter'schen Schwiegertochter als einer Königin huldigen. Schreibe: Königin! Die Loredani sind nämlich mit Katharina Cornaro, Königin von Cypern, verwandt, und — wissen Sie, wo Sie jetzt sind? Sie sind nicht auf Zante, wie Sie sich einbilden, sondern auf Cypern, studiren die titres Ihrer Familie und erheben bei der Lösung der orientalischen Frage Ansprüche auf dieses altberühmte venetianische Königreich. So hängen die Sachen zusammen und ich rathe Ihnen ja nicht, die neuen Zukunftsmajestäten anzuzweifeln! Kurz, Madame, welche sich bessern mußte, hat sich gebessert, indem sie — vollständig die nämliche blieb. Sie ist nicht mehr stolz gegen ihre Schwiegertochter, aber auf sie. Ihr Geldstolz ist Adelsstolz geworden. So getreu bleibt sich unter allen Umständen der weibliche Charakter, — sogar wenn er sich widerspricht!"

Das klang nach Friedensaussichten. Deßungeachtet beeilte sich das junge Paar nicht, sein Arkadien auf Zante abzukürzen und in die Triestiner Kaufmanns-Prosa zurückzukehren. Sie schlürften die Schönheit des Herbstes bis auf die Neige aus; ja, auf dem Karste lag schon der Schnee, als sie zurückkamen und, um Alles zu sagen, geschah es auch dann nur aus jenem triftigen Grunde, welcher der jungen Frau die Seeüberfahrt je länger desto unbequemer gemacht hätte.

Drei Monate waren vergangen, als sie Mörner zum erstenmale wieder sah, — in Frauenkleidern, — das Gesicht etwas länger und blässer, — die Augenringe bläulich angehaucht in zarter Veilchenschattirung. Es war ein Bild, das den sinnlichen Ausdruck nur leicht veränderte, aber geistig fast umschmolz. Er empfand's auf den ersten Blick und bald, schneller als er dachte, verschwand ihm Adulis — in der angehenden Mutter. Mehr und mehr trat ihm jener in Traumesferne und fing ihm diese zu existiren an, als hätte er sie nie anders gesehen. Da endlich gab er nach, fügte sich den vereinigten Bitten, schlug in die dargebotenen herzlichen Hände und blieb bei der Firma und in Haus und Familie.

Die Familie gewöhnte sich, in Onkel Mörner ihr Patriarchenhaupt zu verehren und im Laufe eines langen und glücklichen Alters stand er noch manchem Ebenbilde seines Adulis Pathe, während die Schwiegermutter an ihren Königssprossen von Cypern mehr und mehr zur „alten harmlosen Närrin" ward und nach Art der gezähmten Widerspänstigen fast durch ein Uebermaß von Unterwürfigkeit sich auszeichnete. —

Erinnerungen an Robert Schumann.

Nebst ungedruckten Briefen.

Mitgetheilt
von
Richard Pohl.

I.

Das Jahr 1850 bezeichnet in Robert Schumanns Leben einen bedeutungsvollen Wendepunkt: er trat damit in seine letzte Lebens- und Schaffensperiode ein. — Freilich hatte er eben so wenig, wie seine zahlreichen Freunde und Verehrer hiervon eine Ahnung, als er im Herbst 1850 Dresden verließ, um am 24. Oktober sein Amt als städtischer Musikdirektor in Düsseldorf anzutreten. Im Gegentheil gab diese, mit einer künstlerischen Thätigkeit verbundene Uebersiedelung ihm wieder neue Lebenshoffnungen. Er stand erst im einundvierzigsten Jahre, hatte also nach menschlichem Ermessen noch eine lange Zeit des Wirkens vor sich. Das frische und fröhliche Leben in der rheinischen Kunststadt regte ihn an; er trug sich mit einer Menge von Plänen und entwickelte eine fast übermäßige Productivität, eine unermüdliche geistige Thätigkeit, gleichsam, als ob er eilen müsse, um noch Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte.

Seine Heimath, Sachsen, hatte ihm in demselben Jahre zwei bittere Enttäuschungen bereitet, die ihm das Scheiden leicht werden ließen. Zunächst hatte sich seine Hoffnung zerschlagen, die zweite Capellmeisterstelle am königlichen Hoftheater in Dresden zu erhalten; Carl Krebs erhielt die Stelle, welche einflußreiche Freunde für ihn zu gewinnen hofften. Indessen geschahen diese Schritte erst, als aus Düsseldorf der Ruf an Schumann schon ergangen war; es war nur ein verspäteter und vergeblicher Versuch, den berühmten Meister seinem engeren Vaterlande zu erhalten, und er konnte sich darüber um so leichter trösten, als seine Düsseldorfer Amtsthätigkeit eine weit bequemere und zugleich selbständigere war.

Schwerer empfand er aber die zweite Enttäuschung, weil sie eine rein künstlerische war: den über alle Erwartungen geringen Erfolg, welchen seine erste und einzige Oper „Genoveva" bei ihren drei Aufführungen (25., 28. und 30. Juni 1850) auf der Leipziger Bühne fand. Man hatte diesem Werke mit großer Spannung und großen Hoffnungen entgegen gesehen; sein Schicksal wurde bedeutungsvoll für Schumanns weitere künstlerische Thätigkeit. Hätte „Genoveva" eine auch nur freundliche aufmunternde Aufnahme gefunden, so hätte der Componist unfehlbar eine zweite Oper geschrieben. Ihr Schicksal erinnerte aber an das von Beethovens „Fidelio". Den Bemühungen der eifrigsten Verehrer Schumanns gelang es nicht, das Werk in der öffentlichen Meinung zu retten; es entspann sich eine höchst unerquickliche Polemik in der musikalischen Presse, welche den, ohnehin leicht zu verletzenden Meister tief kränken mußte; man ging soweit, Schumann alle dramatische Begabung abzusprechen. Dies wurde für Schumann entscheidend. So sehr er sich auch über der Tageskritik erhaben fühlen durfte, verlor er doch jene Freudigkeit und Sicherheit des Schaffens, deren er bedurfte.

Unter den Zuhörern bei jener verhängnißvollen ersten Aufführung der „Genoveva“ befand sich auch ein Student der Philosophie, der seit dem Erwachen seines musikalischen Bewußtseins ein eifriger Anhänger Schumanns gewesen war, und durch die Aufnahme, welche der Oper des von ihm hochverehrten Meisters (nach seiner Ansicht höchst ungerechter Weise) bereitet wurde, tief indignirt war: der Verfasser dieser Erinnerungen.

Schumann kannte mich nicht; das Herandrängen junger Enthusiasten an berühmte Künstler war mir zuwider; Beziehungen, welche mich Schumann hätten näher bringen können, hatte ich keine. Noch nicht in die Oeffentlichkeit eingeführt, mußte ich dem Kampfe um „Genoveva's“ Existenz unthätig zuschauen — aber ich beschloß, fernerhin nicht unthätig zu bleiben.

Die Frage nach dem wahren dramatisch-musikalischen Style — eine Frage, die für mich gelöst erschien, sobald ich später Richard Wagners Werke kennen lernte — beschäftigte mich damals schon auf das Lebhafteste. Ich erkannte, daß Schumann der Lösung dieser Frage im ideellen, wie im formellen Sinne schon viel näher gekommen war, als alle seine Vorgänger; ich erkannte aber auch, daß das letzte Wort hier noch nicht gesprochen, der rechte Styl noch immer nicht gefunden sei. Woran dies lag, wurde mir erst klar, als ich im folgenden Jahre Richard Wagners „Oper und Drama“ kennen lernte. Vorläufig glaubte ich, die Hauptursache des Mißerfolges der Schumann'schen Oper im Textbuche suchen zu müssen — und diese Ansicht hatte auch ihre Berechtigung, wenn auch nicht in dem Umfange, wie ich damals glaubte. Mein eifrigstes Bestreben war daher, ein Textbuch für Schumann zu finden, ein kunstgerechtes Drama, einen hochtragischen Stoff in tadelloser poetischer Form, weitab liegend von der breitgetretenen Heerstraße des damals üblichen Opernstyls. Aus der dichterisch vollendeten dramatischen Form glaubte ich dann auch durch Schumanns Hand ein musikalisch vollendetes Werk hervorgehen zu sehen.

Das dramatische Werk war bald gefunden: Schillers „Braut von Messina“. Noch heute bin ich derselben Ansicht, wie vor 28 Jahren, daß die „Braut von Messina“ ein künstlerischer Torso ist und bleibt, bis die Musik als bannlösende Macht hinzutritt. Man lese nur das Vorwort, das Schiller zu diesem Drama veröffentlicht hat, in welchem er der griechischen Kunst sich so merkwürdig näherte. Der unsterbliche Dichter scheint sich selbst nicht klar geworden zu sein, in wie weit er der musikalischen Kunst in seinem Drama Eingang und Ausbreitung gestatten wollte. Es war dies aber auch nicht seine Aufgabe, sondern die des schaffenden Musikers — der sich aber bis heute noch nicht gefunden hat. Sollten die Chöre nur allein — aber diese unbedingt — componirt werden? Und in welchem Style? Oder sollte das Melodrama hinzutreten, um die Verbindungen herzustellen? — Das wären Prinzipfragen, die jetzt noch ihrer Lösung harren, denn die „Braut von Messina“ ist Schillers eigentliches Zukunftsdrama.

Der junge Student zerhieb den Knoten, kurz entschlossen, und — machte einen Operntext daraus. Alles sollte declamatorisch gesungen werden — den Styl dafür sollte eben Schumann finden —, die Chöre aber sollten die formell durchgebildeten musikalischen Ruhepunkte bilden. Natürlicherweise mußte das Schiller'sche Drama zu diesem Zwecke sich Kürzungen gefallen lassen; — aber kürzt

nicht jeder Regisseur? hatte man jemals „Don Carlos", „Tell", „Wallenstein" 2c. ohne Kürzungen gesehen? Darin lag also kein Hinderniß. Nur die lange Erzählung der Isabella im ersten Akt, welche die ganze Vorgeschichte des Dramas giebt, schienen mir unüberwindliche Schwierigkeiten darzubieten. Ich suchte sie dadurch zu heben, daß ich das, was bei Schiller als Vergangenes erzählt wird, als Gegenwärtiges darstellte, in einem Vorspiel, welches die selbständige Exposition zu Schiller's Drama bilden sollte.

Von diesem Gedanken ganz erfüllt, theilte ich den Plan meinem Lehrer und Freunde E. F. Wenzel mit (der noch gegenwärtig Lehrer am Leipziger Conservatorium für Musik ist), und dieser, mit Schumann seit lange befreundet, munterte mich auf, meinen Plan dem Musiker selbst vorzulegen. Ich schrieb einen langen Brief an Schumann, worin ich ihm meine Ideen ausführlich darlegte, und sandte diesen am 18. October 1850, mit einem empfehlenden Briefe Wenzel's, an Schumann nach Düsseldorf.

Drei Monate vergingen, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Endlich gelangte der langersehnte Brief des Meisters durch den Musikalienhändler Whistling in meine Hände. Hier das unverkürzte Original:

(I.) Düsseldorf, den 19. Januar 1851.

Geehrter Herr!

Gewiß habe ich mir selbst die schwersten Vorwürfe gemacht, Ihnen auf Ihren theuren Brief noch nicht geantwortet zu haben. Es war ein immerwährendes Schwanken zwischen Annehmen und Ablehnen gerade dieses gewiß interessanten Stoffes. Endlich glaube ich mich doch für das Letztere entscheiden zu müssen; es haben so bekannte Stoffe immer Gefahr, wie Sie selbst auch sagen. Ja, gäbe es kein Schiller'sches Stück, mit allen Händen griffe ich wohl darnach.

Für Alles, was Sie mir sonst schreiben, haben Sie vielen Dank. So gern möchte ich ein Oratorium schreiben; würden Sie vielleicht dazu die Hand bieten? Ich dachte an Luther, an Ziska; doch wäre mir auch ein biblischer Stoff recht. Nach diesem und ähnlichem wohl auch eine heitere Oper. Vielleicht regt Sie dies zu weiteren Gedanken an.

Eine Frucht hat bereits Ihr erster Brief getragen. Nachdem ich, mir die Braut von Messina zu vergegenwärtigen, die Tragödie wiederholt gelesen, kamen Gedanken zu einer Ouvertüre, die ich dann auch vollendete*). Für ein freundliches Zeichen sei dies denn gehalten, daß der künstlerische Segen auch ferneren Unternehmungen nicht ausbleiben möge!

Erfreuen Sie bald wieder durch eine Nachricht

Ihren ergebenen Robert Schumann.

Herrn Wenzel meine besten Grüße; er möge verzeihen, daß ich ihm noch nicht geschrieben.

Daß dieser Brief mich unendlich beglückte, ist begreiflich. Zwar war mein Project verworfen, aber es hatte doch die Anregung zu einer neuen werthvollen

*) Skizzirt vom 29.—31. December 1850, instrumentirt vom 1.—12. Januar 1851. Zuerst aufgeführt in den Düsseldorfer Abonnementsconcerten am 13. Mai 1851.

Schöpfung des Meisters gegeben. Und er hatte Vertrauen genug zu mir gefaßt, um fernere Arbeiten mit mir zu planen. Er wollte es offenbar mit mir wagen.

Sofort machte ich mit Feuereifer mich an die Arbeit. Ich entschied mich ohne Bedenken für Luther, und begann zunächst mit historischen Studien, welche den gewaltigen Stoff mir klar genug machten, um schon nach wenigen Wochen Schumann einen Plan vorlegen zu können, welcher die Eintheilung des Ganzen enthielt. Daß die Anlage zu breit sei, verhehlte ich mir nicht; das Kürzen wollte ich dem Meister selbst überlassen.

Nach kurzer Zeit schon erhielt ich folgende ausführliche Antwort:

(II.) Düsseldorf, den 14. Februar 1851.

Geehrtester Herr!

Sie erhalten hier eine Skizze, die im Ganzen mit der Ihrigen übereinstimmt *). Ich mußte vor Allem die musikalische Form mir klar machen. Es ist ein gewaltiger Stoff; wir müssen, was nicht zur Entwicklung durchaus nöthig, ausscheiden, — auch, meine ich, das Eingreifen übersinnlicher Wesen. Nur der Geist des Huß will mir an rechter Stelle erscheinen.

Soviel hätte ich Ihnen zu sagen; nur auf das Wichtigste kann ich mich heute beschränken.

Das Oratorium müßte für Kirche und Concertsaal passend sein.

Es dürfte mit Einschluß der Pausen zwischen den verschiedenen Abtheilungen nicht über $2^1/_2$ Stunden dauern.

Alles blos Erzählende und Reflektirende wäre möglichst zu vermeiden, überall die dramatische Form vorzuziehen.

Möglichst historische Treue, namentlich die Wiedergabe der bekannten Kraftsprüche Luthers.

Gelegenheit zu Chören geben Sie nie, wo Sie können. Sie kennen wohl Händel's Israel in Egypten; es gilt mir als das Ideal eines Chorwerkes. **)

Eine so bedeutende Rolle wünschte ich auch im Luther dem Chor zugetheilt.

Auch Doppelchöre geben Sie mir, namentlich in den Schlußsätzen der Abtheilungen.

Eine Sopranpartie dürfte in keinem Falle fehlen; mir däucht, Katharine wäre sehr wirkungsvoll anzubringen. Auch die Trauung (im 3. Theil) dürfte nicht fehlen.

Der Choral „Eine feste Burg" dürfte als höchste Steigerung nicht eher als zum letzten Schluß erscheinen, als Schlußchor.

Hutten, Sickingen, Hans Sachs, Lucas Kranach, die Churfürsten Friedrich und Johann Philipp von Hessen müssen wir wohl aufgeben — leider! ***) Aber es würden sich überall große Schwierigkeiten in der Besetzung ergeben, wollten wir die Solopartien noch vermehren.

Erzählungsweise mögen sie aber alle wohl vorkommen.

---

*) Diese ausführliche Skizze umfaßt 4 enggeschriebene Folioseiten. Sie ist sorgfältig ausgearbeitet, würde aber hier zu weit in die Details führen.

**) Schumann hatte ein Textbuch von Händels „Israel in Egypten" seiner Sendung beigelegt.

***) Ich hatte diese sämmtlich in meinem Textentwurf eingeführt.

Ein Verflechten der deutschen Messe in die verschiedenen Abtheilungen *) scheint mir schwer ausführbar. Es giebt aber dafür der Choral Ersatz.

Luthers Verhältniß zur Musik überhaupt, seine Liebe für sie, in hundert schönen Sprüchen von ihm ausgesprochen, dürften gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. An eine Alt- oder 2te Sopranpartie wäre noch zu denken.

Im Uebrigen stimme ich mit Allem, was Sie wegen Behandlung des Textes, in metrischer Hinsicht sagen, wie über die volksthümlich-altdeutsche Haltung, die dem Gedicht zu geben wäre, durchaus überein.

So müßte, denke ich, auch die Musik sein, weniger kunstvoll, als durch Kürze und Kraft und Klarheit wirkend. —

Verehrter Herr, wir sind im Begriff, etwas zu übernehmen, was wohl werth ist der Schweißtropfen. Muth gehört dazu und auch Demuth. Haben Sie freundlichen Dank, daß Sie mir so willig entgegenkamen. Lassen Sie uns das große Werk mit aller Kraft ergreifen und daran festhalten.

Ihr ergebener R. Schumann.

Nachschrift.**)

Von Schriften, die nutzen könnten, wären vielleicht noch zu nennen:

1. Martin Luther; ein kirchengeschichtliches Lebensbild von Dr. Wildenhahn, 1851.
2. Luthers geistliche Lieder und Gedanken über die Musik, von neuem gesammelt ꝛc. durch K. Grell, 1817.
3. Winterfelds Schrift über die Lutherschen Choräle.

Nr. 2 kann ich Ihnen von hier aus schicken. Wollen Sie nun meinen Plan mit dem Ihrigen vergleichen und mir dann eine ganz detaillirte Skizze des Ganzen schicken?

R. Sch.

Mit aller Kraft wurde das Werk von mir zwar ergriffen — denn ich widmete ihm noch mehrere Monate ernstester Arbeit — aber zu einem glücklichen Ende wurde es leider nicht geführt. Das Bild, welches sich Schumann von dem Werke gemacht hatte, lag von dem mir vorschwebenden zu weit ab, als daß wir zum Ziele hätten gelangen können.

Ueber die Neugestaltung der Form des Oratoriums hatte ich ebenso meine reformatorischen Ideen, wie über die der Oper. Ich wollte weder an Händel'sche und Bach'sche, noch an Mendelssohn'sche Muster mich anlehnen, sondern im Gegentheil von diesen hinweg in neue Bahnen lenken. Ich verwarf das erzählende Recitativ als dürftiges Verbindungsmittel zwischen den einzelnen Musikstücken; an dessen Stelle setzte ich den, die Handlung gleichsam begleitenden und darüber reflektirenden Chor, nach Art der griechischen Tragödie; den kirchlichen Charakter wollte ich nicht aufgeben, und das lutherische Glaubensbekenntniß (in Form einer deutschen Messe) in das Werk verflechten.

War mir Schumanns Betonung von Händels „Israel in Egypten" schon sehr bedenklich erschienen, so war es nicht minder seine Forderung, mich knapp nur auf das Nothwendigste zu beschränken und alles Episodische zu vermeiden. Es schien mir gerade ein Vortheil der epischen Form des Oratoriums zu sein, daß dieses nicht, wie das musikalische Drama, lyrische Ruhepunkte und Betrach-

*) Mein eigenthümlicher Gedanke, weil ich mir das Oratorium durchaus im kirchlichen Style dachte.

**) Auf einem besonderen Briefblatt.

tungen zu vermeiden hat, sondern sich in musikalischer Entwicklung theils lyrisch, theils episch frei ergehen darf. Zieht man die dramatische Form vor, so halte man sie consequent fest, gebe dann aber auch das Drama nicht im Concertsaal, sondern auf der Bühne.

Schumanns Verlangen, daß das ganze Werk nur $2\frac{1}{2}$ Stunden Dauer haben sollte, schien mir unerfüllbar. Nach diesem Zeitmaß gemessen, mußte freilich Alles fallen, was nicht streng zur Handlung gehörte; es blieb dann gleichsam nur das historische Gerippe dessen übrig, was ich gewollt hatte, und diese Arbeit gegen meine Ueberzeugung auszuführen, fühlte ich keine Neigung.

Noch glaubte ich aber, Schumann zu meiner Ansicht bekehren zu können, wenn ich ihm einen Theil meiner Arbeit so ausgeführt vorlegte, wie ich mir das Ganze dachte. Ich entwarf also nicht nur eine detaillirte Skizze meines ganzen Planes, sondern führte zugleich den ersten Theil des Oratoriums völlig aus. Meine Bearbeitung wurde freilich so umfangreich, daß dieser erste Theil schon Text genug für einen ganzen Aufführungsabend ergab. Dies schreckte mich aber nicht ab. Ich gab dem ersten Theile eine solche Abrundung, daß er auch für sich bestehend aufgeführt werden konnte, und legte das Ganze als eine Reformations-Trilogie an, die auf drei Aufführungsabende sich vertheilte.

Daß ich damit freilich nicht in Schumanns Sinne handelte, war ich mir wohl klar bewußt; ich war aber ebenso entschlossen, das Project nicht weiter zu verfolgen, wenn es mir nicht gelingen sollte, Schumann für meine Auffassung zu gewinnen.

Sein nächster Brief brachte mir hierüber schon die nöthige Klarheit. Er schrieb:

(III.) Düsseldorf, den 13. Mai 1851.

Sehr geehrter Herr!

Die letztvergangenen Wochen waren so unruhevoll, durch Proben, Aufführungen wie andere Arbeiten mir so zerstückelt, daß ich an Anderes zu denken mich kaum sammeln konnte. Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig für Ihre Sendung; der große Ernst, mit dem Sie das Werk angefaßt, bestärkt mich noch immer im Glauben, daß wir vereint gewiß etwas zu Stande bringen müßten. Aber ich weiß nicht, ob wir auf diesen Anfang fortbauen können. Die Composition des Vorspiels allein,*) wie sehr mir die einzelnen Gedanken daran zusagen, würde allein einen Abend ausfüllen, und mit der Idee eines zweitheiligen Oratoriums,**) das zu verschiedenen Tagen zu geben wäre, kann ich mich durchaus nicht befreunden und halte sie für keine glückliche.

Aber was nun? Ich glaube, wir müssen den Stoff auf die einfachsten Züge zurückführen oder nur wenige der großen Begebenheiten aus Luthers Leben herausnehmen. Auch glaube ich, dürfen wir dem Eingreifen übersinnlicher Wesen nicht zu großen Platz einräumen; es will mir nicht zu des Reformators ganzem Charakter passen, wie wir ihn nun einmal recht als einen geraden, männlichen und auf sich selbst gegründeten kennen.

---

*) Es sollte nach meinem Plane den ersten Abend bilden.

**) Mit dem Vorspiele dreitheilig.

Wie schwer ist es, dies und Aehnliches sich brieflich klar zu machen; wie schnell würden wir zum Ziel kommen, könnten wir einige Zeit zusammen leben. Dies wäre mein Wunsch.

Mit dem größten Schmerz würde ich's hören, wenn Sie die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, veranlassen sollten, das Werk ganz aufzugeben. Schon freute ich mich, noch diesen Sommer ein Stück in der Arbeit vorwärts zu kommen. So möchten Sie mir denn bald ein Zeichen geben, ich meine Ihrer theilnehmenden Gesinnung, und ob wir nicht der herrlichen Idee, die uns erfüllt, uns zu bemeistern trachten.

Seien Sie vielmals gegrüßt von

Ihrem dankbar ergebenen R. Schumann.

Es that Schumann offenbar leid, meinen fleißig ausgearbeiteten Text verwerfen zu müssen; aber als Componist war er völlig im Rechte, einen Text nach seinem Sinn zu verlangen, während ich wiederum mein Dichterrecht geltend machte und lieber auf die Ausführung verzichtete, als dem Text eine mir widerstrebende Umgestaltung zu geben. Ihn einem Geringeren, als Schumann, zur Composition zu überlassen, war ich ebenso wenig gesonnen. So blieb denn die große Reformations-Trilogie, von der ich auch eine Reform des Oratoriums gehofft hatte, unvollendet und uncomponirt.

Zuvor machte ich aber noch einen letzten Versuch. Ich reducirte den Plan, immer mit Festhaltung meiner Idee, auf das Aeußerste und schickte Schumann eine zweite, kürzere Bearbeitung ein. Gleichzeitig legte ich mehrere lyrische Gedichte von mir bei, die ich Schumann zur Composition anbot. — Ich erhielt hierauf folgende Antwort:

(IV.) Düsseldorf, den 25. Juni 1851.

Geehrter Herr!

Mancherlei Arbeiten, neu begonnene, wie ältere abzuschließende*), haben mich in der letzten Zeit nicht dazu kommen lassen, meine Gedanken auf den einen, unsern Luthertext, zu concentriren, wie ich so gern gewünscht. Und es wird auch in der nächsten Zeit die Sammlung dazu noch ausbleiben, da ich mich augenblicklich in so verschiedener Sphäre herumtreibe. Zudem sehe ich nun, daß sich schriftlich ein solcher Plan, ein solches Werk nicht zu Ende führen läßt, und baue denn auf Ihre Verheißung, daß Sie vielleicht noch diesen Herbst nach dem Rhein zu kommen möglich machen. Bringen Sie dann nur eine fertige Skizze mit, so kommen wir dann in einigen Stunden weiter, als sonst in Wochen.

Nur das Eine möchte ich Ihnen ans Herz legen, was mir immer klarer wird. Das Oratorium müßte ein durchaus volksthümliches werden, eines, das Bauer und Bürger verstände — dem Helden nach, der ein so großer Volksmann war. Und in diesem Sinne würde ich mich auch bestreben, meine Musik zu halten, also am allerwenigsten künstlich, complicirt, contrapunctisch, sondern einfach, eindringlich, durch Rhythmus und Melodie vorzugsweise wirkend. Möchten Sie mir dann in diesem Sinne zur Hand bleiben und bald mir mehr zu hören geben, wenn Sie eben noch nicht gleich kommen könnten.

---

*) Schumann hatte von Anfang April bis Mitte Mai „Der Rose Pilgerfahrt" (zunächst mit Pianoforte), und von Mitte Mai bis Mitte Juni den „Königssohn" componirt.

Vielen Dank auch für die Gedichte, zu deren einem und dem andern sich vielleicht bald Musik einstellt. Die Gedichte für Dr. Müller werde ich schon gern besorgen.*)

Nun noch eine Frage und Bitte. Mir fiel ein, daß manche Ballade mit leichter Mühe und guter Wirkung als Concert-Musikstück für Solostimmen, Chor und Orchester zu behandeln wäre. Vor allem hab ich es auf des „Sängers Fluch“ von Uhland abgesehen. Aber es fehlt mir dazu ein Poet, der einige Stellen in die musikalische Form gösse. Auf dem beifolgenden Blättchen, das in seiner Fassung freilich sehr Ihrer Nachsicht bedarf, habe ich ungefähr angedeutet, wo das Original beibehalten, und, bei Nr. II. und bei dem Ensemble in Nr. III., wo es geändert werden müßte. Dabei wünschte ich freilich das Uhland'sche Metrum beibehalten, und wohl auch die Sprachweise einigermaßen der Uhlands angepaßt. Hätten Sie vielleicht einmal Zeit und Lust, an meine Bitte zu denken, wie dankbar würde ich Ihnen sein!

In jedem Fall hoffe ich recht bald wieder von Ihnen zu hören, und wie sich Ihre Pläne für den Herbst gestalten. Grüßen Sie Wenzel vielmal; ich mache ihn, wie auch Sie, auf ein Buch aufmerksam: Sämmtliche Dichtungen von Elisabeth Kulmann (6. Auflage) — eine wahre selige Insel, die im Chaos der Gegenwart emporgetaucht.

Ihr ergebener R. Sch

(Auf einem besonderen Blatt war folgende Skizze zu „Sängers Fluch“ verzeichnet):

Nr. I. Chor mit Solis.

Es stand in alten Zeiten — blühender Genoß.

Nr. II. Duettform (im Ganzen etwa 10 Zeilen).

Alter und Jüngling:

Nun sei bereit — steinern Herz.

Nr. III. Recitativ (Sopran).

Schon stehen — zum Ohre schwoll.

Ensemble.

Alter. Jüngling. König. Königin. Chor.

(Breit auszuführen.)

Nr. IV. Recitativ.

Und wie vom Sturm zerstoben — Gärten gellt:

Nr. V. Harfen.

Weh Euch!

Nr. VI. Chor.

Der Alte hat's gerufen — Das ist des Sängers Fluch.

Es war dies innerhalb desselben Jahres nun schon der dritte Plan, der mich mit Schumann in poetische Verbindung bringen sollte. Den ersten hatte er abgelehnt; von dem zweiten war ich selbst abgekommen; ich fühlte die Verpflichtung, diesen dritten Versuch zu einem gedeihlichen Ende zu führen, um Schumanns Ver-

*) Ich hatte Schumann gebeten, einige lyrische und epische Dichtungen von mir an W. Müller von Königswinter für sein „Rheinisches Album“ zu übergeben.

trauen zu rechtfertigen; daß dabei wenig Dank und noch weniger Ruhm zu ernten sei, wußte ich freilich im voraus. Es giebt in der That nichts Undankbareres, als die Bearbeitung von Werken berühmter Dichter für musikalische Zwecke. Jede Aenderung, jeder Strich, jeder Zusatz wird von der Kritik als Sacrileg verschrieen. Da nun aber selbst der conservativste Aesthetiker einsehen muß, daß eine derartige Bearbeitung ohne Aenderungen absolut nicht möglich ist, so lautet das caeterum censeo allemal: man hätte eben das Werk unberührt — d. h. in diesem Falle uncomponirt — lassen sollen. Hier glaubte ich nun freilich durch Schumanns Namen gedeckt zu sein; aber ich sollte mich getäuscht haben. Und ich war doch so unschuldig an dem ganzen Plan.

Ueber die Ausführung ließ sich allerdings streiten. Aber seltsamer Weise hat man mir sogar die Pietät, mit der ich hier verfuhr, zum Vorwurf gemacht. Ich wollte möglichst wenig Eigenes geben; ich wählte daher aus Uhlands Gedichten aus, was in der großen Gesangscene, welche Schumann „breit ausgeführt" wünschte, mir für die Gesänge des Harfners und Jünglings verwendbar schien, und überließ Schumann selbst die letzte Entscheidung. Auf diese Weise entstanden nach und nach drei Bearbeitungen der Hauptscene bis zur Katastrophe. Nun erlaubte ich mir eine zarte, schwärmerische Jugendneigung zwischen dem Jüngling und der Königin hinzu zu dichten, um die losbrechende Wuth des Königs klarer zu motiviren. Die Rose, welche die Königin dem Jüngling zum Dank für seine Lieder zuwirft, schien mir als alleiniger Anlaß zu der blutigen That doch gar zu unschuldig. Bei einer scenischen Darstellung können in solcher Situation Blicke und Geberden mehr sagen, als Worte; in der knappen Erzählungsform der Ballade bleibt der Phantasie des Lesers viel überlassen; wo aber, wie im Concert-Oratorium, der ausgeführte Dialog allein Alles leisten soll, ist eine sorgfältige Motivirung erforderlich, um den Vorgang möglichst deutlich und wahrscheinlich zu machen.

Schumann fand gerade an dieser Idee Gefallen, und das war mir genug. Mit dem ersten Anlauf sollte ich freilich seine Zufriedenheit noch nicht ganz gewonnen haben. Er schrieb mir:

(V.) Düsseldorf, den 18. Juli 1851.

Geehrter Herr!

Nur wenige Zeilen ist mir Ihnen zu schreiben heute vergönnt, da wir schon mit einem Fuß im Dampfwagen stehen, einen kleinen Ausflug nach Heidelberg ꝛc. ꝛc. zu machen. Aber ich hoffe, Sie ja bald zu sehen*). Nun aber freilich — den 17. August bin ich vielleicht nicht hier. Man hat mich von Antwerpen, wo den 17. ein großes Gesangfest (Wettstreit) ist, zum Preisgericht als Mitrichter eingeladen, und da das Fest interessant zu werden verspricht, habe ich wohl Lust, dahin zu gehen. Vor dem 15. reise ich aber in keinem Fall. Nun ist es vielleicht möglich, daß Sie schon vor dem 15. hier sein könnten, oder es wäre später auf Ihrer Rückreise, worüber Sie mich dann mit wenigen Worten aufklären möchten.

Und nun vor allem Dank für den Eifer, mit dem Sie in meine Idee eingegangen. Es ist ein herrlicher musikalischer Stoff, und Ihr Gedanke, gerade aus

*) Ich hatte Schumann geschrieben, daß ich ihn im August in Düsseldorf besuchen wollte.

Uhlands anderen Gedichten zu den Vorträgen den Sänger zu wählen, ganz vortrefflich. Dadurch ist aber freilich auch theilweise Unklarheit in der Verbindung entstanden, die indeß durch einige verbindende Zwischensätze (Reden des Königs, der Königin und des Chors) leicht gehoben werden könnte, wie dann das Ganze jedenfalls viel zu lang ist und sich der ganze große Mittelsatz auf ein Lied des Jünglings, eines des alten Harfners, ein Duett Beider und ein Terzett oder Quartett dieser mit Königin und König beschränken müßte, worauf dann der Köhig sein „Du hast mein Volk verführt" in die Menge schleubert.

Doch alles dies läßt sich mündlich am besten erklären und ob mir es auch schwer wird, so lange zu warten, so will ich es doch zum Besten des Werkes.

Für heute empfangen Sie nochmals herzlichen Dank und lassen mich bald Bestimmtes über Ihre Reisepläne wissen.

Vielmals grüßend Ihr ergebener R. Schumann.

Viele Grüße an Wenzel; ich habe diesen Frühling ein Mährchen, „Der Rose Pilgerfahrt" für Solis und Chor componirt, das wir vor acht Tagen mit guter Wirkung zum erstenmal aufgeführt; Wenzel interessirt sich immer für mich; wollen Sie es ihm sagen.

Die von Schumann gewünschten Aenderungen führte ich sofort aus, kürzte bedeutend in meinem Text und suchte neue Lieder für die Sängerscene. Meine Reise nach Düsseldorf verschob ich bis nach der Rückkehr Schumanns aus Antwerpen, und erhielt von ihm unterm 22. August die Nachricht, daß er nach Düsseldorf zurückgekehrt sei und mich erwarte: „Es würde mich freuen, wenn Sie recht bald kämen."

Der 3. September war der langersehnte Tag, an dem ich Schumann endlich persönlich kennen lernen sollte. Ich traf in der Nacht in Düsseldorf ein und trat am anderen Morgen um 11 Uhr mit klopfendem Herzen meinen Weg zu Schumanns Wohnung an. Sein Haus lag an einer breiten, mit Kastanien bepflanzten Straße, nicht weit vom Rhein entfernt. Er wohnte in der ersten Etage; ich wurde in den Musiksalon geführt, wo zwei Concertflügel neben einander standen. Kaum war ich angemeldet, so kam Schumann auch schon aus seinem Arbeitszimmer in den Salon, ging mir freundlich entgegen, bot mir die Hand und sagte in seinem leisen Tone: „Nun, das ist schön, daß Sie gekommen sind". — Ich war zu bewegt, um viel erwidern zu können, und folgte ihm in sein Arbeitszimmer, das auf der Rückseite des Hauses lag. Es hatte nur ein Fenster nach dem Hofe hinaus, war sehr still gelegen, klein, aber gemüthlich. Am Fenster befand sich ein Stehpult, auf welchem Manuscripte lagen; außer einem großen Schreibtisch, war noch ein eleganter Noten- und Bücherschrank im Zimmer, welcher eine schön gebundene Handbibliothek in musterhafter Ordnung enthielt. Außer seinen eigenen Werken sah ich bei flüchtigem Ueberblick dort die Partituren von Bach, Händel und Beethoven. Portraits berühmter Tonkünstler schmückten die Wände. Dicht über dem Schreibtische hing — das Portrait von Elisabeth Kulmann.

Schumann setzte sich neben mich auf das Sopha, sah mich freundlich an — und schwieg. Ich war schon darauf vorbereitet, daß er sehr schweigsam sei; dennoch setzte mich dieses consequente Schweigen in steigende Verlegenheit. Ich schlug alle möglichen Thema's an, von denen ich glauben konnte, daß sie ihn interessiren

dürften; — er schwieg sich aus, nickte nur hier und da zustimmend mit dem Kopfe, warf wohl auch ein billigendes oder zweifelndes Wort dazwischen, ließ mich aber ruhig weiter reden.

Endlich zog ich meine Manuscripte hervor: meine dritte Bearbeitung des Luther und meine zweite von Sängers Fluch. Dies brachte die Unterhaltung endlich in Fluß. Schumann wünschte, ich möchte mich mehrere Wochen in Düsseldorf aufhalten können, um das Ganze mit ihm gründlich durchzuarbeiten. Darauf konnte ich für jetzt nicht eingehen. Aber ich stellte die andere Frage: ob Düsseldorf vielleicht ein geeigneter Ort wäre, um mich dauernd daselbst niederzulassen. Es wäre mein lebhaftester Wunsch gewesen, in Schumanns Nähe für immer bleiben zu können. Ich hatte mich noch nicht fixirt; wenn mir also Düsseldorf irgendwelche Aussicht auf eine dauernde Beschäftigung hätte bieten können, wäre ich sofort zum Bleiben entschlossen gewesen.

Davon rieth mir aber Schumann selbst ab. Er glaubte nicht, daß ich hier irgend etwas finden könnte, was einen dauernden Aufenthalt hätte lohnend machen können. Wenn ich aber lediglich meinen literarischen Arbeiten leben und keine Anstellung suchen wollte, dann empfehle er mir die Schweiz zum Aufenthalt, Zürich oder Bern. Er sei im vergangenen Sommer wieder dort gewesen; es sei doch gar zu schön. Am liebsten möchte er selbst für immer dort leben. Dann sprach er mir sehr warm von Jeremias Gotthelfs Schriften, die er jetzt mit besonderem Genusse lese.

Nach einem mehr als einstündigen Besuche hielt ich es an der Zeit, mich zu entfernen. Schumann entließ mich sehr freundlich und bat mich, gegen Abend wieder zu kommen. — Ich war um 5 Uhr schon wieder bei ihm. Sofort wurde über meine Textbearbeitungen ernstlich verhandelt. In Bezug auf Luther entwickelte ich ihm nochmals meine Ideen für Neugestaltung des Oratoriums, die mich dabei geleitet hatten, und bat um nochmalige Erwägung meines Planes. Ich fühlte wohl, daß ich Schumann nicht überzeugte. Er nahm das Manuscript und legte es auf sein Pult, ohne vorläufig in das Einzelne einzugehen. Den Text zu Sängers Fluch unterzog er aber einer sehr genauen Prüfung, deutete mir Kürzungen und Aenderungen an und bat mich, ihm noch mehr Liedertexte von Uhland zur Auswahl vorzuschlagen, da die von mir getroffene Wahl ihm nur theilweise zusagte.

Dann erhob er sich und fragte mich, ob ich ihn begleiten wolle. Er pflegte um diese Abendstunde in einer nahe gelegenen Restauration einige Bekannte zu sehen. Natürlich ging ich mit ihm; wir trafen dort W. Müller von Königswinter, Robert Franz, Tausch und einige Düsseldorfer Künstler, denen mich Schumann vorstellte; das Gespräch war anregend, ungezwungen, berührte jedoch keine besonders interessanten Punkte. — Schumann sprach sein Bedauern aus, daß ich nicht einige Tage früher gekommen sei. Liszt habe ihn besucht und dabei sei in seinem Hause auf zwei Flügeln von Liszt und Frau Schumann viel musicirt worden. — Ich begleitete Schumann bis an sein Haus zurück. Er bat mich, am folgenden Vormittag um dieselbe Stunde wie heute wieder zu kommen. Am Morgen pflege er bis gegen Mittag zu arbeiten.

Als ich am nächsten Mittag in sein Arbeitszimmer trat, war Schumann mit einer Partitur beschäftigt. — „Liszt will meinen Manfred in Weimar zur Auf-

führung bringen," sagte er. „Ich bin eben dabei, das Drama bühnengerecht zu machen. Wenn Manfred gedruckt wird, will ich diesen gekürzten Text der Partitur vordrucken lassen. Bei Concertaufführungen kann man ihn dann auch mit vertheilten Rollen lesen."

Ich bemerkte, daß er auf nicht viele Bühnenaufführungen zu rechnen haben dürfte, weshalb er die Textbearbeitung sofort im Hinblick auf Concertaufführungen unternehmen möchte. Ich wies auf die verbindenden Dichtungen zur Egmont- und Sommernachtstraum-Musik als Muster hin. — „Dies würde eine völlige Umarbeitung nöthig machen," entgegnete Schumann, „und das ist nicht meine Aufgabe. Versuchen Sie sich daran; es ist aber nicht leicht.*) Ich selbst muß mich auf Zusammenziehung des Dramas beschränken. Ich habe die Uebersetzung von Posgazu gewählt, weil ich sie der von Böttger vorziehe. Scenisch bietet die Manfredaufführung mancherlei Schwierigkeiten. Geistererscheinungen fallen auf den Bühnen immer zu materiell aus. Wie denken Sie sich z. B. die Erscheinung der Elementargeister?"

Ich erwiderte, daß mir die Art, wie zu jener Zeit (unter Devrients Regie) im Dresdener Hoftheater Fausts Traum dargestellt wurde — durch in einander übergehende Nebelbilder — am meisten zusage. Schumann schien diese Idee zu gefallen und er ließ sich darüber näher berichten. — Dann kamen wir auf Elisabeth Kulmann zu sprechen, die er außerordentlich hochhielt. Er theilte mir mit, daß er vor Kurzem zwei Liederhefte aus ihren Gedichten componirt habe. — Auf meine, ihm eingesandten Gedichte übergehend, munterte er mich auf, ihm noch mehr zu schicken. Er suche vor Allem jetzt Texte, welche sich für Frauenohren eigneten. Diese seien aber nicht leicht zu finden; es wäre ihm willkommen, wenn ich darauf besonderen Bedacht nehmen wollte. — Zugleich gab er mir die Erlaubniß, zur „Frühlingsnacht" von Eichendorff (op. 39 Nr. 12) eine zweite Strophe zu dichten. Das Gedicht sei eben nicht länger gewesen; anstatt eines zweimaligen Vortrags derselben Strophe, wie sie die Concertsänger jetzt beliebten, sei ihm eine weitere Ausführung des dichterischen Gedankens lieber. Ich möge sie versuchen.**)

Dann sprach Schumann den Wunsch aus, nach „Sängers Fluch", den er möglichst bald in Angriff zu nehmen wünschte, noch mehrere Balladen zu componiren. Er suche in Uhland nach weiteren Texten. Ich empfahl ihm Geibels „Page und Königskind", theils wegen des phantastischen Stoffes, theils weil dieser Balladen-Cyclus den Vortheil hätte, keiner weiteren Textbearbeitung zu bedürfen. Man könne ihn so componiren, wie er von Geibel gedichtet sei. Schumann erinnerte sich dieser Balladen nicht deutlich, hat aber meine Empfehlung im Gedächtniß behalten. Denn im folgenden Jahre (Juni bis September 1852) hat er „Page und Königskind" in der That componirt.

Für die endgültige Feststellung von „Sängers Fluch" gab mir Schumann noch zwei Monate Zeit, für die des Luther bis zum nächsten Frühjahr.

---

*) Ich habe dies später auch gethan, aber erst nach Schumanns Tode. Meine Concertbearbeitung ist bei Breitkopf und Härtel 1858 erschienen und wird jetzt allenthalben benutzt.

**) Diese zweite Strophe wurde von mir im folgenden Jahre gedichtet und, von Schumann approbirt, mit einer neuen Separatausgabe des Liedes später veröffentlicht.

Als ich mich gegen 1 Uhr entfernte, lud mich Schumann zum Nachmittag zu einer Landpartie mit seiner Familie ein. Hier lernte ich ihn nun von der gemüthlichsten Seite, als Familienvater, kennen. Er war so heiter und gesprächig, wie ich bei der ersten Begegnung nie geglaubt hätte, daß er es werden könne, theilte seiner Gattin die Pläne mit, die er mit mir vorhabe, lobte meinen Eifer, auf seine Wünsche einzugehen, und munterte mich auf, mich auch im dramatischen Gebiete zu versuchen. In der Oper sei noch viel zu thun; aber die beste Schule sei doch zunächst ein regelrechtes Drama, mit dem ich versuchen müßte, auf die Bühne zu kommen, um daran meine Erfahrungen zu machen.

(Schluß folgt.)

Sintfluth und Diluvium.

Von

K. A. Zittel.

München.

Den Sagenkreis der Naturvölker durchweht ein frischer, ursprünglicher Hauch. Inniger als wir Kinder der Civilisation ist der culturlose Mensch mit seiner äußeren Umgebung verwachsen. Unmittelbarer und folgenschwerer treten alle Naturereignisse an ihn heran. Mit ihnen beschäftigt sich darum auch seine Phantasie; sie erscheinen ihm nicht als Folgen natürlicher Gesetze, sondern als Ausflüsse menschenähnlicher Wesen. Er belebt sich Luft, Wasser und Erde mit Geistern, welche nach Menschen Art einander freundlich oder feindlich gesinnt sind und in die Schicksale der Erdbewohner gütig oder verderblich eingreifen. Mit Vorliebe werden namentlich regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen personificirt. So erkannten unsere indogermanischen Ahnen im Gewitter nicht einen natürlichen meteorologischen Vorgang, sondern den Kampf eines bösen Dämons mit dem milden Sonnengott. Noch im hellenischen Mythos ist es nicht ein glühendes Gestirn, das der Erde Licht und Wärme spendet, sondern der strahlende Helios, der jeden Morgen auf beflügeltem Viergespann die Fahrt über das Himmelsgewölbe beginnt, um am Abend in den Fluthen des Oceans unterzutauchen.

Auch den selteneren Naturerscheinungen werden besondere Beziehungen zu den Menschen unterlegt. Sie sind häufig Verkündigungen späterer Ereignisse, häufig auch Strafe für verübte Schuld. Je großartiger, desto fester prägen sie sich der Erinnerung ein. Sie werden forterzählt, späteren Generationen überliefert und gelangen theilweise in den religiösen Sagenschatz eines Volkes, wo sie am zähesten festgehalten werden.

Jede Berührung von Nachbarvölkern führt den Betheiligten eine gewisse Summe neuer Vorstellungen und Ideen zu. Mit ihnen wandern auch die Sagen von Land zu Land, sie nehmen in der neuen Heimath ein fremdes Gewand und ein besonderes örtliches Colorit an. So entfernen sie sich mehr und mehr von ihrem Original und wenn sich auch gewisse Züge des Urbilds mit bewunderungswürdiger Dauerhaftigkeit erhalten, so bedarf es doch in vielen Fällen des ganzen Scharfsinns eines Forschers, um hinter der angenommenen Maske das wohlbekannte Antlitz wieder zu erkennen.

Wenige Sagen sind auf so weitem Gebiet verbreitet, wenige so eng mit religiösen Anschauungen verknüpft, als die einer ehemaligen großen, verheerenden Fluth. Unsere germanischen Vorfahren im Norden dachten sich die Erde in der Urzeit von Riesen bevölkert. Ymir, der mächtigste unter ihnen, wurde getödtet und in seinem ausströmenden Blute ertranken alle seine Genossen bis auf einen einzigen, Bergilmir, der sich in einer Wanne aus dem Blutbad rettete. Jede Erinnerung an diese rohe, bis in die Schöpfungstage hinaufreichende Sage hat sich heutzutage im Volke verloren, an ihre Stelle ist eine edlere und poetischere getreten, welche uns aus dem fernen Osten, aus Klein-Asien, entgegen gebracht wurde.

An die Noachische Fluth denken wir zuerst, wenn von Fluthsagen die Rede ist, denn mit dieser sind wir von Kindheit an vorzugsweise vertraut.

Der Menschen Bosheit war groß geworden — so heißt es in der Genesis — da reuete es Gott, daß er sie erschaffen und er beschloß zu vertilgen die Menschen, das Vieh, das Gewürm und die Vögel unter dem Himmel. Nur Noah fand Gnade vor seinen Augen. Er hieß ihn die Arche bauen und darin aufnehmen seine Familie und allerlei Thiere. Dann kam das Gewässer der Sintfluth, es brachen alle Brunnen der großen Tiefe auf und die Fenster des Himmels öffneten sich. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnete es; das Wasser nahm so überhand, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel fünfzehn Ellen hoch bedeckt wurden; 150 Tage stand das Gewässer auf Erden, dann fing es an zu fallen. Am ersten Tage des 10. Monats sahen die Bergspitzen hervor und nach einem Jahr und etlichen Tagen war die Erde wieder trocken.

Dies ist in den Hauptzügen der Verlauf jener Katastrophe, welche wir in der Regel Sündfluth nennen, obwohl die Lutherische Bibelübersetzung stets den Ausdruck Sintfluth, d. h. große, allgemeine Fluth (vom althochdeutschen Wort sin oder sint = groß) gebraucht. Indessen schon im 13. Jahrhundert hatte der Franziskaner Prediger Berthold von Regensburg das damals allgemein richtig verstandene Wort Sintfluth mit Sündenfluth vertauscht und diese theologische Substitution verdrängte nach und nach die ursprüngliche Schreibweise.

Ueber den Schauplatz der Noachischen Fluth scheint uns der mosaische Bericht ganz bestimmten Aufschluß zu ertheilen, denn es heißt ja, die Arche habe sich auf dem Berge Ararat niedergelassen. Allein wo wir sonst in der Bibel das Wort Ararat finden, ist nicht ein einzelner Berg, sondern stets ein ganzes Land damit gemeint. Ueber die Lage dieses Landes fehlen jedoch nähere Angaben. In den ersten christlichen Jahrhunderten schien man unter Ararat das heutige Armenien oder Kurdistan zu verstehen.

Die Vulgata übersetzt die fragliche Stelle geradezu „super montes Armeniae“, die meisten älteren Bibelübersetzungen sprechen von den kurdischen Bergen und nur die samaritanische läßt die Arche auf den Bergen von Ceylon stranden.

Man wende nicht ein, die Frage sei dadurch entschieden, daß die riesige Bergpyramide in Armenien, welche 10,000 Fuß über die benachbarte Ebene und 17,000 Fuß über den Meeresspiegel emporragt, noch heute den Namen Ararat trage und denselben jedenfalls aus alter Zeit überliefert erhalten habe. Dem ist nicht so, denn diese in Europa geläufige Bezeichnung ist im ganzen Orient bei der Bevölkerung unbekannt. In Armenien heißt der große Ararat Massis.

Mit den Zweifeln über den Schauplatz der Fluth stellen sich, wenn wir vom Ararat absehen müssen, sogleich weitere über ihre Höhe und Ausdehnung ein. Nach dem Wortlaut der Genesis kann es sich freilich nur um eine universale, den ganzen Erdball bedeckende Ueberschwemmung handeln, denn „alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel" waren vom Wasser bedeckt. Allein wir müssen bedenken, daß sowohl der Augenzeuge des Ereignisses, als auch der Berichterstatter Orientalen sind und wer kennt nicht deren Vorliebe für pomphafte und generalisirende Epitheta? So meint wohl auch jener Augenzeuge, auf dessen überlieferten Bericht sich Moses stützt, wenn er von allen Bergen spricht, nur die Berge in seinem Gesichtskreis und da diese alle unter Wasser standen, so dünkt es ihm gerechtfertigt und zugleich eindringlicher zu sagen, „alle Berge unter dem ganzen Himmel".

Die Berge des Noah müssen wir natürlich in Vorderasien, in der Heimath der Hebräer und ihrer Stammesgenossen suchen. Wir werden aber gut thun, ein Land mit niedrigen Bergen, mit starken Quellen und Flüssen zu wählen, denn nirgends ist vom Eingreifen des Meeres die Rede, sondern nur von andauernden Regengüssen und vom Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe. Das weist offenbar auf eine gewaltige Ueberschwemmung im Binnenlande hin und wenn wir den theologischen Exegeten nicht in ihre Spitzfindigkeiten folgen wollen, womit sie die enormen Wassermassen für eine universale Fluth herbeizuschaffen suchen, so werden wir lieber jener Anschauung den Vorzug geben, welche im biblischen Lande Aram, also am oberen Euphrat und Tigris den Schauplatz der Noachischen Fluth vermuthet. Dort sollen ja auch die Vorfahren der Hebräer gewohnt haben und von dort, sagt man, seien sie unter Abrahams und später unter Jacobs Führung nach Süden und Westen gewandert.

Ein gewichtiger Grund für diese Annahme dürfte wohl auch darin liegen, daß sich bei den einstigen Bewohnern der Euphrat- und Tigrisländer, bei den Chaldäern und Babyloniern, die jüdische Fluthsage in wenig veränderter Gestalt wieder findet.

Dem babylonischen Noah, Xisuthros, erschien nach den Aufzeichnungen des Baalspriester Berosus im 3. Jahrhundert vor Christo, Gott Kronos im Traum und offenbarte ihm, die Menschen würden durch eine Wasserfluth umkommen. Er hieß ihn die heiligen Schriften zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes, zu vergraben, darauf ein Schiff zu bauen und hineinzugehen mit Freunden und Verwandten. Und Xisuthros baute ein Schiff von 15 Stadien Länge und 2 Stadien Breite, d. h. dreiviertel Stunden lang und 1200 Fuß breit. In diese Riesenarche nahm er außer seiner Familie und Freunden Vierfüßler und Vögel auf und rettete sie vom allgemeinen Untergang. Als Xisuthros das Fallen des Wassers bemerkte, sandte er einen Vogel aus und als dieser wieder zurückkehrte einen zweiten und dritten, von denen der letzte ausblieb. Da erkannte Xisuthros, daß die Erde wieder offen sei und bald darauf landete die Arche im Lande der Armenier, auf den kurdäischen (kurdischen) Bergen. Er stieg mit seiner Frau, Tochter und dem Schiffsbaumeister ans Land, errichtete einen Altar und opferte. Als auch die Uebrigen nachfolgten, war Niemand von den zuerst ans Land Getretenen mehr zu sehen. Aber des Xisuthros Stimme, aus der Luft herabkommend, verkündigte, er sei seiner

Gottesfurcht halber in die Wohnung der Götter aufgenommen worden und derselben Ehre seien auch seine Frau, Tochter und der Schiffsbaumeister theilhaftig. Die Uebrigen sollten nach Sippara gehen, die heiligen Bücher ausgraben und sie den Menschen mittheilen.

Von dem riesigen Schiffe des Xisuthros wollen spätere Babylonier noch ein Stück in den kurdischen Bergen gefunden haben und bis in die Zeit des Berosus wurden Trümmer davon als heilkräftige Reliquien hoch geschätzt.

Wer möchte bei dieser, bis auf nebensächliche Details, mit der biblischen Erzählung übereinstimmenden Sage den gemeinsamen Ursprung leugnen? Man kann nur darüber zweifelhaft sein, ob man mit der Mehrzahl der jüdischen und christlichen Theologen dem mosaischen, oder mit dem genialen Archäologen Jul. Braun der babylonischen Version die Priorität und größere Ursprünglichkeit zuerkennen will.

Für unsere heutige Betrachtung liegt kein Bedürfniß nach einer Parteinahme für eine der beiden Meinungen vor, sehen wir vielmehr, in welcher Form sich die Fluthsage bei anderen Völkern findet.

Sie begegnet uns zunächst in ähnlichem Gewande bei den Phrygiern, wo König Annakos oder Nannakos, der über 300 Jahre alt wurde, eine große Fluth verkündigt und wehklagend für sein Volk betet.

Auch bei den Phöniziern ging eine Sage von dem Kampf und der Rettung des Demaros aus der Alles verheerenden Fluth des Pontos.

Unter den Namen Deukalion und Ogyges tritt die Fluthsage in den hellenischen Mythenkreis ein. Die dunkeln Spuren der Ogygischen Fluth, als deren Schauplatz bald die Umgebung des Kopaïssee in Böotien, bald Attika bezeichnet werden, beziehen sich auf ein Ereigniß von beschränkter Ausdehnung, bei welchem indeß viele Menschen zu Grunde gingen.

Auch in der Deukalion-Sage spielt, wenigstens in ihrer älteren und ursprünglichen Form, die Fluth eine untergeordnete Rolle. Herodot weiß, wenn er von Deukalion, dem Vater der Hellenen, erzählt, überhaupt noch nichts von einer Fluth. Bei Pindar (5. Jahrh. vor Christi) heißt es nur, als König Deukalion und seine Gattin Pyrrha vom Parnaß niederstiegen, „lag das schwarze Erdreich vom Schwall des Wassers überschwemmt, bis durch die Kunst des Zeus die Fluth schwand." Aus diesen dürftigen Anhaltspunkten hat sich im Lauf der Jahrhunderte die Sage einer allgemeinen Fluth entwickelt. So giebt z. B. Ovid eine hochpoetische Schilderung der Katastrophe, durch welche Zeus das entartete Menschengeschlecht im ehernen Zeitalter vernichtete.

Alles, Menschen und Thiere, fanden nach Ovid damals den Tod in den Fluthen, nur Deukalion und Pyrrha retteten sich in einem Schiff und erzeugten später durch rückwärts geworfene Steine ein neues Menschengeschlecht.

In welchem Grad sich die Deukalion-Sage durch den Contact mit dem Orient verändert hat, zeigt uns die aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammende Erzählung des Lucian. Hier wird Deukalion um seiner Frömmigkeit willen gerettet. Er baut einen großen Kasten und nimmt darin auf seine Weiber und Kinder, außerdem Schweine, Pferde, ja sogar Löwen und Schlangen. Der Kasten strandete

wahrscheinlich am Libanon, denn dort stiftete Deukalion ein Heiligthum über einem Erdspalt, zu welchem Pilger aus Vorder-Asien lange Zeit hindurch Gaben brachten.

Was ist hier außer dem Namen Deukalion und dem Wasser von der hellenischen Sage übrig geblieben? Die Gattin Pyrrha wird nicht mehr genannt, statt ihrer nimmt Deukalion mehrere Weiber in die Arche; auch die Erzeugung von Menschen aus rückwärts geworfenen Steinen ist vergessen, dafür treten die Erbauung der Arche und die Rettung der Thiere in den Vordergrund und der ganze Schauplatz des Ereignisses verschiebt sich in's kleinasiatische Küstenland.

Wenn man somit die Entwicklung der Ogyges- und Deukalionsagen überblickt, so zeigt sich in unverkennbarer Weise eine zunehmende Einmischung hebräisch-assyrischer Elemente, die schließlich zur völligen Verdrängung des eigentlichen hellenischen Kernes führt.

Widerstandsfähiger gegen fremde Einflüsse erwies sich das älteste Culturvolk an den Ufern des Mittelmeeres, die Aegypter. Sie, die so viele Ideen ihren Nachbarn mitgetheilt haben, verschmähten es, fremde Sagen in ihren religiösen Mythenkreis aufzunehmen. Die Priester von Sais gaben dem Solon zwar zu, es habe die Deukalionische Fluth ehemals Alles verwüstet und nur die Bewohner der höchsten Berge übrig gelassen, aber, setzten sie spöttisch hinzu, Aegypten sei verschont worden und darum erfreue es sich seiner hohen Cultur, da es nicht wie Hellas nach der Fluth wieder von vorne habe anfangen müssen.

Der Mangel einer aegyptischen Fluthsage kann nicht befremden. Im Nilland sind Ueberschwemmungen wohl bekannte, periodisch eintretende Erscheinungen, die keine Verwüstungen und Schrecken im Gefolge haben, sondern im Gegentheil von der Bevölkerung wegen ihrer befruchtenden Wirkung mit Freuden begrüßt werden.

Wenden wir uns jetzt nach Osten, so begegnet uns bei den Persern wieder eine Fluthsage, die offenbar nicht frei von hebräischen oder assyrischen Einmischungen, wenn schon ihr ursprünglicher Inhalt mit den eigenthümlichen altpersischen Schöpfungsmythen innig verwoben war.

In der altindischen Literatur finden sich Fluthsagen, die alle eine religiöse Tendenz verfolgen, und von denen die späteren durch mancherlei Ausschmückungen von der ältesten abweichen. Diese hat in der Kürze ungefähr folgenden Inhalt:

Dem Manu kam eines Morgens beim Waschen ein Fisch in die Hände. Der sprach zu ihm: pflege mich, so will ich dich retten. „Wovon willst du mich retten?" „Eine Fluth wird kommen und alle diese Geschöpfe fortführen, davon will ich dich retten." Manu zog das Fischlein groß, baute dann auf dessen Rath ein Schiff und bestieg es, als die Fluth kam. Er band das Schiff mittelst eines Taues an das Horn des Großfischs und dieser führte ihn über „den nördlichen Berg". Dann sprach der Fisch: „Ich habe dich gerettet, binde das Schiff an einen Baum, damit dich nicht das Wasser fortspüle; wenn das Wasser fällt, dann magst du herabsteigen." Manu opferte, goß zerlassene Butter, dicke Milch und Molken in's Wasser und daraus entstand in einem Jahr ein Weib.

Noch ursprünglicher, aber auch um ein gut Theil prosaischer klingt die Fluthsage bei den Chinesen. Dies abgeschlossene Culturvolk scheint in der Urzeit eben so wenig, wie heute, das Bedürfniß nach fremder Berührung und Belehrung empfunden zu haben. Zwar wollen christliche Missionäre wahrscheinlich in halb ver-

standenen Fabeln eine wunderbare Aehnlichkeit gewisser chinesischer Sagen mit dem mosaischen Fluthbericht gefunden haben; wie viel jedoch davon zu halten ist, läßt sich am besten beurtheilen, wenn man die älteste Ueberlieferung des Yü-King, einem Theil des großen, dem Confucius zugeschriebenen Geschichtswerkes Shu-King hört.

Während der Regierung des Urkaisers Yau, welcher etwa 2300 v. Chr. lebte, bedeckte eine ungeheure Fluth das chinesische Reich und breitete sich über die Berge aus. In dieser Noth erhielt Yü den Auftrag, Abzugscanäle durch die Gebirge zu graben, die Quelle der Flüsse zu reinigen, ihr Bett zu vertiefen und sie einzudämmen. Und so trefflich löste Yü seine Aufgabe, daß er später zum Lohn für die großen Wohlthaten, welche er dem himmlischen Reich erwiesen, zum Kaiser ernannt wurde und als eine der populärsten Figuren in der chinesischen Urgeschichte hervorleuchtet.

Wo bleibt da die gerühmte Aehnlichkeit mit dem mosaischen Bericht? Die Fluth des Yau ist ein einfaches, verheerendes Naturereigniß ohne allen religiösen Hintergrund. Hier finden wir nichts von einem göttlichen Strafgericht, dem die verderbte Menschheit erliegt, nichts von der Rettung eines gottbegnadigten Auserwählten, der zugleich mittelst einer Arche für die Forterhaltung der Thierwelt zu sorgen hat.

Anders freilich scheint es mit einzelnen der zahlreichen Fluthsagen zu stehen, welche in Amerika, auf den Inseln des stillen Oceans und sogar in Afrika verbreitet sind.

Bei den Grönländern geht die Tradition, die Erde sei einmal in's Meer gesunken oder wie ein Kahn umgeschlagen. Alle Menschen seien dabei umgekommen, bis auf einen Einzigen. Dieser habe mit dem Stock auf die Erde geschlagen, worauf eine Frau hervorgekommen sei, mit welcher er die Erde wieder bevölkerte. Der Fluth selbst seien 10 Generationen vorausgegangen. Als Beleg für die allgemeine Ueberschwemmung weisen die Grönländer auf Walfischknochen und Muschelschalen hin, welche sich weit vom Meere auf einem hohen Berge finden.

Wir könnten nun unser Thema durch die beiden Hälften des amerikanischen Continentes verfolgen. Es würde in mancherlei Modulationen in unser Ohr klingen, wenn wir es aus dem Munde eines Irokesen, Apalachen oder Hundsripp-Indianers in den Vereinigten Staaten oder eines Tamanaken vom Orinoko vernähmen. Doch es liegt nicht in meiner Absicht, sämmtliche bekannten Fluthsagen vollständig aufzuzählen.

Ich kann um so leichter auf die Wiedergabe der bei wilden Völkern verbreiteten Fluthsagen verzichten, als viele derselben ganz offenbar unter falschem Gepräge cursiren. Wir hören z. B., daß die Mandan-Indianer ein religiöses Archenfest feiern, wobei alle Vorgänge der Fluth symbolisch dargestellt werden; man sagt uns ferner, daß bei den Inka's in Peru der Regenbogen als eine Erinnerung an die große Fluth und als ein Zeichen des Aufhörens derselben gilt und wir fragen erstaunt, auf welchem Wege diese biblischen Klänge nach jenen fernen Regionen gedrungen sind?

Die Antwort liegt nahe, wenn wir berücksichtigen, daß uns jene Sagen größtentheils von Missionären überliefert wurden, die aus den verworrenen Er-

zählungen ihrer Zöglinge gerne das heraushörten, was ihnen mit der Offenbarung der Schrift im Einklang zu stehen schien.

Ich will darum unsere Umschau mit zwei Sagen aus Amerika beschließen, für welche wir in Alexander von Humboldt einen unparteiischen Gewährsmann besitzen. In Cholula bei Puebla in Mexico berichten die Eingeborenen, daß bei der großen Ueberschwemmung im Jahre 4008 nach Erschaffung der Welt das Land Anahuak von Riesen bewohnt war. Alle Diejenigen, welche nicht umkamen, wurden mit Ausnahme von Sieben, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten, in Fische verwandelt. Als die Wasser abgelaufen waren, ging einer von diesen Riesen, Xelhuaz, der Baumeister, nach Cholula, wo er zum Andenken an den Berg Tlaloc, der ihm und seinen sechs Brüdern zum Zufluchtsort gedient hatte, einen künstlichen Hügel von pyramidaler Form aufführte. Die Götter sahen dies Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Unwillen und schleuderten, aufgebracht über Xelhuaz' Kühnheit, Feuer auf die Pyramide. Viele Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht fortgesetzt und man weihte es in der Folge dem Gotte der Luft. Die Trümmer des Monuments sollen noch jetzt zu sehen sein.

Bemerkenswerth ist die mehrfach wiederkehrende Erwähnung von Höhlen in den amerikanischen Fluthsagen. Es hat sich in der neuen Welt die Erinnerung an jene nicht allzuferne Periode, wo die Menschheit dem Troglodytenbrauche huldigte, offenbar besser erhalten, als in Europa und Asien.

Die zweite von Alexander von Humboldt aufgezeichnete Fluthsage hat ihre Heimath bei den Indianern am Orinoko. Man sieht daselbst oft Bilder in großer Höhe an Felswänden und fragt man die Einwohner, wie es möglich war, diese Bilder in Stein einzugraben, so antworten sie lächelnd durch Hinweisung auf eine Thatsache, die nur einem fremden, einem weißen Menschen unbekannt bleiben konnte: zur Zeit der großen Wasser seien ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt.

Unsere bisherigen Betrachtungen haben uns Erinnerungen an ehemalige, verheerende Fluthen bei Völkern rund um die Erde finden lassen. Meist bilden sie einen Theil des religiösen Sagenschatzes, hin und wieder sind sie aber auch jedes mystischen Beiwerks entkleidet und erscheinen wie der Nachhall eines geschichtlichen Ereignisses.

Wie sollen wir diese Erscheinungen erklären? Ohne alle Veranlassung werden Sagen mit so bestimmtem Inhalt nicht erfunden und da man die Fluthsagen sicherlich nicht zu den angeborenen und durch die tägliche Erfahrung bei jedem Menschen hervorgerufenen Vorstellungen rechnen darf, so müssen sich dieselben nothwendig auf eine wirkliche Begebenheit beziehen.

Bei einer ganzen Reihe von Fluthsagen läßt sich aus der Wiederholung gewisser nebensächlicher Einzelheiten der gemeinsame Ursprung fast mit Sicherheit nachweisen, daneben giebt es aber völlig unabhängige Ueberlieferungen, die nur durch das gemeinsame Thema mit den anderen verknüpft sind.

Wenn aber allen diesen Sagen eine thatsächliche Unterlage zukommt, wenn sie sich auf eine Katastrophe universeller Art beziehen, so müssen wir nothwendiger Weise auch noch die Spuren der großen Fluthen finden, von denen jene Mythen

erzählen. An die Naturwissenschaften und speciell an die Geologie tritt somit die Frage heran, wie sich ihre Erfahrungen zu diesen Sagen verhalten.

Darüber, daß die Erde in der Urzeit von gewaltigen Fluthen heimgesucht war, herrscht kein Zweifel. Ein großer Theil des festen Landes ist bedeckt mit Gesteinen die ihre Entstehung Gewässern verdanken, und eine Hauptaufgabe der Geologie besteht ja gerade darin, die Ausdehnung, die Reihenfolge und die Zeit der ehemaligen Fluthen, d. h. der einstigen Veränderungen in der Vertheilung von Wasser und Land zu untersuchen.

Wenn wir uns aber erkundigen, in welcher Beziehung die Ueberschemmungen der Urzeit zu den Fluthsagen stehen, so giebt uns die geologische Literatur verschiedenartige Antworten, je nach dem älteren oder jüngeren Datum der Schriften und je nach dem religiösen Standpunkt des Autors.

Im Mittelalter und noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten die sogenannten „Diluvianer" die herrschende Schule unter den Geologen. Nach ihrer Meinung waren alle geschichteten Sedimentgesteine während der Sintfluth abgelagert und durch sie sämmtliche darin befindliche Reste von Pflanzen und Thieren vernichtet worden.

Mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit suchten die Koryphäen der Schule, wie Woodward und Joh. Jacob Scheuchzer die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, welche die enorme Mächtigkeit der sedimentären Ablagerungen, ihre Härte, ihre chemische und physikalische Beschaffenheit, ihr Reichthum an Versteinerungen und deren regelmäßige Reihenfolge, der Annahme entgegen stellten, daß diese Gebilde durch eine einzige, wenige Monate dauernde Katastrophe entstanden seien.

Doch schon im 17. und 18. Jahrhundert wurde diese Lehre von einzelnen scharfen Denkern energisch bekämpft und heutzutage dürfte sich wenigstens unter den Naturforschern kein einziger Anhänger derselben mehr finden. Den zweifelhaften Ruhm, die letzte Lanze für diesen antediluvianischen Standpunkt eingelegt zu haben, hat sich der Jesuitenpater Athanasius Bosizio durch sein im vorigen Jahre (1877) erschienenes Werk „Geologie und Sündfluth" erworben.

Eine ernsthaftere Beleuchtung verdient jener Standpunkt, welcher nur in der letzten geologischen Erdperiode die Ueberreste und Spuren der Sintfluth erblickt. Dafür trat vor etwa 50 Jahren der englische Geologe Buckland, von welchem die Bezeichnung Diluvium herrührt, in die Schranken, verließ jedoch später seine ursprüngliche Ansicht und erklärte die Noachische Fluth für ein neueres, mit der Diluvialzeit in keinem Zusammenhang stehendes Ereigniß. Der frühere Buckland'sche Standpunkt wurde aber von einzelnen Naturforschern, wie Marcel de Serres und Andreas Wagner bis in die neueste Zeit mit aller Entschiedenheit vertheidigt und von der Mehrzahl der orthodoxen Theologen bis auf den heutigen Tag festgehalten. Um in dieser Frage zu einem selbständigen Urtheil zu gelangen, ist es erforderlich, eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was die Geologen unter Diluvium verstehen.

Mit diesem Namen bezeichnet man die jüngste der geologischen Formationen.

Bei ihrem Beginn war die Vertheilung von Wasser und Land den heutigen Zuständen ähnlicher, als in irgend einer früheren Periode und auch die Pflanzen- und Thierwelt trug, der Hauptsache nach, bereits die Tracht der Gegenwart.

Nur eine beschränkte Zahl meist großer ausgestorbener Säugethiere, wie Mammuth, Rhinoceros, Riesenhirsch, Höhlenbär, Hyäne 2c. verleihen der damaligen Fauna Europa's ein eigenthümliches Gepräge.

Das Diluvium der Geologen bezeichnet übrigens nicht eine einmalige Katastrophe von kurzer Dauer, sondern eine lange Entwicklungsperiode in der Urgeschichte der Erde. Es enthält mannigfaltige Ablagerung von verschiedenem Ursprung, zu deren Entstehung große Zeiträume erforderlich waren. Wir haben nicht nöthig, die Diluvial-Ablagerungen in ihrer Gesammtheit zu betrachten, ein Blick auf die Gebilde dieser Periode in einem beliebigen Theile Europa's reicht aus, um uns von der Richtigkeit dieses Satzes zu überzeugen. Wir wählen hierfür das südliche Bayern.

Ueber den Schichten der jüngeren Tertiärzeit, welche die Basis der schwäbisch-bayerischen Hochebene bilden, breitet sich vom Fuße der Alpen bis zum Jura eine fast horizontale Decke von Geröllen aus, die vorzugsweise von Süden her, aus den Alpen, in der Nähe der Donau aber auch theilweise von Osten, aus dem bayerischen Walde herbeigeführt worden sind. Stürmische Fluthen schütteten damals in einen ausgedehnten Süßwassersee jene Geröllmassen, die gegenwärtig den Boden eines großen Theiles von Schwaben und Oberbayern zusammensetzen. München, Augsburg, Landshut und die dazwischen liegenden Ortschaften stehen unmittelbar auf diesem älteren geschichteten Diluvium, das hin und wieder eine Mächtigkeit von 20—30 Meter erreicht und zuweilen zu fester Nagelflue verkittet ist. Etwas weiter südlich nimmt die Ebene plötzlich eine verschiedene Configuration an. Aus der tafelartigen einförmigen Fläche tritt eine wellenförmige Erhebung hervor, hinter welcher eine vielfach coupirte, anmuthige und wechselvolle Landschaft beginnt. Hügelzüge von mäßiger Höhe verlaufen bald in langgezogenem Rücken, bald in weiten Bogen wirr durcheinander; viele sind mit rundlichen Kuppen gekrönt, manche auch in vereinzelte Kegelberge aufgelöst. Sie umschließen Einsenkungen, worin die klaren Wasserspiegel von Seen und Teichen glänzen, wenn ihre Stelle nicht von nassen Torfmooren oder sumpfigen Wiesen eingenommen ist. Kein bestimmtes Gesetz beherrscht die Richtung der zum Theil trockenen, zum Theil mit schwachen Wasseradern versehenen thalartigen Depressionen. Gegen Norden bildet vom Inn bis nach Württemberg und Baden eine zusammenhängende Hügelkette, die bald bogenförmig vorspringt, bald buchtenartig zurückweicht, die Grenze dieses freundlichen Vorlandes der Alpen.

Untersucht man nun das Material, aus welchem die Hügel, sowie der ganze Untergrund des eben beschriebenen Gebiets zusammengesetzt ist, so findet man fast allenthalben groben Kies und Sand. Aber eine genauere Betrachtung läßt sogleich einen wesentlichen Unterschied von dem darunter liegenden geschichteten Diluvium erkennen. Die Gesteinstücke sind nicht mehr kugelig, eiförmig oder allseitig gerundet, sondern nur an Ecken und Kanten abgestumpft und unregelmäßig geformt; die frische, glänzende Oberfläche der Kalkgeschiebe zeigt scharfe, wie mit der Nadel eingeritzte Linien, welche weniger deutlich auch auf anderen Gesteinsarten wiederkehren. Die ganze Schuttmasse liegt regellos und ungeschichtet durcheinander und auf den Hügeln sind scharfkantige Blöcke ausgestreut, von denen einzelne riesige Dimensionen besitzen. Sowohl diese Irrblöcke oder Findlinge, als auch die gekritzten Ge-

schiebe und das sonstige Material des Hügellandes stammen ausschließlich aus den benachbarten Alpen.

Wie aber sind diese Riesenblöcke aus Gneiß und Granit aus den Central-Alpen in die bayerische Hochebene gelangt? An Wassertransport dürfen wir wegen der Entfernung, wegen der dazwischenliegenden Gebirge und vor Allem wegen der enormen Schwere der Blöcke nicht denken. Hier mußte eine andere bewegende Kraft, das Eis, eintreten. In der That, es unterliegt nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß in der Mitte der Diluvialzeit die Gletscher eine gewaltige Ausdehnung besaßen und Landstriche bedeckten, die sich heute eines gemäßigten Klimas erfreuen. Im Gebirgsstock des Stubaier- und Oetzthales lag die Firnmulde der Eisströme, welche einzelne Pässe der bayerischen Alpen überschritten, die nördlichen Gebirgsthäler ausfüllten und mit ihren Enden weit in das vorliegende Hügelland hinein ragten. Das soeben geschilderte ungeschichtete Diluvium mit den Irrblöcken und geritzten Geschieben ist nichts anderes als Gletscherschutt, es trägt alle charakteristischen Eigenthümlichkeiten desselben; die wallförmigen Hügelzüge sind End- und Seitenmoränen, alles Uebrige Grundmoränen ehemaliger Gletscher. Doch nicht nur die bayerisch-schwäbische Hochebene ist mit solchem Gletscherschutt überstreut. Auch das ober- und niederösterreichische voralpine Hügelland, die ganze Nordschweiz bis über den Rhein und bis in das Juragebirge hinein, tragen den Charakter der Moränenlandschaft und besitzen unverkennbare Spuren ehemaliger Gletscherbedeckung. Aber noch mehr! Das südliche Norwegen, Schweden, Finnland, ein Theil von Rußland, Dänemark, die ganze norddeutsche Ebene bis zum Rande der Sudeten, des Thüringer Waldes und des Harzes, ein Streifen von Holland und ein schmaler Strich der englischen Ostküste sind mit Geschieben und Findlingen übersäet, die zweifellos aus Skandinavien und Finnland herrühren und nur durch Eis, sei es durch schwimmende Eisberge, oder, was wahrscheinlicher ist, durch einen riesigen skandinavisch-deutschen Gletscher an ihre heutigen Fundorte geschafft werden konnten.

Wir könnten die Verbreitung von Gletschergebilden in Schottland, Irland, am Rand der südlichen Vogesen und des Schwarzwaldes, der Pyrenäen, des Atlas und Kaukasus, ja des Libanon verfolgen, wir würden ihnen ferner in weiter Ausdehnung in Nord-Asien und namentlich in Nord-Amerika wieder begegnen, und eine derartige Umschau würde uns allenthalben ähnliche Erscheinungen liefern. Sie beweisen, daß in der Mitte der Diluvialperiode die nördliche Hemisphäre mit enormen Gletschern bedeckt war, die theils von Norden her, theils von den hohen Gebirgen herab die benachbarten Gebirge überflutheten.

Nach mancherlei Schwankungen in den Temperatur-Verhältnissen und in der Ausdehnung der Riesengletscher wurde schließlich die Winterkälte definitiv von den wärmenden Sonnenstrahlen bekämpft. Die Gletscher schmolzen ab und zogen sich theils in die Polarregion, theils in die Gebirge zurück. — Auch dieser Rückzug ist nicht spurlos an der Oberfläche der betheiligten Landstriche vorübergegangen. Es brachen Fluthen aus den abschmelzenden Gletschern hervor, verursachten Ueberschwemmungen, ebneten stellenweise die Moränen aus und verhüllten sie mit einer mehr oder minder mächtigen Decke von Geröllen oder Lehm. Die südbayerische Moränenlandschaft trägt deutliche Spuren von Verwüstungen, die nur von solchen Gewässern herrühren können.

Viele Moränen sind durchwaschen, von Bächen durchbrochen, ausgeebnet und durch groben oder feinen Schutt verhüllt. Im südöstlichen Bayern z. B. sind dieselben nur ausnahmsweise noch nachweisbar.

Die Fluth beim Abschmelzen der Diluvial-Gletscher bezeichnet in Südbayern auch den Abschluß aller größeren geologischen Katastrophen; nach ihrem Aufhören gruben sich Bäche und Flüsse ihre heutigen Rinnsale allmählich in das Diluvialland ein und die Landschaft erhielt nach und nach ihre heutige Gestalt.

Aus der bisherigen Betrachtung der Diluvialgebilde, so flüchtig sie auch sein mußte, geht hervor, daß es sich bei dieser Periode nicht um einen Zeitraum von Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern nur um viele Jahrtausende handeln kann. Die Geologie besitzt leider noch kein Mittel, um die Dauer der urweltlichen Perioden mit einiger Sicherheit abzumessen, alle Zeitangaben haben darum immer nur den Werth roher Schätzungen. Aber wenn wir bedenken, welche Zeit erforderlich ist, um so verschiedenartige und so mächtige Schuttmassen anzuhäufen, wenn wir, um gar nicht zu reden von den Veränderungen in der Thier- und Pflanzenwelt, berücksichtigen, wie langsam die Gletscher vor- und zurückschreiten und wie viele Jahrtausende ein Granitblock bedurfte, um auf dem Rücken eines Gletschers vom Montblanc nach Neuchatel oder Solothurn oder aus dem Oetzthal an das Ufer des Starnberger Sees zu wandern, so müssen wir für die Eiszeit allein einen unendlich langen Zeitraum annehmen.

Daß der Mensch in Europa schon während des Diluviums existirte und Zeuge des Rückzugs der Gletscher war, kann jetzt kaum noch einem Zweifel unterliegen, seitdem man Spuren seiner Anwesenheit vielfach in Ablagerungen aus oder unmittelbar nach der Eiszeit gefunden hat. Es läge somit auch die Möglichkeit vor, daß gewisse Traditionen bis in die Diluvialzeit hinaufreichten.

Haben wir nun, nachdem wir die geologische Bedeutung des Diluviums kennen gelernt, Grund zur Annahme, daß die Fluthsagen des Alterthums mit jenen geologischen Ereignissen in Verbindung stehen? In dem Mangel jeglicher Erinnerung an strenge Kälte und ausgedehnte Eisfelder scheint mir zunächst ein gewichtiges Argument gegen den Zusammenhang der Fluthsagen mit der Eiszeit zu liegen. Dieses Bedenken wird durch den Einwurf nicht erschüttert, es seien weder in Griechenland noch in Mesopotamien, noch in Ostindien Spuren ehemaliger Gletscher beobachtet worden, denn obwohl die Heimath der hebräisch-assyrischen Fluthsagen in der That außerhalb des Verbreitungsgebietes der Diluvial-Gletscher liegt, so fehlten dieselben weder im Kaukasus noch im Libanon. Ihre große Ausdehnung während der Diluvialzeit bedingte auch für jene Länder ein strengeres Klima, das sich mit den Angaben des mosaischen Berichtes über die Vegetation in den Tagen Noahs schwer in Einklang bringen läßt. Keine Tradition des Menschengeschlechts geht überhaupt bis auf die Eiszeit zurück. Jenes Ereigniß gehört vollständig der Urzeit an, in welche nicht einmal das Zwielicht der Mythe einen trüben Schimmer wirft.

Fast in allen Fluthsagen handelt es sich um eine kurze, vorübergehende Katastrophe, nicht aber um einen nach Jahrtausenden zu berechnenden Zeitraum. Die moderne Geologie verzichtet darum auf jeden Versuch, die mosaische oder andere Sintfluthsagen mit dem Diluvium in Verbindung zu bringen. Sie kennt

überhaupt keine universalen, die ganze Erdoberfläche verwüstende Fluthen, sondern alle, auch die großartigsten Katastrophen der Urzeit haben immer nur begrenzte Gebiete der Erdoberfläche betroffen. Für eine durch Regen, Austreten der Quellen und Flüsse bedingte allgemeine Süßwasserfluth, welche 15 Ellen über den Gipfel des 17,000 Fuß hohen Ararat weggehen soll, hat die Geologie keine Erklärung. Wer dennoch daran festhalten will, muß zum Wunder seine Zuflucht nehmen.

Es führen uns somit unsere geologischen Betrachtungen hinsichtlich der Noachischen Fluth zu demselben Ziel, an welches wir schon im Anfang durch die Exegese des mosaischen Berichts gelangt waren. Der Schauplatz dieses Ereignisses muß in einem Binnenland mit niedrigen Bergen und starken Wasserläufen gesucht werden und alle diese Bedingungen vereinigt das obere Euphratthal in Mesopotamien.

Wenn aber die Fluthtraditionen der Völker nichts zu thun haben mit der Diluvialformation der Geologen, so könnte doch eingewendet werden, dieselben seien Reminiscenzen an die letzte Phase der Diluvialzeit, an die großen, durch das Rückschreiten der Gletscher bedingten Fluthen.

Wo aber finden wir in den Sagen hierfür einen Anhaltspunkt? Wo ist von einer Aenderung des Klimas, wo etwas von Gletschern, Eisbergen oder auch nur von längerdauernden Ueberfluthungen die Rede?

Weit wahrscheinlicher dürfen wir die Fluthsagen auf locale Ueberschwemmungen beziehen, welche durch außerordentliche Verwüstungen und ungewöhnliche Größe einen tiefen Eindruck in den Völkern hinterließen. In Ländern, wo Ueberschwemmungen periodisch wiederkehren, wie in Aegypten, wo sie als eine segensreiche Erscheinung begrüßt werden, da werden sich keine Fluthsagen bilden, denn nur das Außerordentliche prägt sich tief in die Erinnerung der Menschheit ein.

Wenn somit den meisten Fluthsagen ein thatsächliches Ereigniß aus historischer oder prähistorischer Zeit zu Grunde liegen dürfte, so mögen einzelne derselben wohl auch durch den Anblick gut erhaltener fossiler Muscheln, Schnecken, Korallen und sonstiger Versteinerungen entstanden sein. Wie Erathostenes und Herodot aus dem Vorkommen von Austern und anderen Meermuscheln in der libyschen Wüste den Schluß folgerten, das Meer habe ehemals diesen Landstrich überfluthet, so mag auch anderwärts die gleiche Veranlassung die gleiche Folgerung hervorgerufen haben. Wie leicht aber gewinnt eine derartige Reflexion, namentlich wenn sie mit religiösen Anschauungen in Verbindung gebracht wird, sinnlich wahrnehmbare Gestalt.

Für die buchstäbliche Wahrheit der mosaischen Fluthsage lauten, wie man sieht, die geologischen Thatsachen nicht sonderlich günstig. Wird aber ihr sittlich-religiöser Werth irgendwie geschmälert, wenn der Geologe dem Wortlaut entgegen, eine beschränktere Ausdehnung der Ueberschwemmung, ein mäßigeres Quantum von Wasser und einen niedrigeren Stand derselben für wahrscheinlich hält?

Die Gläubigen finden in der mosaischen Fluthsage mehr als die Schilderung eines verheerenden Naturereignisses. Nicht blinden Naturkräften, sondern dem strafenden Arm einer höheren Macht ist nach der biblischen Anschauung die gottlose Menschheit damals zum Opfer gefallen. Darin besteht die religiöse Idee der alttestamentlichen Fluthsage und diese zu erörtern oder anzutasten hat die Naturforschung keinen Beruf.

Der Sänger des Satans.

Von
K. v. Thaler.
Wien.

Zu Catania auf Sicilien, im Angesicht des Aetna, steht ein kleines, schmuckes Häuschen. Es gehört Mario Rapisardi, einem der hervorragenden Dichter des heutigen Italiens. Er lebt dort still und bescheiden, pflegt seine Blumen und klagt bitter, wenn sie ihm während der großen Dürre, die im Sommer auf der Insel herrscht, hinwelken und sterben. Noch nie hat er einem Menschen weh gethan, außer den deutschen Philologen, die er freilich nicht allzu gut kennt, und dennoch giebt es Leute, die ein Kreuz schlagen, wenn sie an seiner Thür vorübergehen; denn dieser sanfte, leidende Mann hat eine Dichtung geschrieben, welche durch die Kühnheit ihrer Gedanken selbst aufgeklärte Kreise erschreckte und die Frommen mit wahrem Entsetzen erfüllte. Er ist der Sänger des Satans, den er in seinem, voriges Jahr erschienenen „Lucifero" verherrlicht. Das Buch hat einen Sturm in Italien hervorgerufen, es sind Broschüren dafür und dagegen geschrieben worden und die literarische Fehde, zu der es Veranlassung gab, ist heute noch nicht abgeschlossen. Von allen gläubigen Seelen ward Rapisardi sofort in die Acht erklärt, und die Entrüstung über sein Unterfangen war um so größer, als man sich von ihm, dem sinnigen, träumerischen Dichter melancholischer Liebeslieder, eines solchen Attentates nicht versehen hatte.

In der That, schlägt man Rapisardis lyrische Dichtungen auf, die unter dem Titel „Ricordanze" erschienen, so findet man in der ersten Auflage kaum einen Zug, der zum „Lucifero" stimmen würde. Eine weiche, elegische Natur spricht sich in den meisten Liedern aus, nur selten schlagen sie einen schärferen Ton an. Mondschein und Liebe füllen die Seele des Poeten, dem Lärm und Streit des Tages bleibt er fern, die Politik kümmert ihn nicht.*) Aber ein Zweifler und Grübler war er allezeit. Er liebte es, über die höchsten Fragen der Menschheit nachzudenken und philosophische Betrachtungen in wohllautende Verse zu kleiden. Ohne die Liebe, die ihn beglückte, wäre er vielleicht ein zweiter Leopardi geworden, denn pessimistisch sieht auch er die Welt und die Dinge an. Aber die Liebe, die ihn selbst mit Allem versöhnt, strahlt aus seinem Urtheil über das Leben wieder, sie webt ihm über alle Härten und Blößen der Wirklichkeit den täuschenden, verschönernden Zauberschleier.

Rapisardis erstes Werk, mit dem er vor etwa zehn Jahren hervortrat, war die „Palingenesis". Ein wunderliches Buch, wenigstens in der Anlage. Es zerfällt in zehn Gesänge, ist aber Nichts weniger als ein Epos, eher eine Art poetischer Weltgeschichte oder Geschichtsphilosophie. Man höre nur die Titel der einzelnen Abschnitte: „Die Ueberlieferung", „Das Colosseum", „Das Kreuz", „Päpste und Kaiser", „Die Kreuzfahrer", „Luther", „Satan", „Die Revolutionen", „Italien und Pius", „Die Zukunft". Die Weltanschauung, welche er in diesem Werke niederlegt, ist eine ganz andere als die des „Lucifero", wenn auch keine der

*) In der 2. Auflage der „Ricordanze" sind schneidige Episteln zugewachsen, die in Italien sehr hoch geschätzt werden.

letzteren widersprechende. Alle Keime dessen, was der mittlerweile gereifte und mit sich einig gewordene Dichter jetzt verkündigt, liegen schon in der „Palingenesis“; nur in Bezug auf den Satan hat sich Rapisardi vollkommen bekehrt. In der „Palingenesis“ kommt der Teufel sehr schlecht weg. Er tritt hier noch ganz in christlich-jüdischem Costum auf: Fledermausflügel, Pferdefuß, lange scharfe Zähne, feuerspeiender Rachen. Auch sein Charakter ist dem der Legende angemessen: Er zeigt sich als Vater alles Bösen, Zerstörer alles Guten. Der Dichter führt ihn im Zanke mit Gott ein, gegen den er sich vermißt, die Bekenner der neuen Lehre, die Protestanten, vom Evangelium abwendig zu machen. Er verwandelt sich in tausend Gestalten, auch in jene Loyolas und schwingt sich auf schwarzen Fittigen nach Madrid und Paris, um König Philipp zur Vernichtung der Ketzer und zur Entsendung der Armada, Katharina von Medici zur Bartholomäusnacht anzuspornen. Die Gräuel der letzteren schildert Rapisardi in großen Umrissen. Eine Episode ist besonders bemerkenswerth, weil ganz in schlichtem, ich möchte sagen, deutschem Stile gehalten. Das Würgen in den Straßen hat begonnen. Schon ist Coligny dem Meuchlerstahl erlegen, schon tönt von allen Seiten der Hilferuf der wehrlosen Opfer, das Wuthgeschrei der Mörder. In einer kleinen Kapelle, deren kahlen Raum nur der Altar mit dem Kreuze schmückt, ist eine Schaar von Hugenotten versammelt und lauscht den Worten des greisen Predigers. Er spricht von Liebe und Versöhnung, er mahnt zum Opfertod.

„. . . . . . . Die Wahrheit
Braucht keine Waffen; gleich dem Sonnenstrahl,
Der durch das widerspenst'ge Dunkel bricht,
Dringt sie ins Herz, besiegt und überwindet
Mit Liebesworten auch die dürrsten Seelen.
Wie Frühlingsblumen, die vom scharfen Pflug
Durchschnitten in die dunkle Furche sinken
Und ihren letzten Duft zu Gott entsenden:
So fallen wir, so fallen Christi Streiter,
Der letzte Hauch der Lippe ein Gebet,
Verzeihung uns'rer Herzen letzter Schlag.“

Im folgenden Gesange, der „Pius und Italien“ überschrieben ist, lodert Rapisardis Patriotismus mächtig empor. Er gedenkt der Kämpfe von 1848 und der Freiwilligen, die aus allen Theilen Italiens auf die Schlachtfelder eilten, um das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln.

„Sie waren jung und kühn. Am lachenden
Gestad' des Arno, des Volturno hatten
Die Mütter und die Bräute sie verlassen,
Und eilten in den Kampf, als wär's zum Gastmahl,
Italiens Namen auf den Lippen; auf
Der Brust als letztes Liebespfand die Schleife;
Die Klinge in der Faust; im Geist die Losung:
Sieg oder Tod! Und ach, ihr Loos war Tod!
Sie fielen mit Italiens Namen auf
Den Lippen, fest die Klinge in der Faust.

Ihr jungen Tapfern, euer brechend Auge
Sah uns'res flüchtigen Glücksterns letzten Strahl
Nicht mehr erlöschen, nein, ihr gingt dahin,
Als er im Mittag stand. Ihr jungen Tapfern,
Den herben Kummer der Enttäuschung hat
Euch Gott erspart, die bittern Thränen, die
Custozza und Novara uns erpreßt,
Sie netzten eure frischen Lorbern nicht."

Der Schlußgesang der „Palingenesis" endet mit einer Vision, die man ein Gesicht vom jüngsten Tage nennen könnte. Der Dichter reiht biblische Ueberlieferungen mit phantastischen, theilweise grotesken Bildern zusammen. Mitten in den Schrecknissen, die uns da geschildert werden, ertönt eine Donnerstimme vom Himmel: „Rom ist das ewige Heiligthum der Welt."

Auf der Spitze der sieben Hügel erscheinen sieben feurige Erzengel mit Flammensicheln, auf deren Klingen das Wort „Evangelium" steht. Sie rufen: „Reform" und stürzen sich auf alle Götzenbilder und Tempel, die wie Stoppeln bei der Berührung der Flammensicheln verbrennen. Auf den Wolken zeigt sich Petrus, setzt sich am Fuße eines Altars nieder und segnet die Frommen. Ein Dämon treibt die Schaar der Päpste an ihm vorüber. Jedem ist die Tiara auf das Haupt genagelt, mit glühenden Bleimänteln sind sie angethan. Pius IX. schreitet in ihrer Mitte. Unter seinen Füßen öffnet sich plötzlich der Abgrund; er klammert sich an einen blutbefleckten Purpurmantel — woran der Mantel befestigt ist, das anzugeben, hat Rapisardi vergessen, bei Visionen nimmt mans nicht so genau — da schwebt ein Engel vom Himmel nieder, zerschneidet mit dem Schwerte den Mantel und Pius stürzt heulend in den Abgrund. Dann erscheint die Gottesstadt in den Wolken, mitten unter den Engeln die Musen und die „göttliche Weisheit" nebst anderen personificirten Begriffen, — und der Leser bleibt in einiger Unklarheit darüber, was aus der Erde und den Menschen geworden.

Mit der modernen Wissenschaft stand Rapisardi, als er die „Palingenesis" schrieb, noch auf sehr gespanntem Fuße. Trotz seines Hasses gegen das Papstthum war er noch ein gläubiger Christ, freilich nach seiner Façon. Es ergiebt sich dies noch weit deutlicher als aus dem Texte aus den Anmerkungen, deren er nach italienischer Sitte seinem Gedichte eine ganze Menge anhängte. In einer derselben heißt es wörtlich: „Obwohl die moderne Wissenschaft die Anmaßung hat, Alles selbst erklären zu wollen, indem sie jede Art von Ueberlieferung und Gläubigkeit verachtet und obwohl die Geologie und Zoologie ihr Antlitz plötzlich, ich will nicht sagen dem Glauben, aber jener Uebereinstimmung, die sie früher mit so großer Ehre aufrecht erhielten, abgewendet und die rohe, unvernünftige und lächerliche Theorie von der Entwicklung der Arten in das Feld geführt haben, so will ich es doch nicht wie der Hund in der Fabel machen, der das Stückchen Fleisch verlor, das er im Maule hatte, weil er nach dem schnappte, welches er im Flusse zu sehen glaubte. Gebt mir eine bessere Kosmogonie als jene der Genesis und ich werde Moses nicht mehr Glauben schenken. Für heute begnüge ich mich damit, die Erzählungen der Bibel mit den Angaben der Naturwissenschaft zu verbinden."

Es sind kaum zehn Jahre vergangen, seit Rapisardi diese Worte geschrieben, — und wie hat sich seitdem seine Anschauung verändert! Aus dem „Halben“ ist ein „Ganzer“ geworden, ein Freidenker von so rücksichtsloser Entschiedenheit, daß die bekannte Mailänder Verlagsfirma, die ursprünglich den Verlag des „Lucifero“ übernommen hatte, mitten im Drucke des Werkes dem Dichter erklärte, es sei ihr unmöglich, ihren Namen auf ein so gottloses Buch zu setzen. Rapisardi selbst blickt auf die „Palingenesis“ jetzt wie auf eine unreife Jugendarbeit zurück; die Zeit, in der er sie schrieb, scheint ihm in unendlicher Ferne zu liegen, und er spricht von ihr, als wären es Tage der Kindheit. „Indem ich diese Gesänge wieder lese,“ sagt er in der Vorrede zu der zweiten, eben erschienenen Auflage, „kehren meine Gedanken zu der traurigen Zeit zurück, in welcher ich sie dictirte, als mir für die ersten Enttäuschungen des Lebens und die schmerzlichen Krankheiten meiner Jugend die Muse die einzige und süßeste Trösterin war. Mich dünkt, ich sehe noch immer meine Mutter an meinem Kopfkissen sitzen, stumm, wachsam, jeden Wunsch, jeden Seufzer belauschend; meinen Vater mit dem Ausdruck erkünstelter Gleichgültigkeit in meinem ganz von Büchern und Scharteken erfüllten Zimmer herumgehen oder sich in einen Winkel setzen, um mir etwas Hübsches vorzulesen; ich sehe ihn, wie er das Buch weit von den Augen hält und bei dem unbedeutendsten Spaße mit einer Heiterkeit lacht, die ihm nicht von Herzen geht.“ Er fühlt, daß die „Palingenesis“ nicht zu dem „Lucifero“ passe, daß Freunde und Feinde sich verwundern werden, das Jugendwerk in unveränderter Gestalt wiederzufinden, und er bittet Alle, die ihm wohl gewogen wären, diese erste Arbeit als die Waffenweihe seines Geistes zu betrachten und auf die allmähliche Entwicklung seines Bewußtseins als eine sehr natürliche Sache Rücksicht zu nehmen.

Der Gedanke, den Teufel nach Jezidenweise als gestürzten Gott zu verehren, ihn zum Vertreter alles Guten und Schönen in der Welt zu machen, ist in der italienischen Literatur u. A. von G. Carducci ausgesprochen worden. Seine „Hymne an den Satan“ enthält die ganze Philosophie des Rapisardi'schen Epos, und man könnte glauben, sie habe dem Letzteren den Anstoß zu seiner Dichtung gegeben, wüßte man nicht, daß Rapisardi seit vielen Jahren am Lucifer arbeitete. Carducci feiert den Satan als Urgrund des Lebens wie als Vater aller Geisteskraft; er ruft ihn an:

„Du Fürst der Erscheinung,
Du König der Formen,
Fort lebst du im Urstoff
Nach ewigen Normen.

Als noch verhauchte
Göttlichen Duft
Die Tochter des Meerschaums
In griechischer Luft.

— — — — — — —

Dir, Satan, waren
In schönerer Zeit
Bildsäulen, Gemälde
Und Lieder geweiht;

Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft;
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft.

Dir sei der Weihrauch
Dankend geschwungen:
Den Jehovah der Priester,
Du hast ihn bezwungen.“

Diesen berühmten Versen entspricht Rapisardis Held, der im Eingange des Epos sinnend in der dunkeln Tiefe sitzt und über sich selbst philosophirt:

„Soll that- und lieblos ewig hier ich weilen
Als leerer Schemen, ich, der ich den Himmel
Aus Liebesahnung einst verachtete?
Nein, auf die Erde kehr' ich wieder. Schon
Durchströmt ein neu Gefühl der Liebe mich.
Das ist ein gutes Zeichen, daß die Stunde
Des letzten Kampfes kam. Schon füllt die Erde
Mit meinen Treuen sich, und menschgeworden
Will ich auch lieben, leiden, will durchmessen
Die kurze, schwere Bahn der Sterblichen,
Damit, erlöst durch Thaten und durch Liebe,
Ich Heil den Menschen bringe, Gott den Tod."

Mit diesem großartigen Vorsatze ausgerüstet, nimmt Lucifer Menschengestalt an und begiebt sich sofort nach dem Kaukasus. Dort findet er in einer dunkeln Höhle den gefesselten Prometheus, der ihm in einer langen Rede sein verwegenes Vorhaben auszureden sucht und sein eigenes Schicksal als warnendes Beispiel vorhält. Lucifer entgegnet, er werde sich durch kein Hinderniß in seinem Befreiungswerke zurückschrecken lassen. Prometheus frägt ganz erstaunt: Wer bist du, welche Zauberkraft steht dir zu Gebote, daß du den Himmel stürmen willst, dessen Blitze die Giganten zermalmt haben? Nun erzählt Lucifer, dessen Redseligkeit eine wahrhaft süditalienische ist, seine Lebensgeschichte, wie er sich im Himmel langweilte, wie er in die Hölle verwiesen ward, in dem ersten Menschenpaar den Durst nach Erkenntniß zu wecken strebte und wie ihn seitdem die Priesterschaft als Vater alles Uebels verleumdet. „Mi fu iniqua la fama" sagt er, was man gar nicht anders als mit den Worten der Maria Stuart übersetzen kann: „Ich bin besser als mein Ruf." Er stellt sich als das Wissen dem Glauben entgegen:

„. . . . Mit schauerlicher Starrheit
Lagert' das unfehlbare Dogma auf
Dem menschlichen Bewußtsein; blind und schrecklich,
Ein bleiern Ungeheuer, fesselt' es
Mit Eisenbanden jeglichen Gedanken,
Zerfleischt' ihn mit den Klau'n, verzehrte ihn.
Das Dunkel ist sein Reich, Trug seine Tugend,
Der Völker Wissensmangel dient als Schild,
Das Anathem, das Richtbeil ihm als Waffe.
Ich stritt mit ihm, dem jeder heiße Durst
Nach Wissen finst'rer Zaubertrug erschien,
Verbot'ne Frucht die Wahrheit däuchte, Schuld,
Der Wille selbst, die Freiheit ein Verbrechen,
Und nun — mit Stolz darf ich's verkündigen —
War Lüge, Irrthum, Schuld, Verbrechen ich."

Zur Erläuterung giebt er dem geduldigen Prometheus einen kleinen Abriß der Weltgeschichte zum Besten. Arius, Luther, die französische Revolution und die

Dampfkraft, letztere mit wahrer Meisterschaft geschildert, haben Lucifer nach seiner Versicherung gehörig vorgearbeitet, die Menschheit sei reif für sein Erscheinen. Er nimmt Abschied von Prometheus und geht nach Griechenland. Man erwartet, daß er große Thaten verrichten werde, aber er denkt nicht daran. Auf den klassischen Stätten wandeln ihn sentimentale Träumereien an, die allerdings den schönsten poetischen Ausdruck finden. Am Gestade des Hellesponts, wo Lucifer Hero's und Leanders gedenkt, richtet er folgende Apostrophe an das Meer:

„. . . . . . . O Meer,
Ein ewig Brautlied singst du und du singst
Ein ewig Todtenlied. Zwei Schätze birgt
Die Welt; zwei Flügel hat die Seele; Blumen
Das Leben zwei und jedes Herz zwei Sterne.
Ein ewig Brautlied singst du, Meer; du singst
Ein ewig Todtenlied. Ein Kuß und dann
Ein Seufzer, hier das Brautbett, dort die Gruft;
Ein Schlaf, ein Traum, ein Jauchzen und ein Scheiden;
Das ist die Liebe und der Tod."

Wenn der Teufel in so weicher Stimmung ist, so kann er wohl nichts Anderes thun, als sich verlieben. Das begegnet denn auch Herrn Lucifer. Er betritt die niedere Hütte, welche die schöne Griechin Hebe im reizenden Tempethal bewohnt, die Herzen finden sich und ein romantisches Liebesidyll voll zarter Innigkeit entrollt sich vor unsern Augen. Wunderlich nimmt sich für deutsche Leser, denen Goethe's Mephistopheles nicht aus dem Kopfe will, dieser schwärmerische Teufel allerdings aus. Man hört, wenn man die feurigen Zärtlichkeitsergüsse Lucifers über sich ergehen läßt, förmlich den deutschen Junker Voland dazu brummen: „Verschwunden ganz der Erdensohn und dann die hohe Intuition, ich darf nicht sagen wie, zu schließen." Lucifer zieht mit seiner geliebten Hebe nach Attika, verkehrt auf der Akropolis mit den Schatten berühmter Griechen und schläft dann ein. Im Traum erscheint ihm ein Ungeheuer und verhöhnt ihn ob seiner Thatenlosigkeit. Erwacht, nimmt er sich die Vorwürfe zu Herzen, läßt die arme Hebe im Stich wie Bacchus die Ariadne auf Naxos und schifft sich nach Frankreich ein. An der Küste leidet er Schiffbruch, und während er mit den Wellen ringt und ein ebenso feister als frommer Mönch neben ihm ersäuft, sendet Gott den Erzengel Michael, um ihn zu bekämpfen. Aber weder das Schwert des Engels noch die Schläge seiner gewaltigen Flügel vermögen Lucifer zu verwunden, der ringend den Strand erreicht und dem ergrimmten Michael die gute Lehre giebt, er solle künftig hübsch im Himmel bleiben und nicht mehr wagen, den menschlichen Geist auf seinem Wege aufhalten zu wollen. Dann begiebt er sich zur französischen Armee, die soeben der deutschen entgegenrückt. Rapisardis Vorliebe für Frankreich zeigt sich da in auffallender, wohl kann man sagen, komischer Weise. Sein Lucifer steht auf dem Standpunkte, den wir vor acht Jahren von so manchem dummen Teufel vertheidigen hörten: Es sei ungerecht von Deutschland, nicht bloß Napoleon, sondern auch Frankreich zu bekriegen. Er faßt auf der Spitze der Ardennen Posto und hält, als er das unübersehbare deutsche Heer erblickt, eine Rede über die Schändlichkeit des Krieges im Allgemeinen und jene des deutsch-französischen

im Besonderen. Allein vor Phrasen weicht keine Armee zurück. Das Unglück von Sedan vermag Lucifer nicht abzuwenden. Er begiebt sich nach Paris, wo er „scheußliche, seltsame Wunderwesen, täuschende Sphinxe und rasende Furien, Ungeheuer mit hundert Mäulern und hundert Händen" begegnet. Was meinen Sie wohl, meine geehrten Leser, wer diese abscheulichen Geschöpfe sind, welche die „Geschwätzigkeit mit dem Irrthum zeugte"? Rapisardi meint damit — die Zeitungen, denen er spinnefeind ist. Auch deutsche Dichter haben die Gewohnheit, gegen Journale und Journalisten die äußerste Verachtung zur Schau zu tragen, obwohl sie, so oft sie ein neues Buch unter dem Herzen haben, sich in Liebenswürdigkeiten gegen Redacteure erschöpfen, aber so grob wie Rapisardi hat sich noch kein Poet germanischen Blutes über seine Stiefbrüder von der Presse ausgesprochen. Selbst Goethe's Wort: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Rezensent", dünkt uns milder als die Charakteristik, die Rapisardi von den Zeitungen giebt:

„Che, nutrite di fango e di vendette,
Nome portan di gazze e di gazzette."

Zu Deutsch könnte man die beiden Verse etwa so übersetzen:

„Die sich von Koth und Bosheit nähren, beißen,
Und von der Zeitvergeudung Zeitung heißen."

Das Wortspiel mit gazza (Elster) läßt sich jedoch im Deutschen nicht wiedergeben.

Lucifer erlebt in Paris allerlei seltsame Dinge: z. B. sieht er einen Esel zur Schlachtbank führen, der in menschlicher Sprache sein Loos beklagt. Auf Befragen erwidert der Esel, er sei früher französischer General gewesen und von den Preußen gefangen genommen worden, habe sein Ehrenwort gebrochen und sei nach Paris gekommen, um die Vertheidigung der Stadt zu leiten. Vor dem großen Ausfalle habe er geschworen, nur als Sieger oder todt zurückzukehren und sei nach seiner Niederlage in einen Esel verwandelt worden. General Ducrot mag sich bei dem Dichter für diese Animalisirung bedanken.

Die Gräuel der Commune vertreiben Lucifer aus Paris — das konnte allerdings selbst der Teufel nicht aushalten. Nach einem kurzen Intermezzo im Himmel, das uns ein Gespräch Gottes mit der heiligen Therese schildert, führt uns der Dichter nach Amerika, in den Urwald, wo Lucifer einem Affen begegnet, der ihn als Bruder begrüßt. Rapisardi versucht hier, die Lehren Darwins lächerlich zu machen, aber wie immer, wenn er satyrisch sein will, wird er schwach. Die Polemik schließt mit der Versicherung des Affen:

„. . . . . Fürwahr ich selbst
Werd' die Gemeinsamkeit des Ursprungs lehren,
Der Rechte Gleichheit unter allen Arten
Und allgemeine Freiheit. — Sollt' ich auch
Mit meinem Blut besiegeln meine Lehre,
Ich will Apostel werden, schwarzbefrackt
Und in Glacé's besteigen den Katheder,
Um Darwins Lehre zu vertheidigen."

Später kreuzt ein Jaguar Lucifers Pfad; er kämpft mit der Bestie und legt sich dann ermüdet zum Schlafe nieder. Gott betrachtet ihn von Oben, und der

Augenblick scheint ihm günstig. Er besteigt den Esel von Bethlehem und reitet auf die Erde herab, um mit Lucifer zu unterhandeln. „Laß mir meine Getreuen", sagt Gott, „oder wenn Du nach Macht und Glanz lüstern bist, so will ich Dir sie schenken. Du sollst über die Erde herrschen, sollst Papst werden." Die Parodie auf die biblische Erzählung von der Versuchung Christi springt in die Augen. Das ganze Gespräch zwischen Gott und Lucifer macht den Eindruck des Gezwungenen; Gott spricht spießbürgerlich, etwa wie ein Duodezfürst, der eine Casinorevolution beschwichtigen will. Herzerschütternd ist dagegen die folgende Scene, in der ein sterbendes, von seiner Mutter verkauftes italienisches Kind seine einfache Geschichte erzählt. Rapisardi legt hier den Finger auf eine abscheuliche Wunde des italienischen Volkslebens, auf den Kinderhandel, der in Mittel- und Süditalien ganz offen betrieben wird. Spekulative Unternehmer schachern mit den Eltern; um dreißig, vierzig Lire wird das zarte, junge Geschöpf einer Sklaverei übergeben, die oft schlimmer ist, als die der Neger. Als Musikanten ziehen die Kleinen in der Welt umher, ihr Patron giebt ihnen mehr Schläge als Brod, sie verkommen geistig und körperlich, nur Wenige sehen dereinst die Heimath wieder. Die Episode in Rapisardis Dichtung, welche diesen faulen Fleck berührt, ist mit echter poetischer Kraft entworfen, der Menschenfreund und der Patriot spricht hier mit Feuerzungen, und wenn die italienische Regierung dem schmachvollen Handel durch schwere Strafen ein Ende macht, wird Rapisardi stets unter Denen genannt werden, die den Anstoß dazu gegeben haben.

Aus Amerika begiebt sich Lucifer, der unstreitig an englischer Reisewuth leidet, nach Italien. Ein begeisterter, prachtvoller Hymnus des Dichters an sein Vaterland leitet den elften Gesang ein, der leider später im Sande kleinlicher literarischer und persönlicher Polemik verläuft. Lucifer — auch er „ein Cavalier wie andere Cavaliere", bewegt sich in den ästhetischen Zirkeln von Florenz, und das Gedicht wimmelt nun von boshaften Anspielungen, die man außerhalb Italiens nicht gut versteht, die auch mit dem Grundgedanken des Epos nicht das Mindeste zu thun haben. Schön aber ist das Loblied, welches der Sicilianer Rapisardi hier der toscanischen Mundart singt:

„. . . . . Für Euch, verzärtelte
Sprossen Etruriens sei der einz'ge Stolz,
Der Väter Ruhm, der unentweihte Schatz
Der Sprache. Uns enterbten Waisen, denen
Die Wiege nicht der große Thurm des Giotto
Beschattete, uns bleibt, wenn unser Hirn
Gedanken reift, kein and'rer Weg, kein Heil,
Als daß an euren Thüren wir den Rest
Von eurer Mahlzeit, einige karge Flicken
Von euerm goldgestickten, fürstlichen
Gewand erbetteln."

Dann führt uns der Dichter nach Rom, wo Lucifer im Colosseum wunderbare Geisterstimmen vernimmt. Die Juden jammern um ihr verlorenes Heimathland an den Ufern des Jordan; die Götter klagen, daß der Menschengeist sie verbannt und vertrieben habe; Teufel und Priester lassen ihre Chöre erschallen; kurz,

es ist eine römische Walpurgisnacht, in der auch Savoyen, Corsika, Istrien und — Deutschland ihre Stimmen erheben. Das Lied Corsikas endet:

„O Mutter Italien, willst du
Nicht enden die Trennungspein?
Wann meine Sehnsucht stillst du
Mit dir vereint zu sein?
Steht nach Schätzen und Schmuck dein Verlangen?
Beide berg' ich im Schooß.
Schmuck? Sieh' mich im Lorbeer prangen!
Schätze? Mein Volk ist groß!"

Natürlich darf auch der Schmerzensschrei Istriens nicht fehlen, denn ohne Annexionsgedanken auf Oesterreichs Kosten kann eine italienische Zeitdichtung nicht leben. Istrien apostrophirt direct den Kaiser von Oesterreich mit folgenden, auch im Original nicht besonders schönen Versen:

„Vergebens, Herr des alten
Habsburger Throns, zum Pfand,
Du wollest Freundschaft halten,
Beut'st dem Savoyer du die schwanke Hand.
Viel klüger wär's, dem Streite
Durch fürstliches Geschenk ein Ziel zu setzen:
Entfern' von meiner Seite
Die Klauen, die dich selbst verletzen.

Es ziemt beim Friedenswerke
Ein ehrlicher Vertrag;
Wer heuchelt, legt nicht Stärke,
Nur schuldbewußte Falschheit an den Tag.
Sind wir befreit, dann schauen
Versöhnt auf deine Kaiserburg*) die Schatten
Der Unsern aus dem Grauen
Der düstern Spielberg-Kasematten.

Im Himmel entsteht unterdessen großer Schrecken darüber, daß Lucifer in Rom ist. Die heilige Katharina von Siena faßt den Entschluß, zur Erde herabzusteigen und durch den Zauber ihrer Beredsamkeit den argen Feind zu besiegen. Aber bei seinem Anblick verliert sie alle Besinnung, wird von heftiger Leidenschaft ergriffen und von Lucifer verführt. In derselben Stunde stirbt Pius IX. unter furchtbaren Erscheinungen, die das böse Gewissen an sein Todtenbett zaubert. Er wimmert um Vergebung, als Lucifer auf der Schwelle des Gemachs erscheint und finster sagt: „Zu spät!"

Dreizehn Gesänge lang haben wir vergeblich darauf gewartet, daß Lucifer eine große That zur Befreiung der Menschheit vollbringen werde, allein Rapisardis Held ist im Gegensatz zu Goethes Mephisto der Geist, der stets das Gute will und gar Nichts schafft. Er handelt erst am Schlusse des Gedichts, indem er sich in die

*) Im Original steht: al tuo regale albergo; da aber der Kaiser von Oesterreich apostrophirt wird, schien mir das Wort: Kaiserburg die passendste Uebersetzung.

Sonne hinaufschwingt und von da das jüngste Gericht verkündigt. Die Gräber öffnen sich, die Todten stehen auf und schaaren sich in zwei Heere. Die Weisen aller Zeiten, die zahllosen Opfer, die jemals auf Erden religiösem Wahne geschlachtet wurden, — sie bilden Lucifers Sturmcolonnen, an deren Spitze er den Himmel angreift. Der Engel und Heiligen bemächtigt sich eine ungeheure Panik. Der Erzengel Michael verkriecht sich, sein Kollege Gabriel benutzt die Unordnung zu einem Schäferstündchen mit der heiligen Cäcilia, kurz, es geht drunter und drüber. Nur eine auserwählte Schaar unter Führung Loyolas, Peters von Arbuez, Torquemadas stellt sich den Eindringenden entgegen, aber sie wird rasch vernichtet. Voltaire und Luther kämpfen in diesem Gemetzel nebeneinander, hinter ihnen Giordano Bruno und Vanini. Nach allen Seiten flüchten die Geschlagenen, „einsam und verlassen sitzt Gott im äußersten Winkel des Paradieses“. Als Lucifer ihn erreicht, sucht er sich durch fortwährenden Wechsel der Gestalt zu retten, aber der Held, dessen Schwert ein leuchtender Sonnenstrahl bildet, ist unerbittlich. Er spricht das Urtheil:

. . . . Die alte Kunst,
Mit der du Namen und Gestalt veränderst,
Hilft dir nicht mehr. Genug der Götterwesen
Ertrugen wir, die langes Sein und Herrschaft
Der Menschen blinder Gläubigkeit verdankten.
Ein Wahn folgt' auf den andern, ein Gespenst
Gespenstern. Diesem schnöden Wechsel sei
Ein Ziel gesetzt: Du bist der letzte Gott!
Mit dir erlösche nicht nur Form und Name,
Nein, der Gedanke Gottes selbst im Menschen.“

Darauf durchbohrt er Gott mit seinem Flammenschwert, dieser verflüchtigt sich zischend in eine Dunstwolke, und der Dichter schließt sein Werk kurz ab:

„So starb der Ewige. Die alten Sterne,
Sie kreuzten weiter in gewohnter Bahn.
Vom Himmel schwebten leuchtend im Triumphzug
Der Weisen große Schatten; Lucifer
Vor Allen ragend. In der Morgenfrühe
Kam er zum Kaukasus und zu dem Dulder,
Dem Sohn der Themis mit dem Demantherzen,
Sprach er: „Steh' auf, denn der Tyrann ist todt.“

Viele deutsche Leser werden, wie ich mir leicht denken kann, nach dieser Skizze des Inhalts über das Epos Rapisardis bedenklich den Kopf schütteln. Aufrichtig gestanden, ist es mir bisweilen ebenso ergangen, und ich fragte mich an zahlreichen Stellen: Was hat der Dichter eigentlich gewollt? Soll das, was er sagt, ernsthaft oder satyrisch genommen werden? Gewiß, das Werk leidet an einem unheilbaren inneren Widerspruch. Rapisardi stellt sich auf den Standpunkt des absoluten Atheismus und nimmt gleichwohl die ganze katholische Legende für baare Münze, die Erzengel und Engel, die Heiligen und Teufel als wirklich vorhanden an. Das muthet den deutschen Geist, der auch in der Poesie, sobald sie sich solcher Stoffe bemächtigt, ein philosophisches System und klare Begriffe verlangt, äußerst seltsam

an, und doch darf man Rapisardis Epos nur prüfend betrachten, und man entdeckt sofort, wie es unter dem Einflusse des deutschen Geistes entstand. Romanisch, wir möchten sagen süditalienisch, ist nur die Hülle, sind blos die Episoden des Gedichtes; sein Kern athmet germanische Zweifelsucht und germanischen Trotz. Lucifer nennt sich der Held, aber die Maske des falschen Namens und die bizarre Scenerie des letzten Gesanges täuschen uns nicht darüber, daß er eigentlich Faust heißen sollte. Keine dämonische Gewalt, sondern der Menschengeist ist in ihm zur Persönlichkeit verdichtet. Rapisardis Epos gehört zur Faustliteratur. Was uns befremdet oder abstößt, kommt auf Rechnung des italienischen Prismas, durch welches der germanische Lichtgedanke durchgeht. Die Italiener stehen in einer Periode geistigen Kampfes, die für Deutschland, soweit die „Oberen Zehntausend" des geistigen Census in Frage kommen, hoffentlich schon eine vergangene genannt werden darf; sie haben die Unduldsamkeit der Aufklärung noch nicht überwunden. Es steht schlimm um die Bildung einer Nation, wenn der religiöse Skepticismus verfolgt wird, wenn man den lieben Gott unter die Obhut der Polizei stellt und den Unglauben als eine Art Charakterfehler betrachtet. Aber es ist noch nicht die wahre Höhe geistiger Freiheit, wenn man gegen die Gottesidee mit förmlichem Hasse wüthet und den Proudhon'schen Satz: „Dieu, c'est le mal" zum Dogma erhebt. Der Fanatiker des Unglaubens wird leicht ebenso unduldsam wie der Fanatiker des Glaubens. „Der Kerl ist ein Lump; er glaubt an Gott." Der Satz wäre das richtige Motto für Rapisardis Epos, dessen hohe literarische und poetische Bedeutung man vollkommen anerkennen mag, ohne zu übersehen, wie weit die heftige und verbitterte Art des sicilianischen Poeten, der den blanken Dolch auf die Gottesidee zückt, dem heitern, im Licht hellenischer Schönheit widerstrahlenden Heidenthum unseres Goethe nachsteht.

Digitized by Google

Rundschau über das nationale Leben.

Der europäische Congreß in Berlin und der Berliner Friede im Orient.

Von
J. C. Bluntschli.
Heidelberg.

Als vor zweiundzwanzig Jahren der Friede zwischen Rußland einerseits und der mit England und Frankreich verbündeten Türkei andererseits in Paris abgeschlossen wurde, nahm Preußen auf dem Pariser Congreß eine wenig beachtete, sehr bescheidene Stellung ein. Es war sogar einen Augenblick in Frage gekommen, ob Preußen als die schwächste der fünf Großmächte, welche an dem Kriege sich gar nicht betheiligt hatte und an der Regelung des Orients ein geringes Interesse zeigte, überhaupt zu dem Congresse mitzuberufen, d. h. noch als Großmacht zu betrachten sei. Wie ganz anders steht es heute?

Der gegenwärtige Congreß der europäischen Mächte für die Ordnung des Orients wird von dem deutschen Reichskanzler und nicht blos der Form nach präsidirt. Zum ersten Mal ist die alte Hauptstadt des Königreichs Preußen, nunmehr die Hauptstadt des Deutschen Reiches, auch als europäische Weltstadt zum Sitze des europäischen Congresses gewählt worden, welcher über das Schicksal der südöstlichen Völker und Staaten für die nächste Zukunft entscheidet. Alle Welt ist darüber einverstanden, daß der Weltfriede, der in Berlin abgeschlossen ist, wesentlich der vermittelnden, die mit einander ringenden Interessen der Staaten ausgleichenden staatsmännischen Einwirkung des Fürsten Bismarck zu verdanken sei. Die deutsche Macht sitzt nicht mehr als Aschenbrödel in der Küche am Heerd. Sie empfängt die europäischen Gäste in ihrem Hause und an ihrem Tische. Sie will keine dominirende, aber sie behauptet eine würdige völkerfreundliche Stellung.

Wären nicht unmittelbar vor dem Zusammentritt des Congresses so unglückliche Ereignisse gekommen, welche das Herz der deutschen Nation mit Trauer und mit Scham erfüllen, so wäre das Gefühl von der großen Umwandlung in Europa wohl in lauteren Jubel ausgebrochen. Fast scheint es, als ob Berlin selber noch kein volles Bewußtsein habe von der Größe des Umschwungs und der Höhe seiner Stellung und Aufgabe.

Endlich kann die europäische Staatenwelt wieder mit Zuversicht auf eine Anzahl Jahre des Friedens rechnen, nachdem es gelungen ist, die zum Kriege treibenden, schon vollaus gerüsteten Leidenschaften der Mächte zu bändigen. Es hat in der That während einiger Wochen sehr gefährlich ausgesehen. Diesmal waren die englischen Rüstungen mehr als Demonstration, und es war selbstverständlich, daß sich Rußland die Beute, die es mit ungeheuren Opfern an Menschen und Vermögen mit Gewalt in Besitz genommen hatte, nicht leicht entreißen lasse. Wäre aber der Krieg zwischen England und Rußland ausgebrochen, dann war es doch sehr zweifelhaft, ob nicht auch Oesterreich zunächst, dann Italien und Frankreich, am Ende auch Deutschland in denselben verwickelt würden. Selbst wenn wir noch einige Zeit hätten neutral bleiben und zuschauen können, so wären doch alle Verhältnisse unsicher und schwankend geworden, die Industrie und der Handel muthlos und krank geblieben.

So lange die Unternehmungslust und die Hoffnung auf lohnenden Erfolg der Arbeit gebrochen und gebunden sind, so lange ist keine durchgreifende Besserung möglich. Der Friede ist nicht die einzige, aber er ist eine unentbehrliche Bedingung der wirthschaftlichen Heilung.

Indem der deutsche Reichskanzler alle seine Kraft und seine Autorität entschieden für den Frieden einsetzte, hat er sich ein sehr großes Verdienst um die Welt erworben.

Der hundert Mal todtgesagte Dreikaiserbund hat in der größten Gefahr seine Lebensfähigkeit und seine Macht bewiesen. Die vielen Propheten, welche den Bruch zwischen Rußland und Oesterreich als unvermeidlich und damit den europäischen Krieg vorhersagten, müssen jetzt zugestehen, daß ihr Blick in die Zukunft von Einbildungen getäuscht war. Die Fortdauer des Dreikaiserbundes ist auch für die Folgezeit eine der stärksten Garantien des europäischen Friedens. Ohne die vermittelnde Politik der deutschen Reichsregierung wäre derselbe jetzt gelöst und der europäische Krieg da.

Gewiß sind die Congreßbeschlüsse nicht so ausgefallen, daß irgend Jemand seine Wünsche alle erfüllt sehen wird. Sie sind durchweg Compromisse zwischen den Mächten, die mit einander gerungen haben, deren Interessen sich vielseitig durchkreuzen und widersprechen.

Es giebt aber keine andere Möglichkeit, die Gegensätze in Frieden zu versöhnen, als indem man sie nicht auf die Spitze treibt, nicht wider einander anrennen läßt, sondern sie ermäßigt, und dem Zusammenstoß ausweicht. Nur nach einem siegreichen Kriege kann der Sieger dem Besiegten die Friedensbedingungen dictiren, weil er allein mächtig, der Andere ohnmächtig ist; und sogar dann ist dies nur möglich, wie wir soeben in dem Schicksal des Friedensvertrages von San Stephano erlebt haben, wenn der Besiegte keinen Freund findet, der Sieger auf keinen Rivalen stößt. Aber es war doch Schellengeklingel der Thorenmützen, wenn Manche meinten, es dürfe die siegreiche Macht heute so behandelt werden, wie wenn sie besiegt in Ohnmacht am Boden läge.

Kein Besonnener wird behaupten, daß nun der Orient definitiv befriedet sei. Ganz im Gegentheil. Die Keime der künftigen Kämpfe liegen heute schon in dem Berliner Frieden sichtbar zu Tage. Alte Reiche, obwohl innerlich faul und

Digitized by Google

morsch, werden nicht in wenig Wochen, Monaten, Jahren in einen neuen lebensfähigen Staatskörper umgeschaffen. Die Wandlung geht ruckweise und allmählich vor sich. Es müssen neue Geschlechter in dem neuen Zustande heranwachsen, bevor die alten Zustände vollständig beseitigt und ersetzt sind. Sogar dann noch vererben sich von den Vätern auf die Söhne manche Neigungen und Abneigungen, Vorstellungen und Vorurtheile, Vorzüge und Untugenden. Langsam nur bessert und veredelt die erhöhte Bildung die Menschen, nicht ohne Rückfälle in rohere ältere Zustände.

Aber ebenso wird jeder verständige Politiker zugestehen, daß die Umgestaltung der Türkei in der weltgeschichtlichen Richtung in Berlin theils anerkannt, theils gefördert wurde, welche seit einem Jahrhundert ungefähr unaufhaltsam fortschreitet. Die charakteristischen Kennzeichen dieser Bewegung sind:

1. Zurückdrängung der Türkenherrschaft aus Europa.
2. Besserer Schutz der christlichen Bevölkerung, der Rajah in der Türkei.
3. Zunehmende Selbständigkeit der mancherlei Völkerschaften, zuletzt volle europäische Staatenbildung derselben.
4. Garantien, daß nicht Eine europäische Großmacht sich Konstantinopels bemächtige und von da aus die anderen Mächte bedrohe.
5. Allmähliche Ausbreitung der Civilisation auch über den Südosten von Europa.

In allen diesen Beziehungen hat der Berliner Congreß sehr bedeutende Fortschritte eingeleitet, das ist nicht zu leugnen.

Die Türkenherrschaft hört nun gänzlich auf gegenüber Rumänien, Serbien, Montenegro. Diese Länder erhalten volle Unabhängigkeit und erweitertes Gebiet. Auch das früher schon selbständig gewordene Griechenland erhält im Norden einen werthvollen Gebietszuwachs. Diese neuen europäischen Staaten haben, obwohl in ihnen drei sehr verschiedene Nationalitäten leben, Griechen, Rumänen, Slaven, dennoch wesentlich dieselben Interessen und dieselben Bedürfnisse, wie sie auch unter einander durch ähnliche Schicksale und durch die äußere Natur verbunden sind. Hier liegt der Keim zu einem Völker- und Staatenbunde, der vom Schwarzen Meer bis an die Adria und das Aegäische Meer reicht, und die Donau als gemeinsamen Strom in sich schließt. Diese Conföderation hat eine große Zukunft, aber sie wird noch während Jahrzehnte des europäischen Schutzes und des europäischen Patronates bedürfen. Alle diese Staaten sind noch auf die erziehenden Einwirkungen der west- und nordeuropäischen Völker angewiesen. Sie müssen sich selber mit Hülfe der älteren Europäer, zu europäischen Staaten erst heranbilden. Das wird nicht ohne Reibungen und Kämpfe, nicht ohne wechselnde Schicksale geschehen. Es liegt das in der Natur der Dinge.

Zu diesen neuen Staaten tritt nun der neu gegründete Staat Bulgarien, zwar einstweilen noch ein Vasallenstaat der hohen Pforte, aber zugleich ein europäischer Schutzstaat, hinzu, natürlich mit der Aussicht, später den Wegen zu folgen, auf denen heute Rumänien und Serbien volle Unabhängigkeit erlangt haben. Der Friede von San Stephano hatte ein sehr viel größeres, von Rußland abhängiges

Fürstenthum Bulgarien geschaffen, das als Avantgarde der Russen zugleich Konstantinopel fortwährend bedrohte. Hauptsächlich diese gefährliche Aenderung der Bulgarei wurde von England und von Oesterreich bekämpft. An dieser Stelle wurde Rußland genöthigt, das größte Zugeständniß zu machen. Die Spaltung der Bulgarei in das nördlich vom Balkan gelegene, aber mit Sophia doch über den Balkan hinüber greifende Fürstenthum Bulgarien und das südlich vom Balkan gelegene Ostrumelien war die schwierigste, für den Frieden aber unvermeidliche Operation des Congresses. Damit wurde allerdings einige größere Sicherheit für Konstantinopel und den Rest des türkischen Staates erreicht. Aber es wurde damit zugleich eine Spaltung einer Nationalität durchgeführt, welche für die Zukunft zu neuen Verwickelungen führen muß. Nordbulgaren und Südbulgaren werden sich wieder zu verbinden suchen. Je rascher Nordbulgarien in selbständiger Weise zu besseren Zuständen fortschreitet, um so lebhafter werden die Südbulgaren ihre Wiedervereinigung mit ihren Brüdern verlangen, und die russische Politik wird dieses Streben eher fördern als hemmen. Mit dieser Spaltung hat der Congreß heute den Krieg verhütet, aber für morgen eine Quelle neuer Kämpfe eröffnet.

Ebenso wenig definitiv ist die Neuordnung von Bosnien und der Herzegowina, für welche zu sorgen Oesterreich übernommen hat. Die starke Mischung von muhammedanischen und christlichen (sowohl griechisch-katholischen als römisch-katholischen) Bosniern und der ererbte Haß zwischen ihnen erschwert die Pacification dieser Länder außerordentlich. Aber Oesterreich mußte sich der schweren Aufgabe unterziehen, wenn es seine Mission im Osten und Süden nicht aufgeben und dann auf seine eigene Existenzberechtigung verzichten, wenn es sich vor der russischen Uebermacht sichern wollte. Es bedurfte des entscheidenden Einflusses in diesem Gebiete, um sein Küstenland vor dem Andrang von Flüchtlingen zu bewahren und für seinen Handel ein Hinterland zu bekommen. Der Gedanke des Grafen Andrassy war dessen Landsleuten schwer mundgerecht zu machen, aber er war geradezu nothwendig für die Machtstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Ausführung desselben aber wird noch große Anstrengungen erfordern und nicht immer dankbares Vertrauen finden.

Für die einstweilen noch als bloße Provinzen der Pforten-Regierung unterthänigen übrigen Völkerschaften, also für Ost- und Westrumelien, Macedonien, Thessalien, Epirus u. s. f. ist durch den Berliner Frieden wenigstens eine innere Verbesserung angestrebt, in wirthschaftlichen und Culturbeziehungen eine relative Autonomie angeordnet und der Schutz Europa's verheißen. Die Souveränetät der hohen Pforte ist der Form und dem Schein nach hier aufrecht erhalten, in Wahrheit aber unter die europäische Vormundschaft gestellt. Unter den Vormündern werden auch in Zukunft, wie bisher, die drei meist betheiligten Mächte, Rußland, England und Oesterreich, gelegentlich verschiedener Meinung sein und verschiedene Interessen verfolgen, aber schließlich noch eher als heute es vorziehen, sich unter einander zu verständigen, als um der Türkei willen sich zu bekriegen. An die Lebensfähigkeit der Türkei, als einen europäischen Staat auch in der Zukunft, mögen heute noch einige Schwärmer glauben. Daß die sämmtlichen europäischen Großmächte diesen Glauben aufgegeben haben, das beweist der Berliner Congreß unwidersprechlich.

Digitized by Google

Die neutralen Mächte, Deutschland, Frankreich und Italien, haben glücklich zusammengewirkt, um eine Verständigung herbeizuführen. Diese drei Mächte allein haben sich uneigennützig jeder Forderung eines Beuteantheils enthalten. Auch das ist eine sehr tröstliche Erscheinung. Weßhalb sollte nicht auch in Zukunft ein Zusammenwirken derselben möglich sein? Diese drei Mächte haben in Wahrheit ganz dieselben Interessen, jede ausschließliche Herrschaft irgend einer andern Großmacht zu verhindern, die Freiheit Europa's zu stützen und die Ausbreitung der Civilisation zu fördern. Es kann nur nützlich sein, wenn auch den alten Gegnern Gelegenheit gegeben wird, für dieselben Interessen gemeinsam zu handeln. Die Zukunft Europa's und der Fortschritt der Cultur beruhen doch ganz wesentlich auf einem Zusammenwirken der Deutschen und der Welschen.

In der Anerkennung des großen civilisatorischen Princips der Glaubensfreiheit und der Gleichberechtigung der Staatsangehörigen, ohne Unterschied des Glaubens, haben schließlich alle Großmächte zusammen gestimmt und den neu gebildeten Donaustaaten wie der Türkei die Pflicht auferlegt, dieses Princip zu beachten, sicher ein Fortschritt, der nicht blos den Juden zu Statten kommt, sondern allen Staatsangehörigen aller Confessionen.

So großen Vortheilen gegenüber verlor die widerwärtig zerfahrene, brutal angepackte und allzu heftig vertheidigte Bessarabische Frage großentheils ihre Bedeutung. Wenn Rumänien eine ausreichende Entschädigung erhält — und dafür scheint gesorgt, wenn sich die Rumänen nicht zu einem thörichten Widerstand hinreißen lassen —, so werden schließlich der russische Ehrgeiz, der die Scharte von 1856 auswetzen will und die Ansprüche des selbständig gewordenen Donaustaats befriedigt werden.

Rußland, welches die Küste des Schwarzen Meeres größtentheils besitzt, ist von der Donau, die im Schwarzen Meere mündet, nicht ausgeschlossen, aber Rußland beherrscht die Donau nicht. Die Stellung Oesterreichs aber, des Hauptstaates an der oberen Donau, ist bedeutend verstärkt worden, den neuen Donaustaaten ist Sitz und Stimme in der Donauschifffahrts-Commission zugestanden worden. Rumänien ist die Wache anvertraut über die Sulinamündung und über den größten Theil des Mündungsgebiets der Donau. Die Bestimmungen über die Schifffahrt sind dem Handel aller Nationen günstig. Auch hier hat das europäische Interesse entschieden, wie in der Frage des Bosporus und der Dardanellen das hergebrachte Recht und das englische Interesse.

In Armenien hat Rußland einige Entschädigung erhalten für seine enormen Opfer, obwohl es auch da seine Eroberung ermäßigte. Der Besitz von Batum gestattet demselben einen wichtigen Hafen für den Handel, keinen eigentlichen Kriegshafen. Auch England hat sich in der Insel Cypern eine Entschädigung zu erwerben gewußt für seine Anstrengungen. Die heimliche und schlaue Art, wie das Geschäft betrieben und abgeschlossen wurde, mußte andere Staatsmänner verstimmen und die eigentlichen Mittelmeerstaaten haben Ursache, die gesteigerte Herrschaft Englands im und über das Mittelmeer als bedrohlich für ihren Einfluß und ihre Machtentwicklung mit Ungunst zu betrachten. Für die Civilisation und die Wohlfahrt der Insel und von Kleinasien ist die Besitznahme jener und das Patronat

über dieses durch England unzweifelhaft ein Vortheil. Die Herrschaft der Türkei wird dadurch auch in Asien zur Hälfte beseitigt.

Leider hat die Allianz Englands mit der Pforte die Vereinigung Kreta's mit Griechenland verhindert, die sicher nicht blos in dem nationalen Interesse der Griechen gelegen war und welche die Kretenser durch ihre Leiden und ihre Thaten verdient hätten. Sie war offenbar in dem allgemein europäischen Interesse.

Endlich ist nun wohl Europa von der zaghaften Russen- und Slavenfurcht, welche wie ein Alp auf den Gemüthern lastete und ängstigende Träume bewirkte, erlöst. Die germanischen Völker Europa's und die romanischen Völker sind jede Gruppe für sich schon mächtiger als die slavischen Völker. Wenn Germanen und Romanen vereint sind und eine ernste Bedrohung von Westeuropa durch Rußland oder Osteuropa würde sie nöthigen, sich zu verbünden, so sind sie dem Osten mehrfach überlegen. Europa hat gesehen, daß Rußland nur mit Mühe die Türken besiegte und daß es den Krieg selbst mit dem nur zur See starken England scheute, daß es auch Oesterreich gegenüber sich bescheiden erwies. Man wird in Zukunft die Kinder Europa's nicht mit dem Bilde des Kosaken erschrecken.

Daß aber in Berlin Rußland zwar zu weitgehenden Zugeständnissen im Interesse des europäischen Friedens und der Civilisation sich herbeiließ, aber ihm doch nicht die Schmach der Demüthigung angethan wurde, das ist für den Frieden der Zukunft überaus wichtig. Wir Deutschen dürfen uns Glück wünschen, daß unser Reichskanzler dem benachbarten Kaiserreiche echte männliche Freundesdienste geleistet und dennoch zugleich die volle Achtung auch der Westmächte erworben hat.

So hat denn das Deutsche Reich, das nun zum ersten Mal Europa bei sich zu Gaste gesehen hat, zwar ohne Gebietszuwachs aber mit reichen Ehren diesen diplomatischen Feldzug durchgeführt.

Die völkerrechtliche Bedeutung des Berliner Congresses.

Von

Carl Gareis.

Gießen.

Seit einigen Jahrzehnten ist der Grundsatz, daß kein Staat sich in fremde Angelegenheiten einzumischen habe, als ein unanfechtbares Dogma in der Theorie und auch in der Praxis des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen anerkannt worden. Dieses sog. „Princip der Nichtintervention" findet nach heute herrschender Lehre seine Anwendung auch in jenen Fällen, in denen es sich um Streitigkeiten zwischen zwei Staaten handelt: dritten Staaten sind diese Streitigkeiten, sie mögen friedlich oder blutig zur Erledigung gebracht werden, „fremde Angelegenheiten"; so ward der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich 1866, wie der deutsch-französische Krieg 1871 durch Friedensschlüsse beendigt, die nur unter den Betheiligten abgeschlossen wurden, wiewohl von französischer Seite im Jahre 1871 mehrfache Versuche gemacht worden waren, fremde Intervention zu erlangen.

Anders im Juni und Juli 1878: der Krieg von russischer wie von türkischer Seite mit furchtbaren Opfern geführt, sollte nicht durch einen von den zwei Betei-

ligten allein und selbständig abgeschlossenen Vertrag völkerrechtlich beendigt werden; über den Vertrag von San Stefano saßen England, Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich zu Gericht.

Angesichts dieser Thatsache ist die Frage naheliegend: Hat das Interventionsprincip, vertheidigt von Papst Pius IX. im zwei und sechszigsten Satze des Syllabus, gesiegt? Ist die Zeit der Interventionscongresse und der Interventionen zurückgekehrt? Und wie wäre eine solche Rückkehr zu begrüßen?

Die Blüthezeit der Interventionspolitik begann unter dem Einflusse der Nothwendigkeit des geeinten Vorgehens, der Coalition, gegen Napoleon I. Hatten sich in dem Vertrage zu Chaumont (1. August 1814) Oesterreich, Preußen, Rußland und England verpflichtet: „die Ruhe und Unabhängigkeit der Mächte zu sichern und den willkürlichen Verletzungen fremder Rechte und Gebiete vorzubeugen“, und war das Reconstructionswerk, welches der Wiener Congreß (beendigt 9. Mai 1815) und die Wiener Schlußacte (1820) durchführte, im Princip für, in der Ausführung wenigstens nirgends gegen die Interventionspolitik, so waren die Congresse von Aachen (1818), Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) ausschließlich und ausdrücklich der Einmischung in fremde Angelegenheiten gewidmet. Die Verfassungsänderungen in Spanien, in Piemont und im Königreich beider Sicilien gaben die Veranlassung hierzu und auf Grund von Beschlüssen der erwähnten Congresse intervenirte Oesterreich mit bewaffneter Macht in Italien, und Frankreich ebenso in Spanien. Lag der Gedanke hiezu gewissermaßen im Geiste der ganzen „Restaurationsperiode“, so war doch der Fürst Metternich ganz besonders der Träger und Herold der Interventionsidee; von ihm ging am 12. Mai 1821 die berühmte Laibacher Circulardepesche aus, in welcher es unter Anderm heißt: „Die nützlichen oder nothwendigen Aenderungen in der Gesetzgebung oder Verwaltung der Staaten dürfen nur dem freien Willen, der wohlüberlegten und erleuchteten Initiative Derer entspringen, welche Gott hierfür verantwortlich gemacht hat. Jede anderweite Veränderung führt mit Nothwendigkeit zur Unordnung, zum Umsturz und zu Uebeln, welche noch weniger erträglich sind, als diejenigen, die man heilen zu wollen vorgiebt. Von dieser ewigen Wahrheit durchdrungen, haben die Souveräne nicht gezögert, dieselbe offen und energisch zu proclamiren, sie haben erklärt, daß sie darin die Rechte und die Unabhängigkeit jeder legitimen Gewalt respectiren; sie betrachten jede durch Aufstand und offene Gewalt ins Werk gesetzte Neuerung als gesetzlich nichtig und den Principien, die das öffentliche Recht Europa's bilden, widersprechend. In Consequenz dieser Erklärung haben die Souveräne aber auch gehandelt, so in Neapel und in Piemont.“

Die von der heiligen Allianz und dann von der europäischen Pentarchie projectirte „völkerweidende“ Interventionspolitik zeigte sich bald darauf als thatsächlich unmöglich, als politisch unhaltbar. Eine Revolution nach der andern kam zum Durchbruch und rief Zustände hervor, die von den Großmächten nicht nur nicht mehr beseitigt werden konnten, sondern allmählich sogar ausdrückliche Anerkennung fanden; so entstanden die südamerikanischen Republiken aus spanischen Provinzen, so trennte sich Griechenland gewaltsam vom Osmanenreich, Belgien von Holland; es stürzte die ältere Bourbonenlinie in Frankreich (1830), und stürzte auch die jüngere (1848), kurz, es ereigneten sich ringsum Veränderungen, die dem Metternich'schen Pro-

gramm keineswegs entsprachen, die nach demselben null und nichtig sein sollten, aber doch thatsächlich existirten und dauernden Bestand gewannen.

Nachdem so vom Jahre 1830 an die Politik der Einmischung thatsächlich schwankend geworden, und von einzelnen Mächten, insbesondere von England, geradezu politisch verworfen ward, trat ihr auch die Theorie des Völkerrechts entgegen. Das Völkerrecht hat nur sehr wenige Principien, mit denen es operiren kann und denen Consequenzen zu entnehmen sind; aber unter diesen wenigen sind einige von unleugbarer Wahrheit und enormer Tragweite: so vor Allem das Princip der Selbständigkeit aller Staaten. Die Souveränität ist wesentliche Eigenschaft des Staates an sich und aller Staaten; alle Staaten stehen sich hierin vollkommen gleich; jeder Staat kann daher seine Verfassung oder Verwaltung einrichten und besorgen, wie er will, keinem steht ein Einspruchsrecht oder gar ein Einmischungsrecht in Verfassung oder Administration eines andern Staates zu. So wird das Princip der Nichtintervention direct aus dem Wesen des Staates abgeleitet. Dasselbe ist der Fall bei Beurtheilung von Friedensschlüssen; ein Friedensschluß ist ein Vertrag der kriegführenden Parteien, welcher die Bedingungen und Bestimmungen des erneuerten Friedenszustandes festsetzt (s. Bluntschlis Völkerrecht pag. 703, Heffters Völkerrecht §§. 179—181), beiderseits somit gegründet auf eine souveräne Willenserklärung, welche von Dritten nicht angefochten werden kann.

Wenn wir nun aber in Berlin von den nichtbetheiligten Großmächten die bulgarische Frage, die bessarabische Frage, kurz die einzelnen Punkte des von Rußland und der Türkei geschlossenen Friedensvertrages behandelt sehen, so frägt sich, ob darin nicht ein bedenklicher Rückfall in die alte Interventionspolitik zu finden ist, bedenklich namentlich für die Politik des Deutschen Reiches, welches ja nie und nimmermehr hätte dulden können, daß Theile des deutsch-französischen Friedensvertrags von 1871, etwa die Revindication von Elsaß-Lothringen, von einem Congresse behandelt und von unbetheiligten Großmächten entschieden worden wären.

Jene Frage ist zu verneinen. Was in Berlin nun geschah, ist keine völkerrechtswidrige Intervention. Zunächst wirkte in jenen Metternich'schen und verwandten Interventionen ein Geist, der unseren heutigen Congressen fremd ist: der Geist der starren Legitimität; jene Interventionen bezweckten nichts Anderes, als die Rettung der legitimen Fürstengewalt, die Wahrung streng dynastischer Interessen. Dieser Geist war so mächtig, daß er auf dem Congresse zu Verona (1822) auch den Sultan als legitimen Herrscher gegenüber den aufständischen Griechen in Schutz nehmen zu müssen glaubte und die grausam bedrängten Christen als Revolutionäre der Pforte gegenüber bezeichnete und aufgab, was um so merkwürdiger ist, als Oesterreich, Preußen und Rußland bei der Gründung der „heiligen Allianz" sieben Jahre vorher ausdrücklich erklärt hatten, „in der Verwaltung anderer Staaten und in den politischen Beziehungen zu anderen Regierungen keine anderen Normen zur Richtschnur zu nehmen, als die Vorschriften der christlichen Religion, Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens" ꝛc. Das Legitimitätsprincip spielt heutzutage auf den Congressen keine Rolle mehr, dynastischen Interessen, die nicht zugleich und in erster Linie Staatsinteressen wären, dient die heutige internationale Politik nicht. Wenn jetzt eine Staatsaction vorgenommen wird, die sich scheinbar als Einmischung in fremde Angelegenheiten darstellt, so liegt ihr ein

anderer Zweck, keine Legitimitätspolitik zu Grunde, so verfolgt sie allgemeines Staatsinteresse.

Das heutige Völkerrecht verwirft die staatlichen Einmischungen in fremde Angelegenheiten, die Interventionen im eigentlichen Sinne des Wortes; damit sind verworfen die Versuche eines Staates, seinen Willen in Bezug auf Verfassung oder Verwaltung in einem anderen Staate, in einer die gleiche Selbständigkeit dieses Letzteren nicht anerkennenden Weise durchzusetzen, mithin Versuche, die fremde Souveränität zu schmälern.

Es ist klar, daß unter diesen Begriff der verwerflichen Intervention nicht fällt die freundschaftliche Intervention, die Gewährung sogenannter „guter Dienste“ (bona officia, gütliche Verwendung) und die „Mediation“, d. i. Vermittelung mit Genehmigung der Hauptbetheiligten. Der Staat, der einem oder auch zwei zugleich anderen Staaten „gute Dienste“ leistet, nimmt ungefähr die Stelle eines Maklers zwischen den handelnden und direct betheiligten Staaten ein: er thut nicht mehr, als zur Einleitung von Verhandlungen zwischen den Streitstheilen und etwa auch zur Wiederaufnahme der von diesen abgebrochenen Verhandlungen nöthig ist. Die eigentliche Vermittelung liegt dann vor, wenn der zunächst unbetheiligte Staat nicht bloß die Einleitung oder Wiederaufnahme der Verhandlungen zwischen zwei anderen Staaten besorgt, sondern bei den Unterhandlungen derselben fortwährend betheiligt ist, so daß darin Nichts, wenigstens nicht das Endresultat ohne Wissen des Vermittlers, Nichts, ohne daß völkerrechtliche Willenserklärungen an ihn gerichtet und durch ihn weiter befördert würden, geschieht.

Im Berliner Congreß ist aber weder die „gütliche Verwendung“ noch die „eigentliche Vermittelung“ zu erkennen, sondern offenbar mehr. Wenn der Congreß die armenische Grenze festsetzt, die griechischen Ansprüche zurückweist, die bosnische Frage löst u. dgl., so übernimmt darin keine Macht die Rolle des Vermittlers oder dgl., der Congreß tritt vielmehr dictatorisch auf, was er, d. i. die Gesammtheit oder Majorität der dort betheiligten Großmächte beschließt, hat völkerrechtliche Kraft für und gegen die von dem Beschlusse Betroffenen, sie mögen auf dem Congresse vertreten sein oder nicht; so will es wenigstens das moderne Völkerrecht.

Heißt dies aber nicht, sich in *fremde* Angelegenheiten mischen? Keineswegs, denn die Angelegenheiten auf der Balkanhalbinsel und in Armenien sind für sämmtliche auf dem Congreß vertretenen Angelegenheiten *keine fremden*, und zwar aus mehreren Gründen.

Zunächst kann der *Pariser Friede* vom 30. März 1856 hierfür geltend gemacht werden; freilich sind die Artikel 11, 13 und 14 desselben, betreffend die Ausschließung jeder Kriegsflagge vom schwarzen Meere durch den *Londoner Vertrag* vom 13. März 1871 beseitigt; freilich enthält der Pariser Friede gerade die ausdrückliche Bestimmung, daß sich *keine* der Großmächte, sei es einzeln, sei es im Vereine mit anderen, einmischen dürfe in die Beziehungen des Sultans zu seinen Unterthanen oder in die innere Administration der Türkei (Art. 9 d. Traité de paix et d'amitié conclu le 30 Mars 1856) — allein derselbe Vertrag räumt jeder der Pariser Signatärmächte ein Vermittlungsrecht für alle Fälle von Streitigkeiten, die sich zwischen der Pforte und einer der anderen Signatärmächte ergeben. Dem entsprechend trat die Conferenz zu Constantinopel vor Beginn der Feindseligkeiten zwischen Rußland

und der Türkei zusammen — freilich erfolglos; eben durch die von den beiden Streittheilen hierbei eingenommene Stellung, mehr noch durch die während des Krieges eingenommene Haltung des Deutschen Reichs und der österreichisch-ungarischen Monarchie zum russischen Reich war die Rechtslage verändert: es konnte in Folge all' dessen der russisch-türkische Streit in keinem Moment als ein nur die beiden Streitenden interessirender Conflict angesehen werden, vielmehr waren und sind als fortwährend rechtlich daran betheiligt die Signatärmächte zu erachten.

Vollkommen außer Zweifel wird dies aber dadurch gestellt, daß das Friedensinstrument von San Stefano in der That seitens der Contrahenten desselben den übrigen Mächten geradezu zur Discussion vorgelegt wurde. Diese Thatsache war und ist von eminenter juristischer Bedeutung, welche von den deshalb speciell zwischen den drei Kaisermächten und Großbritannien vor Beginn des Congresses mit vollem Recht gewürdigt ward. Durch den hierin juristisch zu erkennenden Verzicht der Contrahenten auf die ihnen an sich souverän zustehende Gestaltung des Friedens unter ihnen ist die fragliche Angelegenheit der Congreßmächte keine fremde mehr, die Beschlußfassung des Congresses folglich keine Einmischung in eine fremde Angelegenheit.

Zu diesen formalen Erwägungen kommt jedoch eine materielle, deren Hervorhebung allerdings nicht unbedenklich ist, dennoch aber nicht unterlassen werden darf: der Zustand der Staatsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel würde, auch wenn jene formalen Einmischungsgründe nicht vorlägen, das Interesse der europäischen Großmächte erwecken und zwar nicht bloß ein factisches, nur auf Gründe der Politik gestütztes, sondern auch — und dies ist für uns, die wir das Princip der Nichtintervention heilig halten, allein entscheidend — ein rechtliches, ein in den Fundamenten des Völkerrechts begründetes; es ist nicht bloß die völkerrechtliche Bedeutung der Donaumündungen, die Berührung von Europa uud Asien, der levantinische Handel, die Nähe des Suezcanals und das Interesse der Staatsgläubiger der Türkei, wodurch die Großmächte an dem Frieden zwischen dem Russenreiche und der Hohen Pforte engagirt werden, sondern es handelt sich um die Beseitigung eines Streitapfels, der jederzeit in die „Harmonie der Welt“ störend geschleudert werden könnte, um die Beseitigung der unhaltbaren, stets im Innern kriegführenden Zustände in den türkischen Provinzen der Halbinsel und den halbsouveränen Staaten. Ein zielloser Kriegszustand giebt den vereinigten Großmächten ein wirkliches Recht zu interveniren: denn das Völkerrecht anerkennt gemeinsame Interessen der civilisirten Staaten; es faßt die Staaten nicht atomistisch auf, sondern als durch gemeinsame Interessen, nämlich diejenigen, welche das Völkerrecht zu schützen hat, innerlich verbunden. Darum sind die sich nicht selbst wieder beseitigenden Schädigungen und Störungen des Weltfriedens den anderen Mächten keine fremden Angelegenheiten. Wenn Deutschland und Frankreich mit einander Krieg führten, so konnten sie die Störung des Weltfriedens wieder beseitigen; der Krieg war nicht unabsehbar, die Kämpfenden beendigten ihn selbst wieder, rein, fest und ganz von sich aus. Ein Gleiches ließ sich von Rußland und der Türkei nicht behaupten; es liegen zwischen beiden zu viele verfallene und zu viele sich neubildende Staatswesen, es liegen zwischen beiden zu starke Cultur- und Rassengegensätze, und zu viele sie selbst am wenigsten, fremde Mächte am meisten

Digitized by Google

treffende Verkehrsinteressen. Darum konnte und kann die Orientfrage nie einseitig unter den Orientmächten gelöst werden.

Wir schlagen das culturhistorische Resultat des russisch-türkischen Krieges nicht ganz so hoch an, als unser sehr geehrter College, Herr Geheimrath Dr. Bluntschli, im Aprilheft dieser Zeitschrift (456 ff.) kürzlich gethan hat, aber wir unterschätzen das Resultat des Congresses zu Berlin auch keineswegs: nicht gelöst ist die orientalische Frage, mit Halbsouveränitäten und fremden Garantieübernahmen wird überhaupt Nichts gelöst, aber es ist ein großer Schritt zur Lösung gethan, eine weitere Etappe zur endlichen Beseitigung der Orientfrage erreicht. Die Etappe ward erreicht nicht durch eine von dynastischen Interessen geleitete Interventionspolitik eines Congresses der Höfe, sondern erreicht durch eine vernünftige, nur die Staatsinteressen aller Staaten gemeinsam als Richtschnur nehmende Vereinigung der europäischen Großmächte, und hoch erhaben steht darum über allen anderen Congressen der Welt nun der Congreß zu Berlin.

Wie lebt der deutsche Arbeiter?

I.

Die Einnahmen der Arbeiter.

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

Die blutigen Ereignisse der letzten Monate in Berlin haben die sociale Frage und speciell die Arbeiterfrage wieder bedeutsam in den Vordergrund der inneren politischen und wirthschaftlichen Fragen gestellt. Wir werden daher auch von jetzt ab diese Fragen noch mehr als bisher den Lesern der Revue vorzuführen versuchen.

Die sociale Frage auf den „Arbeiterstand" angewendet ist in einer der wichtigsten, wenn nicht der allerwichtigsten Beziehung die Frage nach der Verbesserung der **wirthschaftlichen Lage der Arbeiter.**

Zur Beurtheilung dieser Frage gehört aber in erster Linie die Kenntniß von der gegenwärtigen Lebenshaltung der Arbeiter, sodann der früherer Zeiten, einmal um daraus zu schließen, ob unter unserm bisherigen Wirthschaftssystem, dem s. g. capitalistischen, die Lage der Arbeiter sich verbessert oder verschlechtert hat, und ob eine weitere Verbesserung unter demselben zu erwarten ist, sodann um zu erforschen, ob unter dem erträumten Wirthschaftssysteme der Zukunft, dem s. g. socialistischen, die Verbesserung zu erreichen ist, welche unter dem capitalistischen nicht erreicht wurde, oder ob die Verbesserung, welche unter dem capitalistischen System zwar stattfand, aber nicht in genügendem Maße, in stärkerem Ausmaß durch das socialistische erlangt werden kann. Diese unsere Kenntniß der factischen Verhältnisse früher und jetzt ist nun leider äußerst mangelhaft bestellt; für die Vergangenheit kann, da es sich hierbei um sehr exacte statistische Forschungen handelt, das Versäumte nur noch in sehr wenig Fällen nachgeholt werden, um so mehr gebietet die Pflicht wenigstens von jetzt ab die Lage der arbeitenden Klassen so genau und

so vollständig als möglich zu erforschen, einmal um zu erfahren, ob denn wirklich der Arbeiter durchschnittlich so jämmerlich in unserem Jahrhundert und speciell in unserem Jahrzehnt lebt, als Diejenigen, welche sich für specielle Vertreter des Arbeiterstandes ausgeben, glauben oder Andere glauben machen wollen, und um wenigstens späteren Jahrzehnten die Beantwortung der Frage zu ermöglichen, ob die wirthschaftliche Lage der arbeitenden Klassen sich zum Besseren oder zum Schlechteren wendet.

Die einfachsten hierher gehörigen Fragen vermögen wir beim heutigen Stande der Arbeiterstatistik nicht zu beantworten. Diese einfachsten Fragen sind: Wie groß sind in verschiedenen Gegenden zu einer bestimmten Zeit durchschnittlich die Einnahmen einer Arbeiterfamilie aus Verdienst des Mannes, der Frau, der Kinder und aus etwaigen anderen Einnahmequellen, in welcher Art werden diese Einnahmen zum Unterhalt der Familie verwendet oder wie lebt eine solche Arbeiterfamilie, endlich wie könnte mit den gegebenen Einnahmen die Familie leben, wenn sie vernünftig haushielte?

Die erste Frage, mit der wir uns heute beschäftigen wollen, die Frage nach den Einnahmen, ließe sich auf mehrere Weisen beantworten. Die eine Weise wäre, zu fragen: wie viel kann nach den durchschnittlichen Lohnsätzen der verschiedenen Gewerbe durchschnittlich eine Familie verdienen, wenn der Mann Fabrikarbeiter einer bestimmten Branche ist, wenn die Frau in demselben oder in einem anderen Gewerbe arbeitet und wenn 1, 2, 3 oder mehr Kinder den landesüblichen Kinderverdienst haben. Diese Fragen könnte z. B. ein Fabrikant beantworten, welcher Männer, Frauen und Kinder in seiner Fabrik beschäftigt. Es könnte aber auch jeder Statistiker aus einer genügenden allgemeinen Lohnstatistik einer Gegend eine derartige durchschnittliche mögliche Familieneinnahme in den mannigfaltigsten Combinationen berechnen. Die Hauptschwierigkeit dürfte hier darin liegen, genau festzustellen, wie viele Tage im Jahr die verschiedenen Mitglieder den bewußten Taglohn erhalten, um daraus das wirkliche Jahreseinnahmebudget einer Arbeiterfamilie zu construiren. Diese Frage, wie viel eine Familie verdienen kann, ist unseres Wissens im Großen noch nicht statistisch für Deutschland behandelt worden. Die zweite Art der Ermittelung ist die, welche nach den Einnahmen wirklich bestehender Familien fragt. Hier wäre einmal die Möglichkeit, z. B. bei Gelegenheit einer Volkszählung alle Familien nach ihren Gesammteinnahmen und speziell die Arbeiterfamilien nach den Jahreseinnahmen jedes erwerbenden Familiengliedes zu fragen. Vorläufig dürfte man sich freilich von dieser Frageart wenig Nutzen versprechen, da die wenigsten Arbeiterfamilien genau wissen werden, wie viel sie insgesammt und im Einzelnen jährlich verdienen, und selbst wenn sie es wüßten, nicht Lust haben würden anzugeben, da eine derartige Fragestellung in der Volkszählung ganz gewiß als nur zu Steuerzwecken gestellt aufgefaßt und mit Mißtrauen entgegengenommen werden würde. Darum ist dieser Weg bisher mit Recht noch nicht betreten worden. Derselbe braucht aber auch nicht begangen zu werden, wenn man nur einen andern Weg an seiner Statt einschlägt, nämlich den der Privatstatistik an Stelle der officiellen von Seiten des Staates, der Gemeinden oder anderer Zwangsgemeinschaften. Dies ist in Deutschland erst einmal im größeren Maßstabe versucht worden für die Fabrikarbeiter Schlesiens, und zwar von Frief, dem preußischen Fabrikinspector

Digitized by Google

dieser Provinz*). Frief hat einmal über die Löhne Schlesiens die einzelnen Fabrikanten befragt, sodann in ausgedehntem Maße die hierauf bezüglichen Ergebnisse der Enquête benutzt, welche vor ein paar Jahren über die Frauen- und Kinderarbeit veranstaltet wurde, endlich aber für seinen Zweck eine eigene schriftliche und mündliche Enquête veranstaltet. Frief spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Es wurden im December 1875 ungefähr 350 Exemplare eines Fragebogens von nachfolgend angegebener Beschaffenheit an Vertrauenspersonen nach allen Theilen der Provinz (NB. mit Ausnahme Breslau's) versandt und zwar nicht nur an Arbeitgeber zur weiteren Verabfolgung an die Arbeiter selbst, sondern, so weit möglich war, an dem Arbeiterstande gesellschaftlich näher stehende Personen, namentlich an Professionisten, mit denen Verfasser in seiner Stellung als Aichungsinspector zu thun hatte. So weit es nothwendig erschien, wurden dem Formular für Ausfüllung desselben Erläuterungen beigegeben. Das Formular ist im Uebrigen so gebildet, daß seine Resultate verglichen werden können mit denen ähnlicher Erhebungen, wie solche bereits vorliegen." Das Formular frägt in Absatz I., aus welchen Personen, Mann, Frau, Kindern unter 14 Jahr, Kindern über 14 Jahr und sonstigen Angehörigen, der Hausstand besteht; sodann im Absatz II., wie groß in Mark die jährlichen Einnahmen 1) des Mannes, 2) der Frau, 3) der Kinder zusammen, 4) der sonstigen Angehörigen sich stellen. Der Absatz III. frägt dann endlich nach den Ausgaben, auf welche wir ein andermal kommen. Von diesen 350 Fragebogen wurden 235 der Art beantwortet, daß Frief dieselben wenigstens im Groben für richtig annehmen zu können glaubt. Erschienen ihm einige Annahmen auch zu hoch, andere zu niedrig, so gleichen sich solche „Irrthümer", wenn sie nicht vorsätzlich nach einer Richtung hin gemacht werden, in einer genügend großen Anzahl von Fällen gegen einander aus. Nur mögen durchschnittlich die Einnahmen eher höher als niedriger sein, weil gewisse Einnahmen, wenn sie in natura bestanden, selbst wenn sie ausnahmsweise bis zur freien Wohnung sich steigern sollten, nicht mit eingerechnet wurden. Die Berechnungen dieser 235 Budgets ergab per Familie von Mann, Frau und durchschnittlich 3 Kindern, daß die Gesammteinnahmen auf 805 Mark sich stellten. Von diesen verdiente der Vater durchschnittlich 651, die Mutter 62, die Kinder, soweit sie mit erwarben, zusammen 90 Mark. Auf die „Angehörigen", welche nur selten vorkommen, fielen durchschnittlich nur 2 Mark. Wir lassen dieselben darum außer Acht. Hiernach verdienten vom Gesammtverdienst die Familienhäupter rund 81 pCt., die 230 Mütter 8 pCt, die 707 Kinder zusammen 11 pCt. Auf diese Resultate Friefs haben wir schon einmal früher in der Revue hingewiesen, als wir die Emancipirung der Ehefrau von der Fabrikarbeit besprachen. Wir machten damals darauf aufmerksam, wie gering die Einnahmen der Ehefrauen wären, wenn Untersuchungen aus anderen Gegenden Deutschlands dasselbe Resultat ergeben sollten, zumal die obigen 62 Mark nicht überall in Arbeit außer dem Hause erworben wurden. Uebrigens giebt dieser Durchschnitt von 62 Mark oder 8 pCt. insofern kein richtiges Bild, als derselbe gebildet ist aus den 98 Fällen, in denen die Ehefrauen mitverdienten, und den 132 Fällen, in denen

---

*) Vergl. Frief: Die wirthschaftliche Lage der Fabrikarbeiter in Schlesien und die zum Besten derselben bestehenden Einrichtungen. Breslau 1876. groß 4°.

die Frauen gar nicht mitverdienten. Der Verdienst der Frauen, welche wirklich mitverdienten, stellt sich darnach auf 149 Mark. Auf der andern Seite hingegen, und das schwächt die Sache wieder ab, würden nicht diese gesammten Einnahmen der Ehefrauen verloren gehen, wenn dieselben die Außerhausarbeit ließen, denn schon diese Einnahmen sind zum Theil im Hause gemacht und würden zum großen Theil durch Arbeit im Hause ersetzt werden können.

Frief hat nun weiter untersucht, in welchem Verhältniß die Familienmitglieder participiren je nach der Wohlhabenheit, indem er die 235 Budgets ordnete nach der Größe der Einnahmen und in 6 Klassen brachte mit einer Gesammteinnahme per Familie von 459 Mark, 593 Mark, 713 Mark, 832 Mark, 993 Mark, 1370 Mark. Freilich drücken diese 6 Einnahmeklassen nicht genau die Wohlhabenheitsunterschiede aus. Vielmehr ist, worauf wir ein anderes Mal bei den Ausgaben zu sprechen kommen, die Höhe der Einnahme nur zum Theil ein Kriterium der Wohlhabenheit, da ein Theil der höheren Einnahme bestehen kann aus zwar höherem Geldlohn, der aber nicht eine gleich hohe Kaufkraft darstellt, weil er zum Theil durch das in gewissen Gegenden theurere Leben bedingt ist. Immerhin ist es aber interessant zu sehen, ob in den Familien, welche in Summa eine hohe Geldeinnahme haben, der Antheil der Familienglieder an derselben ein anderer ist, als in den Familien mit niedriger Einnahme. Unterscheiden wir zu diesem Behuf der Einfachheit halber nur 3 Klassen mit 535 Mark, 771 Mark und 1160 Mark, so verdienen hieran in der ärmsten Klasse der Vater rund 484, die Frau 32, die Kinder 20 Mark, oder in Procenten der Vater 90, die Mutter 6, die Kinder 4 pCt. Fast der ganze Verdienst wird vom Vater aufgebracht, die ganze Familie hat also so geringe Einnahmen, weil Frau und Kinder nicht viel mitverdienen. In der mittelwohlhabenden Klasse verdienen der Mann 634, die Frau 84, die Kinder 48 Mark, oder 82 pCt., 11 pCt., 7 pCt. Endlich in der wohlhabendsten Klasse verdienen der Mann 865, die Frau 71 und die Kinder 225 Mark = 75 pCt., 6 pCt. und 19 pCt.

Absolut fällt die Mehreinnahme besonders auf den Vater, welcher in der mittleren Klasse 150 Mark mehr verdient als in der armen, und in der reicheren wieder 231 Mark mehr als in der mittleren. In Procenten verdienen aber die Kinder mehr, denn während dieses absolute „Mehr“ von 150 und 231 Mark nur 31 pCt. und 37 pCt. beträgt, sind die Mehreinnahmen der Kinder von 28 Mark und 177 Mark 140 pCt. und 370 pCt. Die Mutter endlich verdient in der mittleren Klasse 52 Mark mehr als in der ärmeren, d. h. 162 pCt., aber in der reicheren 13 Mark oder 15 pCt. weniger als in der mittleren. Dies darf wohl als erfreulicher Umstand dahin ausgelegt werden, daß hier die Mutter nur in seltenen Fällen mitzuverdienen braucht, weil Mann und Kinder genug verdienen.

Eine weitere Zusammenstellung macht Frief nach der Kopfzahl der Familien. Ziehen wir auch dies weiter zusammen, so verdienen in einer Familie von nur 3 oder 4 Personen der Mann 87 pCt., die Frau 8—9 pCt., die Kinder nur 3—4 pCt., in allen Familien aber mit 5, 6, 7 Personen fallen auf den Vater nur 76 pCt., auf die Frau nur 6 pCt. und auf die Kinder circa 18 pCt.

Leider sind wir nicht im Stande diese und ähnliche hochinteressante Beobachtungen Friefs, auf welche alle wir hier nicht eingehen können, mit ähnlichen Be-

Digitized by Google

obachtungen von genügender Größe aus anderen Gegenden Deutschlands zu vergleichen, denn abgesehen von einzelnen Einnahmebudgets deutscher Arbeiter, welche sich verstreut in verschiedenen Werken und Zeitschriften, namentlich im Arbeiterfreund und in der Concordia finden, sind größere Versuche in Deutschland noch nicht gemacht worden.

Wohl aber liegt ein größerer Versuch schon seit längerer Zeit aus Belgien vor. Diesen Versuch hat in den fünfziger Jahren Ducpétiaux angestellt. Bei 200 belgischen Arbeiterfamilien stellt sich der Antheil der Familienglieder etwas anders als in deutschen Arbeiterfamilien, weil die Berechnung eine etwas andere ist. Ducpétiaux hat nämlich außer der Rubrik Einnahme aus Arbeit von Mann, Frau und Kindern noch die Rubrik andere Einnahmequellen. Diese Rubrik enthält bei den reicheren Arbeitern Einnahmen aus Capitalien, sei es in Werthpapieren, sei es in Land, sei es in freier Wohnung, welche in Geld geschätzt ist, was bei Frief nicht der Fall, bei den ärmeren Arbeitern dagegen sind diese Einnahmen außer den für die reicheren erwähnten Einnahmequellen auch noch Unterstützungen von Verwandten oder der Gemeinde, milder Stiftungen u. s. w. Nach den Angaben von Ducpétiaux berechnet sich, daß der Mann verdient 54, die Frau 9, die Kinder 20 pCt. und daß 17 pCt. auf sonstige Einnahmen fallen. Läßt man, um die Zahlen mit den deutschen etwas vergleichbarer zu machen, die sonstigen Einnahmen weg, so fallen von den gesammten Einnahmen aus Arbeit auf den Vater 65 pCt., auf die Mutter 11, auf die Kinder 24. Hiernach würde in Belgien die Frauen- und Kinderarbeit eine viel wichtigere Rolle spielen als in Schlesien, wo auf den Vater 81, auf die Mutter 8, auf die Kinder 11 pCt. fallen. Der Verdienst der Mutter stände in beiden Ländern einander noch am nächsten, während die Kinder in Belgien sehr viel stärker zur Arbeit herangezogen werden. Ganz so groß, wie die Zahlen zeigen, dürften übrigens die Unterschiede in dem, was die Kinder durchschnittlich aufbringen müssen, nicht sein, denn in den Beobachtungen von Ducpétiaux sind sehr vielfach die Naturalleistungen der Familienangehörigen in der Wirthschaft, z. B. in der Landwirthschaft, mit in Geld veranschlagt, was bei Frief nicht der Fall. Endlich haben wir noch zur Vergleichung ein von le Play gesammeltes kleineres aber besonders genau ermitteltes Material von 39 Familien aus Frankreich und den nächstanliegenden, hart an Frankreich grenzenden Gegenden. Hier fallen neben wiederum 13 pCt. aus anderen Einnahmen, als aus Arbeit, auf die Arbeit des Mannes 59 pCt., der Frau 14 pCt. und der Kinder gleichfalls 14 pCt. Hier wäre der Antheil des Mannes noch geringer als in Belgien, allein hier erst recht gilt, daß die Arbeit von Frau und Kindern so hoch erscheint, weil bei ihnen le Play auf das Allergenaueste jede Arbeit, welche Naturalprodukte, nicht Geld lieferte, nach Geldwerth geschätzt hat. Freilich ist das beim Familienhaupt auch geschehen, bei diesem macht der Verdienst in natura meistens aber sehr wenig aus, verglichen mit seinem Geldverdienst. Läßt man hier gleichfalls die Rubrik „andere Einnahmen“ weg, so fallen von allen Einnahmen aus Arbeit auf den Vater 67 pCt., auf die Frau 16 pCt. und auf die Kinder gleichfalls 16 pCt. Das ergäbe für den Vater fast genau gleichen Antheil, wie in dem vielfach ähnlichem Belgien, ebenso natürlich für Frauen und Kinder zusammen, während auf die Frau allein in Frankreich viel mehr, auf die Kinder weniger käme als in Belgien. Doch wir

dürfen auf diese 39 französischen Einnahmebudgets, obwohl sie die am genauesten berechneten sind, hier kein zu großes Gewicht legen, denn es sind ihrer noch zu wenige.

Sehr zu wünschen wäre, wenn Untersuchungen der oben geschilderten sehr verdienstlichen Art, wie sie Frief angestellt hat, in Deutschland Nachahmung fänden; vor Allem könnten gerade die Fabrikinspektoren (wenn wir nur erst dieselben in genügender Anzahl hätten!) so gut wie Frief, über alle Gegenden Deutschlands ähnliche Enquêten veranstalten, nur wäre zu wünschen, daß nicht Jeder auf eigene Hand vorginge, sondern daß nach gemeinsamem Plane gearbeitet würde. Darum sagte ich neulich in einem Artikel dieser Revue, daß für die statistischen Aufgaben der Fabrikinspektoren ein gemeinsamer Mittelpunkt in dem statistischen Amt des deutschen Reiches oder im Anschlusse an dasselbe gefunden werden müßte. Das Reich, welches solche Untersuchungen, die schneidig in die wirthschaftlichen Verhältnisse eines Jeden eindringen, beim heutigen Standpunkte der Bildung nicht füglich officiell anstellen kann, könnte indirekt durch Gewährung der nöthigen Mittel für solche halbprivate Arbeiten diese Art der Enquête wesentlich fördern. Auf der anderen Seite würde die Arbeit Derer, welche wie Frief solche Forschungen machen wollen, wesentlich gefördert werden, wenn endlich über Deutschland ein derartiges Netz von statistischen Vereinen gespannt würde, wie Engel dasselbe schon oft geplant und vorgeschlagen hat. Sollte die gegenwärtige Zeit nicht passend sein, nochmals den Versuch zu machen, derartige statistische Vereine in's Leben zu rufen?

Wesen und Entwicklung der Sprache.

II.

Apperception und Flexion.

Von

M. Carriere.

München.

Unser Denken ist ein Unterscheiden und Beziehen, und kraft dessen bemerken wir bald, daß wir Schiller von Goethe anders als von einem Stein, den Löwen anders von einer Blume als von einem Hund unterscheiden, daß wir nach wesentlichen und gemeinsamen Merkmalen ganze Gruppen von Erscheinungen zusammenfassen und von einander sondern, die wieder durch andere Eigenthümlichkeiten geeint sind. Anders wäre es auch nicht möglich, die unabsehbare Fülle der Dinge, der Eindrücke bestimmt zu erfassen und im Gedächtniß zu behalten; das Chaos würden wir nicht erkennen, es würde uns betäuben und verwirren, der Kosmos aber, die gesetzlich und begrifflich geordnete Welt, mahnt uns zur Ordnung der Anschauungsbilder im Bewußtsein, zum Begreifen. Wir bleiben nicht bei den Einzelempfindungen und den danach entworfenen Anschauungen stehen, wir fassen die wesengleichen unter einer gemeinsamen Vorstellung zusammen, und diese Vorstellung Mensch, Löwe, Stein, welche das Gattungsmäßige erfaßt und das Individuelle darunter begreift, sie bedarf einen Träger, einen Ausdruck, durch den sie Bestand und Halt gewinnt und mittheilbar wird, und dieser Träger ist das Wort, der articulirte

Laut, der nicht blos einen Sinnesausdruck wiedergiebt, sondern einen Begriff ausdrückt, eine Vorstellung bezeichnet. Wir denken aber in Vorstellungen, und unsere entwickelte menschliche Sprache bezeichnet nicht das Besondere, sondern das Allgemeine; Baum, Sohn, Liebe, Handeln, Genießen, warm, schwer, schön, das sind ja alles Worte für ein Allgemeines, das viele Erscheinungen und Empfindungen oder Thätigkeiten unter sich begreift; das Aeußere aber für dieses Innere, das Reale, in welchem dieses Ideale verwirklicht und mittheilbar wird, ist das Wort. Hier vollendet sich sein Begriff, hier zeigt sich die Untrennbarkeit von Denken und Sprechen, die den Griechen in dem einen Ausdruck Logos für beide gegenwärtig war; es ist in Namen, daß wir denken, sagt Hegel, das heißt: in benannten Vorstellungen.

Die Seele bewahrt, erinnert, was sie einmal hervorgebildet hat, und so ruft ein anderer gleicher Eindruck den früheren in ihr hervor, gesellt sich ihm, wird daran erkannt und damit verschmolzen. So verdichten sich viele Erscheinungen zu einem Gesammtbilde, das sie repräsentirt, dem keine einzelne ganz gleich ist, das als solches nicht erschaubar ist; die Dreiecke sind entweder recht- oder spitz- oder stumpfwinklig, doch fassen wir alle in der Vorstellung des Dreiecks zusammen, und diese hat ihren Träger im Wort; der Laut, der mit der ursprünglichen Anschauung ausgesprochen wird, den die Erinnerung mit ihr verbunden behält, wird innerlich bei den neuen Wahrnehmungen wiederholt und der Inhalt dadurch als Eigenthum der Seele befestigt.

Hier tritt das Walten der Apperception ein, jener Begriff, den Kant und Herbart in die Psychologie eingeführt; seine Ausbildung ist ein Hauptverdienst der Dioskuren Lazarus und Steinthal. (Zeitschrift für Völkerpsychologie; Lazarus: Das Leben der Seele in Monographien über ihre Erscheinungen und Gesetze; Steinthal: Abriß der Sprachwissenschaft.) Bewegungen zu verinnerlichen in der Empfindung, vom eigenen Zustand aus Bewegungen hervorzubringen, liegt im Wesen der Seele. Alles Geschehen ist Wirkung und Gegenwirkung; die Seele antwortet durch ihre Thätigkeit auf die Reize der Außenwelt, sie nimmt dieselben auf nach ihrer eigenen Natur. Ursprünglich liegt in dieser kein Gedankeninhalt, jedes Kind muß selbst zu denken anheben, seine Weltanschauung, seinen Vorstellungsreichthum sich erwecken; aber sogleich nach den ersten Empfindungen und Anschauungen ist die Seele nicht mehr leer, sondern sie hat bestimmten Inhalt gewonnen und sie appercipirt nun, sie eignet sich Neues an gemäß den in früherer Thätigkeit erworbenen Elementen. Frische Bilder entstehen, sie sind uns fremd, bis wir wissen, wo wir sie hinthun, welcher bereits vorhandenen Erkenntniß wir sie einordnen sollen. Sie bereichern, befestigen, verdeutlichen das Vorhandene, sie verschmelzen mit ihm. Jedes Wiedererkennen einer Person oder Sache ist das einfachste Beispiel der Apperception; aber neue Eindrücke wollen wir nicht blos wahrnehmen, sondern sie mit dem Gedankeninhalt der Seele verknüpfen, und wie wir aus vielen verwandten Erscheinungen einen Gattungsbegriff derselben bilden, so wenden wir die allgemeinen Vorstellungen sofort auf die Dinge und Ereignisse an, um sie darunter und dadurch zu begreifen. Die mannigfaltigen Beziehungen der Dinge zu erfassen, das Neue an das Alte anzuknüpfen und dadurch neue höhere Gesichtspunkte für die Betrachtung der Welt zu gewinnen, das bezeichnet den Fort-

schritt der Cultur für den Einzelnen wie für die Menschheit. Einige Hundert Grundanschauungen derselben sind in den Urlauten, den Wurzeln der Sprache eines Volkes, ausgeprägt; neue Gegenstände, neue Erfahrungen des äußeren und inneren Lebens werden an sie angeknüpft, mittels einer derselben appercipirt und darnach benannt, indem nach der Bereicherung des Gedankeninhalts auch der Laut eine leise Modification erfährt. Die Thätigkeit des Zerreibens prägte ein Mensch der Urzeit im Laute mar aus; der ward als zutreffend aufgenommen und wiederholt, und das r etwas weicher wird l in Malen und Mühle, in Malerei; Mars wird der Zermalmer, der Kriegsgott der Römer genannt, und das Kämpfen heißt den Griechen marmamai, sich aneinander reiben; Krankheit und Tod appercipirt der Lateiner gleichfalls als dunkle Zerreiber, morbus und mors; das Meer, mare, ist dem Germanen das Zerreibende oder Zerstörende, die Wasserwüste, während es dem Griechen als Völkerbrücke, pontos, erscheint, der Deutsche es See als das Siedende, Wogende nennt, wonach wieder die Seele als das bewegende Lebensprinzip savala benannt wird; die Seele war, wie Max Müller sinnig bemerkt, von unseren Ahnen ursprünglich als ein Meer in uns aufgefaßt, das mit jedem Athemzuge auf und nieder wogt und Himmel und Erde auf seiner Tiefe spiegelt. Der vorwiegende Eindruck, den ein Gegenstand auf den Menschen macht, hängt wesentlich von der Stimmung und Bildung der auffassenden Persönlichkeit ab; darnach appercipirt und nennt sie ihn. Welche Laute ein Volk für die ersten Eindrücke verwerthet, wie es dieselben artikulirt, dann welche Wurzeln es nimmt, um nach ihnen einen neuen Eindruck zu bezeichnen, und wie es endlich die Elemente der Sprache zum Satze verbindet, das macht die innere Sprachform aus. Wie in der bekannten Anecdote der Zimmermann in der Eiche zuerst den Tragbalken, der Lohgerber die Borke, der Maler den Baumschlag bemerkt, sie also mit seinem eigenen Wesen in Beziehung setzt und demgemäß appercipirt, so betrachtet der Römer den Menschen nach seinem Stoff und nennt ihn homo, Erdensohn, der Grieche nach seiner Form und nennt ihn ἄνθρωπος, den Aufrechten, Aufwärtsblickenden, der Inder und Germane nimmt das Innerliche, das Denken, die Wurzel man, zur Bezeichnung, er appercipirt den Menschen als den Denkenden. Dem einen Volk ist der Mond der Weiße, dem andern der Messer der Zeit. Dem einen schwebt die Sonne als lichter Schwan am Himmel, dem andern ist sie ein Feuerrad, dem dritten das Auge des Himmelsgottes.

Alle Eindrücke, welche viele Bäume als grünende und welkende, blühende und verdorrte, als Laub- und Nadelholz gemacht, sind in der einen Vorstellung und dem einen Worte Baum zusammengefaßt, verdichtet; mannigfaltige Verfassungsformen, Institutionen und Behörden sind in dem Worte Staat begriffen. Der Fortschritt der Lebenserfahrungen hat sie dem Worte verschmolzen, das Kind hört aber jetzt die fertigen Worte, in welchen ihm die Gedankenarbeit von Jahrtausenden überliefert wird und erhält die umgekehrte Aufgabe, sie allmählich mit dem Anschauungsreichthum zu erfüllen. Dem Kenner sagt das Wort Pferd mehr als dem gewöhnlichen Menschen, und er sieht auch auf den ersten Blick das einzelne Thier, das er unter dieser Vorstellung appercipirt, viel schärfer und vollständiger; dem Kenner ist Geist, Poesie, Liebe viel herrlicher als dem, welcher von Platon, Shakespeare und dem eigenen Herzen im Wechselleben mit einem andern noch keine oder

Digitized by Google

geringe Erfahrung hat. In der Sprache aber haben wir den Zusammenhang der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Das Kind lernt sie nicht äußerlich, es erzeugt sie innerlich, aber unter dem Einflusse des Hauses, des Volkes, und sein Denkenlernen ist ein Sprechenlernen in der Muttersprache; es wächst in die Ueberlieferung hinein, um sie selbst weiter zu bilden. Wir schaffen keine frischen Wurzeln mehr, weil wir auch neue Dinge, wie Dampfwagen und Eisenbahn, an Bekanntes anknüpfen und darnach benennen.

Jede Anschauung giebt uns das Ganze einer Erscheinung. Die denkende Betrachtung gewahrt an dem Dinge, das sie mit vielen ähnlichen Wesen vergleicht und unter einer Vorstellung mit ihnen begreift, Eigenschaften und Beziehungen, die sie wieder an vielen Gegenständen wahrnimmt, die sie gleichfalls als Eigenschaften, als Thun und Leiden vielfältiger und allgemeiner Art in Vorstellungen zusammenfaßt; indem die Träger dieser Beziehungen von ihnen unterschieden werden, finden sie eine unterscheidende Bezeichnung auch in der Sprache, als Substantive, und Eigenschafts- und Zeitwörter schließen sich denselben an. Die Urlaute, sagte ich, waren Keime von Sätzen, drückten einen Totaleindruck aus; sie wurden die Wurzeln, aus denen nun auch die besondern Wortarten hervorwuchsen, kraft der unterscheidenden Denkthätigkeit, nicht von selbst oder gar als Ursache des vernünftigen Denkens, wie die Gedankenlosigkeit faselt. Daß ein und dasselbe Ding bald in Ruhe, der Mensch schlafend und wachend, handelnd und leidend, der Baum mit grünem und welkem Laub und laublos, ein Hund schwarz, der andere weiß, der eine liegend, der andere laufend erschien, das führte auf dem Wege der Erfahrung zu diesem Sondern von Wesen, Eigenschaft und Verhalten hin; aber es bedurfte des denkenden Bewußtseins, um darnach die unterschiedenen Vorstellungen und Worte zu bilden. Das mittels ihrer entwickelte Denken und Sprechen ist nun wieder das Beziehen des Unterschiedenen, die Verbindung von Subject und Prädicat, ein Urtheil, der Satz: Die Sonne wärmt, dies bellende Ding ist ein Hund, der Mensch ist groß.

Die Vorstellung ist ein psychisches Gebilde, welches dadurch entsteht und besteht, daß wir mit dem Wort, das eine ursprüngliche Anschauung bezeichnet hat, nun alles Aehnliche appercipiren und ebenso benennen; sie ist eine Abbreviatur vieler Anschauungen, hat etwas unbestimmt Schwebendes, und der Fortgang zum Begriff geschieht durch eine wissenschaftliche Thätigkeit, welche die wesentlichen Merkmale ausdrücklich hervorhebt und die Sache im Zusammenhang der Dinge und nach ihrem Grund und Zweck auffaßt. „Die Vorstellung des Gelben ist ein verworrenes, unbestimmtes Bild aller Schattirungen dieser Farbe; der Begriff des Gelben beruht auf der Kenntniß des Farbendreiecks und bezeichnet den Inhalt als den bestimmten derjenigen Farbe, welche zwischen Grün und Violett liegt" (Lazarus), oder der lichtreichsten Farbe im Gegensatz zum lichtarmen Blau, mit dem vereint sie das ausgleichende vermittelnde Grün bildet, und der Physiker giebt die Zahl und Breite der Aetherwellen an, die in uns die Empfindung des Gelben hervorrufen. Die Vorstellung des Feuers ist dieselbe wie vor Jahrtausenden, aber sein Begriff war damals der eines einfachen Elementes, jetzt wissen wir, daß es die Erscheinung eines physikalischen Processes, der Wärmeentwicklung bei der chemischen Verbindung des Sauerstoffs mit dem Wasser- oder Kohlenstoff ist. Aber zu diesem Begreifen

der Dinge, wie zur idealen Auffassung der Welt, zur subjektiven Anschauung des Seinsollenden und Vollkommenen auf sittlichem und künstlerischem Gebiet und zur voranschreitenden Verwirklichung desselben im Leben wie in der Dichtung kommen wir mittels der Sprache. Daß wir für geistige Kategorien, wie für das Gute, Schöne, Wahre, für sittliche Gefühle und Begriffe wie Liebe, Muth, Freiheit Worte finden, dadurch wird es Licht in uns und kommen wir zur klaren Bestimmtheit einer idealen Welt geistiger Güter, zu einem Gedankenreich, das wir über dem Reiche der Natur aufbauen.

Wie die Wirklichkeit außer uns, so ist ihr sprachliches Abbild in uns ein Organismus, Entwicklung des Mannigfaltigen aus einheitlichem Keim und Zusammenwirken des Besonderen zum einheitlichen Ganzen. Ein Laut vertritt einen Totaleindruck und damit einen Satz. Dann werden reale Wesen, Eigenschaften, Beziehungen, Veränderungen der Zustände, Thun und Leiden unterschieden, und damit auch besondere Wörter als Substantiva, Adjectiva, Verba, Präpositionen. Zuerst stehen die Wörter blos nebeneinander, wie heute noch im Chinesischen, ob sie vor oder nachstehen, deutet ihre Beziehung zu einander an; oder die innere Empfindung verknüpft sie; „Fritz Fleisch haben", sagt auch bei uns noch das Kind ohne alle Flexion. Dann stellt man Wörter, die bestimmte Beziehungen ausdrücken, wie Pronomina, Präpositionen, zu den Hauptwörtern; sie gehören diesen ursprünglich auch an, werden aber anders verwerthet, und causa (die Ursache) oder Wille wird so zum Beziehungswort in honoris causa, um der Ehre willen, wegen der Ehre, auch wegen ist aus Wegen entstanden. Die zweite Sprachstufe ist, daß solche Nebenwörter, wie wir sie heißen wollen, an die Hauptwörter vorn oder hinten angehängt werden, wobei man ihre Bedeutung noch empfindet; das ist die „agglutinirende" Weise der turanischen Sprachen, im Türkischen bewundernswerth ausgebildet. Fügt das Chinesische wie ein Bauwerk Stein an Stein, oder lagern sich die Worte wie die Molecüle im Krystall, so vergleicht sich das Turanische den Pflanzen: Stamm und Wurzel bleiben sichtbar, der Zweig trägt die Blätter. Nun aber schleifen die Anfügungen sich ab, das Gefühl ihrer Bedeutung erlischt und sie werden zum Ausdruck von Formbeziehungen, zur Flexion. Sagen wir heute g n a d e n v o l l, so spüren wir noch zwei Wörter; sagen wir g e f ä h r l i c h, so spüren wir nur die Modification des einen Wortes Gefahr, ursprünglich war lich aber leik und hieß Gestalt, gefährlich also gefahrgestaltet, gefahrartig. Mente heißt im Lateinischen mit Sinn, aus dulci mente wird dolcemente, doucement, das Adverbium süß im Romanischen. I loved ich liebte und I did love ich thät lieben ist ganz dasselbe; in d und t ist der Rest von did und that; aus ich liebenthät (liobteta) ist liebte geworden. Masi, tasi, anti (wir, ihr, sie) wird im Sanscrit deutlich an das Zeitwort angehängt, lagamasi, lagatasi, laganti liegenwir, liegenihr, liegensie; es klingt nach im Lateinischen legimus, legitis, legunt wir lesen, ihr lest, sie lesen. Werden die Endungen abgeschliffen, dann wird es nöthig das Pronomen wieder vor zu setzen; aus Präpositionen sind die Casusendungen geworden, mit de, a, to, of ersetzt sie der Italiener, Franzose, Engländer, nachdem er sie verschluckt hat, sagt statt matris de la mère, of the mother. Indem nun Vorwörter, Fürwörter, Hilfszeitwörter mit dem Stamm zusammenwuchsen und nicht mehr für sich, sondern nur als Formbestimmung empfunden wurden, entstand die

dritte und höchste Stufe der Sprache, die flectirende. In ihr liegen die einzelnen Theile des Satzes nicht mehr neben und außer einander wie selbständig da, sondern die Wechselbeziehung der Wörter scheint durch eigene organische Thätigkeit aus ihnen hervorzukommen, die Modificationen, die sie in ihren Beziehungen zu einander erfahren und bewirken, erscheinen als an ihnen selbst gesetzt; das Zeitwort richtet sich in seiner Formendung nach dem Subject und bestimmt die Formendung des Objects. Die Wörter sind Glieder, nicht blos Theile des Satzes, der Sinn des Ganzen ist die gestaltende Seele, die wie im Menschenleibe jede einzelne Zelle bildet, die Endungen sprießen aus innerem Gestaltungsdrang hervor, um in jedem Wort den Einfluß, den es übt oder erfährt, zur klaren Bestimmtheit des Gedankens vernehmlich zu machen. Das Indische, das Griechische zeigen diese Blüthe der Sprache, es ist als ob die künstlerische Thätigkeit des Geistes, die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit, in Sprachschöpfung und Sprachbildung aufgegangen. Aber das Wurzelbewußtsein erlischt und die Flexionen verfallen und werden wieder durch Partikeln ersetzt, und nun wird es Aufgabe der Kunst als solcher, der Poesie, daß sie das Lautgefühl wieder belebt und die Bildlichkeit der Rede statt der mangelnden Anschaulichkeit jener Wörter eintreten läßt, die zu bloßen Vorstellungszeichen geworden sind. Daß dies geschah, ist für unser Denken hochwichtig. Es gewann eine viel größere Beweglichkeit und Freiheit, wenn in den Worten, welche Begriffe ausdrücken, nicht immer auch das Anschauungsbild in der Seele mit hervorgerufen, sondern der Gedanke unmittelbar als solcher für sich vernommen ward. Wir denken bei der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Kirchengesetze nicht an den schwarzen Holznagel in der Scheibe, nach dem der Schütze zielt (Zweck), noch an das Maß, womit wir Flüssigkeiten, Zeug oder Getreide messen, noch an das körperliche Setzen und Sitzen, auch nicht an den Gott dem Herrn geweihten Bau; wir reden von einer Herrschaft der Vernunft, ohne uns an das Verhältniß an Herr und Knecht, ohne an das äußerliche Nehmen und Vernehmen zu erinnern, ohne daß diese Anschauungsbilder vor unserer Seele vorüberziehen und die Enge unseres Bewußtseins ausfüllen; nur dadurch, daß wir von ihnen abstrahiren lernen, gewinnen wir Raum für die Entwicklung des Wissens selbst.

Unser Denken erfaßt das Allgemeine, die Begriffe und Gesetze, welche die gemeinsame Form und Beziehungen vieler individueller Wesen und Kräfte bezeichnen; das thut es mittels der Sprache dadurch, daß das Wort der Ausdruck der Vorstellung ist; das Individuelle können wir nicht sagen, darauf müssen wir deuten, das müssen wir hören und sehen, diesen Baum, jene Nachtigall. Ebenso können wir mit Worten nur sehr mangelhaft schildern, wie uns zu Muthe ist, das klingt unmittelbar im Ton der Stimme als Stimmungsäußerung mit, und erscheint viel energischer in Stimme und Geberde. Wir können fühlen, streben, begehren, anschauen ohne Sprache, denken nicht. Darum müssen wir Gemälde sehen, Musik hören, Wein trinken, Liebe fühlen und üben, die Worte thun's freilich nicht, hier ist das Unsagbare; die Worte können nur Eigenschaften, Sinn und Bedeutung desselben hervorheben, bestimmen, und dadurch das Verständniß fördern. Denn in Bildern und Klängen prägen sich Ideen aus wie in Gedichten, und diese Ideen, nicht aber den specifischen Zauber ihrer Ausprägung in sichtbaren Formen und Farben, in wohllautenden Tonverbindungen kann die Sprache darstellen.

In der Sprache bietet sich uns der Gedankengehalt unseres Volkes, wie ihn seine größten Geister erarbeitet haben, allein wir gewinnen ihn nur dadurch, daß wir ihn in uns nacherzeugen, daß wir zu den Worten auch die in ihnen ausgeprägten Anschauungen und Begriffe durch Erfahrung und Nachsinnen erwecken. Die Scholastik hält sich an die Worte und bereitet aus ihnen ihre Systeme, ohne sich um die Sache zu kümmern, und wie viele Menschen beschwatzen, was sie nicht verstehen. Wir lernen gar oft die Namen der Dinge früher als die Sache kennen. Sehr viele Mißverständnisse entstehen dadurch, daß der Redende und Hörende mit demselben Wort einen anderen Sinn und Begriff verbindet. Auch hier herrscht nur im Allgemeinen die Gleichheit, näher betrachtet hat jeder Mensch seine eigene Sprache wie sein eigenes Gesicht, obwohl er die Züge seiner Nation, seiner Race, den menschlichen Typus trägt. Und dabei lassen wir uns von Lazarus daran erinnern, daß das eigentliche Denken nicht in dem bloßen Denken der einzelnen Vorstellungen, welche das Ganze eines Gedankens ausmachen, besteht, daß es vielmehr die beziehende Thätigkeit des Geistes, die gegenseitig durchdringende und alle Theile umspannende Verbindung des Denkinhaltes ist; — Kant hat dies den intuitiven Verstand, Schelling die intellectuelle Anschauung genannt: es ist das Erfassen der Idee als des einheitlichen Grundes und Zweckes des Mannigfaltigen und der Entwicklung nicht außerhalb, sondern innerhalb dieser, durch sie in der Beziehung des Unterschiedenen verwirklicht als lebendiger Organismus. Ohne das discursive Denken in Worten gelangen wir nicht zu diesem umfassenden Geistesblick, er selbst aber schwebt über ihm in eigener idealer Wahrheit.

Schon im Alterthume ward die Frage nach dem Ursprung der Sprache aufgeworfen, ob sie ein Werk der Uebereinkunft oder der Natur sei. Demokrit entschied sich für das erstere, Heraklit für das letztere. Ich habe einmal in der Gegenwart (1874, Band VI., 34) darüber gesagt: „Wo so große Geister, wie hier der lachende und der weinende Philosoph, eine gegensätzliche Entscheidung fällen, da kann man wohl annehmen, daß sie ein Recht, daß sie gute Gründe haben, daß sie eine Seite der Sache erfassen; ist ja doch auch das Weltleid wie die Weltverlachung in der Seelenstimmung des einen wie des anderen durch die Welt selbst veranlaßt, die Tragödie wie die Komödie. Die Denker haben Recht in dem, was sie behaupten, Unrecht in dem, was sie verneinen, wenn sie ihren Satz für die ganze Wahrheit ausgeben. Ist nun hier und sonst ein Halber der, welcher der ganzen Wahrheit nachtrachtet, und ein Ganzer der, welcher sich an einer Einseitigkeit hartnäckig und ausschließlich anklammert? Heraklit hat Recht: die Menschen sind nicht absichtlich und willkürlich übereingekommen, die Dinge, ihre Eigenschaften und Beziehungen so und so zu wechselseitigem Verständniß zu bezeichnen; das hätte ja auch schon ein Wissen von der Sprache und diese selbst vorausgesetzt. Aber ist die Sprache nicht unsere bewußte Erfindung, so ist sie uns ebenso wenig durch Natur oder göttliche Offenbarung gegeben, da hat Demokrit wieder Recht; denn es ist unmöglich, uns mit einer fertigen Sprache zu beschenken, das Wort ist ja erst dadurch Wort und kein leerer Schall, daß ein Begriff, eine Anschauung in ihm ausgeprägt ist, und ehe wir diese Begriffe selber erfaßt, diese Anschauungen selber gehabt, sagt es uns nichts; wir müssen Laut und Gedanken selber in eins bilden, im Bewußtsein ist nur wirklich,

was es in sich hervorbringt. Also: gegeben von Gott und Natur ist das Sprachvermögen, die Vernunftanlage, die in der Seele so gut wie im Pflanzenkeim oder im Ei liegenden organischen Bildungsgesetze; gegeben ist das leibliche Vermögen, den Laut zu artikuliren: aber diese doppelte Gabe ist zugleich die Aufgabe, sie zu entwickeln, durch eigene That die Wörter und ihre Formen zu erzeugen. Heraklit hat Recht: die Worte sind Bilder der Dinge; er vergleicht sie den Abspiegelungen eines Baumes im Wasser. Aber wir fügen hinzu: die Seele ist kein passiver Spiegel, die Aetherwellen werden erst in ihr zur Lichtempfindung, sie gewinnt durch die Energie ihrer eigenen Sinnlichkeit erst die Töne, die Farben, und bildet daraus die Anschauung einer Erscheinungsweise, die so nur in ihr vorhanden ist, die sie außer sich setzt und vorstellt, und diese ihre Anschauung bezeichnet sie durch ein Lautbild, das sie schafft. Demokrit hat Recht: wir bilden die Worte; er vergleicht sie den Statuen. Aber wir fügen hinzu: die Künstlerin, die Seele, schafft und formt diese Gebilde nicht mit Reflexion, wie Reflexlaute vielmehr brechen sie unwillkürlich hervor, im unbewußten Drang des Geistes zu sich selbst zu kommen und der Welt bewußt zu werden. Herder nennt in der Schrift vom Ursprunge der Sprache diese des Menschen That und Werk, dann in den Ideen macht er Gott zu ihrem Urheber: Beides ist wahr, nur muß man es in dem alten Spruch des Hippokrates zusammen fassen: alles göttlich und menschlich alles! Die Sprache wie alles Große in unserer Geschichte, in Religion, Kunst und Wissenschaft entsteht im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit." Das ist eine der Ideen, die ich in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung ausgeführt; das erste Capitel des ersten Bandes, das von der Sprache und ihrer Entwicklung als der philosophischen und dichterischen Urthat der Menschheit handelt, wird ebenso sehr in mancher Beziehung durch die gegenwärtige Betrachtung ergänzt, wie der Leser dort vielfältige Erläuterung und Erweiterung dieses Berichtes findet.

Cypern und seine Bedeutung für England.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Die alte herrliche Kypros im fernsten Osten des blauen Mittelmeers, lange Zeit hindurch fast nur ein Gegenstand gelehrter Alterthumsforschung, ist nun über Nacht ein Brennpunkt für die allgemeine Aufmerksamkeit geworden, als der Ort, von wo früher oder später Schritte von unberechenbarer Wirkung auf die staatlichen Machtverhältnisse der ganzen Ostfeste unserer Erde ihren Ausgang nehmen werden. Das friedliche Inselland, die Heimstätte der schaumentstiegenen Göttin, sah gerade in unseren Tagen nicht im entferntesten so aus, als sollte sich hier nach alter Neigung Ares der Aphrodite gesellen; nur zertrümmertes Bildwerk, noch in der Zerstörung erhaben, erinnerte daran, daß einst vornehmlich hier der holdesten Griechengottheit stets duftende Altäre errichtet waren, und sehr gemächliche Garnisonstage verlebten hier einige Hundert türkischer Soldaten inmitten einer der Waffen längst entwöhnten Bevölkerung. Uns kam wenig zum Bewußtsein, wie

diese Insel, nach der doch auch wir das Kupfer und die Cypresse benennen, in der Geschichte der Verknüpfung von Ost und West vor Zeiten schon eine wichtige Rolle gespielt haben müßte, und selbst die Geographen wußten mehr von Neuseeland als von Cypern.

Räumliche Größe ist es nicht, was Cypern auszeichnet. Unsere Tagesblätter verbreiteten eine starke Uebertreibung, als sie in sichtlicher Abhängigkeit von einem neueren glatt geschriebenen Reisebuch gelegentlich der Besprechung des großen Ereignisses der englischen Besitznahme meldeten, die Insel sei so groß wie Württemberg. Wohl war sie Jahrhunderte lang im Mittelalter ein Königreich, ja zur altgriechischen Zeit umschloß sie der Königreiche neun; jedoch nicht einmal mit dem kleinsten Königreiche des heutigen Europa, dem in seiner Kleinheit eben großen Königreich Sachsen, hält Cypern den Größenvergleich aus: es kommt nicht voll zwei Dritteln desselben gleich, obwohl es mit seiner größten Längenerstreckung (von 30 deutschen Meilen) sich gerade auf Sachsen decken ließe.

In die Nische zwischen der kleinasiatischen und der syrischen Küsten hineingeschoben, liegt Cypern der ersteren nicht nur etwas näher, sondern muß auch noch wenigstens im Tertiäralter ein Bestandtheil von ihr gewesen sein. Darauf deutet der ähnliche Gesteinscharakter, die mit dem cilicischen Taurus durchaus verwandte Richtung der Gebirgsketten in sanft nach Süden convexen westöstlichen Bogen, die große Uebereinstimmung in der Pflanzen- und Thierwelt, endlich die mäßige Seetiefe, welche man zwischen Cypern und Kleinasien bis in den Golf von Iskanderun gefunden hat; über 900 m sinkt das Loth nur von den Ost-, Süd- und Westküsten der Insel.

Wir wissen jetzt, daß die Entstehung von Kettengebirgen entlang den Landesküsten in einer zwar noch räthselhaften, aber unbestreitbaren Lagenabhängigkeit von diesen zu erfolgen pflegt. Indessen, Cyperns Gebirge müssen schon ihre Bogenlinien geschwungen haben, als das Land ein Halbinselvorsprung Ciliciens war; und bei untersinkenden Landmassen bestimmt sich ebenso natürlich umgekehrt der Zug der Küstenlinie nach der Streichrichtung der Gebirge, wie bei einer Ueberschwemmung die wachsende Wasserhöhe Parallelen zu den Firstlinien der Giebeldächer zieht. Sonach versteht es sich aus der Entwicklungsgeschichte von selbst, daß wie die südliche, ursprünglich am Seestrand aufgerichtete, auch die nördliche, ehedem binnenländische Gebirgskette Cyperns der Küste benachbart verläuft. Beide Gebirgszüge messen etwa 20 Meilen (wie unser Thüringer-Franken-Wald); der nördliche, zugleich der schmälere und niedrigere, greift in seiner Verflachung zur karpasischen Landzunge weit ostwärts aus, während der südliche weiter im Westen anhebt, folglich im Osten eher schließt. Das bestimmt wesentlich die Gestalt des Ganzen als eines nach Nordosten ausgezogenen Parallelogramms; denn zwischen den beiden völlig von einander getrennten Gebirgen lagert eine gebirgsfreie Tiefebene, in welche das Meer von Osten und von Westen je einen flachen Golf einschneidet.

Heimat der Quellen ist hauptsächlich die südliche Gebirgsmasse, welche nicht so wie die andere fast nur aus gehobenen Kalk- und Sandsteinlagen der ehemaligen Meere besteht, den ganzen Südwesten der Insel auch breit erfüllt und im Tróodos, dem cyprischen Olymp, bis gegen 2000 m emporsteigt. Und nur in der großen Mittelebene vermögen sich diese Quellwasser zu ansehnlicheren Flüssen zu vereinigen

Digitized by Google

und auszubreiten. Mesaria oder Mesaoria heißt noch heute die Ebene, ja im Bauernmund hat sich mit deutlichem Digammalaut noch das alte „Mesavoria" oder „Mesavuria" erhalten; der Name bedeutet also das Land „inmitten der Gebirge". Gewaltig haben da die Gewässer das Flachland zerschnitten; von der einst ziemlich horizontalen und zusammenhängenden Kalkplatte des Bodens mit ihrer Conglomeratdecke hinterließen sie nur flachstirnige Höhenreste niedriger und selbstverständlich untereinander völlig gleicher Erhebung, den témoins der Sahara vergleichbar, hier „Tafeln" genannt. Zwischen ihnen liegt nun, von den Gewässern aufgeschwemmt, fettestes Erdreich. Das Westviertel der Mesaoria hat einer ungleichmäßigen Neigung der Gesammtebene zufolge einen kleineren Flußlauf für sich, den Morfu-Fluß; alles Uebrige wird durch den Pedias und seine Vasallen mit dem ersehnten Naß und mit furchtbarstem Schlamm zur Zeit des winterlichen Austretens über die Flußufer versehen, so daß schon die Alten den Pedias mit dem Nil verglichen. Wie stark erhöhend im Lauf weniger Jahrhunderte die Gewässer dadurch auf den Boden wirken, daß sie den ganzen Abrieb der Höhen in diese Niederung führen und größtentheils hier zurücklassen, kann man aus den Funden alter Gräberstätten bemessen: die Grabeshöhlen zeigen sich oft ganz erfüllt von der mit dem Sickerwasser eingedrungenen Feinerde, und bei dem alten Idalion z. B. befindet sich die altgriechische Gräberschicht etwas über meterhoch über der phönizischen.

Bereits als im frühen Alterthum, wie Eratosthenes erzählt, Abgabenfreiheit als Belohnung gesetzt wurde auf jede neugewonnene Rodung im cyprischen Urwalddickicht, hatte man trotz der dichten Wipfelmassen und der rauschenden Bergströme für Bewässerung behufs des Anbaues zu sorgen. Die großartigen Cisternenanlagen, in welche auf eingehauenen Felsrinnen das Wasser in den Monaten des Ueberflusses gesammelt wurde, und die trefflich gemauerten Weiterleitungskanäle dürfen zusammen mit dem uralten Berieselungssystem von Garten- und Ackerland sogar als früheste Denkmäler hiesiger Gesittungshebung angesehen werden, die man wahrscheinlich den ersten Ansiedlern von der in solchen Künsten alterfahrenen syrischen Küste her, den kanaanitischen (mit den Phöniziern nächstverwandten) Kittim zu danken hat. Denn wollte man vom schweifenden Jägerleben dazu übergehen, den winkenden Fruchtlohn der reichen Gebiete am Pedias seßhaft zu ernten, so galt es den Kampf mit dem mittelmeerischen Klima. Wenn sich in Cypern während des Oktober der bis dahin azurblaue Himmel bewölkt, so tritt bald die Regenzeit ein, welche nie ohne starke, sogar oft gewitterhafte Ergüsse vorüberzieht; Mitte Februar hält ein wonniger Lenz seinen Einzug; während der Olymp noch die Schneehaube trägt, blüht drunten das bunte Blumenheer lilienartiger Gewächse aus verborgener Zwiebel auf, die Schwalben kommen und die Schmetterlinge flattern unter dem wieder blauen Himmel. Von Mitte Mai aber hört aller Regen auf, es beginnt jene wolkenlose Zeit, in der die Sonnenhitze Alles zu vernichten droht, statt aus der Blüthe die Frucht zu zeitigen. Diese Natur eben erzog den Menschen, sinnreich seine Werke dem Gang der Horen anzupassen, um nicht die gute Gabe der einen Jahreshälfte der neidischen anderen opfern zu müssen. Von jeder Fruchtaue Cyperns durfte man, wie Euripides von der paphischen, rühmen: „Auch ohne Regen wird sie befruchtet mit hundertthoriger Bewässerung aus dem Wildstrom."

Unerschöpflich schienen einst die Holzvorräthe der Insel für den Schiffsbau und für Verhüttung der Silber-, mehr noch der Kupfererze, deren Schätze die klugen Phönizier vor allen anderen anziehen mochten. Bis zur obersten Kuppe im höhenreichen Südwest deckte ein immergrünes Wälderkleid die cyprischen Gebirge, denn Nadelholz vom Kieferngeschlecht, namentlich von Seekiefern, bezeichnet noch überall diesen Höhenschmuck, wo er sich überhaupt noch in Restbeständen findet. Eichen und Platanen, Eschen und prächtige Nußbäume beschatten den Fuß der Gebirge. Aus dem östlichen Iran hierher verpflanzt, gedieh die Cypresse zu mächtigeren schwarzgrünen Pyramiden, wie im ferneren Westen; die Dattelpalme wiegt ihr schwankes Haupt wie unter afrikanischem Himmel, aber nur vom Menschen gepflegt bei seinen Wohnstätten, nicht schmackhafte Früchte reifend. Vorzüglich gedieh dagegen, ganz wie die gleichfalls trockene Hitze liebenden aromatischen Sträucher, z. B. der geschätzte, alteinheimische Cistusbusch mit dem Ladanbalsam, der Oelbaum, und zwar bis auf beträchtliche Höhe. Oel, Wein und Weizen machten immer den köstlichen Hauptertrag der Insel aus. Das Mittelalter brachte zur Granate und Feige die Orange, die Citrone und das Zuckerrohr auf diesen Boden, dazu den Maulbeerbaum mit der Seidenraupe, aus Persien die nicht minder vorzüglich hier anschlagende Baumwolle. Dann aber stockte die Zufuhr neuer Erzeugnisse, und der Ertrag der bisherigen gerieth in jähen Verfall: auf die gute Zeit, wo Cypern nach Richard Löwenherz' Handstreich von 1191 ein eigenes kleines Lehnsreich unter der seine Interessen fördernden Dynastie der Lusignans war, und auf die noch erträgliche Zeit, wo seit 1489 Venedig die Insel als auswärtigen Besitz immerhin gut verwalten ließ, wenn auch nur zur Mehrung der eigenen Revenuen, folgte mit dem greuelvollen Blutbad von 1571 die türkische Herrschaft. Zu dem für das Gebirgssteigen ausgezeichnet geschickten cyprischen Maulthier führten die Osmanen das Lieblingsthier des Propheten, das arabische Kamel, zum Transport in der Ebene ein, welches vordem seltener dort gesehen werden mochte, — sonst aber verstanden sie sich auch in Cypern nur auf die eine Kunst: Anbau und Gewerbefleiß, mithin Volkszahl und Menschenglück auch auf dieser Stätte üppiger Fruchtbarkeit, günstiger Handelslage, angestammter Betriebsamkeit rüstig herunterzubringen.

Die bekannte Thorheit türkischer Finanzweisheit, die Rajah auf solchen Wegen auszusaugen, die sie nicht blos arm, sondern auch für weitere Productionsleistung unlustig, ja unfähig machen mußte, hat sammt der meist schnöden Wirthschaft ewig wechselnder Paschas aus dem prangenden Eiland Aphrodites, dem mit stolzen Domen und Burgen geschmückten reichen östlichsten Vorland der Christenheit gegen den Halbmond ein Land der Armuth und der Verödung gemacht. Nach algebraischem Osmanen-Leichtsinn wurde von den Feldfrüchten der vierte Theil als „Zehnten" erhoben, alle den Rohstoff veredelnde Thätigkeit, selbst die Kelterung des herrlichen Traubenbluts, schwer belastet, die Ausfuhr noch weit höher als die Einfuhr; frei blieben nur Viehzucht und Holznutzung. Was Wunder also, wenn Acker- und Weinbau blos noch nothdürftig und überwiegend nur zu eigenem Bedarf getrieben wurde um die elenden Dörfer oder die dorfähnlich aus Lehm- und Fachwerkhäusern (oft auf Steinfundamenten der Vorzeit) erbauten Städte? Was Wunder, wenn das übrige Land vertriftete, zu nichts weiter benutzt ward, als zur Weide

Digitized by Google

für Wollschafe und der Milch wegen für die Ziegen, Hochwald aber zuletzt nur in Fetzen schwer zugängliche Höhen bekleidete? Alte Riesenstämme von Föhren, die dem elenden Handbeil trotzten, blieben wie lebende Ruinen stehen; auch sie nur zu oft unten einseitig entrindet und angekohlt, weil man ihnen in solch barbarischer Weise das Harz entlockte für das Auspichen der Weinschläuche aus Ziegenfell. Mit der Handspindel zog die Bäuerin den Heerden nach, wenn sie Sommers auf die Hochweide getrieben wurden; die im Mittelalter schwunghaft betriebene Sammt- und Seidenweberei kam völlig in Vergessenheit; der Landmann schaute verwundert drein, wenn man schöne „Finikia" ausgrub, schöne Vasen aus farbigem phönizischen Glas mit zierlichen Henkeln durchscheinenden Bernsteins (wohl vom Libanon) — er selbst begnügte sich in seiner armseligen Hütte, in der doch einige Rohrschemel, eine Bettstelle, vielleicht ein Tisch, an die vormaligen Kultureinwirkungen des fränkischen Abendlands erinnerten, mit einem Holzladen am offnen Lukenfenster und benutzte etwa einen antiken Säulenschaft, um das platte Dach wieder zu ebenen, falls winterliche Gewitter gar zu tiefe Löcher in dessen Lehm und Reisig gerissen.

Schweigen des Grabes mehr als Stille des Friedens ruhte über den cyprischen Gefilden bräunlicher oder bleicher Farbentöne mit so seltenem Grün außerhalb der von Sturzbächen durchrauschten Felsschluchten unangetasteter Naturfrische, voll hohem Adlerfarn und Oleander. Die unverändert wundervolle Durchsichtigkeit und Lichtfülle des Firmaments ließ zumal das Landschaftsbild der Mesaoria nur um so leerer erscheinen im Prachtrahmen der kühn und malerisch geschnittenen in intensives Blau oder Violett getauchten Zinnen der beiden Gebirge. Niemand kann ja sagen, auf ein wie kleines Häuflein Menschen die Inselbevölkerung sank, seitdem der türkische Eroberer jene hochragende Hagia Sophia, welche mitten aus der cyprischen Ebene aufsteigt, wie der Straßburger Münster aus der rheinischen, zur Moschee verwandelte. Gewiß ist nur, daß es, als man am 15. Juli 1878 die englische Flagge auf Cypern entfaltete, daselbst nicht mehr als drei nennenswerthe Städte gab: an den beiden besten Rheden der (hafenlosen) Insel im Südosten Limisso und Larnaka, sie beide durch eine Einwohnerzahl von ungefähr 12 000 übertreffend im Mittelpunkt der Hauptebene, sodann die Residenzstadt des Paschas wie des purpurbekleideten Erzbischofs: Leukosia. Die Gesammtzahl der Cyprier veranschlagte man auf 144 000, was auf eine der russischen vergleichbare, die in unserer Lüneburger Landdrostei noch nicht zur Hälfte erreichende Dichtigkeit der Bewohnung schließen läßt. Griechischer Abkunft und orientalisch-christlichen Bekenntnisses waren darunter über $^2/_3$; das auf die Mohammedaner entfallende kleinere Drittel darf indessen nicht als türkisches verrechnet werden, weil manche cyprische Griechen, die sogenannten Leinenbaumwollnen, nur äußerlich sich zum Islam bekannten, um dadurch von der jedem ausgesprochenen Christen obliegenden Soldatensteuer frei zu sein. Griechisch ist seit der Verdrängung der Phönizier durch die hellenische Colonisation die allgemeine Verkehrssprache; selbst die als Arbeiter und Diener von den trägen Türken eingeführten Neger reden geläufig griechisch. Nach Inselart ist eben der gegenseitige Abschluß von Türken und Griechen kein so vollständiger geblieben: in demselben Küstenring haben beide von einander angenommen, der Türke vom Griechen die Sprache, der Grieche vom Türken manches in Tracht und Speise, so daß namentlich das Leibgericht des letzteren, die Reis- und Hammelfleischspeise des

Pillaw, auch einen regelmäßigen Theil jedes christlichen Gastmahls auf Cypern bildet. Unter der Bedingung des Glaubenswechsels erkor sich der cyprische Türke nicht eben selten auch eine griechische Jungfrau zum Weibe. Der Gehorsam einer dreihundertjährigen Knechtschaft stumpfte den Rassenhaß ab; ungestört blieb der christliche Gottesdienst neben dem mohammedanischen bestehen, der griechische Erzbischof wurde sogar mit der Besorgung der Anleihen amtlich betraut, so oft der Pascha solcher bedurfte. Verschwunden war den Cypriern aber mit dem Mannesmuth auch jegliche tiefere Anregung. In den Bergen nährte sich von dürftiger Kost ein frischerer, freilich geringzähliger Menschenschlag, den Altvordern noch eher verwandt in freiem Gesichtsausdruck, harmloser Naturfreude; in der Niederung, wo sich der Türke in den Städten als Herr eingenistet hatte, fristete ein schwächliches Geschlecht griechisch-fränkischer Blutmischung, von der Welt fast abgeschieden, ein freudenarmes Dasein.

Eine schöne Aufgabe ist nun England zugefallen; wir zweifeln nicht an deren so dankbarer Lösung, wofern einer friedlichen Entwicklung die Zeit vergönnt wird. Gilt es doch nur abzuthun jene schweren Mißbräuche einer kurzsichtig eigensüchtigen Verwaltung, befreiten Kräften, modernem Fortschritt ein Land zu öffnen, das hinter sein feudales Mittelalter sogar zurückgesunken ist. Zur Belohnung für jahrhundertlange Türkenherrschaft kann man einem Lande nichts Besseres wünschen als deren erlösendes Gegentheil, eine englische Regierung, so sehr dieselbe auch in Cypern Nachfolgerin der venetianischen werden mag, insofern sie einen gesunden Egoismus nach dem cyprischen Klein-Indien bringen wird. Sie wird in klarer Einsicht der hohen Bedeutung des Waldes für ein Mittelmeerland der unsinnigen Waldverheerung Cyperns Einhalt thun und alles versuchen, damit es um die quellenspeisenden Höhen der cyprischen Gebirge schier zur Verwunderung der letzten noch erhaltenen Rudel widderhörniger Wildschafe, der Muflons, wieder von Kiefernforsten ergrüne; sie wird dem Anbau des Landes die schmählichen Fesseln nehmen und ihn durch den Reiz des Gewinnes mit kräftigen Schwingen versehen. Wir sehen schon neben den Tabak- und Krappfeldern, die hier das beste Türkisch-Roth liefern, die Baumwollenfelder in mächtigem Umfang erstehen und den altcyprischen Namen des Goldkrautes bewähren, den man einst ebenda für die fremde Blume mit dem wollenen Apfel erfand, da sie so viel goldne Zechinen einbringe. Wir sehen die Eisenbahn mit europäischen Waaren vom abermals durch Kunst ausgebauten Larnakahafen in die Mesaoria dampfen und zurückkehren zum Bord der abendländischen Dampfer mit kostbaren Landeserzeugnissen, auch der einstmaligen Johanniter-Commende Cyperns verdienten Nachruhm in Europa zu erneuern durch den feurigen dunkelrothen Commanderia, den edelsten Kypros-Nektar. Und bange ist uns nicht davor, ob dies cyprische Volk sich werde durch energische Bildung für werkthätiges Schaffen zu frohem Lebensgenuß auf dieser erlesenen Scholle hindurchringen. Sind doch die Neugriechen das Salz der Levante; und bethätigten nicht schon die letzten Jahre hindurch auch die cyprischen Griechen den ihrer Nation neben der festen Grundlage innigen Familienlebens eigenen zweiten Culturadel, die Werthschätzung der Schulbildung, wenn sie trotz ihrer kleinbürgerlichen Beengtheit Schulen in ihren kleinen Städten aus eigenen Mitteln gründeten, und ihnen ein paar hundert Mark jährliches Schulgeld nicht zu viel war, um ihren Söhnen auch nur eine genügende Mittelschulerziehung werden zu lassen?

Digitized by Google

Jedoch die Engländer sind freilich nicht nach der alten Semiteninsel gekommen, damit sie ihren Dank durch erziehliche Spenden dafür abtrügen, daß die Phönizier vor dreitausend Jahren, oft wohl mit Schiffen cyprischer Werfte, auf ihre Zinninseln lossteuerten und dort unbeabsichtigte Keime der östlichen Gesittung unter den keltischen Britanniern ausstreuten. Mit unverblümten Worten sagt es die Botschaft Salisburys an Layard vom 30. Mai: Cyperns Besetzung mit indisch-englischen Truppen ist nur das Mittel zur Ausführung von Zwecken, die weit über diese Perle des Mittelmeers hinausgehen; Cypern ist seit der Landung Sir Garnet Wolseleys das ständige Heerlager Albions zur scharfen Beobachtung Rußlands in seinen ferneren auf die asiatische Türkei gerichteten Plänen, d. h. in seiner unmittelbaren Bedrohung der gewichtigsten asiatischen Interessen Englands, der indischen.

Käme die asiatische Türkei oder nur Syrien in russische Hand, so führte der gerade Weg zwischen England und Indien unter den russischen Kanonen hin, denn eine Neutralisirung des Suez-Canals würde dann für den Kriegsfall illusorisch sein. Indem nun England einsieht, daß somit jedes Vorrücken der Russen von den armenischen Hochflächen auf die Euphratlinie zu die Möglichkeit einer Unterbindung seiner indischen Lebensadern näher und näher rückt, folglich begreift und auch offen bekennt, daß auf asiatischem Boden sein Interesse gegen Rußland mit dem der Türkei solidarisch sei, konnte es als festen Stützpunkt zur Erfüllung der übernommenen Schutzpflicht des osmanischen Anatoliens gar keine bessere Stelle erwählen als Cypern. Ueberall streben die Briten von Inseln oder Halbinseln, die wie Gibraltar oder Aden strategisch Inseln sind, wichtige Meerestheile zu beherrschen, um von möglichst gut zu haltenden Punkten aus sofort ihre Kriegsschiffe in See schicken zu können. Gerade aber auf der britisch-indischen Handels- und Verkehrsstraße, deren selbst vorübergehende Unterbrechung ihnen schon empfindlichen Schaden zufügen würde, fehlte ihnen zwischen Malta und Bab el Mandeb eine Etappe. Cypern mußte also schon darum ihr Sehnsuchtsziel sein, weil es das einzige Eiland ist in jener weiten Lücke, das obendrein auf halbem Weg zwischen Großbritannien und Indien für ersteres sehr viel günstiger liegt als z. B. Malta zur Vereinigung seiner europäischen und indischen Streitkräfte. Unschätzbar muß aber Cyperns Lage vollends für die fest in Sicht genommene Defensive erscheinen: von Cypern aus erkennt man Kleinasiens wie Syriens Berge bei klarem Wetter mit unbewaffnetem Auge, nach diesen beiden Seiten also kann von jetzt ab England jederzeit seine Waffen ohne Verzug wenden, binnen wenigen Stunden vermag es von Cypern aus eine Landungsarmee in den innersten Golf des Mittelmeers zu werfen, von dessen Küste der Euphrat fast so leicht erreichbar ist, wie Berlin vom Stettiner Haff; noch näher liegt dem Strande von Larnaka die große mittlere Eingangspforte Syriens bei Tarabulus, dem alten Tripolis, von wo um das Nordende des Libanon ein nirgend über 600 m steigender Weg nach Mesopotamien offen liegt; und, was vor allem zu beherzigen, die einzige enge Wasserstraße zwischen London und Bombay, die keine englischen Batterien decken, die von Port Said nach Suez, steht von nun ab unter dem nahen Machteinfluß des Gouverneurs von Cypern.

Vielleicht erleben wir nunmehr, wo so starker Schutz gewährleistet wird, den Ausbau der längst geplanten Euphratbahn, welche der Post nach Indien und

dem ganzen südöstlichen Asien den weiten Umweg um Arabien ersparen würde; vielleicht geht dann Syrien, eingeschlossen ins Netz solcher Weltverkehrslinien, mit seiner, Culturfortschritten nicht abholden arabischen Bevölkerung einem bedeutungsvollen Aufschwung entgegen. Scheel würden solchen unter Englands Aegide und natürlich zum materiellen Hauptvortheil von Englands Handel wie Industrie erzielten Erfolgen Frankreich und Italien zuschauen, die schon am Tage der britischen Besitznahme Cyperns ausriefen: Nun ist das Mittelmeer ein englischer Binnensee! Indessen das wäre für diese nicht grundlos allerdings sich in Schatten gestellt fühlenden Mittelmeerstaaten noch nicht die verhängnißvollste Wendung von Beaconsfields kühnem Schachzug gegen Gortschakoff. Das glaubt doch niemand, daß England aus Mitgefühl für den kranken Mann als gepanzerte Schutzmacht Vorderasiens an Cyperns Gestaden aufstieg! Wie nun, wenn Rußland den Fehdehandschuh annimmt, den England ihm beim Friedensschluß von Berlin hinwarf? Unbedingt wird England nur in diejenige Theilung der Türkei willigen, die ihm eben die Lande zueignet, welche es heute von der cyprischen Warte behütet, wo naturgemäß von jeher friedlich oder kriegerisch Europas, Afrikas und Asiens Beziehungen am häufigsten sich berührten.

Die Sterblichkeit der Kinder besonders im ersten Lebensjahre.

Von
F. Seitz.
München.

Die große Sterblichkeit der Kinder, und zwar besonders während des ersten Lebensjahres, ist einer der am meisten besprochenen Gegenstände in der heutigen Medicin. Ein guter Theil der Neugebornen tritt trotz aller ärztlichen Bemühungen schon nach kurzer Frist aus diesem Leben ab. Gleich in den ersten 24 Stunden nach der Geburt ist die Sterblichkeit viel größer als an irgend einem andern spätern Tage des menschlichen Lebens. Nach den statistischen Zusammenstellungen der europäischen Staaten bilden die im ersten Lebensjahre Gestorbenen gegen 30 pCt., die in den ersten fünf Lebensjahren zusammen Verstorbenen 45, oft 50 pCt. und mehr aller Todesfälle. Die Höhe der Kindersterblichkeit ist so bedeutend, daß von ihr an vielen Orten, so in München, die Größe der allgemeinen Sterblichkeitsziffer abhängt. Unter 6939 Verstorbenen fanden sich im Jahre 1875 daselbst 3145 = 45,3 pCt. Kinder im ersten Lebensjahre, im Jahre 1876 unter 6830 Verstorbenen 3173 = 46,46 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Bei Ausschließung des ersten Lebensjahres würde sich für das Jahr 1876 die Mortalitäts-Verhältnißzahl Münchens, die auf 1000 Lebende sich zu 34,5 berechnet, auf 22,6 veringern.

Die Größe der Kindersterblichkeit ist in den einzelnen Ländern eine verschiedene. So starben von 100 lebend Gebornen im ersten Lebensjahre:

In Norwegen (1856—65)	10,4,
„ Schweden (1861—67)	13,5,
„ England (1851—60)	15,4,
„ Frankreich (1851—60)	17,3,
„ Preußen (1859—64)	20,4,

Digitized by Google

in Italien (1863—1868)	22,8,
„ Oesterreich (1856—65)	25,1,
„ Sachsen (1859—65)	26,3,
„ Baden (1864—69)	27,9,
„ Bayern (1867—69)	30,7,
„ Württemberg (1862—68)	36,0.

(Die Kindersterblichkeit von Dr. L. Pfeiffer in Dr. C. Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten. Tübingen 1877, I. Band S. 544.)

Bei Vergleichung der Kindersterblichkeit in verschiedenen Zeiträumen hat man ungleiche Resultate gefunden. Nach Casper soll vor 100 Jahren nach einer aus verschiedenen großen Städten gewonnenen Berechnung die Mortalität der Kinder im ersten Lebensjahre 38 pCt. der ganzen Sterblichkeit gewesen sein und jetzt nur mehr 33 pCt. betragen. In Schweden hat nach Berg (Statistisk Tidskrift, 23. Heft, Stockholm 1869) die Kindersterblichkeit im ersten Jahre seit einem Jahrhundert um ein Drittel abgenommen. Sie berechnete sich in den Jahren 1755—1775 auf 20,46 pCt., in den Jahren 1861—1867 auf 13,53. Nach einer Mittheilung von Marc d'Espine sollen in Genf von 1000 lebend gebornen Kindern

im 16. Jahrhundert von 0—1 Jahr .	260,
im 17. Jahrhundert	237,
im 18. Jahrhundert	202 und
in den Jahren 1838—1845	123

gestorben sein.

Eine gleiche Abnahme der Sterblichkeit zeigten auch die spätern Kinderjahre von 2—11 Jahr; es starben nämlich von 1000 lebend Gebornen

im 16. Jahrhundert	313,
im 17. Jahrhundert	283,
im 18. Jahrhundert	187,
in den Jahren 1838—1845	138.

Dagegen wurde in Bayern während der Jahre von 1827/28—1868/69 eine Zunahme der Sterblichkeit von 29,5 auf 32,7 auf 100 lebend Geborene im ersten Jahre berechnet. (Die Sterblichkeit der Kinder während des ersten Lebensjahres in Süddeutschland, insbesondere in Bayern von Dr. G. Mayr. Zeitschrift d. k. bayerischen statistischen Bureaus. II. Jahrgang. 1870. S. 201.) In gleicher Weise hat Dr. A. Wolf eine Zunahme der Sterblichkeit der Kinder im Alter von 0—1 Jahr in Erfurt beobachtet. Es starben daselbst im Mittel in den Jahren 1850—59 20,4 pCt., 1860—69 22,1 pCt., 1870—1874 28,7 pCt. (Untersuchungen über die Kindersterblichkeit. Erfurt. 1874. S. 14). Auch in Glasgow bezeugten sorgfältige Erhebungen eine Zunahme der Kindersterblichkeit. In den 5 Jahren 1821—1826 war daselbst die Sterblichkeit der Knaben unter 5 Jahren = 8,08, in den 5 Jahren 1835—1840 = 9,78, von 1865 an sogar 11,48, bei den Mädchen 10,36.

Nach Wappaeus (Allgemeine Bevölkerungsstatistik. II. Theil. Leipzig. 1861. S. 387) und Oesterlen (Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1864. S. 145) ergiebt die Kindersterblichkeit im Alter von 1—5 Jahren in Procenten der Gebornen ausgedrückt:

in Bayern	40,52 pCt.,
„ Sardinien	36,54 „
„ Preußen	33,93 „
„ Niederland	33,54 „
„ Belgien	31,74 „
„ Frankreich	31,48 „
„ England	30,23 „
„ Holstein	27,27 „
„ Dänemark	26,45 „
„ Schweden	26,03 „
„ Norwegen	21,99 „
im Mittel	30,88 pCt.

Demnach starben von 100 Kindern vor Ablauf des 5. Lebensjahres im Mittel 30,88, leben also nach den zuverlässigsten Mortalitäts-Tabellen am Schlusse des 5. Jahres nur etwa noch 65—70. Kaum ins Leben getreten, verläßt es $^1/_{10}$ aller lebend Gebornen schon innerhalb des ersten Monats wieder, $^1/_5$ vor Ablauf des ersten Lebensjahres, $^1/_3$ im Laufe der ersten 5 Jahre, und kaum 7 von 10 erreichen das 6. Jahr. Es scheint, daß in den Ländern mit sehr hoher Sterblichkeit im Säuglingsalter die Kinderjahre 1—5 eine niederere Sterblichkeit haben. Vom 5.—14. Lebensjahre, dem Rest der Kindheit, ist die Sterblichkeit gering und auffallend constant. Sie sinkt vom 5. bis zum 14. Jahre, um von da an wieder zu steigen. Ein Einfluß der Pubertätsentwicklung auf die Sterblichkeit macht sich nicht bemerklich. Nur durch Epidemien des Scharlach, der Masern, des Keuchhustens und der Diphtherie werden zeitweise Schwankungen in der Zahl der Todesfälle in der Altersgruppe vom 2.—15. Lebensjahre verursacht.

Die Höhe der Sterblichkeitsziffer der Kinder ist von verschiedenen Ursachen abhängig. Sie steht zunächst im Verhältniß zur Häufigkeit der Geburten. Je größer die Zahl der Geburten ist, welche auf die gleiche Bevölkerungszahl trifft, um so höher ist im Allgemeinen die Kindersterblichkeit. Mayr hat für Bayern in der eben genannten Abhandlung gezeigt, daß Bezirke mit der höchsten Kindersterblichkeit eine außerordentlich hohe Geburtsziffer haben. Während sich diese für das ganze Land auf 37,2 für 1000 Einwohner stellt, steigt sie in der Gruppe der höchsten Kindersterblichkeit auf 43,3 mit einer Schwankung zwischen 41,6 und 45,3. Der Bezirk, welcher die letztere Ziffer aufweist, ist auch derjenige, welcher die höchste Sterblichkeit in Süddeutschland zeigt. So rasch neue Generationen gezeugt werden, ebenso rasch sinkt schon im ersten Lebensjahr fast die Hälfte der Gezeugten ins Grab.

Das Klima und die Witterungsverhältnisse der Jahreszeiten sind von Einfluß auf die Kindersterblichkeit und zwar sind es besonders die Extreme der Temperatur, die sich als schädlich erweisen. Von weniger Bedeutung ist die Elevation über dem Meere. Besonders die Kälte vermehrt nach Lombard (Traité de Climatologie médicale. Paris 1877. Tome I. p. 498) die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Monaten ihres Lebens. In der ganzen Polarzone ist das Mortalitätsverhältniß der Kinder sehr hoch. In Archangel starb nach Richter (Versuch einer medicinischen Topographie von Archangel. Dorpat 1828) die Hälfte

aller Gebornen vor Ablauf des ersten Lebensjahres. Sie gehen häufig an Convulsionen und Trismus zu Grund, in Rußland oft 20 pCt., mehr noch auf der Insel Westmannöe bei Island. Dort starben früher 62 pCt. aller Gebornen in den ersten 14 Tagen ihres Lebens an Convulsionen, jetzt seit Errichtung einer Gebär- und Kinderpfleganstalt nach Dr. Schleißner noch 28 pCt. (Oesterlen S. 148). Nach den Beobachtungen französischer Aerzte, wie Boudin, Martin und Folley, ist die Sterblichkeit der Kinder der Europäer und Creolen in Algerien wenigstens viermal so groß als in Frankreich und England.

Nach Lombards statistischer Zusammenstellung über den Einfluß der verschiedenen Klimate auf die Kindersterblichkeit (a. a. O. p. 491) trifft dieselbe im Norden und im Centrum Europa's vorzugsweise auf den Winter und Frühling, in südlichen Ländern aber mehr auf den Sommer und Herbst. Nach den in jüngster Zeit zahlreich erschienenen Untersuchungen über diesen Gegenstand fällt bei uns in Deutschland das überwiegende Absterben der Kinder in die heiße Jahreszeit Juli, August und September. Die in der Zeit, besonders in sehr warmen Sommern, herrschenden Darmkatarrhe und Brechdurchfälle raffen überall: in Berlin, Hamburg, Stettin, Erfurt, Weimar und München, Kinder im Säuglingsalter in großer Zahl hinweg. Wolf hat für Erfurt nachgewiesen, daß die wärmeren Sommer durchgängig hohe Sterbeziffern bei Kindern hatten. So berechnete auch Escherich für einen Grad Wärme über das Mittel hinaus eine Steigerung der Säuglingssterblichkeit um 1,3 pCt., für 2 Grad um 5—5,5 pCt. In gleicher Weise constatirte Baginsky für Berlin den Parallelismus der Säuglingssterblichkeit mit dem Steigen der Lufttemperatur. Man hat die den Kindern so verderblichen Sommerdiarrhöen außerdem auf eine Infection durch Bodengase, Bodenpilze, inficirtes, der Kindermilch zugesetztes Trinkwasser von anderen Seiten auf verdorbene Milch zurückzuführen versucht.

Von einigen Beobachtern ist der Versuch gemacht worden, der Höhe der Wohnorte über dem Meere einen entscheidenden Einfluß auf die Kindersterblichkeit zuzuschreiben. Solchen war Escherich bestrebt für Bayern, von Sick in Württemberg und Ploß in Sachsen nachzuweisen. Dieser Einfluß der höheren Lage könnte doch nur, wie Escherich hervorhebt, darin begründet sein, daß schnellere Temperaturwechsel und stärkere Windströmungen, die derselben zukommen, das kindliche Leben benachtheiligen. Ein Blick auf die der obengenannten Abhandlung von Mayr zu Grunde liegende kartographische Darstellung der Kindersterblichkeit in Süddeutschland zeigt, daß die Höhe über dem Meere kein entscheidendes Moment für dieselbe sein kann. In Oberbayern wie in Niederbayern, in beiden fränkischen Kreisen und in der Oberpfalz nimmt nach dieser die Sterblichkeit mit der Abnahme der Elevation in steigender Progression zu. Auch Ploß hat in einer zweiten, im Archiv des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde erschienenen Abhandlung über die Kindersterblichkeit und ihre Beziehung zur Elevation des Bodens, sowie zur Fruchtbarkeit und Beschäftigungsweise der Bevölkerung auf Grund spezieller Nachweisungen für Sachsen der Bodenerhebung nur einen beschränkten Einfluß zugestanden und glaubt, daß sich die mit der letzteren wechselnde Kindersterblichkeit zum großen Theile aus einer Differenz in der Ernährungsweise erklären läßt.

Mehr als Klima und Höhenlage äußern die Lebensverhältnisse, Kulturzustände und vor Allem die Ernährungsweise Einfluß auf die Kindersterblichkeit. So sind die günstigen Absterbeverhältnisse in dem nördlich gelegenen Schweden und Norwegen neben der niedern Geburtsziffer bedingt durch günstige sittliche und materielle Zustände auch in den niedern Schichten der Bevölkerung. Aus den statistischen Berichten aller Länder ist zu ersehen, daß die Größe der Kindersterblichkeit im Verhältniß steht zu Wohlstand oder Armuth der Bevölkerung. Der Druck der Armuth lastet noch schwerer auf den Kindern als auf den Erwachsenen. Sterben von 100 Neugeborenen der wohlhabenden und gebildeten Klassen 10—20 vor Ablauf des fünften Lebensjahres, so gehen in den ärmern von Fabrik- und Handarbeit lebenden Familien 30—60 innerhalb dieser Altersperiode zu Grunde, in Fabrikstädten wie Lille, Mühlhausen, Manchester sogar 90. In Sachsen betrug die Kindersterblichkeit nach Engel in vorwiegend industriellen und commerciellen Bezirken 40,9 pCt., in vorwiegend ackerbautreibenden nur 33,4 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Während nach Clays Berechnung in England und Wales von 100 Kindern im Durchschnitt 39 starben, starben in Preston von Kindern der Gentry jährlich 17 pCt., von denen des Arbeiterstandes 55 pCt. In München betrugen die Antheile des ersten Jahresfünftes an der Gesammtzahl der Sterbefälle in dem zuletzt verflossenen Jahre 1877

in der Gruppe der Gewerbegehilfen .	66,74
selbständigen Gewerbtreibenden . . .	63,60
persönlichen Dienstleistung	58,00
Dienstboten	41,92
Gelehrten und Künstler	41,90
Beamten	41,10
Militärs	33,03
Privatiers	14,29 pCt.

(Bericht des magistratischen statistischen Bureaus über die Aenderungen in der Bevölkerungszahl Münchens durch Geburten, Sterbefälle, Zuzug und Wegzug während des Jahres 1877, S. 43). Es sind in den Städten zum großen Theile die Wohnungsverhältnisse, welche bei dem ärmern Theile der Bevölkerung die Widerstandskraft gegen krankmachende Einflüsse schwächen. In engen Straßen und schlecht gelüfteten Wohnungen großer Städte steigert sich die Kindersterblichkeit in einem der Ziffer der Findelhäuser sich annähernden Maße. Die große Zahl der verkümmernden unehelichen Kinder, die der mütterlichen Pflege entbehrend gegen Bezahlung von armen Leuten übernommen werden, rührt zum Theil von der schlechten, unreinen Luft in den mit Kindern und Erwachsenen überfüllten Stuben her, in denen sie aufgezogen werden. Die Thatsache der auffallend größern Sterblichkeit der unehelichen außerhalb der Familie aufwachsenden Kinder während des Säuglingsalters im Vergleich zu den ehelichen ist in allen Ländern bekannt. So giebt die officielle Statistik Frankreichs für die Jahre 1861—65 eine Säuglingssterblichkeit für die ehelichen Kinder von 16 pCt. der Gestorbenen, für die unehelichen aber 32 pCt. und in den Jahren 1870—1875 für erstere den Procentsatz 14, für die unehelichen 32 an. Auch Schweden hat bei seiner geringen Kindersterblichkeit überhaupt für die unehelichen eine Sterblichkeitsziffer von 25 pCt.

Unter den Krankheiten, welche den Tod der Kinder im ersten Lebensjahre verursachen, nehmen Verdauungsstörungen die erste Stelle ein. Darunter sind nicht nur Katarrhe des Darmkanals und Brechdurchfälle zu rechnen. Auch andere Krankheitsformen, namentlich Gehirn- und Nervenzufälle (Krämpfe und Fraisen) verdanken Verdauungsstörungen ihre Entstehung. Todesfälle durch Gehirn- und Nervenzufälle sind ja auch, wie wir dieses oben für Darmkatarrhe und Brechdurchfälle angaben, am häufigsten im Sommer und Herbst. Nach statistischen Mittheilungen muß man 40—70 pCt. aller im ersten Jahre gestorbenen Kinder als Opfer von Verdauungsstörungen betrachten. Die große Mehrzahl derselben stirbt an unstillbarer Diarrhoe, welche nach kürzerer oder längerer Frist zu Marasmus führt. Diese Diarrhoe, welche die wichtigste Erscheinung des bei Säuglingen so häufig vorkommenden Magen-Darmkatarrhs ist, wird bei denselben, wenn sie künstlich mit Mehlbrei, anderen Amylaceen oder schlechter Milch aufgezogen werden, durch diese in saure Gährung übergehende Nahrungsmittel hervorgerufen und unterhalten. Die Kinder riechen dabei sauer aus dem Munde, scheuen sich satt zu trinken, weil sie bei Ausdehnung des Magens Schmerzempfindung haben, erbrechen die ungeeignete Nahrung, haben häufige, gelbgrüne, dünne flockige Darmentleerungen mit Schmerzen, wobei sie die unteren Extremitäten an den Leib anziehen. Rasch schwindet bei der Fortdauer der Diarrhoe das Fettpolster am ganzen kindlichen Körper (besonders im Antlitz, das ein greisenhaftes Aussehen bekommt). Unter peinlicher Unruhe und großen Qualen erlischt nach kurzer Zeit das Leben. Nur ausnahmsweise werden Kinder an der Mutterbrust, oder solche, die von Ammen gestillt werden, von Darmkrankheiten befallen.

Das sicherste Mittel zur Verhütung des Darmkatarrhs und der durch denselben eingeleiteten Abzehrung ist nach der übereinstimmenden Erfahrung der Aerzte unter allen Himmelsstrichen die naturgemäße Ernährung der Neugebornen an der Brust der Mutter oder einer gesunden Amme. Die Statistik hat auf Grund der Beobachtungen über die Sterblichkeit künstlich aufgefütterter Kinder nachgewiesen, welch' große Lebensbedrohung die Entziehung der Mutterbrust für die Kinder mit sich bringt. In Schweden, das durch eine sehr geringe Kindersterblichkeit ausgezeichnet ist, stillen fast alle Mütter, selbst die der reichen Klasse, ihre Kinder. Ebenso soll, nach einer Mittheilung von Dr. Burke, in Irland die künstliche Ernährung der Kinder fast ganz unbekannt, und dabei trotz der ungünstigen allgemeinen wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse die Sterblichkeit der Kinder außerordentlich gering sein. Mayer hat den entscheidenden Einfluß der falschen Ernährung auf die hohe Kindersterblichkeit in einzelnen Theilen Bayerns nachgewiesen. In der Pfalz, wo die Mutterbrust ungewöhnlich lange gereicht wird, in Oberfranken und den nördlichen Theilen von Mittelfranken, wo die Mütter in der Regel ihre Kinder stillen, findet sich eine mäßige Kindersterblichkeit im Vergleich zu den südlichen Kreisen Bayerns: im ehemaligen Fürstbisthum Eichstädt, in Nieder- und Oberbayern und Schwaben, wo die Auffütterung mit Mehlbrei, Milch und Gerstenwasser üblich ist.

Die Ursache der künstlichen Ernährung ist in den meisten Fällen die Unfähigkeit der Mütter zum Stillen. So zeigen in der That die Organe für dasselbe bei vielen Frauen in Bayerns Hauptstadt eine mit ihrem sonstigen kräftigen, wohl-

genährten, saftreichen Körper nicht im Verhältniß stehende Verkümmerung. Dieselbe scheint von der lange in Oberbayern üblich gewesenen künstlichen Ernährung der Kinder und von dem bis vor wenig Decennien bei der bürgerlichen und ländlichen Bevölkerung gewohnten Tragen von engen, die Brüste zusammendrückenden sogenannten Schnürmiedern herzurühren. Wie andere Organe, z. B. die Muskeln, wenn sie nicht gebraucht werden, schwinden, so auch die Brüste. Es ist daher wohl erklärlich, daß die Brüste, wenn, wie in Oberbayern und Schwaben, bei den Frauen das Nichtstillen mehrerer Generationen hindurch Regel geworden ist, ihre physiologische Function verlieren und schwinden. Das in den Mädchenschulen eingeführte Turnen wird, nachdem das oben genannte verderbliche Kleidungsstück bei der Stadtbevölkerung mehr und mehr aus der Mode gekommen ist, günstigen Einfluß auf die Entwicklung dieser Organe wie des ganzen Körpers bei dem Heranwachsen der weiblichen Generation äußern. Dazu darf keine Gelegenheit ungenützt gelassen werden, um die Mütter durch Belehrung und Ermahnung zum Selbststillen zu vermögen. Am sichersten für die Erhaltung der Neugebornen, die von ihren Müttern nicht gestillt werden können, wird bei Ersetzung derselben durch eine gesunde Amme vorgesorgt. Doch bringt das Miethen von Ammen ihr eignes Kind in große Gefahr zu Gunsten des aus wohlhabenderem Stande stammenden Pflegekindes. Durch das Ammenwesen wird die allgemeine Kindersterblichkeit durchaus nicht vermindert, wie durch Berichte aus Frankreich bekannt wurde, in welchem Lande die Ammenindustrie am meisten ausgebildet ist. Nach Monot, der im Canton Chateau Chinon, Nievre mit ausgebildeter Ammenindustrie practicirt, betrug in den 12 Jahren 1858—1869 daselbst unter 3950 Entbundenen die Zahl der Ammen, die nach außen, meist nach Paris, gingen, 2710. Die Zahl der in gleicher Zeit im Canton gestorbenen Kinder berechnete sich auf 779, d. i. 33 pCt., und viele der Ueberlebenden waren rhachitisch, scrophulös und für einen frühen Tod prädestinirt. Im Canton fiel die Sterblichkeit der Kinder während der Belagerung von Paris, wo die Ammen zu Hause bleiben mußten, auf 17 pCt. Bessere Erfolge sieht man von der Verbringung schwächlicher Kinder im Säuglingsalter aus übervölkerten Städten auf das Land. Dieselben gelangen bei Ernährung mit guter Kuhmilch, die dort überall zu finden ist, oft bald zu gedeihlicher Entwicklung. In den Städten selbst ist die Beschaffung guter Kuhmilch, des besten Surrogats für Muttermilch, eine der die große Kindersterblichkeit am sichersten beschränkenden Maßnahmen. Leider ist dieselbe an vielen Orten, so in München, wo die Fütterung der Kühe mit Trebern aus Brauereien derselben eine sauere Beschaffenheit verleiht, eine Quelle der Darmerkrankungen der zarten Kinder. Auch Krippenanstalten, in welchen die Kinder von Arbeiterfamilien am Tage, während die Eltern bei der Arbeit vom Hause abwesend sind, gute Nahrung und Pflege finden, haben sich zur gesunden Erhaltung der Neugebornen vortheilhaft erwiesen. Von viel geringerem Einfluß auf die Sterblichkeit der Kinder als die Verdauungsstörungen zeigen sich die Krankheiten der Athmungsorgane. Auf die Zahl der Todesfälle an denselben äußern klimatische Verhältnisse unbestreitbaren Einfluß. So kommen nach einer Zusammenstellung von Pfeiffer von 100 Todesfällen der Säuglinge in Berlin 8, in Tübingen 25,3, in Thüringen 28 auf diese Krankheitsformen. Auf der Höhe des Thüringerwaldes tritt nach der Beobachtung des obengenannten Arztes Luftröhrenentzündung (Bronchitis)

Digitized by Google

bei Kindern viel häufiger und gefährlicher auf, während dort Krankheiten der Verdauungsorgane seltener zu sein scheinen. Hirn- und Nervenkrankheiten mit großer Mortalität (40 pCt.) der Erkrankten reihen sich an die Krankheiten der Athmungsorgane. Sie kommen beide in gesteigerter Häufigkeit nach dem Säuglingsalter und in den späteren Kinderjahren zur Beobachtung. In diese Jahre fallen auch die Infectionskrankheiten: Keuchhusten, Pocken, Masern, Scharlach, Diphtherie, Cholera und Typhus. Es steht zu hoffen, daß der bei herrschenden Epidemien dieser Krankheiten bedeutende Antheil derselben an der Sterblichkeitsziffer des kindlichen Alters mit dem Fortschreiten unserer Erkenntniß ihrer Ursachen und der Mittel zu ihrer Verhütung sich verringern wird.

Aus dem Gebiete der Electricität.

Von
Edmund Reitlinger.
Wien.

Die Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts erwecken beinahe den Anschein, als ob zwischen den beiden physikalischen Großmächten Licht und Electricität ein förmlicher Wettkampf stattfinden würde, welche von ihnen dem Fortschritt der Menschheit größere Dienste leiste. Um nur Einiges vom Wichtigsten zu erwähnen, zerlegte man zwar mittelst der Voltasäule, erfunden 1800, schon im ersten Decennium unseres Jahrhunderts die bis dahin unzersetzten Alkalien und alkalischen Erden und gelangte so zum wahren Systeme chemischer Elemente. Doch entdeckte man jene Stoffe damals noch nicht, welche durch ihre zu geringe Quantität neben anderen verborgen werden. Dazu mußte der Chemiker nicht bei der Electricität, sondern beim Licht Hülfe suchen — erst das Spectroskop offenbarte auch die nur in sehr kleinen Mengen vorkommenden Grundstoffe. Aber nicht nur mit der electrochemischen Zersetzung, sondern auch mit der merkwürdigsten aller durch den Voltastrom ermöglichten Erfindungen, mit der electrischen Telegraphie wetteifert die Spectralanalyse. Während für die Gedankenmittheilung des Telegraphen alle irdischen Entfernungen verschwinden und ihr auch die Oceane keine Schranken setzen, überbrückt das Spectroskop sogar die Millionen Meilen des Aethermeeres und weist irdische Stoffe in fernen Himmelskörpern nach. So findet ein rastloser Wettstreit zwischen Licht und Electricität statt, wie zwischen England und Rußland im Kampfe um die Herrschaft in Asien. Neuestens erhielten auch jene optischen Erfindungen aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Grenzen unseres Gesichtssinnes so sehr über ihr natürliches Maß erweitert haben, das Teleskop und das Mikroskop, electrische Rivalen: das Telephon und das Mikrophon. Hört man mittelst des ersteren Musik und Rede aus meilenweiter Ferne, so ist dagegen letzteres bestimmt, schwächste Schallerregungen, welche ihre zu kleine Intensität dem unbewaffneten Ohr entzieht, wie z. B. die Fußtritte einer Fliege, wahrnehmbar zu machen. So leisten sie dem Ohre, was Teleskop und Mikroskop dem Auge, oder werden es wenigstens leisten, wenn sie auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung angelangt sein werden. In Bezug auf das Nützliche und Wunderbare ihrer Anwendungen sind also Licht und Electricität glückliche Rivalen. Damit steht in auffälligstem Gegensatze die Erklärung ihrer Erscheinungen.

Wir können hier auf die Undulationstheorie des Lichtes nicht näher eingehen. Aber wir wollen in Erinnerung bringen, daß sie in Form und Inhalt nur von der Gravitationslehre übertroffen wird. Selbst so verwickelte Phänomene, wie die Farbenringe der Krystalle im polarisirten Lichte, lassen sich der Gestalt und Färbung nach aus ihr ableiten und auch bei den weniger vollendeten Partien leitet sie auf den richtigen Weg. Vor Allem aber begründet sie eine klare und anschauliche Vorstellung vom Wesen des Lichtes. Wie ganz anders steht es mit der Electricität. Hier behelfen wir uns mit Theorien und Vorstellungen, von deren Unwahrheit die meisten Physiker überzeugt sind, die man aber als magische Formeln weiter benützt, weil sie zu allen jenen zauberhaften Anwendungen genügen, welche wir eingangs erwähnten und auf welche unser Jahrhundert mit Recht stolz ist. In ihnen feiert der erfindende Menschengeist seine höchsten Triumphe; doch mußten jedesmal Entdeckungen den Erfindungen die Fackel vorantragen: ohne Galvanismus kein Telegraph, ohne Induction kein Telephon. Also werden wir die Frage, warum das Wesen der Electricität uns so verborgen blieb, während deren Anwendung die höchsten Erfolge erzielt, keineswegs dahin beantworten können: weil unsere Zeit mehr eine Zeit der Erfindungen als der Entdeckungen sei. Dies ist um so unmöglicher, als unserer Zeit eine der größten aller Entdeckungen, die des Gesetzes der Erhaltung der Kraft, angehört. Wohl aber scheint uns auch für die Wissenschaft der bekannte Ausspruch zu gelten, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin sei. Ja mit noch viel größerem Rechte, als in der Politik. Denn in der Wissenschaft kann nicht der Wahnsinn eines oder weniger Individuen so störend in die folgerichtige Entwicklung eingreifen, als in der politischen Geschichte der Völker. Heißt Jemand heutzutage die Erde stillestehen und streitet wider Kopernikus, so schädigt er doch nur sich selbst und sonst Niemand.

In unserem Falle ist es nun gerade die Geschichte der Optik, von der wir glauben, daß sie nützliche Winke giebt. Eine Erfindung, ebenbürtig den electrischen unseres Jahrhunderts, war die optische des achromatischen Fernrohres; sie geschah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Was Newton für unmöglich erklärt hatte, war ihr gelungen. Dennoch führte sie wohl zu mancherlei mathematischen Theorien, aber zu keiner besseren Aufklärung über das Wesen des Lichtes. Dazu bedurfte es zahlreicher Experimente über Interferenz des gewöhnlichen und des polarisirten Lichtes. Auf diesem der Anwendung fernliegenden Gebiete wurden die merkwürdigen Thatsachen gefunden, mit deren Hülfe man, wenn auch mit Mühe und erst nach und nach, zu den richtigen Vorstellungen gelangte. Hiezu waren solche Thatsachen erforderlich, welche aus den bis dahin allgemein angenommenen Voraussetzungen nicht abgeleitet werden konnten, wie daß zwei zusammentreffende Lichtstrahlen aus einer und derselben Quelle einander bald verdunkeln, bald verstärken, oder daß man durch Doppelbrechung und andere Mittel den Lichtstrahlen eine je nach der Richtung der Ebene, die man durch sie legt, verschiedene Beschaffenheit ertheilen könne &c. Mochten auch jene Voraussetzungen für die Lehren der Katoptrik und Dioptrik ausreichen und bei der Construction optischer Instrumente die trefflichsten Dienste leisten, das Wesen des Lichtes konnte nur aus Erscheinungen gefolgert werden, für welche die frühere Auffassung des Lichtstrahles nicht genügte. Sollte nicht etwas Aehnliches auch bei der Electricität stattfinden? Hier genügt es, für die praktischen

Digitized by Google

Zwecke zwei electrische Materien anzunehmen, deren Theilchen sich nach einem gewissen mathematischen Gesetze anziehen, wenn sie ungleichnamig sind, und abstoßen, wenn gleichnamig. Indem das mathematische Gesetz die relative Bewegung, beziehungsweise Ruhe der Theilchen berücksichtigt, umfaßt es Electrostatik und Electrodynamik. Eine weitere Verschiedenheit der beiden Materien wird nicht vorausgesetzt. Wenn nun aber Thatsachen existiren, welche bei der übrigens sehr fraglichen Annahme der zwei Materien eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit derselben beweisen würden, sagen wir in der Art, wie sie zwischen zwei chemisch verschiedenen Stoffen stattfindet, wie kann man, wenn man nur die Consequenzen der erwähnten einfacheren Annahme, sei es mathematisch oder experimentell verfolgt, je hoffen, das Wesen der Electricität richtig zu erfassen? Dies ist ebenso unmöglich, als aus dem unpolarisirten Lichtstrahle dessen Transversalschwingung zu erschließen. Nun giebt es aber solche Thatsachen, die jedoch im Allgemeinen ebenso stiefmütterlich behandelt werden, wie, um bei unserer Parallele zu bleiben, Beugung und Doppelbrechung des Lichtes im vorigen Jahrhunderte. Nicht daß man die Funde von Grimaldi, Bartholin und Huyghens todt schwieg, aber man legte ihnen nicht die verdiente Bedeutung für die Frage nach dem Wesen des Lichtes bei. Man erwähnte sie so flüchtig in Hand- und Lehrbüchern, wie gegenwärtig die Lichtenbergischen Figuren, das positive und negative electrische Licht oder überhaupt irgend welche Artunterschiede der positiven und negativen Electricität. Dennoch glichen sie in unserem Jahrhunderte der dreisprachigen Inschrift von Rosette und entschleierten die Hieroglyphen des Lichtes. Und so macht uns auch die geringe Beachtung, welche heutzutage den Artunterschieden der positiven und negativen Electricität gezollt wird, in unserer Ueberzeugung nicht irre, daß dieselben die Staarbrille liefern werden, um das Wesen der Electricität zu erblicken. Man kann die sämmtlichen hierher gehörigen Erscheinungen kurz als die der Electropolarität zusammenfassen. Indem wir uns dieser Bezeichnung bedienen, wagen wir den Ausspruch: Die Electropolarität ist bestimmt, für die Electricitätslehre das zu werden, was die Polarisation des Lichtes für die Optik war.

Kurz nachdem der Verfasser dieser Zeilen selbständige Experimentaluntersuchungen auf dem Gebiete der Electricität begonnen hatte, vor beinahe zwanzig Jahren, gewann er bereits die eben ausgesprochene Ueberzeugung. Von ihr geleitet, stellte er jene Experimentalforschungen über Lichtenbergische Figuren und andere Artunterschiede der positiven und negativen Electricität an, welche in den Berichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien aus den Jahren 1860—1862 enthalten sind. Die hohe Bedeutung des Gebietes selbst vertrat er 1861 und 1863 in populären Vorträgen, veröffentlicht in den Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien (1. u. 3. Bd.). Doch litten diese Arbeiten sämmtlich unter der Ungunst des Gegenstandes. Wenn wir aber demselben gerade jetzt einen Aufsatz in diesen Blättern widmen, so veranlassen uns hierzu verschiedene Umstände. Der eingangs erwähnte Contrast zwischen theoretischer Erklärung und praktischer Anwendung electrischer Erscheinungen ist auffällig genug geworden, um jeder Andeutung über eine Abhülfe Theilnahme zu sichern; auch hat sich die Beachtung des Gebietes gesteigert und wurden in den letzten Jahren verschiedene einschlägige Untersuchungen von hervor-

ragenden Forschern angestellt; vor Allem jedoch griffen wir zur Feder, weil es heuer hundert Jahre ist, seit der wichtigste Fortschritt auf diesem Gebiete stattfand, seit der geistreiche und tiefsinnige deutsche Physiker Lichtenberg die nach ihm benannten Figuren entdeckte. Lichtenberg ist ein Mann, auf den die deutsche Nation allen Grund hat, stolz zu sein. Beinahe alle großen deutschen Gelehrten von Leibnitz bis Liebig und Helmholtz zeichneten sich dadurch aus, daß sie zugleich Denker, Forscher und Schriftsteller waren. Sie waren keine einseitigen Fachmänner, sondern umfaßten die gesammte Bildung ihrer Zeit; daher wirkten sie auch nicht nur auf Berufsgenossen, sondern auf die Nation. Der hervorragendsten und eigenthümlichsten Einer in dieser Richtung war aber Lichtenberg, der berühmte Ausleger Hogarths, der witzige Satyriker, welcher Faselei und Schwärmerei unbarmherzig verspottete, während er in edler Begeisterung die Segnungen einer geläuterten Naturerkenntniß weiteren Kreisen zugänglich zu machen strebte. Als selbständiger Forscher war er erfindungsreich und sorgfältig. Kein Umstand entging seiner Beachtung, und dieser glücklichen Eigenschaft eines Experimentators verdankte er die merkwürdigste seiner Entdeckungen, die der Lichtenbergischen Figuren. Längst aber schien es uns, als ob man nur aus der Noth eine Tugend mache, wenn man die erste Thräne des Neugebornen oder den letzten Seufzer des Sterbenden der Säcularfeier eines großen Mannes zu Grunde legt. Soll diese auf offenem Markte und von der ganzen Nation begangen werden, so liefern wohl nur Geburt und Tod die geeigneten Momente. Auch die eifrigsten Verehrer Lichtenbergs werden kaum erwarten, daß er je zum Helden einer solchen Feier ausersehen werde. In auserwähltem Kreise, vor den Lesern dieser Blätter, seiner zu gedenken, ist aber sicher das Säcularjahr seiner größten Entdeckung ein passender Anlaß. Nahe legt es auch die Frage: was aus der durch ihn geschehenen Aussaat geworden sei, und wie weit die Ernte den von ihm gehegten Erwartungen entsprochen habe.

Schon vor einigen Jahren veröffentlichte Professor M. Kuhn im Programm der Schottenfelder Ober-Realschule zu Wien eine Monographie: „Ueber die Lichtenbergischen Figuren. (Ein Jahrhundert nach ihrer Entdeckung).“ Dieselbe beantwortet die obige Frage eben so gründlich, als vollständig. Indem wir bezüglich alles Uebrigen auf diese Schrift verweisen, können wir hier nur einen Punkt ins Auge fassen. Lichtenberg theilte seine Entdeckung unter dem Titel mit: „Von einer neuen Methode, Natur und Bewegung des electrischen Fluidums zu erforschen.“ Der große Physiker glaubte also durch seine Entdeckung einen Weg eröffnet zu haben, das Wesen der Electricität selbst zu erkennen. Dennoch wird sie heutzutage kaum je einmal bei der Discussion electrischer Theorien und Vorstellungen erwähnt. Wie ganz anders verhielt es sich damit in den ersten Decennien nach der Entdeckung! Damals waren es geradezu Beobachtungen an Lichtenbergischen Figuren, wodurch die Holländer Paets van Troostwijk und Krayenhoff Franklins unitarische Hypothese, der Schwede Ekmark dagegen Symmers Dualismus beweisen wollten. Daß man die principielle Bedeutung der Lichtenbergischen Figuren immer mehr verkannte, dazu mochte auch der Berliner Akademiker Rieß, der berühmte Kenner der Reibungselectricität, beigetragen haben. Er faßte ihre Formverschiedenheit als eine nur secundäre Erscheinung auf. Bekanntlich entstehen die Lichtenbergischen Figuren, wenn eine electrische Entladung gegen eine isolirende Platte stattgefunden hat. Wird kurz darauf

die Platte mit Staub bestreut, so bildet dieser einen strahligen Stern, wenn die Entladung positiv war, eine runde Figur, eine Kreisscheibe aber, wenn negativ. Villarsy lehrte bei der Bestäubung ein Gemenge von Schwefel- und Mennigpulver anwenden. Dadurch erhält man alle strahligen Sterne gelb und alle Kreisscheiben roth. So hat man gewissermaßen vor Augen, daß Lichtenberg mit der Annahme im Rechte war, die Formverschiedenheit der Figuren sei an den electrischen Gegensatz gebunden. Nach der herrschenden Lehre fällt der electrische Gegensatz mit einem mathematischen zusammen, der sein Symbol durch + und — findet. Beweist nicht schon der Unterschied der positiven und negativen Figur in Form und Ausdehnung das Ungenügende dieser Lehre? Rieß verneint. Nach ihm entstehen nur bei discontinuirlichen Entladungen, welche aus mehreren Partialentladungen bestehen, Staubfiguren. Da treibt nun die erste Partialentladung feuchte Luft gegen die Platte, wodurch diese, entsprechend Faradays Versuchen, negativ electrisirt wird. Daher wird sich die nachströmende Electricität verschieden ausbreiten, je nachdem sie positiv oder negativ. Im ersten Falle wird ein leichtes Ausbreiten stattfinden, im letzteren aber ein Zurückdrängen und Eindämmen. Dadurch entstehe die größere Ausdehnung der positiven Figur gegenüber der negativen unter sonst gleichen Umständen, sowie die strahlige Form der ersteren und die runde der letzteren. Beim Lullin'schen Versuche befindet sich zwischen zwei einander nicht gegenüberstehenden Metallspitzen ein Kartenblatt. Im Falle einer Funkenentladung wird letzteres an der von der negativen Spitze berührten Stelle durchbohrt. Auch diesen Versuch erklärt Rieß in der angegebenen Weise. Ja sogar den Unterschied der positiven und negativen Lichterscheinung sucht er durch die Annahme begreiflich zu machen, daß in einer ersten Partialentladung feuchte Luft gegen trockene getrieben und so letztere negativ electrisirt wird. Man fühlt sich an Biots Versuch, die Erscheinungen des polarisirten Lichtes aus der Emanationstheorie abzuleiten, erinnert. „Sehr scharfsinnig, aber viel zu künstlich, um wahr zu sein," ruft man bei flüchtigster Kenntnißnahme solcher Theorien aus. Man braucht nur die feinen gelben Aestchen der positiven Figuren neben den rothen runden Beeren der negativen mit unbefangenem Blick zu betrachten, um bereits für die Formverschiedenheit der Figuren die Erklärung von Rieß nur wenig gelungen zu finden.

Zu ihrer gänzlichen Widerlegung führten Untersuchungen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes 1860—62 angestellt und in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hat. Es ergab sich, daß die Figuren bei Luftverdünnung im umgekehrten Verhältnisse des Luftdruckes größer werden, ein Gesetz, welches W. v. Bezold in seiner Abhandlung: über das Bildungsgesetz der Lichtenbergischen Figuren, vollinhaltlich bestätigt fand. Daraus folgt aber, daß der Entladungsvorgang in der Luft die ursprüngliche Ursache für Größe und Form der Figuren ist. Es unterscheiden sich daher Staubfiguren und Lichtbüschel nur durch die Art und Weise, wie man sie wahrnimmt; bei letzteren leuchten die electrisirten Theilchen, bei ersteren theilen sie ihre Electricität der isolirenden Platte mit. Hier bleibt sie haften und zeigt so bei der Bestäubung nachträglich dem Auge, was während des Vorganges selbst unsichtbar geblieben war. Nun sind aber die Lichtbüschel je nach der Luftart verschieden. Nach dem Gesagten müssen es also auch die Lichtenbergischen Figuren sein. Deshalb untersuchte der Verfasser die

Figuren in Luft, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohlensäure. Die Uebereinstimmung mit den Lichterscheinungen war vollständig. So war die positive Figur ebenso wie das positive Lichtbüschel in Wasserstoffgas reicher und schöner verästelt, als in Luft; dagegen in Kohlensäure dürftiger und weniger ausgebildet. Wichtig war, daß bei Kohlensäure sich der Unterschied der Formen erhielt, während die positive Figur von der negativen unter sonst gleichen Umständen an Ausdehnung übertroffen wurde. Da konnte nun doch unmöglich, wie Rieß wollte, ihre strahlige Form von einer leichteren Ausbreitung herrühren. So folgte aus diesen und zahlreichen anderen Versuchen, daß die Erklärung von Rieß für die Formverschiedenheit der Figuren unhaltbar sei. Dagegen bestätigte sich durchwegs der innige Zusammenhang zwischen Lichtenbergischen Figuren und electrischen Lichterscheinungen. Dadurch sieht man sich veranlaßt, den electropolaren Unterschied in beiden Fällen aus derselben Ursache, aus dem verschiedenen Entladungsvorgange an der positiven und der negativen Electrode, abzuleiten. Welche nähere Vorstellung aber hat man sich über diesen Unterschied des Entladungsvorganges an den Electroden zu bilden? Hier erwies sich dem Verfasser eine Stelle in Plückers Abhandlungen über die Entladung in gasverdünnten Räumen als fruchtbare Anregung. Um die Spirale des positiven Lichtes in solchen Räumen unter der Einwirkung des Magnetes zu erklären, nahm Plücker an, daß die Theilchen in der Nähe der positiven Elektrode eine eigene Bewegung in der Richtung des Stromes besitzen, die Theilchen an der negativen Electrode aber nicht. Diese von Plücker für einen speciellen Fall ersonnene Annahme fand nun Verfasser in zahlreichen anderen Fällen nicht minder verwendbar. Mit ihrer Hülfe glaubte er die Formverschiedenheit der Lichtenbergischen Figuren, den Unterschied der positiven und negativen Lichterscheinung, den Lullinschen Versuch, ja fast alle Artunterschiede der positiven und negativen Electricität aus einem und demselben Gesichtspunkte begreifen zu können. Näheres hierüber theilte er in zwei 1860 erschienenen Abhandlungen mit*). Schon damals wies er auf die Bedeutung der Annahme für die Theorie hin und erwähnte, daß die unitarische Hypothese eine einfachere Deutung derselben zulasse, als die dualistische.

In Plückers Annahme ist aber Zweierlei enthalten: eine größere Geschwindigkeit der Theilchen an der positiven Electrode und eine bestimmte Richtung ihrer Bewegung. In ersterer Beziehung ist durch eine sehr werthvolle Untersuchung von Wiedemann und Rühlmann aus dem Jahre 1871 ein strengerer Beweis und eine tiefere Fassung gewonnen worden. Hiernach erfordert die Einleitung einer Entladung an der positiven Electrode ein größeres Potential, als an der negativen. Auf diesen Satz lassen sich auch die interessanten Thatsachen zurückführen, mit welchen Herwig's Arbeiten das Kapitel der Artunterschiede in den letzten Jahren bereichert haben. Herwig erwarb sich noch überdies das Verdienst, die fundamentale Bedeutung des obigen Satzes für die Theorie der Electricität hervorgehoben und erläutert zu haben. Aber auch der zweite Theil von Plückers Annahme, der sich auf die Bewegungsrichtung der Theilchen bezieht, ist unentbehrlich. Ohne ihn läßt sich die Formverschiedenheit der Lichtenbergischen Figuren nicht begreifen und das

*) „Zur Erklärung der Lichtenbergischen Figuren." „Zur Erklärung des Lullinschen Versuches und einiger anderen Artunterschiede der positiven und negativen Electricität." XLI. Bd. d. Sitzungsberichte d. K. Akad. d. Wissenschaften zu Wien.

selbe gilt von zahlreichen anderen Artunterschieden. Er fügt dem mechanischen Momente gewissermaßen ein morphologisches bei. Von einem solchen scheint uns aber in wichtigen Fällen die natürliche Wirkung der Electricität abzuhängen. Näheres hierüber müssen wir einem späteren Aufsatze vorbehalten. Unsere heutige Absicht haben wir erreicht, wenn unsere Leser dem Satze beistimmen: Nur jene Theorie der Electricität wird sich dauernd als wahr behaupten können, welche Plückers Annahme ihrem vollen Umfange nach befriedigt. Dadurch ist aber auch den Lichtenbergischen Figuren ihr ursprüngliches Recht wiedergewonnen; man erkennt neuerdings ihre fundamentale Bedeutung „für Natur und Bewegung" der Electricität an — zur Säkularfeier ihrer Entdeckung.

Zur Zukunft des Brennereibetriebs in der Landwirthschaft.

Von
K. Birnbaum.
Leipzig.

In der Geschichte der Spiritusbrennerei giebt es die folgenden bemerkenswerthen Epochen: bis zum Jahre 1590 kannte man „gebrannte Wasser" nur als Weindestillat oder „Weingeist": Wein und Hefe waren die Materialien zur Darstellung des Destillats und dieses war fast ausschließlich Apothekerwaare. Von da ab verbreitete sich die Getreidebrennerei mit immer häufigerer Anwendung des Destillats als Getränk. Im Jahre 1810 lernte man das Material um die Kartoffel zu vermehren, im Jahre 1850 etwa erhält diese in der Zuckerrübe eine mächtige Concurrentin und im Jahre 1860 giebt es fabrikmäßig hergestellten Spiritus aus Holz, Moos u. dergl. Material.

Im Jahre 1728 sieht man sich in England genöthigt, dem Consum von Branntwein durch eine (Fabrikat-) Besteuerung von 1.1 Mark pro Liter, welche 1735 auf 5.5 Mark erhöht wird, entgegenzuwirken; schon im Jahre 1759 aber hat man die Finanzsteuer. In Frankreich entstand die Steuer auf Spiritus als eine Art von Zehntabgabe schon im Jahre 1659, in Rußland im 16. Jahrhundert durch Monopol, in Oesterreich zuerst als gutsherrliche, dann 1829 als Staatssteuer, in Deutschland unter dem Großen Kurfürsten als Zoll- und Accisetarif. Je mehr der Spiritus als ergiebige Finanzquelle betrachtet wurde, um so mehr Formen gab es, durch welche man die Steuer auferlegte und in allen Ländern, in welchen überhaupt dieses Destillat besteuert wurde, wechselte man zeitweise mit den Systemen. In Deutschland giebt es zur Zeit noch: 1) die Kesselsteuer oder den Blasenzins (in Baden), d. h. die Besteuerung nach dem Inhalt der Kessel, in welchen die alkoholige Masse gekocht wird zum Zwecke der Austreibung des Alkohols in Dampfform mit darauf folgender Verdichtung durch Abkühlung (Alkoholdampf entwickelt sich bei 78, Wasserdampf bei 100° C.); 2) den Malzaufschlag und die Malzsteuer, d. i. die Besteuerung des aus dem Getreide bereiteten Malzes, in Bayern und Württemberg; in letzterem Lande giebt es auch noch eine Gewerbesteuer und eine Steuer für den Kleinverkauf; 3) die Maischraumsteuer, d. i. eine Steuer vom Rauminhalt der Gefäße, in welchen das alkoholige Material der Gährung unterworfen wird, im übrigen Deutschland, und 4) eine Rohmaterialsteuer daselbst, neben

der Maischraumsteuer, erhoben zu verschiedenen Sätzen von Wein- und Obsttrester, Hefen aller Art, Obst, Wachholder, umgeschlagenen Bieren und Zuckerwasser. Alle diese Besteuerungsarten haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile; zu den letzteren gehört in erster Linie die, daß die Steuer die verwendeten Materialien nicht völlig gleichmäßig nach Maßgabe des darin enthaltenen oder daraus zu gewinnenden Alkohols (wasserfrei; Spiritus und Branntwein sind Gemische von Alkohol mit mehr oder weniger Wasser) trifft oder die, daß die brauchbaren Materialien nicht gleichmäßig und zum Theil gar nicht zur Fabrikation verwendet werden können. So lange man nur Wein (Bier, Obstwein), Hefe, Getreide und Kartoffeln als brauchbare Materialien kannte, waren die Steuersätze und die Controle ziemlich einfach zu handhaben, viel schwerer aber wurde die Sache, seitdem man weiß, daß man Alkohol erzeugen kann aus jeder Substanz, welche die zur Fabrikation brauchbaren Zuckerarten (Zuckerrüben, Möhren, Zuckerrohr, Maisstengel, Sorghum, Quecken, alle Obstarten, Cactusfrüchte, Krapp, Melasse, Trestern, Honig und Milch) oder Stoffe enthält, welche in Zucker verwandelt werden können (Stärkemehl, in allen Getreidearten und Hülsenfruchtarten, in den Wurzeln oder Knollen der Kartoffel, Topinambur, Kaiserkrone und Georgine, in Kastanien, Roßkastanien und Eicheln, Cellulose (Holzfaser), in Holz, Papier, Stroh, Heu, Flechtenstärke (Lichenin), in Moos und Flechten — ölbildendes Gas und Wasser —: Mineralspiritus u. s. w.)

Manche der genannten Substanzen eignen sich, selbst wenn die Art der Besteuerung nicht hindernd im Wege stände, der Kosten der Darstellung oder der Geringfügigkeit des Materials wegen, noch nicht zur Fabrikation im Großen, viele aber können mit gleichem Erfolge, wie Kartoffeln und Getreide, zu Spiritus verarbeitet werden und selbst der Gedanke, die vielen Abfallstoffe in den Städten, welche man hier als Unrath entfernen muß, dazu zu verwerthen, liegt nahe genug. Man bringt daher, und auch deswegen, weil die Besteuerung dadurch gerechter auferlegt werden kann, immer mehr darauf, die sogen. Fabrikatsteuer, in Rußland und Amerika bereits eingeführt und früher schon mehrfach dagewesen, d. h. die direkte Besteuerung des fertigen Produkts, einzuführen. Bis jetzt hat man sich bei uns dazu aus dem Grunde noch nicht entschließen können, weil die Controlapparate, durch welche die Menge des erzeugten Destillats angezeigt werden soll, noch nicht mit genügender Sicherheit arbeiten, d. h. noch nicht so eingerichtet werden können, daß unsere Steuerbehörden sicher vor Betrug sind. Man arbeitet unausgesetzt an deren Vervollkommnung, und es ist nicht zu bezweifeln, daß über kurz oder lang diese Besteuerungsart die alleinige und allgemein eingeführte sein wird. Man muß voraussagen, daß, sowie wir die Fabrikatsteuer haben, die Spiritusfabrikation einer großartigen Umwandlung unterliegen wird. Schon jetzt haben die Vervollkommnung in der Technik und die Höhe der Steuer andererseits es dahin gebracht, daß fast nur noch der Großbetrieb rentabel ist; von Jahr zu Jahr verringert sich die Zahl der Brennereien in Deutschland und vermehrt sich das Quantum des im Durchschnitt von den einzelnen im Betrieb erhaltenen Brennereien erzeugten Quantums. Am sichtbarsten zeigen sich diese Veränderungen in den Brennereien auf Landgütern; viele davon sind schon ganz eingegangen, Hunderte werden gar nicht mehr betrieben und bei Hunderten wissen die Besitzer, daß sie nur noch um der Rück-

stände für die Fütterung, der sogen. Schlempe, willen, fortarbeiten lassen*). Am lebhaftesten interessiren sich daher die Landwirthe für die künftige Art der Besteuerung des Branntweins, jedoch nicht in gleicher Meinung. Alle Landwirthe, welche stärkmehlreiche Kartoffeln, d. h. solche mit wenigstens 21 pCt. Stärke (der Gehalt schwankt, je nach Lage, Boden, Düngung, Behandlung und Sorte von 16 bis 25 pCt., und ebenso der Ertrag pro Hektare, so daß man 12 000 bis 40 000 Kilo ernten kann oder 1 920 bis 10 000 Kilo Stärke) sind lebhaft dabei interessirt, daß die Raumsteuer erhalten bleibt, weil sie im gleichen Rauminhalt der Gährbottiche mit ihrem Material das Maximum von Alkohol concentriren können. Diejenigen Landwirthe, welche, im Gegensatz zu diesen, vorzugsweise in Nordosten heimischen, Collegen, nur Kartoffeln mit geringerem Ertrag an Stärke anbauen können und besonders die, welche Zuckerrüben zu bauen vermögen, haben mit allen anderen Brennern das größte Interesse an der Einführung der Fabrikatsteuer, weil diese es ihnen allein ermöglichen kann, Alkohol aus stärkemehlärmerem oder aus anderweitigem Material aller Art concurrenzfähig zu erzielen. Als Auskunftsmittel hatte man die sogen. fakultative Besteuerung, d. h. die Form vorgeschlagen, daß es jedem Brenner gestattet sein sollte, sich nach Belieben durch Raum- oder Fabrikatsteuer besteuern zu lassen; dieser Vorschlag erscheint undurchführbar; es giebt hier nur das Entweder — Oder und dieserhalb ist es auf dem Kongreß deutscher Landwirthe schon dazu gekommen, daß die mittel-, süd- und westdeutschen Landwirthe sich wegen der Annahme einer Resolution zu Gunsten der Raumsteuer isolirten, beziehungsweise nicht mehr betheiligten. Von da an datirte das Uebergewicht und schließlich die Alleinherrschaft der sogen. Agrarier, welche vorzugsweise aus den Großgrundbesitzern im Nordosten sich recrutiren. Für diese hat die Steuerfrage allerdings eine sehr ernste Bedeutung. Das Getreide lohnt nicht mehr wie vordem, die Schafzucht wird beeinflußt durch die australische Concurrenz, feudale Anschauungen, Indolenz und Unverstand haben viel mit dazu beigetragen, daß die Arbeiterverhältnisse so ungünstig wie möglich geworden sind (Mecklenburg!), an Communicationswegen und Eisenbahnen fehlt es, die Industrie wollen die Herren nicht unter sich aufkommen lassen, und so bleibt denn nicht viel mehr übrig als die Kartoffel in Spiritus umzuwandeln. Die Kartoffel als solche kann nicht weit verfrachtet werden, wenn es durch Fuhrwerk geschehen soll. Die durchschnittlich höchste Ernte von 40 000 Kilo pro Hektar à 25 pCt. Stärke schrumpft als absoluter Alkohol auf 4 150 Kilo zusammen und als Sprit à 75 pCt., wie er in der Regel dort erzeugt wird, doch wenigstens auf 5 200 Kilo, welche also fast 8mal so weit verfrachtet werden können; für die Durchschnittsernten aber kann man wohl die 9—10fache Entfernung annehmen. Mit dem Brennereibetrieb ist der Vortheil verbunden, daß die sämmtlichen Mineralstoffe dem Boden erhalten bleiben, da Spiritus keine solche enthält; im kapitalarmen Lande ohne Handel ein nicht hoch genug zu schätzender Vortheil!

Das Alles muß sich mit der Fabrikatsteuer ändern; zunächst wird diese das Uebergewicht im Brennereibetrieb in die Rübenzuckergegenden verlegen, nach und nach aber dahin es bringen, daß man bei der Erzeugung von Spiritus gar nicht mehr nach der Verwerthung der Abfälle als Futter fragt, d. h. Spiritus aus Materialien,

*) Im Jahre 1875 zählte man im deutschen Reiche, incl. der Reichslande, im Ganzen 63 988 Brennereien, welche 4 534 559 Hektoliter Sprit zu 50 pCt. Alkohol erzeugten.

welche gar nichts mit der Landwirthschaft zu thun haben, en gros machen lernt. Eine Zuckerrübenernte von 50 000 Kilo à 10—13 pCt. Rohzucker soll theoretisch 3595 Liter Alkohol geben können, giebt aber bis jetzt nur 2362 Liter (etwa 4310 und 2830 Kilo). Der Hauptvortheil für den Zuckerfabrikanten liegt aber darin, daß er, wenn die Fabrikatsteuer ihm das ermöglicht, die zuckerarmen Rüben und Theile von Rüben zu Spiritus, die daran reichen zu Zucker verarbeiten kann und daß er zur ersteren Fabrikation nur die Destillirapparate anzuschaffen braucht. Ja, er kann mit ausgepreßtem Safte zu Spiritus arbeiten (jetzt verboten) und von solchen Landwirthen, welche nicht selbst Fabriken haben, diesen kaufen oder deren Rüben nur auspressen und ihnen die Preßlinge zurückgeben. Auf alle Fälle arbeitet er billiger und leichter, wie der nordische Landwirth mit großen Massen.

Freilich wird das nur so lange der Fall sein, als Technik und Wissenschaft noch nicht gelehrt haben, Spiritus aus noch billigerem und in noch größeren Mengen zu habendem Material zu bereiten. Das zweite Stadium wird die Spiritusbrennerei im Walde sein, die schon in Schweden en gros betriebene Holzspiritusbrennerei, welcher auch der Rübenbauer die Herrschaft seiner Zeit wird abtreten müssen, wenn nicht früher noch andere Concurrenten auftreten. Die Landwirthe müssen sich also daran gewöhnen, in Zukunft den Spiritusbetrieb nicht mehr zu erlernen zu brauchen — und auch diese „Calamität" wie andere zu überwinden. Zur Krisis braucht es darum nicht zu kommen; Manche aber wird dieser nothwendige Vorgang hart genug treffen und am härtesten die, welche nicht gerüstet dem allmählich sich vollziehenden Umschwung gegenüberstehen. Es wird Zeit, nach und nach daran zu denken, wie der Betrieb ohne Brennerei da, wo diese bis jetzt als unentbehrlich gilt, organisirt werden müßte; es wäre besser, schon jetzt das ins Auge zu fassen, als sich in der Opposition gegen Ereignisse zu gefallen, welche man zwar etwas aufhalten, aber nicht verhindern kann. Auch hier steht das allgemeine Interesse höher, wie das Einzelner, mögen diese selbst zusammen eine stattliche Zahl repräsentiren. Jenes Interesse aber erheischt, die Spiritusproduktion möglichst billig sich gestalten zu lassen und vor Allem die Darstellung aus Materialien, welche nicht mehr auch als Nahrungsmittel für den Menschen in Betracht kommen.

Die Bedeutung des Chlorophylls für das Leben der Pflanze.

Von
J. Wiesner.
Wien.

Der Physiologe unterscheidet scharf zwischen grüner und nicht grüner Pflanze. Und mit Recht. Denn nicht nur die Prozesse der Stoffbildung sind in beiden specifisch verschieden; es bietet die grüne Pflanze zudem eine Reihe von anderen scharf hervortretenden Eigenthümlichkeiten dar, so daß eine Zusammenfassung aller mit grünem Farbstoff begabten Pflanzen in eine physiologische Gruppe völlig gerechtfertigt ist. Für die Bildung „natürlicher" Familien oder anderer größerer Abtheilungen des Pflanzenreichs hat der Besitz an grüner Substanz nichts zu bedeuten, da die Bildung solcher natürlichen Gruppen nothwendigerweise von rein morphologischen Gesichtspunkten aus geschehen muß.

Digitized by Google

Der tiefgreifende Unterschied, welcher in physiologischer Beziehung zwischen grünen und nicht grünen Gewächsen besteht, muß nicht nothwendig im Besitze, beziehungsweise im Mangel an grüner Substanz, an Chlorophyll, begründet sein. Denn es ist ganz gut denkbar, daß die physiologischen Prozesse, welche die grüne Pflanze ausschließlich beherrschen, nebenher, wenn auch nothwendig zur Entstehung des Chlorophylls führen, welches aber für die Lebensvorgänge der Pflanze selbst ganz bedeutungslos sein könnte. Verhielte sich die Sache in der That so, so wäre die vielbesprochene grüne Substanz nichts als ein äußeres Kennzeichen für die Wirksamkeit bestimmter physiologischer Prozesse in der Pflanze.

Jeder über die Alltagsarbeit der Botaniker hinausblickende Forscher wird diesen nur selten zum Ausdruck gebrachten, wenngleich vollkommen berechtigten Gesichtspunkt nicht aus dem Auge verlieren; wohl aber, so lange eine völlige Entscheidung in der Frage über die wahre Bedeutung des Chlprophyllfarbstoffes nicht zu Stande gebracht wurde, den Forschungen über etwaige Funktionen dieses Körpers mit kritischem Auge folgen.

Seitdem die experimentelle Untersuchung auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie wieder zu neuem Leben erwachte, erfreut sich die Chlorophyllfrage einer seltenen Bevorzugung. Man darf wahrlich schon von einer eigenen Chlorophyllliteratur sprechen, die namentlich in den letzten Jahren sich aufgethürmt hat. Sehr erfolgreich waren die Studien über die Form, in welcher das Chlorophyll in der Zelle auftritt. Es unterliegt gar keinem Zweifel mehr, daß dieser Körper in der lebenden Zelle stets an das Protoplasma geknüpft ist. Entweder ist das ganze Plasma oder häufiger bestimmte abgegrenzte Theile desselben, meist kleine rundliche Protoplasmakörperchen mit der Chlorophyllsubstanz tingirt. Daß diese Protoplasmagebilde, z. B. die gewöhnlichste Form derselben, die Chlorophyllkörner, mit Chlorophylllösungen tingirt sind, ist eigentlich selbstverständlich; aber das Lösungsmittel, oder die Flüssigkeiten, in welchen die grüne Substanz aufgelöst in den Chlorophyllkörpern auftreten, wurden noch nicht ermittelt. Bedeutungsvoll war die Auffindung von Sachs, daß unter dem Einflusse des Lichtes in Chlorophyllkörnern Stärke auftritt; sie wurde, wie ich später ausführen werde, zum Ausgangspunkte einer besonderen Theorie der Assimilation.

Mit einem wahren Enthusiasmus hat man sich auf das Studium der optischen Eigenschaften des Chlorophylls geworfen und ganz besonders ist es das merkwürdige Absorptionsspectrum der Chlorophyll-Extracte, welches viele Forscher anlockte. Zumeist wurde aber hier blos descriptiv vorgegangen: es wurde die Zahl und Lage der Absorptionsbänder, welche das Chlorophyllspectrum darbietet, ermittelt; und nur wenige Forscher gingen der physiologischen Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung nach. Und doch knüpft sich, seit konstatirt wurde, daß die Chlorophyll-Extracte im Wesentlichen dasselbe Absorptionsspectrum liefern wie ein lebendes Chlorophyllkorn, des Interesses genug an diesen Vorgang, bei welchem sichtlich Licht ausgelöscht und in eine andere Arbeitsform umgewandelt wird.

Die chemischen Eigenschaften der Chlorophyllsubstanz wurden vielfach geprüft; allein über die wahre chemische Natur dieses chemischen Individuums ist nichts bekannt, kaum daß man nothdürftig die Grundstoffe kennt, aus welchen es sich aufbaut. Die Schwierigkeit liegt hier zum großen Theile in der Beschaffung der für

chemische Untersuchungen nothwendigen Substanzmenge. Alle, welche sich mit chemischen Arbeiten über das Chlorophyll beschäftigten, mochten sich wohl von der Richtigkeit des Ausspruchs von Berzelius erinnert haben, daß das Laub eines mächtigen Eichbaums zur Noth einige Gramm Chlorophyll liefert. Aber das von diesem großen Chemiker dargestellte Chlorophyll war noch mit fremden Substanzen behaftet. Es ist nicht übertrieben, was Hlasiwitz sagte, daß zu einer Analyse des Chlorophylls als Rohmaterial das Gras einer Wiese nöthig sei.

Die Ansicht, daß das Chlorophyll das erste Assimilationsprodukt, aus den Nährstoffen der Pflanze entstanden, sei, hat man wohl aufgegeben, seitdem man die Entstehung der Chlorophyllkörper in der Zelle direkt verfolgte. Daß dieser Körper, wie man wohl schon früher vermuthete, ich aber erst vor Kurzem bewies*), aus dem in vergeilten Pflanzen vorkommenden gelben Farbstoff (Etiolin), welcher auch als steter Begleiter des Chlorophylls auftritt (Xanthophyll), hervorgeht, führt uns auf eine genetische Beziehung zwischen Kohlenhydrate und dem Chlorophyll, welche von Sachße**) und mir eingehender begründet wurde. Ich habe auch die lange streitige Frage, ob das Chlorophyll eisenhaltig sei, durch ein einfaches Experiment zu lösen vermocht, indem ich zeigte, daß Benzol keinerlei Eisensalze in sich aufnimmt und in einer Benzol-Chlorophylllösung sich kein Eisen zu erkennen gebe, wohl aber in dem Aschenrückstand desselben. Daraus konnte der Schluß gezogen werden, daß das Eisen im Chlorophyll in Form einer organischen Verbindung, in welcher es durch die Reaktionen auf Eisensalze nicht erweislich ist, vorkommt, etwa so wie im Blutlaugensalz. Die Versuche haben aber weiter gelehrt, daß auch das Etiolin, aus welchem das Chlorophyll hervorgeht, und zwar in demselben Sinne wie letzteres eisenhaltig ist. Es liegt auf der Hand, daß man nunmehr schärfer als früher zwischen etiolirten und chlorotischen Pflanzen unterscheiden könne.

Die Untersuchungen, betreffend die physiologische Bedeutung des Chlorophyllfarbstoffes, hatten mit wenigen Ausnahmen den Zweck, die Rolle kennen zu lernen, welche die grüne Substanz bei der Assimilation spielt. Offenbar drängen sich die hierauf bezüglichen Fragen mehr auf, als jene nach der Bedeutung der Absorption des Lichtes im Chlorophyll.

Leider ist trotz eines großen Aufwandes von geistiger Arbeit in ersterer Beziehung nur sehr wenig zu Tage gefördert worden, und auch dieses trägt den Charakter der Hypothese auf der Stirne.

Bekanntlich haben sich Liebig und Rochleder eine Theorie der Assimilation ausgedacht, die bis in die jüngste Zeit viel Anhänger gefunden. Nach dieser Theorie entständen durch Reduction der Kohlensäure und Verbindung der Reductionsprodukte mit Wasser aus letzteren successive organische Säuren von niederem, später von höherem Atomgewicht, endlich Kohlenhydrate. Rochleder, welcher diese Theorie besonders pflegte, stützte sich namentlich auf die berühmte Berthelot'sche Synthese der Ameisensäure, bei welcher durch Addition von Kohlenoxyd und Wasser diese niedrig zusammengesetzte Fettsäure entsteht, und nahm an, daß in der grünen Pflanze unter Mitwirkung des Sonnenlichts zunächst (durch das Chlorophyll) die Kohlensäure zerlegt wird in Kohlenoxydgas und Sauerstoff, der von der Pflanze preisgegeben

*) Die Entstehung des Chlorophylls. Wien. A. Hölder. 1877.

**) Die Chemie und Physiologie der Farbstoffe &c. Leipzig. 1877.

Digitized by Google

wird, während ersteres mit Wasser zu Ameisensäure zusammentritt. Durch weitere Addition von Kohlenoxydgas oder Kohlensäure und Wasser gehen höhere Säuren, und aus diesen, z. B. aus der Essigsäure durch Polymerisirung, die Kohlenhydrate hervor.

Die Unhaltbarkeit dieser Theorie wurde bald erkannt und es ist heute Jedem, der die Eigenschaften des Chlorophylls kennt, sofort klar, daß im Chlorophyllkorn organische Säuren nicht bestehen können, da dieselben den grünen Farbstoff sogleich zerstören würden. Auch ist bei der Raschheit, mit welcher im assimilirenden Chlorophyllkorn Stärke gebildet wird, anzunehmen, daß diese Körper, wenn nicht direkt, so doch nicht auf so langen Umwegen, wie es die Liebig-Rochleder'sche Theorie fordert, entstehen dürfte.

Die heute herrschende Assimilationshypothese stützt sich auf die oben mitgetheilte Entdeckung von Sachs, wonach im Sonnenlichte Stärke sich innerhalb der Chlorophyllkörner bildet. Theoretisch ist eine direkte Addition von Kohlensäure und Wasser zu einem Kohlenhydrat unter Ausscheidung einer gewissen Menge von Sauerstoff denkbar. Man hat in der That auch angenommen, daß die Stärke in so einfacher Weise aus den Nährstoffen hervorgeht, und fiel so in das andere Extrem, freilich aus demselben Grunde wie früher, weil man den Thatsachen doch zu wenig Rechnung trug. Schon Boussingault hat auf den Umstand hingewiesen, daß die Menge des Sauerstoffes, welche bei der Assimilation im Sonnenlichte frei wird, der angenommenen Zersetzungsgleichung nicht genau entspricht, und Sachs betrachtet die Stärke nicht als das erste, sondern als das erste sichtbare Assimilationsprodukt, welches aus Kohlensäure und Wasser entsteht, wodurch die ganze Theorie wieder in Nebel gehüllt erscheint. Auch leidet diese Theorie oder, richtiger gesagt, diese Hypothese an dem Mangel, daß sie über die Betheiligung des Chlorophylls bei der Assimilation nichts zu sagen weiß.

Weitaus befriedigender ist eine vor mehreren Jahren von A. Baeyer aufgestellte, von pflanzenphysiologischer Seite anfänglich übersehene Hypothese, da sie nicht nur vom chemischen Standpunkte aus völlig berechtigt erscheint, sondern auch mit den anatomischen Thatsachen im Einklange steht. Baeyer nimmt an, daß das Chlorophyll ähnlich so, wie das Haemoglobin der rothen Blutkörperchen, Kohlenoxyd binde. Im Sonnenlichte erfährt, so wird weiter angenommen, die Kohlensäure, welche das Chlorophyll umgiebt, dieselbe Dissociation, wie in hoher Temperatur; sie zerfällt in Kohlenoxydgas und Sauerstoff. Erstere wird vom Chlorophyll gebunden, letztere in Freiheit gesetzt. Die einfachste Reduktion des Kohlenoxyds ist die zum Aldehyd der Ameisensäure (Formaldehyd), wobei einfach nur Wasserstoff aufgenommen wird. Da nun das Formaldehyd, wie Butlerow fand, unter Einwirkung von Alkalien zu einem zuckerartigen Körper wird, so erscheint die Annahme berechtigt, daß im Protoplasma des Chlorophyllkorns, welches gleich dem Cambium (schwach) alkalische Reaction hat, aus dem Formaldehyd ein Kohlenhydrat, z. B. Stärke, welches das Anhydrid des Traubenzuckers ist, entsteht.

Von Sachße ist jüngsthin eine neue Ansicht über die Beziehung des Chlorophylls zur Assimilation vorgetragen worden. Er findet auf Grund bestimmter Reactionen eine genetische Beziehung zwischen Chlorophyll und Stärke und glaubt, daß letztere durch Reduction unmittelbar aus ersterem entstehe.

Man sieht, wie es in dieser wichtigsten Frage der chemischen Physiologie der Pflanzen bestellt ist; kaum, daß man einen Schritt vorwärts thun will, verliert man den Boden der Thatsachen unter den Füßen.

Man glaubte bis vor Kurzem, daß dem Chlorophyll keine andere Rolle zufällt, als die, bei der Assimilation zu fungiren. Die Studien über die physiologische Bedeutung der Lichtabsorption haben aber eine ungeahnte Function dieser merkwürdigen Substanz erschlossen. Man stellte sich anfänglich vor, daß die Arbeit, welche in Folge der Auslöschung des Lichtes im Chlorophyll, wie uns selbe im Absorptionsspectrum des letzteren erscheint, geleistet wird, identisch ist mit der chemischen Arbeit bei der Entstehung der organischen Substanz aus Kohlensäure und Wasser. So sicher es nun ist, daß das Licht, indem es chemische Arbeit leistet, als Licht verschwindet, so sicher ist es, daß die sieben Absorptionsbänder, welche im Spectrum des Chlorophylls erscheinen, mit dieser Leistung nichts zu schaffen haben; denn es wurde auf das Bestimmteste nachgewiesen, daß gerade Antheile des Lichtes, in welchem kein Absorptionsband zu liegen kommt, die größte assimilatorische Kraft besitzen.

Indem der physiologischen Bedeutung dieser Lichtabsorption im Chlorophyll nachgegangen wurde, gelang es nicht nur, dieselbe in befriedigender Weise aufzuklären, sondern gleichzeitig ein Räthsel, welches den Physiologen seit länger als einem Jahrhundert vorlag, zu lösen.

Seit Guettard weiß man nämlich, daß die Pflanzen im Lichte weit mehr transspiriren, als im Dunkeln, selbst unter sonst völlig gleichbleibenden Bedingungen. Spätere Untersuchungen haben diese Thatsachen nicht nur vollauf erhärtet, sondern auch die große Differenz in der Wasserverdunstung, welche eine Pflanze zeigt, indem sie entweder von der Sonne beschienen wird oder im tiefen Dunkel sich befindet, dargelegt. Es tauchte nun der Gedanke auf, ob der von Guettard aufgestellte Satz allgemeine Geltung habe, oder ob er nur für gewisse Pflanzen gelte. Es hat sich da mit Sicherheit herausgestellt, daß diese auffälligen Unterschiede in der Transspiration beleuchteter und dunkel gehaltener Pflanzen nur bei grünen Gewächsen vorkommt. Namentlich wenn eine etiolirte (vergeilte) Pflanze in dieser Hinsicht geprüft, und dann, nachdem man sie rasch ergrünen ließ, was in wenigen Stunden geschehen kann, bezüglich ihrer Transspiration in Vergleich gezogen wird, tritt die Bedeutung des Chlorophylls für die verstärkte Respiration im Lichte mit großer Deutlichkeit hervor. Läßt man nun eine grüne Pflanze in einem Lichte transspiriren, welches eine Chlorophylllösung passiren müßte, so verhält sie sich dabei, als stände sie im Finstern: denn hier wurden jene Lichtstrahlen, welche sonst im Chlorophyll der lebenden Pflanze zur Arbeit herangezogen werden, in der Chlorophylllösung ausgelöscht. Prüft man nun ein Pflänzchen im objectiven Spectrum auf die Stärke der Transspiration, so erkennt man, daß sie im Bereiche jener Strahlen, welche im Chlorophyllspectrum ausgelöscht werden, die stärkste Verdunstung zeigt, hingegen in den übrigen Strahlen nur schwach transspirirt. Alle diese Thatsachen zusammengenommen führen zu dem Resultate, daß die im Chlorophyll ausgelöschten Strahlen in Wärme umgesetzt werden, die in den lebenden Geweben selbst wieder eine Arbeit leisten. Ob wir die ganze durch diesen Umsatz von Licht in Wärme geleistete Arbeit kennen, ist noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß aber ein

Digitized by Google

großer Theil dieser Wärme — möglicher Weise die ganze Wärme — dazu dient, die Spannkraft des Wasserdampfes in den Geweben zu steigern und hierdurch die Transspiration zu verstärken, ist durch die angestellten Experimente sichergestellt.

Hierdurch wurde eine wichtige Function des Chlorophylls aufgefunden, nämlich die Transspiration und damit die Flüssigkeitsbewegung innerhalb der Pflanze gerade unter Verhältnissen zu befördern, unter welchen die Bedingungen für die Assimilation der zugeführten Nährstoffe die günstigsten sind.*)

Man sieht also, daß die frühere berechtigte skeptische Ansicht, demzufolge das Chlorophyll möglicher Weise nur als ein Kennzeichen für den Ablauf bestimmter Processe in der Pflanze anzusehen wäre, nunmehr aufgegeben werden müsse; denn wenn auch keine einzige Thatsache für die — allerdings höchst wahrscheinliche — directe Bethätigung des Chlorophylls beim Assimilationsprocesse spricht, so ist doch eine wichtige physiologische Function dieser Substanz bereits außer Zweifel gestellt.

Der fahrende Gewerbebetrieb.

Von
Josef Landgraf.
Stuttgart.

Zu den stehenden Klagen in Bezug auf die deutsche Gewerbeordnung zählt in erster Linie jene über die sogenannten Wanderlager, die wir zusammen mit dem Hausirgewerbe vorstehend in ihrer Gesammtheit als eine Art fahrenden Gewerbebetriebs markirt haben. Wir dürfen uns von vornherein nicht verhehlen, daß bei der Beurtheilung dieser modernen Erscheinung des gewerblichen Lebens Haß und Liebe sehr viel mitbestimmend gewirkt haben mögen. Es mag an diesem Platze versucht sein, der Sache so unbefangen wie möglich vom wirthschaftspolitischen Gesichtspunkte näher zu treten. Wer die reiche Literatur einer genaueren Beachtung würdig gefunden hat, welche die gewerbliche Fachpresse und die Berichte der Handels- und Gewerbekammern und der verschiedenen darüber gehörten Verwaltungsbehörden in den letzten Jahren darüber geboten haben, dürfte besonders ein Moment wesentlich dabei unterschätzt finden. Man stellt sich viel zu wenig auf den Standpunkt des heute durchaus veränderten Verkehrs. Eine kurze Rückerinnerung an die eisenbahnlose Zeit giebt dafür die überzeugendsten Anhaltspunkte. Ein Fachmann hat vor einigen Jahren eine sehr klar geschriebene Broschüre veröffentlicht unter dem Titel: „Die Verkehrsstraßen in Beziehung zur Volkswirthschaft und Verwaltung.“ Da heißt es denn unter Anderm: „Bevor die Eisenbahnen bestanden, bildeten die Städte den Marktplatz für den umliegenden Landbezirk. Wenn nicht die Lage an einem Flusse oder am Fuße eines Gebirges maßgebend war, so wurden diese Marktplätze in einer solchen Entfernung von einander situirt, daß ein Fuhrwerk von der Grenze des Marktbezirks die Hin- und Rückreise in einem Tage bequem zurücklegen konnte, also ohne an einem fremden Orte übernachten zu müssen. Die Entfernung zwischen den einzelnen Marktplätzen und Städten betrug daher 3—5 Meilen. In den Städten verkauften die Landbewohner

*) S. Botan. Jahresbericht. Bd. IV. Berlin, 1878. p. 727 ff.

an bestimmten Markttagen ihre Erzeugnisse und kauften dagegen ihre Bedürfnisse ein. Die Städte waren daher der Sitz der Kleingewerbe und bildeten mit den angrenzenden Landgemeinden einen besonderen Consumtions- und Produktionsbezirk. Von außen kamen nun Colonial- und Manufakturwaaren, deren Erzeugung in dem Bezirk wegen lokaler Verhältnisse unmöglich oder unvortheilhaft war. Die Industrie hat in dieser Periode noch nicht das Gebiet der Kleingewerbe usurpirt und stützte sich überhaupt mehr als jetzt auf lokale Vortheile, nahen Bezug der Rohprodukte und billige Betriebskraft." Wie ist das seit der Entwicklung der Eisenbahnen anders geworden? Meint doch diese genannte Broschüre sogar, ähnlich wie die neuste Arbeit eines Regierungsassessor Menz, „der Transportluxus", daß die Eisenbahnen sogar unnöthigen Transport erzeugten. Z. B. meint der Erstere, „habe man früher in Oberschlesien guten Flachs, der an Ort und Stelle oder in der nächsten Stadt gesponnen, gewebt, gebleicht und verwendet wurde, gewonnen. Jetzt werde der Flachs an demselben Orte an einen Händler verkauft, gehe mit mehrfachem Hin- und Rücktransport durch die Hände mehrerer Kaufleute, komme schließlich vielleicht nach England zum Verspinnen, werde als Garn wieder mehrfach verhandelt und transportirt, dann wieder in Bielefeld verwebt, in Mittelschlesien gebleicht und komme schließlich wieder, nachdem er als fertiges Leinen mehrfach verkauft und transportirt ist, an seinen Entstehungsort zurück, um hier verbraucht zu werden." So parador dieses einerseits und so verurtheilend andererseits für unsere Verhältnisse klingen mag, so spricht sich doch darin eine ebenso unzweifelhafte Einseitigkeit aus. Der Verfasser hat die Lichtseiten der modernen Verkehrstechnik vollständig aus den Augen gelassen: und wenn es nur die momentanen Hungerjahre wären, die uns die Eisenbahnperiode wieder abgenommen hat, seitdem nun die spezifisch niedrigsten Tauschwerthe, welche das größte Mißverhältniß zwischen Werth und Volumen tragen, frachtbar geworden, der Tausch wäre nicht mehr rückgängig zu machen, das Licht wäre um so manches Schatten willen zu ertragen. Doch nicht darum handelt es sich hier; wie an dem ins Extreme geschilderten Bilde gezeigt werden sollte, hat die heutige Verkehrstechnik doch ein gänzlich verändertes Gewerbeleben herausgefordert. Der Handel mußte unter diesen Umständen jenen möglichst hohen Grad ökonomischer Elasticität gewinnen, in jedem Moment die Güter überall und in dem Umfange auszubieten, welche und wo sie am meisten begehrt werden. Die Verkehrsstraßen gestatten solche momentane Supplirungen und der Handel benützt sie. Solchen veränderten Verhältnissen gegenüber mußte natürlich an die Stelle der zünftischen Bannrechte das gerade Gegentheil möglich sein. Die gewerbliche Freiheit und vor allem die gewerbliche Freizügigkeit, wie sie unsere deutsche Gewerbeordnung geschaffen haben, waren ein gar nicht mehr zu verweigerndes Resultat der Verkehrsentwicklung selbst, weil die Controle eines gegentheiligen Zustandes unmöglich wurde. Noch mehr: dieselbe Elasticität des Verkehrs hat nicht nur neue Verhältnisse geschaffen, sie hat auch alte beseitigt oder doch wesentlich verändert. Die frühere Zeit verlangte nicht weniger wie die heutige hin und wieder Gelegenheiten, um sich auch einmal auf einem größeren und zugleich weiteren Spielraum für Angebot und Nachfrage an Bedarfsgütern in ökonomischester Weise zu decken. Dafür sorgten die Jahrmärkte, die Messen, Dulten u. s. w. Besondere Vorrichtungen, die dazu ge-

Digitized by Google

boten schienen, — die Spesen, die dadurch erwuchsen, ließen solche Märkte allmählich seltener werden. Und heute haben sie eben aus den oben angeführten Gründen vielfach keinen Boden mehr. Gerade die modernen Verkehrserleichterungen gestatten, solchen Bedarf ohne Weiteres zu stillen; die Wanderlager ersetzen schon jetzt vielfach die Jahrmärkte. So wurde beispielsweise in Rosenheim in Ober-Bayern der Osterdienstag-Jahrmarkt aufgehoben; die Folge war, daß daselbst in den Jahren 1874, 1875 und 1876 um die Osterzeit ein Waarenlager auftauchte, an welchem achtzehn Geschäftsleute, meist aus Ober-Bayern selbst, betheiligt waren, dieselben Leute sogar, welche früher erwähnten Jahrmarkt besucht hatten. Aehnliches wird von anderen Orten berichtet. Ganz natürlich: die Wanderlager sind die Erben der Jahrmärkte. Sind anfänglich die großen deutschen Messen den Weg alles Fleisches gegangen, so ist heute die Reihe an den Jahrmärkten und Messen der kleineren Städte und Flecken. Diese Wandlung kann sich natürlich nur schrittweise vollziehen, aber sie vollzieht sich mit zweifelloser Sicherheit. Ist die Filialisirung großer Geschäfte in unseren umfangreicheren Städten an der Peripherie der Stadt nicht nur, auch in deren nächsten concentrischen Kreisen um die Stadt wesentlich anders? Sie vollzieht sich unter demselben Aufwande von ira et studium, wie die Entwicklung des Markt- und Messewesens selbst. Dieselben Nächstbetheiligten, die sich so schwer an den Verlust des örtlichen factischen Bannrechtes der eisenbahnlosen Zeit gewöhnt hatten und nicht an den periodischen einmaligen Mitbewerb auf dem Jahrmarkt mit Fremden gewöhnen wollten, bringen nun gegen Wanderlager wieder dieselben Gründe, die wir noch vor Kurzem gegen die Messen und Dulten selbst hören konnten; wir erinnern uns wenigstens bei der mehrjährigen Agitation in München gegen die Messen der Vorstadt Au genau derselben Eingelenke der Angesessenen. Das allein mahnt schon, die Opposition mit größter Vorsicht aufzunehmen. Die Wanderlager sind aber nicht bloß mobilisirte Märkte, sie stellen auch im Princip eine wirthschaftlich höhere Stufe in den Verkaufsgelegenheiten dar. Das zeigt schon ein Blick auf die Geschichte der Messen selbst. Diese pflegten immer kürzer zu werden, weil die Concentration der Geschäfte dadurch den größten Umschlag mit den relativ geringsten Spesen versprach. Gerade die mehrfach erwähnte dreitägige Auen-Dult in München ist dafür ein treffendes Beispiel gewesen. Nur das moderne Wanderlager läßt dem Händler vollständigste Anpassung seines Verkaufs in Bezug auf Zeit, Waare und Ort; er ist nicht mehr gebunden an die Meß- und Markteinrichtungen, die ihm Ort und Zeit wenigstens vorschrieben. Das kommt ihm, kommt seinen Consumenten im Preise zu Gute. Jede Conjunctur kann sofort ausgenutzt werden, jeder Tag ist für ihn Markttag; damit erhalten aber auch die Consumenten ebenso gut sofort jede Conjunctur vermittelt; die Wohlthat für den Einzelnen ist eine Wohlthat für Alle. Aber auch die Producenten eines jeden Platzes stehen freilich dadurch unter einer zeitweisen, vielleicht hin und wieder unsanften Erinnerung an den Verlust ihres früheren örtlichen Monopols. Das ist ja auch der Zweck und der Geist der deutschen Gewerbeordnung: gründliches Aufräumen mit allen Alleinrechten. Was die Consumvereine in Bezug auf Nahrungsmittel und andere Haushaltsbedürfnisse hervorrufen (sie theilen brüderlich mit den Wanderlagern den Haß der betheiligten Ansässigen), das besorgen die Wanderlager im Principe für andere Güter. Wir haben die principielle Wichtigkeit und Zutreffendheit dieser Erwägungen und Folgerungen stets

festgehalten, weil wir weit entfernt sind, zu verkennen, daß der Uebergang zu dieser Mobilisirung immer hart ist und seine Wirkungen ungleich abheben. Märkte und Wanderlager cumuliren sich noch mannigfach. Gar manche unsaubere Elemente drängen sich in dieses Gewerbe, welches scheinbar eine Prämie auf Unredlichkeit in der leichteren Möglichkeit, sich der Controle der Kundschaft wie der Polizei zu entziehen bietet. Die Gütermetzgerei der Vergangenheit hat der Waarenmetzgerei der Gegenwart gar oft durch die gleichen Subjecte die Hand gereicht. Da ist die Neuheit der Sache, die Schwerfälligkeit des an die Immobilisirung gewöhnten Gewerbsmannes aus der alten zünftigen Schule, wie wir solche noch vielfach haben, — noch aus der Schule, wo die Benutzung fremder Kapitale an sich schon eine mit scheelen Augen angesehene Handlung war. Gerade das wirkt natürlich sehr auf die Qualität der Personen ein, in deren Hände der fahrende Geschäftsbetrieb gelangt. War das in der Entwicklung des deutschen Städtewesens, das bekanntlich identisch ist mit dem Beginn des Handwerks, anders? Rekrutirte sich doch das Handwerk auch ursprünglich vielfach aus sehr zweifelhaften Elementen; aber das war sein Glück, so entstanden die festen geschlossenen, selbst bewaffneten Gilden, die mächtigen, volkswirthschaftlich hochbedeutenden Zünfte der Vergangenheit. Auch die Uebergangszeit der mobilisirten Märkte wird vorübergehen, und es wäre nicht das schlechteste Verdienst dieser Uebergangszeit, wenn sie die soliden Geschäfte auch einmal wieder wie ehedem gegen die Mißbräuche des Wanderlagerwesens, die gerade der Volkswirth am wenigsten entschuldigt, zu strammen Corporationen zusammenschweißte. Aber der hier schon so oft beklagte Mangel associativer Organisation in Deutschland läßt gegen Mißbräuche ohnmächtig sein. Eine Zeit so vielfacher Vergantungen, — so leichtsinniger Creditgebahrungen, — so gelockerter Rechtsanschauungen, — so blinder Arbeit auf den Schein im Interesse höchster Billigkeit verschärft natürlich die Wirkungen dieses Wanderlagerwesens im höchsten Maße. Auch die große Consumtionsbeschränkung, die sich alle Lebenskreise auferlegen, — die Uebersetzung aller Gewerbszweige, — die Versiegung des Exportes, — der übertriebene Zwischenhandel mehren diese Mobilisirung des Verkaufs weit intensiver als in normalen Zeiten. Auch hier wird also die Rückkehr geregelter Productions- und Handelsverhältnisse abgewartet werden müssen. Das schließt freilich eine strenge Reaktion gegen unberechtigte Auswüchse nicht aus, nur der ehrliche Erwerb soll begünstigt, nicht der Betrug prämiirt werden; daher ist es nur zu billigen, wenn der Wanderlagerhalter über seine Firma den Behörden wie dem Publikum gegenüber sich offen legitimiren muß, wenn überhaupt Sorge getragen wird, denselben für Uebervortheilungen verantwortlich zu machen. Ebenso ist es aus demselben Grunde nur gerechtfertigt, wenn solche Waaren auch vom Wanderlagerverkauf ausgeschlossen werden, welche am meisten eine dauernde Verantwortlichkeit des Verkäufers voraussetzen, bei denen erst der längere Gebrauch, jedenfalls aber nicht der erste Augenblick die Echtheit der Waaren erkennbar macht, also z. B. Edelmetallwaaren, Uhren u. s. w. Freilich ist bei der großen Fälschungskunst unserer Tage der Kreis dieser Waaren sehr schwer bestimmbar. Immerhin wird hier Manches geschehen können. Auch die öffentlichen Abgaben müssen in gleicher Schwere auf dem Wanderlagerhalter wie auf dem Einheimischen lasten und nach dem oben Ausgeführten ist es nur correct, wenn dabei, ohne die Steuer in den Dienst der Polizei zu stellen, ein leichter Druck auf recht kurzen Wandergewerbebetrieb ge-

Digitized by Google

legt wird. — Die Erhebungen, welche das deutsche Reichskanzleramt in dieser Materie gepflogen hat, haben übrigens ergeben, daß das Geschrei in den interessirten Kreisen weit größer war, als das Bischen Wolle triftiger Gegengründe; jedenfalls ist aber die Möglichkeit des Hintergangenwerdens durch den fahrenden Gewerbebetrieb im Ganzen keine größere als durch die stehende Gewerbeausübung.

Zur Jugendgeschichte Napoleons I.

Von
H. Breßlau.
Berlin.

So viel auch in fast zahllosen Biographien über die Geschichte des großen Corsen geschrieben ist, der wie ein glänzendes Meteor an dem blutgefärbten Himmel der französischen Revolution auftauchte, um eine Welt aus ihren Angeln zu reißen; immer noch bedarf das Leben dieses merkwürdigen Mannes erneuter und sorgsamster Erforschung. Der romanhafte Glorienschein, mit dem Thiers die Geschichte seines vergötterten Helden umgeben hatte, ist heute freilich zum größten Theil beseitigt; und mit scharfer und unbarmherziger Kritik haben in Frankreich Lanfrey, in Deutschland namentlich H. v. Sybel das sagenhafte Gebilde der napoleonischen Legende zerstört, an die man so lange geglaubt hatte. Aber wie Thiers, so beschäftigen sich auch die beiden zuletzt genannten Forscher vorwiegend mit dem Mannesalter Bonapartes, mit der Zeit, da er begann, die ersten Stufen zu der schwindelnden Höhe emporzusteigen, auf der ihn die staunende Welt so bald erblicken sollte. Ueber seine Jugend eilen beide mit wenigen flüchtigen Strichen hinweg. Und doch, für das Verständniß jenes wunderbar gemischten Charakters, dessen einzelne Züge ebenso oft Bewunderung wie sittliche Entrüstung, bald Zorn und Abscheu, bald selbst ein gewisses Maß von Ehrfurcht und Achtung abnöthigen, für das Verständniß seiner geistigen Entwicklung und die dadurch ermöglichte psychologische Interpretation seiner Thaten wäre nichts wichtiger als eine eingehende Kenntniß seiner Jugendzeit und seines Bildungsganges.

Eben diese Kenntniß hat uns nun freilich Napoleon selbst außerordentlich erschwert. Als er auf St. Helena sein eigener Geschichtschreiber wurde, war ihm daran gelegen, seine Jugendbestrebungen und Pläne zu unterdrücken oder zu entstellen; aus Gründen, die uns bald klar werden sollen, zog er es vor, sie in einen dichten und halbmystischen Schleier zu hüllen. Und dieselben Gründe veranlaßten Napoleon III., als er die Correspondenz seines Oheims herauszugeben beschloß, diesen Schleier nicht zu lüften; dieselbe beginnt erst mit Napoleons Auftreten vor Toulon im Herbst 1793. Wenig brauchbar für die Zwecke des Historikers sind die zahlreichen schlecht oder gar nicht beglaubigten Anekdoten, welche über die ersten Jahre des Imperators im Umlauf waren, und außerordentlich dürftig ist das wirklich echte und zuverlässige Quellenmaterial. Um so dankenswerther ist es, daß vor Kurzem ein talentvoller, jüngerer Forscher, Dr. Böhtlingk in Jena, eine sorgsame und kritische Bearbeitung dieses Quellenmaterials unternommen und auf Grund derselben eine Monographie über „Napoleon Bonaparte. Seine Jugend und sein Emporkommen" (Jena 1877) veröffentlicht hat, die, wenn man auch nicht allen Einzelergebnissen

zustimmt, zu denen ihr Verfasser gelangt ist, doch unsere Kenntniß wesentlich berichtigt und erweitert hat. Im Anschluß an diese Arbeit, und so gut es unsere lückenhafte Kenntniß von diesen Dingen gestattet, versuchen wir im Nachfolgenden ein Bild von dem Entwicklungsgange Bonapartes in seinen Jünglingsjahren bis zu jenen Ereignissen vor Toulon, die seinen Namen zuerst berühmt machten, zu geben.

Das erste Auftreten Napoleons versteht man nur aus der Geschichte Corsikas, seiner Heimathinsel. Wer hat nicht von dem heldenmüthigen Kampfe gehört, den etwa seit dem Jahre 1730 die von naturwüchsiger Kraft überströmende, von Vaterlandsliebe und Freiheitsdurst erfüllte Bevölkerung des armen und kleinen Landes gegen die blutsaugerische Zwingherrschaft der Republik Genua führte, welche zuerst schon im 12. Jahrhundert auf der Insel festen Fuß gefaßt hatte; wer kennt nicht den Namen des ebenso edel denkenden wie weise handelnden, ebenso tapfer kämpfenden wie trefflich regierenden Pasquale Paoli, von dessen Ruhmesthaten in diesem Kampfe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz Europa erfüllt war? Der Erfolg hatte seine Wirksamkeit gekrönt; bei Anbruch des Jahres 1764 war bis auf wenige noch in den Händen der Genuesen befindliche Küstenplätze die ganze Insel der nationalen Regierung unterworfen. Da entwand die listige und verschlagene Politik des französischen Ministers Choiseul dem ruhmbedeckten Helden die Früchte seiner Siege; zwischen Frankreich und Genua wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Insel mit voller Souveränetät, wenn auch mit Vorbehalt eines gewissen Pfandeinlösungsrechtes an den König Ludwig XV. abgetreten wurde. Den überlegenen Streitkräften Frankreichs war es bald gelungen, den verzweifelten Widerstand, welchen die Corsen versuchten, zu überwinden; im Juni 1769 verließ Paoli seine geliebte Heimath, um in der Fremde eine Zuflucht zu suchen: Corsika hatte einen neuen Herrn.

Am 15. August desselben Jahres wurde Napoleon Bonaparte geboren. Er hatte die glorreiche Zeit der Kämpfe und Siege Paoli's nicht erlebt; er hatte den gefeierten Helden der Freiheit nicht mit eigenen Augen gesehen: aber er lernte in seinen Jugendtagen jene bewundern und diesen lieben; und glühender Haß gegen die Franzosen erfüllte seinen feurigen Geist. Das ist eine Thatsache, die nach den neuesten Untersuchungen nicht mehr bezweifelt werden kann, so sehr sie der spätere Kaiser selbst und seine französischen Biographen zu verdunkeln bemüht waren. Eines Tages, so hat einer seiner Lehrer auf der Militärschule von Brienne berichtet, der Napoleon von 1779 bis 1784 angehörte, unterhielten sich einige seiner Kameraden in der Schulstube über die Eroberung Corsikas; sie beschuldigten die Corsen der Feigheit. „O wären wir nur einer gegen vier gewesen“, rief der Knabe mit ausgestreckten Armen aus, „allein es kamen zehn Franzosen auf einen Corsen!“ Er trug sich mit dem kühnen Gedanken, eines Tages für sein Vaterland wirken zu können; „ich hoffe“, äußerte er einmal, „Corsika einst seine Freiheit wieder zu geben“. An niemanden unter den verhaßten Franzosen, die seine Mitschüler waren, schloß er sich an; isolirt und einsam lebte er nur seinen Träumereien und seinen Studien; er galt für einen Sonderling, für einen Misanthropen. Und seine Lage wurde keine andere, als er im Jahre 1785 Officier in einem Artillerieregiment wurde;

wie er ein Fremdling unter den Kadetten gewesen war, so blieb er ein Fremdling unter den Officieren. Aus seinem Tagebuche, das er in dieser Zeit führte, ist nur eine Stelle bisher bekannt geworden, die er im Sommer 1786 niedergeschrieben hat: „hätte ich nur einen Mann zu vernichten“, schreibt er hier, „um dadurch meine Landsleute zu befreien; ich würde mich sofort aufmachen; ich würde das Schwert, welches das Vaterland und die verletzten Gesetze rächt, dem Tyrannen in die Brust stoßen.“ Gleichzeitig beschäftigte er sich aufs eifrigste mit der Geschichte seiner Heimath, studirte er ihre geographische Lage, ihre strategischen Hilfsmittel, entwarf er Pläne für die Vertheidigung und Befestigung der Insel. Diese Documente scheinen noch vorhanden zu sein; ein neuerer Historiker, Libri, hat sie eingesehen; er bemerkt, ihr Umfang und ihre Zahl lasse keinen Zweifel, daß Napoleon damals ausschließlich an Corsika dachte, daß er sich darauf vorbereitete, eines Tages daselbst die Rolle Paoli's zu spielen.

Da trat die Revolution von 1789 ein, die der hart bedrückten Insel aufzuathmen gestattete. Auch Corsika wurde von derselben ergriffen, und Napoleon war einer der Ersten, der sie dahin zu verpflanzen eilte. Während die Insel durch ein Decret der Nationalversammlung, zu der auch sie ihre Deputirten entsandt hatte, in Frankreich nun förmlich einverleibt wurde und jedes Verhältniß zu Genua damit endgültig aufgehoben ward, gestattete man den Corsen ein ziemlich ausgedehntes Maß von Selbstverwaltung; wie die Bewohner anderer französischen Departements durften auch die Corsen sich ihre Gemeinde- und Departementalbehörden in freier Wahl ernennen; Paoli, der sich beeilt hatte, in die Heimath zurückzukehren, die er seit einundzwanzig Jahren hatte entbehren müssen, wurde als Präsident an die Spitze der nationalen Vertretung gestellt. Inzwischen war der junge Bonaparte auf seiner Heimathinsel unermüdlich thätig gewesen. Nur auf kurze Zeit war er im Anfange 1790 wieder zu seinem Regimente zurückgekehrt; sehr bald nachher befand er sich abermals auf Urlaub in Ajaccio, setzte die Wahl seines Bruders Joseph in den Gemeinderath dieser Stadt durch, ward der Führer einer Bewegung, durch welche die letzten von der königlichen Regierung ernannten Beamten von ihren Aemtern entfernt und gefangen genommen wurden, war die Seele des revolutionären Clubs von Ajaccio und suchte sich auf jede Weise durch Geldspenden und Geschenke, durch Wort und Schrift jene Popularität zu verschaffen, deren er für seine weiteren Pläne bedurfte. Ein alle anderen Empfindungen und Regungen seines Innern beherrschender Ehrgeiz hatte ihn ergriffen: der gewaltige Umschwung aller Verhältnisse, der durch die Revolution eingetreten war, erfüllte seinen Geist mit den kühnsten Hoffnungen; um jeden Preis emporzukommen aus der bescheidenen Stellung eines Subalternoffiziers, die er noch immer einnahm, sich aufzuschwingen zu den Höhen des menschlichen Daseins — nicht auf dem langsamen mühevollen Wege des gewöhnlichen militärischen Avancements, sondern schnell und plötzlich, wie die Revolution selbst — danach dürstete seine Seele. Noch dachte er dabei schwerlich an Frankreich; noch versuchte er seinen Ehrgeiz und seinen Patriotismus in Einklang zu bringen; noch war es ihm genug, der Befreier Corsikas zu werden. So erklärt es sich, daß er seine Stellung im französischen Heere aufgab; er hielt seinen Urlaub, der am 1. Januar 1792 ablief, nicht inne, und verlor seinen Posten, indem er aus den Listen der Armee gestrichen wurde; dafür ward er zum Ba-

taillonschef der Nationalgarde von Ajaccio ernannt; in Corsika allein mußte er nun versuchen, sein Glück zu machen.

Da aber mußte er bald mit Paoli in einen inneren Gegensatz gerathen. Der frühere Dictator war sicherlich nicht in dem Sinne Franzose geworden, daß er jeden Gedanken an eine dereinstige Unabhängigkeit seiner Insel aufgegeben hätte. Aber er wollte diese Unabhängigkeit nicht auf gewaltsamem Wege erzwingen, er meinte — irriger Weise vielleicht —, daß dieselbe sich auf dem Wege ruhiger und langsamer Entwicklung von selbst, als eine Consequenz des durch die Revolution aufgestellten Princips der Selbstbestimmung der Völker ergeben würde; er wäre vielleicht auch zufrieden gewesen, wenn den Corsen unter Beibehaltung der politischen Verbindung mit Frankreich ein so hohes Maß provinzieller Autonomie, wie sie sich dessen in diesen ersten Jahren der Revolution erfreuten, dauernd wäre belassen worden. Vor allem aber: er stand hoch genug, um nicht nöthig zu haben etwas für sich wünschen, und er war Staatsmann genug, um warten zu können. Napoleon dagegen stand noch auf den untersten Stufen der Leiter, deren Spitze Paoli erklommen hatte, und hatte nicht zu warten gelernt; er war zu jung dazu. Durch einen tollkühnen Streich suchte er im April 1792 sich zum Herrn von Ajaccio zu machen; das von ihm befehligte Bataillon, seinem tapferen Führer unbedingt ergeben, größtentheils bestehend aus den Bewohnern der Berge im Innern der Insel, zwischen denen und den Bürgern der Stadt alte Feindschaft bestand, gerieth in einen Kampf mit den Städtern. Es war der Wunsch Napoleons sich der von regulären Linientruppen besetzten Citadelle, welche die Stadt beherrschte, zu bemächtigen; seine Hoffnung mochte sein, daß die Linientruppen, die ebenfalls meist Corsen waren, mit der Nationalgarde fraternisiren, daß es gelingen würde die französischen Offiziere zu beseitigen und er somit zum Befehl über das gesammte Militär zunächst Ajaccios, dann der ganzen Insel gelangen würde. An der Festigkeit des Commandanten der Citadelle scheiterte der Plan; Commissäre der Departementalbehörde stellten die Ruhe her. Napoleon aber wurde das Opfer seines mißlungenen Putsches: er wurde von Paoli, der, um die Ruhe auf der Insel verbürgen zu können, die ehrgeizigen Streber vor Allem beseitigen mußte, von seinem militärischen Posten entsetzt.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß seit diesen Ereignissen die Agitation gegen Paoli's Regierung immer breitere und weitere Kreise ergriff, daß die Familie Bonaparte bei diesen Wühlereien eine hervorragende Rolle spielte. Napoleons Bruder, Lucian Bonaparte, war bei denselben vorwiegend betheiligt; er stand an der Spitze jener Deputation, welche im Januar 1793 von Ajaccio nach Marseille hinüber segelte, um Paoli zunächst bei den Clubs von Marseille und Toulon, dann bei den Jacobinern in Paris zu denunciren: ihm galt es vor allen Dingen Paoli zu beseitigen, wenn die Bonapartes auf Corsika emporkommen sollten. Paoli hatte die Jahre seiner Verbannung in England zugebracht und eine englische Pension bezogen, er hatte mit den Führern des britischen Parlaments und den Mitgliedern der Regierung die besten Beziehungen unterhalten: was lag, nachdem der Krieg zwischen Frankreich und England ausgebrochen war, näher, als ihn der Verrätherei zu beschuldigen, der Conspiration mit England, um Corsika den Franzosen zu entreißen? Im April 1793 wurde die von Lucian verfaßte Anklageschrift auf der

Tribüne des Convents verlesen; mit seiner gewöhnlichen Wuth donnerte Marat gegen den „feigen Ränkeschmied, der seine Insel unterjoche, und den Aufgeklärten spiele, damit er das Volk betrüge“; der Beschluß ging dahin, außerordentliche Commissäre auf die Insel abzuordnen, um Paoli und Pozzo di Borgo, den nächsten Vertrauten des Präsidenten, nach Paris zu schaffen. So trieb man Paoli, der bis dahin an eine revolutionäre Erhebung gegen Frankreich nicht gedacht zu haben scheint, gewaltsam zu derselben: wollte er nicht seinen Kopf der Guillotine Preis geben, die ihn in Paris erwartet hätte, so mußte er sich den Engländern in die Arme werfen.

Bei den hinterlassenen Papieren Napoleons hat sich ein höchst merkwürdiges Document gefunden, das in dieser Zeit abgefaßt sein muß; es ist wunderbarerweise eine Vertheidigungsschrift für Paoli, gerichtet an den Convent, abgefaßt in jenem pathetisch-declamatorischen Style, der Napoleon so geläufig war, und der über seine Autorschaft keinen Zweifel läßt. Es ist sehr schwierig, das Actenstück psychologisch zu erklären; nicht unmöglich erscheint allerdings Böhtlingks Vermuthung, daß darin nichts als eitel Heuchelei zu erblicken sei; daß es Napoleons Absicht gewesen sei, Paoli zu retten, aber ihn sich eben dadurch zum Danke zu verpflichten; daß er gehofft habe, Pozzo di Borgo zu beseitigen, selbst an dessen Stelle zu treten und auf diese Weise dereinst der Nachfolger des alternden Präsidenten zu werden. Ob das Schriftstück dagegen wirklich abgesandt ist, erscheint uns sehr zweifelhaft; sichere Zeugnisse dafür, daß es dem Convente vorgelegt sei, finden sich nicht.

Mochten die Bonapartes gehofft haben, Paoli zu jener Reise nach Paris zu bewegen, die sein Verderben geworden wäre, oder mochten sie der Meinung gewesen sein, die Bevölkerung der Insel werde ihm nicht folgen, wenn er sie zum Anschluß an England aufrufe — in jedem Falle hatten sie sich geirrt. Eine National-Consulta, die sich jetzt wieder, wie einst zur Zeit der Freiheitskriege versammelte, erklärte das Decret des Convents gegen Paoli und Pozzo für ungültig, verweigerte seinen Commissären den Gehorsam, ächtete die Familie Bonaparte und einige andere, die mit ihr verbunden waren. Alsbald entbrannte auf Corsika der Kampf auf der ganzen Linie; die Franzosen wurden in die Küstenplätze zurückgedrängt; auch diese gingen innerhalb weniger Monate verloren, seit im Februar 1794 ein englisches Truppencorps auf der Insel gelandet war. Die Bonapartes flüchteten nach dem Festlande; dort und dort allein mußte fortan Napoleon versuchen sein Glück zu machen.

Schwerlich wird Böhtlingk Recht haben, wenn er andeutet, daß Napoleon auch noch in den nächsten zwei Jahren an jene corsische Laufbahn gedacht habe, von der er einst in seinen Jugendjahren geträumt hatte. Was er dafür anführt, beweist doch nur, daß Napoleon auch jetzt noch eine Wiedereroberung der Insel beabsichtigt, daß er seine Heimath, was ja begreiflich genug ist, nie ganz aus den Augen verloren hat. Aber eine Wiedereroberung Corsikas für Frankreich war doch himmelweit verschieden von jenen Plänen, die einst das Herz des Kadetten von Brienne erfüllt hatten. Weichen wir in dieser Beziehung von Böhtlingks Ansicht ab, so stimmen wir dagegen völlig den feinen und treffenden Erörterungen über die Folgen zu, welche die Entwicklung der corsischen Dinge auf den Charakter Napoleons ausgeübt hat. Mit dem Vaterlande verlor er den letzten sittlichen Halt, der seinem

grenzenlosen Ehrgeiz vielleicht noch Maß und Ziel zu setzen vermocht hätte. Immer ausschließlicher gab er sich dem Waffenhandwerk als solchem hin. Er sank dadurch vom Standpunkt eines Nationalhelden, der er einst hatte werden wollen, immer mehr zu demjenigen eines Truppenführers, eines mittelalterlichen Condottiere herab.

Antike Stoffe in modernem Gewande.

Von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

Zu den interessantesten Aufgaben literaturgeschichtlicher Kritik gehörte von jeher die Untersuchung, in welcher Art die Dichter verschiedener Zeiten und Völker einen und denselben poetischen Vorwurf behandelt haben. Wenn die Poesie eines bestimmten Zeitalters und Volkes am getreuesten dessen jeweiligen Kulturzustand abspiegelt, so muß eine derartige vergleichende Prüfung der abweichenden Behandlungsart eines und desselben Stoffes in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern uns einen bedeutsamen Einblick in die fortschreitende Entwicklung des Bildungsganges der Menschheit gewähren; ja, sie wird sich in gewissem Sinne zu einer Geschichte der weltbewegenden sittlichen Ideen gestalten, die von der ältesten bis auf die neueste Zeit in vielfachen Wandlungen und Modifikationen das treibende Princip alles menschlichen Thuns gewesen sind. Denn kaum in einem einzigen wesentlichen Punkte ist die Welt- und Lebensanschauung der Menschen sich im Laufe der Jahrhunderte völlig gleich geblieben; selbst eine Betrachtung der einfachsten, uralten Hauptthemata der lyrischen Dichtung — Frühling und Herbst, Wein und Liebe — würde uns zeigen, daß sich die ethische Auffassung derselben von Geschlecht zu Geschlecht vertieft und veredelt hat. Es ist schon charakteristisch, daß die heitere Lebensphilosophie der alten Hellenen sich in der Lyrik äußerst selten mit Herbstbetrachtungen befaßte, weil ihr das Element ernster Schwermuth fernlag, welches durch das Christenthum in die Welt gekommen ist, und im Abwelken der Natur ein Symbol der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und eine Mahnung zur Einkehr in uns selber erblickt, wie sie uns z. B. aus den Lenau'schen Herbstelegien und aus dem Freiligrath'schen Gedichte „Und wieder ist es Herbst!" so ergreifend entgegen klingt. Oder man vergleiche mit den anakreontischen Liebeständeleien das unendlich erhöhte Ideal der Liebe bei den modernen Dichtern, um sofort zu erkennen, wie das bloße sinnliche Behagen an äußerer Schönheit sich in eine Verherrlichung der sittlichen Vorzüge des Weibes als der geistig gleichberechtigten Helferin und Gefährtin des Mannes verwandelt hat. Selbst manche Trinklieder der neueren Zeit durchweht ein Hauch der Gedankentiefe, welcher den Alten, die den Wein nur als den fröhlichen Sorgenlöser priesen, völlig unbekannt war. Wo fände man in der ganzen griechischen Anthologie ein Analogon zu der Reinick'schen „Trinker-Weisheit", diesem unvergleichlichen Memento vivere!

Strahlt vor dir im Humpen echter Wein,
Laß dir rathen: schau zuvor hinein!
Schaue:

Wie sie blühn und glühn, die duft'gen Fluthen!
Wie sie sprühn so kühn, die hellen Gluthen!
Laß den Sinn im Dufte ganz versinken,
Frühlingsrosen in dem Glanz dir winken!
Schaue!

Hast du so in Weines Grund geblickt,
Sei der Humpen an den Mund gedrückt:
Koste!
Keusch wie Bienen erst an Rosen nippen,
Küß' den Becher du mit reinen Lippen;
Sauge draus der Sonne Himmelskräfte,
Sauge draus der Erde Blumensäfte!
Koste!

Und nun trinke, trink' das duft'ge Naß,
Und der Schenke schenke Glas auf Glas!
Trinke!
Daß im Blut du fühlst der Sonne Strahlen,
In der Fluth wegspülst der Erde Qualen,
Daß die Geister, die in Reben leben,
Immer dreister dich zum Leben heben:
Trinke!

Also wird in jedem Tropfen Wein
Alle Fülle dieses Lebens dein.
Lebe!
Küß und juble! singe frische Weisen,
Laß des Lebens Pulse voller kreisen,
Schmück' dein Haupt mit Rosen und mit Reben,
Und des Weines würdig sei dein Leben!
Lebe!

Ungleich schärfer tritt diese Verschiedenheit der sittlichen Auffassung jedoch in der modernen Behandlung dramatischer Stoffe aus dem Alterthum zu Tage. Die antike Weltanschauung differirt in Bezug auf die Grundansichten über Staat und Gesellschaft, Religion und Moral so stark von der Weltanschauung der Gegenwart, daß sich zunächst die Frage aufdrängen muß, ob der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts nicht viel besser thäte, seine dramatischen Vorwürfe dem Leben seiner eigenen Zeit zu entnehmen, als in eine Vergangenheit zurückzugreifen, deren Konflikte dem heutigen Geschlecht oftmals nur mit Hilfe gründlicher geschichtlicher Studien verständlich sind und nach unserer Vorstellung in manchem Fall eine ganz andere sittliche Lösung erfordern, als sie in früherer Zeit geboten ward. Ohne Zweifel empfiehlt es sich im Allgemeinen dem modernen Dramatiker, die Bearbeitung antiker Stoffe zu vermeiden, da ihm nur zwei, im Grunde gleich bedenkliche Wege offen stehen. Entweder muß er sich künstlich auf den Standpunkt einer im Bewußtsein der Gegenwart überwundenen Kultur zurückversetzen, und geräth dabei in Gefahr, dem Zuschauer nur ein nach dem Oel der Studirlampe riechendes antiquarisches Schattenbild zu geben; oder er muß den Gestalten der

Vorzeit die fortgeschrittene Denkweise seines eigenen Jahrhunderts unterlegen, und geräth dadurch in Zwiespalt mit der kulturgeschichtlichen Wahrheit. Den letzten Weg schlägt Goethe in seiner „Iphigenie auf Tauris" ein. Er modernisirt durchaus die Empfindungen der Charaktere und findet eine echt menschliche Lösung für den bei Euripides nur durch das Einschreiten der Göttin Athene entwirrbaren Konflikt, freilich nicht, ohne diesen in undramatischer Art abzuschwächen und dadurch die Handlung zum großen Theil ihrer aufregenden Spannung zu entkleiden. Wäre die Ausführung nicht von so unvergleichlicher Schönheit und Harmonie, und hätte die damalige Anlehnung unsrer größten Schriftsteller an hellenische Muster nicht die Wahl eines antiken Stoffes nahe gelegt, so könnte man sich wundern, daß Goethe, statt mit dem bekannten Stück eines altgriechischen Tragikers zu rivalisiren, nicht lieber zu einer frei erfundenen Fabel aus dem Leben der Gegenwart griff. Aus den angedeuteten Ursachen wird jedoch der Vergleich seiner „Iphigenie" mit dem Drama des Euripides immer höchst anziehend und lehrreich sein, und man wird nicht müde werden, den fundamentalen Gegensatz zwischen der Weltanschauung der antiken und der modernen Zeit in zwei so grundverschiedenen, durch die Kluft zweier Jahrtausende von einander getrennten Bearbeitungen eines und desselben dramatischen Stoffes auf sich wirken zu lassen.

In unserm Jahrhundert aber hat sich die Poesie aller Länder mehr und mehr von der Nachahmung antiker Vorbilder befreit und sich in Form und Inhalt mit Vorliebe modernen Stoffen zugewandt. Mit besonderem Nachdruck macht das nationale Element sich geltend, das den Dichter vor Allem auf die Darstellung des heimathlichen Lebens verweist. Was ist ihm Hekuba — oder Antigone?

Diese Betrachtungen erweckt uns das Trauerspiel „Antigone", mit welchem einer unsrer jüngsten Poeten, Eugen Reichel, der unter dem Pseudonym Eugen Leyden schreibt, vor Kurzem hervorgetreten ist. Seine früheren Produktionen („Gedichte", 2. Aufl. 1875, und „Schlichte Gedichte", 2 Hefte, 1876 und 1877), vorwiegend epigrammatisch-satirischen Inhalts, ließen ihn als einen Dichter von durchaus moderner Tendenz und revolutionärer, hie und da socialdemokratisch angehauchter Färbung erscheinen. Die Freiheit geht ihm über Alles, ohne sie dünkt ihn selbst die schwer errungene Einheit der Nation nur ein werthloses Trugbild, er feiert die Sänger, welche inmitten des Strebens nach gemeinen Erdengütern das Panier des idealen Sinnes hoch voran tragen, und ruft den Dichtern unsrer Zeit die ernste Mahnung zu:

Zerreißt, ihr zarten Liedersaiten!
Verwehe, weichlich süßer Sang!
Zu furchtbar ernst sind unsre Zeiten,
Gewöhnt an lauten Donnergang.
Es darf sich Niemand selbst belügen,
Wenn rings Entscheidungskämpfe dräun:
Der Sänger soll der Zeit genügen,
Und unsre Zeit bedarf des Leun.

Er singt den Ruhm Darwins, und preist sich glücklich, wenn er, in das Herz der Menschen blickend, darin den Funken glühen sieht, der verborgen unter dem Schutt der schlechten Sitten glimmt, wenn er in den Herzen die Gewißheit besserer Zeiten liest,

Da die Menschen
Frei sich fühlen werden
Von den lästigen Fesseln,
Die die Mode wie die Bosheit ihnen auflegt;
Da sie mit der ernsten Welt
Ausgesöhnt sein werden,
Wenn auch manche Leiden sie noch drücken;
Da sie glücklich werden sein.

Es ist wahr, in all diesen Liedern und Stachelversen, die manchmal recht anspruchsvoll in die Posaune des Selbstlobs stoßen, gährt noch viel trüber Bodensatz unabgeklärter, jugendlicher Weltstürmerei, und die Anklänge an Goethe, Hölty, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, Geibel, Herwegh und andere Dichter rauben den sich gefällig ins Ohr schmeichelnden Weisen häufig jeden selbständigen Ton. Trotzdem ist das Talent des Verfassers unverkennbar, er bedarf nur der Besonnenheit und Reife, um aus den buntschillernden Erzstufen das Gold echter Poesie herauszuschmelzen, und zuweilen gelingt ihm heute schon ein Lied wie die nachfolgende Romanze, welche nicht bloß dem Inhalte nach, sondern auch in volksliedartiger Schlichtheit und Anmuth der Form mit dem Goethe'schen Gedichte „Das Veilchen“ verwandt ist:

Im Walde.

Es stand ein Veilchen ganz allein
Auf grünem Rain
Im Walde.
„Wie bin ich kleines Veilchen froh
Und glücklich so
Im Walde!“

Ein Wanderbursche kam daher,
Von Sorgen leer,
Im Walde.
Er sang ein lustig Liedel sich —
„„Wie froh bin ich
Im Walde!““

Nun sah er still das Veilchen stehn:
„„Was läßt sich sehn
Im Walde?
Ich brech' das Veilchen.““ — „Lasse mich,
Ich bitte Dich,
Im Walde!“

„„Was willst Du hier so einsam sein
Auf grünem Rain
Im Walde?““ —
„Beschau mich; aber lasse mich,
Ich bitte Dich,
Im Walde!“

„„Ich liebe Dich und breche Dich,““ —
„Laß blühen mich
Im Walde! —
O weh, Du böser Bube, Du!
Raubst mir die Ruh'
Im Walde.“

„„Was wolltest Du, schön Blümelein,
So ganz allein
Im Walde?
Du duftest schön; Dein Duft verweht,
Wo Niemand geht
Im Walde.““

Schön Veilchen sprach: „Allein für mich
Wollt' blühen ich
Im Walde.“ —
„„So blüh denn ferner auch allein,
Keusch Blümelein,
Im Walde!““

Und warf es böse lachend fort,
An dunklem Ort
Im Walde;
Ging weiter, sang ein Liedel sich:
„„Wie froh bin ich
Im Walde!““

Arm Veilchen lag im Welken da.
Ach, was geschah
Im Walde!
Der Wurzel baar mußt' es vergehn;
Könnt' heut noch stehn
Im Walde.

Es mag auf den ersten Blick befremden, daß ein so leidenschaftlich moderner Dichter uns in seiner neuesten Schöpfung mit einer „Antigone“ überrascht. Bei näherer Prüfung erkennen wir freilich bald, daß er es auf eine „akademische“ Studie nicht abgesehen hat, sondern, wie Goethe in seiner „Iphigenie“, bei der Neubearbeitung des antiken Stoffes die Motive und Empfindungen der handelnden Personen völlig modernisirt. Aber das Wagniß ist, abgesehen von der veränderten Strömung unserer Literatur, in diesem Fall ein weit größeres, als in jenem. Denn hier handelt es sich um das künstlerisch vollendetste Drama des Sophokles, ja vielleicht des ganzen klassischen Alterthums, um ein Drama obendrein, das den Konflikt zwischen Staat und Individuum in einer für alle Zeiten typischen Weise zum Austrag bringt. Je weniger Herr Eugen Leyden die äußerlichen Grundzüge der Handlung des sophokleischen Werkes verändert hat, desto bedenklicher erscheint die radikale Umwandlung, welche er die Charaktere erleiden läßt. Kreon, der kraftvolle Herrscher, welcher sich als Repräsentant des Staates bei Sophokles mit dem Gesetz identificirt, und nur durch die drohende Mahnung des Priesters Teiresias, wenn auch zu spät, bewogen wird, sich dem Rathschluß der Götter zu fügen, sinkt bei Leyden zum verächtlichen Spielball des intriguanten Pfaffen Hippolyt und der Bürger von Theben herab, zum elenden Wichte, der jede edlere Regung seines Herzens erstickt, nur um sich den vermeintlich gefährdeten Thron zu bewahren. Antigone, deren reine Gestalt im Ganzen ziemlich intakt geblieben ist, hat allerdings guten Grund, sich über diesen „kalten Staat“ zu erbosen, in welchem König und Bürger nur von Lug und Trug leben; doch verliert ihre Unterwerfung unter die über sie verhängte Strafe an Werth, da sie die Existenzberechtigung eines solchen Staates nicht anerkennt, vielmehr die Zertrümmerung dieses „gottverhaßten Baues“ ersehnt. Die originellste Partie des Leyden'schen Trauerspiels ist die entrüstete Zornrede, in welcher Hämon den so heftig auf den Tod der Antigone dringenden Thebanern ihre feige und nichtswürdige Handlungsweise gegen das ganze Geschlecht des Oedipus vorwirft. Keiner, so sagt er, hat den Laios gerichtet, als er, vom delphischen Orakelspruche geängstigt, seinen Sohn aussetzen ließ, der nur durch Zufall dem Tode entging. Der Frevel des Laios war ein planvoll beabsichtigter Mord; Oedipus dagegen fehlte, als er die Mutter heirathete, im unbewußten Drange des Herzens. Warum mußte er als Verbannter das Land verlassen, in welchem sein schuldbeladener Vater ungehindert, geehrt von allen Bürgern, herrschen durfte? Ebenso verbrecherisch war es, den Eteokles zu unterstützen, als er seinem Bruder Polyneikes das wohlverbriefte Recht auf die Herrschaft nach Ablauf der verabredeten Frist vorenthielt, und nun Jenen als Helden zu ehren, Diesen durch Verweigerung einer ehrlichen Bestattung noch im Tode zu beschimpfen.

Man sieht schon aus dieser Stelle, daß der ethische Maßstab, welchen der

Verfasser an die Handlungen seiner Charaktere legt, nicht im mindesten der althellenische, sondern ganz und gar der des neunzehnten Jahrhunderts ist. Wozu aber den Schatten der Antigone heraufbeschwören, wenn es einer radikalen Umwandlung aller Motive bedarf, um die Fabel des Stückes in Einklang mit dem sittlichen Bewußtsein unserer Zeit zu setzen? Herr Leyden sucht sich durch das Motto des Titelblattes zu decken: „Die Schönheit ist in jedem Kleide schön“, und wir stehen nicht an, ihm das Zeugniß zu ertheilen, daß er in seinem Trauerspiele, trotz mancher prosaischen Derbheit des Ausdrucks, die Hauptzüge der erhabenen Schönheit des sophokleischen Dramas feinsinnig bewahrt hat. Allein — um mit einem Bilde zu schließen — solcher Kleiderwechsel dünkt uns ein unerfreulicher Mummenschanz, wenn er darauf hinausläuft, die herrliche Jungfrau, welche ein Prinz von Gottes Gnaden heimgeführt, der goldenen Fürstengewänder zu entkleiden, um sie wieder in das grobe Hauskleid Aschenbrödels zu hüllen.

Die Reise nach Berlin.

(1808.)

Aus Eberweins Erinnerungen

mitgetheilt

von

M. Fürstenau.

Dresden.

„Unser Theater (in Weimar) hatte schon geraume Zeit seinen Wohnsitz in dem freundlichen Lauchstedt wieder aufgeschlagen, als ich von dem Geheimerath eine Abschrift der Zelter'schen Recension über meine Compositionen von Karlsbad aus erhielt, wie sie in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter der Oeffentlichkeit übergeben ist. *)

Zunächst bespricht Zelter in derselben das Lied: „Am Neujahrstage“. Er bekennt, daß in demselben eine bestimmte Empfindung, die sich homogen anhält, vorwalte. Der fünfstimmige Satz habe eine nothwendige Ursache und sei fleißig durchgeführt. Den Satz findet er nothwendig rein, woran er den angehenden Componisten zu erkennen glaubt, zugleich aber zugiebt, daß sich die Mittelstimmen natürlich genug bewegen.

Schließlich wendet sich Zelter zur musikalischen Declamation desselben. „Das Meiste“, bemerkt er, „läßt sich gegen die Declamation einwenden. Der Anfang des Gedichts besteht in einer Anrufung, die nach meiner Empfindung hier falsch behandelt ist. Die Anrufung „Meister göttlichen Gesanges“ gehört hier nicht an die Eigenschaft, welche sich von selber versteht, sondern an die Person. Der Componist aber hat diese Eigenschaft vier Tonstufen höher accentuirt, als die Person, und daher hat der erste Takt etwas Unmelodisches, Zerstückelndes, wodurch der Anfang unverständlich erscheint.“

Meiner Ansicht nach war der Anfang jenes Gedichts eine Anrede des Meisters vor seinen Schülern, die mit Bescheidenheit sich ihm ehrfurchtsvoll nahen. Wie

*) Brief an Goethe vom 6. April 1808.

Zelter anzunehmen, daß Goethe's außerordentliche Eigenschaften sich bei einem Meister von selbst verstehen, lag mir fern, weshalb ich die Worte „göttlichen Gesanges" mit erhöhter Stimme accentuirte, um zugleich auf den Ursprung seiner Gesänge hinzudeuten.

Inwiefern durch diese Behandlung der Worte die Melodie verunstaltet, zerstückelt sei, ist mir nach so vielen Jahren noch nicht einleuchtend.

Zu eigener Beurtheilung möge die Musik hier folgen:

„Das Lied: „Ich denke Dein", bemerkt Zelter, „hat etwas Kirchenartiges und dabei Lamentables. Ich dächte, es könnte eher hoffnungsvoll sein. Die Molltonart will mir nicht eingehen, wie ich überhaupt das tiefe Traurige nicht ohne den tiefsten Schmerz gestatten möchte."

Meine geneigten Leser werden sich erinnern, daß ich jenes Lied componirte, als das Schicksal mich von Louise*) trennte. Das Hoffnungslose, Tieftraurige findet somit in demselben seine volle Berechtigung.

Der Geheimerath gewährte mir den erbetenen Urlaub zu meiner Reise nach Berlin. Mein Vater war gegen dieselbe, weil er glaubte, ich könne bei Max**) ebensogut fortstudiren, als bei Zelter. Da aber die Mutter sie begünstigte, mir auch ein ansehnliches Reisegeld dazu nach Lauchstedt schickte, so ließ er sie geschehen und wünschte mir glückliche Reise.

Als ich mich bei Frau Concertmeister Häßler und ihrer liebenswürdigen Tochter***) verabschiedet hatte, begab ich mich auf die Reise.

Den 19. August, 5 Uhr des Morgens, kam ich nach dreitägiger Fahrt in einem miserabeln Postwagen gliederlahm in Berlin an. Einen dienstwilligen Postgeist, der sich meines Gepäckes bemächtigte, bat ich, mich in den ersten besten Gasthof zu bringen. Im goldenen Engel in der Heiligen Geiststraße räumte man mir ein Zimmer ein. Nach sorgfältigem Verschluß der Thür war ich sehr erfreut, als ich in einem weichen Bette meine Glieder wieder einmal ausstrecken konnte.

Gegen 11 Uhr Morgens erwachte ich neu gestärkt. Nach dem Frühstück eilte ich zu Zelter, der in der Münzstraße Nr. 1 wohnte. Das Volksgewühl in der Königsstraße, die Paläste und die geschmückten Kaufläden mit schönen kostbaren Gegenständen überraschten mich angenehm.

In Weimar, wo alle Welt sich kennt, war des Grüßens kein Ende; in Berlin rannten die Menschen an einander vorüber, als hätte sie ein Zufall aus entfernten Welttheilen hier zusammen geführt. Beim Anblick des französischen

*) Die erste Geliebte Eberwein's. F.

**) Traugott Maximilian Eberwein, geb. zu Weimar den 27. October 1775, der ältere Bruder Carl Eberwein's, starb den 2. Dezember 1831 als Hofkapellmeister zu Rudolstadt. Er galt als vorzüglicher Lehrer und tüchtiger Componist. F.

***) Henriette Häßler, die spätere Gattin Eberwein's. F.

Militärs, das Berlin noch occupirte, erwachten traurige Erinnerungen. So oft mich eine Schildwache in der Nacht „Qui vive“ anrief, erschrak ich jedesmal.

Zelter wurde erst freundlich, als ich mich ihm als den Componisten jener Lieder zu erkennen gab, die ihm Goethe von mir zur Ansicht geschickt hatte. Anfangs schien er unschlüssig, was er mit mir beginnen sollte. Der Geheimerath hatte ihm nur geschrieben, daß er mich zu Michaelis nach Berlin senden werde, damit ich mich seines gegenwärtigen Einflusses erfreue. Zelter rieth mir, bei einer Professorin ein Chambre garnie zu miethen, die nur drei Häuser von ihm in der Schönhauser Straße wohnte. Das Logis gefiel mir und bald einigte ich mich mit der Professorin über den Preis desselben. Den folgenden Morgen überbrachte ich Zelter'n meine Hefte, damit er sehe, wie weit ich in der Composition vorgeschritten sei. Als er einige Zeit darin geblättert, übergab er mir ein Gesangbuch, bezeichnete aus demselben ein Lied, das ich im Nebenzimmer vierstimmig aufschreiben sollte. Sobald ich es gelesen, setzte ich es für vier Stimmen in Musik. Als ich wieder bei Zelter ins Zimmer trat, sagte er: „Na, das hat lange gewährt. Doch, das ist ja nicht die Melodie des Liedes!“ „Nein,“ erwiderte ich, „da mir jene Melodie nicht bekannt war, so habe ich mir selbst eine dazu geschrieben.“

Nachdem sich Zelter im meinem Heft überzeugt hatte, daß ich mit dem doppelten Contrapunkte in der Octave im Reinen sei, so trug er mir auf, mich sofort mit den übrigen Intervallen in derselben Gattung zu beschäftigen. Jeden Morgen erhielt er von mir eine neue Arbeit zur Ansicht.

Zelter säumte nicht, mich in die Singakademie, deren Director er war, einzuführen. Den Eingang derselben überwachte ein Mann, der sich tief vor Zelter'n verneigte. Im runden Saal, wo sich die Notenschränke befanden, die der Obhut des pensionirten Kammermusikus Patzig anvertraut waren, stand derselbe, Zelter's Befehl gewärtig, was an jenem Abende gesungen werden sollte*). Zelter wählte Naumann's 111. Psalm. In jenem Saale waren zu beiden Seiten die Büsten von Fasch und Zelter's zweiter Frau, die ihrer Familie und der Kunst zu früh entrissen ward, zum Zeichen inniger Verehrung von Seiten der Akademie in Nischen zu sehen. Die Zelter sang nur in der Akademie, die sich ausschließlich mit religiöser Musik beschäftigt, wobei es lediglich auf Haltung und Tragung der Stimme ankommt. In dieser Gattung soll sich die Zelter rühmlichst ausgezeichnet haben. Zelter hatte sie selbst zur Sängerin gebildet**). Mithin irrte sich die Mara, als sie Häßler in Moskau sagte: In Berlin gäbe es keinen Gesangsunterricht. Die Singübungen fanden in dem größern Saale statt, der ein längliches Viereck bildete. Was uns Zelter über den anständigen Ton von den Mitgliedern der Akademie mittheilte, fand ich durchaus bestätigt. Geräuschlos verfügte man sich an seinen bestimmten Platz. Störendes Herüber- und Hinüberlaufen war nicht zu bemerken. Gespräche führte man nur, wenn der Gesang ruhte, mit gemäßigter Stimme. Die

*) Joh. Aug. Patzig war Musiklehrer, nicht Kammermusikus. Er war ein sehr eifriges Mitglied der Singakademie und führte die Listen derselben bis zu seinem Tode, der den 26. August 1816 erfolgte. F.

**) Julie Zelter, geb. Pappritz, starb den 16. März 1806 bei der Entbindung von einer todten Tochter, im 39. Lebensjahre. Die Büste, welche Eberwein erwähnt, ist von Schadow. F.

Gesänge wurden stehend ausgeführt. Helbig*), Zelter's unermüdlicher Adjutant, vertheilte die Noten an die Sänger und forderte sie wieder zurück. Zelter bediente sich zur Direction eines Kielenflügels von Silbermann. Die Saiten desselben wurden nicht durch Hämmerchen in Vibration gesetzt, sondern durch Stückchen Federspule geschnippt (pizzicato). Dieser veraltete Flügel erhielt durch Beethoven, der am Schluß einer Akademie auf demselben frei phantasirte, einen hohen Werth. Zelter rühmte jene Phantasie als das Schönste, was er von Beethoven gehört habe.

Während Zelter einige Gänge auf dem Flügel spielte, stellten sich die Sänger in Reih und Glied. Als er sich überzeugt, daß sie sich nach Vorschrift geordnet hatten, eröffnete er Naumann's Psalm mit einigen vorgeschriebenen Accorden. Die Präcision, mit welcher der Chor einsetzte und die Anmuth der Stimmen, selbst im Forte, womit die Sänger frohlockend das Hallelujah (Gelobt sei Gott!) vortrugen, sodann Naumann's geistreiche Composition, versetzten mich in freudiges Erstaunen.

Das Leben und Weben der Stimmen, als wollten sie sich unter einander den Vorrang im Lobe Gottes streitig machen, übertraf bei Weitem Alles, was ich bis dahin im Kirchenstyl hörte. Dem Hallelujah schließt sich ein Andante mit den Worten an: „Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen, im Rath der Frommen und in der Gemeine". Auch ich fühlte mich gedrungen, dem Herrn herzinniglich zu danken, daß er mir gestattet, mich des Raths der Frommen zu erfreuen.

Das Terzett: „Was er ordnet, das ist löblich und herrlich und seine Güte bleibet ewiglich" sangen Fräulein Voitus, die gesangreiche, liebenswürdige Tochter der Frau Generalchirurgus Voitus, welche zum Wachsthum der Sing-Akademie wesentlich beigetragen,**) sodann Fräulein Blank mit schöner Altstimme***) und der anmuthige Tenorist Stümer.†) Der Eindruck, den jene gediegene, dramatisch gehaltene Composition, sowie der seelenvolle, echt religiöse Vortrag der Genannten auf mich machte, war groß und bleibend. So oft ich jenes Terzett bei Goethe, in der Kirche oder in meinem Gesangverein singen ließ, war ich eifrig bemüht, daß es ebenso, wie ich es in Berlin hörte, ausgeführt wurde.

Den Vers: „Er hat ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr" hat Naumann zu einer kunstreichen Fuge in C benutzt. In derselben befindet sich gegen das Ende auf die Worte: „Der gnädige und

*) Ludwig Hellwig, damals Kaufmann, war tüchtig musikalisch gebildet und vertrat 1803 Zelter während einer Krankheit in der Leitung der Akademie. 1812 widmete er sich ganz der Musik, ward 1813 zum Königlichen Hof-Dom-Organist ernannt und starb den 24. November 1838 in Berlin. F.

**) Im Hause der Mutter, Sidonie Voitus, geb. Pappritz, der Schwägerin Zelter's, versammelte sich zuerst am 24. Mai 1791 der später unter dem Namen „Sing-Akademie" berühmt gewordene, von Fasch gestiftete Gesangverein. Ernestine Voitus war eine Schülerin von Julie Zelter und besonders geschickt im Coloraturgesange. 1805 ward sie als Concertsängerin nach Leipzig berufen, kehrte aber 1807 nach Berlin zurück und starb dort am 11. Juni 1859. Ihre Mutter war ihr am 7. Mai 1837 vorangegangen. F.

***) Constanze Blank, eine sehr geschätzte Solistin der Sing-Akademie, feierte am 23. April 1833 ihr 50jähriges Jubiläum als Mitglied derselben und lebte noch 1859. F.

†) Heinrich Stümer, seit 1810 Mitglied der Königl. Oper in Berlin, starb, dort sehr beliebt, am 27. December 1857. F.

barmherzige Herr" eine Modulation nach As und zurück nach C, die Anfangs piano und dann crescendo vorgetragen, einen so wundervollen Effect macht, als wenn nach einer Sonnenfinsterniß das Licht der Sonne sich durch die Dämmerung wieder Bahn bricht und die Welt erleuchtet.

Was bis dahin von der Composition und des Vortrags Gutes und Schönes zu rühmen war, gilt auch für die drei folgenden Nummern. Als aber der Baß die Worte: „Heilig und hehr ist sein Name" piano anhub, dann Sopran und Alt und endlich der Tenor mit ihm vereinigt ihre Töne bis zum forte anschwellen ließen, da war es mir, als schwände der Boden unter mir und himmlische Harmonien trügen mich in höhere Regionen.

Auf Zelter's freundliche Fürsprache wurde ich zum Mitglied der Akademie aufgenommen. Ich hatte nun die Freude, allen ihren Versammlungen beiwohnen zu dürfen und mich an den Meisterwerken eines Fasch, eines S. Bach u. A. zu ergötzen und sie zu studiren. Die Kunstgenüsse, die mir in der Akademie zu Theil wurden, zog ich allen anderen vor und habe keine einzige versäumt.

Das National-Theater.

Die theatralischen Vorstellungen fanden in der, für Berlin so trüben Zeit ausschließlich im Schauspielhause statt. Die geringere Theilnahme des Publicums an den Kunstleistungen des Theaters gestattete nicht, auch im großen Opernhause Vorstellungen zu geben. Selbst die Erhaltung des einen Theaters war für den Director Iffland eine schwere Aufgabe. Seiner ausgezeichneten Direction gelang es, sie vollständig zu lösen. Der König Friedrich Wilhelm III. schmückte ihn zum Dank für seine geleisteten Dienste mit dem rothen Adlerorden.

Die Oper „Armida" von Gluck gab man mit einer Pracht der Costume, der Decorationen u. d. m., wie ich zuvor nichts Aehnliches gesehen. Gluck's System, sich nie von der Situation zu entfernen und das Interesse aus der vollkommenen Uebereinstimmung aller Theile des Dramas mit der Musik zu bilden, sodann seine Oeconomie in der Benutzung der Instrumente, hatte ich bis dahin in Weimar nur in seiner Iphigenie auf Tauris bewundern können.

Madame Schick, Repräsentantin der Armida, vereinigte alle die Eigenschaften in sich, wie Tasso sie in seinem befreiten Jerusalem schilderte. Ihr einnehmendes Gesicht, ihre reizende Gestalt, majestätische Haltung und die plastisch schönen Geberden mit hoher Kunst des Gesanges verbunden, entzückten mich in hohem Grade.

Zu geeigneten Chören, Ballets und Recitativen hatte man die Blasinstrumente verdoppelt. Diese Art, Gluck's Instrumentation für ein großes Gebäude wie das Berliner wirksamer zu machen, läßt sich rechtfertigen. In jeder anderen Weise finde ich es eben so unpassend, als wenn man auf ein altes Kleid einen neuen Lappen setzt. Eunicke gab den Rinaldo ausgezeichnet, Kapellmeister A. Weber dirigirte mit Liebe und Umsicht. Der Kammermusikus Schröck trug die Flötensoli mit schönem Ton und Geschmack vor. Der Chor und das Ballet waren durchaus zu loben. In Betreff des Letzteren war ich leicht zu befriedigen, denn die höhere Tanzkunst wurde in Weimar nicht gepflegt.

Frau Bethmann, die allerliebste Schauspielerin, wie Goethe sie nennt, der

Liebling des Publikums, glänzte auch in der Operette als Gräfin Armand im „Wasserträger“, als „Fanchon“, als „Königin von Golkonda“ und als Meisterin im „lustigen Schuster“. Iffland als Herr von Langsalm im „Wirrwarr“, Frau Bethmann als Kammerjungfer und Beschort als Kammerdiener in „Maske für Maske“ zu sehen, machte mir großes Vergnügen. Ueberhaupt was ich von Opern und Lustspielen in Berlin sah und hörte, gefiel mir ungemein. In der Tragödie aber konnte ich mich mit dem nüchternen Realismus der Ifflandschen Schule nicht durchaus befreunden. Als Frau Bethmann die Maria Stuart in Weimar als Gast gab, wurde Schiller während der Vorstellung gefragt, wie sie ihm gefalle. „Ich höre meine Worte nicht“, gab er unwillig zur Antwort. Die Eigenheit der Bethmann, sich ihre Partien in Versen wie in Prosa umschreiben zu lassen, mag wohl zum Theil Schiller zu jener Aeußerung Veranlassung gegeben haben.

Cäcilie*) kritisirt ihre Darstellung als Marie in Weimar wie folgt:

„Die hohen Vorrechte der königlichen Würde nie vergessende Fürstin und auch die schwärmerische, liebevolle Frau vernachlässigte sie nicht; aber das Ideal, das dem Dichter dabei vorgeschwebt, erreichte doch die Darstellerin nicht allenthalben. Zu Anfang des dritten Aktes sprach sie den Dialog mit Begeisterung, aber nicht mit der einer dichterischen Seele; ihre Begeisterung war vielmehr nur angebildet, viel zu fein und künstlich, um reiner, wahrer Aufschwung der Einbildungskraft zu sein. Den fünften Akt spielte sie, auch was die Treue und Pracht des Costums anbelangt, untadelhaft; nur in der Stelle, wo sie ihr Herz nach Frankreich zu senden befiehlt, klang das: „Ach, es war immer dort“ wie im Tone des Lustspiels. Im Ganzen übertraf sie ihre Vorgängerin, Frau Vohs, die ihr an Jugend und Schönheit weit überlegen war, und deswegen immer eine große Partei für sich hatte.“

Die Ankündigung der „Jungfrau von Orleans“ von Schiller wurde von den Theaterfreunden freudig begrüßt. Ein sehr schätzbarer Gewerbsmann, der sich im Leben wenig um Poesie bekümmert hatte, äußerte: „Aus dem Gedichte mache er sich eigentlich nichts; aber den prachtvollen Krönungszug, der über eine halbe Stunde dauere, den müsse er sehen.“

Wohl eine Stunde vor Eröffnung des Theaters hatte sich dort eine große Anzahl Schaulustiger eingefunden. Als dem Publikum der Zutritt in das Theater gestattet wurde, war der Andrang so gewaltig, daß man um die Erhaltung seines Lebens besorgt sein mußte.

Die Maas, deren kleine Figur sich keineswegs zur Darstellung einer Heldin eignete, wagte es als Johanna d'Arc aufzutreten. Sie mag der Ansicht gewesen sein, daß man um Wunder zu thun, keiner hervorragenden Größe des Körpers bedürfe. Um aber ihre Erscheinung imposant zu machen, bediente sie sich eines mit gewaltig hohen Federn geschmückten Helms, der für ihre Person zu groß war, und anstatt diese zu heben, erschien sie gedrückt. Abgesehen davon war ihre Jungfrau bezüglich der Declamation und des ausdrucksvollen Spiels immer noch eine achtungswerthe Kunstleistung zu nennen, wie sie auch vom Publikum beifällig erkannt wurde.

---

*) Eine Schwägerin Eberwein's. F.

Beschort gab den König mit der ihm eigenthümlichen Noblesse. Mattausch spielte den Bastard von Orleans ebenso ungestüm und energisch wie unser Haide. Ueberwältigend war der Beifallssturm, der seinen Worten: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht Alles dran setzt an ihre Ehre!" folgte. Er bewies, wie glühende Rachegefühle die Herzen der Preußen gegen ihre Unterdrücker erfüllte.

Die Ausstattung des Stücks war prachtvoll. Der Krönungszug konnte mir aus dem Grunde nicht behagen, weil der Garderobier und der Inspicient die Aufmerksamkeit des Publikums zum Nachtheil des Dichters allein für sich in Anspruch nahmen. Der übertrieben lange Zug, der sich wie ein Berg in die Handlung drängte, hob das Interesse des Zuschauers, das der Dichter vom Anfang an bei ihm für die handelnden Personen erweckt, völlig auf. Anselm Weber's graciöser Krönungsmarsch mit Trompeten und Pauken im Orchester und im Zuge auf der Bühne, trug denn auch nicht wenig dazu bei. In der Wirklichkeit ist es auch wohl noch nicht vorgekommen, daß ein Fürst auf dem Wege zur Kirche, wo er sein Knie vor dem Höchsten beugen und von seinem Diener die Krone empfangen will, sich mit einer rauschenden, kriegerischen Musik den Hallen des Tempels genaht habe. Nachdem die strahlende Krone als Zeichen weltlicher Macht und Gewalt das Haupt eines Fürsten schmückt, dann ist ein Triumphzug, wie in Berlin, gerechtfertigt.

Schiller wählte zum Krönungszuge einen religiösen Marsch aus Medea von Benda, der, sowie der Zug sich nahte, piano gespielt wurde, dann crescendo bis zum Erscheinen des Königs und von da an wieder decrescendo. Am Zuge betheiligten sich nur eine geringe Zahl der zur Handlung gehörigen Stände, als Trabanten, Kinder, Bürgerschaft, Klerisei, der König umgeben von den Großen des Reichs und der Ritterschaft.

In dem dreiactigen Ballet: „Arlequins Geburt" mit Musik von A. Weber, gab es so viel zu sehen und zu hören, daß Einem darüber fast Sehen und Hören verging. Die Vorstellung spielte drei volle Stunden. So ermüdend auch das Ganze war, so hielt ich doch aus. Bei Balletcompositionen war es mir in der Folge sehr ersprießlich, zu wissen, wie der Componist sich dabei zu benehmen hat.

Unterm 9. September 1808 schrieb Zelter folgenden Brief an Goethe:

„Der junge Eberwein ist am 19. vorigen Monats hier eingetroffen und am Tage darauf haben wir zusammen unsere scholastischen Unterhaltungen begonnen. Da er nur drei Monat Urlaub hat*), so wird es schwer halten, manche Vorbedingungen der Kunst, welche eigentlich schon von Jugend an ins Blut übergehen müssen, für diese Zeit zuzuschneiden; er wünscht daher, daß ich mich bei Ihnen verwenden möge, ihm bei Ihnen, mein Freund, einen längeren Urlaub zu erbitten. Dieses thue ich denn recht gern, um so lieber als ich hoffe, er werde diesen längeren Urlaub nach seiner Zurückkunft desto reichlicher vergüten. Ich bitte daher, daß Sie ihn wenigstens den nächsten Winter in Berlin lassen, der hier zu Lande für Musik allein einigen Vortheil gewährt**). Er hat sich schon viele Freunde gemacht. Gestern hat er sich zum ersten Male öffentlich, nicht ohne Beifall, auf der

*) Im Original des Briefes ist nur von einem „kurzen Urlaub" die Rede. F.

**) Hier läßt Eberwein eine Stelle des Briefes weg. F.

Violine hören lassen. Sein Ton ist schön und rein, aber er hat sich, Gott weiß nach welchem Muster, eine weinerliche, ritardirende Cantilene angewöhnt, deren Nachtheile ich ihm gehörig auseinander setzen werde."

„Sie verbinden mich aufs Neue", antwortete Goethe am 19. September hierauf, „durch die gute Aufnahme Herrn Eberwein's. Als ich ihm nach Berlin den kurzen Urlaub gegeben, konnte ich freilich nur die Absicht haben, ihm gewahr werden zu lassen, daß die Kunst eine Höhe und Tiefe habe, die er nur dunkel zu ahnen schien, und ein Gesetz, von dem man sich freilich so von außen, und bei der gewöhnlichen Art, wie junge Menschen in die Vorhöfe gelangen, nicht den mindesten Begriff machen kann. Leider kann ich seinen Urlaub diesmal nicht verlängern, und es soll mir schon genug sein, wenn er, mit den Herrenhutern zu reden, als ein Sünder zurückkommt, wenn er fühlt, daß Manches abzulegen ist, was er fürs Rechte gehalten hatte, wenn er merkt, daß das oft Irrwege sind, was die Welt für Wege zum Ziele giebt, wenn in ihm eine unendliche Sehnsucht erregt ist, Sie wieder zu sehen und sich unter Ihnen zu bilden. Finde ich ihn auf diese Weise angegriffen, so will ich suchen, ihm das künftig zu verschaffen, was er jetzt entbehren muß."

Der Congreß am 8. October in Erfurt, sodann die Festlichkeiten zu Ehren der gekrönten Häupter in Weimar, hatten die Eltern so in Anspruch genommen, daß sie nicht dazu kamen, mir zu schreiben, daß es der Mutter gelungen sei, von Kirms *) einen längeren Urlaub für mich zu erhalten, und mir die erbetenen Subsidien zu übersenden.

Um mit Ablauf meines Urlaubs in Weimar eintreffen zu können, lieh mir Zelter 20 Thaler zur Zurückreise, die eben nur ausreichten. Denn als ich in Weimar den unvermeidlichen Schirrmeister befriedigt hatte, war meine Kasse so blank, wie der Knopf eines Soldaten.

Mein Empfang im Vaterhause war eben nicht verbindlich. Die Mutter, überrascht von meiner unvermutheten Erscheinung, frug mich: „Na, was willst denn Du?"

In Abwesenheit Goethe's meldete ich dem Geheimen Hofrath Kirms meine übereilte Zurückkunft und den Entschluß, mit seiner gütigen Erlaubniß sogleich nach Berlin zurückzukehren.

„Wissen Sie was", versetzte der prosaische Herr, „Ihr College Götz**) geht auf drei Monate nach Gotha, um sich bei Spohr im Violinspiel weiter auszubilden. Bleiben Sie so lange hier, bis er von dort zurückkehrt; dann mögen Sie in Gottes Namen wieder nach Berlin reisen."

Den Eltern, Henrietten und meinem hohen Gönner, dem Geheimerath von Goethe, wieder einige Zeit nahe zu sein, kam mir sehr erwünscht. Ohnehin hatte ich mich noch nicht in das großstädtische Berliner Wesen eingelebt. Die schönen Gebäude in Berlin boten mir auf die Länge keinen Ersatz für die freundliche Natur, womit Weimar umgeben ist. Ungeachtet des vielen Guten und Schönen,

*) Franz Kirms war seit 1791 bis zu seinem Tode bei der Intendanz des Hoftheaters angestellt; er starb 1826 in Weimar als Geh. Hofrath. F.

**) Johann Nicolaus Conrad Götze, ein geschickter Violinist und Componist, starb als Großherzogl. Musikdirector am 5. Febr. 1861 in Weimar. F.

das mir von Künstlern und Freunden zu Theil wurde, kamen doch Zeiten, wo ich mich des Heimwehs nicht erwehren konnte.

Sobald der Geheimerath wieder in Weimar eintraf, machte ich ihm meine Aufwartung. Er empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit und forderte mich auf, ihm recht viel von Berlin zu erzählen. Als ich die Pracht rühmte, mit welcher man im Theater die Stücke in Scene setze, so bemerkte er: „Ja, was man mit Geld machen kann, das hat das Berliner Theater."

Unterm 7. November 1808 schrieb Goethe an Zelter folgenden Brief:

„Wir haben uns gestern an mancher Ihrer Gaben ergötzt, an Ihren Compositionen, sowie an Ihren Rüben;*) auch habe ich Ihrer dankbar gedacht, indem Eberwein etwas von Ihrem Ernste mitgebracht zu haben scheint. Er kommt mir vor wie Moses, der vom Berge kam und dessen Gesicht glänzte. Wenn das auch nur eine äußerliche Wirkung ist, so läßt sich vermuthen, daß doch auch Etwas ins Innere eingedrungen sein mag. Ich danke Ihnen, daß Sie ihm so gütig fortgeholfen haben: denn seine Wiederkunst ist für ihn und für uns günstig. Unser kleiner Chorgesang wäre den Winter ganz zu Grunde gegangen; nun mag er sich fassen und prüfen und etwa um Palmarum wieder zu Ihnen wallfahrten."

Die Uebungen der Hauskapelle wurden unter meiner Leitung mit großem Eifer fortgesetzt. Wie früher war Donnerstag Abends Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahle zusammenblieb; Sonntag Morgens Aufführung vor großer, guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück.**)

Anfangs machte mich Goethe's Gegenwart in den Proben befangen. Ich fürchtete ihn durch öftere Repetitionen oder Bemerkungen über Eintheilung und Vortrag zu ermüden. Als er aber darüber weder Unlust noch Mißbehagen blicken ließ, vielmehr selbst beim Einstudiren seiner Lieder, hinsichtlich des Vortrages, eine nicht zu besiegende Zähigkeit an den Tag legte, bis wir das Rechte getroffen hatten, so gewann ich allmählich den Muth, die Direction nach Pflicht und Ueberzeugung zu handhaben.

Hochbeglückt, unsern verehrten Meister für so manche Unbill, die er unsertwegen erduldete, durch unsere geringen Kräfte einigermaßen entschädigen zu können, kam es Keinem zu Sinn, unsere Leistungen in seinem Hause als einen Dienst zu betrachten, der eines Lohnes würdig wäre. Um so angenehmer war die Ueberraschung, als die Geheimeräthin im Auftrag ihres Gemahls uns zum Weihnachtsfeste ansehnlich beschenkte. Unsere Sängerinnen erhielten Putzsachen, die sie um so höher schätzten, weil sie von Goethe kamen. Mich hatte der Meister ganz besonders gut bedacht."

Im Februar 1809 ging Eberwein abermals nach Berlin zu Zelter und blieb dort bis zum October desselben Jahres. Nach seiner Rückkehr wurden die Uebungen der Hauskapelle wieder aufgenommen und scheinen mit einzelnen Unterbrechungen bis zum Jahre 1814 bestanden zu haben. Am 23. Februar d. Jahres schrieb Goethe an

*) Goethe hatte sich Teltower Rüben erbeten. F.

**) Es wurden nun auch Schülerinnen Eberwein's und Mitglieder des Stadtchores zugezogen. F.

Zelter: „Kannst Du mir etwas zu meinem kleinen Singeconcert mittheilen, so ist es eine große Gabe. Dieses Anstältchen zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen, bald metallhaltig, bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber auch nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man beharrlich fortarbeitend in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde.“ F.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux mondes“ v. 15. Juni u. 1. Juli enthält: Die Vorstellung Jean Téterols. III. u. Schluß. Von Victor Cherbuliez. — Die französische Diplomatie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts: Hugues de Lionne. Von Marius Topin. — Der Roman eines Malers. II. u. Schluß. Von Ferdinand Fabre. — Die Bank von Frankreich während der Commune. III. IV. Von Maxime du Camp. — Eine griechische Stadt aus dem heroischen Zeitalter: Mycene und seine Schätze. Von George Cogordan. — Die Kinder in Paris. V. Von Othenin d'Haussonville. — Die Konflikte der öffentlichen Gewalten unter dem (ancien régime) Königthum. I. u. II. Von Ch. Louandre. — Französische Heilige: St. Paulin von Nola. Von Gaston Boissier. — Chinas und Japans Handel. Von George Bousquet. — Die Zollfrage. III. Von Victor Bonnet. — Die Attentate des 11. Mai und 2. Juni 1878. Von G. Valbert. — Halbmonatl. Chronik, Geschichte, Politik, Literatur, Aufsätze und Bemerkungen.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger.“ (Juni.) Die Türkei, ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Midhat Pascha. — Königl. Institut für Großbritannien. Th. W. Huxley: Will. Harvey und die Entdeckung der Blutcirculation. — Bericht aus den gelehrten Gesellschaften: Die Pariser Akademie der Wissenschaften. — Das centrale Europa nach Elysée Reclus. — Richet: Der Magensaft bei Mensch und Thieren. — Vélain: I. Die Thierwelt von den Inseln St. Paul und Amsterdam. Geologische Beschreibung der Halbinsel von Aden. — Das Jahresfest der militärärztlichen Pepinière. Von Helmholtz. — Der Handelsvertrag zwischen Frankreich und Italien. Von Luzzati. — Improvisirte Festungswerke im Orientkriege 1877. Von General Brialmont.

„Revue politique et litteraire.“ (Juni.) Westminster Abtei. — Konferenzen von Max Müller: Ursprung der Religion. — Europa in Berlin. Der Kongreß. Von Louis Jezierski. — Neue Studien über das Mittelalter. Von E. de Pressensé. — Welt-Ausstellung. Malerei. — II. Die fremden Schulen. Von Ch. Bigot. — Englische Staatsmänner der Neuzeit. Lord John Russel. Von Léo Quesnel. — Religiöse Geschichte und Alterthumskunde. Von Maurice Vernes. — Paris und St. Petersburg am Vorabend der Revolution. Nach russischen Urkunden. Von Alfr. Rambaud. — Acclimatisations-Gesellschaft. Jahres-Sitzung. de Usfalvy: Die Jagden im inneren Asien. — Welt-Ausstellung. Die Cantonal-Museen.

„La Revue historique.“ (Juli II., August I.) V. Duruy: Septimius Severus, 193—211. — A. Sorel: Der Friede zu Basel, 1795. (Schluß.) — S. Luce: Die Juden unter Karl V. dem Weisen. — Historische Schau: Frankreich. Von G. Monod. — Deutschland: Arbeiten über die griechische Geschichte. Von A. Schaeffer. — Dänemark. Von J. Steenstrup. — Kritische Berichte: Ueber die vorgebliche Auffindung eines Nachtrags zu den Memoiren Richelieus &c.

Belgien.

„Revue de Belgique.“ (15. Juni.) Charles Rahlenbeck: Gui de Brès. Geschichtsstudien. — Eugène Gens: Das Vorurtheil der Bibel. — Em. Leclercq: Alexander der Große. Th. II. — L. — V. Keymeulen: Napoléon I. und das Testament Peters des Großen. — W. de Hacminck: Chronik der niederländischen Literatur.

Italien.

„La Rivista Europea.“ (Juni.) Monti und sein Zeitalter. Von C. Cantu. VII.—VIII. — Die republikanische Partei in Italien. Von Ugo Pesci. — Der Kardinal von Rohan und Marie Antoinette. Von Matteo Lore. — Ueber das Leben und die Werke des Paracelsus. Von Professor G. A. Barbaglia. — Bemerkungen zu drei Satiren. Von C. R. Massa. — Die internationale Ausstellung in Paris vom Jahre 1878. Von Diego Martello. — Brief an den Herausgeber der europäischen Revue. Von A. Ademollo. — Das System des beschränkten Stimmrechts für die administrativen Wahlen. Von A. Morelli. — Ueber die moralische Erziehung in den Schulen. Ein Traum. Von G. B. — Betrachtungen über die französische Revolution von 1789. Von P. B. C. D. — Flußübungen und Wettfahrten bei den englischen Schulen und Universitäten. Von V. de Tivoli. — Ueber einige Ausgaben aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Von Sabatini. — Historische Kritik. Ueber das Leben und die Werke des Pietro Delle Vigne des Leop. Pagano. Von Prof. Pagano &c.

„La Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (Juli.) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Luigi Carlo Farini. Von G. Finali. — Physiologie der Malerei des dreizehnten Jahrhunderts. Von G. B. Toschi. — Ueber den technischen höheren Unterricht und das Industrie-Museum zu Turin. Von V. Devincenzi. — Der Planet Mars und die modernen Fernröhre. Von G. V. Schiaparelli. — Der Katechismus in den Schulen und die katholische Sittenlehre. Von Terenzio Mamiani. — Ueber den Text von den „Grazien“ des Ugo Foscolo nach den Authographen. Von Giuseppe Chiarini. — Friedrich der Große und Voltaire. (Die Eroberung Schlesiens.) Von Emilio Broglio. — Der zukünftige Palast der nationalen Kunstausstellung in Rom. Von Camillo Boito &c.

„La Civiltà Cattolica.“ (Heft 671.) Die Encyclica des heiligen Vaters Leo's XIII. — Das hundertjährige Erinnerungsfest des Todes von Voltaire. — Die Weltanschauung der Chaldäer im Vergleich zu der mosaischen. — Ueber die Volkswahlen in der Kirche &c.

Rußland.

„Russische Revue“. (6. Heft.) Ueber die Hausindustrie im Gouvernement Moskau. Von Alphons Thun. — Das russische Eisenbahnnetz und die wichtigsten Betriebsresultate der russischen Eisenbahnen. Von S. Jastrshemski. (Schluß.) — Die Reise des Obristen Prshewalsky zum Lob Nor. — Kleine Mittheilungen &c.

Spanien.

„Revista de España.“ (Juni.) Ueber die Handelsmarine und die Differenzialzölle der Schiffsflagge. Von Servando Ruiz Gomez. — Memoiren und Kommentare über die Belagerung von Cartagena. Von José Lopez Dominguez. — Die Bewegung in der Bevölkerung Spaniens während des Jahrzehnts von 1861 bis 1870. Von J. Jimeno Agius. — Charakteristische Eigenthümlichkeiten der arabischen Kultur. Von Rafael Contreraz. — Großbritanniens Colonialmacht. Von Servando Ruiz Gomez. — Der Bergbau und die Kolonisirung in Australien, Tasmanien und Neu-Seeland. Von Juan Morphy und J. Jordana y Morera. — Nebelbilder in der Geschichte von dem öffentlichen Vermögen in Spanien. Von Juan Garciá Torres. — Die Einführung des freien Unterrichts. Der Katheder-Socialismus. Von Gabriel Rodriguez &c.

England.

„The nineteenth Century“. (Juli.) Die Stelle des Gewissens bei der Evolution. Von Pfarrer F. W. Fowle. — Die Geschichte der internationalen Association. Von George Howell. — Gepanzerte Feld-Artillerie. Von Obrist C. B. Brackenburg. — Das Testament Peters des Großen. Vom W. J. Thoms. — Eindrücke aus Amerika. IV. Von P. W. Dale. — Der zweite Advent und die Kirchenfrage. Vom Pfarrer Dr. G. Vance Smith. — Juden und Judenthum. Eine Erwiderung. Vom Rabbiner Hermann Adler &c.

„Frasers Magazine“. (Juli.) Die Vertheidigung unseres Kaiserreiches. — Hydrologische Rundschau über England. — Die Verfassung Norwegens. — Briefe von Coleridge, Southey und Lamb an Mathilde Betham. — Unter den Burmanen. I. — Die französische Schule zu Athen und Rom. — Die Religionen der asiatischen Türkei &c.

„The Fortnightly Review“. (1. Juli.) Lancashire. Von John Morley. — Irländischer Katholizismus und britischer Liberalismus. Von Matthes Arnold. — Emilio Castelar. (Schluß.) Von M. E. Grant Duff. — Davos im Winter. Von John Addington Symonds. — Ein Wort über die Indignations-Meetings. Von G. Smith. — Octave Feuillet. Von George Saintsbury. — Der Platz der Gesellschaftslehre. Von J. H. Bridges. — Die Herrschaft des Ceremoniells. VI. Von Herbert Spencer &c.

„The contemporary Review“. (Juli.) Mallock's Anrecht in Betreff der Kirche von Rom. Von den Pfarrern Reynolds und Conder. — Die Stellung und der Einfluß der Frauen im alten Griechenland. Von James Donaldson. — Die indische kriegführende Macht. Vom General-Lieutenant

J. L. Vaughan. — Urvorweltliche Seelenwanderung. Von Francis Peek. — Johnson ohne Bothwell. Von Will. Cyples. — Paris während der Welt-Ausstellung. Von Lady Verney. — G. H. Lewes' Vortrag über die Erfahrung. Von Prof. T. H. Green. — Die Zukunft des Judenthums. Von Pfarrer W. H. Freemantle 2c.

„The British Quarterly Review." (Juli.) Taines Kunstphilosophie. — Die Ethik von der Evolutionslehre. — Bryan Waller Procter. — Der russisch-türkische Krieg. — Das jüngste Gericht. — Neueste Geschichte von der Leichenverbrennungs-Frage. — Die spätere griechische Nation. — Der congregationelle Gesichtspunkt von der religiösen Gemeinschaft. — Zeit-Literatur.

Schottland.

„Blackwoods Edinburgh Magazine". (Juli.) John Caldigate. — Uebersetzungen von Heine. — Gordon Baldwin. I. Th. — Gälische Sprache und moderne Volksredensarten. — Die südafrikanische Frage. — Der Kongreß 2c.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Allgemeiner Theil.

Fachmännische Beleuchtung der Katastrophe des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst“.

Von einem vormaligen Seeoffizier.

Die Kunde von dem Untergange des „Großer Kurfürst“ am 31. Mai d. J. hat überall im Vaterlande Trauer und Schrecken hervorgerufen. Trauer über den Tod von 270 braven Seeleuten und in zweiter Reihe über den Verlust eines so schönen und starken Schiffes unserer jungen Marine — Schrecken in dem Gedanken, daß sich ein so furchtbares Unglück mitten im Frieden, bei dem schönsten Wetter und ganz ruhigem Wasser, also unter den denkbar günstigsten Umständen der Seefahrt zutragen konnte. — Seitdem ist fast ein Vierteljahr verflossen. Das Ereigniß ist in der Tagespresse von verschiedenen Seiten mit mehr oder minder Verständniß besprochen, aber diejenige Seite, welche allein im Stande war, klaren erschöpfenden Aufschluß über den Unglücksfall und seine Ursachen zu geben, die oberste Marinebehörde hat bisher beharrlich geschwiegen.

Der erste kurze Bericht des Geschwaderchefs über den Zusammenstoß, einige offiziöse Notizen über die Havariecommission und die Zusammensetzung des Kriegsgerichts ohne Eingehen auf die Sache selbst — das ist alles, was das Publikum aus der Admiralität erfahren hat. Dazu tritt noch die Zuschrift eines Seeoffiziers in der Weserzeitung vom 7. Juli, welche den Fall eingehend behandelt und ganz den Eindruck macht, als sei sie auf Befehl geschrieben.

Alle übrigen Daten haben wir uns mühsam aus den Zeitungen, die meisten aus englischen Blättern zusammenlesen und nach und nach durch mündliche oder schriftliche Mittheilungen von Augenzeugen ergänzen müssen. Eine solche Behandlung einer Sache, die ganz Deutschland so nahe angeht, können wir nur als bedauerlich bezeichnen. Einmal muß sie einen eigenthümlichen Eindruck machen, als sei Vieles nicht in Ordnung und müsse verschwiegen werden, wodurch allerlei Vermuthungen Thür und Thor geöffnet wird, und dann ist sie für das Land auch geradezu verletzend. Dasselbe hat doch wohl ein unbestrittenes Recht auf die Be-

antwortung der Frage: „Wie ist es möglich gewesen, daß unter den oben erwähnten günstigen Umständen ein solches Unglück passiren konnte, das 270 Menschen in den Tod führte und außerdem dem Staate einen Verlust von 10—12 Millionen verursachte?" Unserer Ansicht nach muß die Marinebehörde darauf eine klare und umfassende Antwort geben und es ist Sache des Reichstags, die Gutachten der Havariecommission und der ihr vorgesetzten Behörden sobald wie möglich zu fordern.

Bei dem allgemeinen und brennenden Interesse, welches der Unglücksfall für die Nation besitzt, wollen wir inzwischen an der Hand der von uns gesammelten zuverlässigen Nachrichten versuchen, den Hergang in seinen Hauptzügen und mit Weglassung aller nicht thatsächlich festgestellten Nebenumstände dem Leser vorzuführen und daran einige kritische Bemerkungen zu knüpfen, durch welche wir nachzuweisen hoffen, daß es an der Zeit ist, seitens des Landes den inneren Marineverhältnissen eine schärfere Beachtung zu schenken, als es bisher der Fall gewesen.

Der kurzgefaßte Verlauf der Katastrophe ist der folgende:

Die drei Schiffe „König Wilhelm" (Capitain zur See Kühne), „Großer Kurfürst" (Capitain zur See Graf Monts) und „Preußen" (Capitain zur See im Admiralstabe und Chef des Stabes der Marine von Blanc) waren am 6. Mai in den Dienst gestellt, bis zum 27. Mai ausgerüstet, an diesem Tage unter Commando des Admiral Batsch zu einem Geschwader formirt und hatten am 29. ihre Reise nach dem Mittelmeere angetreten. Am 31. Mai Morgens befand sich das Geschwader in der Nähe des Städtchens Folkestone. Es dampfte in doppelter Kiellinie, d. h. „König Wilhelm" und hinter ihm „Preußen" bildeten die eine Colonne, während „Großer Kurfürst" die andere rechte, nach der englischen Küste hin darstellte. Wäre „Friedrich der Große" nicht durch seine Grundberührung und Beschädigung im Belt, deren Reparatur 5—6 Monate beanspruchen wird, daran gehindert worden, zu dem Geschwader zu stoßen, so würde er das zweite Schiff in der rechten Colonne gebildet haben. Die Entfernung zwischen den drei Schiffen betrug anfänglich 400 Meter; etwa eine Stunde vor dem Zusammenstoß war jedoch „Großer Kurfürst" durch Signal angewiesen worden, die seitliche Entfernung von der linken Colonne bis auf 100 Meter zu verkürzen und dampfte seit jener Zeit in der befohlenen Stellung.

Gegen 10 Uhr kam ein kreuzendes Handelsschiff dem Geschwader so entgegen, daß dieses nach den bestehenden internationalen Vorschriften, über das Ausweichen auf See, nach der englischen Küste zu ausbiegen mußte. „Großer Kurfürst" begann ebenfalls, den bevorstehenden Vorschriften gemäß, mit dem Manöver zuerst und legte das Ruder nach Backbord, um nach Steuerbord, d. h. nach rechts hinter dem Handelsschiffe herumzugehen. Als er im Abbiegen begriffen war, folgte „König Wilhelm" mit demselben Manöver.

Als dann „Großer Kurfürst" das Handelsschiff an seiner linken Seite sah und damit sein Weg frei war, wollte er in der neuen Richtung weiter fahren, bis das Schiff passirt sei, um danach den früheren Cours wieder aufzunehmen. Zu dieser Zeit bemerkte er jedoch, daß noch ein zweites Handelsschiff in derselben Weise wie das erste auf ihn zukam. Um auch diesem aus dem Wege zu gehen, ließ der Commandant das Ruder wieder Backbord legen, und bog in Folge dessen noch weiter nach rechts und der englischen Küste zu.

Unmittelbar nach diesem Manöver bemerkte er, wie „König Wilhelm“ statt concentrisch mit „Großer Kurfürst“ zu drehen, in einem viel gekrümmteren Kreisbogen so schnell herumflog und auf letzteres Schiff loskam, daß sehr bald eine Collision unvermeidlich schien.

Obwohl Graf Monts das Ruder augenblicklich scharf nach Backbord legen und die Maschine mit äußerster Kraft vorwärts schlagen ließ, weil darin die einzige, wenn auch schwache Möglichkeit lag, der Gefahr zu entfliehen, so war „König Wilhelm“ schon zu nahe herangekommen.

Letzterer ließ in Erkenntniß des drohenden Unheils zwar auch die Maschine mit voller Kraft rückwärts schlagen; da er aber eine Schnelligkeit von 9 Knoten (2¼ deutsche Meilen in der Stunde) gehabt hatte, so konnte er die Fahrt nicht schnell genug hemmen und traf den „Großer Kurfürst“ mit seinem Sporn. Das einzige, was dieser durch sein Manöver noch erreicht hatte und was unter den obwaltenden Umständen allerdings noch sehr wesentlich erscheint, war, daß durch sein Abbiegen der Stoß nicht quer, sondern mehr schräg von hinten erfolgte und dadurch an Heftigkeit verlor. — Wäre er mehr quer gekommen, so hätte das gewaltige Moment des colossalen „König Wilhelm“ sein Opfer wahrscheinlich durchgeschnitten oder so gewaltig getroffen, daß „Großer Kurfürst“ vermuthlich wie das italienische Panzerschiff, „Re d'Italia“, in der Schlacht bei Lissa, in wenigen Minuten versunken wäre.

In Folge des so viel schwächeren Stoßes vergingen jedoch etwa 15 Minuten, bis das Schiff untersank und es konnten über 200 Menschen noch gerettet werden.

Die Rettung geschah hauptsächlich durch „König Wilhelm“, der zwar durch den Stoß selbst schwer beschädigt wurde und gefahrdrohend leckte; aber treu in unmittelbarer Nähe des sinkenden Schiffes blieb, seine sämmtlichen Boote aussetzte und 140 Menschenleben dem nassen Grabe entriß. —

In der Nähe der Unglücksstätte befindlichen und schnell herbeieilenden englischen Fischerbooten gelang es, etwa 60 der Schiffbrüchigen zu bergen. Durch das Panzerschiff „Preußen“ wurden 2 Mann gerettet.

Dies ist der thatsächliche Hergang der Sache, und wir wollen nun einzelne Punkte desselben näher betrachten.

Dabei haben wir die Frage „was war die directe Ursache des Zusammenstoßes?“ zunächst ins Auge zu fassen.

Die Antwort lautet: „Die Leute am Ruder des „König Wilhelm“ haben im Momente der Gefahr den Kopf verloren und — wie es in den officiösen Auslassungen über diesen Punkt heißt — gegen den wiederholten Befehl des Wachofficiers das Ruder nach der entgegengesetzten Seite, d. h. nach Backbord, statt nach Steuerbord gelegt.“

Wir haben keinerlei Ursache, diese Angaben zu bezweifeln und nehmen sie als völlig richtig an; aber dann müssen wir unbedingt die andere Frage stellen: „Wie ist es möglich, daß sechs Seeleute, zu deren fachlichen Obliegenheiten das Steuern eines Schiffes gehört und ebenso der mit der Aufsicht am Ruder betraute Unterofficier sämmtlich den Kopf verlieren konnten?“

Darauf giebt es nur eine Antwort: „die Leute waren seemännisch für ihren Dienst nicht geeignet, sonst ist die Sache einfach nicht möglich“.

Bei zuverlässigen Seeleuten von genügender fachlicher Erfahrung, wie man sie ausnahmslos auf allen andern Marinen für den so wichtigen und die größte Aufmerksamkeit und Verantwortlichkeit erfordernden Posten des Steuerns von Kriegsschiffen aussucht und außerdem dauernd übt, kann dergleichen gar nicht vorkommen.

Ebensowenig wie eine ganze Corporalschaft von mehrjährig gedienten Soldaten, mit einem erfahrenen Unterofficier an der Spitze, auf das wiederholt gegebene Commando „Links um" hartnäckig „Rechts um" machen wird, wenn dies auch möglicher Weise einem von ihnen passiren könnte, ebensowenig werden 7 seemännisch wirklich tüchtige Matrosen und Unterofficiere das Ruder Backbord, statt des befohlenen und von Handwinken begleiteten Steuerbord legen.

Das kann eben nur fachmännisch ungeeigneten und Leuten passiren, die noch nie auf größeren Kriegsschiffen längere Zeit gesteuert haben.

Wie die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" officiös verkündet, hat die Havarie-Commission die Leute am Ruder von Schuld **frei**gesprochen.

Da es aber nach derselben officiösen Quelle feststeht, daß die Leute, entgegen den empfangenen Befehlen nach der verkehrten Seite gedreht haben, so können wir nur annehmen, daß auch die Havariecommission zu demselben Schlusse gekommen ist, wie wir; damit stimmt auch überein, wie verlautet, daß die sechs Rudergänger frischeingezogene Rekruten, deren fachliche Qualification Niemand kannte, und der diensthuende Unterofficier ein Einjähriger Freiwilliger von gänzlich unzureichender seemännischer Erfahrung gewesen sein soll.

Wenn nun aber alle anderen Nationen ihre Kriegsschiffe nur durch ausgewählte, gediente und nach jeder Richtung dazu befähigte Leute steuern lassen, weshalb macht die deutsche Marine allein davon eine Ausnahme?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die tiefer liegenden Ursachen des furchtbaren Unglücks, die man in dem in unserer Marine befolgten Systeme zu suchen hat.

Dies System geht davon aus, daß die praktischen seemännischen Erfahrungen, welche andere Marinen im Laufe von Jahrhunderten gemacht und deren weise und zweckmäßige Ausnutzung Schiffe und Geschwader vor Unglücksfällen bewahren, in unserer Marine vielfach als überflüssig betrachtet werden.

Man will an maßgebender Stelle nicht anerkennen, daß praktische Seemannschaft die Grundlage aller Nautik ist.

Man stellt statt ihrer die Theorie und das rein militärische Princip, deren sonstige volle Berechtigung wir jedoch willig anerkennen, in die erste Reihe, sowohl für Officiere wie für Mannschaften, anstatt es umgekehrt zu machen, und das ist ein falsches Princip.

Dieses unglückliche System, das zu Zeiten des Prinzen Adalbert von Preußen zum großen Nutzen der Marine nicht herrschte, ist nicht nur die indirecte Ursache der Katastrophe, sondern muß, wenn es nicht verlassen wird, die Marine unfehlbar dem Ruin entgegenführen, von dem der Untergang des „Großer Kurfürst" und die schwere Beschädigung des „König Wilhelm" nur der Anfang sind.

In jeder anderen Marine ist es als nothwendig erkannt worden, daß alle neuen Schiffe, namentlich aber Panzerschiffe, nach allen Richtungen hin probirt werden, ehe man sie überhaupt in Dienst stellt.

Sollten sie danach einem Geschwader zugetheilt werden, so giebt man den Commandanten wiederum ausgiebige Gelegenheit, sich genaue Kenntniß von den besonderen nautischen Eigenschaften und von der Befähigung ihrer Officiere und Mannschaften zu verschaffen, um letztere richtig verwerthen zu können.

Jede Serie dieser ausgedehnten Versuche beansprucht mindestens 4 Wochen und oft noch längere Zeit, und ist ein unbedingtes Gebot seemännischer Vorsicht, dessen Außerachtlassung sich alsbald unheilvoll rächt und dessen Nothwendigkeit auch wohl für einen Laien offen zu Tage liegt.

Wie ist es aber in unserer Marine?

Das neue Schiff „Großer Kurfürst" hat vor der Indienststellung lediglich die Maschine probirt, und nach derselben sind ebensowenig eingehendere Versuche damit vorgenommen, wie mit den übrigen Schiffen des Geschwaders.

Erfährt man nun noch, wie uns von zuverlässiger Seite mitgetheilt ist, daß nach Kaiserlicher Bestimmung unsere Schiffe, ehe sie zu einem Geschwader vereinigt werden, ebenfalls, wie es in allen anderen Marinen vorgeschrieben, die Vorübungen mit den einzelnen Schiffen auf das eingehendste anstellen sollen, wozu, wie bereits bemerkt, mindestens 4 Wochen nöthig sind, so fragt man: „wie ist es möglich, daß einmal in solcher Weise jede seemännische Vorsicht versäumt und andererseits direct gegen die Kaiserlichen Bestimmungen gehandelt werden konnte?"

Wären jene kaiserlichen Bestimmungen befolgt, so würde mit aller Wahrscheinlichkeit das Unglück vermieden worden sein.

Während mehrwöchentlicher Einzelübungen würde man auf „König Wilhelm" unter allen Umständen, entweder die Unfähigkeit der Ruderleute und des dienstthuenden Unterofficiers erkannt und sie durch geeignetere Leute ersetzt haben, oder aber, es würden jene während der Zeit mit den besonderen Verhältnissen des Schiffes und des Ruders bekannt und durch längere Uebung für ihren Dienst fähiger geworden sein. —

Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die von mehreren Zeitungen gebrachte Notiz, das Unglück sei zum Theil auf die schlechte Steuerfähigkeit des „König Wilhelm" zurückzuführen, auf einem Irrthume beruht. — Wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, steuert „König Wilhelm" im Gegentheil vorzüglich und gehorcht dem Ruder, Dank dessen besonderer Construction, viel schneller, als irgend ein anderes unserer Panzerschiffe. Nur ist es allerdings nothwendig, daß die betreffenden Rudergänger ihre Sache verstehen, was auf diesem Schiffe ohne vorgängige, längere Uebung nicht möglich ist. —

Aus der obigen, auf Thatsachen gestützten Darlegung geht aber hervor, daß der Untergang des „Großer Kurfürst" nicht lediglich Folge eines unglücklichen Zufalles war.

Man könnte noch eine gewisse, wenn auch immerhin schwache, Entschuldigung gelten lassen, wenn irgend eine Gefahr im Verzuge gewesen wäre; aber diese lag, unseres Wissens, keineswegs vor.

Wozu mußten die Schiffe, nach kaum vollendeter und überstürzter Ausrüstung

sofort zu einem Geschwader vereinigt und nach zwei Tagen, unfertig für ihren Zweck, in See geschickt werden?

Der Krieg war ja beendet. Während dessen heftigster Periode hatten unsere Holzschiffe im Mittelmeere völlig genügt, und daß keine anderweiten, zwingende politische Gründe vorlagen, welche die Entsendung des Panzergeschwaders, auf Kosten von dessen Sicherheit forderten, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß nach dem Unfalle keine anderen Schiffe hingeschickt, sondern die Holzcorvette „Hertha" sogar noch zurückgerufen wurde.

Was war also der Grund zu einer so wunderbaren Handlungsweise? — Nennen wir die Sache beim rechten Namen, so war es eine Mißachtung aller seemännischen Praxis und Erfahrung. Es sollte den übrigen Nationen gezeigt werden: „Sehet, was sind wir Deutsche gegen Euch doch für tüchtige Leute! Ihr bedürft, um ein Panzergeschwader in See zu schicken, 2 Monate, wir nur 2 Tage!" —

Das falsche System hat sich furchtbar gerächt! —

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Punkte.

Es ist im Publicum vielfach die Frage aufgeworfen, ob die Formation, in der sich das Geschwader bewegte, nicht zu eng geschlossen gewesen sei?

Wir nehmen keinen Anstand, diese Frage entschieden zu bejahen.

Der officiöse Artikel des „Seeofficiers" in der Weserzeitung vom 7. Juli belehrt uns, daß das vom Kaiser genehmigte Evolutionsreglement der Marine als gewöhnliche Entfernung der einzelnen Schiffe von einander im Geschwader 400 Meter feststellt. Das ist eine sehr weise Vorschrift; denn bei solcher Entfernung können sich die Schiffe ungefährdet aus dem Wege gehen, wenn ihnen irgend etwas zustößt und aus diesem Grunde sind solche Entfernungen auch bei allen anderen Marinen maßgebend.

Was konnte nun den Geschwaderchef bewegen, diese gewöhnliche Entfernung in einem so von Schiffen besetzten Fahrwasser, wie der englische Canal, wo jeden Augenblick plötzliches Ausweichen geboten sein konnte, auf den vierten Theil zu verkürzen? —

Soweit irgend etwas darüber bekannt geworden, lag nach keiner Richtung irgend eine Veranlassung dazu vor, und so lange uns die oberste Marinebehörde nicht mit überzeugenden Gründen eines anderen belehren kann, vermögen wir der engen Formation, in der sich die Schiffe anrennen mußten, sobald ihnen etwas passirte, nur das Bestreben zu erblicken, den Engländern in ähnlicher Weise, wie schon oben bemerkt, imponiren zu wollen.

In wie weit solches gelungen, darüber giebt die „Times" Aufschluß. Bei der Besprechung des Unfalls, Anfang Juni, sagt sie:

„Die Ursache des Unfalls ist in erster Reihe Mangel an Erfahrung. Hätten die Deutschen mit Panzerschiffen solche Erfahrungen wie wir, so würden sie nicht so kurze Entfernungen zwischen den Schiffen gewählt haben." —

Das ist für die deutsche Marine ziemlich beschämend, aber die „Times" konnte nicht wohl anders urtheilen, da ihr die inneren Verhältnisse unserer Marine nicht bekannt genug sind.

Wäre freilich die Motivirung dieser engen Fahrordnung durch den oben

erwähnten „Seeofficier" in der angezogenen Zuschrift an die Weserzeitung den Engländern zu Gesicht gekommen, so würde unsere Marine wohl noch ganz andere und beschämendere Bemerkungen haben hören müssen.

Diese Motivirung sagt, jene enge Fahrordnung sei von den Officieren der Admiralität in Berlin bei dem Seekriegsspiel als die beste erkannt und deshalb gewählt worden.

Wir müssen gestehen, wir trauten kaum unseren Augen, als wir obiges lasen und nichts kann unsere ausgesprochene Behauptung, daß von maßgebender Stelle seemännische Praxis als überflüssig betrachtet werde, besser rechtfertigen als jene Worte.

Also jetzt werden die seemännischen Manöver auf Papier mit Bleistift und Zirkel in der Stube ausgeführt. Das ist ja eine prachtvolle Erfindung! Da der „Seeofficier" nicht davon spricht, daß etwa noch eine praktische Erprobung erforderlich sei, sondern lediglich die am grünen Tisch verfaßte Ordnung als die beste erklärt und fertig hinstellt, so bedürfen unsere Seeofficiere fernerhin nur noch Uebung in einigen geometrischen Constructionen und sie sind geeignet, ihre Geschwader gegen den Feind zu führen und ihn natürlich zu schlagen.

Einzelne Kleinigkeiten, auf welche die Seeleute alten Schlages einigen Werth zu legen pflegen, wie z. B. Strömung, unegales Steuern, plötzliches Ausweichen, Pulver- und Kohlenrauch, Versagen von Maschine und Ruder 2c. 2c., sind freilich von den Tactikern der Admiralität nicht in Betracht gezogen; — aber was kommt es darauf an. Das ist nach den Anschauungen der neuesten Schule, zu welcher der „Seeofficier" zu gehören scheint, längst überwundener Standpunkt.

Noch einige ähnliche Bemerkungen macht der „Seeofficier".

Er erklärt die bei Folkestone gewählte enge Fahrordnung für den Krieg als unübertrefflich und auch völlig gefahrlos, wenn Ruder und Maschine ihre Schuldigkeit thun.

Ja, aber hatten wir denn Krieg, war nicht vielmehr tiefer Friede, und gaben die Schiffe mit ihren gänzlich ungeübten Besatzungen irgend welche Sicherheit, daß Ruder und Maschine ihre Schuldigkeit thun würden?

Was würde wohl ein commandirender General sagen, wenn der ihm unterstellte Commandeur eines Reiterregiments, dessen Mannschaften, zu wenigstens zwei Drittheilen, aus frischeingezogenen Recruten besteht, nach zwei Tagen auf ihnen unbekannte Pferde gesetzt sind, das Regiment am dritten Tage in geschlossener Formation eine Attaque ausführen ließe?

Nun das ist, abgesehen von dem Hinken eines jeden Vergleichs, die Situation des Geschwaders am 31. Mai gewesen, mit dem allerdings bedeutenden Unterschiede, daß ein solches neumilitärisches Manöver dem Lande nicht Hunderte von Menschenleben und 10 bis 12 Millionen Mark kosten würde.

Endlich glaubt der „Seeofficier" das Publicum noch dadurch abfertigen zu können, daß er sagt, in der Armee könne es, und würde es auch später, ebenso wie in der Marine, stets vorkommen, daß einmal „Rechts um" statt „Links um" gemacht würde.

Darin geben wir ihm völlig Recht; nur pflegen in der Armee die einzelnen Leute, die Rotten und Züge solche Entfernung von einander zu haben, daß sie bei

falschen Wendungen sich nicht gegenseitig berühren, geschweige denn die Köpfe einrennen und das ist es ja, was für die Fahrordnungen der Marine auch gefordert wird.

Uebrigens ist bei jener Motivirung des „Seeofficiers" noch ein Umstand ganz besonders aufgefallen.

Nach unserer Kenntniß von militärischen Dingen bedarf jedes tactische und Exercierreglement der Kaiserlichen Genehmigung und ohne letztere dürfen von Truppenbefehlshabern oder einzelnen Officieren keinerlei Aenderungen an den bestehenden Bestimmungen vorgenommen werden.

Wie kommen nun die Officiere der Admiralität dazu, plötzlich, auf Grund ihrer in Berlin bei dem Seekriegsspiel gewonnenen Erfahrungen, eine so radicale Aenderung der Reglements vorzunehmen, die so verhängnißvolle Folgen nach sich zieht?

Stützen sie sich wenigstens auf die Sanctionirung der Neuerung durch den Admiralitätsrath, der nach Kaiserlicher Bestimmung bei allen wichtigen, die Marine betreffenden Fragen zusammentreten soll? Der „Seeofficier" erwähnt nichts davon; auch anderweitig haben wir nicht vernommen, daß der aus den ältesten Seeofficieren resp. Technikern bestehende Admiralitätsrath in den 7 Jahren, seit seiner Installirung, je berufen worden wäre, und bitten wir um Belehrung, wenn wir in diesem Punkte irren sollten.

So hat denn, wie wir aus Vorstehendem sehen können, der „Seeofficier" mit seinen Expectorationen entschiedenes Unglück gehabt und man kann hier wirklich sagen: „Si tacuisses!" — Dieser gewaltsame Artikel macht übrigens ganz den Eindruck, auf Befehl geschrieben zu sein, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Standpunkt des Verfassers als einen in der Marine vereinsamten bezeichnen.

Endlich bedarf noch ein anderer Punkt einer Erörterung.

In den ersten Nachrichten, welche englische Blätter über den Zusammenstoß brachten, wurde hervorgehoben, daß durch die Panzerfregatte „Preußen" wegen Zuspätkommens ihrer Boote, fast kein Verunglückter gerettet worden sei und es wurde hinzugefügt, dieser Umstand bedürfe noch der Aufklärung. So aufmerksam wir alle Zeitungen gelesen haben, ist uns bis jetzt keine solche Erklärung zu Gesicht gekommen. Nach den von uns eingezogenen Erkundigungen, die wir für ziemlich genau zu halten Ursache haben, sollen durch „König Wilhelm" 140, durch „Preußen" aber nur zwei Menschen von der Besatzung des „Großer Kurfürst" gerettet worden sein. Der Unterschied ist so ungemein groß, daß er auffallen muß. War „Preußen" durch irgend welche Umstände verhindert, sich in ähnlicher Weise, wie „König Wilhelm" und die englischen Fischerboote, an dem Rettungswerke zu betheiligen?

Das absolute Schweigen seitens der Admiralität über diesen Punkt, der doch jeden Deutschen lebhaft interessiren muß, ist jedenfalls nicht vortheilhaft für die Beurtheilung und es wäre dringend zu wünschen, etwas mehr Licht darüber zu erhalten, wie denn überhaupt die möglichst offene Behandlung der ganzen unglücklichen Angelegenheit einen besseren Eindruck gemacht und der Admiralität in der öffentlichen Meinung eine günstigere Stellung verschafft haben würde, als das bis jetzt von ihr beliebte Verfahren es möglich gemacht hat.

Anfänglich schien man ersteres auch zu beabsichtigen, denn die „Norddeutsche Allgem. Zeitung“ versicherte bestimmt, das Gutachten der Havariecommission solle dem Lande offen mitgetheilt werden. Davon ist jetzt jedoch keine Rede mehr, und in der „Norddeutschen“ spielt dafür das zu berufende Kriegsgericht eine Rolle, das aus einer überwiegenden Majorität von Generälen und 3 Capitains zur See bestehen und sich lediglich mit der Frage beschäftigen soll, ob der Unfall dadurch herbeigeführt ist, daß seitens eines oder mehrerer Officiere der Schiffe gegen bestehende Befehle gehandelt worden ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß sich dies in irgend einer Weise wird nachweisen lassen und so wird sich wohl ein Schuldiger finden; aber damit ist unserer Ansicht nach durchaus nicht der Kern der Sache getroffen. Wie wir gezeigt, liegen die eigentlichen Ursachen der Katastrophe tiefer und nach einer ganz anderen Richtung.

Wir können deshalb den Ausführungen der „Weserzeitung“ vom 1. August, in denen sie bei dem Kriegsgericht eine Majorität von Seeofficieren und nicht von Generälen verlangt, und die Möglichkeit nachweist, daß dies unter Wahrung der gesetzlichen Vorschriften zur Ausführung kommen könne, nur vollständig beipflichten.

Bei Untersuchung dieses schweren Unglücksfalles handelt es sich nicht sowohl darum, die Schuldigen im concreten Falle herauszufinden, sondern zu prüfen, ob die Hauptschuld nicht einem unrichtigen System zur Last fällt, das verlassen werden muß, wenn die Marine nicht noch von einer Reihe ähnlicher Unglücksfälle heimgesucht werden soll. Das ist aber eine rein technische Frage, und da sie den Hauptgegenstand der kriegsgerichtlichen Untersuchung bilden sollte, so müßte wenigstens die Majorität der Richter aus Seeofficieren bestehen.

Die officiöse Erwiderung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 4. August auf den beregten Artikel der „Weserzeitung“ macht einen ungemein schwächlichen Eindruck.

Der Verfasser ist offenbar in peinlicher Verlegenheit gewesen, was er hat antworten sollen.

Die Frage, weshalb auch der dritte, bisher ganz unbetheiligte Contre-Admiral vom Kriegsgerichte ausgeschlossen werden soll und die Klasse der Contre-Admiräle nicht, wie dies gesetzlich gestattet ist, durch Capitains zur See ersetzt werden kann, wodurch die Zahl der seemännischen Richter auf 7, statt 3 erhöht werden würde, übergeht die „Norddeutsche“ gänzlich mit Stillschweigen.

Bei dem eingeschlagenen Verfahren liegt unverkennbar die Absicht vor, die Admiräle gänzlich aus dem Kriegsgerichte fern zu halten und von den Capitains zur See nur eine kleine Minorität zuzulassen. Dies giebt aber der Sache von vornherein ein so eigenthümliches Gepräge, daß das bereits im Lande erwachte Mißtrauen nothwendig stark wachsen muß. —

Wir haben uns bemüht, unsere vorstehenden Erörterungen möglichst objectiv zu halten und nachzuweisen, daß in unserer Marine, welcher von ganz Deutschland so warme Sympathien entgegengebracht werden, mancherlei nicht so ist, wie es sein sollte, daß vielmehr das jetzt herrschende System die Marine auf eine gefährlich abschüssige Bahn geführt hat.

Wir fürchten keine Berichtigungen von irgend welcher Seite,

da wir nur von feststehenden Thatsachen und auf Grund langjähriger, sachlicher Erfahrung geurtheilt haben.

Wenn wir auch seit längeren Jahren dem activen Seeofficiercorps nicht mehr angehören, so haben wir die bisherige Entwickelung unserer jungen Flotte mit großer Aufmerksamkeit und regstem Interesse verfolgt und sind mit ihr in enger Fühlung verblieben.

Dieses lebendige Interesse ist auch die Ursache, daß wir es für nöthig hielten, auf Schäden aufmerksam zu machen, die im System liegen und nothwendig beseitigt werden müssen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß der Reichstag der Marine eine schärfere Beachtung schenken muß, als bisher, und haben es deshalb, im Interesse des Landes, für Pflicht gehalten, ihm diejenigen Punkte zu bezeichnen, an welche die bessernde Hand zunächst gelegt werden muß.

Der Geigenmacher von Absam.

Novelle

von

Julius von der Traun.

I.

Eine schwarze Gondel durchschnitt die trägen Fluthen des Canal grande. Zwei Nobili saßen darinnen in behaglicher Ruhe; ein leichter Seewind, der die Lagunen erfrischend durchzog, spielte mit den schwarzen Federn ihrer Barette und wehte die dunklen Locken aus ihren Stirnen.

Der Eine von Beiden hatte die Arme verschränkt und senkte das Haupt, die Augen waren ihm zugefallen; die schön gewölbten Brauen, der schwarze Fransenvorhang der Augenlider und der wie Ebenholz glänzende Bart lagen wie ernste Schatten auf seinem blassen Gesichte.

Der Andere, an Jahren jünger und frischeren Aussehens, lenkte seine schlau funkelnden Augen nach allen Fenstern und Balkonen; seine häufigen und immer freundlich und herzlich erwiederten Grüße ließen vermuthen, daß er sich der beneidenswerthen Gunst holder Damen erfreue. An der Riva di Biasio angelangt, gab er dem Barcajuolo das Zeichen, in den Rio di Canareggio einzulenken, an dessen Ufern das Sestiere gleichen Namens mit seinen zahlreichen Kirchen und wundervollen Palästen prangt. Dieser Theil der Stadt gehört zu Venedigs späteren Bauten. Während lange schon die weißen Kuppeln der Markuskirche in hoher Luft erglänzten, rauschte hier noch auf seichter Lagune das Schilf, welches der Italiener canna nennt, von welchem auch der älteste Name dieses Quartieres „canario“ stammt. Hier stehen heute noch die Marmor-Paläste der ältesten und vornehmsten Familien, der Vendramin, der Grimani, Savorgnani, Grandenighi, Morosini, Contarini und vieler anderer, zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, belebt vom blühenden Wohlstande stolzer Geschlechter, erfüllt von hohen Schätzen der Kunst, umrauscht und durchduftet von herrlichen Gärten, welche heute verschwunden sind oder pflegelos verwildern.

Als die Gondel an dem Palazzo Valmarana vorüber war, über dessen Säulenpforte damals noch in frischer Farbenpracht das berühmte Frescobild des Paolo Veronese „Der Triumph Neptuns“ prangte, richtete der jüngere Edelmann das Auge bald auf seinen schlummernden Gefährten, bald auf ein nicht allzugroßes nettes Haus, das aus der Front der Nachbargebäude nur wenige Schritte zurücktrat. Der kleine dadurch gewonnene Raum war gegen den Canal von einer steinernen Mauer begränzt, über welche sich die grünen Blätterkronen einiger Bäume erhoben. Endlich rief er: „Wach' auf, Andrea, das räthselhafte Haus steht vor uns!“ Der Angeredete schlug die Augen auf, nickte dem Gefährten dankbar zu und versank ins Anschauen des kleinen Gebäudes, aus dessen Fenstern eine Fülle von blühenden Rosen duftete und nickte. Durch das Blättergeflüster klangen leise Pizzicatos und Bogenstriche einer Geige.

„Sie läßt sich heute nicht blicken“, sagte Andrea. „Weißt Du noch immer nicht, wer sie ist, — wie ihre Eltern heißen, was sie treiben? Du lächelst so schlau, o sage, was Du weißt, theurer Antonio.“

„Es war ja nicht schwer zu erfahren,“ versetzte Antonio. „Dieses Haus gehört dem Meister Pietro Vimercati, einem berühmten Geigenmacher, und der Stern Deines Herzens ist seine Tochter Chiara.“

„O schöner Stern!“ rief Andrea. „Gestern Nachts fuhr ich allein in meiner Gondel hier vorbei; diese Wellen und jene Bäume rauschten nur leise, der Mond hing seinen silbernen Schleier über das stille Haus. Der seelenvolle Ton einer Geige erklang unter den Bäumen des Vorhofes, ich habe nie so schön spielen gehört. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. So träumt ein Gefangener von seiner grünen Heimath, wacht auf, hört seine Fesseln klirren und weint. Meine Seele war ganz in diese Klänge versunken; da neigte sie sich aus jenem Fenster dort, sie, der Stern meines Herzens! — Sie hatte Perlen durch das Haar geflochten, goldene Ketten und Schnüre um Hals und Arm gewunden. Sie rief herab: „Giacomo, was weinst Du schon wieder? Laß die klagende Geige ruhen und komme herauf zu mir, die Nacht ist schön, sie athmet lauter Liebe.“ Die Geigentöne klangen fort, dazu die Worte: „Chiara — wo hast Du all' den Putz und Tand wieder her?“ Darauf antwortete die Schöne schmeichelnd: „Du weißt, das Gold ist meine Freude. Dein Herz ist treu und edel wie lauteres Gold, darum hat's mich bezwungen, der goldene Klang Deiner Stimme und Deiner Geige haben mich besiegt. Diese Kette und Spangen habe ich mir heute auf dem Rialto gekauft, um mich Deiner zu erinnern, wenn Du nicht mehr bei mir bist.“ „Du verschwendest die Früchte meines Fleißes und weihst Dein Herz dem Mammon. Dein Vater berauscht sich im Weine, Du berauschst Dich im Strome Deiner Eitelkeit. Du liebst mich um des Goldes willen, um Gold wirst Du mich verrathen.“ Die Geige tönte beständig zu diesen Klagen — meine Gondel trieb vorüber, und endlich verhallte der letzte Schall.“

„Da wüßten wir ja den Schlüssel zu jener Thür!“ sagte Antonio; Andrea aber versetzte: „Bei Gott, mir wäre lieber, es gäbe einen anderen Weg!“ —

„O!“ erwiederte Antonio, „ich hoffe, der nächtliche Geigenspieler wird wohl sorgen, daß Du kein leichtes Spiel hast.“

„Das wollen wir sehen!“ rief Andrea, und über sein Antlitz flog eine dunkle Röthe, die eben so schnell verschwand, als sie erschienen war.

Während dieses Gespräches hatte der Barcajuolo die Gondel gewendet und ruderte den Weg zurück, welchen er gekommen war. Am Dogenpalaste stiegen die beiden Nobili ans Land. Sie verloren sich bald in der bunten, wachsenden Menge, welche bereits die Piazzetta erfüllte, denn die Sonne begann zu sinken, und kühle Abendlüfte weckten Venedigs regeres Leben.

II.

In der Werkstätte des Meisters Pietro Vimercati saß mutterseelenallein ein fleißiger Geselle und feilte und schabte sorgsam und bedächtlich an dem Resonanzboden einer Violine. Er hatte sich das grüne Sammtkäppchen aus der hohen Stirn geschoben, daß es leicht und keck auf dem Scheitel saß, von dem lange, blonde Locken auf die Schultern herabrollten. Die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne drangen durch die halb von Kastanienlaub, halb von Blumen verhüllten Fenster und fielen auf die kunstgewandten Hände des Gesellen, — er sah nicht auf und schien für nichts Sinn zu haben, als für das Instrument, welches er schuf.

Ein flüchtiger Blick auf sein Aeußeres verrieth den Deutschen, auch pfiff er eine jener einfachen Volksweisen, die in den Lagunen nicht heimisch sind. Schon war es 24 Uhr vorüber, die Marangona wurde geläutet, und der Mond zog wie ein Schifflein am tiefblauen Himmel herauf, doch der Geselle erhob kein Auge und schien noch immer seine Arbeit nicht enden zu wollen. Da rauschte ein Seidenkleid an der Thür, eine zarte Hand öffnete, und ein schönes Gesicht schaute in die Werkstätte herein.

Der Geselle erhob seine blauen Augen, legte die Arbeit von sich und rief: „Chiara!“

„Komm, Giacomo, komm hinüber zum Vater,“ sagte sie, „und trinke ein Glas Wein, Du hast heute genug gearbeitet.“

Da bewölkte sich die heiter gewordene Stirn des Gesellen und er versetzte: „Genug? Hätte ich zehn Arme, und bedürfte ich weder des Schlafes noch der Ruhe, und fielen der Chier und aller Schmuck und Kleiderprunk um die Hälfte ihres Preises, ich würde doch nie genug Geld herbeischaffen, um Deines Vaters Trinklust und Deine Putzsucht zu befriedigen.“

„Engel!“ erwiederte Chiara, indem sie zu ihm trat und den weißen Arm um seinen Nacken schlang, „wenn man jung ist, muß man genießen.“

„Und Dein alter Vater?“ fragte Giacomo.

„Es ist nun einmal seine Schwäche!“ war die Antwort.

„Und das Ende vom Liede?“ fragte Giacomo wieder.

Da stolperte der alte Vimercati zur Thür herein; mit der freundlichsten Miene seines weinrothen Gesichtes grüßte er den Gesellen und bot ihm köstlichen Chier an, der in einem Krystallpokal perlte.

Giacomo nippte.

„Wie schmeckt Dir der Wein?“ fragte der Alte.

„Er ist gut,“ versetzte Giacomo, „und kostet auch mehr als jene zwei guten Violinen, welche ihr gestern dem deutschen Herrn verkauft habt, mehr als zwei

Monate habe ich an ihnen gearbeitet! Was von dem Erlöse noch übrig blieb, hat sich in allerlei Tand und leichtfertigen Zierrath verwandelt und liegt in Chiara's Schmuckkästchen. Meister, mir schmeckt Wein und Brot in Eurem Hause nicht mehr, und Eure Tochter gefällt mir von Tag zu Tag weniger. Ihr habt mir ihre Hand versprochen, so ich Euch treu und fleißig diene. Ich gebe Euch Euer Wort zurück. Ich weiß, es wäre Euch lieb, wenn ich bei Euch bliebe, um Euch die Zechinen zu verdienen, die Ihr im Spiel und Trunk verschleudert. Ich weiß, Chiara, es wäre Dir lieb, wenn ich bei Dir bleibe, daß sich an meiner jungen Kraft Deine Leidenschaft erfrische, daß im Bewußtsein, von mir geliebt zu werden, Dein Auge heller glänze, und die hübschen Nobili dem schönen Liebessterne williger nachzögen, um Liebe, Huld und Gnade von der Divina Chiara zu erflehen. Ich habe Dich gut erkannt, als Du die sammtene Maske vorhieltest und in den Prokuratien an mir vorbeihuschtest. Der Domino, der Dir nacheilte, war der Marchese Antonio Grimani. Mehr als kindischer Muthwille treibt Dich des Nachts in die Gondel, auf dem Markusplatze und auf der Piazzetta umher. Durch List und Trug werdet Ihr mich nicht halten. Mit Liebe und offener Treue hättet Ihr mich fesseln können. Das liegt aber nicht in Eurem Sinne, und darum danke ich dem Meister für seine Arbeit und der Meisterstochter für ihre Liebe."

Hier schwieg Giacomo erschöpft und holte tief Athem, wie Einer, der ein Ungewitter fürchtet, das er durch Umstände gezwungen herauf beschwören mußte, und nun die Donnerschläge ruhig abwartet. Vimercati aber warf, ohne ein Wort zu reden, dem Gesellen einen giftigen Blick zu und zog seine Tochter, die von Verdruß, ohnmächtigem Zorn, Eigennutz und Liebe aufs heftigste bewegt war, nach sich aus der Werkstätte.

Als Giacomo allein war, brachen die Thränen aus seinen Augen und er rief aus: „So findet ein treues Herz doch überall Falschheit und Täuschung, und das Auge erschaut nur Masken und schnöden Trug in diesem Lande der milden Nächte!"

Vimercati saß oben in seinem Zimmer und leerte ein Glas Chier um das andere, während Chiara am Fenster stand, in den Rosen wühlte und dem Fluge der Gondeln nachsah, die pfeilschnell vorüber eilten.

„Was ist zu thun," sagte endlich der Alte, „wir halten ihn mit guten Worten nimmer, die ganze Arbeit fällt wieder mir anheim, wenn er uns verläßt, und ich bin sie lange schon nicht mehr gewöhnt. Ich fürchte, der Himmel schickt uns nicht zum zweiten Male einen solchen Gesellen. Giacomo traut unseren besten Versprechungen nicht mehr."

„Ach, Vater, Ihr treibt's auch zu bunt!" seufzte Chiara.

„Und das Töchterlein spart's auch nicht!" versetzte Vimercati.

„Ach Gott," sagte Chiara, „die Welt ist so groß, der schönen Dinge sind so viele, mein Herz ist weit — und das Leben so kurz. Ihr wißt selber, wie schwer es ist, sich eine Lust zu versagen!"

Der Alte hatte den kostbaren Wein vor sich, und wagte nicht zu widersprechen.

„Ich weiß nur ein Mittel," nahm Chiara wieder das Wort: „Auf der Riva dei Schiavoni wohnt die alte Brigitta; wohlerfahren in geheimen Künsten braute sie

schon manchen guten Liebestrank, bezwang durch kräftigen Zauber viele spröde Herzen und bannte den fliehenden Fuß des Mannes von Neuem an die Ferse der verschmähten Geliebten. Gebt mir einige Ducati, Vater." Der Alte zog seine Börse, in der nur noch wenige Goldstücke klapperten, aus dem Gürtel und theilte seine Baarschaft mit Chiara, denn es galt ein wichtiges Unternehmen. Ein Stündchen vergnügte er sich noch mit dem Becher, während Chiara, die keineswegs geneigt war, nach dem Besuche bei der alten Brigitta den Rest der Nacht im einsamen Schlafgemache zuzubringen, sich auf das reizendste und geschmackvollste putzte. Endlich erlosch in Giacomo's Fenster das Licht — eine kleine Weile darauf warf Vimercati seinen rothen Mantel um (die besseren Bürger und selbst Nobili, wenn sie unerkannt sein wollten, trugen damals dieses Kleid) und stieg mit seiner Tochter in die Gondel. Bei den Gefängnissen (le prigioni) landeten sie, der Alte begab sich über die Brücke nach der Piazzetta, um dort seine Dukaten im Spiele zu wagen, oder sonst seine lange Weile oder seinen Unmuth zu tödten; Chiara aber ging am Ufer des Meeres hinauf, das Haus der Sybille zu suchen.

III.

An einer jener Säulen, welche die Galerie des Dogenpalastes stützen, lehnte der edle Andrea Foscari, durch das Gewühl der Piazzetta auf die See hinausschauend. Lustig rauschten und hüpften die Wogen im Hafen durcheinander. Der Strahlenkegel des Mondes bedeckte eine breite Fläche der Lagune, und feenhaft war es anzuschauen, wenn die Lichter der Gondeln, sobald diese in das Bereich der Mondstrahlen geriethen, zu erlöschen schienen, nach wenigen Ruderschlägen aber aus dem dunkelgrünen Gewässer mit neuem Glanze aufstrahlten. Tausend helle Sterne flimmerten über der erhöhten Bildsäule des S. Teodoro und den ausgebreiteten Flügeln des Markus-Löwen, welcher die zweite Säule der Piazzetta ziert.

Venedig freute sich der schönen sternenhellen Nacht, und auch dem edlen Andrea war der Stern seines Herzens im Innern wieder aufgegangen in neuer Schönheit.

Der Marchese Antonio Grimani, welcher an Andrea's Seite stand, war heute schweigsamer als sonst; der scharfe Blick seines schlauen Auges war an die Brücke am Ende des Dogenpalastes geheftet. Endlich erschien dort eine ausgezeichnete Frauengestalt. Sie trug die maschera nobile. Kaum hatte Antonio sie erblickt, so wendete er sich lächelnd zu Andrea.

„Laß ab, mein Freund, Deine Bitten an Mond, Sterne, Wogen, und wie sonst all' die Boten sehnsüchtiger Liebe heißen mögen, zu richten, und höre einmal Deinen Antonio an, der Dich nicht leiden sehen kann, ohne Dir zu helfen."

Andrea wendete, ohne seine Stellung zu verändern, das blasse Gesicht dem Redner zu und sagte: „Was nützt Dein Spott oder Dein Prahlen? Die Wände des stillen Hauses in Canareggio schließen die schöne Chiara ein, wie die Muschel die kostbare Perle. Nie sah ich noch die Thür in jener Vormauer sich öffnen, und zierlichen Schrittes die holde Einsiedlerin die Marmorstufen herab in die Gondel treten. Die Sage von den Syreneninseln fällt mir immer ein, wenn ich des Nachts an Vimercati's Hause vorüberfahre und Chiara hinter den Blumen ihres Fensters singt. — Hast

Du sie nie singen gehört? — Gestern nach Mitternacht hörte ich sie wieder. — Mir war's, als triebe ich auf hoher See vor einer weißen Marmorinsel, welche in ihrem Innern blühende Länder birgt, Königreiche des Lenzes. Alles darinnen schien zu singen, jeder Baum, jede Quelle, jede Blume, und in diesen Lenzchoral mischten sich die Liebesklagen schöner Frauen, sterbender Schwäne und gefangener Nachtigallen. Antonio, ich beneidete die Wogen, welche die Stufen vor ihrer Hausthüre küßten!"

„Höre mich an!" versetzte Antonio Grimani lachend. „Du warst sechs Jahre von Venedig abwesend und weißt nicht, daß Pietro Vimercati, Chiara's Vater, vor fünf Jahren aus Cremona hier einwanderte, sich das kleine Haus kaufte und seine Kunst trieb, in der er sich bald vor allen hiesigen Meistern auszeichnete. Ein geschickter Geselle, welchen er später anwarb, vermehrte seinen Gewinn und seinen Ruf. Seine Mandolinen und Geigen sind gut — seine Tochter ist leichtsinnig und eitel. Ich kümmerte mich nie viel um die Verhältnisse ihres Hauses, doch scheint es dort immer an Geld zu fehlen; das ist aber ein Uebel, an dem sogar viele Namen des goldenen Buches leiden. Lasse daher Dein Schmachten und wende Dich offen an Deine Schöne. Der witzige Sangrado, der schöne Morosini und der gewandte Gritti können Dir mit gutem Rathe an die Hand gehen, und auch Dein treuer Freund Antonio Grimani, zu dem die Schöne oft genug aus dem Thore huschte und in die Gondel sprang, hilft Dir gerne."

„Wenn Du lügst und sie beschimpfst!" rief Andrea, und griff an seinen Degen. Antonio aber schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Noch heute sollst Du mit ihr im Palaste Grimani speisen!" Inzwischen war die Maske an den Redner herangetreten, lüftete die Sammtlarve und winkte ihm, ihr zu folgen. Er gewann kaum Zeit, dem erstaunten Foscari zuzurufen: „Komme mit uns!" Schnell war er dann bei dem schönen Mädchen, das den Arm in seinen legte und, mit Scherzen und Schmeicheleien den galanten Edelmann überhäufend, einer Gondel zuschritt. Als das Fahrzeug schon vom Ufer abgestoßen war, gewahrte Chiara, denn niemand Anderer war die Maske, in demselben außer Grimani noch einen zweiten ihr unbekannten Mann, der sie unverwandt mit Blicken voll Schmerz und Liebe ansah. „Wer ist denn dieser stumme Begleiter?" fragte sie ihren Seladon. „Mein Freund Foscari," war die Antwort, „der Tag und Nacht sich sehnte, einmal in einer Gondel mit Dir die Canäle zu durchkreuzen, der Tag und Nacht nur dem Einen Wunsche lebte, den Hauch Deines Mundes zu trinken und im Glanze Deiner Schönheit zu erblinden."

Chiara hörte diese Schmeicheleien mit großer Gleichgiltigkeit. Dagegen musterte sie den Foscari mit forschendem Blicke, endlich reichte sie ihm, wie einem alten Bekannten die Hand und sagte mit einer verbindlichen Verneigung gegen Grimani: „Wohlan, ein neuer Freund!"

Antonio fuhr es bei dieser mehr als intimen Begrüßung wie ein kalter Stahl durch sein feurig schwärmendes Herz. Er unterließ es, Chiara's Händchen mit zärtlichem Drucke zu bewillkommenen, vielmehr legte er dasselbe mit höflicher Zurückhaltung auf das Knie der ihm gegenüber sitzenden Schönen zurück.

„Ich muß nur bedauern, Signori, nahm Chiara wieder das Wort, daß wir an einem Tage zusammentreffen, welcher mich mit Verdrießlichkeiten und Sorgen überlud."

„Häusliche Sorgen?“ erwiederte Antonio mit der Börse in seinem Gürtel spielend, „denen wird wohl abzuhelfen sein.“

„Nichts dergleichen vor der Hand!“ antwortete das Mädchen.

„Eine maßregelnde Mutter? Ein grollender Beichtvater?“ fuhr der Marchese fort.

„Nichts von alle dem!“ versetzte Chiara. „Es handelt sich um einen dummen Geigenmachergesellen, um weiter nichts.“

„Ein Stückchen Eifersucht?“ meinte Antonio.

„Von meiner Seite gewiß nicht!“ lachte Chiara. „Doch — reden wir nicht länger von Angelegenheiten, welche zu gering sind für Euch vornehme Herren. Wir sind am Palazzo Grimani. Laßt uns fröhlich mitsammen zu Abend essen. Vielleicht finde ich unter Vornehmen die gute Laune wieder, die ich unter Gemeinen verlor.“

Die Gondel fuhr zwischen die mit den Hausfarben und den Familienwappen der Grimani geschmückten Pfähle, welche vor den venetianischen Palästen das Anlegen der Schiffe erleichtern; herbeigekommene Diener halfen den Angekommenen ans Land und bald befanden sich die beiden Nobili und ihre Begleiterin in einem ebenso prächtigen, als traulichem Gemache, dessen offene Glasthüre auf einen kleinen Balkon führte. Draußen glänzten die Kuppeln von Santa Maria di salute und von San Giorgio maggiore im Vollmondscheine; der eintönige Ruf der Gondoliere unten wiederhallte von den Façaden der beleuchteten Paläste.

Ein Tisch mit Blumen geschmückt, mit kostbaren Krügen und Pokalen aus venetianischem Glase besetzt, in denen die feurigsten Griechenweine funkelten und glühten, trug eine feine Last gewähltester Erfrischungen: Seekrebse, Austern, Fische, Eis und Früchte. Kein Page, kein Diener war zu sehen, alles war zu ungestörter und intimster Heiterkeit gerüstet. Die erwartete Heiterkeit trat aber nicht ein. Foscari saß schwermüthig und schweigend, mit dem Ausdrucke innigsten Mitleides hing sein Auge an Chiara's Zügen und Gestalt. Während Grimani die Funken seines zärtlichen Witzes sprühen ließ, sprach Foscari kein Wort. Endlich wendete sich Chiara von dem weichlichen Schwärmer geringschätzig ab, verließ den Tisch, von dessen Speisen und Weinen sie kaum genascht und genippt hatte und begann einen Papagei, der sich in seinem Ringe am Fenster schaukelte, mit candirten Früchten zu füttern. Ihre Gedanken waren aber weder mit dem indischen Vogel noch mit den beiden Cavalieren beschäftigt, welche ihr in so ungleicher Weise Gesellschaft leisteten. Der Mittelpunkt, um den dieselben sich drehten, war der fleißige hübsche Giacomo, die Goldquelle des Hauses Vimercati. Sie zitterte vor seinem Verluste, mit ihm schied die Aussicht auf manchen heißverlangten Putz und Schmuck, nebenbei fürchtete sie die üble Laune des neuerdings zur Arbeit gezwungenen Vaters. Auch hatte sie den Gesellen nach ihrer Weise sehr lieb. Jetzt verdroß sie die Anwesenheit des ernsten Foscari; sie hatte sich eine tolle Nacht gehofft, um die Besorgnisse ihres Innern zu verscheuchen, und nun war sie gezwungen, ernsthafter als je an das drohende Mißgeschick zu denken. Endlich verlangte sie nach ihrer Gondel, hüllte sich trotz aller Bitten Antonio's in ihren Mantel, grüßte die Cavaliere kalt und entfernte sich.

„Um Gottenswillen,“ sagte Antonio zu Andrea, als die Schöne das Gemach verlassen hatte, „Du verscheuchst durch Dein mürrisches Wesen den schönsten Schmetterling aus meinem Garten!“

„Ich bin grenzenlos unglücklich!“ entgegnete ihm Andrea. „Mir war es, als müsse ich gerade bei diesem Mädchen das Glück meines Lebens finden, und sehe mich so gänzlich um alle Hoffnungen gebracht. Mir ist's, als hätte ich eine Geliebte, die Jahre lang mein war, verloren.“

„Wenn Du Chiara das nächste Mal siehst, wirst Du schon heiterer sein,“ meinte Antonio.

„Ich will sie nicht wieder sehen,“ sagte Andrea bestimmt, „rede mir nicht mehr von ihr; ich werde froh sein, wenn ich sie vergessen kann.“

Während die Freunde sich so besprachen, ruderten singende Gondoliere Chiara's Gondel dem Hause Vimercati's zu. Kaum aber waren sie durch die Bogen der Rialtobrücke gefahren, als eine zweite Gondel pfeilschnell heranflog. Ein verlarvter Mann saß darin, welcher seine Augen fest auf Chiara's Antlitz heftete; ehe sich aber diese von ihrem Erstaunen über diese seltsame Begegnung erholt hatte, war der Mann sammt seinem Schiffe wieder verschwunden. Als die Schöne vor ihrem Hause aus der Gondel stieg, kam er wieder heran, betrachtete sie fest, als wollte er sich von der Identität ihrer Person überzeugen, und verschwand, als sie die Klinke faßte, um in das Haus zu treten, auf die vorige Weise. Etwa eine halbe Stunde, nachdem Chiara gelandet, kam derselbe Mann in derselben Gondel wieder. Diesmal aber stieg auch er aus, warf dem Gondolier ein Paar Geldstücke in den Hut, zog einen Schlüssel hervor, sperrte die Thür auf und trat in Vimercati's Haus.

IV.

Am anderen Morgen stand Giacomo früh auf, um eine bestellte Violine zu vollenden. Die vier Glocken auf dem Markusthurme wurden geläutet, um nach altem Gebrauche den Anbruch des Tages anzuzeigen; wenige noch vernahmen ihren Schall, der endlich an den geschlossenen Palästen und über dem lautlosen Meere verhallte. Unser Geselle sprach das Morgengebet und begann wacker zu schaffen. Die Sonne stieg höher, Niemand ließ sich in der Werkstätte sehen, Niemand rührte sich im ganzen Hause; nur von dem einen Wunsche beseelt, Venedig bald verlassen zu können, trachtete der Geselle sein Stück zu vollenden und bemühte sich über die Maßen. Jede Stunde seiner Arbeit war gutes Geld werth, — doch war er nicht froh. Wie fröhlich war ich, dachte er, als ich in der freundlichen Innsbrucker Vorstadt Wiltau, welche mehr Bäume und Singvögel als Fenster zählt, an der Seite meines alten lieben Meisters Herz saß und Orgelpfeifen verfertigte. Freilich war seine Wohnung nicht so prächtig und sein Tisch und Keller nicht so kostbar, als in diesem Hause; es herrschte dort aber Zufriedenheit und ein mäßiger und sicherer Wohlstand. Ich weiß auch in ganz Innsbruck kein so schönes Mädchen, wie die böse Chiara; aber das gute Gretchen, das mir immer die frischen Kirschen und Nelken brachte, — das muß in den fünf Jahren, seit ich in der Fremde bin, zu einer lieblichen Jungfrau erblüht sein. Ja, würde man bei uns zu Hause die gute Waare so bezahlen wie hier, ich kaufte in kurzer Zeit ein schmuckes Haus, das mitten in Weizen- und Kornfeldern steht, oder zwischen saftig grünen Bergwiesen am Fuße bläulicher Felsberge, wo braungefleckte Kühe bis an die Wasserfälle hinauf gehen und das Läuten ihrer Glocken in das Geräusch der stürzenden Wellen mischen. — Er ergriff den

Becher, in dem sein Frühtrunk noch unberührt stand: „Auf dein Wohl, mein schönes Vaterland, mein theures Tyrol!" rief er aus und leerte ihn mit einem Zuge. Darauf begann er wieder mit vielem Eifer seine Arbeit, ohne daß die holden Heimatgedanken ihn verließen. Die Sonne brannte schon heißer durch die Fenster der Werkstätte, und um die Mittagsstunde überkam unseren Gesellen der Schlaf. Mit Gewalt riß er die Augendeckel wieder auf, aber in seinen Ohren tönten verworrene Klänge, als bliesen auf nahen Alpenwiesen die Hirten auf dem Schwegel; die Almerinnen jauchzten von Klippe zu Klippe, dazu läuteten die Heerdenglocken und rauschte der Wind in den Klüften. — Noch einmal versuchte er, sich des Schlafes und des Traumes zu erwehren, aber diesmal waren es Blüthenäste und Nachtigallenlieder, welche aus vollen Laubeskronen strömend seine ankämpfenden Kräfte überwanden. Ihm war es, als ruhe er in einem herrlichen Garten auf einer Marmorbank am Rande eines hellen Bassins. Vor ihm öffnete sich eine Aussicht über Gärten und Weinberge, welche prachtvolle, von Pinien und Cypressen beschattete Villen einschlossen. Ueber Allem erhoben sich in duftiger Ferne blaue Gebirge — die lieben heimatlichen Alpen. Je länger er hinblickte, desto deutlicher glaubten seine Augen die Bergwiesen, von silbernen Bächen durchflochten, zu erkennen; und endlich drang wieder der sehnsüchtige Ruf des Flühvogels, der Ton des Alpenhorns an sein Ohr. „So nimm mich denn wieder, theure Heimat!" rief Giacomo, „weil Du mich so herzlich rufst und Deine Arme so sehnsüchtig nach mir ausstreckest." Er wollte sich von seinem Sitze erheben, aber plötzlich schlang sich ein buntes Gewinde von Rosenkränzen um seine Glieder; bezaubert sank er zurück, zurück in weiche Arme, an eine wogende Brust, und als er seine Augen erhob, leuchteten Chiara's feurige Augen auf ihn nieder.

„Warum willst Du mich verlassen?" fragte die Schöne.

Kraftlos von all' den Reizen und Düften bezwungen, seufzte Giacomo: „O weh, nun kann ich nicht mehr fliehen, der alte Zauber spinnt wieder seine unseligen Netze. An Dich geschmiedet, muß ich bleiben, das Opfer Deiner Launen, der Spielball Deiner Untreue. Venedig, Venedig, was nährst Du für schöne Schlangen auf Deinem Busen!"

Wieder schlug von ferne der Klang der Heerdenglocke an sein Ohr. „Dank dieser Mahnung!" rief er und erhob sich erstarkt; „hinaus aus diesen Fesseln! — dort, siehst Du, Chiara! dort ist das Vaterland meines Glückes, dort wird man mich nicht betrügen, wie Du es gethan hast. Dort fehlt es den Menschen an Gold und himmlischen Reizen, aber sie haben Schätze, die Du nicht kennst: — Zufriedenheit und treue Herzen."

Da zog Chiara ein Messerchen hervor, stach sich in den weißen Arm und fing die Blutstropfen in einem Becher Falerner auf. „Trinke," sagte sie, „und nimm mein Herzblut mit in die fernen Thäler, wie Du die Ruhe meiner Seele mit Dir trägst."

Giacomo zauderte, ein kalter Schauer rieselte durch seine Glieder; Chiara aber schlang den Arm um seine Schulter, drückte einen feurigen Kuß auf seine Lippen, und fest an ihn angeschmiegt, hielt sie ihm den Becher an den Mund. Nichts war dem süßen Dufte des Weines zu vergleichen; unmächtig zu widerstehen, schlürfte er in gierigen Zügen das unwiderstehliche Getränk.

Als er getrunken hatte, sprach Chiara: „Gehe, gehe, Ungetreuer! Fliehe! Räuber meiner Ruhe!" Giacomo verhüllte sich das Gesicht, hob die Hände zum Himmel, — wo er hin sah, lachte ihm Chiara's schönes Antlitz entgegen, aus den Wolken leuchtete es nieder wie die Sonne, der Wind flüsterte in den Zweigen: „Chiara!", die Nachtigallen sangen den süßen Namen, und in seiner Seele widerhallte er zu tausend Malen.

„Gott im Himmel," jammerte er, „mein Herz strebt noch immer in die Heimat, und meine Sinne sind von Dir gefesselt. Lasse mich los, Du zauberisches Weib!"

„Gehe, gehe, ich halte Dich nicht," entgegnete ihm Chiara, und es schien ihm, als spiele ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen; „schenke mir nur einen Tropfen Deines Blutes, daß ein Atom Deines Seins durch meine Adern rolle!" Wieder ergriff sie das Messerchen und näherte es dem Arme Giacomo's — in diesem Augenblicke fühlte dieser einen schmerzlichen Stich, fuhr mit einem lauten Schrei auf — öffnete die Augen. Weg war der Traum, weg waren die Gärten, die Weinberge, Felder und blauen Berge — er stand in Vimercati's Werkstätte, vor ihm Chiara, deren entblößter Arm blutete, in der Hand hielt sie eine Lancette, auf der Werkbank standen ein voller und ein geleerter Becher, unter der offenen Thüre stand lauschend der alte Vimercati; Weihrauch und Ambradüfte erfüllten das Zimmer.

„Betrügerische, teuflische Dirne!" donnerte Giacomo, bekreuzte sich und schüttete das volle Glas zu ihren Füßen nieder, „sei Du ein Raub der Hölle und ihrer bösen Geister! Die heilige Jungfrau aber hielt mein Herz in Schutz, als Deine dampfenden Zauberkräuter mich betäubten und hat es aus Deinen Netzen gerettet!"

Da gewahrt er eine Kette von Chiara's Haaren um seinen Hals geschlungen. Er warf dieselbe von sich, sank erschöpft in einen Stuhl und jammerte: „O hätte ich dieses Haus der Sünde nie betreten!"

„Unnatürliches Felsenherz!" stammelte jetzt unter Zornesthränen Chiara, welche erst mühsam ihre Sprache wieder gewann.

„Schweig!" unterbrach sie Giacomo bebend, „ewig möge ein gütiger Himmel den Syrenenklang Deiner Stimme meinen Ohren unhörbar machen, den Glanz Deines Auges in undurchdringliche Finsterniß hüllen. Mögest Du in unendlicher Ferne von mir Deine Tage verleben, von meinem Fluche belastet — unselige Dirne!"

Die Venetianerin sank mit einem furchtbaren Schrei zu Boden. Vimercati, welcher bis jetzt lautlos und rachebrütend an der Thüre gestanden war, erhob nun eine Stimme und rief „Zu Hilfe! Mörder! — meine Tochter liegt in ihrem Blute!"

Ehe er aber aus dem Zimmer gekommen war, faßte ihn Giacomo bei der Kehle und drückte ihn an die Mauer. „Wärest Du mir nicht zu elend, so würde ich an Dir die Kraft meiner Tyroler Fäuste erproben! Schweige, wenn Du nicht willst, daß ich Dich und Deine Tochter dem Gerichte überliefere; es würde Euch beiden Euern Liebestrank und Eure Haargeflechte gut bezahlen, besser, als Ihr sie der alten Brigitta am Riva dei Schiavoni bezahlt habt. Ich folgte in einer Gondel der Eueren. Ich weiß, Alter, wo Du die Nacht zugebracht hast, und sah Chiara in den Palast Grimani treten und wieder von dort nach Hause fahren. Ich gehe und rufe die Sbirren!"

Der Alte taumelte aus dem Gemache und murmelte: „Gehst Du zu dem Gerichte, so soll Dich der Dolch eines Bergamasken um so sicherer erreichen."

Als Giacomo diese Worte vernahm, wußte er nur zu gut, daß sie aus dem Munde eines Venetianers nicht in den Wind gesprochen waren. Er eilte daher auf sein Zimmer, nahm seine Baarschaft und wenige nothwendige Kleidungsstücke mit sich und verließ, ohne von Jemanden gegrüßt noch gehindert zu werden, das Haus. Seiner deutschen Redlichkeit that es leid, die begonnenen Arbeiten nicht vollendet zu haben; doch die Sorge für sein Leben entband ihn aller andern Pflicht. Er stieg in eine Gondel, wendete der stolzen Königin der Meere den Rücken und fuhr nach Mestre. Glücklich pries er sich wieder, die Terra Ferma unter seinen Füßen zu fühlen und pilgerte rüstig nach Treviso und später durch das Val Sugana nach Trient, um von dort, reich an Kenntnissen und — Schmerzen, in das friedliche Innsbruck heimzukehren.

V.

Zwölf Jahre nach dem im letzten Abschnitte geschilderten Auftritte in Vimercati's Hause saß Giacomo in einer netten Stube seines Hauses in Absam, einem kleinen Dorfe nahe bei der durch ihre Salzwerke seit Jahrhunderten berühmten Bergstadt Hall im Innthale. Er trieb noch immer seine alte liebe Kunst und baute Geigen; freundlicher und lieblicher war aber seine Werkstätte als jene in Venedig, wo er an heißen Sommertagen mutterseelenallein mit seinen Herzensqualen saß. Die blank gebohnten, netten, bequem und zweckmäßig vertheilten Möbel, die lichten Wände, die frischgewaschenen Linnenvorhänge und die reinen, durchsichtigen Fensterscheiben zeugten von dem Wirken einer fleißigen Hausfrau; das Gemach war im Stande, mit seinen schlichten Wänden die Wünsche und Bestrebungen eines übervollen Herzens auf die anmuthigste Weise in die lohnenden und freudenreichen Kreise stillen Familienglückes einzuschränken. Das milde segenvolle Licht, welches das Herz einer liebenden Gattin und Mutter ausstrahlt, erfüllte die engen Räume.

Giacomo hatte nach seiner Rückkehr aus Italien in Innsbruck seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Seine Arbeiten fanden vielen Beifall, und wurden sie auch nicht so glänzend bezahlt, wie in Venedig, so sicherte ihm doch ihr Ertrag ein anständiges Auskommen; Erzherzog Ferdinand Carl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener*), und in aller Herren Länder sangen Jacob Stainers Violinen das Lob ihres Meisters. Giacomo hörte sich wieder gerne mit seinem deutschen Namen Jacob Stainer nennen und vermied selbst aufs sorgfältigste jede Erinnerung an seinen Aufenthalt in Italien. Er führte die ehrbare Jungfrau Magarethe Holzhammer zum Altar, dasselbe Gretchen, das ihm die frischen Kirschen und Nelken durch das Fenster der Orgelbauer-Werkstätte seines alten Meisters in der Vorstadt Wiltau gereicht hatte, und lebte mit ihr in stiller glücklicher Ehe. So meinte die Welt; und es trübte auch keines seiner Worte die reine Seele der tugendhaften Frau.

*) Die betreffende Urkunde, die sich noch in den Händen von Stainers Nachkommen befindet, ist vom Kaiser Leopold dem Ersten im Jahre 1659 unterfertigt.

Eines aber vermißte diese an ihm schmerzlich, das war der heitere Frohsinn. Er zankte nie, er murrte nie, liebte seine Kinder und sorgte mit allen Kräften für ihr Wohl, aber nie zog die dunkle Wolke von seiner Stirn und nie ein Lächeln auf sein Antlitz. So kam er in schwüler Mittagshitze auf die Höhe seines Lebens und seiner Kunst, und wie in Mittagssonnenstrahlen die Stimmen der Vögel verstummen und diese sich im Schatten des tiefen Waldes verbergen, so versiegte auch der Strom seiner Rede. Nur selten brach eine trübe Welle wieder hervor; er sehnte sich nach einer stillen Ruhestätte, nach einer einsamen schattigen Waldrast, wo das bunte Gaukelspiel der Welt ihn nimmer an Gehofftes, Unerreichtes und Verlornes gemahne. Er verließ mit den Seinen das in jenen Tagen gar laute und bewegte Innsbruck und zog in sein Geburtsdörfchen Absam hinaus.

Ein schöner Augustmorgen lachte durch die blanken Fensterscheiben in Stainers Wohnung. Durch die offene Thüre sah man in einen nicht allzu langen Gang, an dessen Ende aus der offenen Küche der flackernde Schein des Heerdfeuers leuchtete, vor dem die schlanke Gestalt der Hausfrau sich bewegte. Oft hob Stainer sein Haupt von der Arbeit empor, und seine Augen suchten zwei blühende Kinder; sein Töchterlein, das auf der Wiese vor dem Hause spielte, während sein einziger Sohn, ein achtjähriger Knabe, am andern Fenster saß und emsig seine Vorschrift nachschrieb. Stainer, der heute düsterer war als je, legte die Werkzeuge aus der Hand und trat zu dem Kleinen, um an dem blühenden Anblicke und dem emsigen Bemühen des Knaben sein Auge zu weiden.

„Sei nur fleißig und brav, mein Söhnlein!" sagte er, dem Kleinen die rosigen Wangen streichelnd, „der Anfang aller Dinge ist klein, der Fleiß ist der Samen aller großen Werke. Zuerst lerntest Du die Haar- und Schattenstriche, nach und nach verbindest Du sie zu Buchstaben, nun wirst Du bald die Fertigkeit erlangen, in schönen Formen sie wiederzugeben; nach Jahren dienen sie Dir als würdiges Kleid Deiner schönen Gedanken, und bist Du dazu erkoren, so erfüllen zuletzt Dein Geist und Deine Schrift die Welt. Auch ich habe in meiner Kunst klein begonnen und Großes erreicht."

„Lieber Vater," sagte der Knabe, „Du hast mir oft versprochen zu erzählen, wo und wie Du Deine erste Geige machtest. Ich bitte Dich, thue es jetzt."

„So höre!" begann Stainer. „Mein Vater war ein armer Bauer hier im Dorfe und hatte viele Kinder. Als ich ein Knabe war wie Du, mußte ich die Gänse hüten. Das Geschnatter that meinen Ohren den ganzen Tag über so wehe, daß ich mich höchst unglücklich fühlte; auch kamen auf den Anger selten andere Vögel als Sperlinge, deren Stimme mir eben so wenig Vergnügen machte als die überlauten Kehlen meiner Pflegebefohlenen. Selten wirbelte über mir eine Lerche in den Lüften, und das war mein einziger Trost. Als ich größer wurde, bekam ich die Stelle eines Kuhhirten und fühlte mich glücklicher. Erstens war schon das melodische Geläute der Kuhglocken meinen Ohren tausendmal angenehmer, als das Geschnatter der Gänse, und zweitens hatte sich auch der Schauplatz meines Lebens bedeutend verändert. Nicht mehr der flache sonnige Dorfanger war mein Aufenthalt, sondern hochgelegene, waldumsäumte Wiesen; auch zogen meine Thiere gern durchs Gehölz. Dann lag ich stundenlang im Schatten eines alten Baumes, von dichten Gesträuchen bedeckt; aus der Tiefe des Waldes rauschten Quellen, oder erkrachten

die Aeste, wenn der Hirsch mit seinem Geweihe durch das Dickicht brach. Die Waldvöglein sangen über mir in tausendstimmigem Chore, darein mischte sich das geheimnißvolle Sumsen der glänzenden Käfer, das Säuseln der Blätter und Zweige, die sich im Zuge der Luft schwangen und küßten, und andere Stimmen, an denen der tiefe Forst so reich ist. Es stimmte alles so schön zusammen, ich erkannte die unendliche Kraft und Schönheit des Wohlklanges. Die ganze Welt erschien mir wie ein Kranz von schönen Tönen, und mein innigster Wunsch war, gern vernommen mitzuklingen. Ich schnitzte mir aus einem Haselaste einen Schwegel, wie ich ihn bei anderen Hirten gesehen, und übte und bemühte mich, bis ich ein Liedchen herausblies. O wie freute ich mich, als ich eines Abends meine Kunstfertigkeit dem vielgeliebten Walde producirte und merkte, daß meine Klänge so hübsch zu seinen Liedern und Tönen paßten und die wiederhallenden Felsen meine Weisen so heiter nachsangen. So bin ich also auch ein Musikant! jubelte ich, wie die Bergamseln und die Bächlein, so wohnt also auch in mir ein Wohlklang wie in den Glocken, die meine Kühe am Halse tragen, oder wie in jenen, welche in unserm Kirchthurm hängen.

Die Sonne ging eben unter, ich blies wieder, meine Kühe kamen herbei und begleiteten mich läutend ins Thal, wo mich das Ave Maria von den Kirchthürmen der nahen Dörfer begrüßte. Vor meines Vaters Thüre standen, als ich heimkam, drei böhmische Musikanten; Einer strich die Geige, der Andre blies die Klarinette und der Dritte das Horn. Ich beneidete im Herzen diese Leute, welche musicirend die ganze Welt durchreisen und sagte meinem Vater offen, wie gerne ich mit diesen pilgern möchte. Der verwies es mir aber streng und ernstlich, und am nächsten Morgen mußte ich wieder mit meinen Kühen auf die Weide. Die Violine von gestern Abend klang noch immer in meinen Ohren, und ich dachte mir: ist dir ein Schwegel gelungen, so kannst du ja auch eine Geige versuchen. Ich suchte mir geeignetes Holz und schnitzte mit unsäglicher Mühe viele Tage lang; darüber wurde es Winter, und die Kühe blieben im Stalle. Ich ging an Sonn- und Feiertagen fleißig in die Kirche; duftete ja doch der Weihrauch wie die Waldblumen, und das Chor erschallte von Musik, als säßen da oben die Waldvöglein und sängen. Ich betete eifrig, daß mir der liebe Gott unter dem Sange und Klange seiner Welt eine gute Stätte bereite, ich habe um sonst nichts gebeten, und das war nicht recht! Jetzt fühl' ich die Strafe."

Hier schwieg Stainer bewegt, der Knabe blickte ihn betroffen an, ohne ihn zu verstehen. Endlich fuhr Stainer fort:

„Als der Frühling wieder angebrochen war, erblühte mir eine große Freude. Der Schullehrer kam zu meinem Vater und sagte: „„Freund, gebt mir Euern Jacob in die Lehre. Ich habe ihn in der Kirche beobachtet, er hat ein feines Ohr und viel Sinn für Musik, auch ist er fromm und stille, wie es für einen Schulmann und Diener der Kirche ziemt, welcher des Schöpfers Macht und Güte mit Gesängen und Klängen preisen soll."" Ich weiß nicht, wie ich den Antheil dieses Mannes erregt hatte, aber seiner Güte danke ich den Grund meines ganzen jetzigen Könnens und Wissens. Ich kam zu ihm, lernte singen und sollte zuletzt auch im Geigenspiel unterrichtet werden — aber mein Meister hatte selbst nur eine schlechte Violine — und sonst gab es keine in ganz Absam; auch fehlte mir und ihm das Geld, eine

neue anzuschaffen. In dieser Noth rückte ich schüchtern mit meiner Geige hervor, welche ich im Winter vollendet hatte. Natürlich war keine Saite darauf, ich hatte nur mit vielem Fleiße die Form jener Violine des böhmischen Musikers, wie sie sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, nachgeahmt. Mein Meister betrachtete mein Machwerk mit stummem Erstaunen und sagte endlich: „„Aus Dir kann viel werden, Deine mechanischen Anlagen übertreffen alle Deine andern!““ und dies bewog ihn, mich bei seinem alten Freunde, dem berühmten Orgelbauer Herz in Innsbruck in die Lehre zu bringen. So baute ich meine erste Geige.“

„Wie kommt es aber, Vater,“ fragte der Knabe, „daß Du doch kein Orgelbauer geworden bist?“

„Mein Kind,“ entgegnete Stainer, „Meister Herz theilte mir treulich all' seine Kenntnisse mit, doch sagte er auch: „„Mein Sohn, meine Kunst wird Dich besser nähren, als wenn Du ein Bauer geblieben wärest, doch bist Du jung und voll Talent und Fleiß, es wird Dir leicht sein, eine bessere Kunst zu erlernen, ich meine die Geigenmacherei. Die meisten Kirchen haben schon ihre Orgeln, die Zeit des Kirchenbauens ist schier zu Ende, Tanz und Spiel, Scherz und Lust nehmen aber immer zu, und die Geigen werden allerwege zu wenig. Werde Du ein Geigenmacher, das ist eine weltliche Kunst und wird gut bezahlt. Er gab mir sofort ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Vimercati in Venedig, und in dessen Hause lernte ich vieles kennen, was ich noch nicht ahnte.“

Nach diesen Worten wendete sich Stainer rasch von dem horchenden Kinde, und kehrte mit gesenktem Haupte an seine Arbeit zurück.

„Und warum bist Du nicht in Venedig geblieben?“ fragte der Knabe unbefangen. „Der Himmel hat es nicht haben wollen!“ seufzte Stainer. „Schreibe, mein Söhnlein, schreibe!“

Der folgsame Knabe begann von Neuem seine Federzüge. Vor Stainers Auge erhoben sich die Thürme und Kuppeln der stolzen Königin der Meere; er hörte die Lagunen rauschen und den wehmüthig süßen Gesang einer bezaubernden Stimme.

VI.

Noch heute liegt in ihrem heiterem Glanze am linken Innufer die schöne Weiherburg, das liebliche Jagdschlößchen. Noch heute umgeben es duftende Haine, noch heute bezaubert Jeden, der oben aus dem Fenster schaut, der Anblick des reichen Innthales, der goldenen Aehren- und silbernen Wasserwogen, der grünen Breiten, der waldbewachsenen Hügel und der veilchenblauen mit silbernem Schnee gekrönten Berge, wie er den mächtigen Kaiser Maximilian bezauberte, der hier von Waidmannslust erhellte Tage lebte. Der Zwinger, welcher vor beinahe 200 Jahren ein üppiger Blumengarten war, ist jetzt freilich nur mehr ein fetter Grasplatz; doch steht noch mitten ein runder Steintisch, der wohl aus jenen blumenreichen Kaisertagen stammt.

Wenige Tage nach Stainers Gespräche mit seinem Sohne saß er in diesem von Blumenglanz und Duft erfüllten Zwinger und sah dem Sonnenniedergange zu. Der Erzherzog hatte für diesen Abend ein Hofconcert in der Weiherburg angeordnet, denn eine berühmte italienische Sängerin war angekommen, und Stainer berufen worden, im Orchester mitzuwirken. Während im Schlosse Alles von Hof-

leuten, Gästen und Dienern wimmelte, hatte er sich in den einsamen Garten begeben, um dort zu verharren, bis man ihn rufte. Er saß still, wie immer, und seine Gedanken waren — wie immer in Venedig. Die schöne Chiara kam ihm nicht aus dem Sinne, war sie ihm ja doch wie das verkörperte Ideal seiner kühnsten Jugendträume erschienen, die schöne Gestalt mit der schönen Stimme, wie ein Klang aus Himmelshöhen. Alles, was er dachte und trieb, war seit dem Beginnen seines Denkens von holder Musik durchwoben, Liebe war ihm nichts anders als der höchste Wohlklang der Welt, welcher aus zwei Herzen strömt und zu einem namenlos süßen Tone sich vermählt. „Mein gutes liebes Weib hat mir viel Segen ins Haus gebracht, viel Glück — aber es ist ein anderes Glück, als ich unter Italiens Himmel träumte. O, daß ich die, welche ich allein lieben kann, verachten muß!“ Er stützte sein Haupt in die Hände. Da spazierten durch einen nahen Gartengang zwei Hofherren, ohne ihn zu bemerken, im eifrigen Gespräch.

„Ich sage Euch,“ eiferte der Eine, „mir ist es immer, wenn ich eine Stainer Violine höre, als sänge mit den sanften Geigentönen leise, leise eine herrliche Frauenstimme.“ Der Andere gab eine weitläufige Antwort, und so gingen die Beiden vorüber und verschwanden im nächsten Laubengange.

„So ist es auch!“ sagte Stainer, der ihre Reden vernommen hatte; „wenn mich auch die schöne Chiara verlassen hat, ich meine damit die prachtvolle Frauengestalt von dem feurigen Blute eines liebesüchtigen unbeständigen Herzens durchflossen, so ist mir doch ihr besserer Theil, ihre Stimme, treu geblieben, die himmlische Stimme, die so gerne mit meiner Geige sang und die noch oft über die Alpen hinüberfliegt, um mit den Kindern meiner Kunst zu kosen und sich der unvergeßlichen venetianischen Nächte zu erinnern. Ich bin froh, daß sie nur mehr in leisen Wiederhallen an mein Ohr tönt. Schlüge sie noch einmal in ihrer lebendigen vollen Kraft an meine Brust, sie würde die kaum entschlummerten Schmerzen wieder wach rufen, und ich müßte düsteren Gewalten unterliegen.“

Während diesem Gespräche war die Sonne untergegangen, die Sterne standen leuchtend über Innsbruck, das Thal war stille, und der Inn begann lauter zu rauschen. Ein Diener trat zu unserm Meister und rief ihn in den Concertsaal.

Dort strahlte im Lichterglanz ein Kreis von edlen Herren und schönen Damen, in ihr heiteres, halblautes Gespräch mischte sich das Stimmen der Instrumente; endlich trat der Erzherzog ein und die Musik rauschte auf. Als die Italienerin ihre Arie begann, war Stainer ganz in den Ton seiner eigenen Geige vertieft. Aber schon nach den ersten Takten erhob er betroffen das Haupt vom Pulte, und als die Sängerin die volle Kraft ihrer Stimme entfaltete, so wie ein aufgewachter Adler seine Schwingen ausbreitet und mit tönendem Flügelschlage ins Morgenroth taucht, wurde Stainer todtenbleich. Bogen und Geige sanken aus seinen Händen und mit einem dumpfen Schrei stürzte er zu Boden.

Als er die Augen wieder aufschlug, lag er in seinem Hause zu Absam, seine Frau und seine Kinder waren bei ihm, er schien sie aber nicht zu kennen; Wahnsinn und Raserei hatten sich seiner Seele bemächtigt. Er klagte, jammerte und weinte, rief und verfluchte Namen, die Niemand von seiner Umgebung kannte, verwünschte die Stunde seiner Geburt, — man mußte ihn zuletzt in Bande legen und strenge bewachen. Mit der milden Jahreszeit wurde auch er milder, man

konnte ihn wieder frei sich bewegen lassen. Er sprach aber mit keinen seiner Angehörigen und streifte bei schönem Frühlingswetter, von ihnen insgeheim beobachtet, tagelang durch den Wald.

Einst stieß er bei einer solchen Wanderung auf eine hohe Haselfichte, die ihm besonders zu gefallen schien. „Eine schöne Säule," sagte er, „wie auf der Piazzetta. Muß doch sehen, ob diese Säule klingt." Er schlug mit seinem Stocke an den Baum und legte dann sein Ohr an den Stamm. „Ein schöner Klang, venetianischer Klang, süß und feurig! O Chiara, Chiara, ich will Deiner schönen — Deiner wilden Stimme ein Häuschen bauen, ein klingendes Häuschen, ein tönendes Thürmchen, darinnen soll sie gefangen liegen für alle Zeiten, daß sie kein Unheil mehr anrichtet in der Welt. Mag's der schöne Leib allein versuchen, der schöne Schlangenleib?"

Am andern Tage ließ er den Baum fällen, schnitt ein Stück von dem Stamme ab und begann daraus mit allem Fleiße eine Geige zu bauen. Als diese fertig war, hielt er seinen Mund an die Schalllöcher und sang seltsame fremde Weisen hinein. Das trieb er viele Tage. Endlich rief er aus: „So, jetzt bist du hineingebannt sammt all' deinem Zauber. Was bist du auch über die Alpen geflogen, du silberner Singeschwan; auf der Weiherburg haben sie dich am Flügel gefangen; auf der Weiherburg, dem schönen Jagdschlosse, sind gar geschickte Jäger und Vogelsteller zu treffen." Und nun zog er die Saiten auf und begann zu spielen bis tief in die Nacht, wo er erschöpft auf sein Lager sank und rief: „Gott sei Dank, nun sind wir wieder beisammen!"

Früh am andern Morgen war er schon wieder in den Wald gegangen, seine Geige unter dem Arme, und zog musicirend durch die grünen Stellen, wo er einst als froher Knabe die Kühe hütete, den Schwegel schnitzte und blies — und seine erste Geige baute. Mit seiner letzten Geige kam er wieder herauf! Er nannte sie seine Chiara, und sagte oft: „Meine hölzerne Chiara ist mir lieber, als jene lebendige. Sie bleibt doch treu bei mir bis an mein Ende." *)

VII.

Zwei vornehme Herren, vom Kaiser Leopold I. in Wien nach Italien reisend, besuchten die merkwürdigen Salzwerke der alten Stadt Hall am Inn und hielten ein paar Tage in dem schönen Alpenthale Rast. An einem heiteren Nachmittage kamen sie auf einem Spazierritte in die Nähe von Absam. Sie ritten lange in heiterem Gespräche durch das grüne Holz, bis der Eine plötzlich sein Pferd anhielt und zu seinem Nachbar sagte: „Hörst Du die seltsamen feenhaften Töne, die dort droben aus dem Walde klingen?" „Wohl höre ich sie," antwortete der Angesprochene nach kurzem Lauschen, „mir ist es, als spiele ein wunderbarer Künstler auf einer Geige, und eine klare Frauenstimme sänge dazu. Bei Gott — die Stimme ist mir bekannt!" „Und mir das Geigenspiel," meinte der erste Reiter. „Das ist Chiara Vimercati's Stimme!" rief plötzlich der zweite Reiter. „Ich erinnere mich wieder der schönen Zeiten, wo ich in meiner Gondel in Canareggio an ihrem Hause lang-

*) Diese Geige wurde in den dreißiger Jahren dem H. August Lewald bei seiner Anwesenheit in Innsbruck von Jacob Stainers Nachkommen, welche sie als ein theures Kleinod bewahrten, vorgezeigt. (S. Lewald's Tirol: Ein Abend in Absam.)

sam vorbeifuhr bei stiller Nacht, während sie unter den Blütenbäumen und den Rosenbüschen drinnen sang!" „Und der deutsche Geselle geigte dazu," fiel ihm sein Begleiter (es war der Marchese Antonio Grimani) in die Rede. „Seitdem sind beinahe 20 Jahre vergangen."

„Das ist Chiara's Stimme", rief der zweite Reiter wieder, „so wahr ich Andrea Foscari heiße! Die Musik zieht von der Höhe herab. Komm Antonio, wir wollen zu jenem Hause reiten, wo der Waldweg ausläuft und den Geiger und die Sängerin erwarten."

Die beiden Edelleute sprengten vor und hielten an der bezeichneten Stelle. Das räthselhafte Spiel kam immer näher. Die Töne athmeten Sehnsucht und heiße Liebe und zerflossen in schluchzende Klagen. Unterdessen war es Abend geworden. Ein großer, blasser, düsterer Mann trat aus dem Wald, seine Kleider und Haare waren thaudurchnäßt, unter dem Arm trug er Bogen und Geige. Ohne die Fremden zu beachten, trat er in das Haus, vor dem diese hielten.

„Wer war jener Mann, der eben aus dem Walde kam?" fragte Foscari eine Magd, die am nächsten Brunnen ihren Krug füllte.

„Der närrische Stainer!" gab ihnen diese zur Antwort.

* * *

Jacob Stainer lebte noch viele Jahre in seiner Geisteszerrüttung. Als er starb, wurde er auf dem Friedhofe von Absam bestattet; eine weiße Marmortafel bezeichnet heute noch sein Grab.

Erinnerungen an Robert Schumann.

Nebst ungedruckten Briefen.

Mitgetheilt
von
Richard Pohl.

II.

Es war ein schöner, mir unvergeßlicher Nachmittag, am 5. September 1851. — In derselben Nacht reiste ich nach Leipzig zurück. — Eine meiner ersten Arbeiten war dort, „Sängers Fluch" zum endlichen Abschluß zu bringen. Daß es nicht leicht sei, Schumanns Zufriedenheit zu erringen, hatte ich nun schon genügend erfahren. Dies schreckte mich aber keineswegs ab, sondern spornte meinen Eifer an, es ihm nun endlich recht zu machen. Anfang Oktober sandte ich ihm das Manuscript. Erst zwei Monate später erhielt ich folgenden Brief:

(VI.) Düsseldorf, den 7. December 1851.

Geehrter Herr,

Wiederum bringe ich Ihnen späten Dank auf Ihre letzte erfreuende Sendung. Es war eine sehr bewegte Zeit, die letztvergangene. Sodann glaubte und wünschte ich gern, Ihnen vom Fortgang der Composition der Ballade etwas Bestimmteres mittheilen zu können. Aber ich bin, durch andere Arbeiten zurück-

gehalten, leider noch gar nicht zum Anfang gekommen. Haben Sie denn vielen Dank für den Fleiß, den Sie der neuen Bearbeitung gewidmet. Bis auf einige wenige Kürzungen halte ich sie jetzt für eine wohlgelungene, und kann es kaum erwarten, damit anzufangen.

Ihre Fräulein Braut*), wie Sie selbst, hier in Düsseldorf zu sehen, sollte uns sehr erfreuen. Die nächsten Concerte, außer einem am 11. December, sind den 8. und 22. Januar. Wir haben Schluß dieser Woche eine Conferenz, in der die Programme der Concerte festgestellt werden sollen. Könnten Sie mir vielleicht bis Sonnabend noch wissen lassen, ob ein Ausflug nach D.(üsseldorf) noch in Ihrem Plan liegt, und ob Fräulein Eyth im Concert am 8. oder 22. Januar vielleicht spielen würde, so würde ich es nächsten Sonnabend in der Conferenz den Herren vortragen und Ihnen schnell das Nähere mittheilen.

Wegen Luther fängt es mir an, bange zu werden, ob wir der Arbeit Herr werden? Es verlangt mich nach einem größeren Werke. So gern hätte ich das nächste Jahr dazu verwendet. Wird es möglich sein?

Vielen Dank auch für Ihre Gedichte; ich hoffe, daß sich Musik dazu einstellen wird.

Was Sie mir wegen des Antheils am Eigenthumsrecht des Balladentextes schreiben, würden wir später, sobald das Werk gediehen, noch bestimmter zusammen besprechen.**)

Haben Sie meine Ouvertüre zur Braut (von Messina) gehört?***) Ich frage, da Sie ja es waren, der die Lust zu ihrer Composition in mir angeregt. Ueber die Wirkung habe ich Verschiedenes gehört. Ich bin daran gewöhnt, meine Compositionen, die besseren und tieferen zumal, auf das erste Hören vom größeren Theil des Publikums nicht verstanden zu sehen. Bei dieser Ouvertüre indeß, so klar und einfach in der Erfindung, hätte ich ein schnelleres Verständniß erwartet. Ich bin begierig, zu erfahren, welchen Eindruck das Stück auf Sie selbst gemacht. Freilich ohne Studium der Partitur läßt sich kein einigermaßen bedeutendes Werk auf das Erstemal begreifen.

Nun genug. Ich will wünschen, daß Sie mein Brief im besten Wohlsein antrifft, und hoffe recht bald von Ihnen zu hören. Fräulein Eyth bitte ich mich freundlich zu empfehlen. R. Sch.

Es war das erste Mal, daß sich Schumann gegen mich über den Werth und Erfolg eines seiner Werke offen aussprach. Mich freute das, als ein Zeichen seines wachsenden Vertrauens zu mir. Sofort berichtete ich ihm ausführlich über den

*) Ich hatte mich in Karlsruhe mit der Harfenvirtuosin Jeannette Eyth verlobt und plante mit ihr eine Reise nach Düsseldorf, wo sie wünschte, in einem Concert unter Schumann's Direction zu spielen.

**) Ich verlangte von Schumann selbstverständlich kein Honorar, bat aber, wenn er seine Partitur verkaufe, den Verleger wegen des Eigenthumsrechtes am Text an mich zu verweisen. Weil jedoch die Herausgabe erst nach Schumann's Tode erfolgte, kam diese Angelegenheit nie mehr zur Sprache.

***) Sie war im November zum ersten Male im Leipziger Gewandhaus zur Aufführung gekommen.

sehr günstigen Eindruck, den diese Ouvertüre (nach Manfred und Genoveva gewiß seine beste) auf mich und andere seiner Verehrer gemacht hatte, und konnte ihn auch über die allgemeine Aufnahme seines Werkes beruhigen. Freilich verschwieg ich ihm, daß es im großen Publikum eigentlich nur einen succès d'estime gehabt hatte.

Die Concertreise mit meiner Braut nach Düsseldorf wollte ich verschieben bis zur ersten Aufführung von „Sängers Fluch", da mir Schumann schon in Düsseldorf mitgetheilt hatte, daß in der Ballade die Harfe eine hervorragende Rolle spielen müsse, und diese Partie von der dortigen Harfenspielerin, einer Dilettantin, schwerlich übernommen werden könnte. Er hatte damals bemerkt, daß er die Harfenpartie zugleich für Klavier spielbar machen wolle, da sie vielleicht weniger oft auf der Harfe, als am Klavier zur Ausführung gelangen würde. — Schneller, als ich erwartete, wurde ich von einem neuen Briefe Schumanns überrascht und erfreut. Er schrieb:

(VII.) Düsseldorf, den 10. Januar 1852.

Geehrter Herr und Freund,

In Eile, aber mit vieler Freude schreibe ich Ihnen, daß eine gewisse Harfenpartie vielleicht bald in den Händen Ihrer Fräulein Braut sein könnte. Das Stück ist in der Skizze fertig, die Instrumentirung freilich noch eine bedeutende Arbeit, aber doch vielleicht in nicht zu langer Frist zu bewältigen. Ich habe im großen Feuer gearbeitet und scheint mir das Ganze von großer dramatischer Wirkung.

Dies Eine wollte ich Ihnen mittheilen — und dann das Andere, daß ich nun sehnlichst unserm Reformator entgegensehe, daß ich je eher, je lieber damit anfangen möchte, und daß Sie ihn nicht ganz vergessen möchten.

Seien Sie vielmals gegrüßt und lassen Sie den schönen Anfang vereinter Arbeit nicht den letzten bleiben!

Ihr ergebener R. Schumann.

Den 22. führen wir zum ersten Mal mit Orchester die „Pilgerfahrt der Rose" auf. Viele Grüße auch an Wenzel.

So hocherfreulich diese Mittheilungen auch waren, so sehr sie mich auch hätten aneifern sollen, Schumanns Wünschen in Betreff „Luthers" möglichst rasch zu entsprechen, war ich zu jener Zeit doch so sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß ich Schumanns liebenswürdiger Aufforderung für jetzt nicht nachkommen konnte. Ich hatte bei „Sängers Fluch" ersehen, daß es nicht leicht sei, mit Schumann zu arbeiten. Selbst wenn ich bei der Lutherdichtung ganz auf Schumanns Ideen eingegangen wäre, konnte ich doch nicht hoffen, ihn sofort zu befriedigen. Die Arbeit hätte mindestens ein halbes Jahr Zeit gekostet, und diese hatte ich jetzt, mit dem besten Willen, nicht zur freien Verfügung. — Ich ließ also diese Frage unerledigt bis auf ruhigere Zeiten, hatte jedoch bald darauf die Freude, Schumann persönlich wieder zu begegnen.

Er kam im März nach Leipzig, zunächst um dort ein Concert zu veranstalten, in welchem die Manfred-Ouverture und die „Pilgerfahrt der Rose" zur ersten Aufführung gelangten. Ich eilte zu dem interessanten Concert von Dresden herbei.

Es war eine Matinée, die am Sonntag, den 14. März, zu Schumanns Benefiz im Gewandhaus stattfand. Ich hatte erwartet, daß Schumann zu Ehren kein Platz zu haben sein würde, — doch war der Saal keineswegs übermäßig gefüllt; ebenso waren die Ovationen, die man Schumann darbrachte, nach meinem Gefühle zu gering. Ich hörte die Manfred-Ouverture zum ersten Male; sie ergriff mich so tief, daß ich meine Bewegung kaum bemeistern konnte. Der Eindruck, den Schumann während der Direction seines Werkes auf mich machte, mag dazu beigetragen haben. Ich hatte mich auf der Galerie über dem Orchester placirt, so daß ich Schumann ins Gesicht sehen konnte. Seine Stimmung war eine tiefernste. Ganz in die Partitur versenkt, das Publikum völlig vergessend, selbst die Orchestermusiker wenig beachtend, lebte er in seinen Tönen, identificirte sich gleichsam mit seiner Aufgabe — er ward selbst zum Manfred. Ich empfand, wie er dieses Werk mehr vielleicht, als irgend ein anderes, mit seinem Herzblut geschrieben, wie er hier aus innerster Seele zu uns gesprochen hat. Das Publikum fand die Ouverture „zu ernst." Zu ernst — wenn ein Genie an der Grenze des Wahnsinns steht; wenn es den Tod als Erlöser von seinen Seelenqualen herbeiwünscht, wie dieser Manfred! — Und zwei Jahre später, um diese Zeit, hatte der edle Meister diese Grenze des Wahnsinns selbst überschritten, war sein hochstrebender Geist für immer umnachtet! An jenem Morgen im Gewandhaus war mir's, als läse ich eine Ahnung dieses Schicksals in Schumanns Zügen.

Frau Clara Schumann spielte das F-moll-Concert von Chopin, der Bassist Behr sang Lieder von Schumann — Alles schön und trefflich — aber die tiefernste Stimmung, in die mich Manfred versetzt hatte, ließ mich nicht mehr los. Erst die „Pilgerfahrt der Rose" versetzte mich in freundlichere Sphären. Dem Erfolge dieses anmuthigen Werkes hat stets die Parallele mit „Paradies und Peri" geschadet. Die Peri ist ein indisches Märchenkind von den Ufern des Ganges; die Rose erblühte auf deutschem Boden, sie ist ein musikalisches Idyll. Schumann hat hier mit Glück einen populären Ton angeschlagen, wozu nun allerdings die Elfenchöre in der Stimmung nicht ganz passen wollen. So kommt keine rechte Einheit in das Ganze, woran aber der Dichter nicht ohne Schuld ist.

Dieser — Moritz Horn — war selbst anwesend; ferner waren Liszt, Robert Franz, Joachim zur Aufführung gekommen. Sie alle saßen in der Mittelloge; ebenso Schumann mit seiner Gattin, da der Dirigent der Leipziger Singakademie und der Gewandhausconcerte, Julius Rietz, die Leitung dieser Aufführung selbst übernommen hatte. Der Erfolg war wiederum kaum mehr, als ein succès d'estime zu nennen. Die Leipziger verhielten sich, Schumann gegenüber, gerade so reservirt und kühl, wie zu allen Neuerern, die nach ihm gekommen sind. Man muß das gelegentlich constatiren, weil unsere schnell lebende Generation längst vergaß, wie sie vor einem Vierteljahrhundert geurtheilt hat. Es dient das zur Lehre und zum Trost für die Zukunft.

Erst nach dem Concert konnte ich Schumann begrüßen. Er war ersichtlich angegriffen, und bat mich, ihn Abends 6 Uhr in seiner Wohnung (bei der Familie Preußer) aufzusuchen. — Jetzt kam der für mich denkwürdige Moment, wo ich Liszt persönlich kennen lernen sollte. Wiederum war es mein Freund Wenzel, der die erste Annäherung vermittelte. Liszt, liebenswürdig und taktvoll wie immer,

richtete sofort einige freundliche Worte an mich, da er erfahren hatte, daß ich für Schumann arbeitete. Er lud mich ein, ihn zu begleiten; Robert Franz, Bartholf Senff (Redacteur der „Signale"), Wenzel und einige Andere schlossen sich Liszt an; wir speisten Alle zusammen in einer sehr einfachen Restauration. Nach Tisch lud uns Liszt sämmtlich zum Kaffee in das Hotel de Bavière, wo er abgestiegen war. — Das Gespräch wendete sich natürlich auf das eben gehörte Concert. Liszt zeigte besondere Sympathie für die Manfred-Ouverture; er bereitete damals die Aufführung des Dramas vor und lud uns dazu nach Weimar ein. Einige Nummern aus der Manfredmusik (Alpenfee, Astarte) hob er besonders rühmend hervor, und sprach die Absicht aus (die er auch drei Jahre später ausführte), Schumanns „Genoveva" in Weimar aufzuführen. — Robert Franz war von der „Rose Pilgerfahrt" im Ganzen nicht erbaut; er zeigte sich überhaupt wenig sympathisch für die neueren Compositionen Schumanns. Selbst der Dichter Moritz Horn, den ich am Abend näher kennen lernte, war von der Auffassung seiner Dichtung nicht durchweg befriedigt. So sagte er u. A., daß er den, seitdem so populär gewordenen Männerchor: „Bist Du im Wald gewandelt", sich ganz anders gedacht habe, nämlich als stimmungsvollen Sologesang. — Kurz — Schumann hatte es eigentlich Niemand ganz recht gemacht. Er mag wohl Manches davon erfahren haben. — Kein Zweifel, daß diese Erfahrungen ihn kränken und niederdrücken mußten, während er doch gerade damals mehr als je der Anerkennung und Aufheiterung bedurft hätte.

Mein Abendbesuch bei ihm war kurz, da ich fühlte, daß er nicht in mittheilsamer Stimmung war. Er stellte mich seinen liebenswürdigen Hauswirthen vor, und diese luden mich sofort zu der musikalischen Matinée, welche sie am folgenden Morgen, Schumann zu Ehren, in ihrer gastlichen Villa veranstalteten. Bei dieser Matinée waren in der That Alle versammelt, die damals in den Leipziger Musikkreisen tonangebend waren. Es war eine glänzende Versammlung von Künstlern: die Directoren und ersten Mitglieder des Gewandhauses, die Professoren des Conservatoriums, Mitglieder des Theaters, die Dichter Adolf Böttger und Moritz Horn 2c. Den Mittelpunkt bildete natürlich das Schumann'sche Künstlerpaar und Liszt. Es wurde viel musicirt; eine Hauptnummer bildete die neue (D-moll-) Sonate Schumanns (op. 121) für Violine und Klavier, David gewidmet, welche dieser selbst mit Frau Schumann spielte. Frau Schumann trug auch mehrere Soli vor; Liszt dagegen entsprach der dringenden Aufforderung zum Solospiel nicht. Er erbot sich dagegen zum Vierhändigspielen mit Frau Schumann. Unter den vorhandenen Musikalien wählte er Märsche von Franz Schubert aus. — Schumann hörte lächelnd zu, dann sagte er leise zu mir, der festgebannt dicht am Flügel stand: „Von Liszt kann man sagen, wie 1848 von manchem deutschen Fürsten — Er hat Nichts gelernt und Nichts vergessen."

Ich fühlte hier zum ersten Male die Kluft, die Schumann von Liszt trennte, der ihm doch stets collegialisch freundlich und künstlerisch fördernd entgegen gekommen war. Schumann stellte sich, Liszt gegenüber, auf den Standpunt einer skeptischen Reserve, unter der er doch selbst zu leiden hatte. Die Spaltung der Musiker in Mendelssohnianer, Schumannianer und Lisztianer, d. h. in die Leipziger, Düsseldorfer und Weimarer Schule, war schon nicht mehr zu

verdecken; der offene Kampf brach aber erst aus, als die Wagnerfrage in demselben Jahre (1852) in der musikalischen Presse ernstlich auf die Tagesordnung kam. Ich schwankte keinen Augenblick, mich auf die Seite der Weimarer Schule zu stellen, als mir wenige Monate später Gelegenheit gegeben wurde, mein Glaubensbekenntniß öffentlich auszusprechen. An jenem Morgen des 15. März aber dachte ich noch nicht daran, daß meine Betheiligung an dem musikalischen Kriege, der seitdem ein Vierteljahrhundert ununterbrochen fortgeführt wurde, schon so nahe sei. Ich hatte damals noch keine Wagner'sche Oper gehört: für mich der entscheidende Moment.

Die ganze Woche, vom 14. bis 21. März, war für Leipzig eine Schumannwoche. Man widmete dem Meister allenthalben die ihm gebührende Achtung und Aufmerksamkeit, man wahrte alle Formen — aber ein herzliches Ineinanderleben, eine aufrichtige Verehrung widmete ihm nur der engere Kreis seiner Anhänger, der damals, den orthodoxen Mendelssohnianern gegenüber, zwar im Zunehmen, aber noch nicht in der Majorität war. — Das Conservatorium für Musik veranstaltete eine Abendunterhaltung, in welcher bei Anwesenheit des Schumann'schen Künstlerpaares und sämmtlicher Professoren — auch Moscheles — das Schumann'sche Klavier-Quintett und das erste Klaviertrio zur Aufführung kamen. Im Gewandhaus-Concert am 18. März kam Schumanns neueste Symphonie in Es-dur (die sogenannte Rheinische) unter seiner eigenen Direction zur Aufführung. — Zum Abschied gab Frau Schumann am 21. März noch eine Matinée für Kammermusik im Gewandhaus, wo Schumanns neuestes Trio (G-moll, op. 110), die neue Violinsonate u. A. zur Aufführung kamen. — Am 23. März reiste Schumann von Leipzig wieder ab. Soviel mir bekannt, ist es das letzte Mal gewesen, daß er in dieser Stadt verweilte, in der er die schönsten Jahre seines künstlerischen Aufschwungs erlebt und seinen Liebestraum mit Clara geträumt hatte.

Ich sprach Schumann vor seiner Abreise noch mehrere Male. Am wichtigsten für mich war meine Unterredung mit ihm am Morgen des 18. März. Er kam nochmals ernstlich auf Luther zurück, erklärte, von diesem Plan nicht ablassen zu wollen, bis wir ihn gemeinsam zu Stande gebracht hätten. Er bat mich, Lust und Muth nicht zu verlieren. Auch von einer komischen Oper sprach er wieder. Ich erwiderte ihm, daß ich diese Aufgabe für die allerschwerste hielte, da man so leicht Gefahr laufe, im Text in Trivialitäten zu verfallen und daß ich keinen Stoff kenne, den ich ihm vorschlagen möchte. „Sehen Sie sich doch einmal die Auerbach'schen Dorfgeschichten an," meinte Schumann, „ob sich da nichts Brauchbares für einen naiv-komischen Operntext findet. Ich habe auch schon an Hermann und Dorothea gedacht; es müßte daraus eine anmuthige idyllische Oper zu machen sein. Die Ouvertüre dazu habe ich schon gemacht; ich schrieb sie gerade zu Weihnachten (1851) mit großer Lust in wenig Stunden. Zunächst aber wollen wir es mit einem Märchen, so etwa im Styl und Umfang von der Rose Pilgerfahrt versuchen. Aber ich möchte einen recht tollen Geisterspuk darin haben. Bearbeiten Sie mir nur recht bald einen wild-phantastischen Stoff." — Das versprach ich gern, denn es war ganz in meinem Sinn. — Ich nahm bewegt von Schumann Abschied, — ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male gesehen und gesprochen hatte!

Es trat jetzt eine Pause von etwa einem halben Jahre ein, in dem ich außer Verkehr mit Schumann stand. Der Grund war meine regelmäßige Mitarbeiterschaft für die (von Schumann gegründete und dann von Brendel übernommene) „Neue Zeitschrift für Musik," die mich fast ausschließlich in Anspruch nahm. Schumann selbst war es, der, diesmal indirect, mir neue Anregung zum schriftlichen Verkehr mit ihm gab. — Der Sohn Carl Maria von Webers, Max Maria von Weber (jetzt als Geh. Regierungs-Rath in Berlin) lebte damals in Dresden als königlicher Eisenbahn-Direktor. Ich verkehrte viel in dem Hause des geistvollen Mannes, der sich seitdem sowohl als Fachschriftsteller, wie als Biograph seines Vaters und brillanter Essayist einen Namen gemacht hat, und verfolgte die poetischen Arbeiten, mit denen er damals seine Schriftstellerlaufbahn begann, mit lebhafter Sympathie. Namentlich war es sein Epos „Rolands Graalfahrt," das ich sehr hoch hielt und zu dessen Veröffentlichung ich das Meinige nach Kräften beigetragen hatte. Weber wollte wegen seiner amtlichen Stellung sich nicht als Verfasser nennen; ich vermittelte den ersten Verkehr mit einem jungen Verleger. Als das kleine, reizende Werk erschien (1852), machte es zwar im größeren Publikum nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, erregte aber Aufmerksamkeit in den gebildeten Kreisen und ein lebhaftes Nachforschen nach dem Verfasser.

Eines Tages zeigte mir Weber folgenden Brief von Schumann, der durch Vermittlung seines Verlegers an ihn gelangt war:

(VIII.)

Dem Dichter der Graalfahrt erlaubt sich ein Künstler, wenn auch nicht von der poetischen Gilde, seinen verehrungsvollen Gruß zu senden. Am liebsten mit Klängen möchte er die Dichtung umgeben, wenn sie dieser bedürfte, wenn sie nicht selbst Musik wäre. Gewiß — wie Glockenklang wird diese Poesie durch die deutschen Lande schallen.

Wäre das Gerücht wahr, das den Dichter als Sprößling eines Meisters bezeichnet, den die Musiker zu ihren größten und liebsten zählen, so fänden die Zeilen des Schreibers, der Ihnen in früheren Jahren wohl manchmal, wenn auch flüchtig, begegnete, um so eher vielleicht eine freundliche Aufnahme.

Wie dem sei, es galt mir, dem Dichter für die hohen Feststunden zu danken, die sein Gedicht mir bereitete. Möchte der Zuruf, der sich allseitig zu erheben beginnt, ihn zu neuen Schöpfungen begeistern.

Düsseldorf, den 12. December 1852. R. S.

Das war der ganze Schumann, von seiner liebenswürdigsten Seite, der große Künstler, welcher talentreichen jungen Kunstgenossen immer mit wärmster Sympathie entgegen kam. Kurz darauf gab er hiervon einen neuen glänzenden Beweis in dem großes Aufsehen machenden Artikel in der „Neuen Zeitschrift für Musik", womit er Johannes Brahms in die Oeffentlichkeit einführte.

Schumanns Brief erfreute mich um so mehr, als er eine Bestätigung meines eigenen Urtheils war. Ich gab meiner Freude darüber sofort Ausdruck, indem ich Schumann schrieb, daß seine Vermuthung die richtige gewesen, seine Anerkennung des jungen Dichtertalentes mir aus der Seele gesprochen sei. Nun sei auch der

rechte Stoff für ihn gefunden; denn obgleich „Rolands Graalfahrt“ sich nicht componiren lasse, so habe derselbe Dichter doch ein höchst phantastisches Märchen, „Ritter Mond“, schon vor längerer Zeit vollendet, das für Musik wie geschaffen sei. Es würde sicher nur seines Wunsches bedürfen, damit der Dichter es ihm überlasse.

Bald darauf erhielt ich folgende Antwort:

(IX.) Düsseldorf, den 27. Dezember 1852.

Geehrter Herr und Freund,

Mit Vergnügen erkannte ich Ihre Handschrift auf dem Couvert. So lange hörte ich nichts von Ihnen! Haben Sie Dank für Ihre Mittheilung! Gewiß würde es mir eine große Freude sein, im Verein mit Ihrem verehrten Freund etwas zu Tage zu fördern; doch sträubt sich etwas in mir gegen directe Aufforderung, da der Dichter vielleicht denken könnte, mein Brief an ihn, der reinem Herzensdrang entsprang, wäre etwa der Vorläufer eines solchen Anliegens gewesen. Vielleicht wissen Sie den Weg der Vermittlung zu finden.

„Sängers Fluch“ ist längst fertig. Die Aufführung verschob ich, weil mir eine Harfe hier fehlt, die ich doch bei der ersten Aufführung nur ungern vermissen würde. Wäre vielleicht im nächsten Winter eine Aussicht vorhanden, daß Ihre Frau Gemahlin die Partie übernehmen würde? Jedenfalls möchte ich mir erlauben, ihr die Stimme einmal zuzuschicken, über eine und die andere schwierige Stelle ihr Urtheil hören.*)

„Hermann und Dorothea“ ruht;**) leider auch „Luther“. Ich lag fast die Hälfte dieses Jahres sehr krank danieder an einer tiefen Nervenverstimmung — Folge vielleicht zu angestrengter Arbeit. Erst seit 5 bis 6 Wochen geht es mir wieder besser. Doch muß ich noch anstehen, mich größeren Arbeiten hinzugeben, in allen Dingen überhaupt das größeste Maß halten. Mit höherem Beistand hoffe ich, bald meine alte Kraft und Gesundheit wieder zu erlangen.

Auch von Ihnen möchte ich erfahren, wie es Ihnen geht, ob das Leben in Dresden Ihren Wünschen entspricht? — „Luther“ möcht' ich noch nicht aufgeben; möchten auch Sie es nicht! —

In der Hoffnung, bald wieder von Ihnen zu hören, mit besten Wünschen und Grüßen Ihr ergebener R. Schumann.

Es war mir peinlich, Schumann eingestehen zu müssen, daß ich den „Luther“, an dem er mit so großer Ausdauer festhielt, aufgegeben habe. Ich nahm den Text nochmals vor, konnte mich aber jetzt noch weniger, als früher, zu einer Umgestaltung desselben nach den Anforderungen Schumanns entschließen. Seitdem ich R. Wagners dramatisch-musikalische Dichtungen kennen gelernt hatte, war ich vom Concert-Oratorium überhaupt abgekommen. Nur das Kirchen-Oratorium, das der

*) Die Zusendung der Harfenpartie erfolgte später; es kam aber bei Schumanns Lebzeiten zu keiner Aufführung mehr. Die erste Aufführung erfolgte 1857, bei dem Aachener Musikfest, und zwar wiederum durch Liszt.

**) Demnach müßte Schumann eine Textbearbeitung davon entweder schon gehabt oder doch ernstlich geplant haben. Es wäre nicht unmöglich, daß er die poetische Umgestaltung, wenigstens in der Skizze, selbst vorgenommen hätte.

Bühne, nach Stoff und Behandlung, durchaus fern war und bleiben mußte, konnte ich gelten lassen. Dies Schumann offen einzugestehen, widerstrebte mir, und so verschob ich die Antwort auf seinen lieben Brief so lange — bis ich plötzlich einen neuen von ihm erhielt. — Derselbe lautete:

(X.) Düsseldorf, den 21. Februar 1853.

Geehrtester Herr,

Sie scheinen mich vergessen zu haben! Oder hätten Sie meinen letzten Brief nicht empfangen, oder ihn falsch gedeutet? Kaum kann ich es glauben. Gewiß würde es mir eine große Freude sein, mit Max Maria etwas im Verein zu arbeiten. Aber es sträubte sich, kurz nachdem ich ihm geschrieben, etwas dagegen, wie ich Ihnen auch damals schrieb.

Was den heutigen Brief an Sie veranlaßt, ist wieder eine Bitte. Ich las neulich die Ballade von Uhland „Das Glück von Edenhall“; sie scheint mir vortrefflich zu musikalischer Behandlung geeignet. Darf ich auf Ihren poetischen Beistand hoffen? Ich würde Ihnen dann meine weiteren Gedanken darüber mittheilen. Die Arbeit würde in keinem Falle so umfangreich sein, als „Sängers Fluch“. Sehr freuen sollte es mich, wenn Sie meiner Bitte willfahren wollten.

Wie geht es Ihnen, geehrter Herr? Werden wir Sie mit Ihrer Frau Gemahlin nicht bald einmal am Rhein sehen? Anfang nächsten Winters denke ich „Sängers Fluch“ hier aufzuführen und hoffe dabei sehr auf die Unterstützung Ihrer Frau Gemahlin. Die Harfenpartie werde ich ihr ehestens mitzutheilen mir erlauben.

So bitte ich denn noch, mir Ihr freundliches Andenken zu erhalten und mir bald eine Antwort auf mein Anliegen zukommen zu lassen.

Ihr ergebener R. Schumann.

Dieser Brief bereitete mir eine neue Verlegenheit. Also wieder eine Concertballade! Nach der vielen, undankbaren Arbeit, die mir „Sängers Fluch“ gemacht hatte, war ich nichts weniger als eingenommen für dieses neue Project, um so weniger, als ich dem Stoffe keine große Wirkung zutraute, und mir auch nicht klar machen konnte, was und wieviel daran zu ändern sein würde. Schließlich gewann aber doch meine Verehrung für Schumann die Oberhand, und ich erklärte mich zur Bearbeitung bereit. — Zugleich aber bestimmte ich Weber, sein phantastisches Epos „Ritter Mond“ Schumann zu überlassen. Zu diesem Stoff hatte ich gerade für Schumann großes Vertrauen; ich erbot mich, unter des Dichters Zustimmung, das Werk compositionsgerecht zu bearbeiten, und sandte Schumann sowohl die Originalarbeit Webers, als die ausgeführte Skizze meiner Bearbeitung baldmöglichst zu.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam in einem Packet, worin die Dichtung Webers, meine Luther-Dichtung, mein Text zu „Sängers Fluch“ und die Harfenstimme zu „Sängers Fluch“ lagen.

(XI.) Düsseldorf, den 18. März 1853.

Geehrter Herr,

Mit vieler Betrübniß sende ich den „Ritter Mond“ zurück. Die poetische Erfindung des Gedichtes scheint mir ausgezeichnet; aber für die Musik, glaub' ich, eignet es sich nicht. Den Mond als Person, als singende zumal, sich vorzustellen,

man kann es nicht wagen. Es thut mir nur leid, daß Sie eine so umfangreiche Arbeit für mich umsonst gemacht. Jedenfalls bin ich Ihnen sehr dankbar, mich mit dem originellen Stoff bekannt gemacht zu haben, wie Sie auch Max Maria meinen Dank dafür aussprechen wollen.

Das „Glück von Edenhall" hat mir vor Ihrer freundlichen Zusage ein hiesiger Bekannter zur Musik umgemodelt;*) es ist sogar schon fertig componirt. So hoffe ich denn, daß Sie trotzdem Ihre Bereitwilligkeit für später sich findende Stoffe mir nicht entziehen.

Ihr Lutherentwurf folgt hier; ich hänge noch mit aller Liebe an dieser Idee, die zu verwirklichen auch Sie nicht nachlassen möchten. Auch die Harfenparthie zu „Sängers Fluch" lege ich für Ihre Frau Gemahlin bei. Sagen Sie ihr mit meinen besten Grüßen, daß Sie mir alles Unpracticable anzeigt. Die Harfe ist ein zu schwieriges Instrument, als daß der Componist, der aus der Phantasie schafft, immer das Leichteste treffen könnte.

Den vollständigen Text zu „Sängers Fluch" lege ich gleichfalls bei. Alles, was mit Rothstift bezeichnet, ist das von mir Componirte. Die Stelle, die Sie meinen, steht S. 10 und 11. Können Sie hier und da Reime anbringen, so sollte es mir lieb sein. Dem durchgehenden Metrum der Ballade aber die Stelle anzupassen, scheint mir unmöglich.

So haben Sie denn nochmals Dank für alles Freundliche und Gute, was Sie mir immer erwiesen und erweisen. Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen auch einmal gegengefällig sein zu können.

Vielmals grüßend Ihr ergebener R. Schumann.

Den Text zu „Sängers Fluch" bitte ich mir zurückzusenden.

So liebenswürdig und verbindlich dieser Brief auch war, verstimmte er mich doch. „Ritter Mond" war also verworfen — aus einem Grunde, den ich nicht anerkennen konnte. Nachdem die alten Classiker alle Naturgewalten personificirt, und wir ihre gesammte Mythologie unbedenklich acceptirt hatten, konnte ich nicht einsehen, weshalb die Romantik nicht dasselbe Recht beanspruchen sollte. Ob der Mond als Selene, als Luna oder als Ritter eingeführt wurde, blieb sich doch ziemlich gleich; und den Mond sprechen und singen zu lassen, dürfte auch nicht gewagter erschienen sein, als eine Rose sprechend und singend einzuführen. — Doch war hierüber nicht mehr zu verhandeln, denn Schumann hatte abgelehnt. Ich wußte aber auch keinen poetischeren und phantastischeren Stoff für ihn zu finden, und hielt hierdurch meine Aufgabe, für ihn zu suchen, für erledigt.

Auch seine nochmalige Kürzung meines Textes zu „Sängers Fluch" war mir nicht angenehm. Schumann hatte aus der großen Mittelscene das breite Ensemble (Quartett von König, Königin, Jüngling und Harfner mit Chor), welches die Katastrophe vorbereitete — meiner Ansicht nach die am dramatischsten zugespitzte Nummer — einfach gestrichen, und an dessen Stelle wenige Worte in Prosa gesetzt, die ich, weil sie schon componirt waren, nicht mehr ändern, nicht

*) Dr. Hasenclever in Düsseldorf. Die Composition wurde vom 27. Februar bis 12. März 1853 beendet.

einmal anders rhythmisiren, geschweige in Verse bringen konnte. Das mußte mir nun freilich die Lust für fernere derartige Versuche benehmen. Ich war nichts weniger als eitel auf meine Verse; hier aber war der Zusammenhang, der ganze dramatische Aufbau gestört.

Ich legte also meine Texte vorläufig ad acta und nahm andere dringende Arbeiten vor. So verging das Jahr 1853. Ich hörte von Schumann Nichts mehr, bis plötzlich durch die Zeitungen die erschütternde Nachricht zu uns kam, daß Schumann am 27. Februar 1854 sich in den Rhein gestürzt habe, zwar gerettet worden, aber unheilbar geisteskrank sei. — — —

Schreck und Trauer über dieses wahrhaft tragische Schicksal eines unserer edelsten Geister war allgemein; mich erregte es besonders tief und nachhaltig. Ich machte mir Vorwürfe, den verehrten Meister gerade in den letzten Monaten vor seiner Krankheit mehr als ich sollte, vernachlässigt zu haben. Nun war es freilich zu spät! Noch hofften wir zwar auf Besserung in der Heilanstalt zu Endenich bei Bonn. Aber vergeblich. — Am 29. Juli 1856 hatte der edle Dulder ausgelitten!

Ueber die Ursachen seines in letzter Zeit so rapid sich entwickelnden Gehirnleidens bin ich nie im Zweifel gewesen. Wohl mag die Disposition hierzu längst in seinem Organismus gelegen haben; aber die Katastrophe hätte noch Jahre lang aufgehalten werden können, wenn Schumann sich nicht faktisch überarbeitet, wenn er sich überhaupt sorgfältiger geschont hätte. Das Gutachten seines Arztes, Dr. Richarz in Endenich, welches später durch Wasielewsky veröffentlicht wurde, bestätigte mir diese Ansicht. — Dieser sagt: „Eine der vorzüglichsten äußeren Ursachen dieser Krankheit bildet geistige Ueberanstrengung, übermäßige physische Thätigkeit im Allgemeinen, geistige Ausschweifung möchte ich sagen: eine Gefahr, welcher das künstlerische, namentlich das musikalische Schaffen, sehr leicht ausgesetzt ist.“

Daß Schumann gerade in den letzten Jahren einen unwiderstehlichen Arbeitsdrang hatte, beweisen die vorstehenden Briefe; daß er eben so schnell, vielleicht noch schneller, als in früheren Jahren componirte, bezeugen seine Compositionsverzeichnisse. Eine Abnahme der Productivität nach der quantitativen Seite war also in keiner Weise vorhanden; wohl aber nach der qualitativen Seite der Erfindung und Freiheit der Gestaltung. Er mag sich vielleicht öfter zur Arbeit gezwungen haben, weil es ihm unerträglich war, feiern zu müssen, und weil so viele Pläne ihn noch beschäftigten, die er um so hartnäckiger verfolgte, je schwieriger in letzter Zeit ihm das stetige Arbeiten wurde.

Auch mancher heimlich an ihm nagende Kummer mag zur Verdüsterung seines edlen Geistes beigetragen haben. Die rücksichtslose Art vor Allem, mit welcher im Herbst 1853 der Verwaltungsausschuß des allgemeinen Musikvereins zu Düsseldorf ihn plötzlich seiner Funktionen als städtischer Musikdirektor enthob, um den jungen Tausch an seine Stelle zu setzen, muß ihn tief gekränkt haben. Daß Schumann kein gewandter und sicherer Orchesterdirigent sei, war längst bekannt; es war dies nicht sein Beruf. Aber die Düsseldorfer mußten es sich dennoch zur Ehre schätzen, einen Künstler wie Schumann den Ihrigen nennen zu dürfen. Sie durften den berühmten Meister dieses Ehrenamtes nicht plötzlich entsetzen; sie konnten

ihm in Tausch stillschweigend einen Hülfsdirigenten zur Seite geben, welcher ohnedies schon für Schumannn funktionirt hatte. Aber Tausch wollte selbständiger Musikdirector werden, — und Schumann wurde fallen gelassen! — —

Nach mehr als zwanzig Jahren kam man plötzlich zur Einsicht, daß Tausch die Düsseldorfer Musikverhältnisse doch nicht ausreichend zu repräsentiren fähig sei. Man knüpfte Verhandlungen mit Johannes Brahms an, von dem Schumann ein Jahr vor seiner Geistesumnachtung prophezeit hatte, daß dieser der Künstler sei, der habe kommen müssen. Er hatte ihn gleichsam als seinen legitimen Geisteserben proklamirt. — Als nun die Frage an Brahms herantrat, ob er in Düsseldorf Schumanns Nachfolger als Dirigent werden wolle, lehnte er dankend ab. — Brahms kannte die Düsseldorfer Verhältnisse zu genau; er wußte, weshalb er nicht dahin ging.

Robert Schumann ist heute einer der Lieblinge der deutschen Nation; er ist es mehr, als er es je bei Lebzeiten gewesen. Es ist dies die alte Geschichte, die ewig neu bleibt! Er, der ehemals viel angefeindete Romantiker, ist jetzt schon zum Klassiker geworden.

„Wenn heut' sein Geist herniederstiege", würde er in seiner gemüthvollen Weise wohl lächeln über die große Gemeinde, die jetzt auf seinen Namen schwört — und über alle die kleinen Geister, die sich auf seiner Domäne so lustig tummeln, und von seinem geistigen Erbe zehren. — — —

Das Volksthümliche in unsern Klassikern.

Von

Josef Rank.

Wien.

Schiller
(mit besonderer Beziehung auf dessen Dramen).

I.

Als man vor Jahren mit besonderm Eifer anfing, wissenschaftliche Abhandlungen in gemeinverständliche — populäre — Form zu bringen, da ging ein gelindes Grauen durch die sämmtliche gelehrte Welt.

„Was?" sagte mancher Philosoph von Fach: „sind uns Eingeweihten ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Leibnitz, Kant, Hegel nicht populär genug? Sind wir nicht vertraut genug mit den Lehren der Pythagoräer, Eleaten, Atomistiker, Stoiker, Skeptiker, wie mit den Systemen der philosophischen Christen und Juden alter und neuer Zeit? Man will die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriff popularisiren? Was subjectiver, objectiver, absoluter Geist ist, will man statt in wissenschaftliche Goldrahmen in gemeines Blei des Ausdrucks fassen und den Blicken der großen Menge preisgeben?"

Die Männer der Naturwissenschaft riefen: „Wie? was wir mit Hilfe der Mathematik, mittelst kostbarer physikalischer Versuche, bewaffnet mit Lanzetten und Mikroskopen nach Decennien mühsam gefunden, ja worüber wir selbst mit grauen Haaren

kaum klar genug sind — das will man in der Schaubude eines populären Panoramas dem großen Publikum zeigen?"

Mancher Geschichtschreiber, der sich wie Franz Moor „nie mit Kleinigkeiten abgegeben," der nur den Pomp großer Höfe, blutige Schlachten, Diplomatenkünste aus der Vogelperspective darstellte, nie aber mit dem Schicksale der Nation, mit deren Leiden und Freuden, mit deren Rechten und Verdiensten sich abgab — mancher Historiker dieser Schule dachte: „Was ich durch meine Darstellung so geschickt den Blicken der Menge entzog, will man dieser Menge jetzt näher rücken, ja man will die Erlebnisse des Volkes selbst, die lästige Wissenschaft, die unnützen Künste, die schädliche Literatur als Theile der Geschichte dem Griffel der Klio aufdringen und zwar in gemeinverständlicher Sprache?"

Also riefen und klagten die Männer der „exacten Fächer" — jeder in seiner Art, wie es in der Bibel heißt. Mancher Theologe war um den stillen Wahn seines Mysticismus, mancher Diplomat um seine Kunst zu verschweigen, was er sagen soll, mancher „correcte Denker und Forscher" um die sieben Siegel seiner schwer- und selbstgeschaffenen Sprache bange und der gelehrte Aberglaube, daß das Weltende alles Tiefsinnigen, Schönen und Guten nahe sei, ging seufzend durch die Studirstuben deutscher Wissenschaft!

Seitdem ist man etwas ruhiger geworden, einige treffliche Leistungen in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern haben den Begriff populär und populär unterscheiden gelehrt, man hat sich von dem Nutzen und der Würde populärer Werke überzeugt und folgende Ansicht hat sich jetzt ziemlich allgemein festgestellt:

Wenn vom Popularisiren der Wissenschaft die Rede ist, so handelt es sich nicht darum, dem Gelehrten vorzuschreiben, welche Sprache er bei der streng wissenschaftlichen Darstellung seiner Forschung anwenden solle; dem populären Darsteller ist es zumeist nur darum zu thun, die Resultate einer Wissenschaft in allgemein-verständliche Form zu bringen und dadurch zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse beizutragen; denn keine Wissenschaft ist Selbstzweck wie es ein Kunstwerk ist; man zerstört ihren Werth nicht, wenn man ihren Inhalt in neuer Form verbreitet, während ein Kunstwerk, wo Form und Idee unzertrennlich sind, durch die Wahl einer andern Form unrettbar zerstört wird!

Wer auch heute noch über die Möglichkeit und den Werth populärer, d. i. gemeinverständlicher Darstellungen zweifeln wollte, den erinnern wir nur an die „chemischen Briefe von Liebig"; an Littrow's „populäre Astronomie"; an Häusser's „neuere Geschichte der Deutschen"; an Schleiden's „Leben der Pflanze" und an die zahlreichen Schriften über Physik, Culturgeschichte und Erziehung. Jeder fruchtbar wirkende Professor ist mehr oder weniger gezwungen, seinen Schülern, die ja noch keine Gelehrte sind, im edeln Sinne des Wortes seine Wissenschaft zu popularisiren, und ich erinnere an einen Meister dieser Art, der seit Langem so ehrenvoll und erfolgreich wirkt: — an Kuno Fischer!

Mehr vielleicht als die Männer anderer Fächer hat das Wort „populär" die sogenannten Kenner der schönen Wissenschaft erschreckt und sie bange gemacht, daß der Eifer zu popularisiren noch mehr Hochwasser in die Literatur bringen und eine Sintfluth erzeugen könne, die eine Arche des Geschmacks nothwendig machte, um wenigstens die Heroen der Poesie vor dem allgemeinen Untergange zu retten!

Aber auch diese Furcht entsprang aus dem unrichtigen Begriff, den man dem Worte populär unterschob. Man hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Bibel das populärste Buch der civilisirten Welt ist, daß in der Bibel das hohe Lied Salomonis, die Psalmen Davids vorkommen, daß einige der schönsten Lieder Goethes Volkslieder sind und daß seine Prosa das Muster gemeinverständlicher Schreibart ist; — aber man war einmal in Furcht oder wollte es sein, Furcht aber verwirrt die Begriffe. Sowie es Leute giebt, deren Phantasie bei dem Namen Volk sofort eine Rotte Banditen vor Augen hat, so stand bei dem Worte „populär" vor dem Geiste manches Aesthetikers sofort der verwahrloste Begriff eines Rinaldiniromans oder Bänkelsängerlieds, das man auf regnerischen Novembermärkten um einige Pfennige verkauft.

Aber man irrte sehr; es giebt eine Popularisirung nach oben wie es eine nach unten giebt — und wie man allerdings z. B. die Geschichte eines Friedrich und Joseph II. für einen Theil des Volks zu Schanden popularisiren kann, so giebt es andrerseits eine Popularisirung, die sogar das einfache Leben eines Bürgers in der Darstellung dahin veredelt, daß es von den Gebildetsten der Nation eben so gern betrachtet wird, wie vom schlichten Bürger und Landmann.

Und diese letztere Art der Popularisirung in der Literatur wie in der Wissenschaft ist es, die wir in Deutschland besonders schätzen und anstreben müssen; wir brauchten dies nicht erst jetzt, wenn bei uns die Sprache der Literatur und des Lebens sich wie in Frankreich mehr im Zusammenhange entwickelt hätte; aber da in Deutschland die Wissenschaften — jede für sich — die Literatur für sich, und im Leben der Adel, der Bürger und der Bauer auch wieder für sich lebte und strebte, da kamen, möchte ich sagen, so viele Einsiedler- und Junggesellensprachformen zu Tage, daß wir ernsthaft Noth haben, dieses Hagestolzenthum unserer Sprache in eine gemeinsame Familienform nationalen Denkens, Fühlens und Sprechens zusammenzuleiten und richtig zu verschmelzen. In Frankreich und England wird es wenige Werke der Philosophie und Geschichte, der Politik und Literatur geben, die nicht mit geringen Ausnahmen die große Mehrheit der Nation zu verstehen im Stande wäre; — bei uns aber — man gebe einmal einem sonst ganz verständigen Bürger unsern Philosophen Hegel in die Hand, ob er sich in dessen Sprache finden wird?

Populär — d. i. gemeinverständlich im guten Sinne ist also kein Begriff, welcher der Wissenschaft und Literatur Nachtheil droht; je höher der Bildungsstand einer Nation ist, desto höher ist auch der Begriff populär — gemeinverständlich — anzuschlagen. Durchschauert einen nicht Entzücken und Bewunderung bei dem Gedanken, daß es bei den Griechen einen Bildungsgrad der Nation gab — wo Homer populär war?

So weit sind wir in Deutschland nun freilich noch nicht, aber wir sind auf gutem Wege und zählen Genies zu populären Größen, die auch eine Zierde des blühenden Griechenlands gewesen wären. Man konnte sich der lebhaftesten Freude nicht erwehren, als vor Jahren die erste Verlagshandlung Deutschlands, Cotta in Stuttgart, eine Volksbibliothek ankündigte, deren Bestandtheil unter Anderm das wissenschaftliche Wunderwerk — der „Kosmos" von Humboldt ist! Auf welche Theilnahme, auf welch' hohen und weitverbreiteten Bildungsgrad unserer

Nation mußte die berühmte Verlagshandlung rechnen, da sie solche Werke zu billigen Preisen abzugeben und zum Gemeingut der Nation zu machen sich entschlossen hat!

II.

Sehr befördern würde es unsere Betrachtung, wenn sich in Schillers Werken, die selbst ein Gegenstand der Untersuchung sind, Stellen auffinden ließen, die über das Wort „populär“ einige enscheidende Ansichten enthielten; und in der That fällt es auch nicht schwer, solche Stellen zu entdecken. Ich erinnere nur an die Recension, welche Schiller über Bürgers Gedichte schrieb; in der Einleitung dieser Recension nimmt er Anlaß, über den Begriff „populär“ und über die Bedeutung der „volksthümlichen Dichtung“ einige höchst wichtige Ideen auszusprechen.

Und wie lauten Schillers Ideen hierüber? Sind sie geringschätzend? Werth und Bedeutung leugnend? Mit nichten!

„Popularität ist,“ sagt er, „weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr — und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch' Unternehmen“ fährt er fort — „dem heikeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen! ... Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle, wird der Volksdichter dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er wird, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens wird ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß bringt er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie im vollen Glanze heraufzuführen. .... In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen — so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen! ...“

Dies der Ausspruch unseres großen Dichters. Welche Anwendung er davon auf Bürgers Gedichte machte, das ist aus der vorerwähnten Recension bekannt; — aber welche Anwendung sollen wir auf Schiller selbst davon machen? Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Antwort auf diese Frage zu versuchen. ...

Schiller ist der nationalste, populärste Dichter Deutschlands — wer hätte diesen Ausspruch nicht oft genug gehört und zum Theil schon selbst gethan?

Aber Schiller — der **populärste** Dichter Deutschlands? — er, der nie darnach gestrebt hat, in dem engern Sinne ein volksthümlicher Dichter zu sein, wie es z. B. Bürger war? War es Schiller nicht stets nur darum zu thun, ohne Rücksicht auf das Publikum auf die höchsten Ziele eines schöpferischen Geistes loszugehen, die erhabensten Formen mit dem gediegensten Inhalt der Wissenschaft und Erfahrung zu füllen — und schließlich in harmonischen Meisterwerken den schönsten Gefühlen des Herzens, den sinnvollsten Forderungen der Vernunft und den blühendsten Gebilden der Phantasie gerecht zu werden?

Schillers eigene Worte, die er bei verschiedenen Anlässen niederschrieb, geben von dem Ziele, das er verfolgte, am besten Zeugniß. Ich erinnere an seinen Jugendaufsatz: „Die Schaubühne, eine moralische Anstalt"; darin steht er nicht an, die Wirkung und Nothwendigkeit der Bühne gleichzustellen der Wirkung und Nothwendigkeit der Religion im Staate, da die Gerichtsbarkeit der Bühne wie der Religion da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endet. Ich erinnere ferner an die Stelle in der wiederholt erwähnten Recension über Bürger, wo er von dem Dichter verlangt, daß er im Denken und Fühlen auf der Spitze seiner Zeit stehe, im Wissen und Leben die Stufe der Vollkommenheit erlange.

„Begeisterung allein ist nicht genug," sagt er; „man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren!"

Noch ausführlicher, tiefer und zusammenhängender spricht er sich über die Würde und den Werth der Kunst und Poesie in seinen vortrefflichen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen" aus. Er sagt hier geradezu — und beweist es auch:

„Die Schönheit (in Kunst und Poesie) ist es, durch welche der Mensch zur Freiheit wandert; denn der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet blos die Macht der Natur; er **erledigt** sich dieser Macht in dem **ästhetischen** Zustande — und er **beherrscht** sie in dem **moralischen**."

Freilich, fragt der Dichter gleich darauf auch: „Existirt aber ein solcher Staat des schönen Scheins und wo ist er zu finden?"

Schiller antwortet:

„Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche — **in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden!**"

Da haben wir also deutlich ausgesprochen, wie klein sich Schiller das Publikum dachte, auf welches seine erhabenen Bestrebungen zunächst wirken dürften, und es scheint ein Ruf der edelsten Resignation, wenn wir anderswo lesen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

Und dennoch — dennoch ist es keine bloße Redensart — es ist Wahrheit — Thatsache: **Schiller ist trotzdem der nationalste, der populärste Dichter Deutschlands!**

Wie ist das zugegangen? . . .

Am Ende so einfach als möglich. Schiller strebte vollkommen zu werden — er wurde es auch in seinen Meisterwerken — und in der Kunst wie in der Poesie fallen für jeden gesunden Sinn vollkommen und verständlich zusammen; während der Kenner ein Kunstwerk mehr denkend genießt, genießt es der Laie mehr fühlend, von geheimnißvoller Gewalt erfaßt!

Schiller hat den Philosophen Respect eingeflößt durch die reiche Fülle seiner Gedanken, er hat den Historikern imponirt, indem er nicht blos Geschichte schrieb, sondern sie auch greifbar zu verkörpern verstand; Schiller hat eine Sprache gefunden, welche vom Gebildeten sofort im ganzen Umfange verstanden wird, den Ungebildeten aber selbst da, wo sie nicht ganz begriffen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißt, erwärmt und läutert!

Wie wenig Schiller während seines Schaffens liebäugelnd nach dem Geschmack des Publikums fragte, wie er mit puritanischer Strenge dem reinen Schöpferdrange nachging, das zeigt uns die gute Lehre, die er dem schöpferischen Talent auf seinen schweren Lebenswege mitgiebt:

„Der Künstler (und Poet) ist zwar der Sohn seiner Zeit,“ sagt er, „aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. . . . Und wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet! Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß!“

So spricht Schiller; so spricht ein Mann!

Welch' eine Erscheinung jenen verbuhlten Talentchen gegenüber, die schon während ihrer Arbeit schmachtend nach den beliebten Schwächen des Publikums spähen, um ihnen gerecht zu werden; die, wenn ihre liebende Musengattin zweier Verslein genesen, alle Glocken läuten, Herolde in die Straßen senden — die gesammte Menschheit zu Gevatter bitten möchten, um das glückliche Familienereigniß mitfeiern zu helfen; die vor jedem Luftzug der Kritik in Ohnmacht fallen, aber schnell wieder erholt — in Gesellschaft ihres lyrisch Neugebornen wochenlang alle Theetische unsicher machen!

Aber die Poesie hat ihre Rachegöttinnen wie das Leben; vertilgt sind die Spuren solcher Schmachtjünger wieder, sowie ihr flüchtiger Anlauf gethan ist; dagegen folgt das verschmähte Glück freiwillig den männlichen Heroen auf dem Fuße; — Schiller trat mit eisernem Fuße mitten in seine betroffene Zeit — und was war seine Strafe? . . . Die Nachwelt liegt zu seinen Füßen! . . .

III.

Es ist nun die Frage: — enthalten auch Schillers hervorragendste Dichtungen — die dramatischen — jene Art volksthümlicher Elemente, welche, im engern Sinne des Wortes genommen, heutzutage schärfer gefaßt und mit so viel Sorgfalt gehegt werden?

Wir antworten ohne Bedenken: Schillers dramatische Dichtungen enthalten nicht blos volksthümliche Elemente — sie liefern uns sogar einzelne Meisterstellen, wie ganze Werke dieser Art!

Nehmen wir, ohne viel zu wählen — eines der Jugenddramen Schillers — es liegt uns als „bürgerliches Trauerspiel" nahe — „Cabale und Liebe!" ...

Es versteht sich von selbst, daß wir das volksthümliche Element des Stückes vor Allem in der bürgerlichen Stube des Musikus Miller suchen werden; und wir täuschen uns auch nicht. Hier finden wir nicht nur die trefflich gezeichnete Familiengruppe des Miller, seiner Frau und seiner Tochter, die dem Stücke in Wahrheit den Stempel eines bürgerlichen oder — was hier gleichbedeutend ist — volksthümlichen Stückes aufdrücken; auch höher gestellte Personen betreten dieses Terrain und nehmen zum Theil, der Hausbewohner wegen, eine bürgerliche, volksthümliche Sprache an. Daher haben wir vor Allem wohl zu unterscheiden: 1. wo das volksthümliche Element nach Sprache und Charakter ganz rein — und wo es 2. gemischt und nicht ganz natürlich auftritt. ...

In Bezug auf Charakterzeichnung tritt das volksthümliche Element in der Familie Miller bei dem Musikus, seiner Frau — und selbst bei der schwärmerischen Louise vollkommen rein auf; denn die Schwärmerei der letztern ist kein seltener Antheil des bürgerlichen Lebens, besonders in Frauenherzen. Sehen wir aber auf die Sprache des Stücks, so müssen wir gestehen, daß diese in der Miller'schen Familie — im volksthümlichen Sinne — nur ganz rein vom Musikus und dessen Frau gesprochen wird, während Louise die volksthümliche Linie nur stellenweise inne hält, oft genug aber die erlaubte Grenze überschreitet.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf die Einleitungsscene des ersten Acts. Sie bildet eine Exposition, die nicht klarer, frischer und wahrer sein könnte. Miller und seine Frau sind allein. Charakter und Sprache der beiden Figuren sind dem bürgerlichen Leben aus dem Gesichte geschnitten. Wir haben im aufgeregten Miller das gesunde, männliche, auf Ehr' und Sitte fest fußende Bürgerthum — in seiner Frau aber jenes — leider nicht seltene — breitspurige und an Frivolität streifende Behagen, welches in Gesellschaft des Kaffeetopfs und der Dose das bürgerliche Gewissen jetzt mit einem Schluck aus der Tasse, jetzt mit einer Prise Tabak beschwichtigt.

Kann man ein volksthümliches Stück mit treffendern Worten eröffnen, als es Schiller mit den Worten des Musikus thut?

„Einmal für allemal" ruft er — „der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Geschrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind und — kurz und gut, ich biete den Junker aus!"

Ganz wie es in der Volkssprache sein muß — keine Periode gedrechselt — jeder Gedanke ein Satz — jeder Satz eine Situation — man wird mit wenigen Worten mitten in die Handlung geführt.

Und was erwiedert die ruhige Hausfrau, die im Morgengewand bei ihrer Tasse Kaffee sitzt, Schnupftuch und Dose neben sich?

„Du hast den Baron nicht in dein Haus geschwatzt — hast ihm deine Tochter nicht nachgeworfen."

Was ist natürlicher, als daß gerade diese schwerhörige Ruhe den Miller

schärfer in's Gefecht führt? Er ist gezwungen, seinem Weibe — und somit dem Publikum — die Lage der Dinge deutlicher zu machen und seine Sprache geht einen meisterhaften Schritt vorwärts, indem sie bei steigender Wärme immer handgreiflicher — endlich witzig, sinnbildlich wird und mit Sprichworten um sich wirft. Mit brennenden Farben malt er die Gefahr:

„Gib Du Acht, gib Du Acht! und wenn Du aus jedem Astloch ein Auge strecktest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er würde sie Dir auf der Nase beschwatzen, dem Mädel Eins hinsetzen und führt sich ab und das Mädel ist verschimpfirt auf ihr Lebenlang!"

Frau Millerin weiß hierauf nichts zu sagen als:

„Gott behüt' uns in Gnaden!"

„Es hat sich zu behüten" ruft Miller und wird immer hitziger, indem er die Gefahren noch ausführlicher darlegt; — die Millerin erwidert auch jetzt nur: „Solltest nur die hübschen Billeter lesen, die der gnädige Herr alle an Deine Tochter schreiben thut. Guter Gott, da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist."

„Das ist die rechte Höhe!" ruft Miller. — „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gesinde macht's der Herrschaft nach, und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen!"

Diese Sprache, die auf dem Trommelfelle tobend jedes anständige Mutterherz aufrütteln müßte — veranlaßt die Frau Millerin höchstens zur schwierigen Wahl zwischen einer Prise und einem Schluck aus der Tasse, wobei sie sehr geschmeichelt bemerkt, was für schöne Bücher der Herr Baron ihrer Tochter in's Haus schicke und ihr letztes Wort — das sie als würdige Hausfrau natürlich haben muß — ist: „Man muß den Herrn Major nicht disguschthüren, weil er des Präsidenten Sohn ist!" —

Das Auftreten des Secretärs Wurm stört den volksthümlichen Ton des Miller'schen Ehepaars nicht; im Gegentheil geht der schlaue Fuchs, den wir später beim Präsidenten die Waffen der Bildung fertig handhaben sehen, beim Musikus in den volksthümlichen Familienton des Hauses ein — keine höhere Phrase, kein metaphysischer Laut seines wohlcultivirten Geistes entschlüpft ihm. Miller und seine Frau aber werden durch die Anwesenheit des Secretärs nur veranlaßt, ihre volksthümlichen Charaktere von ganz neuen Seiten zu zeigen. Sie — die Frau Musikus — die bis jetzt den Reden ihres Mannes nur eine heroische Unerschütterlichkeit entgegengesetzt hat — sie wird jetzt dem Secretär Wurm gegenüber der active, angreifende Theil. Sie sagt dem (früher wahrscheinlich gar nicht ungern gesehenen Bewerber Louisens) erst in Andeutungen, dann mit runden Worten: sie und ihre Tochter seien jetzt andern Sinnes geworden, sie wollten jetzt höher hinaus und er könne gehen, woher er gekommen. Miller — ihr Mann — der sich eine Weile beobachtend und corrigirend verhält, wird endlich gezwungen — gegen seine Frau das Faustrecht zu gebrauchen und dem „blauen Wettermaul" (wie er seine liebende Gattin einmal nennt) das Wort zu entreißen; — erst bürgerlich höflich gegen den Secretär und

ihn sitzen heißend — wird er nun bürgerlich derb und liest dem Brautwerber, der ihn als Fürsprecher bei seiner Tochter zu Hilfe ruft, frischweg den Text:

„Ich rathe meiner Tochter Keinen“ sagt er — „aber Sie mißrath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen mich ausreden! Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Haselnuß zu. .. Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hasenfuß und für den sind keine Louisen gewachsen!“

Als Wurm mit solchen Complimenten abgefertigt und zur Thür hinausgesteinigt ist, faßt Miller seinen ganzen Zorn noch einmal in ein Donnerwetter gegen das Betragen seiner Frau zusammen — — und mitten in diesem Donnerwetter theilen sich die Wolken und wie eine liebliche Sonne, die uns die Familie in einem ganz neuen Lichte zeigen soll — tritt Louise, eine hold-elegische Erscheinung, aus der Kirche kommend, herein....

Louisens Benehmen in dieser Scene ist noch durchaus volksthümlich und natürlich — und wenn sie hie und da zu Sätzen und Worten greift, die über ihrer Sphäre liegen, so darf nicht vergessen werden, daß kurz zuvor von Büchern die Rede war, die ihr der Herr Major so fleißig in's Haus geschickt; wie wir den Herrn Major — einen braven, aber excentrischen Jüngling — später kennen lernen, mögen diese Bücher zum Theil zwar Werke für höhere Bildung, zum Theil aber auch Romane etwas überspannter Natur gewesen sein. So konnte Louise ganz wohl dazu kommen, feinere Gedanken zu denken und sie gewählter auszudrücken — um so mehr, als ihr diese Gedanken zumeist die Liebe eingiebt — eine Liebe jener wahren, ganzen, begeisterten Art, die den Menschen in ein höheres Wesen umwandelt und leider stets auch über Leben und Tod entscheidet! In diesem Zustande kann Louise ganz wohl einmal zu ihrem Vater sagen:

„Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn (den Major) denken — dies Bischen Leben — dürft' ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzukühlen! Dies Blümchen Jugend — wär' es ein Veilchen und er träte darauf und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn eine Mücke in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?“

Auch in der folgenden Scene, wo der Major Walter zum Musikus kommt, hält sich der Charakter und die Sprache Louisens noch wohl in dem Rahmen des Bürgerlichen; und es ist bezeichnend, daß, als der Major einmal sagt: „Ich schaue durch Deine Seele wie durch das klare Wasser dieses Brillanten; hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in Dein Angesicht, der mir entwischte“ — Louise dem Geliebten eine Weile stumm in's Auge sieht und mit Wehmuth sagt:

„Ferdinand, daß Du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen sich ausnimmt!“

Diese Besinnung hat Louise gerade in den Unterredungen mit Ferdinand oft; dieser feurige, in ewigem Liebes- und Zornsturm hinlebende Jüngling verbraucht gerade in Louisens Nähe einen Aufwand von himmelstürmenden und sublimen Ausdrücken, daß das Bürgermädchen, welches oft nur errathen kann, was er sagt, sich unwillkürlich an ihren beschränkten Lebenskreis erinnert und ihm

gegenüber fast durchwegs nur klare Gedanken einfach ausspricht... Anders freilich verhält sich's in Situationen mit andern Personen; so tritt die Sprache Louisens in der Scene mit Lady Milfort öfter ganz aus dem bürgerlichen Rahmen.

Sätze, wie dieser:

„Ich war eben im Begriff, diesen prächtigen, blitzenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besitzerin so scharf wider Eitelkeit eifert" — sind selbst für die gewählteste Bürgersprache nicht mehr zulässig; ebensowenig — so treffend der Gedanke an sich ist — wird folgende Stelle zu billigen sein:

„Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milfort ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden?"

Noch weniger kann Louise Ausdrücke gebrauchen, die an wissenschaftliche Voraussetzungen erinnern, wie:

„Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie?"

Am wenigsten aber Sätze, wie diesen:

„Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Geschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsterung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam sein?"

Manchmal scheinen die Rollen der Lady und Louisens geradezu verwechselt zu sein. Die Lady wird bürgerlich einfach, derb, ja unanständig gegenüber dem unglücklichen Mädchen — und Louise antwortet ihr wie eine überlegen denkende Dame. So sagt die Lady einmal:

„Wo will Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedlich? Ist es ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?" Louise erwidert:

„Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!" Die Lady wird noch zudringlich-derber und sagt der Louise in's Gesicht: — man habe sie mit ihrer Liebe zum Besten — ihre Wangen seien nicht in Feuer vergoldet; was ihr der Spiegel für massiv und ewig verkaufe, sei nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der ihrem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben müsse: — „was werden wir dann machen?" schließt die Lady ihre Invective... Louise lächelt schmerzlich und erwidert:

„Den Anbeter bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefaßt zu sein!"

Was zur Rechtfertigung Louisens in dieser Scene gesagt werden kann, hat auch Lady Milfort bald herausgefunden — sie sieht, daß Louise von dem Umgange mit Ferdinand profitirt haben müsse. „Diesen Trotzkopf hat sie von ihm," sagt die Lady gleich anfangs der Scene und später, als Louise durch Haltung und Sprache imponirt, ruft sie aus: „Mädchen! diese Größe hast Du nicht auf die Welt gebracht und für Deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen anderen Lehrer! . . ."

Indessen — trotz dieser einzelnen Auswüchse — muß man diese Scene im Zusammenhange lesen, um den dramatischen Gang des Dialogs zu bewundern und zu gestehen, daß Louise, was ihren Charakter betrifft, als im Sinne des Volksthümlichen gehalten, vollkommen vertheidigt werden darf. Bei der Louise

Millerin sind und bleiben die Uebertreibungen durchwegs nur auf die Sprache beschränkt — der Charakter ist aus dem Boden des schlichten Bürgerthums gewachsen und erreicht keine Höhe, die dem Bürgerthum unter Verhältnissen nicht erreichbar wäre .... Das elegische Auftreten zu Anfang des Stücks — Louisens ahnungsschwere Haltung bei Ferdinands erstem Besuch — ihre anfängliche Schüchternheit bei der Lady, dann ihr gereizter Stolz und ihre tugendhafte Herausforderung der mächtigen Favoritin gegenüber — ferner in der spätern Scene Louisens Verhalten gegen den Peiniger Wurm — endlich die dumpfe Resignation, die heroische Ergebung in ihr Schicksal, als sie im fünften Acte mit ihrem Vater und Ferdinand verkehrt — ja selbst: wie sie stirbt — alle diese Momente sprechen auf's Deutlichste von der wahrhaft volksthümlichen Grundlage in Louisens Charakter ....

Und wäre es denn auch anders möglich? Louise ist doch des Musikus Tochter — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", sagt das Sprichwort; — sollte denn Louise ganz aus der Art geschlagen haben dem bürgerlich kernhaften Vater gegenüber, der nicht nur die volksthümliche Hauptgestalt des Stückes, sondern überhaupt der Typus des mannhaften deutschen Volksthums ist?

Wie — oder wäre dem nicht so? Sollte der Musikus Miller wirklich eines Zuges entbehren, der ihm eine solche Ehre verkürzte? ...

Wir haben ihn gesehen, wie er gegen seine Frau den heftigen Sittenprediger macht und die Ehre seines Kindes, Hauses und Standes derb, ehrlich, witzig und sinnbildlich vertheidigt; wir haben ihn gesehen, wie er den Secretär Wurm mit einer Aufrichtigkeit behandelt, wie sie seinem Stande ganz angemessen ist; — mit dem Auftreten der Louise wird uns eine ebenso neue als rührende Seite seines Charakters enthüllt. War er bisher polternd und schonungslos — so wird er seinem Kinde gegenüber plötzlich weich, betrübt, voll zärtlicher Schonung. Louise ist sein einziges Kind, ein trefflichеs, holdes Kind, sie ist ihm lieb wie sein Augapfel — er selbst sagt später, daß er stets an ihr „abgöttisch" hing. Dieses geliebte, einzige Kind ist jetzt unglücklich, ihr Denken und Fühlen geht auf in Liebe zu dem Major; auf den sanften stillen Gruß des Kindes, das eben aus der Kirche kommt, sagt er warm:

„Brav, meine Louise! Freut mich, daß Du so fleißig an Deinen Schöpfer denkst. Bleib' immer so und sein Arm wird Dich halten."

Aber Louise, ganz erfüllt von der einen Leidenschaft ihrer Liebe — springt zu der Frage nach dem Major über: „War er da, Mutter?" und der bekümmerte Vater sagt:

„Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!"

Als Louise hierauf immer wieder mit elegischen oder energischen Gedanken zu dem einen Gegenstande ihres Herzens zurückkehrt, sind es nicht Vorwürfe, sondern Klagen voll Mitgefühls, die der alte Vater ausstößt; der ganze Lärm und Zorn gegen den früher so scharf abgekanzelten Junker ist hin. — „Nimm meinen alten Kopf," ruft er: „nimm Alles, Alles — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann Dir ihn nicht geben!" Erst später, wo die Gefahren seines Kindes und Hauses schroff hervortreten, schlägt diese Milde gegen den Baron wieder in heftige Vorwürfe, ja Drohungen um und dieser Zustand bildet

den Uebergang zu jener denkwürdigen und stets hinreißenden Scene am Schlusse des zweiten Acts, wo Miller, sein Kind und sein Haus vertheidigend — als liebender Vater, als beleidigter Bürger, als empörter redlicher Mann zwischen den Formen der Höflichkeit, Sorge, Angst und Verzweiflung hindurch endlich kurzen Prozeß macht und den ungebetenen Gast — den Präsidenten — „halten zu Gnaden" — zur Thüre hinauszuwerfen droht!

Die Art, wie sich Miller im weitern Verlauf des Stückes verhält: — seine männlich-dumpfe Verzweiflung im Anfang des fünften Acts — seine wiederholte Zuflucht zur Religion — seine herzzerreißenden Bitten und religiösen Standreden an seine Tochter, um sie von Selbstmordgedanken zu heilen — sein kindischer Jubel, als ihm das gelingt und er beschließt: mit der Tochter fortzuziehen „und die Geschichte ihres Grams auf die Laute zu setzen"; — ferner sein Auffahren gegen den Major, dessen Leiden er gleich darauf ehrlich bedauert — endlich die unvergleichliche Scene, wie er sich über das vom Major empfangene Gold freut, es ganz und gar für seine Louise verwenden will — aber es entsetzt dem Geber vor die Füße wirft, der ihm den Verlust des Kindes damit ersetzen will: — wer wollte je mehr wahre und mannigfaltige Züge des Lebens in einen Volkscharakter vereinigt haben als Schiller, der Großmeister, in diesem Musikus?

Mit ihm wollen wir auch von dem ganzen Stücke Abschied nehmen, das wir nur darum ausführlicher behandelt haben, um uns die Bewegung durch die übrigen Stücke leichter und freier zu machen; — die Frau Millerin läßt der Dichter als unbedeutende Person selbst bald fallen — und der trefflich gezeichnete Kammerdiener der Lady Milfort ist eine so bekannte, volksthümliche Figur, daß sie füglich nur erwähnt zu werden braucht! . . .

IV.

Aus dem parlamentarischen Leben ist bekannt, wie oft ein bedeutender Mann von einer großen Idee erfaßt, sich einige Freunde wirbt und den Anfang zu einer neuen Partei bildet; je nachdem das Ziel dieser Partei von der öffentlichen Meinung begriffen und gebilligt wird, nimmt die Zahl der Anhänger zu oder ab und es kann geschehen, daß die junge Partei heute der Majorität den Sieg streitig macht, morgen wieder in eine ganz bescheidene Stellung zurückgedrängt wird — bis ein großer Augenblick ihr den Sieg verschafft und sie an's Ruder des Staates führt.

Gerade so ergeht es in Schillers dramatischen Werken dem volksthümlichen Element.

In den „Räubern", zwischen genialen Anläufen und gigantischen Uebertreibungen durchschimmernd, kommt es hauptsächlich in der unedlen Gesellschaft der Mordbrennerbande zum Vorschein und Moors alter Diener, Daniel, rettet dessen Ehre durch braves, wackeres Betragen.

In „Fiesco" tritt das volksthümliche Element schon etwas geordneter und kecker auf und macht unserer Nation alle Ehre in der „handfesten Tapferkeit und ehrlichen Einfalt" des Deutschen in der herzoglichen Leibwache — dessen „deutsche Hiebe" uns immer ein Labsal sind, wenn die „deutsche Friedensliebe" gar zu sehr von hamletischen Bedenken überfließt; aber das volksthümliche Element kann auch

hier noch nicht ganz von unedler Kameradschaft lassen und geht ziemlich vertraut mit dem „confiscirten Mohrenkopf" um — wogegen es aber auch die Ehre hat, vom Helden des Stücks, von Fiesco, ausgezeichnet zu werden, der in der achten Scene des zweiten Acts den aufgeregten Handwerkern über die beste Staatsverfassung eine Volksrede hält, wie sie auf dem römischen Forum kaum jemals wirksamer gehört worden ist.

In „Cabale und Liebe" — dem dritten Stück Schillers — erringt das volksthümliche Element, wie wir gesehen haben, nahezu die Herrschaft — freilich nur, um in dem folgenden Stücke „Don Carlos" wieder ganz vom Schauplatze zu verschwinden.

Aber dieses gänzliche Entfernen des volksthümlichen Elements scheint nur deßhalb geboten zu sein, um es in „Wallensteins Lager" desto reiner und würdiger vorführen zu können. Hier breitet sich's in wunderbar treuer Kriegsscene vor uns aus, verkörpert uns deutsche und ausländische Stammeseigenthümlichkeiten, führt sich in allen Waffengattungen, in Religionsparteien, im Rock des Bürgers und Bauers — ja selbst im Weiberrock der berühmten „Gustel von Blasewitz" vor. Zwar verschwindet es in den „Piccolomini's" wieder, aber in „Wallensteins Tod" marschirt es wenigstens flüchtig noch einmal in Gestalt eines Gefreiten und seiner Kürassiere auf.

Wieder verläßt das volksthümliche Element in der „Maria Stuart" die Bühne fast ganz — nimmt in der „Jungfrau von Orleans" ein romantisches Gewand um und geht gottbegeistert unter Landleute und Hirten; — — da erscheint endlich der große Augenblick — das volksthümliche Element wird mannhaft — siegreich — beherrscht zuletzt die Handlung eines ganzen Meisterwerks — im „Wilhelm Tell!"

Hier befiehlt es über ein ganzes Volk von Hirten — ja was sage ich? — es beherrscht Land und Leute! Denn die belebte, wie die leblose Natur — Thiere, Luft, Seen und Berge spielen mit und entlehnen dem Volksthümlichen ihren Charakter. . . . Da kommt der Sturm „als grauer Thalvogt" durch das Land; — da „zieht der Mythenstein seine Haube an;" — da „springen die Fische und das Wasserhuhn taucht unter" — dieweil ein Gewitter in der Luft und ein Wetter des Volkes in Anzug ist; Volk und See „wollen ihr Opfer haben;" — und als endlich Hochwachen auf den Bergen stehen, die Burgen der Peiniger gebrochen sind und die Siegesfeuer auf den Bergen leuchten — da giebt „die Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert über dem Lande sitzt" im Alpenglühen ihre Freude zu erkennen, daß ein braves Volk gerettet ist! . . .

Wie die „Räuber" ein Vorspiel der französischen Revolution gewesen — so war „Wilhelm Tell" das nationale Vorspiel der Tirolerkämpfe 1809 und der Befreiungskriege 1813. Napoleon — ein unendlich größerer Landvogt — aber doch ein Landvogt für Deutschland, der unser Volk zwang, den Reichsapfel der Einheit vom Haupte unserer jugendfrischen Zukunft zu schießen — Napoleon haßte unsern großen Dichter — er fürchtete in ihm vielleicht das Tellsgeschoß des Schicksals, welches ihn später auf den Feldern von Leipzig streifte, bei Waterloo tödtlich verwundete — und dem er auf der Insel St. Helena endlich erlag! . . .

Ziehen wir eine Summe der volksthümlichen Elemente, die in Schillers dramatischen Werken zur Geltung kommen, so finden wir in Bezug auf die

Sprache, daß sie — abgesehen von den Auswüchsen in den Jugenddramen — das wahrhaft Volksthümliche besitzt: bestimmt, klar, sachlich, den Umständen und Personen angemessen zu sein und nicht selten durch Sprichworte oder symbolisch-allgemeine Ausdrücke überraschend anschaulich zu werden; — besehen wir uns die Charaktere, so finden wir, daß uns diese im Allgemeinen das Standesgemäße, aus fester Sitte Gewordene darstellen, wobei das Gute und Ehrenhafte, wie das Unedle, Aberglaube, Vorurtheil u. s. w. nicht fehlen.

Merkwürdig genug aber — eine unentbehrliche und für das deutsche Volksthum besonders bezeichnende Eigenschaft suchen wir in allen Dramen Schillers bis zum „Tell" herauf vergebens, — es ist das „Familienhaft-Naive" mit den kleinen goethischen Ansätzen häuslicher Sitte.

Wie reizend, wie wahr, wie krystallig klar in der Form sind die Volksgestalten Goethe's und welches Detail finden wir z. B. im Egmont, wie in vielen größern und kleinern Stücken! Schillers Figuren geben uns doch zumeist nur das Reinmenschliche in beschränkter Volksgestalt, dagegen fehlt ihnen nur zu oft das Concrete, wie es sich im abgegrenzten Familienleben ausbildet. Das kommt aber auch großen Theils daher, daß sich Schiller — und das ist keine seiner geringsten Tugenden — als Dramatiker keine Zeit nimmt, viel concretes Detail zu geben; seine stets im großen Stil angelegten Handlungen sind beim Beginn des Stücks oder bald darauf schon so stark im Gange, die Gemüther der Betheiligten schon so beschäftigt und aus ihrer gewohnten Lebensart gerissen, daß das Reinmenschliche in allgemeineren Linien bereits überall vorherrscht. . . .

So treibt sich das in den „Räubern" durchblickende Volksthümliche in Schenke und Wald umher — wo soll da das „Familienhafte" eine Stelle finden? Im „Fiesco" rumort das Volk zumeist auf den Straßen oder in aufgeregten Versammlungen umher — wer wollte hier — und gar beim Italiener — das Familienhaft-Behäbige suchen? In „Cabale und Liebe" behauptet sich nur die Frau Millerin eine Weile bei ihrem gewohnten Frühstück, während Miller, sowie der Vorhang aufgeht, seine Geige wegwirft und sie nicht mehr aufnimmt, so lange das Drama spielt; auch Louise sehen wir das ganze Stück hindurch keine Hand mehr an eine häusliche Arbeit legen. „Wallensteins Lager" könnte zwar für eine kriegerische Familienscene angesehen werden und ist gewiß als solche vortrefflich gehalten; allein die Kriegsbrüder und Schwestern sind doch nicht von Jugend an mit einander aufgewachsen und die Wohnungen von Leinwand deuten nicht auf künftigen Bestand, daher in Bezug auf concrete Charakterzeichnung Alles doch nur in flüchtigen Umrissen sichtbar wird; was Einzelne von Jugend, Heimat und Familie erzählen, hört sich fast wie eine halbverklungene Sage an. Auch im Vorspiel der „Jungfrau von Orleans" ist die Handlung schon so im Gange, die Kriegsnoth drängt schon so in's ländliche Behagen herein, daß der Landmann sich beeilt, statt nach fester Sitte in geschlossenem Raume — die Hände seiner Töchter unter freiem Himmel den Bewerbern zuzuführen.

Erst im Tell holt Schiller das lange und wichtige Versäumniß nach! Gerade in diesem Stücke, das zu den bewegtesten Dramen Schillers gehört, finden wir gleich beim Aufgehen des Vorhangs einen Fischerknaben im Kahn, der ein Volkslied singt — das erste, welches uns Schiller in seinen Dramen zum Besten

giebt. Gerade in diesem Stücke, das auf einem so schwierigen und gefährlichen Boden voll Seen, Bergen und Abgründen spielt, führt er uns durch einen Alpenpaß einen ländlichen Hochzeitszug vor, den er uns in der Jungfrau von Orleans schuldig geblieben. Aber am merkwürdigsten! gerade im „Tell" — im dritten Acte — also da, wo die Handlung schon eine lange Reihe gewaltiger Bewegungen hervorgerufen — führt uns der Dichter plötzlich wie ein wehmüthig lächelnder Genius in die stille Umfriedung eines Schweizerhofs, vor Tells Haus — und zeigt uns die reizendste Idylle — eine Familienscene — wie wir sie in allen übrigen Stücken vergebens suchten. Das Familienhaft-Naive, das specifische Schweizervolksthum ist hier meisterhaft getroffen; es lächelt uns an in Tells allerliebsten Knaben, es erquickt uns in Tells gemüthvollem Weibe und erbaut uns in Tells eigenem Reden und Hantieren; hier sehen wir die ganze Familie noch einmal ruhig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt und Walther, der älteste Knabe, von dessen Haupte später Tell den Apfel zu schießen gezwungen ist, singt uns noch harmlos ein hübsches Jägerlied. Ueberhaupt ergänzt uns „Tell", der ein Volksstück im großartigsten Stile ist, fast alle Lücken des Volksthümlichen, die wir in den früheren Dramen empfinden. Der Einzelne, die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk kommt zur Erscheinung und zwar in reinmenschlicher und concret-volksthümlicher Weise. . . .

Hier wäre nun die Gelegenheit sehr verlockend, die in Schillers Dramen vorkommenden volksthümlichen Elemente mit denen zu vergleichen, welche in Goethes und Shakespeare's dramatischen Werken zu finden sind, dies würde uns jedoch hier zu weit führen; nur ein unterscheidendes Charaktermerkmal will ich nicht versäumen zu erwähnen — es ist der eigentlich reine Humor. Ich bin weit entfernt, mit vielen Andern unsern beiden Heroen, Goethe und Schiller, den Humor überhaupt abzusprechen; ich glaube vielmehr, daß es gar nicht schwer fallen sollte, aus den Werken Beider eine ganz artige Blumenlese humoristischer und witziger Stellen herauszufinden; allein so viel ist dennoch richtig, daß namentlich bei Schiller jene Art reinen, wunderbaren Humors vergebens gesucht wird, wie er bei Shakespeare oft, scheinbar unbekümmert um die vorgehende Handlung, aber doch weise für dieselbe berechnet, als goldiger Taugenichts herumflanirt und zahllose Gestalten annimmt. Bei Goethe schlägt der Humor nur selten recht von Herzen durch, er bleibt oft in der bedeutenden Situation oder conventionellen Form, noch häufiger in dem berühmten Goethe'schen „Behagen" stecken; Schillers Figuren dagegen müssen immer erst warm werden — ein echt deutscher Grundzug — sie müssen durch die Handlung in ein gewisses Pathos oder in Zorn gerathen, bis sie das Mittel des Humors oder Witzes ergreifen — und wir sehen z. B. am Musikus Miller, daß er im höchsten Ingrimm, gerade da, wo er dem Präsidenten die Thüre weist, nicht den schlechtesten Humor entwickelt. Uebrigens sieht man dem Schiller'schen Humor auch ganz genau zwei fremde Bestandtheile an; in den „Räubern" und in „Fiesco" macht sich ein starker Shakespeare'scher Anflug geltend und die zwei patres venerabiles im „Lager" wie in den „Räubern" repräsentiren jene Art Humor, der eigentlich nicht im Volke entsprungen, aber von Abraham a Santa Clara und Andern für das Volk auf der Kanzel in Scene gesetzt worden ist, weßhalb er auch bis heutigen Tages den Namen „Kapuzinerhumor" führt . . . .

In Bezug auf die **volksthümliche** Sprache hat man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er ihr auch in seinen Meisterwerken noch hier und dort einen Schwung verleihe, der mit der wahren Natürlichkeit nicht ganz harmonire; aber wie es in der Politik Leute giebt, die kaiserlicher als der Kaiser — in der Religion solche, die katholischer als der Papst sind, so giebt es Freunde der Natürlichkeit in Kunst und Poesie, die eine Wahrheit wollen, die natürlicher ist als die Natur! Die Herren vergessen aber, daß das Podium der Bühne einige Stufen höher steht als der Boden des Lebens und daß die Benutzung des Verses immer **doppelt** an diesen Unterschied oder Abstand erinnert.

Daß Schillers herrliche Sprache nicht nur in volksthümlichen Scenen, sondern auch da, wo hochgestellte historische Personen in bedeutenden Situationen sich äußern, überall verstanden wird, in allen Herzen ihren Wiederhall findet — das bemerken wir täglich an den unzähligen Citaten aus Schillers Werken. . . . Es hat eine Zeit gegeben, wo man keinen Feuilletonartikel in die Hand nehmen, in keiner Gesellschaft zehn Minuten verweilen konnte, ohne auf solche Citate zu stoßen; dies wurde endlich so arg, daß in Schriften und Conversationen diese Citatenwuth eine heitere Selbstironie hervorrief.

Da ging z. B keine Landsaison vorüber, ohne daß die heimkehrenden Städter mit den Worten Abschied nahmen: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende!“ — Da gab es wenige Väter, die den Anforderungen ihrer an Luxus gewöhnten Familie nicht einmal zugerufen hätten: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“ — Als vor einigen Jahren während der Darstellung des „Wallenstein“ in einem Theater das Gaslicht erlosch, da rief eine Stimme durch's Dunkel: „**Nacht** muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!“ Vom großen Ludwig Devrient erzählt man, daß er, als ihm ein Kellner einst ein langes Schuldenverzeichniß vorhielt, den Ueberbringer mit durchbohrenden Blicken anstarrte und dann ausrief: „Der Knabe Carl fängt an mir fürchterlich zu werden! . . .“

Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß solche Scherze dem Ansehen Schillers schaden; sie schaden ihm ebensowenig, als pikante Anekdoten der Würde Friedrichs II. Eintrag thun.

Man könnte nun fragen: warum Schiller in seinen classischen Tagen, wo er die Fehler und Schwächen seiner Jugendwerke ganz wohl einsah, nicht Hand anlegte und sie beseitigte? . . . Aber ein productives Genie, wie er, blickt **vorwärts**, um Neues, Besseres zu schaffen, nicht **rückwärts**, um ewig an dem Alten, Ueberwundenen zu feilen; — ferner ist es gerade großen Männern selten gegeben, ihre Fehler vor der Welt ängstlich zu verbergen; — und hätte Schiller sie dennoch ausgemerzt — wir wären nicht sicher, ob die bei Seite geworfenen Stellen nicht von geschäftigen Reliquiensammlern uns jetzt wieder mit langen Commentaren als köstliche „Findlinge“ aufgetischt würden! . . .

Sei uns Schiller — wie er ist —: als jugendlicher Stürmer, als rastloser Kämpfer, als erhabener Denker und Mann — sei er uns als Schöpfer classischer Werke willkommen! Lieben, verehren wir ihn mitsammt seinen Schwächen und Tugenden und seien wir froh, daß er da war, daß er dem Vaterlande angehört — daß er neben Goethe in Erz — und als Liebling neben ihm in unseren Herzen steht!

Die Wirbelstürme.

Von
Dr. J. van Bebber.
Weißenburg.

Obgleich die Kenntnisse, welche wir bis jetzt über die furchtbarsten Aufregungen der Atmosphäre, über die Stürme, haben, nur gering sind und erst der Neuzeit angehören, so ist doch Alles, was wir hierüber wissen, von so großer Bedeutung, daß die Unkenntniß jener Gesetze für viele Zweige der menschlichen Gesellschaft, namentlich für solche, welche sich mit Schifffahrt, mit überseeischem Handel und mit Fischerei beschäftigen, in vielen Fällen geradezu verderblich werden kann. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die Opfer von Tausenden von Menschenleben, viele durch Schiffbruch verursachte schwere materielle Verluste gänzlich hätten vermieden werden können, wenn die bei den Stürmen obwaltenden Gesetze gehörig erkannt und aus deren Kenntniß praktische Vortheile gezogen worden wären. Werden doch jährlich Hunderte von Schiffen der West- und Ostindienfahrer durch die Orkane oder Teifuns von den Wellen verschlungen und wie viele Kapitäne haben auch nur eine schwache Anschauung über die Natur jener gefährlichen Stürme, denen sie doch durch geschickte Leitung des Schiffes in den meisten Fällen entgehen könnten? An den Küsten zwar werden von der seefahrenden Bevölkerung, besonders aber von den Fischern, denen ihr gefahrvolles Handwerk nur ein kümmerliches Dasein gestattet, die von den meteorologischen Instituten ausgegebenen Sturmwarnungen mit Interesse entgegengenommen und die Signale befolgt — und sie fahren gut dabei, — aber ein gründliches Verständniß der Stürme selbst fehlt fast allgemein.*) Hoffen wir, daß es den eifrigen Bemühungen der deutschen Seewarte und der Männer, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die meteorologische Wissenschaft zu popularisiren, gelingen wird, wenigstens an den deutschen Küsten der Verbreitung jener Kenntniß immer mehr und mehr Eingang zu verschaffen.

Aber nicht allein der praktische Nutzen, den die Kenntniß der Gesetze verschafft, welchen diese schrecklichen Naturerscheinungen gehorchen, bestimmt uns, diese genau zu beobachten, das Beobachtete zu sichten und nach gewissen Gesichtspunkten übersichtlich zu veranschaulichen und hieraus Gesetze für die Praxis abzuleiten, sondern auch das geistige Bedürfniß, das Wesen und die ursächlichen Kräfte, die den entfesselten Elementen innewohnen, kennen zu lernen, ist für uns von nicht minder hoher Bedeutung; indem wir diesem Drange folgen, befriedigen wir wenigstens theilweise den uns innewohnenden Trieb nach Glückseligkeit, die demjenigen für immer verschlossen bleibt, dessen Geschmack für die Wissenschaft abgestumpft ist.

Gewiß ist es keine leichte Aufgabe, alle jene Einzelerscheinungen und Wechselwirkungen der einzelnen Elemente darzustellen und gemeinverständlich zu erklären. Das Erscheinen und Verschwinden der Wirbelstürme, das bald träge, bald sturmschnelle Fortschreiten derselben, die bald unmerkliche, bald rasende Wirbelbewegung

*) Gewissermaßen beschämend ist es für uns, daß das amerikanische Publikum mit den Gesetzen der Witterungskunde viel mehr vertraut ist und den Nutzen dieser Kenntniß viel höher zu würdigen weiß, als das europäische.

der Luft, die verheerenden mechanischen Wirkungen, die mannichfachen Formen der Erscheinung in den verschiedenen Klimaten, die begleitenden Erscheinungen, die bald durch heftige Regengüsse oder Hagelschauern, unter furchtbarem Rollen des Donners, durch Heulen und Tosen, durch hochanschwellende See, bald durch unheimliche Windstille sich kundgeben; alles dieses sind Erscheinungen, die in höchstem Grade unser Interesse wachrufen, aber deren Erklärung und Unterordnung unter bestimmte Gesetze schwierig erscheint.

Um nun einen allgemeinen Ueberblick über die Gesetze zu geben, welche bei den Stürmen obwalten und zu zeigen, daß alle Wirbelstürme, wie verschieden sie auch benannt sind und unter welchen Himmelsstrichen sie auch vorkommen, dem Wesen nach gleich, der Ausdehnung und der Wirkung nach nur graduell verschieden sind, wird es sich empfehlen, von unseren europäischen Stürmen, deren Kenntniß im Allgemeinen wohl am ersten vorausgesetzt werden dürfte, auszugehen, mit diesen die nordamerikanischen Stürme zu vergleichen, dann vergleichend diejenigen der heißen Zone zu betrachten und dabei zugleich auf die Verschiedenheiten derselben, sowie die Ursachen dieser Verschiedenheiten näher einzugehen. (Weitere Belehrung findet man in Mohn: Wind und Wetter; Mohn: Sturmatlas; Reye: Die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen.)

Unsere Atmosphäre befindet sich niemals im Gleichgewichte, sondern der weitaus größere Theil derselben ist in beständiger Bewegung begriffen, die durch lokale Ursachen, insbesondere durch die Wärme, zum Theile auch durch die Feuchtigkeits-Verhältnisse der Luft bedingt sind. Das Bestreben der Luft, das Gleichgewicht wieder herzustellen, ruft eine Bewegung hervor, die um so lebhafter ist, je mehr die Atmosphäre ihre Gleichgewichtslage überschritten hat oder je größer die Verschiedenheit des Luftdruckes für eine bestimmte Entfernung ist. Ueberschreiten diese Störungen oder Luftdruckunterschiede eine gewisse Grenze, so treten sehr heftige Luftbewegungen ein, die wir Stürme nennen.

Da von der Luftdruckvertheilung sowohl die Richtung als auch die Stärke der Luftbewegung, der Winde, abhängig ist, so wird es, um überhaupt ein Verständniß der Stürme anzubahnen, vorher nöthig sein, jene Abhängigkeitsverhältnisse näher kennen zu lernen. Wir erwähnen nur beiläufig die alte, aber noch vielfach verbreitete und namentlich von Dove vertretene Theorie der Polar- und Aequatorialströme, die bald in veränderlichen Betten neben einanderfließen, bald im Kampfe um die Herrschaft begriffen sind, wodurch dann der launenhafte Charakter der Witterung entsteht. Mag sie auch manches Wahre enthalten, in ihrer Allgemeinheit ist sie unhaltbar, daher wollen wir uns lieber an den einfachen Thatsachen halten.

Nach einfachen physikalischen Gesetzen weht der Wind aus der Gegend des hohen Druckes (des Maximums) nach derjenigen des niedrigen (Minimums) und zwar in Folge der Erdrotation, sowie der bekannten Thatsache, daß jeder bewegte Körper die einmal eingeschlagene Richtung beizubehalten strebt, stets mit einer Ablenkung nach rechts für die nördliche Hemisphäre, nach links für die südliche. Dieses, nach ihrem Entdecker das Buys-Ballot'sche Gesetz genannt, kann als die Grundlage der modernen Witterungskunde betrachtet werden. Um sich von der Richtigkeit dieses Gesetzes zu überzeugen, braucht man nur für ein größeres Gebiet die Barometerstände (natürlich auf das Meeresniveau zurückgeführt), sowie die

Windrichtungen vieler Orte in eine geographische (synoptische) Karte einzutragen und die Orte mit gleichem Luftdruck mit einander zu verbinden; überall, ganz lokale Erscheinungen abgerechnet, werden die Winde dem obigen Gesetze folgen. Um die Gegend des hohen Luftdruckes, des Maximums, blasen also (auf der nördlichen Hemisphäre) die Winde im Norden aus SW, im Osten aus NW, im Süden aus NE (E international = Ost), im Westen aus SE.*) — Um die Gegend des niederen Druckes weht im Norden: NE, im Osten: SE, im Süden: SW, im Westen: NW. Diese Verhältnisse treten nun um so reiner hervor, je lebhafter die Luft bewegt ist (also namentlich bei Stürmen) und um so weniger Hindernisse sie zu überwinden hat (also insbesondere auf offenem Meere und an der flachen Küste). Kehrt man also dem Winde den Rücken, so wird die linke, etwas nach vorne ausgestreckte Hand die Gegend des Minimums, die rechte, etwas nach rückwärts ausgestreckte Hand die Gegend des hohen Druckes angeben.

Hiernach erfolgt die Bewegung der Luft nicht in gerader Linie, sondern in einem Wirbel; die Luftmassen nähern sich dem Centrum des niedrigen Druckes in spiralförmigen Linien, welche für die nördliche Halbkugel im umgekehrten Sinne, wie der Zeiger einer Uhr, aber entgegengesetzt der Bahn der Sonne gerichtet sind, für die südliche mit dem Zeiger. Der Beweis für diese Wirbelbewegung wird durch die täglich erscheinenden Karten der Seewarte, worauf für sehr viele Orte auf einem Gebiete, welches sich von West-Irland bis nach Moskau, von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze Italiens erstreckt, neben den anderen Witterungs-Elementen, Luftdruck und Windrichtungen verzeichnet sind, zur Evidenz geliefert.

Auf jeder Wetterkarte werden die Orte mit gleichem Luftdruck durch eine Linie mit einander verbunden und man erhält so eigenthümlich geformte Curven, die man Isobaren nennt. Je näher nun diese aneinander liegen oder je größer die Luftdruckunterschiede für eine bestimmte Entfernung sind, um so stärker bläst der Wind, wenn wir von dem Widerstande absehen, den die Luft hauptsächlich durch die Unebenheiten der Erdoberfläche erleidet.

Da der Stelle, über welcher der niedrige Druck liegt, von allen Seiten beständig Luft zugeführt wird, so sollte man meinen, das Minimum müsse bald ausgefüllt und das atmosphärische Gleichgewicht hergestellt sein. Dem ist aber nicht so. Das Minimum hat eine Tendenz, sich zu erhalten und diese Erhaltung ist nicht anders möglich, als daß die Luftmassen, welche dem Minimum zufließen, zum Aufsteigen gezwungen werden, da es einen anderen Ausweg nicht giebt. Namentlich ist es die warme, mit Wasserdampf beladene Luft, welche wegen ihrer Leichtigkeit in die Höhe getrieben wird. Wenn jene in Folge dessen sich ausdehnt und abkühlt und die Wasserdämpfe condensirt werden, wird wieder Wärme frei und die Luft erhält so einen neuen Impuls, aufwärts zu steigen. In höheren Regionen angekommen fließt sie, vermöge der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen, oben nach allen Seiten hin ab und steigt über den Gegenden höheren Druckes nieder, wodurch die hier unten abgeflossene Luft ersetzt wird. Dieser Kreisstrom in den oberen Regionen vom Minimum zum Maximum, in den unteren an der Erdoberfläche, vom

*) An der Stelle des Maximums scheinen oft die Winde dem obigen Gesetze nicht zu folgen. Der Grund liegt darin, daß hier die Winde sehr schwach und meistens lokalen Einflüssen unterworfen sind.

Maximum zum Minimum gerichtet, erklärt es, warum die Luftdruckunterschiede sich so lange erhalten können. — Auf der Ostseite des Minimums wehen Winde, die aus südlichen und westlichen Gegenden kommen. Beladen mit Wärme und Wasserdampf strömen diese in das Minimum hinein. Ihrer Natur nach veranlassen sie Fallen des Barometers und Steigen des Thermometers im Winter und Fallen im Sommer, Ausscheidung des Wasserdampfes als Wolke, Regen oder Schnee. — Auf der Westseite dagegen liegen die Verhältnisse umgekehrt: hier wehen Winde, welche nördlich und östlich gelegene Luftmassen nach südlicheren Gegenden führen; also hier wird das Barometer steigen, das Thermometer (wenigstens im Winter) fallen, während bedeckter Himmel und Niederschläge seltener sind. Zwar pflegen an allen Seiten des Wirbelcentrums Wolken und Niederschläge stattzufinden, allein vorzugsweise und in einer viel weiteren Ausdehnung nach der östlichen und südöstlichen Seite hin.

Sehr selten stehen die Minima still und dann erfolgt in der Regel eine rasche Ausgleichung, jedoch kommen Fälle vor, daß Minima manchmal Tage lang fast bewegungslos an ein und derselben Stelle verharren und im weiten Umkreis heftige Stürme erzeugen. Dagegen in den meisten Fällen, wenigstens in der gemäßigten und kalten Zone, bewegen sie sich vorwärts, für unsere Halbkugel in der Regel nach Ost, manchmal nach Nordost oder Südost, seltener nach Nord oder Süd, und fast nie nach West. Der Grund für diese Fortbewegung kann leicht eingesehen werden. Die kalten, nördlichen Winde, welche auf der Westseite einströmen, bringen wegen der schweren Luft, die sie mitführen, das Barometer zum Steigen, und da die Bedingungen zum Aufsteigen nicht günstig sind, so dienen jene namentlich zum Ausfüllen des luftverdünnten Raumes; dagegen die warmen, feuchten, mithin leichten Luftmassen aus südlichen und westlichen Gegenden, welche auf der Ostseite dem Centrum zufließen, bringen das Barometer zum Fallen und kaum ist hinten eine Lücke ausgefüllt, so hat sich auch vorn der luftverdünnte Raum wieder erneuert. So schreitet nun der Wirbel über der Oberfläche der Erde fort, und es ist jetzt nicht mehr auffallend, warum diese Bewegung gerade ostwärts gerichtet ist. Die Fortbewegung der Wirbel erfolgt mit sehr verschiedener Geschwindigkeit, auch bei einem und demselben Wirbel sind die Geschwindigkeiten sehr ungleich. Manchmal scheinen die Wirbel stille zu stehen, manchmal aber haben sie die Geschwindigkeit eines schweren Sturmes. Man hat Wirbel beobachtet, welche mit einer Geschwindigkeit von über 25 m in der Secunde sich fortbewegten, welches der Geschwindigkeit eines heftigen Sturmwindes entspricht. Trifft ein Wirbel, der sich vorher auf dem Meere bewegte, das Festland, so werden der vorderen (östlichen) Seite vorzugsweise Landwinde, der hinteren hauptsächlich Seewinde zugeführt. Hierdurch werden die Bedingungen für die Fortbewegung ungünstiger und gewöhnlich wird die Geschwindigkeit geringer und die Intensität abgeschwächt. Namentlich ist dieses dort der Fall, wo hohe Küsten der Wirbelbewegung einen großen Widerstand entgegensetzen. Ueber dem Festlande selbst scheint nach den bis jetzt gesammelten Erfahrungen trotz der Reibungshindernisse die Fortbewegung zum wenigsten nicht langsamer zu sein, als die auf dem Meere.

Betrachten wir die Isobarenkarten, welche die mittlere Druckvertheilung für die nördliche Hemisphäre ergeben, so treffen wir im nördlichen Theile des atlantischen

Oceans ein Luftdruckminimum und dieser Umstand deutet darauf hin, daß sich hier am häufigsten barometrische Minima bewegen. Die Erfahrung bestätigt dieses und es ist die Thatsache interessant, daß sich jene vorzugsweise an der Grenze der kalten und warmen Meeresströmung fortbewegen. Dieses wird uns nicht mehr auffallend erscheinen, wenn wir bedenken, daß die dort herrschenden Verhältnisse für die Bildung und Erhaltung der Minima am günstigsten sind. Denn die nördliche kältere Luft, die über der kälteren Meeresströmung der Rückseite des Wirbels zufließt, und die südliche wärmere und dampfreichere Luft, die der Vorderseite zuströmt, sind ja gerade den Eigenthümlichkeiten der Wirbel am meisten entsprechend.

Die Witterungszustände, welche nach und nach an einem Orte, der von einem Wirbel aufgenommen wird, eintreten, sind leicht erklärlich. Geht das Centrum eines Wirbels über einen Ort weg, so wird an der Vorderseite bei SE oder S das Barometer fallen, die Temperatur (im Winter) steigen, die Bewölkung zunehmen, das Wetter zu Niederschlägen geneigt sein. Nachdem das Centrum den Ort passirt hat, wird ein Umschlag des Wetters stattfinden: der Wind wird nach NW bis N umspringen, das Barometer wird aus dem Fallen ins Steigen übergehen, umgekehrt das Thermometer, die Wolkendecke wird zerreißen und das Wetter geneigt sein, beständiger zu werden. — Geht das Centrum nördlich an einem Orte vorüber, so wird der Wind zuerst mit S und SW einsetzen und allmählich sich nach W und NW drehen (rechtdrehend), während eine Aenderung der Witterung eintritt, die der oben besprochenen analog ist. — Liegt der Ort nördlich von der Bahn des Centrums, so setzt der Wind mit SE und E ein und endet mit N. Der Umschlag der Witterung wird um so vollständiger sein, je näher der betreffende Ort der Bahn des Centrums liegt.

Diese eben geschilderten Verhältnisse treten um so reiner hervor, je stärker die Atmosphäre aufgeregt ist, also namentlich bei Stürmen.

Die stürmischen Winde treten in der Regel nicht in unmittelbarer Nähe des Centrums, sondern erst in einiger Entfernung von demselben auf. Wenn das Centrum über einen Ort weggeht, so flauen allmählich die Winde ab, sie werden veränderlich, dann tritt die entgegengesetzte Luftströmung ein, die von einer schwachen Brise nach und nach zum vollen Sturme steigt und dann wieder nachläßt. Diese eigenthümliche Erscheinung ist nicht allein durch die Erfahrung bestätigt, sondern wurde auch in neuerer Zeit (vgl. Guldberg und Mohn in der Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie 15. Juli 1877) aus der Natur der bewegten Luftströmungen durch Rechnung abgeleitet. Selten auch wird das Centrum allseitig von stürmischen Winden umgeben, sondern in den meisten Fällen bildet der Sturm nur einen Theil vom Wirbel und tritt fast allenthalben nach der Seite auf, an welcher der hohe Luftdruck liegt. Hierin spricht sich ganz besonders die Wechselwirkung des Maximum und Minimum aus, so daß eine einseitige Betrachtung dieser Phänomene nicht zum Verständniß der Witterungserscheinungen führen kann. Betrachten wir im Allgemeinen die großen atmosphärischen Bewegungen, so treffen wir zu jeder Zeit über unserer Hemisphäre Gebiete mit hohem Druck getrennt durch Gegenden mit niederem Barometerstand. Während die Stelle des Maximums sich durch ruhige, trockene Luft, sowie durch die Tendenz der Erhaltung charakterisirt, so herrscht über der Gegend des Minimums continuirliche Bewegung und die

Tendenz zu stetigen Umwandlungen und Veränderungen. Die Luft wird an letzter Stelle in die Höhe getrieben, zur Condensation des Wasserdampfes gezwungen und fließt oben ab um über der Stelle des Maximums niederzusteigen. Durch diesen großartigen Kreislauf der Luftmassen werden beide Phänomene innig mit einander verbunden und jeder stürmische Wind, ja jede Witterungsäußerung ist eine Function der Wechselwirkung zwischen Maximum und Minimum.

Während die barometrischen Maxima meistens eine ganz bedeutende Ausdehnung zeigen und sich nicht selten fast über den ganzen europäischen Continent erstrecken, sind die Minima meistens von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung, es kommen jedoch Fälle vor, daß sie ihr Gebiet von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze Italiens ausdehnen. Gewöhnlich nimmt man als Grenze der Maxima und Minima die Isobare von 760 mm an, welches ungefähr dem mittleren Barometerstande entspricht, allein diese Annahme erscheint mir für alle Fälle nicht zweckentsprechend, indem unter Umständen Orte mit einem Barometerstande von 760 mm sowohl dem Gebiete des Minimums als auch dem des Maximums angehören können.

Wie schon erwähnt, bewegen sich fortwährend barometrische Minima getrennt durch Gegenden hohen Druckes über unsere Hemisphäre und zwar vorwiegend in der Richtung von West nach Ost. Hierfür spricht auch schon die Thatsache, daß die von E nach W segelnden Schiffe ungleich mehr barometrische Minima antreffen, als umgekehrt. Da nun dabei sich alle Erscheinungen zeigen, die wir oben auseinandergesetzt haben, besonders aber bei Stürmen, so folgt daraus für den Seefahrer die Wichtigkeit, sich mit den meteorologischen Grundsätzen vertraut zu machen: manche Gefahr könnte vermieden und so manches Menschenleben, mancher Vermögensverlust gespart werden. Es ist nur zu bedauern, daß die Rheder, Fischereibesitzer und die Vorsteher der Versicherungsanstalten meistens kaum eine Vorstellung über jene für sie so wichtigen atmosphärischen Vorgänge haben, und auch die geringe Mühe scheuen, diese sich anzueignen.

Im Winter liegt kalte, schwere Luft über dem europäisch-asiatischen Continente, und hoher Luftdruck ist hier Regel; über dem Meere dagegen ist die Luft viel wärmer und dampfreicher, und tiefe barometrische Minima werden also hier häufig vorkommen. Im Sommer sind die Temperaturgegensätze viel geringer, und also die Luftdruckvertheilung in dieser Jahreszeit viel gleichmäßiger als im Winter. Während barometrische Minima und Maxima im Sommer zwar häufig auftreten, aber meistens nur eine geringe Intensität erhalten, so sind die Bedingungen zu ihrer Bildung, wie zu ihrer Erhaltung und Verstärkung in der kälteren Jahreszeit viel günstiger.

Auch für die Stürme Amerika's gelten dieselben Gesetze, wie für die europäischen. Auch sie entstehen meistens in der kälteren Jahreszeit und wandern von Westen nach Osten. Aber während sich hier die Wirbel vom Felsengebirge abwärts zum atlantischen Ocean fortbewegen, nehmen sie bei Annäherung an den letzteren an Intensität und Geschwindigkeit zu; denn hier finden sie neue Nahrung, Wasserdampf und Wärme, sich zu erhalten und zu verstärken. Während also die Wirbel bei beträchtlicher Tiefe ziemlich rasch an den einzelnen Orten vorübereilen, werden rascher Witterungswechsel, häufige Stürme und rasche Uebergänge von einem Witterungsextrem in das andere in Amerika nicht selten sein. Die mittlere Ge-

schwindigkeit der amerikanischen Stürme beträgt nach Loomis 42 Meilen pro Stunde, der nordatlantischen etwa 32 Meilen, der europäischen nach Mohn 44 Meilen. Hiernach wäre, was für die Theorie nicht unwichtig ist, die Geschwindigkeit am kleinsten über dem atlantischen Ocean.

Um nun eine Vorstellung von dem Verlaufe und der Wirkung eines europäischen Sturmes zu geben, wird es sich empfehlen, irgend welchen Sturm in seinen einzelnen Phasen näher zu betrachten. Ich wähle den Sturm vom 30. und 31. Januar 1877, der durch seine verheerenden Wirkungen, namentlich aber durch die Sturmfluth an der ostfriesischen und holländischen Küste besonders denkwürdig ist.

Schon am 27. und 28. zeigte das starke Fallen des Barometers über dem Ocean in der Nähe der Hebriden, sowie die stürmischen West- und Südwestwinde mit häufigen Regenschauern über den britischen Inseln das Herannahen einer starken barometrischen Depression vom Ocean her an. Am 29. trat zwar auf jenem Gebiete wieder ruhigere Witterung ein und der Sturm schien glücklich vorüber zu sein, allein am Abende desselben Tages frischten die Winde auf und entwickelten sich an einigen Stellen wieder zum vollen Sturme. Am Morgen des 30. Januar durchfurchte eine Zone niederen Druckes die Gegend von Nordscandinavien bis nach England, aus welcher sich im Laufe des Tages ein ausgeprägtes Minimum entwickelte. Hoher Luftdruck erstreckte sich im Süden von der Nordwestküste von Afrika über das südliche Europa nach ENE, bis zum Ural hin, charakterisirt durch ruhiges heiteres Wetter, wie es gewöhnlich beim Maximum der Fall ist, im Osten und Westen mit einer Intensität von über 770mm, nach Norden hin zuerst langsam, dann rasch abnehmend. Die Isobaren, welche das Minimum an der Ostküste Schottlands umgaben, lagen namentlich auf der Südseite dicht gedrängt und hier traten auch vorzugsweise die stürmischen Winde auf, die den oben entwickelten Gesetzen folgten: über Schottland wehten starke bis stürmische nördliche Winde, über Irland und Ostengland stürmte es aus NW, über dem Canal und der südlichen Nordsee, sowie über Westdeutschland herrschte voller West- oder Südwest-Sturm unter häufigen Regen- oder Schneeschauern.

Um Mittag hat sich das Minimum vollständig entwickelt und befindet sich um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags, ostwärts fortschreitend und die Witterung von Nord- und Mitteleuropa beherrschend, über der östlichen Nordsee, westlich von der jütischen Halbinsel. Auf der Südseite desselben herrscht auf großartigem Gebiete: über der südlichen Nordsee, über West- und Süddeutschland, stellenweise über Frankreich voller Sturm, der sich an einigen Stellen bis zum Orcane steigert. Ueber Großbritannien blasen noch starke bis stürmische nordwestliche Winde. Dagegen im Nordosten, Osten und Südosten des Minimums ist das Wetter ruhig. Auch in unmittelbarer Nähe des Centrums ist die Luft schwach bewegt, ja in Christiania herrscht Windstille. Alle diese Erscheinungen dienen der obigen Behauptung zur Stütze, daß der Wirbel selten nach allen Seiten von stürmischen Winden umgeben, und im Centrum die Winde abstauen. Das Regengebiet liegt der Regel entsprechend auf der Vorderseite des Wirbels und auch die Neigung der Winde zum Rechtdrehen stimmt mit dem oben Gesagten vollständig überein.

Am Abende dieses Tages passirte das Minimum die Helgolander Bucht und liegt am 31. Morgens an der mittleren deutschen Ostseeküste. Da mit dem Wirbel

auch das Windsystem fortgeschritten ist, so erfolgte eine Drehung des Windes an der südlichen Nordsee aus SW nach W, NW und N, im westlichen Deutschland aus SW nach W und NW. Beim Betreten des Festlandes ist die Intensität des Minimums geringer geworden und in Folge dessen ist der Sturm, der sich nach Ostdeutschland ausbreitete, etwas abgestaut. Am 1. Februar Morgens liegt das Minimum auf der Grenze von Nordostdeutschland; es ist dem Verschwinden nahe und überall ist ruhige Witterung eingetreten.

Die Bahn des Wirbels ging zuerst aus einer östlichen in eine südöstliche, dann nach Betreten des Festlandes wieder in eine rein östliche über. Die Geschwindigkeit war sehr verschieden: am 30. von 8 Uhr Morgens bis $1^1/_2$ Uhr Nachmittags schritt er mit der beträchtlichen Geschwindigkeit von 24m pro Sek. fort, von $1^1/_2$ Uhr Nachm. bis 8 Uhr Ab. hatte er die Geschwindigkeit 14m, während der Nacht 9,8m, und am folgenden Tage 5m pro Sek.

Die Verheerungen, welche dieser Sturm anrichtete, waren außerordentlich groß. „In Birmingham, so wird berichtet, riß er den großen Schornstein eines Fabrikgebäudes um, durch dessen Fall mehrere Werkstätten zertrümmert wurden. In Small-Heath bei Birmingham wurde eine Fabrik vollständig niedergeweht und in einigen Straßen büßten fast alle Häuser ihre Schornsteine ein. In Glasgow, wo der Sturm mit Gewitter auftrat, schlug der Blitz in den 150 Fuß hohen Schornstein eines Fabrikgebäudes. Beträchtlichen Schaden richtete das Unwetter auch in Sheffield, Hull, Ipswich, Liverpool und an vielen anderen Orten an. In London wurden 30 Personen unter den Trümmern eines Baugerüstes begraben, welches der Wind umgeworfen hatte . . . Auch in der Umgegend von London hauste der Sturm furchtbar. In Dover, Hastings, Brighton und anderen Küstenstädten verursachte die Gewalt des Orcans ein theilweises Austreten der See, an der Küste aber, wie auf offener See zahlreiche Schiffbrüche."

Namentlich ist die Sturmfluth an der ostfriesischen und holländischen Küste zu erwähnen, die denkwürdigste dieses Jahrhunderts für jene Gegenden. Da hier der „Orcan" seine größte Gewalt um die Mittagszeit (aus NW) entwickelte und zu dieser Zeit die Springfluth eintreten mußte, so war eine außergewöhnliche Fluth zu erwarten. Aus Groningen schreibt man: „Die Gerüchte, die wir aus den Provinzen über den furchtbaren Orcan empfangen, sind die allertraurigsten. Die Gemeinde Utrum und namentlich die Westpolder sind schrecklich heimgesucht. Häuser und Scheunen sind beschädigt, einige der letzteren eingestürzt, die Straßen sind mit Dachziegeln und Schornsteintrümmern bedeckt, Bäume entwurzelt und umgeweht. Gegen 1 Uhr wurde die Sturmglocke geläutet und es erscholl der Ruf: der Deich von Westpolder ist durchbrochen; die Menschen sitzen im Wasser! der Westpolder Deich ist an verschiedenen Stellen gewichen. Einige Arbeiterwohnungen sind so gut wie vernichtet und die Einwohner fast alle umgekommen. Ein Mann hat seine Frau und 4 Kinder verloren. Bis heute hat man 9 Leichen gefunden. Aus Neuschanz berichtet man: die Verwüstung spottet jeder Beschreibung, die Früchte jahrelangen Ringens mit dem ungestümen Element sind in wenigen Stunden zerstört. Die früher so blühende Umgegend bietet einen traurigen Anblick, das Auge sieht in jeder Richtung Häuserreste, Möbel, Betten ꝛc., 16 Leichen sind gefunden, 15 Personen werden noch vermißt."

Viel entsetzlicher noch sind die verheerenden Wirkungen der tropischen Stürme, die wir jetzt betrachten wollen, und derjenige, welcher nur die Stürme der kalten und gemäßigten Zone kennt, wird sich von jenen Stürmen kaum einen Begriff machen können.

Dem Wesen nach stimmen die Stürme oder wie sie sonst auch wohl genannt werden, die Cyclonen der heißen Zone mit denjenigen der kalten und gemäßigten überein, nur die Intensität ist eine verschiedene und diejenigen Erscheinungen, welche in klimatischen Eigenthümlichkeiten ihren Grund haben, weichen in beiden Classen von Stürmen von einander ab.

Die tropischen Stürme sind wie die der höheren Breiten Wirbelstürme, so daß eine Stelle niederen Druckes von stürmischen Winden umkreist wird. Der Durchmesser des Gebietes, in welchem stürmische Witterung herrscht, schwankt etwa zwischen 100 und 1000 km. In der Bai von Bengalen sollen nach Piddington Wirbelstürme (Tornados) vorkommen, die nur 1 km breit sind. Vergleichen wir damit den großartigen Umfang der europäischen und nordamerikanischen Wirbelstürme, so zeigt sich eine charakteristische Abweichung, die ihren Grund hauptsächlich in den verschiedenen Ablenkungswerthen in den äquatorialen und nördlicheren Gegenden hat. Während die Ablenkung nach Norden hin (proportional dem Sinus der Breite) zunimmt und die Luft schon in sehr großer Entfernung in die Wirbelbewegung eingeht, so tritt die Wirbelbewegung bei den tropischen Stürmen viel näher am Centrum ein, wo dann die durch die rasende Geschwindigkeit des Windes gesteigerte Centrifugalkraft fast kreisförmig gekrümmte Isobaren hervorruft und die durch Wärme und Wasserdampf aufgespeicherte Kraft sich zu einer furchtbaren Wirkung entfaltet.

Im Centrum dieser Wirbelstürme, was mit dem barometrischen Minimum zusammenfällt, herrscht in einem veränderlichen Raume, der bis zu 50 km breit sein kann, Windstille, oder es wehen doch nur flaue veränderliche Winde. Dieser windstille Raum scheint gewöhnlich am Aequator am kleinsten zu sein und sich beim Fortschreiten des Wirbels nach höheren Breiten zu vergrößern. Auf dem Meere ist diese Stelle für die Schiffe am gefährlichsten. Denn zu dieser Stelle strömt die Luft von allen Seiten in spiralförmigen Bahnen hin; dahin reißt aber auch der wüthende Sturmwind die tosenden Wellen, dahin laufen diese sich kreuzend wild durcheinander, scheinbar unregelmäßige Hebungen und Senkungen der Wassermassen wechseln unaufhörlich miteinander, wobei die Gipfel der Wellenberge sich hoch emporthürmen und schäumend aneinanderschlagen. Das jetzt unlenksame Schiff ist hier in der größten Gefahr. — Der Luftdruck im Centrum sinkt zu einer ungewöhnlichen Tiefe herab: es kommen Barometerstände vor, die nur wenig von 700 mm verschieden sind. Wie schon oben erwähnt, findet ein lebhaftes Aufsteigen der Luft im Centrum statt, welche Abnahme des Luftdruckes, Condensation des Wasserdampfes, rasche Wolkenbildung, Regengüsse und elektrische Entladungen veranlaßt. Denn die Luft, die dem Centrum immerfort zufließt, muß nothwendig aufsteigen, indem sonst die Verdünnung bald aufhören und der Wirbel nicht mehr fortbestehen könnte. Die dichten Wolkenmassen, welche den Himmel über der Cyclone weithin verfinstern, und aus ihrem Schooße fürchterliche Regengüsse niederschütten, können unmöglich den oberen Regionen angehören, sondern müssen nothwendig von unten

zugeführt sein. Der windstille Raum entsteht höchst wahrscheinlich dadurch, daß die Luft, noch ehe sie das Centrum erreicht, sich ausdehnt und bei Annäherung an das Centrum und bei zunehmender Centrifugalkraft schraubenförmig in die Höhe steigt, worauf die vielfach zerrissenen und nebligen Wolken, die unter der dunklen compakten Wolkenmasse sich zeigen und dem Rande im Wirbel zufliegen, hindeuten, wodurch dann im Centrum selbst ein sturmfreies kreisförmiges Gebiet entsteht. Da die Erwärmung und der Dampfgehalt der Luft in den Tropen viel beträchtlicher ist als in unseren Gegenden, so wird die Luft auch mit einer viel größeren Kraft in die Höhe getrieben werden. Hierfür spricht die Thatsache, daß schwere Gegenstände von den Orcanen aufwärts getrieben werden, ferner bestätigen dieses die gewaltigen Wolkenmassen und heftige Regengüsse, wovon wir in höheren Breiten keine Vorstellung haben.

In seltenen Fällen zerreißt im windstillen Centrum die dichte Wolkendecke und es zeigt sich für kurze Zeit der freie blaue Himmel, das von den Spaniern sogenannte „Auge des Sturmes". Im Umkreise dieses windstillen Centrums nimmt der Luftdruck sehr rasch zu, wie es bei den europäischen Stürmen nicht vorkommt, am raschesten in unmittelbarer Nähe des Centrums, dann aber nach der Peripherie wird die Zunahme allmählich kleiner, ein Umstand, der für die Schiffer sehr wichtig ist. Das Minimum bei den tropischen Stürmen ist zu vergleichen mit einem Thalkessel mit jähe abfallenden Wänden, während das bei den Stürmen unserer Breite mehr einer Einsenkung mit sanft ansteigenden Gehängen gleicht. Aus Obigem folgt, daß die Stärke des Sturmes von Außen nach Innen hin wächst. In einem Ringe zwischen dem windstillen Raume und einem peripherischen Gürtel der Cyclone wüthet der Sturm am heftigsten. Mit der Stärke des Windes wächst auch die Centrifugalkraft nach Innen hin und hieraus ist leicht zu ersehen, daß die Windbahnen in der Nähe des Centrums nahezu Kreise sein müssen, die mit den fast kreisförmigen Isobaren zusammenfallen. Mit der Entfernung vom Centrum nimmt die Wuth des Windes und die Centrifugalkraft ab und die Windbahnen kreuzen unter einen nach Außen hin zunehmenden spitzen Winkel die weniger gekrümmten Isobaren. Gewöhnlich sind die kleineren Wirbelstürme am heftigsten und nehmen an Stärke ab, sobald sie einen größeren Umfang gewinnen, so z. B. die Teifune im chinesischen Meere und die Tornados im bengalischen Busen. Doch rasen die Winde nicht im continuirlichen Sturme, sondern in der Regel stoßweiße. Die heftigen Windstöße, die bei unsern Gewittern nicht selten sind, geben für jene böenartig wehenden Sturmwinde der Tropen ein schwaches Bild. Vielleicht gründet sich diese Erscheinung auf der bekannten Thatsache, daß fallende Regentropfen die Lufttheilchen in reichlicher Menge mit fortreißen, wodurch an der Erdoberfläche der Luftdruck erhöht wird.

Schon am fernen Horizonte zeigen die dichten dunklen Wolkenmassen als eine gefahrdrohende Bank die gefährliche Nähe der Cyclone an. Regengüsse mit heftigen elektrischen Entladungen sind stets im Gefolge der Cyclonen. „Hunderte von Meilen weit," sagt Thom, „auf allen Seiten des Wirbels lagert eine dichte Wolkenschicht, welche in Strömen und ohne Unterbrechung Regen ausgießt. Dieser Proceß dauert wochenlang und ist anscheinend charakteristisch für den Orcan in allen seinen Phasen. Das Nahen eines solchen Sturmes kann bereits vorausgesagt

werden an dem ununterbrochenen Wolkenlager, welches langsam den Himmel überzieht, zuerst in großer Höhe, allmählich aber zu untern Schichten niedersteigend und von zunehmendem Dunkel begleitet, bis es zuletzt auf der Erde ruht und zu regnen anfängt. Diese Anzeichen werden in einer Entfernung von 200 oder 300 Seemeilen vor dem Wirbel wahrgenommen und dürften zu dem Schlusse führen, daß die Bewegung der Luft in den oberen Regionen ausgedehnter ist als in den unteren."

Wie alle Minima, so bewegen sich auch die tropischen Stürme in den allermeisten Fällen fort, jedoch erfolgt diese Fortbewegung viel langsamer als diejenige in hohen Breiten, ja manchmal sind sie fast ganz stationär. Der Grund liegt höchstwahrscheinlich darin, daß die Dämpfe- und Wärmeverhältnisse in den höheren Breiten viel ungleichmäßiger sind als in den Tropen. Die Geschwindigkeit des Fortrückens ist für die verschiedenen Gegenden des Auftretens sehr veränderlich und bei einer und derselben Cyclone sehr wechselnd. Eine Zusammenstellung der Geschwindigkeit der einzelnen Cyclonen dürfte nicht uninteressant sein. Die Geschwindigkeit der europäischen Stürme beträgt durchschnittlich pro Stunde 24—30 Seemeilen, der ostindischen Orcane 14—20, der amerikanischen Tornados 32, der indischen Orcane 3—10, der Stürme in der Bai von Bengalen 3—15, in dem chinesischen Meere 7—24 Seemeilen. Geht das Centrum einer Cyclone über irgend einen Ort weg, so zeigen sich alle jene Erscheinungen, die wir schon oben besprochen haben, nur in einem höheren Grade. Zuerst schwächeres, dann immer stärkeres Fallen des Barometers, Zunahme der Bewölkung, dann schwerere dunkle Wolken, unruhige See, rasches Auffrischen der Winde: das sind die gewöhnlichen Vorboten der Cyclonen. In diesem Falle, wo der Ort auf der Bahn der Cyclone liegt, bleibt die Windrichtung ungeändert. Schnell erreicht die Windstärke die Geschwindigkeit eines Sturmes und zuletzt die eines rasenden Orcans, wobei furchtbare Regengüsse unter dem Rollen des Donners aus der schwarzen, häufig vom Blitz durchfurchten Wolkenmasse herniedersteigen. Plötzlich flauen die Winde ab, während Regen und Gewitter und das furchtbare Toben der aufgeregten See noch fortdauern, — das ist der unheimliche Moment, in welchem das Centrum den Ort passirt. — Aber von Neuem fällt der Sturm unter heftigen Stößen wüthend ein, jetzt nach der entgegengesetzten Richtung rasend, und das Barometer fängt an rasch zu steigen. So dauert das Toben des Sturmes noch einige Zeit fort, bis die Cyclone vorübergeschritten.

Die Orte, wo die tropischen Stürme gewöhnlich entstehen, sind auf der Isobarenkarte, welche die mittlere Druckvertheilung veranschaulicht, durch barometrische Minima gekennzeichnet. Warum sie gerade an diesen Stellen sich entwickeln, und was die näheren Bedingungen ihres Ursprungs sind, kann bis jetzt noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden; nur so viel ist gewiß, daß Wärme und Wasserdampf bei ihrer Entstehung und weiteren Entwicklung die Hauptrolle spielen. Die Bahnen der Wirbelstürme sind sehr verschieden. Im atlantischen und meistens auch im stillen Ocean nimmt die Bahn der Cyclone annähernd die Gestalt einer Parabel an, so daß sich die convexe Seite nach W wendet und zwar bewegt sich die Cyclone zuerst nach West, dann biegt sie unter abnehmender Geschwindigkeit um, um sich auf der nördlichen Halbkugel nach Nordost, auf der südlichen nach Südost zu bewegen. Die Stelle des Umbiegens liegt im Sommer etwas nördlicher als im

Winter. Wie schon oben bemerkt, schreiten die Wirbel dahin fort, wo sie Wärme und Wasserdampf zur Erhaltung ihrer lebendigen Kraft antreffen. In den tropischen Gegenden des atlantischen und stillen Oceans beziehen die Cyclonen zuerst Nahrung von Süden aus der Aequatorialströmung, auf ihrem weiteren Wege bei Annäherung an die nach Nordost gerichtete Windströmung wird Wärme und Wasserdampf auch der Cyclone von W her zugeführt und vielleicht steht damit das Umbiegen der Bahn im Zusammenhang. Die Cyclonen schreiten oft in die gemäßigte nicht selten in die kalte Zone fort, wobei sie allmählich an Umfang gewinnen und ganz den Charakter der Stürme der höheren Breiten annehmen. Also einige der europäischen Stürme haben ihren Ursprung in der heißen Zone. In Westindien, wo die Ursprungsstätte in den Calmengürtel oder dessen Nähe fällt, in den chinesischen Gewässern, wo die Cyclonen, Teifune genannt, die Entstehung einem niederen Drucke im Innern Ostasiens verdanken, nähert sich die Gestalt der Bahnen einer geraden Linie, wobei die Bewegungen des Sturmscentrums alle möglichen Richtungen annehmen. Im bengalischen Busen, wo die Cyclonen namentlich im Frühjahr oder Herbst entstehen, haben dieselben meist eine nördliche Richtung und erzeugen nicht selten an den Gangesmündungen verheerende Sturmfluthen; denn durch den verminderten Luftdruck, sowie durch die alle nach dem Centrum von Sturme hingepeitschten Wogen hebt sich hier die See im Umkreise von vielen Meilen, und Sturmfluthen sind unausbleiblich, wenn diese hohe See in enge Buchten oder Flußmündungen hineingezwängt wird. Die Sturmfluth im Juni 1822 vernichtete in jener Gegend 50 000 Menschenleben.

Wahrhaft furchtbar sind die mechanischen Wirkungen der Orcane und wir sind leicht geneigt, die Beschreibungen der Seeleute für übertrieben zu halten. Woher denn die furchtbare Kraft, die den Orkanen innewohnt? Ein einziges Beispiel wird unseren Zweifel heben. Als solches wähle ich den Cubaorcan, welcher vom 4.—7. Oktober 1844 wüthete, indem ich theilweise den Ausführungen von Mohn und Reye folge. Nehmen wir den Durchmesser des Orkans zu nur 200 englischen Meilen (Redfield schätzte ihn zu 500 englischen Meilen) und die Höhe zu 100 Metern (die sicherlich über 1000 betragen hat), und setzen die Windgeschwindigkeit gleich 40 Meter pro Secunde bei einer Abweichung der Windrichtung von der Tangente der Isobaren gleich 6°, so treten in jeder Secunde 420½ Millionen Cubikmeter Luft in diesen Sturmcylinder. Dieser hat einen Inhalt von 1963½ Cubikmeilen, und 5 Stunden 19 Minuten würden genügen, diesen Cylinder wieder neu zu füllen. In jeder Secunde strömen mindestens 490 Millionen Kilogramm Luft oder ungefähr 10 Millionen Centner in den Cylinder hinein. Während drei voller Tage strömte diese Luftmasse gegen das Centrum und wurde der Inhalt des Cylinders mehr als 13 Mal erneuert. Bei 40 Meter pro Secunde Geschwindigkeit besitzen diese 490 Millionen Kilogramm Luft eine lebendige Kraft für jede Secunde von 39 950 Millionen Meterkilogramm oder 532⅔ Millionen Pferdekräfte, welche einer gleichen mechanischen Arbeit entspricht. Diese Arbeitskraft wurde während 3 voller Tage aufgewandt, eine Arbeit, die alle Dampfmaschinen, Wasser- und Windmühlen, alle Menschen- und Thierkraft der ganzen Erde in gleicher Zeit nicht leisten könnte. Fragen wir jetzt, woher kommt diese Kraft? Der Ursprung derselben ist in der ungeheuren Wärmemenge zu suchen, welche bei der Condensation

des Wasserdampfes frei wird. Würden pro Tag nur 10 Millimeter Regen auf dieser Kreisfläche von 100 englischen Meilen Radius fallen, was ungefähr 9430 Kubikmeter oder 9 430 000 Kilogramm pro Secunde entspricht: die Wärme, welche bei der Condensation von 9 430 000 Kilogramm Wasserdampf frei wird, ist = 5560 Millionen Wärmeeinheiten oder 2 357 440 Millionen Meterkilogramm oder 31 432 Millionen Pferdekräfte. Der 60. Theil dieser Wärmemenge würde genügen, um jene Luftmassen in das Centrum des Orkans zu treiben, und 59 Theile sind noch vorhanden, um die Luftmassen im Centrum emporzuwirbeln und die Reibungshindernisse zu überwinden. Diese sehr colossalen Wirkungen einer anscheinend unbedeutenden Naturerscheinung sind ganz geeignet, unser Erstaunen hervorzurufen.

Um nun einen Begriff von den verheerenden Wirkungen eines tropischen Orcans zu geben, theile ich eine Beschreibung des Orcans, welcher die ostindische Insel Barbados am 10. und 11. August 1831 verwüstete, nach Dove mit, wie sie von einem Augenzeugen gleich nach der Katastrophe berichtet wurde.

„Um 7 Uhr Abends war der Himmel heiter und die Luft ruhig; diese Ruhe dauerte bis etwas nach 9 Uhr, wo der Wind aus Nord zu wehen anfing. Um halb 10 Uhr sah man ferne Blitze in NNE. und NW. Windstöße und Regenschauer von NNE., getrennt durch Windstille, folgten dann bis Mitternacht, das Thermometer fiel während derselben auf 28° C. und stieg während der Windstillen auf 30°. Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und großartig und der Sturm brauste wüthend von N. und NE. her. Aber um 1 Uhr Morgens am 11. wuchs die rasende Wuth des Windes, der Orcan wandte sich plötzlich von NE. nach NW. und den dazwischen liegenden Strichen des Compasses. Die oberen Regionen der Atmosphäre waren während dessen von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet, aber diese lebhaften Blitze wurden am Glanz von den Strahlen elektrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodirten, übertroffen. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orcans, der von NNW. und NW. hereinbrach, so, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Oberstlieutenant Nickle, Befehlshaber des 36. Regiments, hatte unter einem Fensterbogen des unteren Stockwerkes nach der Straße hin Schutz gesucht und hörte wegen des Sturmes nicht das Einstürzen des Daches und oberen Stockwerkes. Um 3 Uhr nahm der Wind ab, aber wüthende Stöße kamen abwechselnd aus SW., W. und WNW."

„Einige Augenblicke hörten auch die Blitze auf, und die Dunkelheit, welche nun die Stadt einhüllte, war unbeschreiblich schrecklich. Feurige Meteore fielen nun vom Himmel, eins besonders von Kugelform und tiefrother Farbe, senkrecht aus einer bedeutenden Höhe. Diese Feuerkugel fiel ganz entschieden durch ihre eigene Schwere, nicht getrieben durch eine äußere Kraft. Als sie mit beschleunigter Geschwindigkeit sich der Erde näherte, wurde sie blendend weiß und von länglicher Gestalt. Als sie den Boden berührte, spritzte sie rings umher wie schmelzendes Metall und erlosch augenblicklich. Ihre Gestalt und Größe war die einer Lampenglocke und das Herumspritzen bei dem Aufstoßen gab ihr das Ansehen einer Quecksilberkugel gleicher Größe. Einige Minuten nach dieser Erscheinung sank das dumpfe Geräusch des Windes zu einem majestätischen Gemurmel herab, und die Blitze, welche seit Mitternacht im Zickzack geleuchtet hatten, erschienen nun eine halbe Stunde lang

mit neuer und erstaunlicher Thätigkeit zwischen den Wolken und der Erde. Die große Dunstmasse schien die Häuser zu berühren und sendete Flammen niederwärts, die schnell wieder aufwärts von der Erde zurückschlugen."

„Augenblicklich nachher brach der Orcan von Westen wieder herein mit unbeschreiblicher Gewalt, tausend Trümmer als Wurfgeschosse vor sich hertreibend. Die festesten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde selbst zitterte, als der Zerstörer über sie hinwegschritt. Kein Donner war zu hören, denn das gräßliche Geheul des Windes, das Brausen des Oceans, dessen mächtige Wellen Alles zu zerstören drohten, was die anderen Elemente etwa verschonen mochten, das Gerassel der Ziegel, das Zusammenstürzen der Dächer und Mauern, und die Vereinigung von tausend anderen Tönen bildeten ein Entsetzen erregendes Geräusch. Wer fern war von dieser Schreckensscene, kann keine Vorstellung haben von den Empfindungen, die sie erregte."

„Nach 5 Uhr ließ der Sturm einige Augenblicke nach und da hörte man deutlich das Fallen der Ziegel und Bausteine, welche durch den letzten Windstoß wahrscheinlich bis zu bedeutenden Höhen waren fortgerissen worden. Um 6 Uhr war der Wind S., um 7 Uhr SE., um 9 Uhr schönes Wetter."

„Sobald die Dämmerung die Gegenstände sichtbar machte, ging der Berichterstatter auf den Berg. Der Regen schlug so heftig herab, daß er die Haut verletzte, und so dicht, daß man bis zur Spitze des Dammes sehen konnte. Der Anblick war über alle Beschreibung erhaben, die Wogen rollten so gigantisch herbei, als böten sie jeder Zerstörung Trotz, so wie sie aber an der Werfte sich brachen, verloren sie sich unter Trümmern jeglicher Art. Balken, Schiffstaue, Tonnen, Kaufmannsgüter bildeten eine zusammenhängende undulirende Masse. Nur 2 Schiffe waren aufrecht, viele umgekentert oder lagen auf der Leeseite im seichten Wasser."

„Vom Thurm der Kathedrale zeigte sich ein Bild allgemeiner Zerstörung, der Anblick der Gegend der einer Wüste, nirgends eine Spur von Vegetation, einige Flecken welken Grünes ausgenommen. Der Boden sah aus, als wenn Feuer durch das Land gegangen wäre, welches alles versengt und verbrannt hätte. Einige wenige stehen gebliebene Bäume, ihrer Blätter und Zweige beraubt, gewährten einen kahlen winterlichen Anblick, und die zahlreichen Landsitze in der Umgebung von Bridgetown, früher von dichten Gebüschen beschattet, lagen nun frei in Trümmern. Aus der Richtung, in welcher die Cocosnußbäume eingestürzt lagen, erkannte man, daß die ersten durch einen NNE., die größte Anzahl durch einen NW. entwurzelt worden waren."

Es bleibt nun noch übrig, einiger stürmischer Luftbewegungen zu gedenken, welche nur graduell von den eigentlichen Wirbelstürmen verschieden sind, und welche wie diese durch einen lebhaft aufsteigenden wärmeren und dampfreichen Luftstrom ihr Dasein haben.

Tornados sind orcanartige Wirbelstürme von geringem Umfange und meistens kurzer Dauer. Sie sind besonders dem nordamerikanischen Continente eigen (Landtornados), sind aber in der bengalischen Bai, im Osten des atlantischen Oceans, in der Südsee und dem indischen Meere nicht selten (Seetornados). Der Durchmesser der Tornados ist sehr verschieden, er schwankt zwischen einigen 100 Metern und

einigen deutschen Meilen, bei einer verhältnißmäßig kleinen Bahn von 4—1200 Km. Dabei bewegen sich die Tornados mit einer Geschwindigkeit, welche die des heftigsten Sturmwindes bedeutend übertrifft, nämlich durchschnittlich bis zu 170 M. in der Secunde, wobei sich die merkwürdige Erscheinung zeigt, daß oft ganze Strecken von Tornados übersprungen werden.

Schon das Herannahen der Tornados wird durch eine schwarze Wolke von geringer Ausdehnung, das sogenannte Ochsenauge der Seefahrer, angezeigt. Die äußere Gestalt gleicht gewöhnlich einem Kegel, dessen Spitze nach unten gekehrt ist und über dessen Basis sich die Sturmwolke befindet. Gewitter und Regengüsse sind mit dem Tornado unzertrennlich und häufig bilden sich Tornados während der Gewitter. Der Wind wirbelt um einen lebhaft aufsteigenden Luftstrom, dessen Wasserdampf in der Höhe zu Wolken oder Niederschlag condensirt wird. Auch der Drehungssinn der Luft ist bei den Tornados derselbe, wie bei den Wirbelstürmen. Nur erfolgt die Bewegung der Luft bei den Tornados viel mehr centripetal, so daß die Luft fast direkt nur mit geringer Drehung gegen die Sonne in das Centrum hineingetrieben und zum wirbelnden Aufsteigen gezwungen wird.

Auch ist die Bahn der Tornados, wie bei den Wirbelstürmen, für die nördliche Hemisphäre von West nach Ost gerichtet, mit geringen Modificationen. Interessant ist noch die Thatsache, daß die Tornados, wie die Gewitter, häufig gleichzeitig aufzutreten pflegen und wir finden darin eine Stütze für die Behauptung, daß die Ursachen für die Entstehung der Tornados in allgemeinen atmosphärischen Zuständen zu suchen sind. Gewöhnlich treten die Tornados bei sehr beträchtlicher Wärme und Feuchtigkeit, namentlich in den Nachmittagsstunden, auf, eine Thatsache, die unsere Vermuthung bestätigen möchte, daß sie mit der Gewitterbildung in einem ursächlichen Zusammenhange stehen möchten.

Die mechanischen Wirkungen der Tornados sind in der Regel furchtbar: sie sind nicht geringer, als die der tropischen Wirbelstürme, nur auf ein kleineres Gebiet beschränkt.

Als Beispiel führe ich den Tornado von Stow in Ohio vom 20. October 1837 an. Das ganze Fachwerk eines einstöckigen Blockhauses wurde abgehoben und fortgetragen, die Ziegel des Kamins und Bruchstücke der Möbel und Balken bedeckten die ganze Strecke bis zu der 125 M. entfernten Scheuer. Auf halbem Wege dahin fand man 4 schrecklich verstümmelte Leichen der Blockhausbewohner, und auch die anderen 2 Ueberlebenden konnten sich wegen gebrochener Glieder nicht mehr bewegen. Vor Ausbruch des Sturmes stand ein mit Kartoffeln beladener Ochsenkarren dicht hinter dem Hause, derselbe wurde vom Winde aufgehoben, wobei die Kartoffeln herausfielen und stürzte 150 M. entfernt wieder auf den Boden. Ein Bett fand man zwischen Haus und Scheuer 50 Fuß hoch in einem Baume hängend, ebenso ein Kleidungsstück der Verunglückten. Außerdem bewiesen die leichten Gegenstände, welche in den benachbarten Städten niederfielen, daß ein aufsteigender Luftstrom herrschte.

Tornados von sehr geringem Umfange werden Wettersäulen, Tromben, Wind-, Sand- oder Wasserhosen genannt. Obgleich sie zu den gewöhnlichsten und bekanntesten Erscheinungen gehören, so wissen wir über die Entstehung und über ihr Wesen weniger, als man erwarten sollte. Diese Erscheinungen scheinen durch ganz locale

Ursachen bedingt zu sein, etwa dadurch, daß durch gesteigerte ganz locale Erwärmung die Luft in einem lebhaften Strudel in die Höhe getrieben wird, darauf scheinen wenigstens die kleinen niedlichen Wirbel in unseren Gegenden, die übrigens in allen Erdtheilen vorkommen, hinzudeuten, welche an ruhigen heiteren Tagen den Staub unserer Straßen in raschen Drehungen in die Höhe führen. Wenn auch die meisten Wettersäulen ganz harmlos sind und ihre Wirkung meist nur darin besteht, Staub oder Wassertheilchen aufzuwirbeln und kleinere Gegenstände wegzutragen, so giebt es doch auch viele Fälle, wo ihre Wirkung, wenn auch auf geringe Ausdehnung, gefährlich werden kann. Oft hängen sie dunkle nach unten hin sich verengende Säulen oder Schläuche herunter, welche mit stark steigender Kraft Gegenstände in die Höhe wirbeln oder Wasser hinaufziehen, so daß hier arge Verwüstungen entstehen können. Der Sinn der Drehungen scheint von Zufälligkeiten abzuhängen, indem sie sich bald mit der Sonne, bald gegen dieselbe drehen. Sehr selten stehen sie still, meistens bewegen sie sich mit der Geschwindigkeit eines stürmischen Windes. Vielfach sind sie von Gewittern, Hagel und heftigen Regengüssen begleitet. Als ein besonders interessantes Beispiel möge die Wettersäule von Königswinter dienen, welche G. vom Rath mit großer Sorgfalt beschrieben hat und die ich der trefflichen Arbeit von Reye über die Stürme entnehme.

„In Bonn hatte man 8 Tage lang vergebens sich nach Regen gesehnt, als endlich am 10. Juni 1858 um die Mittagszeit im Süden schwere Gewitterwolken aufstiegen, die sich in der Ferne unter Blitz und Donner entluden. Dort im Süden, bei Honnef, unterhalb Königswinter, bemerkte man um dieselbe Zeit (1 Uhr 20 Minuten etwa) erst eine 2000 Fuß hohe Staubsäule, unten von aufgewirbeltem Staub und Erdmassen umgeben, die bald den Rheinspiegel erreichte. Da erhob sich auf einer wohl 20 Schritt weiten Kreislinie schäumend das Wasser, in Kämmen und Strahlen emporspringend gleich einer Krone, deren meiste Schaumstrahlen 20—30 Fuß hoch aufschossen. Die innere Kreisfläche war zu einem Schilde aufgewölbt und mit Schaum bedeckt, einer flachen Insel vergleichbar. Beim Fortschreiten stieg das Wasser höher empor und in der Nähe des linken Ufers war die Krone schon in eine 40 bis 50 Fuß hohe Wassersäule verwandelt. Bald zeigte sich auch vor graublauen Wetterwolken eine kegelförmige Wolkenspitze wie ein glänzender Degen am Himmel und verlängerte sich sichtbar nach unten. Sie war gegen die Spitze der rasch aufsteigenden Staubsäule gerichtet, in welche sich mittlerweile auf dem linken Rheinufer (bei Mehlem) die Wasserhose wieder verwandelt hatte. Diese Sandsäule überragte den Drachenfels weit an Höhe, maß also über 850 Fuß. Die Gewalt der Trombe wuchs, sie nahm eine erschreckende Gestalt an, so daß die Schiffe ihre Anker fallen ließen und selbst in Nieder-Dollendorf, 25 bis 30 Minuten entfernt, einzelne Bewohner aus ihren Wohnungen ins Freie eilten."

„In starkem Bogen schritt sie wieder dem Rheine zu und mit vergrößerter Gewalt sprang der Wirbel abermals auf das Wasser. Dieses schien weiß schäumend hoch aufzusieden, und plötzlich erhob sich aus dem wogenden Schlamm eine Masse von Wasser und Dunst fast senkrecht in 3 bis 5 Strahlen, deren mittlerer sich der weißen degenförmigen Wolke näherte. Beide Spitzen trafen zusammen und so wurde das Wasser aus dem Strome in die Wolke gezogen. Auf einer Untiefe des Rheins vereinigten sich die seitlichen Strahlen mit der Hauptsäule, die wie ein Riesen-

Obelisk auf dem Rheine schwebte. Als sie bei Rhöndorf wieder das rechte Ufer erreichte, fielen die schweren Wassertheile wie Fetzen herunter von der aufsteigenden Schaummasse, welcher dunkler Staub und Sand folgte, durch eine horizontale Linie scharf von ihr geschieden. Indeß die Schaummasse gänzlich in den Wolken verschwand, näherte sich die Wettersäule dem Drachenfels. Ihre Gewalt nahm ab, und ein wolkenbruchartig herabstürzender, mit Hagel gemischter Regen entzog sie endlich den Blicken des Beobachters. Vom Drachenfels aus jedoch sah man, wie die Säule vom Boden sich abhob und die aufgewirbelten Stoffe in den oberen, trichterförmig gestalteten Theil der Trombe aufgezogen wurden. Die ganze Erscheinung dauerte etwa 35 Minuten, die durchlaufene Bahn war 1300 Ruthen lang und demnach mit einer Geschwindigkeit von 450 Fuß (140 Meter) per Minute durchlaufen worden."

„Mehrere unbefangene Beobachter der Wasserkrone haben an derselben eine Drehung mit der Sonne wahrgenommen. An beiden Ufern war die Bahn des Fußes meistens durch niedergedrückte Saaten bezeichnet. Ihre Breite mochte 50 Schritt betragen, wuchs aber auf das Doppelte und Dreifache, wo vor Mehlem die Curve beschrieben wurde. Nur in der Mitte lagen die Halme genau mit dem Zuge, an den Seiten mehr der Mitte zugewandt. Hieraus und aus der schildförmigen Erhebung im Innern der Wasserkrone glaubt vom Rath auf eine Luftverdünnung im Innern des Zuges schließen zu dürfen. Außerhalb des großen Bogens am linken Ufer lagen die Saaten in mehreren 100 Schritt Entfernung (also außerhalb der Bahn) gerade gegen den Mittelpunkt des Halbkreises gerichtet. Es mußte sich die Luft von allen Seiten senkrecht gegen den umkehrenden Strom bewegt haben. Kornblumen und Halme wurden ohne Zweifel in großer Höhe, bis über den Rhein getragen und fielen hernach mit dem Regen auf ein Schiff herab."

Rundschau über das nationale Leben.

Parlamentarische Lage.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Seit wir für das Juliheft (Seite 78 ff.) uns über die innere politische Lage Deutschlands ausgesprochen und insbesondere unseren Anschauungen Ausdruck gegeben haben bezüglich der gegen die Socialdemokratie zu ergreifenden Maßregeln und der Frage, wie dem Reiche neue eigne Einnahmen zur Beseitigung der Matrikularbeiträge und Entlastung der Einzelstaaten zugewendet werden können, sind Ereignisse von höchster Wichtigkeit eingetreten. Durch kaiserliche Verordnung vom 11. Juni wurde der Reichstag aufgelöst; am 30. Juli haben die Neuwahlen stattgefunden. Ihnen ging ein Kampf der Parteien voraus, wie kaum seit dem Bestande des Reichs. In der offiziösen Presse wurde die Parole ausgegeben, nur solche Abgeordnete zu wählen, welche ihre volle Bereitwilligkeit erklären würden, die Reichsregierung in ihrem Streben zu unterstützen; zahlreiche Organe der Presse, welche sich als unbedingte Anhänger der Regierung bisher erwiesen oder diese Richtung neuerdings angenommen haben, sind nicht blos gegen die Socialdemokraten, sondern in theilweise ebenso schroffer Art gegen die Fortschrittspartei und die Nationalliberalen aufgetreten; die Thatsache, daß politische Beamte offen eine feindliche Stellung genommen und auf die Wahlen einzuwirken versucht haben, läßt sich nicht bestreiten; „conservative" Preßorgane und Parteien, welche man seither in offener Befehdung des leitenden deutschen Staatsmannes erblickt hatte, gebärdeten sich plötzlich als dessen eigentliche Stützen; der Versuch, ein Bündniß zwischen dem Ultramontanismus und einer bestimmten wirthschaftlichen Richtung herbeizuführen, ist an verschiedenen Orten in die Oeffentlichkeit getreten. Das Resultat der Wahlen läßt sich soweit übersehen, daß man als feststehend annehmen kann: Die beiden rechten Parteien (conservative, deutsch-conservative und deutsche Reichspartei) werden zusammen mindestens der nationalliberalen gleichkommen, wenn sie nicht stärker sein werden, das Centrum mit seinen Anhängseln

bleibt unverändert, die Fortschrittspartei ist bedeutend reduzirt, die Zahl der Socialdemokraten auf mindestens die Hälfte herabgegangen.*) Die Lage ist somit eigenthümlich. Legen wir die Wahlprogramme, welche von den Centralcomités der Parteien, mögen diese auf eigener Ermächtigung oder auf Delegirung der Partei fußen, ausgegangen sind, und die Wahlreden der „Führer“ zu Grunde, so läßt sich der Standpunkt der Parteien, soweit die großen, dem neuen Reichstage zu unterbreitenden Fragen: Maßregeln gegen die Socialdemokraten — Steuern — Zollfrage — Gewerbefrage — Feststellung der Ziffer des activen Heeres, in folgender Weise charakterisiren. Der „Wahlaufruf der nationalliberalen Partei“ vom 16. Juni 1878 (unterzeichnet von 21 Männern) hat sich über den letztgenannten Punkt gar nicht, über die anderen nicht mit jener Klarheit ausgesprochen, daß man sagen dürfte, Ziel und Richtung stehe zweifellos fest; er erklärt nur Eins bestimmt: „Die Zollfragen haben niemals einen Theil unseres politischen Programmes gebildet.“ Dagegen ist theils nach dem Wahlaufrufe, der dies nicht ausschließt, ganz besonders nach den Reden einer Anzahl von Mitgliedern unzweifelhaft, daß die Partei, sowohl die auf dem Boden des „gemeinen Rechts“ erforderlichen, wie auch Ausnahmemaßregeln gegen die socialdemokratischen Umsturzpläne principiell zu bewilligen bereit ist. Hinsichtlich der Steuerreform läßt sich über den Standpunkt der Partei heute nichts Anderes sagen, als was wir am 4. Juni (Juliheft S. 80 ff.) niederschrieben. Ueber die Zollfragen sind von den verschiedenen Rednern verschiedene Erklärungen ergangen, Herr Dr. Lasker z. B. hat in seiner Wahlrede zu Saalfeld 1. Juli erklärt, anerkannte Autoritäten hätten „einen Schutzzoll z. B. für Eisen, Gewebe, Soda dringend verlangt“ (Köln. Zeit. Nr. 183. 2. Bl.); daß die Partei principiell nicht gegen einen solchen ist, steht fest. Allgemein hat die Anschauung, daß zur Besserung wirklicher Mängel der Gewerbeordnung und der wirthschaftlichen Gesetzgebung die Hand gereicht werden solle, Ausdruck gefunden. In der Militairfrage haben Einzelne (v. Forckenbeck, Freih. v. Stauffenberg u. A.) die Festsetzung der Ziffer für einen längeren Zeitraum nach Analogie des bestehenden Zustandes — bekanntlich setzt das Ges. v. 2. Mai 1874 die Ziffer von 401 659 Mann fest — für die Zeit vom 1. Januar 1875 bis zum 31. December 1881 in Aussicht gestellt, Andere eine definitive gesetzliche Regelung. Sehen wir ab von einzelnen Erklärungen und Maßregeln, welche das allgemeine von dem „Centralcomité“ befürwortete und ausgeführte Zusammengehen mit der Fortschrittspartei verwarfen; constatiren wir die Thatsache, daß von allen Rednern und in den Preßorganen der Partei jede grundsätzliche Opposition gegen die Reichsregierung mit Entschiedenheit abgewiesen und energisch betont worden ist, daß man rückhaltslos die äußere Politik des Reichskanzlers billige und bereit sei, der Reichsregierung alle Unterstützung zu gewähren bei dem Streben, die inneren Zustände zu bessern und Schäden auszumerzen; verschweigen wir endlich

*) Heute (6. August) stellt sich das Zahlenresultat nach der Zusammenstellung der „Köln. Zeitung“ u. A. also heraus: Gewählt wurden 53 Conservative, 40 Freiconservative, 97 Ultramontane, 81 Nationalliberale, 12 keiner bestimmten Fraction angehörend, jedoch voraussichtlich größtentheils nationalliberal oder von der Gruppe Löwe-Berger, 16 Fortschrittler, 14 Polen, 7 Particularisten (Welfen), 5 elsässische Protestler, 3 elsässische Autonomisten, 3 Sozialdemokraten. Stichwahlen finden in 66 Kreisen statt.

nicht, daß für die stellenweise selbst den Eindruck der Gereiztheit machenden Flugblätter die Partei nicht verantwortlich gemacht werden darf: so ist die Stellung der Nationalliberalen wesentlich als dieselbe, wie bisher anzusehen und zugleich anzunehmen, daß die Fraction sich hüten werde, theoretischen Bedenken und auch sogenannten festen politischen Grundsätzen zu Liebe die realen Anforderungen des Lebens preis zu geben. Ob die befürchtete oder gewünschte Trennung in einen rechten und linken Flügel eintreten, eine Anzahl von Mitgliedern austreten werde, läßt sich nicht vorher sagen. Uns scheint nach allem, was vorliegt, die Hoffnung berechtigt zu sein, Besonnenheit und warmer Patriotismus werden deren bewegende Maximen bleiben und die leitenden Staatsmänner daher im wohlverstandenen Interesse des Reichs handeln, wenn sie ohne Voreingenommenheit auch fernerhin die thätige Mitwirkung einer Partei nicht zurückweisen, sondern bereitwillig annehmen, ohne welche das, was seit zwölf Jahren Gutes erreicht wurde, nicht zu Stande gekommen sein würde, während an dem allfälligen Mangelhaften der Reichstag nicht allein die Schuld trägt. Da die Nationalliberalen und Conservativen vereint über eine anständige Mehrheit gebieten werden, liegt für die Partei aller Grund zu reifer Ueberlegung vor.

Die Fortschrittspartei hat in dem Wahlprogramm vom 17. Juni unter der Hervorhebung, daß sie stets in der vordersten Linie des Kampfes gegen die Socialisten gestanden, jede Ausnahmemaßregel gegen diese abgewiesen und nur Besserung der bestehenden Gesetze in Aussicht gestellt; sie ist nicht geneigt, Schutzzölle zu gewähren, will „den Volkshaushalt gegen neue Steuerbelastung, gegen Beunruhigung durch bedenkliche Projecte, wie Tabakmonopol und Reichseisenbahnen 2c. sicherstellen", sagt aber nichts Positives. Man ist also in Folge dessen und im Hinblicke darauf, daß sie am 20. April 1874 mit dem Centrum, den Polen und Socialdemokraten gegen das Militärgesetz stimmte, zu sagen berechtigt, daß sie ihren negativen Standpunkt unverändert einhält.

Die Centrumsfraction hat in ihrem vom „Vorstande" erlassenen Programm „im Juni 1878" gefordert Beseitigung der Reichsgesetze, welche die Kirche beeinträchtigen; sie will keine Ausnahmemaßregeln, verlangt „eine Beschränkung der Reichsausgaben und zwar an erster Stelle beim Heerwesen", hält sich im Uebrigen an allgemeine Redensarten von „gesunder Wirthschaftspolitik", „Hebung des Wohlstandes in Landwirthschaft und Gewerbe", will „den berechtigten Ansprüchen des Arbeiterstandes Rechnung getragen" wissen. Dieses Programm ist von ihren Rednern und Spezialcomités, z. B. in Bonn, näher dahin erläutert worden, daß die Partei keine Feststellung des Militärbudgets auf eine lange Reihe von Jahren bewilligen, also wohl alljährlich verlangen wird. Was die Partei im Wahlkampfe an einzelnen Orten gegen Personen und die liberale Partei geleistet, ist so cynischer Art, daß es sich jeder Besprechung entzieht.

Die deutsche Reichspartei ist bereit, gegen die Socialdemokraten außerordentliche Vollmachten zu gewähren, welche sie für genügend hält, mitzuwirken zu Verbesserungen der Gewerbegesetzgebung, der Zollpolitik, sie verlangt eine durchgreifende Reform der Steuergesetzgebung. Ihre bisherige Haltung setzt ihr Zusammengehen mit der Regierung in allen wichtigen Fragen außer Zweifel.

Die deutsch-conservative Partei stellt sich im Wahlprogramm vom

20. Juni „offen auf die Seite der Reichsregierung" im Kampfe gegen die Socialdemokraten, hält „Stärkung und Neubelebung conservativer Grundlagen" für das Mittel, „unsere politischen und socialen Ordnungen zu bewahren", strebt einer Besserung der gewerblichen und handelspolitischen Gesetzgebung und einer Steuerreform auf der Grundlage indirecter Steuern zu; die sonstigen trefflichen, sich auf die Hebung des sittlichen und religiösen Lebens beziehenden Wünsche können durch Gesetze kaum befriedigt werden.

Wir dürfen die Ziele der anderen Parteien als bekannt voraussetzen und fragen: welche Aussichten liegen vor? Die Physiognomie des neuen Reichstags ist zwar nicht die des alten, aber der Zweck, eine entscheidende, dominirende Regierungspartei zu schaffen, schwerlich erreicht. Es wird, wie bisher, in allen politischen Fragen des Zusammengehens der reichstreuen Parteien bedürfen, dieses sicher nicht fehlen. In der nächstliegenden die Maßregeln gegen die Socialdemokraten betreffenden Frage darf die Reichsregierung auf die Mitwirkung der nationalliberalen, der deutschen Reichspartei und der deutschconservativen rechnen. Was die übrigen angeht, so wird die Regierung gar bald zur Einsicht gelangen, daß sie der Mitwirkung eben dieser Fractionen bedarf. Man ist wohl zu der Annahme berechtigt, daß ihr diese und insbesondere die der Nationalliberalen nicht fehlen wird, wenn sie für ihre Entwürfe zu Reformen des Steuerwesens, der Handelspolitik und des Gewerbewesens diejenigen Grundsätze zur Richtschnur nimmt, welche durch die realen Bedürfnisse des Volks geboten werden. Für die Handelspolitik und die Steuerfrage, über welch letztere wir uns im Julihefte ausgesprochen haben, werden die Enqueten ein Material liefern, das hoffentlich die allgemeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit hervorrufen wird, der nationalen Arbeit denjenigen Schutz zu gewähren, ohne welchen die zunehmende Verarmung des deutschen Volkes nicht mehr zu verhüten ist; heute ist es genügend, dieses auszusprechen. Das Gewerbe hat ein Recht, diejenigen bessernden Maßregeln zu verlangen, welche den Verfall des Handwerkerstandes zu verhüten geeignet sind. Bei der Geneigtheit, welche hierzu von den verschiedensten Seiten erklärt ist, können wir auch die Lösung dieser Frage der nahen Zukunft überlassen.

Liegt somit ein Grund zu der vielfach ausgesprochenen Furcht vor, es könne zu einem Bruch zwischen der Regierung und dem Reichstage kommen. Wir müssen dies entschieden verneinen. Wir haben keine parlamentarische Regierung, die leitenden Staatsmänner sind bisher aus der größten politischen Fraction nicht hervorgegangen, haben aber in allen wichtigen Fragen — wir sind überzeugt, daß auch der nächste Anlaß der Auflösung bei sofortiger Wiedereinberufung ein gleiches Ergebniß gehabt hätte — deren Unterstützung gefunden. Will aber die Regierung eine gefügige Mehrheit, so scheint dies nur möglich durch Gewinnung des Centrums, da die sonstigen Mittel wohl erschöpft sein dürften. Centrum und beide conservative Fractionen zusammen haben auch die Mehrheit. Aber würde die deutsche Reichspartei, welche so energisch für den Culturkampf eintrat, auf ein solches Bündniß eingehen können? Würde Herr Windthorst und seine welfischen Freunde in demselben Fahrwasser mit den bisherigen grimmigsten Gegnern schwimmen können? Es wird vielfach angenommen, die mit der Curie durch bayerische Vermittelung eingeleiteten Unterhandlungen, welche bis zum Besuche des Nuntius beim Fürsten

Bismarck und zu einem Gegenbesuche und einer Einladung zum Diner gediehen sind, bezweckten das. Indem wir ohne jeden Rückhalt erklären, daß die Beilegung des Culturkampfs, wenn sie ohne ein Recht des Staats zu vergeben, erfolgt, uns von Herzen recht ist, können wir dieser Annahme nicht beistimmen. Die Haltung der Ultramontanen vor 1871 in Deutschland, in Oesterreich und Frankreich läßt darüber freilich keinen Zweifel, daß sie bereit sein werden, wenn das in ihrem Interesse liegt, jeden Pakt zu schließen und ihre Reden und Thaten früherer Zeit dem „guten katholischen Volke" als völlig harmonisch mit dem neuen Verfahren einzureden. Aber wir werden, so lange nicht das Gegentheil als Thatsache vorliegt, niemals zu glauben vermögen, daß Fürst Bismarck dieselbe Partei, welche ihn bei jeder Gelegenheit bis ins Herz hinein verletzte, die er als seine ärgste Feindin erklärte, als Verbündeten gebrauchen sollte, um der Liberalen entbehren zu können, welche bereitwilligst dazu mitgewirkt haben, daß er als einen seiner größten Erfolge die Einsetzung des Staats in sein volles Recht gegenüber der Curie ansehen und das weit über Deutschland hinaus mit Jubel aufgenommene Wort aussprechen konnte: „Nach Canossa gehen wir nicht." Ein Bündniß mit den Ultramontanen gegen die Liberalen würde gleich sein mit dem Aufgeben einer wirklich staatsmännischen Kirchenpolitik. Der Brief des deutschen Kronprinzen an Leo XIII. vom 10. Juni 1870 macht eine die Rechte des Staats schädigende Kirchenpolitik unmöglich. Erkennt die römische Curie die Rechte des Staats an, so hat der Ultramontanismus den Boden verloren, so ist die Partei, welche nur durch die Opposition zusammengehalten wird, machtlos geworden. Fügt sich die Curie in die Thatsache der Herrschaft des Staatsgesetzes und kommt auf diese Art ein modus vivendi zu Stande, so werden wir zwar die Ueberzeugung bewahren, daß nur ein Waffenstillstand eingetreten ist, diesen aber vorziehen dem Kampfe und ganz besonders einem faulen Frieden.

Mißverständnisse.

Von
Carl Gareis.
Gießen.

„Die Sprache ist ein edel Ding, doch hat sie ihre Schranken" singt „der Trompeter von Säkkingen" und er hat Recht, ja die Sprache hat nicht blos ihre Schranken, sondern die Schranken der Sprache werden zu Schranken der Gedanken und die Sprache führt zu Mißverständnissen, die unlöslich scheinen. Historisch gewachsen wie das Gewohnheitsrecht und wie die Ideen der Kunst, ist die Sprache das Product zahlreicher Factoren in und außer dem Menschen; kein Vertrag hat unter den Griechen ausdrücklich festgestellt, welcher Baustyl schön sei und doch stimmen sie in der Auffassung überein, kein Vertrag hat unter den Deutschen festgestellt, daß zur Negirung das Wörtchen „nein" gebraucht werde und doch stimmen sie darin überein, — aber dieselbe stillwirkende Macht, die, wie Manche sagen, im „organischen Werden" wahrgenommen wird, führt auch zu Mißverständnissen. Unwillkürlich setzt sich an ein Wort ein bestimmter Sinn an, der nicht in

der ursprünglichen Bedeutung liegt und dieser zieht dann eine Reihe von Gedanken und noch mehr von Gefühlen nach sich, welche weit abführen von Dem, was jenes Wort an sich bedeutet. Das Gefährliche, Verkehrstörende liegt nun aber darin, daß bei gewissen derartig gebrauchten Worten nicht alle Menschen dasselbe Gefährliche empfinden und daß gerade „politische Schlagworte“ so außerordentlich verschieden aufgefaßt werden. Keinen deutlicheren Beweis könnte ich dafür anführen, als die Verwirrung, welche das Wort „Ausnahmegesetz“ hervorrief, mit welchem man von einigen Seiten die gegen die Socialdemokratie anzuwendenden Maßregeln zusammenzufassen beliebte. Während die Einen im Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten nicht blos das Mittel gegen diese Partei, sondern auch den Schutz der bürgerlichen Freiheitsrechte erkannten, rief die Absicht, ein Ausnahmegesetz zu schaffen, bei Anderen eine wahre Entrüstung hervor: und dabei standen die Einen wie die Anderen auf gleicher Höhe der Freiheits- und Vaterlandsliebe. Woher kommt nun bei diesen die so verschiedene Auffassung? Einfach daher, weil man sich nicht klar macht, was ein Ausnahmegesetz ist und soll, weil man sich einer Reihe von Gedanken und Gefühlen hingiebt, die im Worte Ausnahmegesetz ihre Wurzel nicht mit Nothwendigkeit haben.

Das Wort „Ausnahmegesetz“ ist kein juristisch technischer Begriff; am nächsten kommt man einer juristischen Terminologie, wenn man sich darunter ein Gesetz für einen Ausnahmezustand, z. B. für das Standrecht, für einen Belagerungszustand denkt; aber auch in dieser Richtung ist das Wort nicht technisch. Daneben steht die Bedeutung von „Ausnahmerecht“ als singuläres Recht — jus singulare in den Quellen des römischen Rechts genannt. Unter solchem „singulären Rechte“ wird eine rechtliche Anordnung verstanden, welche mit den in der maßgebenden systematischen Gesetzgebung anerkannten Principien nicht im Einklange steht, diesen Principien vielmehr widerspricht. Ein Beispiel mag zeigen, was darunter verstanden wird. Das römische Recht bestimmt principiell, daß, wer ein Darlehen aufgenommen hat, dasselbe zurückzahlen müsse, es bestimmt aber ausnahmsweise, daß, wenn der Darlehnsschuldner noch unter väterlicher Gewalt steht, er sich hierauf berufen kann und das Darlehen nicht zurückzuzahlen braucht. Letzteres ist Ausnahmerecht für die Haussöhne. Auf dem Gebiet des öffentlichen Rechts erscheint die Sache ebenso; wenn Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Preßfreiheit u. dgl. „das gemeine Recht“ bilden, oder „regelmäßiges“ Recht sind, so unterliegen Personen, für die jene Freiheiten beschränkt sind, in dieser Richtung nicht dem „gemeinen Recht“, sondern „regelwidrigem“ Rechte, einem Ausnahmerechte. Man kann nun die Gesetze, durch welche solches Ausnahmsrecht geschaffen wird, allerdings „Ausnahmegesetze“ nennen, aber das Wort ist ungewöhnlich und irreleitend. Die ganze Unterscheidung zwischen regelrechtem und regelwidrigem Rechte ist nämlich überhaupt nur doctrinär, für die Schule gemacht und methodisch brauchbar, aber für die Praxis und für die Politik giebt es nur Recht schlechthin, das regelwidrige ist so gut Recht wie das regelmäßige. Wirft man einen Blick in das deutsche Strafgesetzbuch, so findet man darin friedlich neben einander regelwidriges Recht und regelmäßiges Recht, „gemeine Gesetze“ und „Ausnahmegesetze“; Beruf oder Gewerbe sind häufig die Voraussetzung strengerer Bestrafung oder überhaupt der Bestrafung und begründen somit ein Sonderrecht, ein Ausnahmerecht für den gerade diesem Beruf Angehörenden; ein Beamter, welcher

einer verbotenen Gesellschaft angehört, wird anders bestraft als ein anderer Mensch, der sich das gleiche Vergehen zu Schulden kommen läßt; ein Geistlicher, welcher den öffentlichen Frieden gefährdet, wird anders bestraft als Andere; ein Offizier, der ohne Erlaubniß auswandert, anders als ein Anderer, der dasselbe thut; Aerzte, Apotheker, Notare, Advokaten u. s. w. unterliegen in Bezug auf ihre Amtsgeheimnisse einem „Sonderrecht", Vormünder in Bezug auf ihre Amtsführung, Kaufleute in Bezug auf den Bankerott, die Eisenbahndirection in Bezug auf ihre Untergebenen. Das ganze Strafgesetzbuch setzt sich schließlich aus „Sonderrechten" zusammen Das Recht hat die Aufgabe, die äußeren Verhältnisse der Menschen unter einander zu ordnen, jede Rechtsnorm setzt sich demnach das äußere Verhältniß, auf welches sie einwirken will, als Thatbestand zusammen und kennt dabei weder ein normales noch ein abnormes Vorgehen. Das Handelsgesetzbuch hat besondere Vorschriften für Makler, Commissionäre, Spediteure, Frachtführer, Eisenbahnen, Aufsichtsräthe u. s. w. — wo ist dabei die Grenze zwischen regelmäßigem und regelwidrigem Rechte? — Die Rechtsnormen stehen gleichwerthig neben einander, jede reicht so weit, als der Gesetzgeber sie wirken lassen will und es ist nur darauf zu sehen, daß es nicht weiter reiche, nicht mißbraucht werden kann. Aber selbst jenen Unterschied angenommen, ist noch kein Odium an das Wort „Ausnahmegesetz" zu knüpfen; soll in restringirendem Sinne eine Aenderung eintreten, so dürften die liberalen Parteien doch weit eher dafür zu gewinnen sein, wenn die Aenderung nur eine ausnahmsweise sein soll, als wenn sie dauernd und als „gemeines," als „regelrechtes" Recht wirken soll.

Weit mehr noch als das Wort „Ausnahmegesetz" ist der Ausdruck „Gelegenheitsgesetzgebung" von den Parteien mit Entrüstung verfolgt, aber womöglich mit noch weniger Berechtigung. Wenn in einem einzelnen Falle die Gesetzgebung eine Lücke zeigt und das praktische Leben ein Bedürfniß fühlen läßt, diese Lücke auszufüllen, so wird das hierzu berufene Gesetz als „Gelegenheitsgesetz" gebrandmarkt und doch haben hochstehende Culturvölker gerade auf diesem Wege es zu einer brauchbaren, allen Bedürfnissen Rechnung tragenden Rechtsordnung gebracht. Ich will der Engländer nicht gedenken, welche bis in die neueste Zeit jeder systematischen Gesetzgebung grundsätzlich abhold waren, aber die römische classische Rechtsordnung darf ich füglich erwähnen. Diese kam nur durch eine ununterbrochen schaffende Gelegenheitsgesetzgebung zu Stande. Die Römer scheuten sich auch gar nicht, die „gelegentliche" Entstehung der Gesetze zu betonen, sie benannten das Einzelgesetz nach dem Antragsteller, nach der concreten Veranlassung. Klar ist freilich, daß das Gelegenheitsgesetz wohl überlegt und ohne Leidenschaftlichkeit abgefaßt sein muß, aber eine solche Abfassung muß Männern, die den Sturm der Jünglingsjahre hinter sich haben, selbst in den Momenten möglich sein, in denen das Bedürfniß nach einer gesetzlichen Neuerung, nach Reform und Lückenausfüllung sich besonders heftig geltend macht. Es sind nicht die schlechtesten Bestimmungen unseres Strafgesetzbuches, die auf Grund ganz concreter Veranlassungen bei der Revision vom 26. Februar 1876 in dieses Gesetz aufgenommen wurden.

Freilich können „Ausnahmegesetze" und „Gelegenheitsgesetze" so gut wie regelmäßige und systematische Gesetze Mißgriffe thun und freilich wird von Zeit zu Zeit das Bedürfniß nach Systematisirung hervortreten und befriedigt werden müssen.

Meine Erörterungen haben bisher lediglich den Zweck verfolgt, das allgemein Gehässige, welches nach weitverbreiteter Meinung den „Ausnahms- und Gelegenheitsgesetzen“ anhaftet, als ungerechtfertigt zu erweisen. Man thut Unrecht, wenn man das Publikum gegen ein Gesetz aus dem Grunde einnehmen will, weil dasselbe als Ausnahmegesetz oder als Gelegenheitsgesetz sich darstellt.

Was Eingangs von der Wirkung der sich weiter entwickelnden und die Begriffe umgestaltenden Sprache gesagt ist, findet auch Anwendung auf den Begriff „conservativ“. Sprachlich und auch der ursprünglichen politischen Bedeutung nach ist „conservativ“ so viel als erhaltend, und es wurden damit jene Parteien bezeichnet, deren Tendenz dahin ging, das Bestehende gegenüber Veränderungen in Staat und Gesellschaft zu erhalten; aber nicht alle Parteien, die sich heutzutage conservativ nennen, sind mit dem zu Recht Bestehenden zufrieden; die Reform der Gesetzgebung, die Aenderung des Bestehenden in Staat und Gesellschaft wird von vielen Conservativen weit dringender befürwortet, als von Männern des Fortschritts und des Liberalismus überhaupt, natürlich auch in anderem Sinne als von Letzteren; darum ist zu sagen, daß das Wort conservativ heutzutage vielfach die Bedeutung von reactionär erhalten hat. So wie die Dinge gegenwärtig im deutschen Reiche liegen, sind die Conservativen meist nicht conservativ, die Liberalen aber großentheils hauptsächlich conservativ, bestrebt, die vorhandenen Reichseinrichtungen zu bewahren und aus sich weiter entwickeln zu lassen.

Die Liberalen sagte ich, auch dieses Wort verdient hier der Erwähnung. Liberal bedeutet ursprünglich: das den Stand der Freien (im Gegensatz zu den Sclaven) Betreffende, namentlich in Rücksicht auf die Gesinnung, welche dem freien Manne ziemt, im Gegensatz zu einer knechtischen, unedlen Gesinnung. Es bedeutet darum: anständig, hochherzig, honnet, freigebig, höflich, zuvorkommend, gütig und wohlwollend. Wer wollte behaupten, daß diese Bedeutungen insgesammt noch jetzt damit verbunden werden! Schon seit dem dreißigjährigen Kriege hat sich das Wort „liberal“ in Deutschland eingebürgert, und zwar in der politischen Bedeutung, die wir noch jetzt mit dem Worte verbinden; wir haben deß zum Zeugen den vor wenigen Wochen hier verstorbenen berühmten Germanisten und Freund der Gebrüder Grimm, Friedr. Ludw. Karl Weigand, dessen Erklärung der Bedeutung von „liberal“ mit den Worten: „Frei im Denken und Reden“ schön endet. Mit dem Freiheitsbegriff steht das Wort liberal heutzutage in doppeltem Zusammenhange: einmal bedeutet es „frei von Vorurtheilen“, „innerlich befreit“, demnach „nicht eingenommen oder befangen von Standesinteressen, die den klaren Blick etwa trübten, oder dergl.“, „unbefangen dem eigenen selbständigen Ermessen folgend; —“ andererseits aber liegt — neben dem erwähnten ethischen Element — auch ein juristisch-politisches Princip in dem Begriffe „liberal“: nämlich das Princip, die Rechtssphären des Einzelnen im Staate staatlich so abzugrenzen, daß Jedem möglichst weite Willkür zur Freiheit erhoben werde und dieses „möglichst“ lediglich durch den gleichen Anspruch der Andern und durch die öffentliche Wohlfahrt, welche Verschiedenheiten erheischt, eingeschränkt werde. Hierdurch werden die Liberalen zu Vertretern jenes Systems, welches — sich anlehnend an die Kantsche Auffassung von Recht und Staat, diese aber weiterbildend — die Einschränkung der Willkür Aller rechtlich davon abhängig machen, daß möglichst Vielen ein möglichst großes

Maß von Freiheit zu Theil werde. Und diese Charakterisirung trifft thatsächlich die liberalen Parteien durchaus.

Das Wort „Freiheit" ist nun von mir bereits wiederholt gebraucht worden: auch dieses Wort wird längst über seinen ursprünglichen Begriff ausgedehnt. Namentlich die Naturrechtstheorien haben sich mit diesem Worte beschäftigt und eine natürliche Freiheit angenommen, welche dem Naturstande (status naturalis ante civitatem) eigenthümlich und von dem Staat wieder anzustreben sei, — man hätte statt dessen besser das Wort „Willkür" verwendet, die Freiheit setzt eine Rechtsordnung voraus und ist rechtlich garantirte Willkür. Sie ist anzustreben in der Weise, daß möglichst Vielen ein möglichst großes Maß von Willkür zur Freiheit werde, immer aber innerhalb der Schranken, die das Gesammtwohl erheischt. Da das Gesammtwohl einen Gesammtwillen erheischt, muß sich die Willkür Aller dem Gesammtwillen, der dem Staate eigenthümlich ist und vom Staatshaupte nach Maßgabe der Verfassungen ausgesprochen wird, beugen: gegenüber dem Staate giebt es — mit andern Worten — keine Freiheit; aus der Nothwendigkeit der Einheit des Gesammtwillens ergiebt sich dies mit unentfliehbarer Consequenz. Zahlreiche Mißverständnisse aber verhüllen diese Logik; das schlimmste davon liegt in dem Idealsatze: „Freie Kirche im freien Staate". Die sogenannte Coordinationstheorie, nach welcher Staat und Kirche neben einander gleich souverän seien, die Theorie, welche für Concordate als Verträge eingenommen ist und von der Centrumspartei des deutschen Reichstags, namentlich von Peter Reichensperger verfochten wird, ist logisch vollkommen unhaltbar und politisch ebenso unbrauchbar; denn wenn Beide sich gleichstehen, wer entscheidet über ihr Grenzgebiet? Niemand hat die Halt- und Gehaltlosigkeit dieser Theorie, von welcher die Souveränetät des Staates geleugnet wird, schärfer und schlagender nachgewiesen, als Wilhelm Martens in seinem nicht genug beachteten Buche über „die Beziehungen der Ueber-, Neben- und Unterordnung zwischen Kirche und Staat" (Stuttgart, Cotta, 1877); Martens ist, wiewohl er sich ausdrücklich zum römisch-katholischen, ja vaticanischen Glauben bekennt, ein schneidiger Verfechter der Theorie des Rechtsstaats und ein gewandter Gegner der hierokratischen, wie der staatskirchlichen, der kirchenstaatlichen und der Coordinationstheorie.

Auch die Socialdemokratie wirft ähnlich wie der Ultramontanismus mit dem Worte „Freiheit" um sich, — mit gleicher Inconsequenz wie dieser. Das socialistische Programm spricht vom „freien Staat", aber die Einzelheiten des Programms zeigen, daß dieser Staat der reactionärste Polizeistaat wäre, der sich denken ließe. Ich habe diesen Gedanken weiter erörtert im Januarheft dieser Revue (S. 20 ff.). Zu den liberalen Parteien könnte die socialdemokratische schon aus dem Grunde nicht gerechnet werden, weil sie dem freien Ermessen des Einzelnen die Staatshülfe, die staatliche Organisation und Zutheilung der Arbeit, die staatliche Gewinnvertheilung u. s. w., also überall das Eingreifen von Behörden entgegenstellen will. Darum ist es nicht zufällige Parteitaktik, sondern einem Grundzuge beider Parteien entsprechend — nämlich dem Negiren der individuellen Freiheit —, wenn Socialdemokraten und Ultramontane bei politischen Wahlen Hand in Hand gehen.

Wie lebt der deutsche Arbeiter?

II.

Die Verwendung des Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse.

Von
E. Laspeyres.
Gießen.

Wir besprachen in der letzten Nummer der Revue die Frage, wie sich beim deutschen Arbeiter, verglichen mit dem Arbeiter anderer Länder, die Gesammteinnahme der Familie auf die einzelnen Quellen, aus denen dieselbe fließt, vertheile, d. h. wie viel hiervon aus Arbeit herrührt, und wie viel von dieser Arbeit wieder auf Mann, Frau und die Kinder falle.

Heute wollen wir untersuchen, wie der deutsche Arbeiter diese seine Einnahme verwendet, d. h. wie sich die Ausgaben auf die verschiedenen Bedürfnisse der Arbeiterfamilie vertheilen. Für diese Frage brauchen wir für Deutschland uns nicht auf die schlesischen Fabrikarbeiter zu beschränken, wir können vielmehr hierfür eine davon ganz unabhängige Arbeit von v. d. Goltz*) über die ländlichen Arbeiter Deutschlands mitheranziehen.

Frief hat im dritten Absatz seines an die Arbeiter versandten Fragebogens in möglichst engem Anschluß an die Enquêten von Ducpétiaux und Le Play für die Ausgaben nach Folgendem gefragt: Wie viel betragen in Mark die Ausgaben der Familie für Nahrung?
Kleidung?
Wohnung?
Beleuchtung und Heizung?
verschiedene Geräthe?
Kirche und Schule?
Steuern und Assecuranz?
Kranken- und Sparkassen?
persönliche Bedürfnisse?

Diese Fragen sind in 235 Fällen nach Frief leidlich brauchbar beantwortet worden.

Die Summe aller Ausgaben der Arbeiter für vorstehende Bedürfnisse deckt sich nicht immer mit der Summe aller Einnahmen, sondern in 47 Fällen sind die Einnahme-Budgets etwas größer, in 35 Fällen etwas geringer, es sind im Wesentlichen wohl Ungenauigkeiten in den Ermittelungen der Ausgaben oder der Einnahmen, worauf schon der Umstand deutet, daß die Summe der „Ueberschüsse“ in den 47 Fällen mit der Summe der „Schulden“ in den andern 35 Fällen bis auf 444 Mark, also auf $1\frac{1}{2}$ Mark per Haushaltung gegen einander ausgleicht. Von der Goltz hat die Ausgaben der ländlichen Arbeiter nur durch die Arbeitgeber zu

*) Die Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich, Bericht an die vom Congreß deutscher Landwirthe niedergesetzte Kommission zur Ermittelung der Lage der ländlichen Arbeiter im Deutschen Reich, unter Mitwirkung von Richter und v. Langdorff, erstattet von Dr. Th. Frh. von der Goltz. Berlin 1875.

ermitteln versucht, indem er fragte: „Wie hoch ist der Bedarf einer ländlichen Arbeiterfamilie von fünf Köpfen an a) Nahrung, b) Kleidung, c) Wohnung, d) Heizung und Beleuchtung, e) Abgaben an Staat, Gemeinde, Kirche und Schule und an sonstigen Ausgaben in Geld zu veranschlagen?" Die Antworten der Arbeitgeber auf solche Fragen haben in vielen Fällen nur in groben Abschätzungen bestanden, namentlich die letzte Sammelkategorie, statt der fünf Einzelfragen von Frief, kann manches berechtigte Fragezeichen hervorrufen, wie das auch von der Goltz gar nicht leugnet, dennoch werden im Großen und Ganzen die von den Befragten mitgetheilten Zahlen im Durchschnitt der Wahrheit nahe kommen, denn sie ergeben eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den Untersuchungen von Frief, Le Play und Ducpétiaux. Um mit den Gesammtausgaben zu beginnen, so berechnet sich für die Mitte unseres Jahrzehnts die Ausgabe einer schlesischen Arbeiterfamilie per Kopf auf 157,23 Mark, die einer deutschen Arbeiterfamilie in der Landwirthschaft auf 146,94 Mark. Frief zieht zur Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage der schlesischen Arbeiter meine in der Concordia erschienenen Untersuchungen über die belgischen und französischen Arbeiter heran und findet auch hier die merkwürdige Uebereinstimmung, daß in Belgien auf den Kopf der Familie 146,23 und in Frankreich 170,50 Mark fallen. Allein ganz vergleichbar sind diese Daten nicht, denn die belgischen Arbeiterbudgets datiren aus den fünfziger Jahren, die französischen aus den fünfziger und sechsziger Jahren, liegen also vor der neuesten Preissteigerung der sechsziger Jahre. Die belgischen und französischen Arbeiter repräsentiren demnach wohl mit gleicher Ausgabensumme eine etwas größere Wohlhabenheit als die ländlichen und Fabrikarbeiter Deutschlands, dennoch spricht für die annähernde Richtigkeit aller 4 Ermittelungen, daß dieselben in der Art, wie die Ausgaben auf die einzelnen Bedürfnisse sich vertheilen, eine merkwürdige Uebereinstimmung aufweisen. So fallen auf die Nahrung der weitaus bedeutendste Ausgabeposten bei den schlesischen Fabrikarbeitern 61 pCt., bei den deutschen ländlichen Arbeitern 66 pCt., bei den belgischen Arbeitern 66 pCt. und bei den französischen 63 pCt., eine sehr große Aehnlichkeit für Arbeiter aus den verschiedenen Gegenden und Zeiten. Fast genau zwei Drittel aller Einahmen der arbeitenden Klasse dienen dazu, den Hunger zu stillen. Auch in den Kleidungsausgaben ist keine große Verschiedenheit in der obigen Reihenfolge der Arbeiter bei 14—17, 13—17 pCt. auch nicht bei der Wohnung mit 8—7, 9—8 pCt. und auch nicht bei der Heizung und Beleuchtung mit 7—7, 6—5. Die geringeren Heizungskosten in den belgischen und namentlich in den französischen Budgets erklären sich sehr leicht aus dem großen Unterschied im Klima. Nur die übrigen Ausgaben an Geräthen, Kirche und Schule, Steuern, Assecuranz, Kranken- und Sparcasse seien persönliche Bedürfnisse (d. h. fremde Dienste), differiren jede für sich und auch in Summa sehr stark. Es mögen nationale und sociale Verschiedenheiten eine große Rolle spielen, es mögen vor Allem aber auch die Ermittlungen zu ungenau sein, denn nach den Ermittlungen von Frief beanspruchen diese Ausgaben fast 11 pCt. Das ganze Arbeiterbudget hingegen soll nach den Angaben von v. d. Goltz bei den ländlichen Arbeitern Deutschlands nur 34 pCt. betragen. Die Daten sind für die ländlichen Arbeiter entschieden die allerungenauesten. Die Resultate für Belgien und Frankreich stehen denen für Schlesien schon etwas

näher mit 7 pCt. in beiden Fällen. Am deutlichsten werden die Aehnlichkeiten der Ausgabebudgets in einer tabellarischen Zusammenstellung, welche wir denn ausnahmsweise einmal wieder wählen.

Durchschnittliche Ausgabe pro Kopf in Mark und Pfennig:

	Schlesische Fabrikarbeiter	Belgische Arbeiter	Nichtbelgische fremdl. Arb.	ländl. deutsche Arbeiter
	M.	M.	M.	M.
für 1. Nahrung	59,91	96,27	109,96	97,08
„ 2. Kleidung	21,37	19,38	28,65	24,72
„ 3. Wohnung	12,04	12,79	15,15	10,02
„ 4. Heizung	11,05	8,02	8,66	9,90
„ 5. Geräthe	3,15	2,31	1,71	} 5,04
„ 6. Kirche und Schule . . .	1,45	1,43	2,54	
„ 7. Steuern und Assecuranz .	2,93	0,86	3,46	
„ 8. Kranken- und Sparkasse .	2,87	4,76	3,37	
„ 9. Persönliche Bedürfnisse .	6,49	0,41	—	
Summa	157,23	146,23	170,50	146,94
Von je 100 Mark kommen auf:				
	M.	M.	M.	M.
1. Nahrung	60,90	65,83	62,80	65,09
2. Kleidung	13,57	13,26	16,80	17,01
3. Wohnung	7,59	8,75	8,90	6,08
4. Heizung	6,98	5,49	5,06	6,08
5. Geräthe	1,99	1,58	1,01	} 3,04
6. Kirche und Schule	0,87	0,98	1,48	
7. Steuern und Assecuranz . .	1,87	0,58	2,05	
8. Kranken- und Sparkasse . .	2,12	3,25	1,99	
9. Persönliche Bedürfnisse . . .	4,11	0,28	—	

Frief sowohl wie von der Goltz haben nun aber weiter untersucht, ob bei verschiedener Wohlhabenheit die Ausgaben für die einzelnen Bedürfnisse in Procenten alle dieselben bleiben, oder sich ändern. Schon Engel hatte dieser Frage seine Aufmerksamkeit in Bezug auf die belgischen Arbeiter zugewendet, ich hatte darauf die französischen Arbeiter auf diese Frage in derselben Weise analysirt. Engel meinte durch seine Untersuchungen an den belgischen Arbeiterbudgets und an der Hand sonstiger Erfahrungen zu dem Gesetze gelangt zu sein, daß je wohlhabender die Familien durchschnittlich sind, sie um so weniger Procente ihrer Ausgaben auf Nahrung verwenden. Meine Untersuchungen über nur 39 französische Arbeiterbudgets bestätigten die Engel'schen Resultate, 38 weitere Arbeiterbudgets aus Westdeutschland, welche eine Enquête des Rheinischen Fabrikantenvereins zu Tage gefördert hatte, führten zum selben Resultat, und endlich führte ein auf ganz anderm Wege gewonnenes großes statistisches Material aus Hamburg genau zu demselben Ergebniß. Um so auffallender war es Herrn von der Goltz, daß seine Untersuchungen ihm zeigten, wie bei einem Budget von 199 Thalern auf Nahrung 65 pCt. fielen, ebenso bei einem Budget von 236 Thlrn., aber nur 67 pCt. bei 299 Thlrn. Hiernach sind die Ausgabeprocente für Nahrung fast die gleichen bei verschiedener Wohlhabenheit, ja bei größerer Wohlhabenheit eher größer, v. d. Goltz kommt also zu dem Satz, daß das Engel'sche Gesetz über das

Digitized by Google

Verhältniß der Nahrungsausgabe zur Gesammtausgabe in der aufgestellten allgemeinen Fassung für die ländlichen Arbeiter Deutschlands nicht zutrifft. Auch Frief theilte die schlesischen Fabrikarbeiter nach ihrer Wohlhabenheit in sechs Classen und fand, daß die Nahrungsausgaben in jeder Classe fast genau die gleichen sind. Frief meint darum gleichfalls, daß das Engel'sche Gesetz bezüglich der Fabrikarbeiter in Schlesien nicht für völlig zutreffend anerkannt werden könne. Dennoch glauben wir, daß das Engel'sche Gesetz vor diesen Zweifeln Stand hält. Die „ländlichen" Arbeiter wie die „Fabrikarbeiter" sind aller Wahrscheinlichkeit nach nur anscheinend nach ihrer Wohlhabenheit geordnet. Sie sind nach ihren Gesammteinnahmen in Geld geordnet, die Wohlhabenheit ist nun aber keineswegs durch die Summe der Geldeinnahmen der Arbeiter ausgedrückt, große Geldeinnahmen können bei großer Theuerkeit der wichtigsten Verbrauchsgegenstände eine geringere Wohlhabenheit bedeuten, als viel geringere Geldeinnahmen und umgekehrt. Man müßte also, um die Arbeiter nach ihrer Wohlhabenheit ordnen zu können, die Geldeinnahmen erst auf ihren Naturalwerth, auf ihre durchschnittliche Kaufkraft reduciren. Das ist allerdings noch nicht möglich, weil unsere Statistik uns noch im Stiche läßt, daß aber die Preise der Verbrauchsgegenstände den wahren Werth einer hohen Geldeinnahme stark reduciren, mag folgende Betrachtung lehren. Wir werden weiter unten sehen, daß fast ein Drittel aller Ausgaben oder fast die Hälfte aller Nahrungsausgaben von den Arbeitern auf Brod und Mehl verwendet wird. Ist nun der Preis des Roggens an einem Orte noch einmal so hoch als an einem anderen, so kauft man für die gleiche Summe Geldes nur das halbe Quantum Roggen, das eine Drittel der Ausgaben an Geld hat also nur den halben Werth, wie an dem andern Orte. Der Lohn ist eben in Geld um so höher, je theurer die Hauptnahrungsmittel sind oder mit andern Worten, der Geldlohn verschiedener Gegenden ist kein sicherer Maßstab für die Wohlhabenheit, wenn die Gegenden sehr verschiedene Getreidepreise haben. Nun bemerkt aber Frief selbst mit Recht, daß innerhalb eines Regierungsbezirks die Preise von Roggen sehr variiren, z. B. im Regierungsbezirk Oppeln von 15 ₰ per Kilo in Neustadt, bis 40 ₰ in Gleiwitz und Sorau, oder Kartoffeln 2,10 ℳ per 100 Kilo in Ratibor und 5,69 ℳ in Gleiwitz. Darnach liegt die Vermuthung nahe, daß die höheren Geldeinnahmen zum großen Theil nur von theurerem Leben herrühren. Innerhalb der Kategorie „Fabrikarbeiter" sind in Wahrheit die Löhne nicht so sehr verschieden ihrer Kaufkraft nach. Innerhalb ganz Deutschland werden selbstverständlich die Preise der Hauptnahrungsmittel noch mehr von Ort zu Ort verschieden sein und die Geldeinnahmen der Arbeiter noch weniger als in Schlesien als Kriterien der Wohlhabenheit gelten können. Die Budgets aus Frankreich und Belgien umfassen ein viel weiteres Feld von Arbeitern als „nur Fabrikarbeiter" oder „nur ländliche Arbeiter", es werden daher die Wohlhabenheitsdifferenzen auch größer sein. So hat unter den ländlichen Arbeitern die wohlhabendste Classe 299 Thlr. Gesammteinkommen, die ärmste 199 Thlr., Verhältniß wie 100 : 67. Unter den Fabrikarbeitern steht dieselbe in 3 Classen getheilt, die wohlhabendste Kategorie auf 1167, die ärmste auf 524, Differenz wie 100 : 43,5.

Am besten ließe sich die Frage, ob mit zunehmender Wohlhabenheit die Procente, welche auf Nahrung verwendet werden, abnehmen, entscheiden, wenn man nur

solche Familien nähme, bei denen die Geldeinnahmen wirklich die Wohlhabenheit darstellen, d. h. aus lauter Orten mit gleichen Preisen aller Hauptverbrauchsartikel der Menschen, oder, da solche Orte nicht existiren, wären alle Budgets immer aus je einer Stadt zu nehmen. Eine derartige Berechnung, welche auf ganz anderem Wege gefunden ist, liegt uns für Hamburg vor.

Dort sollen 40 808 Familien folgende Zahlen ergeben. Bei 607 *M.* per Familie sollen 67 pCt. auf Nahrung fallen, bei 911 *M.* 66,7 pCt., bei 1458 *M.* 56,7 pCt, bei 3040 *M.* 40 pCt., bei 4620 *M.* 34,2 pCt. und bei 14 590 *M.* nur 21,7 pCt. Auch hier zeigte selbst die ziemlich große Differenz von 607 *M.* gegen die nächste Stufe von 911 *M.* kaum eine Abnahme der Nahrungsprocente, die Wohlhabenheitsdifferenzen müssen also wohl schon recht groß sein, um abnehmende Nahrungsprocente zu ergeben. Die Differenzen, wie sie innerhalb der social untereinander ziemlich ähnlichen Kategorie „ländlicher Arbeiter" und „schlesischer Fabrikarbeiter" vorkommen, sind noch nicht groß genug, um diese Abnahme zu zeigen.

Diese Differenzen in der Wohlhabenheit sind gleichfalls noch nicht groß genug, selbst unter den belgischen und französischen Arbeitern, um ein ähnliches Gesetz, welches Schwabe für die Wohnungsausgaben gefunden hat, in diesen Klassen der Bevölkerung zu zeigen. Schwabe hat in Berlin zuerst gefunden, daß, je wohlhabender die Familien durchschnittlich sind, um so weniger Procente ihrer Ausgaben für Wohnungsmiethe darauf gehen. Mehrmalige Beobachtungen aus Hamburg und eine Beobachtung aus Leipzig haben bei vielen Tausenden von Familien dieses Schwabe'sche Gesetz bestätigt. Aber hier sind erst recht sehr bedeutende Wohlhabenheitsdifferenzen nöthig, um dieses Gesetz zahlenmäßig zu beweisen. Die Resultate sind hier gewonnen aus einer Vergleichung der Einkommensteuer und der Miethsteuer derselben Familien, ich habe die Quintessenz in folgender Tabelle zusammengestellt.

Vergleichung der Ausgaben für Wohnungsmiethe in Procenten aller Ausgaben.

Einkommens-Klassen.	Berlin (1867) 6170 Familien.	Hamburg (1868) 13084 Familien.	Hamburg (1874) 14691 Familien.	Leipzig (1875) 4021 Familien.
unter 650 *M.*	41,7 (?)	22,75	24,4	24,9
650— 1 900 „	23,9	19,55	20,9	20,5
1 900— 3 300 „	20,1	19,98	20,2	19,1
3 300— 4 300 „	20,1	19,51	18,7	16,7
4 300— 6 300 „	18,3	18,68	17,3	15,2
6 300—30 000 „	13,6	13,18	13,6	10,15
über 30 000 „	7,3	4,16	6,5	3,05

Für die unterste Wohlhabenheitsstufe will ich hier nur bemerken, daß dieselbe für Berlin ganz unbrauchbar ist. Hier ist nämlich, da die Einkommensteuer früher erst bei 1000 Thlr. anfing, für die Stufen unter 1000 Thlr. nur das Gehalt der Subalternbeamten im Staats- und Communaldienste benutzt worden, in der untersten Kategorie dieser Subalternbeamten, wie Boten, Briefträger, Portiers u. s. w. ist aber dieser Gehalt des Familienhauptes weitaus nicht die ganze Ein-

nahme der Familie, vielmehr pflegen hier Frau und Kinder oft recht viel mitzuverdienen. Die in unserer Tabelle angegebenen Wohnungsprocente sind also nur Procente der Einnahme des Familienhauptes, nicht der ganzen Familie. Für die oberste Wohlhabenheitsklasse bemerken wir umgekehrt zur Erläuterung der auffallend niedrigen Wohnungsprocente, daß hier nur die Ausgabe für Miethe oder eigene Wohnung in der Stadt, in welcher der Betreffende einkommensteuerpflichtig ist, mit in Betracht gezogen wird, nicht aber, was bei solchen Wohlhabenheitsclassen sehr oft vorkommt, auch die Ausgabe für Miethe oder eigenes Haus außerhalb der betreffenden Stadt. Leute solcher Wohlhabenheit haben aber wohl oft mehr als eine Wohnung, zum mindesten Winterwohnung in der Stadt, Sommerwohnung irgend wo außerhalb.

Um nun auf unsere Arbeiter zurückzukommen, so weisen deren Budgets das Schwabe'sche Wohnungsgesetz nicht nach, sondern ergeben annähernd recht ähnliche Procente. Die Unterschiede in der Wohlhabenheit müssen eben schon recht groß sein, um abnehmende Procente zu ergeben, das beweist z. B. auch unsere vorstehende Tabelle in der Mitte. Die verschiedenen Wohlhabenheitsstufen zeigen enorme Differenzen, trotzdem nehmen die Wohnungsprocente nur sehr unbedeutend ab, wie sollte bei den sehr viel geringeren Wohlhabenheitsdifferenzen innerhalb der deutschen, belgischen und französischen Arbeiterklasse sich dies zeigen?

Alle diese Untersuchungen sind überhaupt erst sehr im Großen durchzuführen, die bisherigen Versuche im Kleinen zeigen nur, wie interessante Resultate aus Ausgabebudgets gewonnen werden können.

Entstehung, Probleme und Parteien der Erkenntnißtheorie.

Von
Hans Vaihinger.
Straßburg i. E.

„Erkenntnißtheorie" ist das Schlag- und Lieblingswort der heutigen Philosophie. Es ist daher ein passender Gegenstand für einen Rundschau-Bericht, Entstehung, Wesen und Richtungen dieser „erkenntnißtheoretischen Strömung" genauer ins Auge zu fassen, um so mehr, als über diese Punkte in engeren und weiteren Kreisen manche Irrthümer verbreitet sind.

Das naive und ungebildete Bewußtsein operirt zunächst ganz rückhaltslos mit den Erscheinungen. Diese werden einfach als absolutseiende Wesen vorausgesetzt, die für uns eben auf einmal gegeben sind, die aber im Uebrigen auch außerhalb unserer Vorstellung gerade so sind, wie sie sich uns geben. In diesem *ersten* Stadium (*naiver Realismus*) wird ohne alle Rücksicht auf das Subject philosophirt. Dieser Zustand wird aber im Laufe der Zeit durch mannigfache Einflüsse verändert. Es werden insbesondere die Sinnestäuschungen, welche man durchschaut, die Ursachen zu einer Besinnung über das Verhältniß des Subjects zum Object, und sie tragen dazu bei, die sinnliche Wahrnehmung zu discreditiren. So entsteht eine einseitige Ueberschätzung des Denkens und als Reaction dagegen eine ebenso einseitige Ueberschätzung der sinnlichen Wahrnehmung. Eine wissenschaftliche Untersuchung der Organe und

Begriffe aber, mit welchen wir operiren, findet in diesem zweiten Stadium oder beim Dogmatismus noch nicht statt. Erst im dritten Stadium, beim Kriticismus, wird nicht nur überhaupt über Wahrnehmen und Denken gestritten, sondern es wird die Wirksamkeit der einzelnen Prozesse gegeneinander mit wissenschaftlichem Maßstab abgewogen, und vor Allem wird jeder Begriff, mit welchem man operirt, nach seiner Herkunft und seiner Berechtigung, nach seinem Geburts- und Legitimationsschein gefragt, und überhaupt sowohl bei jeder einzelnen Erscheinung, als bei dem Welträthsel im Ganzen das Verhältniß des Objects zum Subjecte der Mittelpunkt der Fragestellung, und die Forschung concentrirt sich darauf, die subjectiven Zuthaten und Auffassungsweisen abzulösen von den reinen Objecten an sich.

Diese drei Stadien finden sich schon bei den Griechen. Die ersten Philosophen (Thales u. s. w.) gehören dem ersten naiven Stadium an. Dem zweiten Stadium sind die Pythagoräer und Eleaten als Intellectualisten, die Atomistiker als Sensualisten zuzurechnen. In das dritte Stadium treten die Griechen mit den Sophisten, deren Sensualismus von Platon intellectualistisch und von Aristoteles rationalistisch bekämpft, von Epikur sowie den Stoikern als Empirismus erneuert und weitergebildet wird. Auch in der christlichen Zeit findet sich dieselbe Aufeinanderfolge der Stadien. Wir können die ganze Zeit bis auf Cartesius und Bacon der ersten Periode zurechnen, und die dritte mit Locke, Hume und Kant beginnen, so daß die übrige Zeit dazwischen dem zweiten Stadium zufiele. Wir wollen nur als Hauptvertreter des Sensualismus Hobbes, des Rationalismus Cartesius und Spinoza erwähnen. Die wissenschaftliche Behandlung der Sache beginnt mit Locke. Die Geburtsstunde der Erkenntnißtheorie in der modernen Zeit erzählt er selbst in der Vorrede zu seinem „Essay"; bei der mit mehreren Freunden gemeinschaftlich versuchten Lösung philosophischer Probleme hätten sich allerlei Schwierigkeiten und Zweifel erhoben und da sei ihm denn eingefallen, „daß wir wohl einen falschen Weg eingeschlagen hätten, und daß vor Beginn solcher Untersuchungen man seine eigenen Fähigkeiten prüfen und sehen müßte, welche Dinge sich zu einer Beschäftigung für den Verstand eignen." Locke bekämpfte nun bekanntlich die Doctrin von den angeborenen Vorstellungen und Erkenntnissen, und suchte unsere Begriffe der Causalität, der Substanz, des Unendlichen, der Identität u. s. w., ferner die mathematischen und moralischen Sätze auf die Erfahrung und ihre psychologische Verarbeitung zurückzuführen und sie so dem Rationalismus zu entreißen, der ihre Angeborenheit behauptete. Diese genetische Betrachtungsweise fand überall den lebhaftesten Beifall, freilich auch trotzigen Widerspruch, und während sich Berkeley und Hume, Condillac und auch manche deutsche Aufklärungsphilosophen an ihn anschlossen, fand er in Leibnitz den heftigsten Gegner. Als nun aber der immer weiter um sich greifende Sensualismus in Materialismus, der Empirismus in Skepticismus umschlug, trat Kant mit seiner originellen Erkenntnißtheorie hervor. Der Empirismus hatte behauptet, daß unsere Erkenntniß aus der Erfahrung stamme und daß es darum auch keine über die Erfahrung hinausgehende Erkenntniß geben könne, womit natürlich die religiösen Grundbegriffe fielen; der Rationalismus dagegen lehrte, daß die wichtigsten Sätze und Erkenntnisse uns angeboren und darum nicht bloß, wie die Erfahrungswahrheiten, nur wahrscheinlich, sondern absolut gewiß seien, und außerdem eine über die Erfahrung hinausgehende Wissenschaft erschlössen.

Kant verband Beides in der „Kritik der reinen Vernunft", dem Grundbuche der modernen Erkenntnißtheorie, indem er lehrte, daß allerdings aus dem Schooße des Subjects eine Reihe von angeborenen Formen hervorsteigen, und daß vermittelst ihrer die uns gegebenen Empfindungen verarbeitet werden, daß jene Formen aber darum über die Welt der Dinge an sich keinen Aufschluß geben, in welcher also immerhin jene religiösen Wahrheiten wenigstens mögliche seien. Im Uebrigen hatte er alle Forschung, auch die philosophische, dadurch auf die Erfahrung eingeschränkt, aber durch die Annahme apriorischer Formen und der Möglichkeit apriorischer Ableitung von Erkenntnissen aus ihnen die große metaphysische Periode, welche auf ihn folgte, eingeleitet. Selbst bei Schleiermacher und Herbart, welche besonnener Natur waren, trat nun die Erkenntnißtheorie über Gebühr zurück, bis sie um die Mitte dieses Jahrhunderts wieder in den Vordergrund trat. Die Ursachen dieses Umschwunges sind in einem früheren Berichte besprochen worden, weshalb hier nur kurz erwähnt sei, daß die Reaction gegen den extremen Idealismus und Materialismus, die positiven Wissenschaften und ihre eigenen Bedürfnisse, und der Einfluß Mills und Schopenhauers die Hauptfactoren dieser neuen Betheiligung an den Problemen der Erkenntnißtheorie waren. Die Parteivertheilung in Deutschland in der Gegenwart ist etwa folgende: der strenge, an Hume und Mill sich anlehnende Empirismus hat Avenarius, Fechner, Göring, Laas, Paulsen u. A. zu Vertretern. Besonders das Werk von Göring: „System der kritischen Philosophie", Leipzig 1874, ist hervorzuheben. Der Kantianismus ist in Lange's „Geschichte des Materialismus", 3. Aufl. 1877, zu Grunde gelegt und hat zu weiteren Vertretern Liebmann, Cohen („Kant's Theorie der Erfahrung"), Stadler u. A. Eine Mittelstellung nimmt Wundt ein in seinen zahlreichen Werken, sowie Helmholtz, Sigwart, Ueberweg und Riehl, dessen Werk: „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft", Leipzig 1876, besonderer Erwähnung bedarf. Die idealistischen Metaphysiker, wie insbesondere Lotze, der bedeutendste lebende Philosoph in Deutschland, und v. Hartmann, und die realistischen Denker wie Dühring, v. Kirchmann, haben ihre Systeme auf eigenthümlichen erkenntnißtheoretischen Hypothesen aufgebaut. Im Anschluß an Kant haben auch Fichte d. J. und Weiße ihrem System eine Erkenntnißlehre vorangestellt, Ulrici über Glauben und Wissen geschrieben, ehe er Gott und Natur besprach, Carriere den Standpunkt des Idealrealismus für die Darstellung der Aesthetik wie der sittlichen Weltordnung kritisch begründet.

Fragen wir nun nach dem Wesen und der Aufgabe der „Erkenntnißtheorie"*), so ist diese Frage schon darum nicht leicht zu beantworten, weil die Ansichten über die Grenzen dieser Disciplin keineswegs übereinstimmen, und dieselbe mit Psychologie, Logik und Metaphysik sich auf

*) Dieses Wort wurde im Anfang der dreißiger Jahre gebildet und findet sich gedruckt wohl zuerst bei Gruppe, Antäus 1831. Zu einem geflügelten Worte hat Zeller den Ausdruck gemacht durch seinen (1877 in seinen gesammelten Aufsätzen wieder abgedruckten) Vortrag vom Jahre 1862: „Ueber Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie". Heidelberg 1862. Zum Folgenden ist noch zu vergleichen Paulsen: „Ueber die principiellen Unterschiede erkenntnißtheoretischer Ansichten" (Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie 1877 I, 2. 159 ff.) und Vaihinger: „Ueber den Ursprung des Wortes Erkenntnißtheorie" (Philosoph. Monatsh. 1876, XII, 2. 84 ff.).

allen Punkten aufs engste berührt. Nach diesen Berührungspunkten kann man die Aufgaben der Erkenntnißtheorie in drei Gebiete theilen, welche ich als den psychologischen, den logischen und den metaphysischen Theil der Erkenntnißtheorie bezeichnen will.

Die erste, psychologische Aufgabe der Erkenntnißtheorie besteht in der psychogenetischen Erklärung unserer ganzen Vorstellungswelt, aller unserer Begriffe und Erkenntnisse. Das Seelenleben entwickelt sich aus niederen und unansehnlichen Anfängen. Die Weltvorstellung eines Kindes und noch mehr die eines Thieres sind anfänglich unendlich arm und gering. Vergleichen wir etwa den theoretischen Inhalt in dem Kopfe eines Newton, eines Goethe mit dem Inhalt eines niederen unentwickelten Lebewesens, so entsteht das Problem, aus welchen Quellen sind dem höher gebildeten Individuum seine reichen Begriffe, seine umfassenden Sätze, sein ganzes Weltbild zugeflossen? Es giebt hier nur drei mögliche Antworten: von außen, von innen, von außen und innen zugleich. Wer die Erkenntniß von außen ableitet, läßt sie aus den Sinnen entspringen, daher der Terminus Sensualismus; von innen ist identisch mit „aus dem Verstand" (Rationalismus) oder „aus der Vernunft" (Intellectualismus). Nach dem ersteren giebt es gar nichts in dem Inventar unserer Vorstellungen, das nicht unmittelbar oder mittelbar aus der Erfahrung des äußeren oder inneren Sinnes stammte; vor der Erfahrung ist die Seele nur eine tabula rasa, auf welcher erst durch die Erfahrung Eindrücke eingezeichnet werden. Nach der anderen Ansicht stammt nun zwar nicht alles von innen (nur Leibnitz hat dies behauptet), sondern nur das Wichtigste und Wesentlichste, seien dies nun schon fertige Begriffe und Sätze, wie bei Cartesius, oder nur Formen, wie bei Kant, und darnach unterscheidet man dann materialen und formalen Rationalismus. Der Gegenstand theilt sich nun näher in die zwei Haupttheile, in die Lehre vom anschaulichen Vorstellen (Aesthetik), wo die räumlichen und zeitlichen Anschauungen nebst den Sinnesempfindungen untersucht werden, und in die Lehre vom begrifflichen Vorstellen (Ideologie); und dieser Theil zerfällt in zwei Unterabtheilungen, in die Lehre von der Entstehung der Verstandesbegriffe und Verstandesurtheile (Causalität, Substantialität u. s. w.) und in die Lehre von den Ideen der Vernunft (Gottheit, das Absolute, die moralischen und ästhetischen Begriffe und Sätze). Mag man nun die Vernunft als eine selbständige Quelle von Wahrheiten neben den Sinnen anerkennen, oder mag man alle Begriffe nur für transformirte Empfindungen erklären, so muß beidemal die Untersuchung auf dem Boden der psychologischen Forschung geschehen, dort, um jene inneren Erkenntnisse vollständig und sicher zu sondern und ihre Einwirkung auf die durch sie zu verarbeitenden Erfahrungseindrücke zu bemessen und sie rein von der Beimischung mit dem von außen Gegebenen loszulösen, hier, um die Umwandlung des unmittelbar gegebenen Empfindungsstoffes in die höheren und reicheren Begriffe nach psychologischen Gesetzen der Association und Conglomeration aufzuzeigen. Es erhebt sich dann die Frage, wieweit hierbei unsere Seele activ sei, ob und inwiefern sie vielleicht den gegebenen Stoff mit Formen aus ihr selbst heraus versetze, wie weit diese Alterationen das Wesen des Eindrucks verändern u. s. w. Innerhalb des Sinnesgebietes concentrirt sich jetzt das Hauptinteresse auf den Ursprung der Raumvorstellung, ob dieselbe eine subjective Zuthat zu der reinen Erfahrung sei oder schon

eine objectiv gegebene Thatsache; im Gebiet der Verstandesbegriffe ist es insbesondere die Causalität, welche den Zankapfel bildet zwischen denen, welche behaupten, sie sei ein Begriff a priori, und denen, welchen sie nur eine a posteriori gegebene, erfahrungsgemäß aufgefaßte Vorstellung ist; im Gebiet der Vernunftideen ist es der Begriff des Unbedingten und Unendlichen, welcher bald aus dem Innern stammen, bald ein empirisch entstandener sein soll. Zu dieser Physiologie der Erkenntniß hat dann noch eine Pathologie derselben zu treten, d. h. die Lehre von den mehr oder weniger nothwendigen Irrthümern, also etwa dasjenige, was Kant unter dem Namen der Dialektik zusammenfaßt.

Von der Lösung dieser psychologischen Frage hängt nun die zweite logische ab. Handelt es sich dort darum, wie faktisch das Erkennen erworben wird, so dehnt sich die Frage hier dahin aus, durch welche Methode Erkenntnisse erworben werden sollen. Wie können wir allgemeine und sichere Erkenntnisse erreichen? Wie können wir die wirkliche Welt erkennen? Die Antworten hierauf lauten verschieden: der Apriorismus, sich an den Rationalismus anschließend, sagt: „Durch syllogistische Ableitung aus ursprünglich gewissen, nicht beweisbaren, nicht aus Erfahrung, sondern aus Innen stammenden Sätzen.“ Der Empirismus, dem Sensualismus treu, antwortet: „Durch Combination sinnlicher Wahrnehmungen nach den Regeln der inductiven und deductiven Logik.“ Wenn man alle oder einen Theil der Wahrheit aus den uns innewohnenden Ideen und Formen ableitet, so schließt man sich an Fichte und Hegel, theilweise auch an Kant an, der gewöhnlich ganz falsch verstanden wird, wenn man ihn nur ohne Weiteres als Erfahrungsphilosophen charakterisirt. Während nun diese aprioristische Richtung zugleich behauptet, auf diese Weise zu apodiktischen und absolut sicheren Urtheilen zu gelangen, nimmt der Empirismus, der alle Erkenntniß für ein Erzeugniß der Wahrnehmung hält, mit wenn auch hoch gesteigerter Wahrscheinlichkeit vorlieb. Die brennende Frage nach der Methode der Philosophie hängt eben darum von der Erkenntnißtheorie ab, ist sogar ein Theil von ihr. Es ist das nicht blos die Frage, ob dieselbe sich auf die Erfahrung beschränken müsse, denn das thaten, in gewissem Sinne, auch Kant und Hegel, sondern auch ob diese Erfahrungswelt, ganz abgesehen von unsinnlichen Realitäten, selbst durch Erfahrung allein oder mittelst allgemeiner, angeborener Formen, durch dialektische Methode u. s. w. zu erkennen sei. Das ist also die Frage, ob etwa die Philosophie, die sich mit dem Weltganzen beschäftigt, darum eine andere Methode zu befolgen habe, als die Einzelwissenschaften, welche specielle Theilstücke der Welt zu ihrem Gegenstande haben, ein Problem, das sich dann dahin erweitert, ob und wie die letzte und eigentliche Wirklichkeit zu erreichen sei, ob wir sie nur wissen und ergreifen, oder ob und wie weit wir sie auch erklären und begreifen können. Diese letztere Hoffnung, Alles Wirkliche rationalisiren, d. h. denkend auflösen zu können, begleitet meistens den rationalistischen Apriorismus, während der Empirismus die Unbegreiflichkeit der letzten Wirklichkeitselemente behauptet.

Und dies leitet uns über zu dem dritten, dem metaphysischen Punkte, d. h. zu der Frage, wie sich das Denken zu dem Sein verhalte, also zu der Frage nach dem Wahrheitswerthe des menschlichen Erkennens. Diese dritte Frage ist bei Weitem die wichtigste und schwierigste. Das Problem, welche Rolle das Vorstellen und Erkennen, das selbst ein Theil der Wirklichkeit ist, in dem Gesammt-

zusammenhang des Wirklichen spiele, bietet dem Nachdenken verzweifelte Schwierigkeiten dar. Die Fragen nach dem Daß und Wie der sog. objectiven Welt stürzt den Geist in anscheinend unlösbare Antinomien. Auf die Frage nach dem Wie finden wir nun wieder zwei entgegengesetzte Antworten, die man gemeinhin als Realismus und Idealismus (oder Phänomenalismus) bezeichnet. Nach der ersteren Ansicht ist das Denken und Vorstellen eine mehr oder weniger zutreffende Abbildung der Wirklichkeit; die Vorstellungen wiederholen die Dinge, seien diese nun materielle oder geistige, nur in der Form des Denkens, wie sie in der Form des Seins außer uns wirklich vorhanden sind. Die zweite Ansicht aber lehrt, daß unser Erkennen uns nur Erscheinungen (Phänomene), nicht Dinge an sich giebt, daß unser ganzes Weltbild nur subjectiv, formell ist, aber keineswegs die wirklichen Dinge abbildet. Abgesehen von anderen Modifikationen tritt letztere Ansicht auch speciell als Symbolismus auf, z. B. bei Helmholtz, nach dem unsere Vorstellungen ein System von Symbolen und Zeichen des Wirklichen sind, vermittelst dessen wir praktisch stets dasselbe berechnen können, das aber ebenfalls keine directe Abbildung der Welt giebt. Gegenüber dem Realismus, wenn er die Möglichkeit absoluter Erkenntniß lehrt, tritt der Relativismus ein, welcher auf die Beschränktheit unserer Erkenntnißorgane hinweist, während der Positivismus Comte's, die Ursachen für unerkennbar haltend, sich nur an die phänomenalen Wirkungen hält und endlich der, übrigens selten vertretene, Skepticismus alles Wissen überhaupt bestreitet. Aber auch in Bezug auf die Frage nach dem Daß der Außenwelt ist eine realistische und eine phänomenalistische Theorie zu unterscheiden, welche jenes alte berüchtigte Vexirproblem der Philosophie verschieden beantworten. Nach der Ersteren haben wir in jeder Wahrnehmung ein Doppeltes zu trennen, unsere Vorstellung von dem Ding und das Ding selbst, welches jener Vorstellung reell entspricht, mag nun dieses Ding an sich ebenso oder anders aussehen, als jene Vorstellung. Nach der zweiten Theorie ist alles Esse-Percipi, giebt es kein Object ohne das und außer dem Subject, existirt neben dem Acte der Vorstellung nichts und geht alles Wirkliche in den Sensationen oder Perceptionen auf. Der Begriff des Seins — der schwierigste aller Begriffe — ist dann einfach identisch mit Wahrgenommen-werden, und dieser Relativismus leugnet das absolute Sein und nimmt als einzig Seiendes nur das Gegebene (d. h. die Sensationen) an — und nennt sich darum auch Positivismus. Der Relativismus des „Wie“ leugnet das absolute Erkennen, der des „Daß“ das absolute Sein; man nennt jenen wohl auch relativen, diesen absoluten Idealismus oder Phänomenalismus. Dem Skepticismus in dem Gebiet des „Wie“ entspricht der Solipsismus im Gebiet des „Daß“ bei der Frage nach der Außenwelt; jener sagt, es giebt von Seiten des Subjects keine Erkenntniß des Objects, dieser, es giebt kein wahrhaftes Object außer dem Subject. Die einzelnen historischen Ansichten sind specifische Modificationen und Combinationen der hier aufgestellten Kategorien.

Von der Lösung dieser dritten Frage wird nun direct die metaphysische Ueberzeugung beeinflußt, die sich noch durch die Antwort auf die beiden übrigen näher bestimmt. Von dem Ausfall der Antworten auf diese dreifache Frage nach dem Verhältniß des vorstellenden Subjects zu dem vorgestellten Objecte hängt es ab, ob man überhaupt auf alle Metaphysik verzichtet mit Hume,

Kant, Comte u. s. w., und was man, eine partiale oder totale Erkenntniß der Dinge annehmend, als letzten Wirklichkeitsfaktor ansieht, aus dem der unendliche Reichthum und Wechsel der Erscheinungen abzuleiten sei; erst wenn erkenntnißtheoretisch das Phänomen überhaupt in seinem Wesen, seinen Bedingungen untersucht ist, kann man hoffen, die Phänomene, deren empirische Relationen die Einzelwissenschaften zum Gegenstande haben, metaphysisch auf ihr gemeinsames Element zu reduciren, sie aus diesem wieder abzuleiten und so den Gesammtzusammenhang der Welt zu verstehen.

Ostturkestan.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Unerwartet hob sich mit der Aufrichtung eines ostturkestanischen Reiches im Jahre 1864 der Schleier, welcher bis dahin so dicht diese „östliche Türkei" den Blicken des Abendlandes verhüllte, und plötzlich ist dort der Vorhang wieder gefallen, da dem im Mai 1877 erfolgten Tode des Reichsbegründers, des Emir Jakub Beg, die chinesische Rückeroberung der abtrünnigen Provinz unter Strömen Blutes auf dem Fuße folgte.

Englischen und russischen Forschern verdanken wir, so kurz diese Frist auch war, in welcher Europäer unter dem Schutz strenger Gesetzesherrschaft, wiewohl meist mißtrauisch bewacht, das merkwürdige Land bereisen durften, so wichtige Aufschlüsse über dasselbe, daß es bei der unberechenbaren Zeitferne der Weiterentwicklung unserer Kenntniß in dieser Richtung verlohnen möchte, das bis dahin Errungene kurz zu überschauen.

Die Karte 64 im Stieler'schen Handatlas bietet uns ein anschauliches Bild des in Rede stehenden Raumes, dem wir nur für die östlichen Grenzgebiete sogleich einige Berichtigungen zufügen müssen, entlehnt den Ergebnissen der gerade noch vor Thorschluß (im Winter von 1876 zu 77) ausgeführten Expedition des Oberstlieutenant Prschewalski.

Wir befinden uns in dem Gebiet der innerasiatischen Becken ohne Abschluß nach dem Meere, wohin wir den Leser dieser Blätter bereits früher an der Hand des Richthofen'schen Meisterwerks geleiteten. Allen das asiatische Festland umgebenden Meeren ferngerückt, liegt hier recht im Centrum des größten der Erdtheile das osttürkische Land, als Stromgebiet des gewaltigen ostwärts verlaufenden Steppenflusses passend das Tarimbecken genannt.

Hoch und lückenlos starren nach drei Seiten Alpengebirge empor: im Norden das Himmelsgebirge oder der Tianschan (tiĕn schan der Chinesen), im Süden der uralte Kuenlun, im Westen das Rothe Gebirge (Kisil Tag oder Kisil Jart der Türken), der nordöstliche Rand des „Dach's der Welt", d. h. des Pamir-Hochlandes, an dessen Stelle frühere Karten nur einen schmächtigen Gebirgszug unter dem thatsächlich nicht vorhandenen Namen Belur Tag zu zeichnen pflegten. Die Kammhöhen dieser Gebirgsmauern erreichen zum Theil die seltene Höhe von 6000^{m}, ihre Zinnen erheben sich bis gegen 8000^{m}, und selbst die minderhohen

Paßübergänge nähern sich 4000m, übertreffen also die Höhe unserer Gotthard-Straße fast um das Doppelte. Flußthalwege führen zwar in tieferen Schluchten durch die mehr abgerundeten Gipfelreihen des Kuenlun hindurch, gerade wo seine Kammlinie die genannte Riesenhöhe einhält; indessen sie bringen in weiten Krümmungen nur auf noch viel mächtigere Höhen, auf die höchste Bodenschwellung der jetzigen Erdrinde, die im allgemeinen sogenannte tibetanische, wo sich die Gewässer von Ostturkestan und Indien scheiden und selbst ein Paß wie der Karakorum (von 5654m Seehöhe) seine Umgebung nur „wie ein Eisenbahndamm" überragt.

Nicht so völlig, wie es bisher auch unsere besten Karten darstellten, lassen die beiden Nachbargebirge, Tianschan und Kuenlun, parallel oder gar auseinanderweichend den Osten des Tarimlandes geöffnet. Beide vertauschen vielmehr in dieser Gegend ihre sonst eingehaltene Normalrichtung untereinander, und indem sich so örtlich der Südrand des Tianschan-Systems als Kuruk Tag (Kurungle Tag unserer Karte 64) gen Ostsüdosten wendet, der Kuenlun gegen den Lob-See ostnordöstlich vortritt, bleibt zwischen ihnen nur noch eine Oeffnung von 300 Kilometer oder nicht ganz 40 deutschen Meilen. Das ist die werthvolle orographische Entdeckung Prschewalskis, daß nicht, wie man gewohnt war anzunehmen, der 36., sondern der 39. Parallelkreis hier den Nordabhang des Kuenlun streift, der mithin um volle drei Breitengrade weiter nördlich zu liegen kommt, — eine nicht geringere Berichtigung der Karte Innerasiens als die Mitteleuropas sein würde, wenn man den Nordrand des böhmischen Gebirgskessels vorher südlich der Donau in den Raum der Ostalpen eingetragen hätte und nun eines Besseren sich belehrte. Der Name jedoch, den dieser jüngst entdeckte Kuenlun-Vorsprung bereits bei uns zu führen begonnen hat, Altyn Tag, ist ein verfehlter; Altyn Tag ist gar kein Name, bedeutet vielmehr den untern Theil des Gebirgsabfalls, das „Untergebirge", im Gegensatz zum „Obergebirge" (Ustjun Tag).

Innerhalb dieses großartigen Geheges himmelanstrebender Gebirge liegt nun eine völlig gebirgsfreie Ebene, die Gebietsfläche des Deutschen Reiches an Größe überragend, zumal wenn wir ihre etwas unbestimmte Ostgrenze erst jenseit der genannten Gebirgseinschnürung in der Längenlage der Ostspitze des Tianschan, also unfern dem Meridian von Hami (Chamil) ansetzen. Muldenartig oder flachbeckenförmig heben sich die Ränder der Ebene nach dem Fuß der Gebirge, und zwar in der geschlossenen Westnische zu 1200—1400m, während Korla, dicht am Kuruk Tag gelegen, nur 792m mißt. Im Ganzen senkt sich der Boden gen Osten, wo der von Prschewalski für den Lob Nor gehaltene Mündungssee des Tarim mit einer Spiegelhöhe von 671m den niedrigsten uns bekannten Theil des ganzen Ostturkestan bezeichnet; dabei mag man die stärkere Böschung des Beckenrandes gegenüber derjenigen des Beckeninneren daraus entnehmen, daß zwischen Jarkand und dem 22 Meilen nordöstlich davon belegenen Ort Maralbaschi die Senkung der Bodenfläche 89 Centimeter auf ein Kilometer beträgt, hingegen von Maralbaschi bis zu Prschewalskis Lob Nor nicht mehr als 40. Im Mittel wird man die Höhenlage der ostturkestanischen Ebene auf ungefähr 940m veranschlagen dürfen, also wenig mehr als die Gipfelhöhe des Inselsbergs im Thüringer Wald, — einen für Innerasien in der That recht mäßigen Höhenwerth.

Der geneigte Leser kennt schon aus Früherem die Naturgeschichte des

Bodens dieser Hochebene. Es ist der Westflügel des „Trocknen Meeres“, jenes noch im Tertiäralter durch die Dsungarei bis an den Kuenlun und bis in die östliche Mongolei ausgedehnten Binnengolfs des inzwischen weit gen Norden durch Landhebung zurückgedrängten Weltmeers.

Durch solchen Rückzug des Oceans allmählich trocken gelegt, zeigt dieser Boden jetzt Sandwellen statt Wasserwogen, ganz ähnlich dem der Mongolei, welcher (halbwegs zwischen Peking und Urga) auch auffallend ähnliche Beckentiefe erreicht und noch gegenwärtig in offenem Zusammenhang mit ihm steht; denn beide Becken scheidet eben nur ihr sanft gegen einander ansteigender Rand, kein Gebirge. Sandmeer (Schamo) nennen die Chinesen die mongolische Wüste, Takla Makán die Osttürken die des Tarimbeckens. Daß jedoch dieser Sand, in welchen der Moslim die Hand taucht vor dem Gebet, da zur vorgeschriebenen Waschung es an Wasser gebricht, der alte Meeressand ist, darf man nicht behaupten. Ununterbrochen ein Spiel der Winde, ist er so gut wie der gelbliche Lößlehm, der abwechselnd mit ihm, wenigstens nach dem Beckensaum hin den Boden der ostturkestanischen Fläche zusammensetzt, auch ein Kind der bewegten Luft, die machtvoller als der spärliche Regen und das Thauwasser dazu beigetragen hat und immerfort noch beiträgt, die abwitternde Oberfläche der umkränzenden Felsen von solchem Staube frei zu fegen. Zwar die kühnen Abstürze eines Kisil Jart vergleichen englische Reisende noch in ihrem heutigen Aussehen mit einer aus seeebenem Vordergrund sich erhebenden Felsenküste; aber so eingehüllt ist der gewiß einst von der Brandung des vorgeschichtlichen Meeresufers aufgethürmte Felsschutt von der hoch darüber gelagerten und mit der Zeit in sich gefestigten Staubmasse, daß die Wohnungen der Menschen hier nirgends aus Stein, allenthalben aus Thon errichtet, die Pferde (außer für Gebirgsreisen) gewöhnlich nicht behuft werden. Die Aufhöhung des ehemaligen Meeresgrundes werden wir also nicht bloß dem wirklichen Aufsteigen desselben, sondern auch der mit jedem Jahrhundert wachsenden Staubüberlagerung zuzuschreiben haben, wie wir gleichfalls von Richthofen gelernt haben, die im Innern einer vollkommenen Horizontalebene sich doch nur annähernde äußerst flache Hohlform des Beckens in dem erst erwähnten Böschungswechsel auf den nämlichen, noch unter unseren Augen fortschreitenden Bildungsvorgang zurückzuführen.

Klima und Gewässerbestand werden von den eben geschilderten Oberflächenverhältnissen in großartiger Einfachheit geregelt, wie sie ihrerseits wieder letztere beeinflussen. Bricht auch der dreiseitige Gebirgseinschluß oftmals die Kraft der ins Tamirland eindringenden Stürme und ermäßigt die gar zu raschen Temperatursprünge, so leidet dennoch das ganze Gebiet an starken Schwankungen von Hitze und Kälte, weil die verdünnte Luft der eingeschlossenen Hochfläche, die noch weit mehr verdünnte der Randgebirge die tägliche und sommerliche Zustrahlung der Sonnenwärme ebenso kräftig wirken läßt, wie die nächtliche und winterliche Ausstrahlung, das Meer aber gänzlich vermißt wird mit seiner milden Ausgleichung derartiger Extreme. Dazu gesellt sich nun, Hitze und Kälte vollends steigernd, die außerordentliche Trockenheit der Luft, welche die Durchlässigkeit derselben für Wärmestrahlen so vermehrt, die überwiegende Wolkenlosigkeit des Himmels, welche dem Boden die beschirmende Decke nicht gönnt. Ostturkestan übertrifft daher im Maße der

Sommerwärme, trotz oder vielmehr theilweise in Folge seiner Höhenlage um etwas Länder gleicher Breite, z. B. die Mittelmeerländer, steht ihnen aber weit mehr nach durch den sogar anhaltenden Winterfrost. Lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich der Stadt Jarkand mit dem fast unter der nämlichen Breite gelegenen Palermo: dort beträgt die Mittelwärme des Jahres 12,3° C., hier 17,6; dort die Mittelwärme der drei Sommermonate 25,2, hier 24,2; dort diejenige des Wintervierteljahres — 3,5, hier 11,5. Das Bezeichnende liegt also nicht sowohl in der für Jarkand gegenüber Palermo um 5,3° geringeren Jahrestemperatur, sondern in dem um volle 15° kälteren, Eis bildenden Winter bei einem noch um 1° heißeren Sommer; die schon bisher in Ostturkestan (abgesehen sogar von den Gebirgen) beobachteten höchsten und niedrigsten Temperaturgrade von 39 (im Schatten; in den unmittelbaren Strahlen der Maisonne einmal 60!) und — 29 lassen vermuthen, daß die somit erwiesene Schwankung von 68° noch nicht die äußerste sein wird.

Im eigentlichen Winter, also vom December ab, thauen die Gewässer in der Regel gar nicht auf; die durchweg nur ganz flachen Seen legen den Eispanzer meist schon im November an. Dann schlägt man Eisblöcke aus den Gebirgsflüssen, um sie in Gruben zu bergen für Durststillung und Kühlung im Sommer; das Wildpret kommt wie die süßesten Weintrauben gefroren zu Markt, und die Reben sind sorgfältig vom schrägen Spalier abgehoben und in die Erde eingesenkt. Schneidend kalt weht die Luft von Ost und Nordost, denn vom kältesten Raum der Ostfeste, dem nordöstlichen Asien, zieht schwer und langsam der Luftstrom über das Nordgebirge und in die westlich geschlossene Sackgasse des Tarimlandes; die Gebirgskämme vermögen selbst diese Luft noch kälter zu machen und so mit ihrem Schnee sich zu schmücken, während über der Ebene gewöhnlich der Himmel nur sich bezieht, selten ihr einen geringfügigen Schneefall bescheerend.

Schon mit dem März macht sich aber der Frühling bemerkbar: die beginnende Auflockerung der Luft über der südostwärts gelegenen Hauptmasse Tibets erzeugt Winde aus dem nordwestlichen Horizontviertel, das letzte Eis zerthaut, die Weidenbäume an den Flußufern schlagen aus. Anfangs April bereits labte sich Shaw bei Kaschgar am Anblick der ergrünenden Saaten; am 4. Juni sah er die Gerste reif, den Weizen zwar noch grün, aber in vollen Aehren, der Reis wurde ausgesäet, die Luzerne gemäht, Pfirsiche und Aprikosen reiften die Menge. Dann aber kommt die erstickende Sommergluth, vor der man in den Laubenschatten der um alle Ortschaften zu sehenden Gärten entflieht; die Luft füllt sich mit feinem Staub, der mitunter dermaßen das Himmelsblau dauernd vertrübt, ja die ganze Landschaft verschleiert, daß man des Mittags sogar Beleuchtung braucht, um lesen zu können; heftige Wirbelstürme, wenn auch nie so furchtbare wie in der ungeschützteren Mongolei, brechen wohl bisweilen aus, unter Blitz und Donner Sandhosen über die weiten Flächen jagend, aber kaum nach solchen Erregungen des Luftmeers wird der lechzende Boden von einem unbedeutenden Sprühregen erquickt, überhaupt das ganze Jahr hindurch nur etwa drei- oder viermal. Bewohnbar wird folglich dieser weite Raum allein durch die Flüsse, die rettenden Sendlinge derselben Felsenwälle, an deren Außengehäng und an deren Zinnen die ins Innere ziehenden Luftmassen in Form von Regen oder Schnee so gründlich ihre Feuchtigkeit verlieren, daß sie dürre

Föhne werden. Die Flüsse fast allein tränken die Ebene (sehr selten thun das Quellen in letzterer selbst, die man dann wohl mit Hütten überbaut, um sie gegen Verwehung durch den Sand zu schützen); die Flüsse sind es aber auch, welche den überall salzdurchdrungenen Boden an ihren Ufern entsalzen und dadurch erst benutzbar machen.

Ungezählte Bergquellen, zumal auf den von der feuchten Luft Indiens bestrichenen „Eishöhen" (Mus Tag) des Karakorum im fernen Südwesten auch zahlreiche Gletscher, spenden im großen Verein ihre unschätzbare Gabe der wüstengleichen Mulde. Kaum ein zweites Land ist so sehr hydrographisch geeint und verdient darum so sehr die Taufe auf seinen Fluß, wie das Tarimland; kein Flußsystem hat seine Wurzeln auf so erhabenem Gebirgskranz wie das des Tarim. Vom Himmelsgebirge rauschen die Wasser in Menge hernieder, die hohe Pamir-Platte gewährt, woran der treffliche Hayward noch zweifelte, trotz der anscheinend wandartig geschlossenen Schrofen des Kisil Jart durch enge Schlüfte ihren Wassertribut, besonders aber durchfurchen massenhafte Quelladern das gewaltige Hochland des Südens, das in viel größerer Ausdehnung als die beiden anderen Grenzhöhen zum ostturkestanischen Wassergebiet gehört. Am höchsten geboren sind da wohl Karakasch und Jarkand Darja, die denn auch, durch stärkstes Gefälle unterstützt, in ähnlich geschwungenen Bogen den Weg zum Kuenlun sich erschlossen und dessen harte Silurschiefer in tiefem Querthal durchbrochen haben. Alles Gewässer nun ohne Ausnahme, soweit es nicht zu schwach war, den Gebirgszwinger seines Ursprungs nach dem osttürkischen Becken zu durchsägen oder danach vorzeitig im Sand versiegt ist, eint sich in dem einen Strombett des Tarim, der eigentlich der Karakorum-Sohn Jarkand Darja ist, wie er auch noch im Unterlauf genannt wird. Wenn der Tarim in weitem Zuge durch die Ebene sich vom südlichen Mutterland seiner Hauptquellen so weit entfernt und mehr dem Tianschan annähert, so hat das natürlich seinen Grund darin, daß unser Flachbecken keineswegs in der Mitte, sondern in seiner Nordhälfte am tiefsten gehöhlt ist; dieser Umstand selbst aber könnte in dem von Stoliczka für die jüngste geologische Vergangenheit erwiesenen Gesunkensein des Tianschan an seinem südlichen Abhang (wohl also auch seines Vorlandes) begründet sein, vielleicht jedoch auch in dem Vorherrschen nördlicher und nordwestlicher Winde, welche Jahr für Jahr den Sand über den Südosten der Hochebene aufhäufen, wo wir die meisten Flüsse in ihm versiegen sehen und eine ganze Reihe von Stadtruinen in ihm begraben finden.

Ein Räthsel umspielt noch die Mündungsfrage des Tarim. Er gelangt vollkräftig gegen den Kuruk Tag, durch dessen Korla-Schlucht ihm noch auf dem nunmehr (vom 41. Parallel ab) südöstlich umbiegenden Schlußlauf eine letzte gute Beisteuer zukommt. Von Anfang bis zu Ende bewahrt er innerhalb dieses Schlußlaufes, soweit wir ihn zur Zeit kennen, trotz des sehr mäßigen Gefälles eine ansehnliche Geschwindigkeit (von nahezu 1^{m} in der Secunde, die Seine bei Paris z. B. also übertreffend), desgleichen die beträchtliche Tiefe von 6^{m}; aber die Breite ist zuletzt von hundert auf 60^{m} verringert, und die dadurch bezeugte Verkümmerung der Wassermenge ist (vollends in Anbetracht der inzwischen erfolgten Einmündung des Flusses von Korla) nur erklärlich, wenn aus dem anastomosirenden Flußnetz, welches uns Prschewalskis Karte hier zeigt, ein von ihm nicht bemerkter

östlicher Abfluß etwa die Hälfte des gesammten Wasserschatzes in die Wüste entführt, wo wir uns den „Salzsee" der Chinesen, den echten Lob Nor nicht allzufern und ungefähr ostwärts von der Stelle denken, an der ihn unsere Karten angeben. Denn darin wird jeder Richthofen beipflichten, daß der etwa 20 Meilen ostsüdöstlich von letztgedachter Stelle durch Prschewalski aufgefundene, fast ganz mit einem Wald hohen Schilfes bedeckte große Flachsee Kara Koschun schon darum nicht, wie der sachverdiente Forscher glaubt, der alte Lob Nor sein kann, weil er süßes Wasser enthält; er kann nur für einen Theil des Tarimgewässers, sei es einen Durchgangssee (wie der unmittelbar vorher durchmessene kleinere Kara Buran), sei es einen erst jüngst gewonnenen Mündungssee darstellen, denn der Entwässerer eines vom Meere abgeschiedenen Salzlandes muß naturnothwendig einen salzreichen Mündungssee erzeugen, falls er bis zuletzt dazu genügende Wasserfülle besitzt.

Interessant ist die Rolle, welche diese an Seen und Salzsümpfen reiche Mündungsgegend des Tarim beim Frühlingszug derjenigen Wasser- und Sumpfvögel Nordasiens spielt, welche in Indien überwintert haben: wahrscheinlich die westliche Verschmälerung der furchtbar öden tibetanischen Landmasse, die den Flug nur in stark entkräftender, weil äußerst dünner Luft gestattet, lenkt da die befiederten Geschwader regelmäßig aus Westsüdwest zu einer kurzen Rast auf diese blinkenden, soeben von allen innerasiatischen Seen zuerst theilweise aufthauenden Spiegel, umrahmt von Salzkrautfluren; nur ein paar Februarwochen dauert das Stelldichein, dann aber sind hier zu Hunderttausenden die Möven und Schwäne, Reiher, Graugänse und besonders Enten zu treffen, wie außerhalb der Polarzonen wohl nirgends auf Erden.

Die einheimische Lebenswelt Ostturkestans bietet natürlich keine große Reichthumsfülle. Unendlich ist nur das Gewimmel von Stechfliegen und Mücken, die vom Frühling bis Herbst die arge Plage der wenigen feuchten Striche, zumal also des eben betrachteten Ostens ausmachen; die Hitze befördert ihre Brut, die wasserlose Umgebung drängt sie auf engen Raum zusammen. Wildschweine hausen im Morastland, und der Tiger findet oft im Grasdickicht um Flüsse und Seen erwünschtes Versteck. Die Hauptmasse der Ebene bleibt selbstverständlich den Steppenthieren überlassen: den kleinen Spring- und Ziefelmäusen, welche mit unterirdischer Nagekost fürlieb nehmen, und denen wieder die Füchse fleißig nachstellen, sowie den flüchtigen Rudeln der Antilopen; auf sie und die nicht seltenen Fasane zu stoßen, richtet man hier nach altem Brauch den Bergut-Adler ab. Sonst streng geschieden von unseren Waldantilopen, Hirsch und Reh, beschränkt nämlich auf Afrika und die Südosthälfte Asiens, berührt sich hier einmal das Verbreitungsgebiet der Antilopen mit dem der Hirsche und zwar der großen Marale, denen (wegen der vermeintlichen Wunderkraft ihres jungen Geweihs) für den chinesischen Markt so fleißig nachgestellt wird. Damit sind wir schon in die Gebirge emporgestiegen, wo Heerden wilder Bergziegen (der Teke) und Bergschafe (Arkare) mit den Steinböcken um die Wette klettern und (auf den Hochflächen im Süden) der colossale zottige Grunzochse, der Jak, zu Hause ist. Ihn gelang es, zu zähmen trotz seiner Wildheit und dadurch das unschätzbarste Lastthier für diese alle sonstigen thierischen Kräfte so leicht erschöpfenden Riesenhöhen auszubilden. Und auch die andere köstliche Gabe innerasiatischer Wildfauna an den Menschen, das zweihöckerige

Kamel, kennen wir durch Prschewalski in einem letzten Reste des wilden Bestandes erhalten; als äußerst scheues, kleines Thier mit röthlich sandfarbenem Wollhaar durchtrabt das Jawatuga die Wüste am Fuß des Altyn Tag und erklimmt sogar nach einem Trunk und nach Futter dessen Felsschründe.

Unfruchtbarkeit ist die Geißel des ganzen Landes, soweit nicht die Vertheilung der fließenden Gewässer in ihrer nächsten Nähe Wunder thut, die Verwerthung subtropischer Sonnenwärme ermöglichend. Die edlen Geschlechter der Palmen steigen nicht über den Himâlaja ins Innere, wo der Winter harten Frost bringt. Alles hingegen, was Frost verträgt oder wie der Weinstock gegen ihn geschützt werden kann, trägt herrliche Frucht, Wallnuß und unser Kernobst so gut als Granate, Pfirsiche und Melone; Mais lohnt die Aussaat 64=fältig; Hanf und Baumwolle geben treffliche Faser, auch der Seidenzucht sagt das Klima überall zu. Kommt man jedoch über die Grenzen des Segen ergießenden Rinnsales hinaus, über die letzten saftgrünen Wiesen, auf denen Rinder und Rosse weiden, so umgiebt einen Kiessteppe oder bare Wüste. Die einzigen ausgedehnten Wipfelreihen, welche Ostturkestan durchziehen, sind, eng angeschmiegt an die Flußlinien, die von salzliebenden Pappeln, Weiden, Tamarisken. Wald giebt es nirgends, auch nicht auf den der Ebene zugekehrten Gebirgsseiten; die Bären des Tianschan müssen schon auf die tannengrünen Nordgehänge ihres Gebirgs hinüberwandern, wenn sie sich an der leckeren Fruchtfülle der Apfelwaldungen gütlich thun wollen. Die ostturkestanischen Gebirge tragen außer der Grasnarbe an den feuchteren Stellen nur einen bescheidenen Pflanzenschmuck, etwa Birkengewächs, häufiger Wachholder und wilde Rosen, wie sie auch bei uns noch magerer Felsboden hervorbringt.

Das ganze umfangende Hochgebirge mußte mithin der Wohnraum herumziehender Hirten bleiben. Es sind die Buruten oder Karakirgisen, welche dort vom mittleren Tianschan ab über die Pamir bis in das Quellenland des Tarim am Karakorum ihre Schafheerden weiden und gelegentlich ein Sommerfeld mit Gerste bestellten. Sie haben die häßlichen breiten Gesichter der mongolischen Rasse mit vortretenden Backenknochen, Stumpfnase und ganz spärlichem Bartwuchs; ihre Sprache ist eine türkische; in vereinzelten kleinen Horden, etwa einen selbstgewählten Aeltesten an der Spitze, leben sie harmlos ihre eintönigen Tage in der Felswildniß, gegen den eisigen Höhenwind trefflich geborgen im geräumigen kuppelförmigen Filzzelt, das sie ak ui, d. h. weißes Haus, nennen. Aber doch nur so lange leben sie im Frieden, als eine stärkere Hand ihre mordlustige Raubgier bannt. In der letzten Chinesenzeit (seit 1757) mauerte man ihnen die Thaleingänge nach der Ebene zu oder bewachte sie daselbst aus kleinen Forts, ohne ihnen sonst die Herrschaft aufzulegen. Jakub Beg erkannte dagegen mit strategischer Klarheit, daß ein unerreichter Vorzug seines Staatsgebietes, wenn er es im vollem Sinn dem „Tarimbecken" gleichsetzte, die himmelhohe Wasserscheide sei, die ihn unvergleichlich gen Nord, West, Süd deckte. Darum baute er eigenhändig mit an dem Tianschan=Forts auf der wasserscheidenden Höhe gegen Rußland und schob seine Besatzungen jenseits des Kuenlun vor; die Schwarzkirgisen mußten ihm also gehorchen.

Daß im Osten die Seen nicht mehr türkisch kul, sondern mongolisch nor heißen, deutet auf dortige Wohnsitze von Stämmen der mongolischen Völkergruppe

im engeren Sinn. Im Nordosten (in Kharaschar) wohnen in der That noch heute die Kalmaken oder Kalmücken, die mit Bogen und Pfeilköcher auch in dem von Jakub Beg geschaffenen stehenden Heer dienten; über die Südostgrenzen hinaus gelangen wir zu den echt mongolischen Tanguten und Tibetern. Indessen unter den armseligen dunkelhäutigen Fischessern der Schilfseegegend seines Lob Nor fand Prschewalski nur ganz wenige Mongolengesichter, und die Sprache war ein Türkisch. Das erinnert uns an die Ueberlieferung, daß um die Mitte des Mittelalters türkische Stämme die Tanguten aus Ostturkestan nach Süden verdrängten.

Offensten Zutritt fanden ja alle Zeit von Osten und Nordosten her reisige Steppenvölker in dieses vornehmlich deshalb so bunt bevölkerte Tarimland. Und eben gen Nordosten scheint die Urheimat der noch so innig sprachlich geeinten Türkenvölker zu liegen. Der Tianschan führte vor diesem chinesischen einen türkischen Namen, und mindestens schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. wohnte eins der tüchtigsten Türkenvölker am Südrand dieses Gebirges: die Uiguren. Außer ihnen sahen die Chinesen, als ihnen damals dieser Westen bekannt wurde, zwar am Südrand bis nach dem goldwaschenden Khotan ihnen verwandtere, also wohl mongolische Leute, auf dem fruchtbaren Vorland des Kisil Jart hingegen „lange Pferdegesichter", Leute mit ovalem Gesichtsschnitt und schmal hervortretender Nase. Das waren demnach Arier und wohl ohne Zweifel Tadschiks, wie man die Perser in Nieder- und Hochturan zu bezeichnen pflegt. Noch steht die Tadschiksprache in Ostturkestan in Achtung; die Gebildeteren kennen sie, ein Beweis des Kulturvorrangs ihrer ursprünglichen Träger. Eine staunenswerthe Verschmelzung hat sich nun in nachchristlichen Zeiten hier vollendet: die arischen Züge herrschen überall vor, beide Geschlechter sind hoch und meist kräftig gebaut, das männliche mit vollwüchsigem Bart; aber sie reden alle eine dem ösbegischen Türkisch West-Turans wie dem Osmanischen nächst verwandte Sprache und nennen sich auch „Turk". Gemeinsam wie die Sprache, welche offenbar durch eine Rassenkreuzung der Türken hauptsächlich mit Iraniern, im Südosten zum Theil mit Mongolen durch die weite Ebene sich verbreitete, ist endlich der mohammedanische Glaube; nur die Kalmaken glauben noch an Buddha.

Die Natur bedingte aufs deutlichste Siedelung und Lebensweise. Wo die wasserreichen Flüsse ins Flachland treten, hat uralte Kunst sie nach jener für Innerasien so bezeichnenden Weise vielfältig zerspalten und in feinen, immer feineren Fäden über den fast regenlosen Boden geleitet, daß die entsalzte Wüste zum Paradies wurde. Dadurch entstanden dicht am Gebirgsfuß Flußoasen von sehr hohem Bodenwerth, über deren grünende Fruchtaue mitten inne zwischen ödem Gebirgshang und noch öderer Wüstenebene nur von Lehmmauern umgürtete, minarehlose Städte mit kaum 4^{m} breiten Gassen, viel zahlreicher offene Orte zerstreut liegen, bis herab zu Gruppen weniger Thonhäuschen, deren (wie immer plattes, von einem Pappelklotz getragenes) Dach vielleicht nur mit seinen Heu- und Strohschobern aus dem Buschwerk hervorlugt. Weiter ab vom Gebirgsfuß wäre indessen die künstliche Berieselung nur mittelst großer Schöpfwerke zu erzielen; daher erklärt sich gar einfach das Räthsel, warum gerade die aus den geschwächten Flußadern immer noch, wie wir wissen, ansehnlich geeinte Stromlinie städtelos durch todte Wüste zieht, kein Fahrzeug außer Fischernachen fernerhin den Tarim belebt, von dessen nutzloser Ausmündung in

die Morastgebreite der Fischesser nur wundersame Mähr ans Ohr derjenigen bringt, welche die fast allein bewohnten und bewohnbaren Striche der Muldenhebung am hufeisenförmigen Gebirgsrand inne haben.

Nöthigung zur Arbeit und deren guter Lohn hat ein thätiges, wohlhabendes Volk auf diesem eng umschränkten Kulturboden erzogen. Der Kropf ist zwar wie schon zu Marco Polo's Zeiten dort heimisch, und hie und da bringt der salzhaltige Staub Augenentzündung; die trockne Luft bewährt sich aber auch hier als gesund und die indische Cholera ist daselbst so unbekannt wie in China. Die selbst nach heißen Stunden leicht eintretende Kälte zwingt zur warmen Kleidung. Buruten wie Turk tragen deshalb lange Aermelröcke, gewöhnlich mehrere über einander, Mann und Weib weite Hosen und kniehohe Lederstiefeln, dabei stets warme Kopfbedeckung, die männlichen Turk den mächtigen Turban um die hohe Schaffellmütze, die weiblichen über dem weißen Kopftuch, dessen Zipfel über die Ohren, die Stirn und (zwischen den zwei langen Zöpfen) über den Nacken fallen, dicke Hüte mit Pelzkrempen und im Sommer (wo mit physikalisch gerechtfertigtem Farbeninstinkt alles wie im weißen Nachtgewand einhergeht) einen fast lampenförmigen Aufsatz auf dem Hinterhaupt.

In langen Reihen sieht man die fleißigen Landleute, selbstverständlich die ganz überwiegende Hauptmasse des Volks, ihre Erzeugnisse auf den in gutem Stand gehaltenen Straßen zu Markte schaffen, durchweg auf Lastthieren oder hoch zweiräderigen Karren mit einem Pferd in der Deichselgabel, zwei vorgespannten. Sehr beliebt ist das Reiten, und in fürsorglicher Pflege der Pferde, Neigung zu wagehalsigen Reiterkunststücken scheint sich das alte Türkenblut kund zu geben. Wie man Kinder den Blasebalg am niedrigen Hüttenofen führen sieht, um das gute inländische Eisenerz auszuschmelzen, so ist die Industrie durchgängig auf niedriger, nur hausgewerblicher Stufe; sogar die zuvorkommend behandelte angloindische Gesandtschaft unter Forsyth hatte in ihrem Absteigequartier wie der Emir selbst in seinem Schloß Papierscheiben, weil man noch keine Glasbereitung kennt. Fleißig gesponnen und gewebt, geschneidert, gegerbt und geschmiedet wird aber allerwegen. Mit Baumwollen- und Seidenstoffen schien selbst auf dem indischen Markt ein Austausch möglich gegen den Thee (des Himâlaja), dessen Genuß die Osttürken leidenschaftlich ergeben sind, und dessen Zufuhr China jüngst den Abtrünnigen verlegte.

Das Tarimland ist seit Alters das hochwichtige Durchgangsland für den ostwestlichen Handelsverkehr Innerasiens, dem es von China's Grenze her die einzige, ganz ebene Straße bis an die Schwelle der Kaspischen Niederung bietet. So erwuchsen dort die zwei wichtigsten Handelsplätze Kaschgar und Jarkand, die einzigen Städte des kaum Berlin an Volkszahl gleichkommenden großen Landes mit vielleicht über 50,000 Einwohnern. Sehr natürlich trachteten die Kaiser von China also hier nach der Herrschaft; herrschten Räuber-Nomaden am Tarim wie einst die Hiungnu, so war China selbst gefährdet; nur der „fliegende Sand" trennt den Lob-See von China's Mauern, doch eben die ungeheuere Ferne dieses Sandmeers lockte stets wieder die Türken, das Fremdjoch der Feiglinge Kathais abzuschütteln, wenn Gelegenheit kam.

Viermal schon seit 2000 Jahren hat China das Tarimbecken erobert, stets nur für einige Menschenalter. Auch das letzte Mal lagen die chinesischen Garni-

sonen (in abgesonderten Festungen, sogenannten Jangi Schahr, d. h. Neustädten) da nur im Lager, damit ihr Amban die Handelswege offen hielt und mit dem schweren Zins eines Viertels der Landeserträge die nach Peking bestimmten Geldsäcke füllte. Nun liegt der kühne Emporkömmling, der „Badualet“ (der „Glückliche“) in demselben Boden begraben, dem er mit drakonischer Strenge, mit Schwert und Koran, die Kraft schuf, zu welcher den von Wüstenstreifen durchsetzten Flußoasen die wichtigste Grundlage fehlt, die Einheit. Wird jetzt die chinesische Krone ihre geographischen Vortheile weiser auszunutzen verstehen zur Behauptung dieses wahren Landes der Mitte, oder ist auch diese Türkei gleich der unter dem bleichenden Halbmond am Goldenen Horn berufen, dereinst Zankapfel zu werden zwischen den beiden europäischen Nebenbuhlern um asiatische Großmachtstellung, Rußland und England?

Der Gesundheitszustand und die herrschenden Krankheiten im deutschen Reiche.

Von
Franz Seitz.
München.

Nach den seit Anfang des verflossenen Jahres wöchentlich erscheinenden Veröffentlichungen des Kaiserlich deutschen Gesundheitsamtes haben wir in unseren ersten beiden Berichten des 1. Jahrgangs dieser Revue den Gesundheitszustand in Deutschland und dem Ausland besprochen. Wir haben ihn als einen günstigen bis zum Monat April bezeichnet. Er blieb es auch das ganze verflossene Jahr hindurch. Die höchste wöchentliche Sterblichkeitsziffer im weitern Verlauf des Jahres, 31,5 (auf 1 Jahr und 1000 Bewohner gerechnet), fiel auf die erste Woche des Juli, nachdem schon am Anfang des vorausgegangenen Monats Juni die Sterblichkeitsziffer von 28,2 in der letzten Maiwoche auf 31,0 gestiegen war und sich den ganzen Monat hindurch über 30,0 erhalten hatte. Diese Erhöhung der Sterblichkeit stand im Zusammenhange mit der im Beginn des Juni eingetretenen Temperatursteigerung und der gleichzeitigen bedeutenden Vermehrung der Todesfälle an Darmkatarrhen und Brechdurchfällen im kindlichen Alter. Sie erhob sich in der ersten Woche des Juli auf die höchste Ziffer des ganzen Jahres = 31,5 und sank vom September an mit der Abnahme der Darmkatarrhe im kindlichen Alter mehr und mehr herab bis zu der auf die Woche vom 27. October bis 4. November treffenden niedrigsten Ziffer von 22,3. Erst im Dezember mit dem Sinken der Temperatur und der demselben paralell gehenden Vermehrung der Todesfälle an acuten und chronischen Krankheiten der Athmungsorgane stieg die Sterblichkeitsziffer wieder, aber nicht über 24,6, in der Woche vom 16.—22. Dezember.

Unter den Krankheiten, welche man sich von Witterungseinflüssen abhängig denkt, übten im verflossenen Jahre Darmkatarrhe mit Diarrhoe und Brechdurchfälle, von welchen zur Sommerzeit vorzüglich das Säuglingsalter heimgesucht wird, den größten Einfluß auf das Ansteigen der Sterblichkeit in dieser Jahreszeit, wie dieses im Winter und Frühling beim Sinken der Temperatur mit der Zunahme der Todesfälle an Krankheiten der Athemorgane zusammenfällt. Das Anwachsen der

Sterblichkeit in den Sommermonaten ist kein gleichmäßig über ganz Deutschland verbreitetes. Einzelne Städte, wie Berlin, zeigen es in besonders hohem Grade, in minderm Grade aber auch die übrigen Städte des sächsisch-märkischen Tieflandes. Auch im süddeutschen Hochland, und zwar besonders in München und Augsburg, erwiesen sich Darmkatarrhe und Brechdurchfall in der Zeit dem kindlichen Alter sehr verderblich. Sie treten in großen Städten viel häufiger auf als auf dem Lande, und in ersteren wieder in beträchtlich größerer Zahl in den von der ärmeren Bevölkerung vorzugsweise bewohnten Bezirken. Nach C. Finkelnburg gestaltet sich in Berlin die Säuglingssterblichkeit an den genannten Krankheiten von Ende Mai bis Ende September in verschiedenen Bezirken so verschieden, daß sie in den ungünstigst gestellten die dreifache Höhe im Verhältniß zu den günstigst gestellten erreichte. (Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877. „Die Gegenwart" Nr. 25 und 26.) Ein ähnliches Verhältniß läßt sich für München nachweisen. Hier wie in anderen europäischen und nordamerikanischen großen Städten bestätigt es sich, daß ungünstige Lebensverhältnisse, welche Zusammendrängung vieler Menschen in engen Räumen, daher schlechte Luft, unzureichende Nahrung, Unreinlichkeit im Gefolge haben, die dem kindlichen Leben gefährliche Sommerseuche befördern. Doch fehlt dieselbe auch in den reinlichsten, von vornehmern und reichen Familien bevölkerten Stadttheilen nicht ganz. Wir haben in unserer Besprechung der Kindersterblichkeit im zuletzt erschienenen 11. Heft des zweiten Jahrgangs der Revue als Momente, die man als Ursache der Sommerdiarrhoen annahm, Infection durch Bodengase, durch Pilze inficirtes Trinkwasser und Zersetzung der Milch durch die Sommerhitze angeführt. Die ersten beiden sind noch nicht durch Beobachtung nachgewiesen und die letztere kann wohl nicht als Vermittlungsglied einer so allgemein verbreiteten Krankheit betrachtet werden.

Auf dem hygienischen Congresse zu Chicago im September 1877 wurde von den Referenten über diese Frage die unmittelbare Einwirkung der Hitze auf die Circulation des Blutes und auf gewisse Gährungsvorgänge in letzterem unter Mitwirkung atmosphärischer Fäulnißstoffe als Hauptursache dieser verbreiteten Kinderkrankheit erklärt. Die bei andauernder höherer Luftwärme eintretende Steigerung der Schweißbildung und Verdunstung, die in Folge der Verdünnung der Luft verminderte Sauerstoffaufnahme in das Blut und die dadurch gestörte Blutbildung führen zusammen mit dem Säfteverlust durch Diarrhoe zu rascher Erschöpfung der Nervenkraft. Auf dem erwähnten Congresse wurde auch die Anwendung von kalten Waschungen und kühlen Bädern sowohl zur Heilung als Verhütung dieser Darmkrankheiten empfohlen. Nach unserer Erfahrung ist die gänzliche Vernachlässigung der Vorsorge für frische Luft und erfrischendes Getränke in den im Hochsommer wie zur Winterzeit überheizten Wohnstuben unter der hiesigen Arbeiterbevölkerung eine Ursache des häufigen Vorkommens dieser Krankheit in den von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Quartieren. Wird im Winter der Kälte wegen jede Lüftung durch längeres Offenhalten der Fenster zur Ersparniß des Heizmaterials in dem Wohnraum vermieden, so geschieht dies aus Gewohnheit auch in der Sommerzeit, wo die Hitze, weil in derselben Stube, in welcher die Familie den Tag über arbeitet und bei Nacht schläft, auch gekocht wird, sich bis zur Unerträglichkeit steigert. Oft sahen wir uns zur Sommerzeit beim Krankenbesuch in solchen Stuben genöthigt,

zuerst das Fenster zu öffnen, um es in demselben die Zeit, welche zum Krankenexamen nothwendig ist, aushalten zu können. Wie wir in unseren jährlich erscheinenden Berichten über die herrschenden Krankheiten zu München öfter ausgesprochen haben, thut fortgesetzte Belehrung über die Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, deren Berücksichtigung die lebende Generation auch in Hinsicht auf Wechsel der Luft und ihre Abkühlung in den Wohnräumen zur Sommerzeit ganz außer Acht läßt, dringend Noth.

In mehreren größeren Städten Nordamerikas haben sich Vereine gebildet, um Kinder der ärmeren Stadttheile während der heißesten Monate auf dem Lande an kühlen Orten in besonders angelegten Kinderasylen oder Colonien unterzubringen. In Chicago befindet sich ein solches in einem Floating Hospital auf dem Michigansee, bei New-York eines von 80 Häusern. Boston hat eine Kinderfarm am Seestrande, über deren Resultate ein sehr günstiger Bericht von dem dortigen Gesundheitsamt veröffentlicht worden ist. Der Vorgang Nordamerikas fordert zu wirksamem Einschreiten durch ähnliche Vorkehrungen gegen die verheerende Kinderseuche auch in den Städten Europas auf. Die Todesfälle an Darmkatarrh betrugen im Jahre 1877 9985 = 5,1 pCt. der Gesammtsterblichkeit, an Brechdurchfall 8259 = 4,2 pCt., an Ruhr 541 = 0,3 pCt. Nach den Lungenkrankheiten, welche die höchsten Mortalitätsziffern: die Lungenschwindsucht 27 027 = 13,8 pCt., die anderen acuten Erkrankungen der Athmungsorgane 18 710 = 9,5 pCt. lieferten, übten Darmkrankheiten den größten Einfluß auf die Sterblichkeit. Noch ist als öfter Tod und zwar schon im frühen Alter bringend der acute Gelenk-Rheumatismus zu nennen, der im verflossenen Jahre 371 = 0,2 pCt. Todesfälle bewirkte.

Die Infectionskrankheiten haben im Ganzen im Verlaufe des verflossenen Jahres in Deutschland nur eine mäßige Verbreitung wahrnehmen lassen. Sie zeigten, wie wir es schon von den ersten Monaten des Jahres bis zum Mai berichtet haben, auch im Sommer und Herbst einen viel geringeren Einfluß auf die Sterblichkeit als die eben besprochenen Darmkatarrhe und andere durch Witterungseinflüsse bedingte Krankheiten wie die Lungen- und Luftröhrenentzündung und andere acute Erkrankungen der Athmungsorgane. Die ansteckenden Ausschlagskrankheiten hatten keine ungewöhnliche Verbreitung oder besondere Bösartigkeit. Die Pocken kamen nur in vereinzelten, aus dem Ausland, wo sie in mehreren Städten längere Zeit herrschten, eingeschleppten Fällen zur Beobachtung. Während das deutsche Reich von dieser schlimmen Ausschlagskrankheit verschont blieb, forderte sie in England, besonders zu London, zu Petersburg, in Lissabon, in Paris und Brüssel, in Oesterreich zu Wien und Prag in der ersten Hälfte des Jahres viele Opfer. Im Sommer nahmen die Todesfälle an derselben ab, stiegen aber an Zahl im Spätherbst wieder, zu welcher Zeit sie auch in anderen Großstädten, so zu Triest und Warschau, häufig auftraten.

Die Masern herrschten weitverbreitet das ganze Jahr hindurch und erlangten an manchen Orten, namentlich am Oberrhein zu Karlsruhe, Darmstadt und Freiburg, in Mitteldeutschland zu Chemnitz, Liegnitz, Mainz, Offenbach und Celle, aber auch in Norddeutschland zu Hamburg, Braunschweig, Thorn, Graudenz und Posen größere Ausdehnung und Bösartigkeit. Masern wie Scharlach kommen all-

jährig in größeren Städten das ganze Jahr hindurch in vereinzelten Fällen, zu manchen Zeiten in gehäufter Anzahl vor. So ward in den Veröffentlichungen ein gehäuftes Vorkommen des Scharlachfiebers besonders im sächsisch-märkischen Tieflande zu Berlin, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Burg, Minden, Görlitz, Mühlhausen in Thüringen und in der niederrheinischen Niederung zu Barmen, Elberfeld und Iserlohn berichtet. In letzterem Orte trat der Scharlach mit besonderer Heftigkeit auf und verursachte während der letzten 3 Monate des Jahres 80 Todesfälle. Es trafen dort auf ihn 47,9 pCt. der Gesammtsterblichkeit. Auch im Ostseeküstenland und im Oder- und Warthegebiet wurden einzelne Städte: Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Posen, Königshütte und Beuthen, im süddeutschen Hochland Stuttgart von ihm besonders heimgesucht. In mehreren dieser Städte herrschte gleichzeitig mit dem Scharlach auch die Diphtherie, so zu Berlin, Burg, Görlitz, Elberfeld, Dresden, Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Posen, Königshütte und Stuttgart. Andere Orte litten besonders an letzterer Krankheit bei geringer Verbreitung des Scharlachs, so Breslau, München, Nürnberg, Fürth, Chemnitz, Erfurt, Würzburg, Hof, Halle, Frankfurt an der Oder, Osnabrück, Aachen, Crefeld, Dortmund, Kolmar und Kaiserslautern. Die Diphtherie hat unter den Infectionskrankheiten in den Städten von 15000 Einwohnern und darüber die meisten Todesfälle, nämlich 7523 = 3,8 pCt. der Gesammtzahl der Verstorbenen, verursacht. An Pocken starben nur 42 = 0,2 pCt., an Masern und Rötheln 2719 = 1,1 pCt., an Scharlach 4452 = 2,3 pCt. Dem Scharlach und der Diphtherie kam in seinem Einfluß auf die Sterblichkeit zunächst der Keuchhusten mit 3331 Todesfällen = 1,7 pCt. Letztere Krankheit hat an einzelnen Orten: zu Posen, Königshütte, Schweidnitz, Quedlinburg, Braunschweig und Gladbach zahlreiche Opfer unter der Kinderwelt hinweggerafft.

Wie in den aufgeführten größeren Städten haben die genannten Infectionskrankheiten auch auf dem Lande in einzelnen Kreisen größere Verheerungen angerichtet. So hat Kreisphysikus Sanitäts-Rath Dr. Wiener über die Masern-Epidemie berichtet, welche von April bis Ende Juli im Kreise Culm mit einer seltenen Heftigkeit und Ausdehnung herrschte. Von den 55500 Bewohnern des Kreises erkrankten 4587 = 83,4 ‰, von den Erkrankten starben 305 = 66,5 ‰. Von der ländlichen Bevölkerung, zu 42000 Personen berechnet, erkrankten 4400 = 106 ‰, davon starben 253 = 57 ‰. In einzelnen ländlichen Ortschaften betrug das Verhältniß der Erkrankten zur Gesammtbevölkerung 30 bis 40 pCt. Die Städte des Kreises zählen rund 13500 Einwohner, davon erkrankten 143 = 10,6 ‰, es starben 52 = 36,3 ‰, davon fallen auf die Stadt Culm mit 9600 Einwohnern 138 Erkrankungsfälle = 14 pCt. und 52 Todesfälle = 37 pCt. Für die ungewöhnlich hohe Sterbeziffer in Culm suchte man als Erklärungsgrund die hohe Lage der Stadt mit ihren hohen breiten geraden Straßen, die den Windströmungen freien Zutritt gestatten, durch welche an sich die Respirationsorgane, auf denen sich die Masern localisiren, gefährdet werden. Die Mehrzahl der Todesfälle erfolgte durch Brustfellentzündung (Pleuritis) und Luftröhrenentzündung (Tracheobronchitis), vielfach dadurch verursacht, daß die Kranken zu früh in die Luft geschickt wurden. Diese Nachkrankheiten zu verhüten, müssen dieselben auch in der Reconvalescenz vor größeren Temperaturdifferenzen geschützt werden.

Besonders die Diphtherie, die verbreitetste aller herrschenden Volkskrankheiten, hat, wie in den größeren Städten, so allenthalben auch an kleinern Orten und auf dem flachen Lande in ganz Deutschland ihre Verheerungen unter der Kinderwelt fortgesetzt und sich auch unter der erwachsenen Generation zahlreiche Opfer ausgelesen. Die Aerzte aller Kulturvölker wetteifern in ihren Anstrengungen, dieser Verderberin des Menschengeschlechts Boden abzugewinnen. Alle ärztlichen Zeitschriften und Handbücher geben davon Zeugniß in den zahlreichen Beobachtungen und Untersuchungen über Diphtherie, die in rascher Folge aus allen Ländern zur Veröffentlichung kommen. Seit wir in dem 4. Heft des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift uns zuletzt mit dieser Pandemie des laufenden Jahrhunderts beschäftigt haben, sind 4 größere Arbeiten über dieselbe erschienen. Zwei haben deutsche Forscher: Dr. H. T. von Becker, I. Secundararzt des Kronprinz-Rudolf-Kinderspitals in Wien und Dr. John Zahn, Assistent des Universitäts-Instituts für pathologische Anatomie in Rostock zu Verfassern. Der erstere gab in seiner Abhandlung: Zur Pathologie und Therapie der Rachen-Diphtherie mit Bezugnahme auf den Charakter der in Wien herrschenden Epidemie, Wien 1877, bei Wilhelm Braumüller, eine lebendige Schilderung des Verlaufs der Krankheit und ihrer Begleiter und Folgen: der Nierenentzündung, des Stimmritzen- und Lungenoedems und der Lähmungen. Dr. Johann Zahn hat in seiner Schrift, die unter dem Titel: Beiträge zur pathologischen Histologie der Diphteritis 1878 zu Leipzig bei F. C. W. Vogel erschienen ist, das Ergebniß sorgfältiger mikroskopischer Untersuchungen der krankhaften Veränderungen der Schleimhaut, welche Theilerscheinungen der diphtheritischen Entzündung sind, niedergelegt. Mit den meisten Beobachtern trennt er die von Bretonneau zuerst als Diphtherie bezeichnete Krankheitsform von dem Croup des Schotten Home. Beide Beobachter, Becker wie Zahn, stehen der Ansicht gegenüber, welche in einem Pilze, einer Bacteriumform den Ansteckungsstoff und den Träger der deletären Natur der Diphtherie gefunden zu haben glaubt, auf dem zur Zeit noch wohlberechtigten Standpunkt des Zweifels.

Dr. von Becker und außer ihm noch Dr. H. Jacobi, Professor der Kinderheilkunde am College of physicians and surgeons zu New-York: in dem Abschnitt Diphtherie in D. C. Gerhards Handbuch der Kinderkrankheiten, II. Bd. S. 675, besprechen auch die Behandlung der Krankheit. Ueber diese hat sich auch Dr. Vincenzo Cozzolino, italienischer Marinearzt, in einer umfänglichen Schrift: Studii critico-analitici sulla cura della Difterite, Napoli bei Caval. G. de Angelis e Figlio 1877 ausführlich verbreitet. Alle drei halten die Diphtherie für eine Allgemeinerkrankung und legen darum, wie wir es in unserer Monographie über diese Krankheit und der eben erwähnten Besprechung derselben in dieser Zeitschrift gethan, großes Gewicht auf die Mäßigung des Fiebers und die Erhaltung der Kräfte durch China und Chinin, Wein, Eisen und gute Ernährung. Statt des Chinins wurde das salicylsaure Natron mit Erfolg zur Herabsetzung der Fiebertemperatur von Dr. von Becker angewendet. Die Salicylsäure und die salicylsauren Salze machten in mehr oder weniger concentrirten Lösungen als desinficirendes Mittel auch zur örtlichen Anwendung auf den Rachen viel von sich in letzter Zeit reden. Jacobi will von denselben keine ersprießliche, Becker keine günstigere Wirkung als von andern Mitteln gesehen haben.

Der Typhus hat in letzterem und im laufenden Jahre in Deutschland keine größere Verbreitung in weiter ausgedehnten Epidemien genommen. Die Ziffer der durch die vorherrschende Form desselben, den Unterleibstyphus, verursachten Todesfälle blieb weit hinter der der Diphtherie-Todesfälle zurück. Sie betrug nur 3325 Sterbefälle = 1,7 pCt. Die Hauptstädte Berlin mit 612 und München mit 173 Typhussterbefällen stehen in der Reihe der deutschen Städte obenan. Höhere Zahlen weisen Thorn (31), Königshütte (59) und Beuthen in Oberschlesien (44) auf. In diesen 3 Städten hat auch der Flecktyphus eine größere Zahl von Todesfällen verursacht, nämlich in Thorn 8, in Königshütte 20, in Beuthen 34. Außer diesen Städten hatte auch Metz 12 Flecktyphus-Todesfälle. Im Ganzen betrug die Zahl derselben im ganzen deutschen Reich nur 114 = 0,1 pCt. der Gesammtzahl der Gestorbenen. Dr. Pistor hat über den weitern Verlauf der Flecktyphus-Epidemien im Regierungsbezirk Oppeln, über deren Anfänge wir nach ihm im II. Heft des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift eine kurze Mittheilung gebracht haben, in Nr. 33 der Veröffentlichungen d. D. Gesundheitsamtes berichtet, daß sie ihren Sitz dauernd in den Kreisen Beuthen und Kattowitz behielt und außerdem mehrere Erkrankungen in dem entfernten Rybnicker Kreise, dessen Bevölkerung enger zusammenwohnt, verursachte. Im Ganzen waren bis zum 31. Juli 3847 Erkrankungen und 394 Todesfälle zur Anzeige gekommen. Die Mortalität war in gut eingerichteten Krankenhäusern eine geringe, zwischen 2 pCt. und 7 pCt., erreichte aber in Ortschaften mit schlechten Wohnungen die Höhe von 17 pCt. Bei der Behandlung wurden meist Chinin, Salicylsäure und Bäder angewendet. Aus dem Auslande kamen Berichte von dem häufigen Vorkommen des Typhus zu Paris, in italienischen Städten, zu Barcelona, auf dem Kriegsschauplatz in Europa und Asien. Dort herrschte auch neben dem Typhus die Ruhr. Diese richtete neben der asiatischen Brechruhr (Cholera asiat.) große Verheerungen in Ostindien an. Letztere suchte auch Japan besonders an den Küsten heim. Die Pest herrschte in Mesopotamien und in der persischen Stadt Rescht. In Amerika trat das gelbe Fieber in mehreren Städten, besonders heftig im August und September zu Veracruz auf.

Ein preußischer Ministerwechsel am Ende des 17. Jahrhunderts.

Von

H. Breßlau.

Berlin.

Selten, vielleicht niemals hat im brandenburgisch-preußischen Staate ein Minister größere Autorität besessen, als diejenige war, deren sich am Hofe des Kurfürsten Friedrich III., des nachmaligen Königs Friedrich I., der Freiherr Eberhard von Danckelmann, seit 1688 Wirklicher Geheimer Rath, seit 1695 „Ober-Präsident aller Collegien“ und Premier-Minister, erfreute. Schon seit einem Vierteljahrhundert vor dem Regierungsantritt seines Fürsten befand er sich in dessen nächster Umgebung; erst als unerbittlich strenger, aber gerechter und liebevoller Erzieher, dann als vortragender Rath und Geschäftsführer hatte er ihm zur Seite gestanden; immer enger hatte sich der warm empfindende, seiner innersten Natur nach gut und edel denkende Herr an seinen väterlichen Freund und Berather ange-

schlossen. Und als nun 1688 Friedrich III. seinem großen Vater auf dem kurfürstlichen Throne folgte, da ward Danckelmann der intimste und vertrauteste Leiter seiner Politik. Es schien, als ob sich der Kurfürst nicht genügen könnte an Zeichen seiner Dankbarkeit und seiner Zuneigung; so viel auch Danckelmann abwehrte, so konnte er doch die immer neuen Gunstbezeugungen, mit denen der gütige Herr ihn überhäufte, nur zum kleineren Theile von sich weisen; fast unbeschränkt schaltete er in der inneren und auswärtigen Politik des Staates; alles vermögend und unerschütterlich erschien sein Einfluß.

Indessen, so fest gewurzelt die Stellung Danckelmanns dem Fernerstehenden erscheinen mußte, wer mit den Verhältnissen am Berliner Hofe näher bekannt war, dem konnte es schon seit dem Jahre 1696 nicht mehr verborgen bleiben, daß sich ein gefährliches Unwetter über dem Haupte des allgebietenden Staatsmannes zusammenzog.*) Vor allem die Gemahlin des Kurfürsten, die geistreiche, feinsinnige, hochstrebende Sophie Charlotte, war die unversöhnliche Feindin des leitenden Ministers. Sie war ehrgeizig genug, nach einem höheren Ruhme als dem der besten Clavierspielerin in der brandenburgischen Residenz zu streben; sie verlangte eine Rolle in der großen Politik zu spielen, die Kräfte ihres Geistes, deren sie sich bewußt und auf welche sie stolz war, in höheren Aufgaben zu erproben, als ihr die ausschließliche Leitung der Staatsgeschäfte durch den Oberpräsidenten vergönnte. Es war ihr Wunsch, den Interessen ihres Hauses, des herzoglichen Geschlechts von Hannover, auch von Berlin aus zu nützen. Und sie zürnte Danckelmann ob einer, wie immer durch die Verhältnisse gebotenen, so doch oft recht kleinlichen und unzeitgemäßen Sparsamkeit: sie konnte ihm nicht vergessen, daß er eine von ihr gewünschte Gehaltserhöhung für ihre Hofdamen um die geringfügige Summe von 100 Thaler jährlich rundweg abgeschlagen, daß er ihr die Kosten für eine geplante Reise zur Frankfurter Messe unter dem Vorwande, es sei kein Geld in den Kassen, verweigert hatte. Mit der Kurfürstin verbanden sich zahlreiche Hofleute aus den vornehmsten Familien des Staates, die Grafen Dohna, Barfuß, Dönhoff, die Herren von Kanitz, von Schwerin, Kolbe von Wartemberg — zumeist Männer ohne hervorragendere Bedeutung, die es dem „Emporkömmling" um so weniger verzeihen konnten, daß er sie aus der Gunst des Herrn verdrängt hatte und sie sein geistiges Uebergewicht oft in empfindlicher Weise fühlen ließ. Danckelmann dachte zu hoch von sich und seinem Fürsten, als daß er versucht hätte, den Intriguen, die von dieser Seite her gegen ihn gesponnen wurden, in gleicher Weise zu begegnen: stellten sie dem bisweilen durch den rücksichtslosen Freimuth seines Ministers selbst etwas verletzten Kurfürsten vor, daß der Oberpräsident sich als der alleinige Herr des Staates gebehrde, daß sein Auftreten den Glanz der Ruhmesthaten Friedrichs verdunkele, so begnügte sich Danckelmann wohl statt aller Vertheidigung dem Herrn seine Demission anzubieten, ihm seine Aemter zur Verfügung zu stellen. Am 2. December 1697 hatte er diesen Schritt wiederholt; der Kurfürst hatte ihn überaus gnädig entlassen, wie früher so oft, mochte er hoffen, auch diesmal noch seiner Feinde Herr geworden zu sein. Er hatte sich getäuscht. Zwei Tage darauf, am

*) Die Gründe und die näheren Umstände von Danckelmanns Sturz werden in einer im Laufe dieses Herbstes erscheinenden, auf bisher zum Theil unbekanntem archivalischem Material beruhenden Arbeit des Verfassers dargelegt werden.

Morgen des 4. December in aller Frühe um 8 Uhr, erschien der Generalfeldmarschall Graf Barfuß in der Wohnung des Oberpräsidenten und überbrachte ihm ein gnädiges Handschreiben des Kurfürsten, das ihn unter Verleihung einer Pension, die erst auf 6000, später auf 10000 Thaler jährlich normirt wurde, seiner Aemter und Würden entließ. Danckelmann, der diese Ankündigung freudiger aufnahm, als seine Gegner erwartet hatten, wünschte sich sogleich zum Kurfürsten zu begeben, um demselben seinen Dank zu sagen; ihm ward die Antwort, Seine Kurfürstliche Durchlaucht sei über diese Trennung von einem so lange Zeit mit ihm in nächster Beziehung stehenden Diener „zu sehr bewegt und attendrirt", als daß er ihn jetzt empfangen könne, man werde ihm sagen lassen, wann er zu Hofe kommen solle.

Diese ihm versprochene Benachrichtigung hat der Oberpräsident nie erhalten. Seine Feinde, durch den Erfolg ermuthigt, wußten jede Begegnung zwischen ihm und Friedrich zu verhindern; sie stellten dem Kurfürsten vor, er gehe damit um, seine Güter außer Landes zu bringen, bei fremden Potentaten Dienste zu suchen, es sei durchaus nothwendig, sich seiner Person zu versichern, den Mann, der in alle Geheimnisse der brandenburgischen Politik eingeweiht sei und diese Kenntniß benutzen werde, um sich für seine Entlassung zu rächen, nicht auf freiem Fuße zu lassen. Am 12. December erhielt Danckelmann den Befehl, Berlin zu verlassen, sich nach Neustadt an der Dosse zu begeben; am 20. ward er hier durch den General von Tettau verhaftet, erst in Spandau, dann seit dem März 1698 in der Festung Peitz gefangen gehalten. Unmittelbar darauf wurden seine sämmtlichen Güter confiscirt. Der Staatsproceß war gegen ihn eröffnet.

In merkwürdigster Weise suchte man sich das Anklagematerial für denselben zu beschaffen. Am 2. Februar 1698 erging ein Kurfürstliches Rescript an 16 der vornehmsten Hof- und Staatsbeamten, worin ihnen befohlen wurde, auf Eid und Pflicht, womit sie ihrem Herren verbunden seien, alles anzugeben, was während Danckelmanns Ministerium durch ihn oder mit seiner Zulassung gegen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht hohes Interesse geschehen sei. Noch liegen die eigenhändigen Originalschreiben vor, mit denen das Rescript beantwortet wurde — ein trauriges Zeugniß der Servilität und der Denunciationssucht der Männer, die so lange Jahre dem allmächtigen Staatsmann geschmeichelt hatten. Nur Einer, der alte Geheime Rath J. von Rhetz, hatte den Muth, offen zu erklären, ihm sei keine den Oberpräsidenten belastende Thatsache bekannt; ein Anderer, der Kammerrath Gottfried Weiße, der sich wesentlich in demselben Sinne äußerte, konnte doch nicht umhin, den Oberpräsidenten wegen der industriellen Unternehmungen, die er im Amte Neustadt eingeleitet hatte, der Verschwendung vieler Tonnen Goldes anzuschuldigen und sich zu beschweren, daß ihm selbst der Hofrathstitel vorenthalten sei.

Und wie reichlich floß nun der Strom der unbewiesenen Anklagen in den Schreiben der übrigen Minister. Daß er sich auf seines Herrn Kosten und in sträflichster Weise bereichert habe, daß er von fremden Fürsten bestochen sei, daß er des Kurprinzen Erziehung absichtlich irregeleitet, um ihn „expresse in der Ignoranz zu erhalten und nachgehends nach Gefallen führen zu können", daß er seines Herrn Autorität immer verdunkelt habe, um selbst den Herrn spielen zu können, daß alle übrigen, auch die vornehmsten Staatsbeamten, sowie die Gesandten fremder Mächte „gar hart und schnöde" behandelt seien, dies und noch vieles andere maß man dem

Oberpräsidenten bei; durch seine Schuld sei es geschehen, daß alle Kassen leer, die Finanzen des Staates in völlige Verwirrung gerathen seien, daß die auswärtige und innere Politik des Staates gleich unglücklich geleitet sei. Andere Punkte fügte der Kurfürst eigenhändig hinzu, darunter „ob es Recht sei, daß man zwischen Eheleuten Uneinigkeit suchet anzurichten, indem er mich mit dem Salomon verglichen, der sich auch von Weibern hat bethören lassen, und da er seiner Frauen mehr nachgiebt als ich".

Eine Commission von vier Geheimen Räthen wurde niedergesetzt, um den Oberpräsidenten auf Grund einer aus diesem Material zusammengestellten vorläufigen Anklageschrift zu verhören. Danckelmann bestand das Verhör aufs beste; offen und klar vertheidigte er seine Regierungsmaßregeln, die Commissare — theilweise seine entschiedensten Gegner — mußten dem Protocoll hinzufügen: „bei Ablesung der Artikel zeigte er bis fast auf die letzte ein freyes und cordiales Wesen, verwunderte sich lachend über die meisten Beschuldigungen; gegen die letzte aber änderte sich solches, und merkte man Consternation." Unmöglich könne man ihm, erklärte er zuletzt, die Verantwortung für jeden Unglücksfall während seiner Regierung aufbürden; thue man das „so wäre eben so viel, er stürzte sich zum Fenster hinaus."

Beweismaterial hatte das Verhör nicht im entferntesten zu Tage gefördert; besser noch als in seinen mündlichen Aussagen entkräftete Danckelmann die theilweise ganz ungereimten Anklagen seiner Feinde in einer sehr voluminösen Vertheidigungsschrift, die er als „unterthänigsten Vorbericht bis zur völligen Beantwortung und Defension über die einunddreißig Beschuldigungspuncte" zu den Acten gab; man bewundert, wenn man sie liest, die Klarheit und Freiheit des Geistes, die sich darin ausspricht, die Stärke des Gedächtnisses, dem selbst ganz geringfügige Details aus einer fast zehnjährigen Verwaltung aller Staatsgeschäfte noch gegenwärtig sind. Der Hoffiscal (Oberstaatsanwalt) Gregorius Möller, dem die Acten übersandt waren, um daraus die eigentliche Anklageschrift zu formiren, dem im November 1700 — so lange hatte sich der Proceß schon hingezogen — bei einer Strafe von 2000 Ducaten befohlen wurde, die Sache binnen vier Wochen zu Ende zu bringen, schrieb voller Verzweiflung auf einen Zettel, der noch bei den Acten liegt: „heiliger Gott, gerechter Richter! Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen? Niemand will das Herz haben, S. Kurf. Durchlaucht den schlechten Stand des Processes zu offenbaren, sondern der Proceß soll continuirt werden." Trotzdem wirkte die angedrohte Strafe: im December 1700 konnten Friedrich die zweihundertundneunzig Anklageartikel vorgelegt werden, die Möller nicht ohne die schwersten Gewissensbedenken zu Stande gebracht hatte; die Commissare beantragten, ihn daraufhin einem zweiten Verhöre zu unterwerfen, ihm aufzugeben, die 290 Fragen „mit Ja oder Nein ohne Anhang zu beantworten." Erst im Januar 1702 fand dies zweite Verhör statt; bis in den März zog es sich hinaus; Danckelmann ließ sich sein Vertheidigungsrecht nicht soweit einschränken, wie seine Gegner gehofft hatten, in umfassendster Auseinandersetzung legte er nochmals dar, wie man ihn keiner Verschuldung zeihen könne. Der Bericht, den der Nachfolger des inzwischen verstorbenen Greg. Möller, der Hoffiscal Wilhelm Duhram, am 31. März 1702 erstattete, macht der preußischen Rechtspflege, soweit sie von der ordentlichen Gerichts-

barkeit verwaltet wurde, die höchste Ehre. Er trägt den Titel: „Advocati fisci frei eröffnetes Gewissen vor S. K. Maj. in Preußen nach Erfordern des jüngst gethanen Eides in Sachen des gewesenen Oberpräsidenten v. Danckelmann", eine Ueberschrift, die schon zeigt, von welchen Gesichtspuncten der brave Schreiber ausgeht; die freimüthige Darstellung schließt mit der Bemerkung, Danckelmann habe sich schriftlich und mündlich so verantwortet, daß, ehe man im Processe fortfahre, die genaueste Untersuchung nothwendig sei, „ob man auch mit der Sache glücklich fortkommen und allenfalls den von Danckelmann mit nothdürftigem Beweise überführen könne." Einige Tage darauf erging ein Rescript des Königs, der mit der Untersuchung fortzufahren befahl; aber schon sechs Wochen später reichte der Fiscal abermals einen Bericht ein, worin er unter detaillirter Besprechung von fünfzig der Anklagepuncte den gänzlichen Mangel an Beweisen für die Schuld des Angeklagten darlegte.

Mehr als fünf Jahre hatte das Verfahren schon gedauert, ohne daß irgend ein Ausgang abzusehen war. König Friedrich war innerlich auch jetzt noch fest davon überzeugt, daß sein langjähriger Minister sein Vertrauen auf das schmählichste mißbraucht habe, um so weniger mochte er sich entschließen, einzugestehen, daß er ihm Unrecht gethan, nur weil es an formellen Beweisen fehlte. So schritt er zu einem Acte der Cabinetsjustiz. Er befahl am 22. Februar 1704 die Einstellung des Verfahrens, aber — so heißt es in dem Rescript — dem König selbst sei am besten bekannt, wodurch Danckelmann in Ungnade verfallen, und sei er überzeugt, daß die Strafe, die er deshalb leide, nicht zu hart sei; es müsse deshalb dabei auch ferner sein Bewenden behalten. Erst 1707, nach weiteren drei Jahren, als die Geburt eines Enkels dem König zu vielen Gnadenacten Veranlassung gab, wurde Danckelmann aus Peitz entlassen, ihm die Stadt Cottbus als Aufenthaltsort angewiesen; aus seinem eingezogenen Vermögen wurde ihm eine kleine Rente von 2000 Thalern ausgesetzt. Aber eine Wiederaufnahme seines Processes, eine öffentliche Erklärung seiner Unschuld hat der tiefgekränkte Staatsmann nicht erreicht, und nie hat er seinen früheren Zögling wieder sehen dürfen. Erst König Friedrich Wilhelm I. ließ ihm 1713 eine glänzende Genugthuung zu Theil werden, indem er ihn unmittelbar nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof berief und ihm einen ausgesuchten Beweis seiner Hochachtung und seiner Ueberzeugung von der Unschuld des hart geprüften Mannes abstattete.

So endete vor mehr als anderthalb Jahrhunderten das Verfahren gegen einen der höchstgestellten und bedeutendsten Staatsmänner, welche die preußische Geschichte kennt. In der Regierung König Friedrichs I. aber lassen sich scharf zwei Epochen unterscheiden. Während der einen wurde die brandenburgische Politik im großen und ganzen fortgeführt im Stile und im Sinne des Fürsten, der der Begründer des preußischen Staatswesens genannt werden darf, im Sinne des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Die zweite brachte den Glanz der Krone, aber Erniedrigungen und Demüthigungen nach Außen, Desorganisation und Zerrüttung im Innern, sie berechtigte zu der spöttischen Frage, die man noch zu König Friedrichs Lebzeiten hörte, „wie es denn komme, daß das Königreich Preußen so viel weniger zu bedeuten habe, als das Kurfürstenthum Brandenburg". Den Markstein, der diese beiden Perioden von einander trennt, bildet die Entlassung Eberhards von Danckelmann.

Das höhere landwirthschaftliche Unterrichtswesen.

Von
Eugen Werner.
Leipzig.

Schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts that sich auf deutschen Universitäten das Bedürfniß kund, die Landwirthschaft in den Kreis der Wissenschaften aufzunehmen. Zunächst und fast ausschließlich waren es Cameralisten, welche sich mit der Landwirthschaft wissenschaftlich beschäftigten. Im Jahre 1727 begann Thomasius in Halle Oekonomie zu lehren; ihm folgten Frankenstein und Zink zu Leipzig. Auch wurden in Frankfurt a. O. und Braunschweig (1745) Professuren für Oekonomie und Cameralwissenschaften errichtet. Demnächst entstanden Lehrstühle für die genannten Wissenschaften in Wien am Theresianum (1752), auf der hohen Schule ebendaselbst (1762), zu Prag (1766), Lauteren (1774), Heidelberg, Flensburg, Gießen, Worms und Stuttgart. — Daß das Bedürfniß nach einem landwirthschaftlichen Studium zuerst von den Cameralisten ausging, ist erklärlich, denn sie kamen naturgemäß in Beziehungen mit der Wirthschaftsleitung auf Domainen, mit den zahlreichen, jetzt abgelösten Lasten und Gerechtsamen, Frohnden, Zehnten rc., deren Kenntniß einen großen Theil des Landwirthschaftsrechtes der damaligen Zeit ausmachte. Mit der Aufhebung dieser mittelalterlichen Institutionen verlor auch die Landwirthschaftslehre an Interesse. Die Folge davon war, daß ein Theil der im vorigen Jahrhundert begründeten Lehrstühle auf deutschen Hochschulen einging.

Wenn es der Geist des Cameralwesens, der Geist einer vernünftigen Regelung der aus dem Feudalwesen entsprossenen Verbände und Verträge war, der die Landwirthschaft auf der Universität hielt, so verdankt in der Neuzeit die Landwirthschaftslehre ihre Stellung zum großen Theil den Naturwissenschaften. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wurde der Schwerpunkt der Lehre verlegt auf das Gebiet einer rationellen landwirthschaftlichen Produktion. Die neue Bahn betrat zuerst Albrecht Thaer, ein Mann, der sich hohe Verdienste um die deutsche Landwirthschaft erworben hat; er begründete im Jahre 1802 in Celle eine landwirthschaftliche Lehranstalt, bei welcher ihm sein Freund, der Apotheker Einhof, als Lehrer für Physik, Chemie, Botanik zur Seite stand. Thaer selbst hielt über Agronomie, Agrikultur, Produktion, Oekonomie im eigentlichen Sinne vor einer zahlreichen Zuhörerschaft Vorträge. Im Jahre 1804 schloß Thaer dieses Institut und siedelte nach dem von ihm erworbenen Rittergute Möglin in der Mittelmark über, um hier im Jahre 1806 ein landwirthschaftliches Institut zu eröffnen. Bei seinem neuen Unternehmen hatte nun Thaer die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kriegsstürme durchtobten Deutschland; 21 Zöglinge waren angemeldet, aber nur 3 traten ein, denen sich bis zum Frühjahre 1807 noch 5 beigesellten.

Von den bis zum heutigen Tage begründeten landwirthschaftlichen Lehranstalten sollen im Folgenden nur diejenigen namhaft gemacht werden, welche durch ihre Lehrkräfte einen weiteren Ruf erlangt haben.

1818 wurde die Lehranstalt zu Hohenheim (jetzt Akademie) bei Stuttgart von dem sehr namhaften Lehrer der Landwirthschaft, Schwerz, begründet. Diese Anstalt wurde stark besucht und gelangte zu einem bedeutenden Rufe, sowohl in

allen Staaten Deutschlands, als im Auslande. Die Zöglinge wurden zu Gutsverwaltern, Pächtern, Hofmeistern, Brauern, Wagnern, Schmieden, Maschinenmeistern u. s. w. herangebildet, wodurch eine sehr fühlbare Lücke in der Bewirthschaftung großer und kleinerer Güter ausgefüllt und unter den Landwirthen Süddeutschlands und der Schweiz ein Schatz von sehr nützlichen Kenntnissen verbreitet wurde. — 1826 begründete Friedrich Gottlob Schulze in Jena ein Institut zur Ausbildung angehender Landwirthe und Cameralisten. Besonders wurde erstrebt die Verbindung der Landwirthschaft mit der Staatswirthschaft im Unterrichte, die philosophische Ausbildung der Theilnehmer theils mittelst gemeinfaßlicher philosophischer Vorträge, theils mittelst kritischer Behandlung der auf Philosophie zu begründenden Doktrinen, ferner die Vereinigung der Bildung des Charakters und des Wesens mittelst des Institutes der akademischen Freiheit und eines wohlgeordneten geselligen Lebens, schließlich beständige sorgfältige Rücksicht auf die landwirthschaftliche Praxis. Bis zum Jahre 1834 wurde die Anstalt zahlreich besucht und von Schulze mit Geschick und Glück geleitet. Inzwischen hatte er in Eldena bei Greifswald eine landwirthschaftliche Akademie begründet, welche im Jahre 1835 von ihm als Direktor eröffnet wurde. In kurzer Zeit wuchs die Frequenz der jungen Anstalt auf 80 Studirende. Schulze, dem seine Stellung durch vielfache Mißhelligkeiten verleidet wurde, folgte aber schon im Jahre 1839 einem Rufe zurück an die Universität Jena, wo er, begleitet von vielen seiner Eldenaer Schüler, sein Lehrinstitut wieder eröffnete, welches unter seiner Leitung in der erfreulichsten Weise gedieh, so daß die Frequenz von 1850 bis 60 (Schulze's Tod) nie unter 100 betrug.

Im Königreich Sachsen war schon 1829 mit der Forstakademie zu Tharand eine landwirthschaftliche Abtheilung verbunden, zu deren Director Schweitzer berufen wurde, unter dessen Leitung diese Anstalt ein großes Renommé erlangte. Im Jahre 1835 wurde Sprengel als Lehrer der Landwirthschafts-Wissenschaft an dem Carolinum zu Braunschweig angestellt. — Aus der großen Zahl der landwirthschaftlichen Lehranstalten, welche von den vierziger Jahren an entstanden und zum Theil wieder eingingen (Karlshof, Beberbeck, Worms, Waldau &c.) sind hier nur die noch bestehenden, höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten zu erwähnen.

Die preußische Akademie Proskau bei Oppeln wurde 1847 gegründet; der erste Director war Heinrich. Nach dessen Tode übernahm 1862 H. Settegast mit Umsicht und Erfolg die Leitung. Im Jahre 1848 trat die Königl. Akademie Poppelsdorf bei Bonn ins Leben. Die Leitung dieser Anstalt wurde Schweitzer übertragen; seit 1870 ist Dünkelberg Director, welcher sich besonders um Ausbildung des culturtechnischen Unterrichtes (über Drainage, Wiesenbau &c.) verdient gemacht hat. Das jetzt mit der Universität Göttingen verbundene Institut zu Weende wurde 1851 eröffnet. Im Jahre 1852 wurde in Bayern die Königl. landwirthschaftliche Centralschule zu Weihenstephan eröffnet, ein Institut, welches schon seit 1822 zu Schleißheim bestanden hatte.

Von diesen Lehranstalten sind viele isolirte, d. h. sie liegen entfernt von Städten und höheren Bildungsanstalten. Vom Beginn der fünfziger Jahre findet nun die Ansicht Verbreitung, daß fachwissenschaftliche, staatswissenschaftliche und allgemeine Bildung in reichem Maße nur auf Universitäten erworben werden könnte. Ein solches, mit der Universität in Verbindung stehendes Institut (Universitäts-

institut) entstand zuerst 1860 zu Berlin, 1862 folgte Halle unter J. Kühns Leitung, 1868 Jena, 1869 Leipzig unter Blomeyers, Gießen unter Thaers, Königsberg unter von der Goltz's, dann Göttingen und 1872 Heidelberg unter Fühlings Leitung.

Außer diesen sind noch auf folgenden deutschen Universitäten Abtheilungen und Professuren für Landwirthschaft: in Kiel, in der technischen Hochschule zu München und in Rostock. Der Zweck der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten, der selbständigen Akademien und der Universitätsinstitute, ist, angehenden Landwirthen eine auf der Höhe der Wissenschaft stehende Berufsbildung zu verleihen, damit sie in ihrem einstigen Wirkungskreise zu einer erfolgreichen Thätigkeit befähigt sind. Das Interesse für die Wissenschaft soll erweckt werden. Der höhere landwirthschaftliche Unterricht soll demnach vorzugsweise anregend wirken. Dabei sollen aber auch die Studirenden mit einem solchen Maße von Kenntnissen ausgerüstet werden, daß sie späterhin im Stande sind, den Fortschritten der Landwirthschaft nicht nur zu folgen, sondern auch selbstthätig mitzuarbeiten. Mit der Berufsbildung soll eine allgemeine Bildung Hand in Hand gehen, so daß die Studirenden an dem geistigen und politischen Leben des Volkes selbständigen Antheil zu nehmen vermögen. Um dieses, gewiß nicht niedrig gesteckte, Ziel erreichen zu können, bedarf es eines Studiums von wenigstens 4—5 Semestern.

Zur Aufnahme in eine höhere Lehranstalt werden fest normirte Ansprüche in Bezug auf Vorbildung nicht gestellt. Im Allgemeinen wird nur verlangt, daß sich die Studirenden Reife des Urtheils und Kenntnisse in dem Maße erworben haben sollen, um akademischen Vorträgen ohne Schwierigkeit folgen und den rechten Nutzen daraus ziehen zu können. Ferner werden genügende landwirthschaftlich-technische Kenntnisse vorausgesetzt. Vor dem Studium ist also eine praktische Lehrzeit von wenigstens einem vollen Jahre durchaus unerläßlich. Man sollte nun denken, daß sich die höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten die Gunst der Großgrundbesitzer in hohem Grade erworben haben müßten. Dem ist aber nicht so. Der Besuch dieser Anstalten ist vielfach ein erschreckend geringer. Die meiste Frequenz von ungefähr 200 inskribirten (!) Landwirthen zeigt Halle, dann dürfte die Akademie Proskau mit 80 bis 100 Studirenden, das Universitäts-Institut zu Leipzig mit 50 bis 70 Studirenden folgen. Einige dieser Institute (Göttingen, Jena) stehen nicht selten auf dem Aussterbeetat. Um so auffallender ist diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß das deutsche Volk ein vorwiegend Ackerbau treibendes ist (ungefähr 60 pCt. der Bevölkerung sind Landbevölkerung) und daß davon ein sehr großer Theil, der freilich zahlenmäßig nicht angegeben worden, zum Stande der Großgrundbesitzer gehört. Zur Erklärung der geringen Frequenz werden nicht selten die „schlechten Zeiten" oder das „mangelnde Interesse" der „Indifferentismus" seitens der Großgrundbesitzer angeführt. Wir können aber derlei Gründe nicht wohl gelten lassen. Wenn der Großgrundbesitzer in der Lage ist, seinem Sohne, der die militärische Laufbahn ergreift, viele Jahre hindurch in der ergiebigsten Weise Zuschüsse zu leisten, wenn für edle Pferde und andere Luxusausgaben trotz der „schlechten Zeiten" die genügenden Mittel vorhanden sind, dann, so sollte man annehmen, müßten diese auch zur Erlangung einer genügenden Berufsbildung vorhanden sein. Wenn man aber sagt, dem großen Landwirthe fehlt das

Interesse für die Wissenschaft, so muß das zugegeben werden. Nur fragt es sich dann, warum fehlt das Interesse? Unserer Ansicht nach liegt nicht der Fehler an den Landwirthen, sondern in der Organisation des landwirthschaftlichen Unterrichtes. Die Wissenschaft versteht es bisher noch sehr schlecht, das Interesse der großen Landwirthe zu fesseln. Es geht in diesem Falle ähnlich, wie mit dem mangelhaften Kirchenbesuche. Das, was das Publicum verlangt, findet es an den betreffenden Orten nicht. Eine bessere Organisation des höheren landwirthschaftlichen Unterrichtes ist daher dringend geboten. Es würde hier zu weit führen, positive Vorschläge in dieser Richtung zu machen. Meistens ist die Vorbildung der Studirenden eine ungenügende, so daß die Vorträge gar nicht oder oft nur halb verstanden und geistig verarbeitet werden können. Ferner ist in den meisten Fällen die Dauer des Studiums eine ungenügende. Viele Landwirthe studiren aus Sparsamkeitsrücksichten 1 oder 2 Semester, nicht selten nur zu einer Zeit, wo sich eine andere, ihnen zusagende Stellung nicht findet. Nichts ist erklärlicher, als daß in diesem Falle solche Disciplinen gehört werden, die ausschließlich landwirthschaftliche sind (Betriebslehre, Pflanzenbau, Thierzucht, Fütterungslehre). Diese Lehrzweige sind aber in einem geordneten Studium zumeist an den Schluß zu stellen, weil sie Kenntnisse aus allen Zweigen der Naturwissenschaft und der Volkswirthschaft voraussetzen. Wo nun diese Kenntnisse fehlen, kann die Lehre niemals einen sichern Halt für späteres praktisches Handeln gewähren. Mißerfolge sind unvermeidlich, welche dann den „Herren vom grünen Tisch", den „Buchhelden" in die Schuhe geschoben werden. Wegen des vielfach „unverdauten" Wissens sind die „studirten" Landwirthe im Kreise der Praktiker nicht selten im Verrufe. Es kommt gar oft vor, daß ein landwirthschaftlicher Beamter, welcher von der Pike auf gedient hat und dessen Gesichtskreis ein entschieden beschränkter ist, leichter eine gut honorirte Stellung erlangt, als Landwirthe, welche unter pecuniären Opfern ihr Wissen auf einer Hochschule erweitert haben. — Zur Beseitigung dieser außerhalb des Bereiches der Lehranstalten liegenden Uebelstände kann durch eine zweckmäßigere Organisation dieser Anstalten beigetragen werden, und es muß auch anerkannt werden, daß diese Frage zu den im Kreise von Fachmännern vielfach, wenn auch leider nur mit geringem Erfolge, ventilirten gehört. Man behauptet, eine bestimmte, ziemlich bedeutende Vorbildung müsse allgemein verlangt werden. Wie bei den meisten andern, das Studium erheischenden Berufsarten, so müßte auch der Landwirth das Maturitätsexamen bestanden haben, um an einer Hochschule aufgenommen werden zu können. Sicherlich würde eine solche Vorbildung für die Landwirthe sehr förderlich sein. Wenn sie aber unerläßlich sein sollte, so würde die Mehrzahl der jungen Landwirthe, welche später einmal die Bewirthschaftung größerer Güter zu übernehmen haben, von einem Studium an einer landwirthschaftlichen Hochschule ganz ausgeschlossen sein. Um einen Großbetrieb selbständig und mit Erfolg leiten zu können, ist eine Berufsbildung von ungefähr 8 Jahren nothwendig (1 Jahr Militärdienst, 2 Jahre landw. Praxis, 2—3 Jahre Studium, 2—3 Jahre abermalige Praxis). Will man nun auch unter Berücksichtigung des Alters, welches der Landwirth bis zu seiner vollen Ausbildung erreicht, sowie etwa aus Sparsamkeitsrücksichten von dem Abiturientenexamen und einer bis zum 20. Lebensjahre dauernden Schulbildung absehen, so könnte man doch sicherlich die Reife für Prima zur unerläßlichen Aufnahmebedingung machen.

Eine Streitfrage, welche noch jetzt die Gemüther heftig bewegt, ist die: ob die isolirte Akademie oder das Universitätsinstitut die geeignete Bildungsstätte für Landwirthe ist. J. v. Liebig war es, der 1861 in einer akademischen Festrede zur Feier des 102. Stiftungstages der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München erklärte, daß die selbständigen landwirthschaftlichen Lehranstalten nach jener von Möglin der Landwirthschaft mehr Schaden als Nutzen gebracht hätten, weil sie weder den Geist Thaers in nationalökonomischer, philosophischer noch in naturwissenschaftlicher Richtung besessen hätten; denn Thaer habe eben nicht als Landwirth von Beruf, sondern als Mann der Wissenschaft so große Erfolge gewonnen; die Akademien hätten für die höhere Theorie ihrer Doctrin (Lehre von der Ernährung und der Erziehung von Pflanzen und Thieren, selbst für die Wirthschaftslehre) nichts Erhebliches geleistet; sie lernten den Fortschritt begreifen, aber sie machten ihn nicht selbst.

Diese Ansicht Liebigs fand viele Vertreter und besonders, wie ja das begreiflich ist, in Solchen, welche am Bestehen der Universitätsinstitute interessirt sind. Gegen diese Institute und für die selbständigen Akademien sprechen sich dagegen große Collegien von Beamten (preußisches Landesökonomiecollegium), Landwirthe, Directoren der Akademien ꝛc. aus. Ueber den Streit, ob Liebig oder Thaer, ob Universitätsinstitut oder Akademie, ist mit der Zeit eine umfangreiche Literatur erschienen. Eine kritische und möglichst objective Zusammenstellung der älteren Ansichten giebt Dr. Birnbaum in „Universitätsinstitut oder isolirte landwirthschaftliche Akademie?“ Gießen 1862. — Ohne auf die einzelnen strittigen Punkte näher einzugehen, kann unserer Ansicht nach unter Umständen Universitäts- und Akademiestudium gleich berechtigt sein. Das Universitätsstudium eignet sich im Allgemeinen für begüterte Landwirthe, welche eine von vornherein gesicherte Lebensstellung in Aussicht haben, für Solche, welche neben der Landwirthschaft auch Studien allgemeiner Natur über Philosophie, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften treiben, für Solche, welche als Großgrundbesitzer, später auch als Politiker und Staatsmänner wirken wollen. Für all' diese spielt die Geldfrage meist eine untergeordnete Rolle; sie haben in ihrer Studienzeit zugleich Gelegenheit, das Leben der Großstadt kennen zu lernen und zu genießen. In Folge ihrer allgemeinen Bildung nehmen diese angehenden Landwirthe eine gleiche Stellung ein, wie die Studirenden anderer Facultäten, während von diesen der Immaturus als Mindergebildeter fast ausnahmslos mit einer gewissen Verachtung angesehen wird. Den vom Geschick begünstigten jungen Landwirthen ist es auch möglich, eine längere Zeit auf ihr Universitätsstudium zu verwenden; sie können sich daher mit den, in streng wissenschaftlicher Form vorgetragenen Grundwissenschaften, Naturwissenschaften und Nationalökonomik, vollständig vertraut machen. Sie könnten sich vertraut machen, nur schade, daß es ein verschwindend kleiner Theil wirklich thut. — Gerade dasjenige, was den Akademien vielfach als Nachtheil vorgeworfen wird, daß sie die Hülfswissenschaften in gedrängter Kürze, wenn möglich mit Beziehung auf die Landwirthschaft ihren Studirenden bieten, gerade das müssen wir als Vortheil anerkennen. Dadurch wird eine bedeutende Zeitersparniß für das Studium ohne Nachtheil ermöglicht und selbst weniger begüterten Landwirthen, welche sich als Verwalter und einstige Directoren großer Güter ausbilden wollen, die Aneignung

eines genügenden theoretischen Wissens gestattet. Ferner muß erwähnt werden, daß in der Regel (aber keine Regel ohne Ausnahme) der akademische Unterricht einheitlicher organisirt ist, als der Universitätsunterricht. Bei jenem sind die einzelnen Disciplinen soweit als thunlich scharf gegen einander abgegrenzt, was in semesterlichen Conferenzen der Docenten berathen wird; wogegen der landwirthschaftliche Universitätsstudent sehr leicht in die Lage kommt, in einem Semester denselben Gegenstand in drei oder vier verschiedenen Collegs zu hören. Dieser Zeitverlust wäre nun vielleicht noch zu verschmerzen, zumal derselbe Gegenstand meist von verschiedenen Seiten beleuchtet wird. Es kommt aber auch vor, daß Jemand, der 4 Semester an einer Universität studirt, obgleich er Einiges sehr genau weiß, von großen Wissensgebieten der Landwirthschaft keine Ahnung hat. — Auch in dem Umstande, daß die Akademien mit einem größeren Landgute verbunden sind (Proskau z. B. mit einer 1000 Hektar umfassenden Gutswirthschaft und 5000 Hektar Forst), können wir nur einen Vortheil erblicken. Das Landgut ist ein hoch schätzbares Demonstrationsmaterial, Lehrer und Studirende bleiben mit dem praktischen Betriebe stets in Contact, abgesehen davon, ob die akademische Wirthschaft eine wirkliche Musterwirthschaft ist oder nicht.

Das Dilemma zwischen Universität und Akademie hat man zu umgehen gesucht mit der Gründung der Hochschule für Bodencultur in Wien: Der Standpunkt der isolirten Akademie wurde angenommen, aber dahin getrachtet, die Trennung sowenig als möglich nachtheilig zu gestalten; für die „ordentlichen" Hörer sind die Aufnahmebedingungen dieselben, wie an der Universität. Die Zahl der „außerordentlichen" Hörer, d. h. derjenigen, welche der Aufnahmebedingung nicht genügen, überwiegt die der „ordentlichen" sehr bedeutend. Die Grundwissenschaften können an der Universität gehört werden, während für die Fachwissenschaften besondere Docenten an der Hochschule angestellt sind.

Die Frequenz der Institute kann auch nicht als Entscheidungsgrund über die prinzipielle Frage, ob Akademie oder Universität, aufgestellt werden. Für eine isolirte Akademie ist es viel schwieriger, mit hohen Zahlen zu glänzen, als für Universitätsinstitute, weil bei letzteren in Folge der leichteren Aufnahme als Landwirthe Viele eingeschrieben werden, die alles Andere, nur nicht Landwirthschaft, zu hören beabsichtigen. Die Frequenz ist zum größten Theil abhängig von dem zeitweiligen Renommé der Lehrkräfte, besonders aber des Directors, wenn er selbst namhafter Landwirth ist und es versteht, von seinem Institute reden zu machen.

Der höhere landwirthschaftliche Unterricht entspricht den vom Publicum gestellten Ansprüchen bisher nur sehr wenig, und es dürfte daher die Zeit nicht mehr fern sein, wo er einer gründlichen Reorganisation seitens des landwirthschaftlichen und Unterrichtsministeriums entgegengeht. Mit Erfolg ist in Preußen der landwirthschaftliche Unterricht von den staatlichen Behörden auf einer freilich tieferen, aber auch breiteren Stufe in Angriff genommen worden durch Errichtung von „Landwirthschaftsschulen". Hierüber nächstens.

Die Wirthschaftsconcessionen in der deutschen Gewerbeordnung.

Von
Josef Landgraf.
Stuttgart.

Die deutsche Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 hat in ihrem § 33 bestimmt: „Wer Gastwirthschaft, Schankwirthschaft oder Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus betreiben will, bedarf dazu der Erlaubniß. Diese Erlaubniß ist nur dann zu versagen: 1. wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Hehlerei oder der Unsittlichkeit mißbrauchen werde; 2. wenn das zum Betriebe des Gewerbes bestimmte Lokal wegen seiner Beschaffenheit oder Lage den polizeilichen Anforderungen nicht genügt. Es können jedoch die Landesregierungen, soweit die Landesgesetze nicht entgegenstehen, die Erlaubniß zum Ausschänken von Branntwein und den Kleinhandel mit Branntwein und Spiritus auch von dem Nachweis eines vorhandenen Bedürfnisses abhängig machen.“ Diese gesetzliche Bestimmung ist s. Z. mit vollem Bewußtsein ihrer Tragweite gegeben worden. Die Motive sagten sich, daß diese Concessionspflicht sowohl auf sitten- als auch auf sicherheitspolizeiliche Gründe gestützt werden müsse und daß dieses nicht nur in Deutschland, sondern auch in England gemeinen Rechtes sei; freilich haben die meisten Gewerbeordnungen lediglich von einer allgemeinen polizeilichen Concession gesprochen; in dieser Beziehung ging die deutsche Gewerbeordnung einen erheblichen Schritt weiter, indem sie sich in jenen Bedingungen wesentlich beschränkte, aus welchen die Genehmigung versagt werden kann. Ganz besonders ist hier die Bedürfnißfrage für alle anderen Fälle weggefallen als für die im obigen Nachsatze gekennzeichneten, und zwar obwohl die Bedürfnißfrage an sich wenn auch schon in beschränktem Sinne in dem Regierungsentwurfe selbst noch enthalten gewesen ist. Das Gewerbe der Schankwirthschaft setzt weder eine Vorbildung noch ein erhebliches Kapital voraus, sagten die Motive, erfordert also gerade wegen seiner leichten Zugänglichkeit für Personen, denen die wirkliche Arbeit nicht zusagt, im Interesse der guten Sitte eine Beschränkung. Dem glaubte man aber durch das in das Gesetz aufgenommene persönliche und örtliche Moment vollständig Genüge gethan. Auch die öffentliche Meinung scheint s. Z. sich damit durchaus abgefunden zu haben, denn es kamen bis nach dem Eintritt der Krise, unter der wir heute noch leiden, allgemeine Klagen über eine besondere Zunahme der Wirthschaften nicht zur öffentlichen Kenntniß. Die Kassandra-Stimmen, welche erst seit einigen Jahren über diese Frage laut wurden, die insbesondere aus den rheinischen Fabrikstädten — den Anfang hat unseres Wissens Barmen gemacht, — erschollen, blieben bis eben dahin durchaus stumm. Seitdem aber bildet die Frage einer Rektifikation gerade dieser Bestimmung mit einen sehr lebhaft betonten Theil des Programmes sogar einzelner politischer Parteien, und als in der letzten Reichstagssession die Gewerbenovelle verhandelt wurde, konnte man neuerdings die baldige Erfüllung dieses Wunsches in den Vordergrund stellen hören. Ob mit Recht oder mit Unrecht, darüber hat unseres Ermessens in diesem Augenblick die königlich württembergische Regierung wohl die beste Antwort gegeben, indem sie aus den zur Erhebung der nachtheiligen

Google

Folgen der Vermehrung von Wirthschaften eingezogenen Berichten erkennen zu sollen glaubte, daß sie bisher jene Vollmachten, welche z. B. das Reichsgesetz der Regierung jedes Bundes-Staates gegeben, noch gar nicht voll zur Anwendung gebracht habe. Mit anderen Worten ist damit gesagt: Die Frage, um die es sich hier handelt, ist deßhalb noch gar nicht zu einer Gesetzesänderung reif, weil die Befugniß des Gesetzes noch keineswegs erschöpft scheint. Und in der That ist unseres Wissens von einigen Städteverwaltungen, z. B. München abgesehen, Nichts darüber bekannt geworden, daß bisher die Ortsfrage bei den Wirthschaften irgendwo besonders hervorgehoben worden wäre. Die Erhebung der württembergischen Regierung hat nämlich gezeigt, daß viele Lokale, in welchen auf Grund der Vorschriften der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich neu concessionirte Wirthschaften betrieben werden, vermöge ihrer Lage wie ihrer Beschaffenheit den polizeilichen Anforderungen im Sinne des Gesetzes nicht entsprechen; sie bestimmt daher folgerichtig, daß fernerhin in dieser Beziehung auf eine sorgfältigere und strengere Prüfung vor der Ertheilung der Erlaubniß zum Wirthschaftsbetrieb durch zuständige Behörden gedrungen werden muß. Zu diesem Behufe sind nun eine Reihe von Gesichtspunkten zur künftigen Beachtung und Wissenschaft der Verwaltungsbehörden bei Entscheidung dieser Frage aufgestellt worden. So werden in Bezug auf die Lage der zum Wirthschaftsbetrieb bestimmten Lokale solche Gebäude, besonders auch Hintergebäude, welche nicht leicht und zu jeder Zeit zugänglich sind, und von den Polizei-Organen nicht oder nur unvollständig überwacht werden können, ferner solche Gebäude, welche in größerer Entfernung vom Etter insbesondere an abgelegenen Feld- und Güterwegen sich befinden, als ungeeignet bezeichnet. Auch muß verlangt werden, daß die Zugänge zu den Wirthschaftsräumen eine für den Wandel ungefährliche Beschaffenheit haben. In Bezug auf Beschaffenheit der für den Wirthschaftsbetrieb bestimmten Räumlichkeiten sollen dieselben allen Anforderungen entsprechen, welche vom Standpunkt der Gesundheits-, Sitten- und Sicherheits-Polizei aus zu stellen sind, und den Rücksichten des öffentlichen Anstandes genügen. Darnach müssen die Lokale eine angemessene Höhe haben, die mindestens 2,3 m beträgt; auch sollen die Lokale sonst in ihrer Größe der Art des Wirthschaftsbetriebs entsprechen; es müssen Einrichtungen zur Herstellung eines gehörigen Luftwechsels mit Vermeidung schädlicher Zugluft vorhanden sein; ein genügendes Tageslicht und zweckmäßige Einrichtungen zur Erwärmung der Lokale sollen gleichfalls verbürgt sein. Räumlichkeiten, die über der Erde sich befinden, sind zu bevorzugen, sofern eben Keller und Souterraine für den allgemeinen Wirthschaftsbetrieb nicht taugen; für die Familie des Wirths müssen gehörige abgesonderte Wohn- und Schlafräume vorhanden sein; auch soll der Wirth nicht wegen getheilten Eigenthums an dem Gebäude, in welchem die Wirthschaft betrieben wird, an geordnetem Wirthschaftsbetrieb gehindert sein. Ja sogar die Aborte und die geeigneten Kellereien zur Aufbewahrung und Conservirung der Getränke u. s. w. sind nicht vergessen, letztere besonders auch im Interesse der Getränkesteuercontrolle. Bei Gesuchen um Gastwirthschafts-Concessionen soll dann des Weiteren zu prüfen sein, ob die sonstigen Einrichtungen so sind, daß eine angemessene Beherbergung und Verpflegung von Reisenden, sowie zutreffendenfalls die Unterbringung ihrer Pferde und Fuhrwerke nach den örtlichen Verhältnissen möglich werde. Ueber alle

diese Voraussetzungen, die auch bei Aenderungen in der Person des Unternehmers oder der Betriebsstätte zutreffen müssen, haben sich die Gemeinderäthe auf Grund eigener Kenntnißnahme von den zur Wirthschaft ausgesehenen Lokalen auszusprechen; die Verwaltungsbehörden können sich dieserhalb Situationspläne, Grundrisse und Durchschnitte über die zum Wirthschaftsbetrieb bestimmten Lokalitäten vorlegen lassen. Stellt sich nach gegebener Erlaubniß heraus, daß die Räumlichkeiten nicht mehr den Anforderungen entsprechen, so kann die Concession wieder im Sinne der Gewerbeordnung zurückgenommen werden.

Man mag über diesen Erlaß der württembergischen Staatsregierung in den Einzelheiten, die übrigens bei der Wichtigkeit, die der Schenkwirthschaftsfrage jetzt gegeben werden will, der vollen Reproduction an diesem Platze gewiß werth erschienen, denken, was man will; dagegen wird schwer aufzukommen sein, daß das Recht zu diesen Directiven als solchen der einzelne Bundesstaat hat. Aber noch mehr, man wird darnach erst recht zugeben müssen, was unbefangene Beurtheiler schon lange gesagt haben — daß die Ueberhandnahme der Wirthschaften in einzelnen Theilen Deutschlands nicht sowohl eine Schwäche der Gesetzgebung, sondern eine Schwäche der Verwaltung gewesen ist. Man hat eben übersehen, daß die Verwaltung in der Hausse- und Nach-Hausse-Periode ganz andere Aufgaben zu erfüllen hatte als unmittelbar nach der Gesetzgebung von 1869. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich die Wirthschaftsbesitzer nicht selten auch aus verdorbenen und verkrachten Gewerbetreibenden, die ihr ursprüngliches Gewerbe nicht mit Erfolg zu betreiben vermochten, rekrutiren; in kurzsichtigster Weise glauben nun manche Gemeinden, die Freiheit von einer Armen-Unterstützung sich am besten mit der Connivirung einer Schankwirthschafts-Concession billiger erkaufen zu können; so mag es eben gekommen sein, daß die Berücksichtigung der Lokalfrage bisher in der Hauptsache nur eine sehr geringe Rolle spielte. Freilich war es sehr schwer, seitens der einzelnen unteren Verwaltungsbehörden selbst eine Reaction in dem Sinne der in Württemberg nunmehr gegebenen Direktiven zu veranlassen; das kann nur durch allgemein gesetzlich gegebene Bestimmungen dieser Art geschehen, auf die sich die unteren Staatsorgane mit vollem Gewicht stützen können, und in diesem Sinne ist das Vorgehen der württembergischen Regierung auf das Freudigste nicht bloß in diesem Lande selbst zu begrüßen. Dieselben Gewerbestätten, die bisher nach den zum Theil übertriebenen Schilderungen der Kritiker der deutschen Gewerbeordnung in dieser Richtung die Herde der Lüderlichkeit, der Trinksucht, der Hehlerei und noch so mancher anderer gemeingefährlicher Verbrechen gewesen sein sollen, werden also, wenn der Geist der hier vorgelegten Verordnung voll zum Schalten und Walten kommen wird, künftig als Muster der Bau-, Gesundheits-, und Gewerbe-Polizei fungiren. Eigenthümliche Berührung der Extreme! Man kann nur wünschen, daß man auch auf anderen Gebieten in so würdiger Weise die Reformer der Gewerbeordnung entwaffne und den heute so vielfach genährten Glauben an die Allgewalt der Gesetze untergrabe. Es ist ja beispielsweise auf einem benachbarten Gebiete, das schon früher an dieser Stelle eingehend besprochen wurde, nicht viel anders, wir meinen in der Frage der Nahrungsmittelfälschung. Was soll hier ein Gesetz nützen, so lange es überhaupt wissenschaftlich noch zweifelhaft ist, ob ein bestimmtes Getränk auf natürliche oder auf künstliche Weise entstanden ist; jedes Gesetz, das trotzdem geschaffen würde, wird

sich über kurz oder lang eher als eine Prämie für den Fälscher wirksam erweisen, und zwar in dem ersten Falle, — und er kann bei der Unvollkommenheit unserer analytischen Technik nicht lange ausbleiben —, wo eben diese analytische Chemie ihre Ohnmacht deklarirt. So sind noch manche andere Bestimmungen in der Gewerbeordnung, welche mehr nur Grundsätze enthalten, deren Verwirklichung erst nach einer reicheren Erfahrung abgewartet werden muß. Man denke nur an § 107, der jeden Gewerbeunternehmer verpflichtet, auf seine Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebs und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherheit der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind. So lange bisher die Fabrikinspektoren nicht obligatorisch waren, ist es nur begreiflich genug, daß dasjenige Material gefehlt hat, welches für die einzelnen Fälle allgemeine Direktiven schaffen ließ; erst jetzt nachdem dieses Institut endlich gleichheitlich für Deutschland obligatorisch organisirt werden wird, können wir hoffen, dazu das nöthige, wenn auch zunächst vielfach wohl nur negative Material zu erhalten, da sich diese Dinge schlechterdings nicht vom grünen Tische aus herstellen lassen. Erst dann wird der § 107 wahr werden, bisher stand er mehr oder weniger für gar viele Unternehmer entweder nur auf dem Papier oder war — worüber auch gar manche Klagen vorliegen — ein Quell' unangenehmster Chikanen durch solche Verwaltungs-Beamten, denen ein volles Verständniß für die Bedürfnisse der Industrie fehlt: der Baupolizeibeamte dementirt gar manchmal, was das Organ der Gewerbepolizei angeordnet hatte.

Und so wollen wir denn hoffen, daß der württembergische Regierungsakt quantitativ und qualitativ die möglichst produktive Kraft in dem oben ausgeführten Sinne bewähren möge.

Ein ungedruckter Aufsatz H. Heine's.

Mitgetheilt
von

Adolf Strodtmann.

Steglitz bei Berlin.

Zu den unerquicklichsten Partieen der Lebensgeschichte Heine's gehört die Zeit seines Aufenthaltes in München von Ende November 1827 bis Mitte Juli des folgenden Jahres. Mit anerkennenswerther Kühnheit hatte der junge Dichter sich in den ersten Bänden der „Reisebilder" offen in die Reihen der politischen Opposition gestellt. „Das Buch wird viel Lärm machen," hatte er kurz vor dem Erscheinen des zweiten Bandes seinem Freunde Friedrich Merckel geschrieben, „nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht." Und ein halbes Jahr später — im Juni 1827 — schrieb er an Moses Moser: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister."

Das Aufsehen, welches die „Reisebilder" erregt hatten, veranlaßte den Baron Cotta schon im Sommer 1827, Heine zur Einsendung von Beiträgen für das „Morgenblatt" aufzufordern und ihm gleichzeitig seine Absicht einer zeitgemäßen Umgestaltung der früher von Posselt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politischen Annalen" mitzutheilen, wobei er auf Heine's thätige Mitwirkung rechne. Dieser zeigte sich Anfangs wenig geneigt, auf die verlockenden Anerbietungen einzugehen. „Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden!" schrieb er an Merckel. „Aber ach, ich bin krank, ruinirt und gefesselt. . . . Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger oder die Hallesche Literaturzeitung lesen und ein deutsches Butterbrod essen." Erst gegen Mitte October, als Heine von Cotta den erneuten Antrag erhielt, die Redaction der „Politischen Annalen" in Gemeinschaft mit dem Dr. Fr. L. Lindner zu übernehmen, entschloß er sich, diesem Rufe zu folgen, — nicht so sehr, um der Sache des Liberalismus zu dienen, als vielmehr aus der leidigen Rücksicht auf das ihm in Aussicht gestellte splendide Honorar. In einem späteren Briefe an Cotta bekennt er offen, daß weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redacteur eines politischen Journals geeignet machten, und mit eben so naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel über seine Aufsätze für die „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muß ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der Annalen wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daß ich etwas Anderes bin, als unsre sonettirenden Almanachspoeten." An Varnhagen freilich schrieb er: „Ich habe diese Redaction angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus . . . Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen." Schon im ersten Briefe aus München heißt es jedoch: „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieselben fast nur jene flüchtigen Aufzeichnungen seiner Reise nach England, welche erst einige Jahre später, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrerer neuer Capitel eine bestimmtere politische Färbung erhielten.

Der Grund, warum Heine in all seinen Aufsätzen während des Münchener Aufenthalts sich der größten Mäßigung befliß und jede entschiedene Aeußerung über die heimische Tagespolitik ängstlich vermied, läßt sich aus seinen derzeitigen Briefen an Varnhagen, Schenk und Cotta mit fataler Deutlichkeit erkennen: — er wollte sich die Möglichkeit der von ihm erhofften Staatsanstellung nicht versperren. Zuerst dachte er an eine Professur in Berlin, wie eine solche ja unlängst seinem Freunde Eduard Gans zu Theil geworden war. Er legte Varnhagen diesen Wunsch wiederholt ans Herz. „Ich handle," schrieb er ihm im Frühjahr 1828 aus München, „wie Sie sehen, sehr bedachtsam und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reisebilder ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zerreißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht

nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Bayern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Als diese Hoffnungen fehlschlugen, bemühte Heine sich, in Bayern zu erreichen, was ihm in Preußen nicht glücken wollte. Der Dichter des „Belisar", Eduard v. Schenk, welcher damals das Ministerium des Innern leitete, bot bereitwillig seinen Einfluß auf, um seinem Collegen in Apoll eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken, was ihm freilich schließlich doch nicht gelang. Da die Entscheidung in letzter Instanz bei dem kunstsinnigen Könige lag, war es Heine sehr daran gelegen, dessen Gunst zu gewinnen. Der König las, wie er dem Baron Cotta gesagt hatte, mit Theilnahme die „Politischen Annalen"; Heine durfte also annehmen, daß seine Beiträge für diese Zeitschrift dem Monarchen schon bekannt waren. Er bat daher Cotta, demselben nun auch die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" mit einem geeigneten Commentar in die Hände zu spielen. „Vergessen Sie nicht," schrieb er bei Uebersendung der Bücher, „sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden."

Führwahr, alles dies sind bedenkliche Aeußerungen im Munde eines Mannes, der kurz zuvor mit so viel Ostentation die Rolle eines Volkstribunen auf sich genommen hatte. Bedenklicher noch erscheint der Umgang, welchen Heine damals mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die Verschwörungsumtriebe der Jenenser Burschenschaft verwickelt gewesen war, seitdem in Frankreich, England, Italien, Deutschland und der Schweiz eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als agent provocateur in Diensten der Polizei und geheimes Werkzeug des katholischen Klerus verächtlich gemieden ward. Mit gerechter Besorgniß beklagt sich Heine, daß Campe einem so unzuverlässigen Subjecte Briefe für ihn anvertraut habe. „Wußten Sie denn nicht," fragt er halb entrüstet, „daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate später, als Wit auch mit den bayrischen Behörden in Collision gerathen und plötzlich von München ausgewiesen worden war, lesen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängstlichen Stoßseufzer: „Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deshalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben an Varnhagen von Ense aber ersehen wir, daß Heine mit jenem Menschen, den der so tief verachtete, dennoch in charakterlosester Weise, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundschaftlich verkehrte. Die bezeichnende Briefstelle lautet: „Wit von Dörring, der berüchtigte, ist hier. Gott weiß, mit welchem Scandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich gern und er compromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß

die Revolutionäre von mir sich fernhalten, was mir sehr lieb ist; zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Uebrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließ' ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Ursache war der famose Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, so ließe ich ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deshalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen. Ich denke, die nächste wird in der Gestalt einer Recension erscheinen. Pst! Pst!"

Wahrscheinlich beziehen sich die letzten Worte auf die ihm abgedrungene Besprechung von Michael Beer's „Struensee", welche Heine vierzehn Tage nachher anonym im „Morgenblatt" drucken ließ, obschon ihm dieser Aufsatz, trotz seiner wegwerfenden Aeußerungen über denselben in einem Billet an Merckel, durchaus nicht zur Unehre gereicht. Möglicherweise aber dachte er, als er jene Worte an Varnhagen schrieb, die eine so jesuitische Zweckmäßigkeitsmoral predigen, an seine Absicht, sich über die schriftstellerische Thätigkeit Wit's, welcher eben damals seine „Lucubrationen eines Staatsgefangenen" und die ersten Bände seiner „Memoiren" hatte erscheinen lassen, öffentlich auszusprechen. Denn aus der Autographensammlung eines verstorbenen Freundes erhielt ich kürzlich den nachstehenden, von Heine's eigener Hand geschriebenen und mit seinem vollen Namen unterzeichneten Aufsatz, welcher unzweifelhaft aus seiner Münchener Periode datirt und an Ton und Inhalt auf das getreueste mit den frivolen Gesinnungen übereinstimmt, zu denen er sich in dem angeführten Briefe an Varnhagen bekannte. Es scheint, daß derselbe für das „Morgenblatt" bestimmt war, aber — vielleicht in Folge des Scandals, welchen die Ausweisung Wit's aus München verursachte — nicht zum Abdruck gelangt ist. Als charakteristischer Beitrag zur Beurtheilung der schwankenden Unzuverlässigkeit von Heine's politischen Gesinnungen, denen erst die Julirevolution für kurze Zeit einen festeren Halt gab, dürfte der Aufsatz, dem wir zu besserem Verständniß diese einleitenden Worte voraussenden, jedenfalls nicht ohne Interesse sein.

Johannes Wit von Dörring.

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635, und lebte da-

her unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin der Maria, Königin Elisabeth, Jacobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße thun mußte. Man erzählt, als er zum ersten Male vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: „Parr, Du hast länger gelebt als andere Menschen; was hast Du mehr gethan?" Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: „Als ich hundert dreißig Jahr alt war, that ich Kirchenbuße!"

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft eben so große Thorheiten sprechen, wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie Unsereiner, über den Werth alles Thuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen, und vielleicht das Ungewöhnliche der That an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Richtigkeit der Dinge am tiefsten begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Factums selbst und beurtheilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen Theater, wo die Comödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit, agirt. Es bedarf keiner 130jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Recensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör giebt, und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisiren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm eben so gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

H. Heine.

Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes.

Das Leitmotiv.

Von
Emil Naumann.
Dresden.

Je weiter eine Zeit in die Anfänge der Cultur und Civilisation zurückreicht, umsomehr ist sie geneigt, das, was sie noch nicht in seinem ganzen Umfange zu sagen und auszudrücken vermag, durch bestimmte Formeln und Symbole zu bezeichnen. So setzten die Aegypter eine versteinerte, conventionelle Bildersprache an die Stelle einer, dem individuellen Fühlen und Denken Raum gebenden phonetischen Zeichen- und Schriftsprache. Auch drückte eine der ältesten und wichtigsten Arten der Hieroglyphen nicht etwa das aus, was durch das betreffende Bild vorgestellt ward, sondern war vielmehr ein ganz zufällig gewähltes Zeichen, welches, nach festgestelltem Uebereinkommen, diesen oder jenen Begriff, Sache und Gegenstand bedeuten sollte. So galt z. B. der Geier als das Symbol der Mutter, ein Stadtplan als das Sinnbild einer Stadt; es handelte sich in allen solchen Fällen um eine Ideeographie. —

Auch die Keilschrift des älteren Assyriens, sowie nicht weniger die Keilschrift der Alt-Chaldäer, der turanischen Meder und der Alt-Armenier entstand sehr wahrscheinlich aus einer ursprünglichen Bilderschrift.*) Wir begegnen einer solchen überdies auch bei den Azteken; dieselben besaßen eine bilderschriftliche Malerei, welche dem Priester beim Unterricht der Jugend in der Sternenkunde und Götterlehre diente. Fortgeschrittenere spätere Perioden in der Entwicklungsgeschichte aller dieser Völker, namentlich bei den Aegyptern und Medern, sowie bei den Persern und Mexikanern, lassen eine besondere epistolographische, sowie endlich eine alphabetische Schrift aufkommen, welche die Dinge nicht mehr blos andeutet oder das durch die Blume sagt und umschreibt, was sie nicht direkt zu bezeichnen vermag, sondern Dinge und Gedanken unmittelbar nennt und ausspricht.

Wie mit den Anfängen der Schriftsprache verhält es sich mit den Anfängen der Kunst. Auch die Kunst bedient sich in Zeiten, in denen sie noch in den Kinderschuhen steht oder erst zu stammeln beginnt, was sie auf dem Herzen hat, zunächst des Symbols, des Sinnbildes, der conventionellen Formel. Beweise liefert uns hierfür die alt-ägyptische Plastik mit ihrem unveränderlich feststehenden Kanon des Gesichtausdruckes, der Haltung und der Gesten ihrer Gestalten, die, statt uns Momente einer individuellen oder wirklich freien Bewegung gewahren zu lassen, in einer, jede weitere Entwicklung ausschließenden Starrheit verharren und in dieser ihrer Gebundenheit sich tausendfach als dieselben wiederholen. Auch die alt-byzantinische Kunst legt Zeugniß hierfür ab durch ihren todten, alle Entfaltung über gewisse vorgeschriebene Typen hinaus ausschließenden Schematismus; nicht weniger endlich die ältesten Malerschulen Italiens und Deutschlands, welche, da sie noch nicht von innen heraus Personen verschiedener Individualität zu charakterisiren

*) Dieser Ansicht ist auch F. Benary.

wußten, denselben Zettel aus dem Munde gehen ließen, die besagten, wen jene Figuren vorstellen sollten. Dasselbe geschah übrigens schon weit früher bei den Etruskern, auf deren Vasen ebenfalls Göttern und Helden geschriebene Worte aus dem Munde gehen, oder deren Köpfe mit Umschriften versehen sind, damit man wisse, welche Personen gemeint seien und um welche Situationen es sich handle.

In sämmtlichen angeführten Fällen waren derartige Auskunftsmittel durch die Uniformität, in welcher Ideen oder Darstellung verharrten, geradezu geboten. Und so zeigen uns die Anfänge der Kunst nur eine Umkehrung des Verfahrens, dem wir in den Anfängen der Wissenschaft begegneten: auf der einen Seite erklärte das Bild das Wort, auf der andern Seite das Wort das Bild; beiderseits aber stand das Zeichen statt der Sache, weil die letztere damals eben noch so wenig einer vollkommenen Darstellung fähig war, daß ein bloßes Symbol zu ihrer Verdeutlichung verhältnißmäßig besser ausreichte, als eine natürliche Nachbildung.

Doch hat dies Alles in ältester Zeit auch seine ehrwürdige Seite. Jene ersten Versuche, die Natur nachzuahmen und darzustellen, waren doch immer die unentbehrlichen Anfänge, ohne welche alle spätere Kunstentwicklung unmöglich geblieben wäre. Die frühesten bildlichen Darstellungen knüpften überdies noch so unmittelbar bei der Religion und Religionsphilosophie an, daß das Symbolische darin dem Betrachter wichtiger war, als Naturwahrheit oder irgendwelche Schönheit der Form. Endlich können auch diese Vorstufen der künstlerischen Entwicklung schon einzelne Momente enthalten, die uns rühren oder imponiren, weil ihnen eine, wenn auch in der technischen Ausführung noch unbeholfene, so doch innerlich echte und kindlich gläubige Ueberzeugung zu Grunde liegt. Derartige Wirkungen üben z. B. gewisse ausdrucksvolle Gesten wahren Schmerzes aus, denen wir, bei im Uebrigen verzeichneten Gestalten, auf etrurischen Vasenbildern zuweilen begegnen, oder die majestätische Ruhe und wilde Größe mancher Königs- und Göttergestalten der altägyptischen und altassyrischen Plastik. Selbst jenen kolossalen Portalwächtern von den Palästen und Tempeln Nimruds und Khorsabads, deren aus einem Löwenleib, Stierklauen und Flügeln zusammengesetzten mächtigen Thierkörper ein bärtiges Menschenhaupt aufgesetzt ist, fehlt es nicht an einer Erhabenheit, die Jeden ergreift, der ihnen zum erstenmal im Louvre oder brittischen Museum begegnet.

Ganz anders dagegen stehen wir der conventionellen Formel und abstracten Symbolik in unseren Tagen gegenüber. Handelt es sich, wie in der Gegenwart, um weit fortgeschrittene Geschichtsepochen, oder um ein Volk, das bereits die Höhe seiner Civilisation erstiegen und bei dem daher auch die Kunst schon herrliche Blüthen trieb, und tritt dann, trotz eines solchen bereits dagewesenen goldenen Zeitalters, unvermuthet eine Strömung ein, die wieder bei jenen primitiven Versuchen einer noch stammelnden Kunst anknüpft, die mit den Anfängen der Menschheitscultur verbunden war, so haben wir es nicht mehr mit kindlicher Naivetät, sondern mit einer rein pathologischen Erscheinung zu thun. Es handelt sich dann sicherlich um eine jener ungeheuerlichen Verirrungen des Geschmacks, wie sie in Zeiten des Epigonenthums oder eines vorherrschenden Eklekticismus aus seelischer Ueberreizung und abstracter Reflexion hervorzugehen pflegen; um eine jener Ausgeburten künstlerischer Ueberspannung, wie sie in solchen Durchgangsepochen immer auftreten und die sich schließlich stets in den krassesten Zopf verloren haben.

Einem solchen stärksten Ausdruck künstlerischen Zopfes begegnen wir in der Tonkunst unserer Tage in dem sogenannten musikalischen Leitmotiv. Das Leitmotiv setzt an die Stelle einer, durch ein ganzes Musikdrama in beständiger Weiterentwicklung bleibenden Darstellung eines musikalischen Charakters — die eingefrorene Formel, die, nach einem im voraus getroffenen ausdrücklichen oder stillschweigenden Abkommen zwischen dem Componisten und seinen Hörern, ein- für allemal diese oder jene Person ankündigen oder bedeuten soll, gleichviel, wie sehr sich das Innere der in dieser Weise gekennzeichneten Person, oder die Situationen, in welche sie geräth, im Laufe des Stückes verändern, vertiefen und steigern mögen. Man wird darauf entgegnen, daß das Leitmotiv ja keineswegs jederzeit in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzukehren brauche, sondern sich mannigfaltig zu verändern vermöge. Solche Einwände beruhen jedoch auf einer gründlichen Täuschung; denn für den kundigen Hörer können weder eine verstärkte oder anders gemischte Instrumentirung, noch eine veränderte oder bewegtere Rhythmisirung und Begleitung, noch endlich eine anders als früher geartete Dynamik und Harmonisirung den Bann der Erstarrung lösen, mit welchem jede feststehende Formel behaftet ist, weil sie sich eben dazu verbindlich macht, uns ein- für allemal das bloße Zeichen für die Sache, das Aushängeschild für das Innere der Dinge, die Phrase für den unmittelbaren Herzenserguß, die äußerliche Gebärde für lebensvolle Wahrheit zu geben. Wir können daher auch jene mit dem Leitmotive, durch verändertes instrumentales Colorit, wechselnde Vertheilung von Schatten und Licht, oder durch neue Bässe, Mittelstimmen, Begleitungsfiguren, Accentuirungen und Stärkegrade vorgenommenen Modifikationen nicht als wirkliche Wandlungen desselben, oder als eine Weiterentwicklung seines musikalischen Kerns anerkennen. Eine wirkliche thematische Fortbildung offenbart ihre eigentliche Natur in einem beständigen Wachsen, im organischen Hervorgehen des Unbekannten aus dem Bekannten und daher vor allem in einem ewigen Werden; das Leitmotiv aber erleidet keinerlei Verwandlung unter den soeben angeführten musikalischen Proceduren (ein Verwandeln und Werden würde ja überdies seiner ganzen Absicht und Bedeutung widersprechen und dieselbe aufheben), sondern erscheint hierbei vielmehr nur wie unter einer wechselnden Beleuchtung gesehen, die an seiner unabänderlich feststehenden Zeichnung nichts zu ändern vermag. Darum wirkt auch alles, was der Componist in der oben angeführten Weise mit einer solchen musikalischen Formel vornimmt, nur wie das Auffallen verschiedener Lichter auf ein Relief, welches dasselbe wohl in einem rothen oder in einem grünen Glanze erschimmern zu lassen vermag, aber doch eben immer nur bengalische Anstrahlung bleibt, nicht fähig, das erstarrte Gebild von innen zu beleben und erglühen zu machen.

Es soll mit dem Vorhergegangenen nicht behauptet werden, daß ein genialer Zopf nicht auch das Leitmotiv, diesem selber zum Trotz, in einzelnen Fällen noch mit Geist verwerthen und dessen Schwerfälligkeit bis zu einem bestimmten Punkte hin zu überwinden vermögen werde. Im Allgemeinen aber erinnert der, durch das Leitmotiv vor unsern Augen auf der Bühne gekennzeichnete oder in unserer Erinnerung und Phantasie in Action gesetzte dramatische Charakter lebhaft an die, durch den Draht in Bewegung gesetzte Puppe auf dem Marionetten-Theater.

Denn beides geschieht (ist die musikalische Formel einmal festgestellt und damit im Großen und Ganzen alle weitere Durchbildung und Ausmalung dieses oder jenes Charakters zu Ende) auf rein mechanischem Wege: nämlich einerseits durch ein einfaches Ertönenlassen des Motivs, andererseits durch ein ebenso einfaches Anziehen des Stranges, mit welchem die agirenden oder sprechenden Puppen in Rapport stehen. Der sich immer wiederholende steife Gestus, die unverändert vorgeschriebene Attitüde — gleichviel ob dieselben musikalischer oder pantomimischer Natur sind, setzen, hier wie dort, die eingefrorene Grimasse an die Stelle einer Unendlichkeit frei auseinander hervorgehender und den wechselnden Ausdruck wechselnder innerer Stimmungen spiegelnder Bewegungen, setzen ein todtes Räderwerk und seine Verzahnungen an die Stelle eines wahrhaftigen inneren Lebens.

Daß dies nun aber Zopf sei, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Das eigentliche Wesen alles künstlerischen Zopfes besteht darin, daß er das Conventionelle an die Stelle der Natur, die Manier an die Stelle des Styls, die Formel an die Stelle der entwickelten Kunstform, das Attribut an die Stelle des Innerlichen und Wesentlichen, die Maske an die Stelle der Person, das Idol an die Stelle des Ideals setzt. Was ist aber das Leitmotiv anders, als Convention, Manier und Formel, oder als ein den Helden und Göttern in Tönen angehängtes Attribut, als die musikalische Maske, die statt der Natur gelten soll, als das erstarrte Trugbild, das uns die lebenswarme, sich in jedem Momente neu und anders offenbarende und doch in ihrem tiefsten Kern unverändert bleibende Persönlichkeit ersetzen soll.

Eine derartige Stellung und Bedeutung des Leitmotivs in der Musik wird uns noch ersichtlicher, wenn wir einen Blick auf gewisse, ihm mehr oder weniger verwandte Erscheinungen in den andern Künsten werfen. Jedes Jahrhundert, das an einem Mißverständniß irgend einer großen, der Vergangenheit angehörenden Kunst- und Kulturepoche laborirte, läßt uns besondere, damals conventionell gewordene Manieren gewahren. Ausrufe und Anreden wie: Eh bien madame! — Allez Princesse! — O mon Prince! — Helas mon Seigneur! oder ganz moderne Phrasen, wie: Le transport d'un esprit amoureux, waren genau so charakteristisch für die französische Tragödie des 17. Jahrhunderts, wie dies das Leitmotiv für das deutsche Musikdrama der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geworden ist, und auch ungefähr ebenso antik, wie das Leitmotiv heidnisch- oder christlich-germanisch ist. Der Puder, die Stöckelschuhe und Schönheitspflästerchen endlich paßten ebenso sehr zur Tunica und Toga, wie der in den Zukunftsopern unserer Leitmotivler über dem Dominant-Septimenakkord immer wieder eintretende modern-weichliche Vorhalt der Sexte vor der Quinte (den ich darum den Schmachtando nennen möchte) zu dem Pathos paßt, das dort im Uebrigen zur Schau getragen wird. Beiderseits traten Conventionelles, stereotype Redensarten und todte Formeln an die Stelle der Natur: hier in der Gestalt der Alliteration, des Stabreims, des Mordentes oder des, statt des höchsten dramatischen Affectes uns dargebotenen musikalischen Gemeinplatzes, dort in der Gestalt des Alexandriners, eines vielfach geschraubten und auf Stelzen gehenden Pathos oder der am Hofe Louis XIV. und im Pariser Salon üblichen Phrase. Wie nennen wir aber die letztere Manier

heute? Sie heißt uns (unbeschadet der sonstigen Anerkennung der großen dichterischen Anlagen Corneille's und Racine's) einfach Zopf.*)

In den bildenden Künsten gewinnt im Zopfzeitalter das Attribut ein übertriebenes Ansehen; es erhält eine Bedeutung, an die Niemand im classischen Alterthum dachte; da aber ein in dieser Weise betontes Attribut ebenfalls die Formel an die Stelle des Wesens setzt, so gleicht es dem Leitmotiv soweit, als dies bei verwandten Erscheinungen innerhalb verschiedener Künste überhaupt möglich ist. Auch die in Zopfzeiten in der Plastik und Malerei überhand nehmende Allegorie, welche uns abermals Gleichnisse und Umschreibugen statt der Personen und Dinge bietet, mahnt, von dieser besonderen Seite gesehen, vielfach an das umschreibende und gleichnißartige Leitmotiv. Die Darstellung ferner gewisser Tugenden in der Plastik und Malerei durch gewisse Typen der classischen Mythologie, z. B. der Weisheit durch eine Pallas Athene (der wir daher auch auf unzähligen Titelblättern damals erschienener Bücher begegnen) oder der Stärke durch einen den Löwen bändigenden Herakles, zeigt nicht weniger als alles in dieser Beziehung schon Erwähnte, daß Convention und Manier zu allen Zeiten unzertrennlich mit dem künstlerischen Zopf verknüpft gewesen sind. Hierhin wäre in der Sculptur auch die Verkleidung und Maskirung von Fürsten, Kriegern, Staatsmännern und berühmten Künstlern und Gelehrten aus der Zopfzeit durch altgriechisches Kostüm oder ihre Umhüllung mit der römischen Toga zu zählen.

Wir haben es in allen diesen Fällen mit einer in Sackgassen gerathenen Kunst zu thun, die statt an den ewig frisch sprudelnden Quellen wirklichen Lebens und der Natur zu schöpfen, die zu allen Zeiten dieselben bleiben, zu weitabliegenden und bei den Haaren herbeigezogenen Dingen greift, welche zuletzt eben darum in Manier und Convention ausartet. Daher hängt auch alles, was Mode heißt, auf das engste mit dem, was wir als Zopf bezeichnen, zusammen, denn auch die Mode schreibt das Widersinnigste vor, läßt sich überlebt habende Dinge wiederaufleben und die übertriebenen Trachten der verschiedensten vergangenen Zeiten erscheinen uns nur darum heute als Zopf, weil sie eben außer Cours gesetzte Moden sind. — Das Leitmotiv ist gleichfalls eine solche künstlerische Mode, die — wie uns heute die Perrücke zur Charakteristik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehört — so einmal künftigen Generationen zur Charakteristik der Physiognomie unseres Zeitalters gehören wird; und zwar nicht allein seiner musikalischen Physiognomie, sondern seines Geisteshabitus überhaupt. Die Natur allein steht über der Mode und hat weder einen, nur zu einer bestimmten Zeit möglichen Cours, noch kann sie jemals außer Cours gesetzt werden. Auch wird sie nicht durch von Zufälligkeiten abhängende Strömungen berührt und wenn daher Kunst-

*) Der erneuten Anwendung der Alliteration und des Stabreims in unsern Tagen ist noch jener besondere Zug alles Zopfes eigen, Kunstelemente einer längst abgeschlossen hinter uns liegenden Epoche, der jeder lebendige Zusammenhang mit der Gegenwart mangelt, der letzteren tendenziös aufnöthigen zu wollen. So war dem Zopf in der Literatur und bildenden Kunst die Sucht eingeboren zu antikisiren, wenn auch nur mittelst einer ganz äußerlichen Drappirung. Jede Epoche aber, die einen lebensfähigen Kern besitzt und nicht kränkelt, findet ihren eigenen und besonderen Ausdruck in der Kunst und bedarf in dieser Beziehung keiner Anleihen bei einer Cultur, deren Anschauungs- und Empfindungswelt nicht mehr die unsere ist.

werke, die ihr treuer Spiegel sind und in denen sie selber webt und lebt auch nicht immer gerade in die Mode kommen, weil das Reinste und Einfachste stets nur einem naiv gebliebenen Volke und der höchsten Bildung, die sich hierin berühren, verständlich ist, so werden solche Schöpfungen doch ebensowenig jemals aus der Mode kommen können, da sich zu allen Zeiten eine Gemeinde findet, die sich um sie sammelt und an ihnen erhebt und erquickt.

Man glaube nicht, daß der künstlerische Zopf nur einmal in der Geschichte einer jeden Kunst auftrete und dann nicht wiederkehren könne. In derselben Gestalt freilich, wie das erstemal, wird er sich das zweitemal nicht präsentiren; seinem Wesen nach wird er aber auch dann alle jene Kennzeichen tragen, die ihn als das offenbaren, was er in Wahrheit ist. Auch die Musik hatte, wie ihre nächstverwandte Schwesterkunst die Poesie, bereits wiederholte Zopfperioden durchzumachen. Eine der frühesten darunter haben wir in der Schule des ehrwürdigen Tonlehrers Ockeghem (1430 bis etwa 1513) vor Augen. Bei einem Theile seiner Schüler hatte der musikalische Calcul, die in Tönen sich ergehende Combination, welche das Componiren zu einer reinen Verstandesoperation werden ließ, einen Grad erreicht, der jene Meister völlig vergessen machte, daß die Musik, wie jede andere Kunst, im Dienste des Schönen stehe. Ihren zugespitztesten Ausdruck fand eine solche Zeitrichtung im sogenannten Räthselkanon, der sich darauf capricirte, im Umfang von ein Paar Takten und Tönen dem Hörer ein ganzes, durch denselben erst zu errathendes und zusammenzusetzendes Musikstück darzubieten, wobei freilich vorausgesetzt wurde, daß der Rathende von der Gilde sei, da die Lösung des musikalischen Räthsels ohne bedeutende Vorkenntnisse unmöglich blieb. Der letztere Punkt erscheint demungeachtet unwesentlich, wenn wir die in allem Uebrigen sofort ins Auge springende Beziehung des Räthselkanons zum Leitmotiv näher betrachten. Denn der musikalische Bildungsgrad des Hörers ist gleichgültig, wenn von ihm im Großen und Allgemeinen ein und dasselbe verlangt wird: sich nämlich aus ein paar Takten ein größeres musikalisches Ganze zusammenzusetzen, gleichviel ob jene Takte dabei zum Schlüssel eines dramatischen Charakters in dessen vollem Umfange, oder eines ganzen Tonsatzes dienen sollen. Jedenfalls ist sowohl das Leitmotiv wie der Räthselkanon nichts anderes, als die erstarrte musikalische Formel, jedoch immer noch mit dem Unterschiede zu Gunsten des letzteren, daß aus ihm ein umfangreiches Tonstück hergeleitet werden soll, während dem Leitmotiv im Gegentheil jede weitere Entwicklung widerstrebt, weil sie eben sein Wesen aufheben würde. Dagegen haben Räthselkanon und Leitmotiv wiederum mit einander gemein, daß beide das musikalische Rebus darstellen, dessen Lösung wir erst durch Reflexion oder durch Umstellungen und Unterstellungen finden sollen; ja das Leitmotiv bringt hierbei sogar noch jene andere Seite des Rebus zur Erscheinung, uns durch ein Paar Bildchen — hier durch ein oder zwei beschränkte Motive, die wie Tonbildchen wirken — einen musikalischen Zusammenhang errathen zu lassen, welchen uns eine nicht stereotypirte und ungefesselt dahinströmende Tonsprache weit unmittelbarer und deutlicher offenbaren würde. Doch eine solche soll ja gerade vermieden werden: Rebus, Räthselkanon und Leitmotiv wollen mit den Dingen nur tändeln und uns etwas daran und darüber zu deuteln geben; darum vermögen sie sich auch nicht über die Sphäre bloßer Geistesspielereien zu erheben.

Wunderbar ist es, daß der dramatisch-musikalische Zopf in seiner modernsten Gestalt erst dann erscheint, nachdem die Oper in Gluck und Mozart der Welt dargethan hatte, worin ihre höchsten und letzten Aufgaben bestehen. Doch erklärte ich eine solche Erscheinung ja schon oben durch das in der Tonkunst eingetretene Zeitalter des Eklekticismus und des Epigonenthums, das, wie uns die Kunstgeschichte lehrt, bisher ausnahmslos solchen Blüthezeitaltern einer Kunst gefolgt ist, wie wir sie in Deutschland anderthalb Jahrhunderte lang in der Musik erlebten. In einer solchen Epoche ist das Experimentiren an der Tagesordnung. Der Nachgeborene erträgt es nicht, geringer zu erscheinen, als die großen Progonen. Da er sie nun nicht direkt in den Schatten zu stellen vermag, ich meine nicht durch die Bedeutung, Schönheit und Erhabenheit des einfachen, alles blendenden Beiwerkes entkleideten musikalischen Gedankens, so verfällt er auf ein die Sinne reizendes und in Wahrheit auch vielfach glänzendes und bestechendes instrumentales Colorit, sowie vor allem auf ein, wie er glaubt, neues System des Componirens, das er als einen Bruch mit veralteten Traditionen bezeichnet, und meint nun auf einer Höhe zu stehen, von der er auf die wackeren, aber im Grunde doch noch beschränkten Vorfahren herabzusehen berechtigt sei. Nur schade, daß die Vertreter dieses Systems, die doch ihrer Zeit voranzueilen meinen, vielmehr als der Ausdruck einer Manier und Mode erscheinen, die lediglich der Gegenwart angehört und daß sie daher in solchen Werken, in denen sie sich als deren vollständige Sklaven darstellen, schon im Voraus der Vergangenheit verfallen sind.

Ich bemerkte bereits, daß die Culminationspunkte des musikalischen Dramas durch die Namen Gluck und Mozart bezeichnet werden. Gluck nun ist vorzugsweise der Meister, der uns darthut, wo die Grenzen zwischen der Musik als einer selbständigen Kunst und zwischen der Musik als einer bloßen Verstärkung der Diction zu ziehen sind; denn er hat durch die eigene künstlerische That genau den Punkt und den Grad bestimmt, bis zu welchem sich das musikalische Drama von der musikalischen Kunstform emancipiren darf. Wer in dieser Beziehung über den großen Meister hinausgehen will, wird im besten Falle einen künstlerischen Zwitter hervorbringen, der weder ganze und echte Poesie, noch ganze und echte Musik ist, da weder diese noch jene Kunst darin zu ihrer vollen uneingeschränkten Erscheinung und Wirkung gelangen können und wir es daher überall in solchem Falle mit dem Halben und Forcirten zu thun haben. Auch die versuchte Rechtfertigung eines derartigen Zwitters mit dem pomphaften Satze, daß es sich hier um ein bisher noch nicht dagewesenes Zusammenwirken aller Künste handle, kann an dessen Unform nichts ändern. Gewiß existirt ein Zusammenhang aller Künste, und der Autor glaubt, gerade einer der wärmsten Vorfechter desselben zu sein,*) nur daß derselbe ein rein ideeller und zugleich formaler ist, nie und nimmer aber in ein und demselben Kunstwerke oder in einer rein äußerlich-materiellen Weise sich wird vollziehen können; wenigstens nicht, wenn die gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Künste hierbei auf einem völligen Gleichgewicht und einer völligen Gleichwerthigkeit beruhen soll, die stets unmöglich

*) Siehe den ersten Halbband meiner „Tonkunst in der Culturgeschichte", der den ausdrücklichen Titel führt: „Die Musik im Zusammenhange der Künste." (Berlin, bei Behr, 1869.)

bleiben wird und wenn man sie dennoch versucht, zum Monstruösen führen muß. Gerade eine wirkliche Erkenntniß des wahren Zusammenhanges der Künste, der allein in ihrer idealen Einheit und in der Identität der Stylgesetze ihrer Kunstformen beruht, fordert eine um so strengere Scheidung der Gebiete ihres Wirkens, sowie um so genauere Bestimmungen über die Arten und Gelegenheiten ihres Zusammenwirkens, bei welchem letzteren das hervortretende große Gesetz abermals darin bestehen wird, daß diejenige Kunst, um deren Stoff und Material es sich vorzugsweise handelt, dominirt und die Seele bleibt, die den sich mit ihr verbindenden Künsten soviel von ihrem eigenen Leben einhaucht, als diese davon in sich aufzunehmen vermögen, im Uebrigen aber denselben ihren Platz, sowie ihr Verhältniß zu ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, anweist und vorschreibt.

Den gewaltigen Bau, den Gluck in seinen Grundzügen entwarf und in seinen Außenwerken bereits aufführte: das musikalische Drama — baute Mozart im Innern bis zu seiner letzten Vollendung aus. Schon Gluck hatte dargethan, daß sich, wie in der Poesie, so auch in der Musik die Darstellung eines dramatischen Charakters in jedem besonderen Momente seines Auftretens abermals und in veränderter Weise vollzieht, so daß dem Hörer erst aus der, in seinem Gedächtniß erfolgenden Verschmelzung aller dieser verschiedenen einzelnen Momente zu einem großen Ganzen das Bild der betreffenden Persönlichkeit ersteht. Gluck erwies sich also recht eigentlich als der große Nachbildner von Natur und Leben; denn auch im Leben, wie nicht weniger beim großen dramatischen Dichter, stellt sich der Charakter nicht schon bei der ersten Begegnung fertig und als ein typisch in sich abgeschlossenes Gebild vor uns hin, das, wie ein solches, weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft hat, sondern zeigt uns, wie alles, was nicht blos abstracter Begriff ist und ein lebendig pulsirendes Dasein besitzt, ein continuirliches Fortschreiten, Wandeln und Werden. Gerade auf dieser Continuität seiner vor unsern Augen erfolgenden Entwicklung beruht seine Naturwahrheit und unser dramatisches und menschliches Interesse an ihm.

Mozart nun, der den einzelnen dramatischen Charakter in der Weise Glucks vor unsern Augen entstehen läßt, geht nach einer andern Seite einen bedeutenden Schritt über seinen großen Vorgänger hinaus. Bei Gluck erfolgen nämlich die Conflicte seiner dramatischen Personen meist noch in der Form eines nur abwechselnden sich Aussprechens; bei Mozart dagegen in der Weise, daß die verschiedenen dramatischen Persönlichkeiten gleichzeitig in Contact gesetzt werden und sich daher auch gleichzeitig äußern. Dies geschieht mittelst des großen Ensembles, durch welches Mozart die Oper bereicherte und in welchem die verschiedensten Personen, die entgegengesetztesten Empfindungen auf ein und demselben Platze und in ein und demselben Momente sich ausdrücken, ohne daß der betreffende Tonsatz als künstlerisches Ganzes darunter litte. Der Meister steigerte musikalisch dramatisches Leben hierdurch auf einen Gipfel, der weder vor ihm, noch nach ihm wieder erreicht worden ist und der der Musik auf diesem Gebiete sogar einen Vorzug vor der Poesie einräumt. Denn selbst der größte dramatische Dichter sieht sich genöthigt, seine Personen nacheinander reden zu lassen (und zwar auch in den erregtesten Momenten), während das Verfahren des großen Tondichters, z. B. Mozart's in den Sextetten, Quartetten und Terzetten seines Don Juan, Figaro,

Cosi fan tutte und der Zauberflöte, der Darstellung eines dramatisch-musikalischen Ineinanders der gegenseitigen Verhältnisse und Beziehungen seiner Personen gleicht, das uns nicht nur das, was sie gleichzeitig sagen, sondern auch das, was sie gleichzeitig fühlen, empfinden und denken, verräth, so daß wir ihnen gleichsam bis ins Herz hinein zu schauen glauben.

Wenn wir, solchem gesteigertesten dramatischen Leben gegenüber, wieder des Leitmotives gedenken, so überkommt uns die Empfindung, als wenn die Personen, denen dasselbe in den Mund gelegt wird, Puppen seien, die mittelst eines in ihnen aufgezogenen Uhrwerkes wenige stehende Phrasen beständig wiederholen. Alles mahnt uns hier an Erstarrung, an einen künstlichen, aber innerlich leblosen Mechanismus, an kalte Reflexion und kühle Absicht! Auf der andern Seite dagegen wirkt jeder musikalische Fortschritt als unmittelbare Inspiration, wie sie sich aus der sich beständig verändernden Lage der Personen ergiebt, daher auch als Wahrheit, Natur und fortquellendes Leben!

Gluck und Mozart zeigen uns eben den dramatischen Charakter in jedem Moment als einen andern und doch in jedem Moment als denselben; bei den Leitmotivlern dagegen stellt er sich weder als ein sich verwandelnder und darum in jedem Augenblick anderer, noch als ein und derselbe dar; hier ist er nur ein Schemen, aus dessen hohler Brust ein auf mechanischem Wege zur Ansprache gebrachtes Sprachrohr ertönt. Es ist freilich unendlich leicht, dergleichen noch als „musikalische Dramatik" zu verwerthen, während es unendlich schwer ist, die musikalisch-dramatische Persönlichkeit, statt sie in die Fesseln von ein Paar hartgefrorenen Formeln zu schlagen, in jedem Augenblicke neu zu erschaffen und aus dem ungebunden dahineilenden Strome der Töne in immer wieder anderer Weise hervorgehen zu lassen. Das erste Verfahren mahnt an die stehenden Typen und Phrasen des Marionettentheaters; das zweite an die Offenbarungen unserer größten Dichter.

Daß wir hier das Leitmotiv nicht zu tief stellen, würde uns seine Uebertragung in das Drama der Poesie am schlagendsten darthun. Man denke sich in den Mund einer jeden Person eines Schauspiels ein besonderes Dictum gelegt, etwa in der Weise des ciceronischen Ceterum censeo oder des bekannten: „Alles schon dagewesen", und dieses Dictum von der betreffenden Person (möchte sie zwischendurch noch so viel Anderes reden) selbst nur bei ihrem Auftreten oder Abgang ausgesprochen — ich glaube, Niemand würde sich dem entweder parodistisch oder abgeschmackt wirkenden Eindruck eines solchen Verfahrens entziehen können. Auch im Drama des Dichters würden hierbei aus Menschen Schemen und im besten Falle noch komische Masken werden, und wir würden, weil hier das Ungeschickte, Primitive oder Unwahre noch stärker hervortritt, als in der Musik, dergleichen höchstens in der Posse oder im Pulcinell-Theater vertragen können. Darum finden wir Aehnliches auch nur auf den untersten Stufen der Entwicklung der dramatischen Poesie: Etwa im älteren volksthümlichen Puppenspiel, in den mit Mummenschanz und Pantomime verbundenen mittelalterlichen Comödien der sogenannten „fahrenden Leute", sowie hie und da auch in uralten geistlichen Schauspielen oder in den ältesten dramatischen Versuchen der Dichtung der frühesten Culturstufen unseres Geschlechtes, in denen sich mitunter gewisse stehende Redens-

arten wiederholen, oder mit dem Auftreten dieser oder jener Personen verbunden erweisen.

Man wende nicht ein, solche Wiederholungen hätten in der Musik eine andere Bedeutung, als in der Poesie, könnten folglich in der Musik auch auf hohen Stufen dieser Kunst noch möglich seien. Dieser Einwand dürfte am wenigsten vom Standpunkte der Vertreter des modernen Musikdramas erhoben werden. Sie gerade haben ausgesprochen, daß die dramatische Musik sich überall den Bedingungen des Dramas, den Forderungen der Dichtung unterzuordnen habe; sie auch haben das Erlösungswerk des Tons von dem dominirenden Wort, welches die christliche Musikentwicklung vor mehr als einem Jahrtausend vollbrachte und durch das sich die moderne Tonkunst von der altgriechischen Musik am schärfsten unterscheidet, wieder rückgängig gemacht, indem sie den Ton abermals zum bloßen Werkzeug des Wortes, die Tonverbindung zur bloßen Unterlage der Declamation werden ließen. Da sie nun sonst überall eine Beurtheilung der Oper lediglich vom Standpunkte des Dramas der Poesie fordern, so werden sie uns gestatten, von diesem ihrem principiellen Gesichtspunkte auch dem Leitmotiv gegenüber nicht abzugehen. In diesem Falle aber müssen wir freilich gestehen, daß jene unabänderlich feststehende Phrase im denkbar größten Widerspruch mit den übrigen dramatischen Tendenzen unserer Neuerer steht. Denn das bis zu seinen letzten Consequenzen fortgebildete moderne Musikdrama zeigt uns fast überall nur eine durch Orchesteraccente erhöhte Declamation. In eine solche, mit schrankenloser Ungebundenheit und unaufhörlich wechselndem Ausdruck sich fortspinnende Recitation schiebt sich nun gerade das Leitmotiv, mit dem stereotypisch wirkenden Charakter seiner in der Hauptsache sich immer wiederholenden wenigen Takte, als etwas ganz Fremdartiges, Unorganisches und hemmend Wirkendes ein (gleichviel, ob es im Munde des Sängers oder in der Begleitung wiederkehrt), es macht in solcher Umgebung den Eindruck eines harten, störenden Körpers, der sich in den im übrigen unbehindert dahinfließenden Strom jener musikalischen Declamation absolut nicht auflösen, oder, als gleichartig, damit verschmelzen lassen will. Soll einmal die dramatische Tonkunst zu einer bloßen Sprechmusik herabsinken, dann zeige sie sich so ehrlich, offen und consequent, sich ohne jede Einschränkung als eine solche zu geben; dann besitze sie den Muth, ebenso wie sie in ihren fortgeschrittensten Stadien den Chor, das Ensemble, die Arie und überhaupt jedes geschlossene Musikstück verbannt hat, auch jenes letzte Restchen von Thematisch-Motivischem, das ins Leitmotiv gerettet werden sollte, aus ihrem Zusammenhang auszuscheiden. Thut sie dies nicht, so macht sie einen Salto mortale von den von ihr vermeintlich erstiegenen höchsten Gipfeln der Tonkunst zu jenen Anfängen derselben hinab, da die Musik noch stammelnd am Gängelbande der bloßen Formel und gewisser von der Gilde vererbter rein äußerlicher Hülfsmittel dahinschlich.

Ist denn nun aber das Leitmotiv überhaupt zu verwerfen, oder hat es in gewissen Fällen eine mehr als nur materielle musikalische Seite, daher auch eine relativ künstlerische Berechtigung und Wirkung? — Eine solche Frage ist dahin zu beantworten, daß das Leitmotiv, im Sinne der Anhänger des modernen musikalischen Zopfs verstanden, nämlich als jener von außen im Gedächtniß des Hörers beliebig anzusetzende Hebel, der dessen Aufmerksamkeit durch einen bloßen

musikalisch-mechanischen Ruck bald hierhin, bald dorthin dirigirt oder als eine Art von Uhrzeiger, der, auf die Nummern eines ausgehängten musikalischen Zifferblattes weisend, ankündigt, was die dramatische Glocke geschlagen hat und was wir uns dabei von Takt zu Takt zu denken haben, eine ebenso schwerfällige, wie lächerliche Einrichtung ist. In der Gestalt jedoch einer, im Gemüthe einer dramatischen Person in entscheidendem Momente (daher nur ein einzigesmal) auftauchenden Erinnerung an verschwundenes Glück oder siegreich bestandene Gefahr, sowie als instrumentaler Prolog, der auf den bedeutungsvollsten Punkt der Handlung des nachfolgenden Musikdramas vorbereitet und hindeutet, kann ein Anklingen eines bereits früher gehörten Motivs von der erschütterndsten Wirkung sein. Man sieht jedoch sofort ein, daß ein in dieser Weise wiedererscheinendes Thema eben kein Leitmotiv, ich meine kein in die Partitur nur äußerlich hingestellter Wegweiser mehr ist, sondern etwas aus dem innersten Wesen der Musik Erblühendes, zu deren Elementen gerade auch Erinnerung, als ein Echo längst verrauschter Herzensstürme oder bange Schauer, als Ahnung eines heranschreitenden unabwendbaren Verhängnisses gehören.

In solcher Gestalt nun begegnen wir dem Wiederanklingen eines schon früher gehörten Motivs bereits bei Gluck und nicht weniger bei Mozart und Beethoven. So wirken z. B. das Thema der Introduction der Ouvertüre zum Don Juan, welches im Finale der Oper im Munde des Comthurs wiederkehrt, oder das Trompetensignal in Beethovens großer Leonoren-Ouvertüre, das wir später in der Kerkerscene wieder vernehmen, als musikalische Prologe voll furchtbarer Ahnung oder spannender Kraft. Auch Weber und selbst die moderne Oper der Franzosen lassen Aehnliches gewahren. So ist das Wiederanklingen des Vorspiels von Caspars Trinklied zu den Worten „Hilf', Samiel!“ im Freischütz von wahrhaft dämonischer Wirkung, und es hat etwas das Herz Zerreißendes, wenn im letzten Akte der „Stummen von Portici“ Masaniello in seinem Wahnsinn jene heitere Barcarole wieder anstimmt, die wir früher in den Tagen verhältnißmäßigen Glückes von ihm gehört. In einem ähnlich rein musikalisch-poetischem Sinne wirkt auch das mahnende und beschwörende Motiv, welches Lohengrin, Elsa gegenüber, in verschiedenen Situationen der betreffenden Wagner'schen Oper wiederholt; denn die jedesmal gesteigerte Art seiner Wiederkehr läßt uns empfinden, daß auch die dramatische Katastrophe immer näher und beunruhigender herandroht*). Das Leitmotiv erscheint uns daher eigentlich nur in seiner weitern, einerseits zum derben musikalischen Materialismus herabgesunkenen, anderseits ins Uebertriebene gesteigerten Anwendung verwerflich; in dieser begegnen wir ihm aber erst, als das moderne Musikdrama seine letzten Consequenzen zog, und in einer solchen Ausartung ist es denn auch nichts anderes, als der üppigste musikalische Zopf. Daß sich aber von diesem ein unabhängiges, nicht in der Dressur der Partei gedrilltes

*) Hier wäre endlich auch noch des wiederholten Anklingens des „ein' feste Burg“ in Meyerbeer's Hugenotten zu gedenken; wenige Takte von Luther's Choral, geistvoll in den Fortgang der Oper verwebt, genügen dort, um den einen der beiden großen idealen Gegensätze treffend zu charakterisiren. Jedenfalls ersieht man aus solchen Beispielen, daß auch das Leitmotiv keine Errungenschaft der Zukunftsmusik ist; es existirte schon seit zwei Jahrhunderten, nur mit dem Unterschiede, daß man früher keine Principienreiterei damit trieb.

musikalisches Gefühl abwendet, wollen wir denen, die sich noch so viel innere Freiheit gewahrt haben, den Zopf als Zopf zu erkennen, sicherlich nicht zum Vorwurfe machen. Dem von Tag zu Tag mehr einreißenden Verfall der Tonkunst kann im Gegentheil nur durch die auch in Laienkreisen immer allgemeiner sich verbreitende Erkenntniß der Thatsache gesteuert werden, daß gewisse Neuerungen, die sich als Erweiterungen der Kunst der Töne ankündigen, in Wahrheit nur deren Auflösung bedeuten. Denn berechtigte Neuerungen bauten zu jeder Zeit auf den Resultaten weiter, die auf früheren Entwicklungsstufen bereits gewonnen worden waren. Die Experimente unserer Leitmotivler dagegen brechen mit der gesammten musikalischen Cultur und führen darum direct zur musikalischen Barbarei.

Die Zukunft der religiösen Malerei.

Von
Max Schasler.
Rudolstadt.

Wenn die obige Frage nach der Zukunft der religiösen Kunst sich speciell auf die Malerei beschränken will, so liegt der Grund nicht nur darin, daß die religiöse Plastik überhaupt in neuerer Zeit keine bedeutende Rolle spielt, sondern vornehmlich darin, daß sie selber — im Gegensatz zum Charakter der antiken Plastik — in der Art und Weise der Gestaltung, einschließlich der größeren Bedeutung, welche in ihr die Gewandung erhalten hat, wesentlich malerischer Natur ist. Ueber diese malerisch-stilisirte Behandlung religiöser Motive, wie sie uns die großen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, und namentlich Michelangelo, hinterlassen haben, ist die moderne Plastik nur insofern hinausgekommen, als sie das jenen Werken anhaftende Gepräge von Großheit der Form und Energie des Ausdrucks durch Beimischung moderner Empfindungsweichheit abgeschwächt hat.

Aehnlich verhält es sich allerdings auch mit der Malerei; aber da diese an sich, d. h. als specifische Kunstgattung, nicht, wie die Plastik, hauptsächlich auf die Darstellung der schönen Form, sondern durch das Colorit (im weitesten Sinne des Worts) auf die Charakteristik der Seelenstimmung, überhaupt des inneren Lebens, vermittelst des Ausdrucks tendirt, so ist ihr die Sphäre der religiösen Empfindung, eben weil diese ebenfalls die Innerlichkeit zum Gegenstande hat, analoger als der Plastik. Dies ist auch der Grund, warum die religiöse Malerei bis auf die Gegenwart herab, sowohl quantitativ wie qualitativ, eine viel größere Bedeutung sich bewahrt hat als die religiöse Plastik, welche heutzutage fast nur noch dem praktischen Bedürfniß der Grabdenkmalverzierung oder der Decoration der kirchlichen Architektur zu genügen sucht.

Aber wenn auch in dieser Hinsicht die Malerei gegenüber den religiösen Motiven eine günstigere Stellung hat als die Plastik, so ist doch nicht zu verkennen, daß zwischen dem allgemeinen Culturbewußtsein und jenem Idealismus, welcher das eigentliche Wesen der religiösen Malerei ausmacht, sich schon seit langer Zeit eine Kluft aufgethan hat, die sich von Decennium zu Decennium mehr und

mehr erweitert. Es wäre oberflächlich, dies nur den materialistischen Tendenzen der modernen Zeit beimessen zu wollen, in der Meinung, daß diese etwa im Verlauf der Jahrhunderte wieder einer idealeren Strömung Platz machen und dadurch der religiösen Malerei aufs Neue zu einer modernen Renaissance verhelfen könnten. Die Sache liegt meines Erachtens tiefer, nämlich in der naturgemäßen Entwicklung des culturgeschichtlichen Geistes überhaupt. Selbst wenn die allerdings in der Gegenwart vorherrschende materialistische Strömung, die hauptsächlich durch die rapiden Fortschritte der Naturwissenschaften und deren praktische Verwerthung für den allgemeinen Weltverkehr durch mechanische Erfindungen aller Art hervorgerufen ist, später einer mehr auf die idealen Ziele der menschlichen Cultur gerichteten Strömung weichen sollte (was ja zu hoffen ist), so dürfte daraus für eine Regeneration der religiösen Malerei kein besonderer Vortheil zu erwarten sein. Gewiß wird auch die Kunst überhaupt und die Malerei im Besonderen den in der Gegenwart etwas wild wuchernden Naturalismus überwinden und sich einem idealeren Streben zuwenden; aber dies wird ein Idealismus sein, der nicht, wie der religiöse Spiritualismus, einen Gegensatz zum Realismus, d. h. zu einer ideell beseelten Wirklichkeitsgestaltung, bildet, sondern vielmehr mit solchem gesunden Realismus Hand in Hand gehen, ja geradezu mit ihm zusammenfallen wird. Eine solche Versöhnung des Idealismus mit dem Realismus ist aber der religiösen Malerei, wenn sie nicht ihre eigene Natur gänzlich verleugnen und einem kahlen, poesielosen Rationalismus huldigen will, durchaus unmöglich, denn das spiritualistische Element ist — und zwar gerade vom Standpunkt der Kunst aus — das eigentliche Lebensprinzip wahrhaft religiöser Anschauung und Empfindung. Um die Nothwendigkeit solcher Consequenz zu begreifen und dadurch der heutigen Kunst überhaupt einen Fingerzeig zu geben, auf welchen Wegen sie nach einer wahrhaften Regeneration im ideal-realistischen Sinne zu streben habe, ohne diese in der religiösen Malerei zu suchen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die innere Entwicklung der letzteren im Verlauf der Jahrhunderte werfen.

Man mag von der absoluten Berechtigung des Christenthums als der nothwendigen und höchsten Form, in welcher sich das religiöse Bedürfniß des Volksgeistes zu befriedigen sucht, denken wie man will: dies dürfte wohl nicht zu leugnen sein, daß diese Form selbst — wenn wir auf die gesammte Entwicklungsgeschichte des Christenthums von seinen ersten Anfängen bis zur Renaissance und von hier bis auf die Gegenwart zurückschauen — unter den wechselnden Einflüssen des Zeitbewußtseins ein fortwährend sich änderndes Gepräge zeigt. Nicht von dem traditionellen Inhalt des christlichen Dogmas ist hierbei die Rede, obgleich auch dieser trotz aller Bemühungen, ihn zu fixiren und ihm dadurch den Schein von Unveränderlichkeit zu verleihen, jenen Einflüssen nicht minder unterlegen ist, sondern von dem Verhalten des menschlichen Bewußtseins zu diesem Inhalt, d. h. von dem Grade, in welchem das Gefühl mit diesem Inhalt sich identificirt zeigt: von dem Maße der Unmittelbarkeit, womit dieser Inhalt in die Empfindung aufgenommen wird.

Betrachtet man nun dieses Verhältniß unter dem Gesichtspunkt der kultur- und kunstgeschichtlichen Entwicklung, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dasselbe mit der Zunahme an geistiger Freiheit in beiden Beziehungen immer lockerer ge-

worden und gleichsam ruckweise an Intensität und Festigkeit verloren hat. Ein solcher Ruck, und zwar einer der stärksten, war die Reformation, aber es ist bei diesem einen keineswegs geblieben, und sie alle haben dazu beigetragen, die naive Einheit des Gemüths mit dem Inhalt des Dogmas, d. h. die gleichsam instinktive Gläubigkeit, zu erschüttern. Wenn wir daher uns heute darüber verwundern, wie z. B. noch zu Zeiten Raphaels die unverhüllte Liederlichkeit und sittliche Verderbniß mit der tiefsten Unbefangenheit religiöser Innigkeit Hand in Hand gehen konnte, so ist solche Reflexion über einen derartigen Widerspruch schon das Resultat einer freien Verstandesthätigkeit, d. h. einer Freiheit des Geistes überhaupt, welche eben nur aus der Lockerung jener Einheit des Bewußtseins mit dem Dogma zu erklären ist. Heutzutage kann ein Mensch ein sittlicher Charakter sein, ohne Religion zu haben, aber umgekehrt wird man Jemandem schwerlich echte Religiosität zuerkennen, wenn er sich als thatsächlich unsittlich erweist, sondern man wird ihn, wenn er sich als religiös hinstellt, einfach für einen Heuchler erklären. Ein solcher Vorwurf wäre damals eine Ungerechtigkeit gewesen, da Sittlichkeit und Religiosität — wie Erde und Himmel — ganz verschiedene Gebiete waren. Diese Unmittelbarkeit und Naivetät des Glaubens erhielt daher gerade durch die Regenerationsversuche, z. B. Savonarola's, welche dahin zielten, Frömmigkeit und Sittlichkeit in logischen Zusammenhang zu bringen, einen harten Stoß. Die Reflexion hatte sich jenes inneren Widerspruchs bemächtigt, und dadurch war es für immer mit der Naivetät und Unmittelbarkeit des Glaubens dahin.

In dieser Naivetät des Glaubens, in dieser völlig reflexionslosen Hingebung des Gemüths an das Dogma, in dieser Selbstverständlichkeit der religiösen Ueberzeugung, die übrigens oft dicht an satirischen Atheismus grenzte, liegt aber die nothwendige Voraussetzung für die religiöse Malerei. Wenn z. B. Raphael, sonst bekanntlich ein lebenslustiger Cavalier von hoher geistiger Ausbildung, sich um den Papst nur soweit kümmerte, als er von ihm mit Arbeiten beauftragt wurde: mit dem Pinsel in der Hand auf seinem Brettergerüst im Vatican oder in seinem stillen Atelier vermochte er sich ohne Weiteres in die lebendigste Anschauung des Inhalts des religiösen Dogmas zu versenken, weil er sie nicht, wie unsere modernen Nazarener, erst künstlich zu schaffen, nicht erst mühsam aus seiner Phantasie zu construiren brauchte, sondern sie als unmittelbar gegeben in sich selbst vorfand. Monate lang dachte er vielleicht gar nicht daran, sondern überließ sich dem heitersten Lebensgenuß, ja wohl auch etwelcher Liederlichkeit; in dem Augenblick aber, wo er ihrer zur künstlerischen Conception bedurfte, war jene Anschauung mit ursprünglicher Kraft und Frische da und seinem inneren Blick mit voller Klarheit gegenwärtig. Dies allein erklärt bei ihm (wie auch bei seinen Vorgängern) die unendliche Hoheit, Schönheit und göttliche Menschlichkeit seiner Madonnen, während unmittelbar nach ihm — eben durch die allmähliche Zunahme der Reflexion, die eine Abnahme der Unmittelbarkeit der Empfindung involvirt — das intuitive Schaffen mehr und mehr einer bewußten, ja conventionellen Productionsmanier zu weichen begann. Noch immer wurden Madonnen, und zum Theil von großer Schönheit, gemalt, aber es war eine Schönheit, welcher die Ursprünglichkeit der religiösen Anschauung, der Hauch göttlicher Hoheit mangelte. Nicht das fortwährende (wenn auch nur innerliche) Auf-den-Knieen-Liegen — wie

bei unseren Nazarenern —: nein, im Gegentheil, die plötzliche Concentration und Anspannung in einem bestimmten Moment, der die bis dahin schlummernde, gleichsam latente Intuition wie mit einem Schlage zu energischer Kraftentwicklung erweckte: dies ist es, was den Raphael'schen Madonnen jene Frische und selige Heiterkeit, jene Abwesenheit alles Ascetisch-Sentimentalen, alles Verhimmelnden verleiht, wodurch sich die Madonnen unserer modernen Nazarener kennzeichnen. Zwar zeigt sich auch bei den Vorgängern Raphaels, namentlich bei Fiesole, ein Nebenklang jener fanatischen Verzückung, wie sie in den Christengemeinden der ersten vier Jahrhunderte die allgemeine Stimmung des religiösen Bewußtseins war; aber die Quelle derselben war eine total verschiedene; es ist nicht die nach dem Verlust der Naivetät gleichsam als Substitut eintretende Reflexion, sondern die fast leidenschaftliche Gewalt, welche der Glaube auf das gesammte Geistesleben ausübte.

Wenn sich nun diese Leidenschaftlichkeit, ohne der Reinheit der Quelle selbst Abbruch zu thun, in Raphael zu einer schönen Harmonie beruhigt, weil er die Kunst nicht mehr als bloße Dienerin des Cultus betrachtete, so erkennt man bereits bei den unmittelbaren Nachfolgern Raphaels eine gewisse Trübung dieser Harmonie. Die großartige Kunsttechnik, welche bei Raphael wesentlich durch die innere Großartigkeit der Anschauung als nothwendiges Mittel zu deren Darstellung hervorgerufen wurde, erhielten die Epigonen der großen Meister aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts als ein Erbtheil, mit dem sie auf anderen Gebieten große Erfolge erzielten. Sie bildeten diese technische Meisterschaft sogar nach ihren verschiedenen Seiten noch höher aus, z. B. Tizian nach der Seite des Incarnats, Correggio nach der Seite des Helldunkels ꝛc., aber die hohe Einfachheit der künstlerischen Schönheit, jene wunderbare Einheit von Idee und künstlerischer Form wurde in der religiösen Malerei nicht mehr erreicht und wird nie mehr erreicht werden. — Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie die Meister der zweiten Kunstblüthe, namentlich Rubens, immer aufs Neue den Versuch machten, das Geheimniß der religiösen Kunst mit anderen Mitteln der Malerei zu lösen: aber weder die realistische noch die spiritualistische Behandlung, weder die Akademiker noch die Manieristen oder gar die Eklektiker des 17. und 18. Jahrhunderts waren es im Stande; denn das Geheimniß war mit der Quelle, aus der es floß, versiegt, und diese Quelle war die Unmittelbarkeit des Glaubens.

Noch war aber eine Seite übrig, in welcher man es bisher nicht versucht hatte: die Composition, die Größe der reinen Formanschauung mit der Tendenz einer mystischen Symbolisirung des dogmatischen Inhalts. Da diese Tendenz an sich unmalerischer Natur ist, insofern die Malerei durch das Colorit auf eine hinsichtlich der Gestaltungsweise reale Auffassung angewiesen ist, die Plastik aber, obschon sonst zur Symbolisirung sich vorzugsweise eignend, aus Gründen, die schon oben Eingangs angedeutet wurden, nicht im Stande war, die Aufgabe der religiösen Kunst als Substitut der Malerei zu übernehmen, so blieb für diese Art von Versinnbildlichung der religiösen Ideen nur der Carton übrig. Hiermit beginnt — in der Cornelius-Overbeck'schen Richtung — eine neue Epoche der religiösen Kunst, die, weil sie sich eben nur als cartonfähig, d. h. wesentlich abstract und spiritualistisch erwiesen, gerade den Beweis liefert, daß für die Malerei als solche

die Aussicht auf eine originelle Regeneration gleichsam instinctiv aufgegeben worden war.

Wenn ich die Cornelius'sche Richtung eine „nur cartonfähige" genannt habe, so bin ich weit davon entfernt, damit ein Bedenken gegen dieselbe ausdrücken zu wollen; es soll vielmehr nur constatirt werden, daß sie nicht „malerisch" im specifischen Sinne des Worts ist, d. h. daß die Motive, welche der große Meister, namentlich in seinen großartigen Camposanto-Compositionen, behandelt hat, sich schon durch ihren Inhalt der malerischen Technik entziehen. Um, ohne weitläufige ästhetische Beweise, an einem Beispiel diese Ansicht als gerechtfertigt darzulegen, erinnere ich an die Composition der „Vier apokalyptischen Reiter", worin die in furchtbaren Frauengestalten symbolisirten Ideen des Kriegs, der Pest, des Hungers und des Todes auf vier stilisirten Rossen durch die Luft über die Erde dahersausen. Nun vergegenwärtige man sich diese — im Carton vollkommen verständliche — gewaltige Composition gemalt; und sofort tritt das Symbol in Widerspruch gegen die Realität des Colorits, d. h. als eine dem Inhalt völlig unadäquate Darstellungsform in's Bewußtsein. Die Rosse z. B., die im Carton farblos, d. h. als abstracte Gestaltungen erscheinen, müßten: das eine etwa als Rappe, das andere als Schimmel, das dritte als Fuchs u. s. f. gemalt werden, damit aber würden sie sofort aufhören, als Träger symbolischer Ideen zu gelten und zu natürlichen Pferdebildern herabsinken, bei denen man sogar versucht sein könnte, nach der Race zu fragen. Ich kann es mithin nur als ein wahres Glück betrachten, daß es dem Altmeister Cornelius nicht mehr — was in sonderbarem Mißverständniß seines eigenen Berufs sein letzter Lebenswunsch war — vergönnt war, seine Cartons im Camposanto als wirkliche Gemälde auszuführen, da ihre Großartigkeit gerade durch die malerische Ausführung nicht nur überhaupt abgeschwächt, sondern durch den angedeuteten Widerspruch zwischen der Technik und dem ideellen Inhalt völlig vernichtet worden wäre. Wenn daher Herman Grimm in seinem trefflichen „Leben Michelangelo's" Cornelius einen „Maler im höchsten Sinne" nennt, so widerspricht er selber dieser Bezeichnung später durch die richtige Bemerkung: „Ich sehe darin für Cornelius einen Trost, daß ihm, obschon seine Cartons nicht ausgeführt werden, doch mit deren Beendigung die Arbeit gethan zu sein scheint. Sein eigentlicher Trieb ist zu zeichnen. Die Wände in München, die er malte und malen ließ, sind geringer für mich als seine Cartons u. s. f." Dies ist aber in anderen Worten genau dasselbe, als wenn vorhin die Cornelius'sche Richtung als „nur cartonfähig", d. h. als unmalerisch bezeichnet wurde.

Der Verlust jener Einheit, die oben als Unmittelbarkeit des Glaubens gekennzeichnet wurde, führt nämlich nothwendig zu einem Zwiespalt in der Empfindung, aus welchem eine Rückkehr zur Einheit nur durch eine Vermittlung zu ermöglichen ist: diese stellt sich als Kampf gegen das sinnliche Element im Glauben, als Abwehr der blos realen Schönheit und andererseits als Versenkung in die mystische Tiefe der Tradition dar. Letztere zeigt sich nun in der weicheren Richtung Overbecks, bei dem sie sich auch als Weichlichkeit der Form und Nüchternheit des Colorits offenbart. Zugleich verflüchtigt sich alle Heiterkeit, aller Humor: solche Künstler schweben mit ihren religiösen Anschauungen immer in einer der irdischen Schönheit fremden, kühlen Region abstracter Idealität, Cornelius wie ein Adler, der kühn

zur Sonne emporstrebt, Overbeck wie eine Taube, die nach dem Oelzweig auffliegt. — Man hat, einer ebenso wohlfeilen wie beliebten Manier zufolge, nicht selten Cornelius mit Michelangelo, Overbeck mit Fiesole verglichen; aber die Aehnlichkeit auf beiden Seiten stammt nur aus einer innerlichen Verwandtschaft des Empfindens, keineswegs aus einem Parallelismus der Stilformen. Dies hier nachzuweisen, würde uns zu weit über die Grenzen unseres Themas führen, und ergiebt sich eigentlich auch schon aus der obigen allgemeinen Erörterung.

Cornelius und Overbeck sind nun, jeder in seiner Weise, die letzten großen religiösen Künstler Deutschlands; was nach ihnen kommt, ist mehr oder weniger schwächliche Stilnachbildung, ohne Naivetät, ohne Größe, ohne innere Wahrheit und darum auch ohne nachhaltige Wirkung. Wenn aber zugegeben werden muß, daß jene beiden Meister zwar große Künstler, aber nicht als Maler, sind, so liegt darin der Beweis, daß auf dem Gebiet der malerischen Anschauung die religiöse Kunst keinen naturgemäßen Boden mehr hat und daß folglich umgekehrt die Malerei als Kunstgattung von dem religiösen Motivgebiet für ihre zukünftige Entwicklung nichts zu erhoffen hat.

Wir besitzen zwar auch in der Gegenwart eine ganz respectable Reihe religiöser Maler, wie Schnorr, Führich, Deger, Andreas und Karl Müller, Ittenbach, Pfannschmidt — um nur die bekanntesten zu nennen — und es soll auch ihren Werken durchaus nicht ein hoher künstlerischer Werth abgesprochen werden; nur repräsentiren sie keinen Fortschritt nach irgend einer Seite der religiösen Kunst, denn das Höchste, was sie leisten, beschränkt sich nothwendiger Weise darauf, im Geiste und im Stil der alten Meister zu malen oder in dem von Cornelius und Overbeck zu componiren. Eine ursprüngliche Kraft der Begeisterung, eine selbständige Energie der Empfindung und Anschauung kommt selten zum Vorschein, und wo sie sich einmal in annähernd klassischer Weise kundgiebt, wie beispielsweise in den „biblischen Landschaften" von W. Schirmer, da sind es ebenfalls wieder nicht die Gemälde, sondern die Zeichnungen — hier bekanntlich in Kohle —, worin sich der religiöse Stilcharakter am wenigsten offenbart. Im Uebrigen zeichnen sich die religiösen Gemälde der sogenannten modernen Meister durch liebevolles Eingehen in die großen Vorbilder, durch fleißige, zuweilen übermäßig saubere Durchführung und correkte Zeichnung aus: aber hierauf beschränken sich auch ihre Vorzüge, und diese sind keineswegs der Art, daß sich daraus etwas für eine moderne Regeneration der religiösen Malerei erhoffen ließe. — Völlig irren aber würde man, wenn man den Grund davon in den Personen suchen wollte, als ob es vielleicht doch möglich sei, daß andere größere Künstler noch auftauchten, welche die religiöse Malerei auf einen bis jetzt ungeahnten Weg zu einem originalen Aufschwung lenken könnten: es ist eben ein Naturgesetz auch auf geistigem Gebiet, daß jede Entwicklungssphäre über ihren Culminationspunkt hinaus nothwendig der Desorganisation und endlichen Auflösung verfallen muß, um einer anderen Seite des Geistes Raum zur freien Entfaltung zu gewähren. Wie die Plastik in der antiken Kunst, so culminirte die religiöse in der großen Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts, aus welcher die wunderbaren Meisterwerke entsprossen, welche — gerade wie die griechischen Skulpturen für die Plastik aller späteren Zeiten — als unerreichbare Vorbilder für die nachfolgenden Bestrebungen gleichsam typisch geworden sind.

Es ist daher ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß in neuester Zeit einige namhafte Künstler, die man sonst auf anderen Gebieten thätig zu sehen gewohnt war, den Versuch gemacht haben, religiöse Motive möglichst realistisch, gleichsam genrehaft oder auf bloßen malerischen Effect angelegt zu behandeln. In diese Kategorie gehören die schöne und mit Recht als Gemälde hochgeschätzte „Madonna" von Knaus, die aber trotz der conventionellen Zuthat eines Heiligenscheins und einiger Engelflügel einen wesentlich genrehaften und nichts weniger als religiösen Eindruck macht, ebenso das in der letzten großen Berliner Ausstellung exponirte Bild des Grafen Harrach „Das Opfer Abrahams", welches von hoher malerischer Wirkung — als Landschaftsgemälde war. Solche Versuche tragen, gerade weil sie von bedeutenden Künstlern angestellt werden, nur dazu bei, die Inconsequenz des modernen Culturbewußtseins mit der für die religiöse Malerei nothwendigen Glaubensnaivetät zur deutlichen Erkenntniß zu bringen.

Wenn aber die religiöse Malerei, sowohl in der Form der mittelalterlichen Plastik, wie in der der Malerei des Cinquecento und endlich in der der Cartonzeichnung der Cornelianischen Epoche ihre Entwicklungsgeschichte hinter sich hat, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, welche Wege denn die Malerei einzuschlagen habe, um aus ihrem jetzigen Zustande der Zerfahrenheit heraus zu gelangen, und welchen Zielen sie sich zuwenden müsse, um nicht blos in technischer, sondern auch in ideeller Beziehung einen neuen und wahrhaft originalen Aufschwung anzubahnen? Auf diese Frage werden wir vielleicht in einer späteren Betrachtung Antwort zu geben versuchen.

Die Revuen-Rundschau muß wegen Raummangels in diesem Hefte leider fortbleiben.

Verlag von **Otto Janke** in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. O. Janke** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 10.

(Juli 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Seite

Felix Dahn: Hunnen-Zug 1
Ferdinand Kürnberger: Der schützende Schutzgenosse 3
Fedor von Köppen: Drohbriefe an den Fürsten Bismarck 27
Daniel Schenkel: Die Religion als Heilmittel der modernen Gesellschaft . . 40
Alfred Kirchhoff: Das deutsche Land als Mitbildner des deutschen Volks . . 60
Emil Naumann: Wolf Graf Baudissin 72

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.
von Schulte: Zur inneren politischen Lage 78

Staats- und Rechtswissenschaft.
Ph. Zorn: Kirchenstaatsrechtliche Streitfragen 83

Geschichte.
H. Breßlau: Zur diplomatischen Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 89

Geographie.
G. R. Credner: Ueber die Entwicklung des Rhein- und Elbthals 96

Philosophie und Aesthetik.
M. Carriere: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache. I. 101

Naturwissenschaft.
G. Jaeger: Der todte Punkt in der Zoologie 108

Medicin und Gesundheitspflege.
F. Seitz: Die Lungenschwindsucht und ihre Verhütung 114

Musik.
M. Fürstenau: Goethe's Hauskapelle 120

Literatur.
A. Strodtmann: Allgemeine Betrachtungen über den Roman 128

National-Oekonomie und Statistik.
E. Laspeyres: Die Statistik im Dienste der nationalökonomischen Theorie 133

Rundschau über die Revuen des Auslandes 139

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. Birnbaum (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. Bluntschli (Heidelberg), Prof. Dr. H. Breßlau (Berlin), Prof. Dr. Carriere (München), Prof. Dr. Felix Dahn (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. Gareis (Gießen), Prof. Dr. Huber (München), Prof. Dr. G. Jäger (Stuttgart), Prof. Dr. Kirchhoff (Halle a. S.), Dr. J. Landgraf (Stuttgart), Prof. Dr. Laspeyres (Gießen), Prof. Dr. K. Möbius (Kiel), Prof. Dr. Emil Naumann (Dresden), Prof. Dr. F. Reber (München), Prof. Dr. E. Reitlinger (Wien), Dr. Max Schasler (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. v. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Seitz (München), Adolf Strodtmann (Berlin), Prof. Dr. J. Wiesner (Wien), Prof. Dr. K. Zittel (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 11.

(August 1878.)

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Seite

Ferdinand Kürnberger: Der schützende Schutzgenosse (Schluß) 141
Richard Pohl: Erinnerungen an Robert Schumann. I. 169
K. A. Zittel: Sintfluth und Diluvium 181
K. v. Thaler: Der Sänger des Satans 193

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.
J. C. Bluntschli: Der europäische Congreß in Berlin und der Berliner Friede im Orient 204

Staats- und Rechtswissenschaft.
Carl Gareis: Die völkerrechtliche Bedeutung des Berliner Congresses . 209

National-Oekonomie und Statistik.
E. Laspeyres: Wie lebt der deutsche Arbeiter? I. Die Einnahmen der Arbeiter 214

Philosophie und Aesthetik.
M. Carriere: Wesen und Entwicklung der Sprache. II. 219

Geographie.
Alfred Kirchhoff: Cypern und seine Bedeutung für England 226

Medicin und Gesundheitspflege.
F. Seitz: Die Sterblichkeit der Kinder besonders im ersten Lebensjahre . 233

Naturwissenschaft.
Edmund Reitlinger: Aus dem Gebiete der Electricität 240
J. Wiesner: Die Bedeutung des Chlorophylls für das Leben der Pflanze 249

Landwirthschaft.
K. Birnbaum: Zur Zukunft des Brennereibetriebs in der Landwirthschaft 246

Handel, Gewerbe und Industrie.
Josef Landgraf: Der fahrende Gewerbebetrieb 254

Geschichte.
H. Breßlau: Zur Jugendgeschichte Napoleons I. 258

Literatur.
A. Strodtmann: Antike Stoffe in modernem Gewande 263

Musik.
M. Fürstenau: Die Reise nach Berlin (1808) 268

Rundschau über die Revuen des Auslandes 277

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordnetem Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Jahrgang II. Heft 12.

(September 1878.)

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Allgemeiner Theil.

Seite

Fachmännische Beleuchtung der Katastrophe des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst" 281
Julius von der Traun: Der Geigenmacher von Absam, Novelle 290
Richard Pohl: Erinnerungen an Robert Schumann. II. 306
Josef Rank: Das Volksthümliche in unsern Klassikern 317
J. van Bebber: Die Wirbelstürme 333

Rundschau über das nationale Leben.

Politik.
F. v. Schulte: Parlamentarische Lage 350

Staats- und Rechtswissenschaft.
C. Gareis: Mißverständnisse 354

National-Oekonomie und Statistik.
E. Laspeyres: Wie lebt der deutsche Arbeiter? II. Die Verwendung des Einkommens auf die verschiedenen Bedürfnisse 359

Philosophie und Aesthetik.
H. Vaihinger: Entstehung, Probleme und Parteien der Erkenntnißtheorie 364

Geographie.
A. Kirchhoff, Ostturkestan 370

Medicin und Gesundheitspflege.
Franz Seitz: Der Gesundheitszustand und die herrschenden Krankheiten im deutschen Reiche 379

Geschichte.
H. Breßlau: Ein preußischer Ministerwechsel am Ende des 17. Jahrhunderts 384

Landwirthschaft.
Eugen Werner: Das höhere landwirthschaftliche Unterrichtswesen . . . 389

Handel, Gewerbe und Industrie.
Josef Landgraf: Die Wirthschaftsconcessionen in der deutschen Gewerbeordnung 395

Literatur.
A. Strodtmann: Ein ungedruckter Aufsatz H. Heine's 398

Musik.
E. Naumann: Ein Paar Proben modernen musikalischen Zopfes 403

Bildende Kunst.
M. Schasler: Die Zukunft der religiösen Malerei 414

Digitized by Google

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 10. Juli 1878.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Im G. Schwetschke'schen Verlage in Halle a/S. erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Todtenbestattung.

Todtencultus alter und neuer Zeit

und die

Begräbnissfrage.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Waldemar Sonntag.

Gr. 8. geh. Preis 3 Mark.

Dieses Buch behandelt in sehr umfassender Weise ein Thema, welches zu den jetzt hervorragenden Tagesfragen gehört. Der Verfasser giebt nicht nur den ganzen dazu gehörigen Apparat alter und neuer Zeit, sondern beschäftigt sich auch eingehend mit dieser Angelegenheit.

Ihren 12. **Jahrgang** (1878) hat begonnen die

Zeitschrift

für Gewerbe- und Industrie-Vereine, Vorstände von Kunst-Industrie und Gewerbeschulen, sowie für alle Freunde der Kunst-Industrie.

Kunst & Gewerbe.

1878 oder 12ter Jahrgang

bestehend aus 48 Nummern und 48 Kunstbeilagen nebst den

Mittheilungen

des bayrischen Gewerbemuseums

Preis 15 Mark.

Wochenschrift zur Förderung deutscher **Kunst-Industrie.** Herausgegeben vom **Bayr. Gewerbemuseum zu Nürnberg,** redigirt von Dr. Otto v. Schorn. Diese Zeitschrift errang sich während ihres 11jährigen Bestehens durch ihren gediegenen Inhalt mehrere staatsministerielle Empfehlungen und die allgemeine Anerkennung der gesammten Presse.

Inserate werden aufgenommen und mit **30 Pfennigen** die Zeile berechnet.

Abonnement hierauf übernimmt jede solide Buchhandlung, sowie die Postanstalten. Probe-Nummern durch erstere gratis.

Nürnberg. **Friedrich Korn'sche Verlagsbuchhandlung.**

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

des

Königlichen Theaters zu Berlin.

Nach Archivalien des Königlichen Staats-Archivs und des Königlichen Theaters

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band: Das alte Berliner Theaterwesen bis zur ersten Blüthe des deutschen Drama's. Preis 7 ℳ.

Zweiter Band: Die Königliche Oper unter Freiherrn von der Reck und das National-Theater bis zu Iffland. Preis 8 ℳ.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 11. August 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Im G. Schwetschke'schen Verlage in Halle a/S. erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Todtenbestattung.

Todtencultus alter und neuer Zeit

und die

Begräbnissfrage.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Waldemar Sonntag.

Gr. 8. geh. Preis 3 Mark.

Dieses Buch behandelt in sehr umfassender Weise ein Thema, welches zu den jetzt hervorragenden Tagesfragen gehört. Der Verfasser giebt nicht nur den ganzen dazu gehörigen Apparat alter und neuer Zeit, sondern beschäftigt sich auch eingehend mit dieser Angelegenheit.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer (gebunden).

Nord-Deutschland, östl. u. westl. Theil à	*M. 5.—*
Süd-Deutschland	*- 7.50*
Rheinlande	*- 8.—*
Thüringen	*- 6.—*
Deutsche Alpen, 2 Th. à	*- 7.—*
Wien	*- 5.50*
Schweiz	*- 9.—*
Suisse	*- 9.—*
Südfrankreich	*- 10.—*
London	*M. 7.50*
Rom u. Mittel-Italien	*- 18.—*
Ober-Italien	*- 12.—*
Unteritalien u. Sicilien	*- 12.—*
Italien in 50 Tagen	*- 9.—*

Wegweiser (kartonnirt).

Thüringen	*M. 2.—*
Harz	*- 2.—*
Riesengebirge	*- 2.—*
Schwarzwald	*- 1.50*
Schweiz	*- 2.—*

***PARIS** und Nord-Frankreich, vorzüglich bearbeiteter Führer für die Ausstellungs-Besucher . . M. 7.50*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von Otto Janke in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

des

Königlichen Theaters zu Berlin.

Nach Archivalien des Königlichen Staats-Archivs und des Königlichen Theaters

von

A. E. Brachvogel.

Erster Band: Das alte Berliner Theaterwesen bis zur ersten Blüthe des deutschen Drama's. Preis 7 ℳ.

Zweiter Band: Die Königliche Oper unter Freiherrn von der Reck und das National-Theater bis zu Iffland. Preis 8 ℳ.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zweiter Jahrgang.

Heft 12. September 1878.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im **G. Schwetschke**'schen **Verlage** in Halle a/S. erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Todtenbestattung.

Todtencultus alter und neuer Zeit

und die

Begräbnissfrage.

Eine culturgeschichtliche Studie

von

Waldemar Sonntag.

Gr. 8. geh. Preis 3 Mark.

Dieses Buch behandelt in sehr umfassender Weise ein Thema, welches zu den jetzt hervorragenden Tagesfragen gehört. Der Verfasser giebt nicht nur den ganzen dazu gehörigen Apparat alter und neuer Zeit, sondern beschäftigt sich auch eingehend mit dieser Angelegenheit.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer (gebunden).

Nord-Deutschland, *östl. u. westl. Theil à M. 5.—*	
Süd-Deutschland	*- 7.50*
Rheinlande	*- 8.—*
Thüringen	*- 6.—*
Deutsche Alpen, *2 Th. à*	*- 7.—*
Wien	*- 5.50*
Schweiz	*- 9.—*
Suisse	*- 9.—*
Südfrankreich	*- 10.—*
London	*M. 7.50*
Rom u. Mittel-Italien	*- 18.—*
Ober-Italien	*- 12.—*
Unteritalien u. Sicilien	*- 12.—*
Italien in 50 Tagen	*- 9.—*

Wegweiser (kartonnirt).

Thüringen	*M. 2.—*
Harz	*- 2.—*
Riesengebirge	*- 2.—*
Schwarzwald	*- 1.50*
Schweiz	*- 2.—*

PARIS ***und Nord-Frankreich,*** *vorzüglich bearbeiteter Führer für die Ausstellungs-Besucher . . M. 7.50*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte

des

Königlichen Theaters zu Berlin.

Nach Archivalien des Königlichen Staats-Archivs und des Königlichen Theaters

von

A. E. Brachvogel.

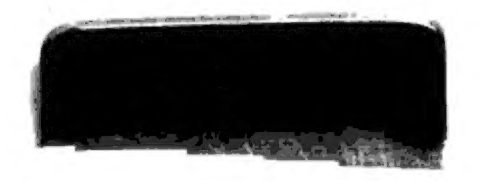
Erster Band: Das alte Berliner Theaterwesen bis zur ersten Blüthe des deutschen Drama's. Preis 7 ℳ.

Zweiter Band: Die Königliche Oper unter Freiherrn von der Reck und das National-Theater bis zu Iffland. Preis 8 ℳ.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google